Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Sechster Band.

Zweite Auflage.

Heidelberg, 1862.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Sechster Band.

Zweite Auflage.

Heidelberg, 1862.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Vorwort

zur vorliegenden neuen Ausgabe.

Die wohlwollende Aufnahme, deren sich diese meine im Jahre 1844 begonnene und im Jahre 1856 beendete „Geschichte der Welt" in verschiedenen Kreisen zu erfreuen hatte, hat mir es möglich gemacht, an eine „neue verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe" zu gehen, die nun hier in sechs Bänden vorliegt.

Ehe ich die Beziehungen angebe, nach welchen diese neue Ausgabe eine verbesserte und vermehrte heißen kann, sei es mir gestattet, Einiges aus dem Vorwort zum letzten Bande der vorhergehenden Ausgabe auszuheben und vorauszuschicken.

Beruht die Darstellung der Weltgeschichte, wie es sein muß, wissenschaftlich auf einem noch so umfassenden Quellenstudium, so wird doch, wer dieselbe unternimmt, sie nicht mit Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu Stande bringen, wenn er bei Anordnung, Würdigung und Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen und Erscheinungen nicht denjenigen Maßstab anwendet, den nur das Evangelium (nach dem Schriftworte: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht") darzureichen vermag. Ich habe es daher versucht, die Weltgeschichte nach ihrer äußern und innern Seite vornehmlich in diesem Reflexe aufzufassen, und wenn der Versuch auch bei Vielen eine günstige Aufnahme gefunden hat, so ist mir dabei doch nicht verborgen geblieben, wie viel klarer sie noch mit diesem Lichte beleuchtet, wie viel erschöpfender die Bedeutung der Ereignisse nachgewiesen, wie viel kunstgerechter der Reichthum ihres Inhalts dargelegt werden kann, wie denn dieß nach einzelnen Seiten hin von Manchen geschehen ist, von denen Nutzen gezogen zu haben ich dankbar bekenne.

Daher konnte es mir auch nur erfreulich sein, wenn seitdem noch Andere sei's durch die von mir versuchte mehrseitige Anwendung des erwähnten Princips ermuthigt, sei's aus unabhängigem Antriebe, nach dem Beispiel der uns hierin vorangegangenen Männer, zu ähnlichen Versuchen bewogen wurden, welche alle mehr oder weniger dazu beitrugen, gegenüber einer indifferenten oder widerchristlichen Geschichtsbetrachtung auch der christlich-ethischen ihr gebührendes Recht zu verschaffen.

Was man etwa von anderem Standpunkte in diesem meinen Werke vermissen mag, habe ich theils nicht erstrebt, theils lag es außerhalb der mir verliehenen Kräfte und Gaben. Kann aber die ernste Bemühung, durchweg die

erkannte Wahrheit frei zu bekennen, die historische Treue nach Möglichkeit zu wahren, auch die Form wenigstens nicht zu vernachlässigen, noch sonst der Würde der Geschichtschreibung etwas zu vergeben, insbesondere sie nicht durch rhetorisches Pathos, noch durch parteisüchtiges Plaidiren, noch durch unberufenes Predigen und Moralisiren zu beeinträchtigen; — kann ferner das Streben, neben der tiefern Bedeutung der Ereignisse auch das Gesetz der Einheit in der Behandlung zu beobachten, die Masse des Materials nach dem aufgestellten Gesichtspunkte sondernd zu ordnen und durch zweckmäßige Gruppirung in das objective Licht des übersichtlichen Zusammenhangs zu stellen, das Auseinanderliegende durch die geeignete Stellung zu verknüpfen, das Verworrene möglichst zu entwirren und durch das Ganze hindurch den rothen Faden der ihm zum Grunde liegenden höheren Idee festzuhalten; — kann endlich die Bemühung, auch die neuesten Forschungen, so weit sie mir zugänglich waren, zu benützen, und überhaupt bei der Auswahl des Wissenswürdigsten durch Beiziehung des Gemüthansprechenden und durch eine, wo möglich auch in die innere Lebensregion der Persönlichkeiten eingehende Characterisirung das Interesse für alles Reinmenschliche zu wecken und zu befriedigen, und bei diesem Allem das Bestreben, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne gegen die eigene vertretene Sache ungerecht zu werden: — kann, sag' ich, alles dieses Bemühen und Bestreben, wenn es mir auch bloß annäherungsweise gelungen seyn mag, dem Ganzen einen eigenthümlichen Werth und eine gewisse Brauchbarkeit besonders für Diejenigen verleihen, bei welchen eine nähere Kenntniß des historischen Stoffs nicht schon vorausgesetzt, denen sie vielleicht in diesem Werke erst eröffnet wird, — so ist ein nicht kleiner Theil meines Zwecks erreicht. Und wenn die darin niedergelegte evangelische Anschauung wenigstens geeignet ist, dem Suchenden die Wahrheitsspur aufzuzeigen, zu deren weiterer Verfolgung ihm dann Eingeweihtere behülflich sein mögen, so bin ich für meine Arbeit reichlich belohnt, wiewohl ich mit Beugung bekenne, daß ich mich hierin einer Sache unterfangen habe, in der alles menschliche Wissen immer Stückwerk bleiben wird und uns erst in einem höheren Lichte eine vollkommene Anschauung zu Theil werden kann.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Werks in seinen verschiedenen Bänden ist mir zu manchen Quellen, die ich zum Theil nur in ihren Ableitungen benützt hatte, der unmittelbare Zugang möglich geworden; theils wurden unterdeß durch den Fleiß der Forscher neue Quellen eröffnet; theils haben sich mir bei noch mehr eingehender Prüfung und weiterer Vergleichung in einzelnen Beziehungen neue Gesichtspunkte ergeben; theils waren hie und da Lücken auszufüllen und Übergänge nachzuholen, und endlich war der Gang der geschichtlichen Entwicklung seit dem Jahre 1856 bis zur Gegenwart — wenn auch nur in kurz hingeworfenen Contourstrichen — fortzusetzen.

Aus allen diesen Ursachen lag mir die Pflicht ob, bei dieser neuen Ausgabe möglichsten Fleiß anzuwenden, um das Werk nach der inzwischen fortgeschrittenen Wissenschaft und nach der mir daraus gewordenen weiteren Ein-

sicht sowohl zu verbessern, als auch zu vervollständigen. So kam es, daß nicht wenige Abschnitte umgearbeitet worden, viele neu hinzugekommen sind, andere Abschnitte durch Einschaltungen ergänzt, durch erläuternde Notizen oder sonstige characteristische Beigaben bereichert worden sind. Nicht leicht wird daher eine Kapitelabtheilung sich finden, welche nicht kleinere oder größere Änderungen oder Erweiterungen erfahren hätte, so daß in letzterer Beziehung der Text im Ganzen um wohl ein Drittheil vermehrt erscheint.

Bei dieser Überarbeitung wurden zugleich Druckfehler und Irrthümer getilgt, Ungenauigkeiten und Undeutlichkeiten im Ausdruck gehoben, und manche Urtheile über Personen und Thatsachen noch sorgsamer vor dem Schildlein des Lichts und des Rechts geprüft.

Im Allgemeinen beobachtete ich die in den ersten Ausgaben angegebenen Grundsätze der historischen Behandlung. Ich überließ in der Regel durch eine mehr objective Behandlung (eine rein objective giebt es in der Geschichte nicht) dem Leser die Abstraction des Urtheils; doch wo die Sache selbst es mit sich bringt, ließ ich meine subjective Ansicht geradezu hervortreten oder sie doch durchschimmern: denn der Mangel einer solchen Kundgebung würde der historischen Darstellung jene Lebenswärme entziehen, ohne welche eingehendere, das Gemüth tiefer berührende Ereignisse den gehörigen Eindruck und Erfolg nicht zu Wege bringen würden.

Eine philosophisch-theologisch-politisch-raisonnirende Geschichtsdarstellung, bei welcher entweder die Kenntniß des Historischen großentheils vorausgesetzt wird, oder das geschichtlich Gegebene mehr bloß zum Substrat für das Raisonnement dient, beabsichtigte ich nicht, sondern ich wollte die Geschichte in ihren nothwendigen Einzelnheiten als ein innerlich und äußerlich geordnetes, in seinem ursächlichen Zusammenhang erkennbares und vom Lichte der geoffenbarten Wahrheit beleuchtetes Bild der Menschheitsentwicklung dem Belehrung Suchenden vor Augen stellen.

Die eingehendere Betrachtung, die ich gleich in der ersten Ausgabe dieses Werkes auch den Hauptseiten der Culturgeschichte gewidmet habe, — wie sie denn überhaupt in neuerer Zeit mehr Berücksichtigung findet — hat auch in dieser neueren Ausgabe am Schlusse jeder Periode ihre gebührende Stelle behalten, wurde aber hie und da einer neuen Erwägung und Sichtung unterzogen, zumal unterdeß besonders die Geschichte der Literatur ein Lieblingsthema kritischer Geister geworden ist. Was sich aus ihren neuen Darstellungen mit meiner früheren, theils aus eigener, theils aus fremder Erfahrung gewonnenen Anschauung vereinigen ließ und dem meiner Arbeit zum Grunde liegenden Princip nicht widerspricht, habe ich mit Vorsicht sowohl, als mit Dank benützt und dabei, — wie das überhaupt im ganzen Werke, der Gerechtigkeit gemäß, geschehen ist, — auf die Gewährsmänner und ihre Schriften hingewiesen.

Eben so habe ich Alles, worauf mich hie und da öffentliche Beurtheilungen und private Zuschriften aufmerksam gemacht haben, möglichst und mit

Dank beachtet. Viele Notizen, vorzüglich aus manchen neueren französischen und englischen Schriften, die mir nicht zur Hand waren, verdanke ich den freundschaftlichen Mittheilungen meines wissenschaftlich gebildeten, um die Vervollkommnung meiner Arbeit vielfach verdienten Herrn Verlegers. Er wird es sich auch angelegen sein lassen, ein Namen- und Sachregister zur Gebrauchserleichterung beizugeben.

Und so möge denn dieses Werk wieder ausgehen, um gute Früchte zu bringen und Vielen, die sich in den mannichfaltigen Gängen und Kreuzungen der Weltbegebenheiten zurechtfinden wollen, ein treuer Führer zu sein. Möge der innere Segen, der mir bei der wiederholten Durcharbeitung dieser dreißig Bücher zu Theil wurde, auch auf diejenigen übergehen, welche mit mir darin den Spuren der ewigen Wahrheit nachgehen, die allein fest macht in einer Zeit, in der das Festeste zu wanken scheint, und der Besonnenste Mühe hat, sich aufrecht zu erhalten.

Zweibrücken, den 12. Juli 1862.

Dr. Heinrich Dittmar,
Rector und Professor des Gymnasiums daselbst,
Ritter des k. b. Verdienstordens vom h. Michael
I. Klasse, und Mitglied der historisch-theologischen
Gesellschaft zu Leipzig.

Inhalt des sechsten Bandes.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Die französische Revolution.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Die Consularregierung und das bonapartistische Kaiserreich.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Napoleon's Sturz und Neuordnung der europäischen Staatenverhältnisse.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Die französische Revolution.

---

1. Kapitel. Frankreich im Anfang der Regierung Ludwig's XVI.

1. Ursachen der französischen Revolution. Zustand der französischen Institutionen vor der Revolution: Das Königthum; die Geistlichkeit; der Adel; die Parlamente. Lage des dritten Standes. Die Mängel der Verwaltung, insbesondere des Besteuerungssystems. Schuldenlast und Finanzverwirrung.

Allenthalben in der Christenheit, besonders in denjenigen Ländern, in welchen die Reformation mit Gewalt unterdrückt worden war, lag gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Zündstoff bereit, aus dem die Flamme der Revolution hervorbrechen sollte. Widergöttliche Beherrschung und Bedrückung der Gewissen von Seite der Kirche, Mißbrauch der Gewalt und Willkühr von Seite des Staats, Übermuth der höhern Stände und ungleiche Vertheilung der Lasten hatten in den Herzen der Völker eine solche Empörung erzeugt, daß ihnen die heilsamen Bande der Gesellschaft, welche unter dem Einfluß des Christenthums entstanden waren, fortan als unerträgliche Fesseln erschienen. Freiheit für die Menschheit, Freiheit für die Völker, Freiheit für die Individuen wurde daher die vorherrschende, selbst viele der edelsten Gemüther erfüllende Idee, welche die Welt in ihrem tiefsten Innern in fieberhafte Bewegung setzte, bis nach Zerstörung der alten, allerdings großentheils durch grobe Mißbräuche entstellten Ordnung der Dinge die alle Schranken des Maßes und der Möglichkeit überschreitenden Kräfte von einem aus ihnen selbst hervorgehenden Riesengeist zum Stillstand gebracht und zu einer neuen Ordnung verwendet wurden, die aber seinen persönlichen Zwecken dienen sollte, und daher, weil er gleichfalls dabei alle Schranken des Maßes überschritt, mit ihm zusammenbrach, ohne einem dauerhaften Bessern den Platz zu räumen, wenigstens da nicht, von wo aus diese Weltbewegung, deren Ende noch nicht vorhanden, ausgegangen ist.

So mächtig und gewaltig die Erschütterung war, welche Alles in ihren Abgrund zu stürzen drohte und mit dem Faulen auch noch Gesundes verschlang, — so ursprünglich und großartig nach allen Seiten hin war sie im Anfang und Fortgang, ja ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge — nicht vorausberechneter menschlicher Plane und Absichten, sondern jener

großen Gerichte, womit die heilige und gerechte Vorsehung die von ihren Wegen abgeirrten Völker zu strafen und heimzusuchen pflegt.

Die Bildung des 18. Jahrhunderts, wie sie sich in allen Schichten der Gesellschaft darstellte, hatte den Grund verlassen, auf dem allein das Heil der Völker aufzurichten ist. Vergebens suchten dann Fürsten und Völker auf ihren eigenen Wegen bessere Zustände herbeizuführen: vergebens wurden Minister gewechselt und neue Einrichtungen getroffen; vergebens Gesetze geändert und Verfassungen entworfen; vergebens Bündnisse geschlossen und Kriege geführt; — vergebens wurde endlich der ganze Bau der Gesellschaft umgestürzt, um auf den Ruinen einen neuen aufzurichten. Es konnte kein lange befriedigender Zustand daraus hervorgehen, bis endlich Noth und Elend zu der Anerkennung zwang, daß allein der verlassene Weg christlichen Glaubens und christlicher Sitte zum Heil und Frieden der Nationen führe, wenn auch die eigene Erkenntniß und jene Anerkennung fortwährend noch schwankend und keineswegs so allgemein ist, daß man über alle Gefahr neuer Katastrophen hinweg wäre.

Ob sich gleich nun in der ersten französischen Revolution die tiefsten Tiefen dämonischer Gewalt aufthaten, deren Losbruch den Betrachter oft mit Schauder erfüllt, so fehlt es doch bei dem Anblick des schwarzen Weltgrundes auch nicht an zwischen-durchblickenden Lichtstrahlen sittlicher Größe, die das Grauen mindert und mit der Menschheit wieder versöhnt. Und obgleich in diesem grandiosen Weltdrama menschliche Willkür und menschliche Verblendung die Fäden zu dem düstern Gewebe spannen, so sind doch überall auch die Spuren höherer Hand nicht zu verkennen, die in allen Katastrophen der Weltgeschichte hemmend und fördernd, zu- oder ablenkend die Geschicke der Individuen, wie der Nationen zu überwachen und Alles dem Ziele seiner Bestimmung zuzuführen stets thätig ist.

Das Land, von welchem die große, Staat und Kirche im tiefsten Grund erschütternde Bewegung ausgieng, um die völligste Umkehr alles Bestehenden zu bewirken, war Frankreich, wo die, nach Unterdrückung der Reformation herrschend gewordene, heuchlerische Bigotterie, womit das oberste Regiment seine Unsittlichkeit hatte zu verdecken gestrebt, den frivolsten Unglauben erzeugte, welchen die entartete Kirche zu bekämpfen keine Macht mehr hatte; — wo das in absolute Despotie ausgeartete Königthum, welches mit dem Gut und Blut der Nation nach Willkür geschaltet hatte, die Rache des zertretenen Rechts weckte, die Sehnsucht nach Befreiung aus allen drückenden Banden in's Ungemessene steigerte und den philosophischen Theorien von einer falschen Freiheit willkommenen Vorschub that; — wo die bevorrechteten Klassen, besonders die Aristokratie, theils durch offenen Lasterdienst und unsinnige Verschwendung, theils durch herrische Laune den bittern Haß des überbürdeten und gedrückten Volkes erregte.

Alle Institutionen, welche in früheren Perioden Frankreichs Macht befördert hatten, die Monarchie, die Geistlichkeit, der Adel und die Parlamente waren im Laufe des 18. Jahrhunderts in sich aller Kraft baar und ledig geworden.

Das französische Königthum war unumschränkt und keiner andern Macht, als seinem eigenen Gewissen verantwortlich geworden, so daß es nur von ihm abhieng, ob es herkömmliche oder garantirte Rechte beachten wollte. In der That stand es am Ende nur auf dem von früheren Legisten ausgesprochenen Axiom: si veut le roi, si veut la loi (wie der König will, will das Gesetz). Versuche zur Machtbeschränkung waren früherhin im Grunde selten vom eigentlichen Volke, das seine Könige, so lange sie (wie Franz I und Heinrich IV) im Rath und Feld und Land persönlich voranleuchteten, gerne mächtig sah, sondern nur von einzelnen Großen und ihren Anhängern ausgegangen. Seit aber die Könige mehr hinter die stellvertretenden Gewalten (hinter einen Richelieu und Mazarin) zurücktraten, oder seit Ludwig XIV durch eine orientalisch-abgestufte Hofhaltung wie durch eine Scheidewand von dem Volke getrennt erschienen, so daß der König des Volkes Wünsche und Bedürfnisse nie mit eignen Sinnen, sondern nur durch eine oft sehr entstellende Vermittlung kennen lernte, — war das Königthum dem Volke etwas Fernliegendes geworden, zumal es auch nicht mehr, wie früher, nationale, sondern bloß dynastische Zwecke verfolgte. Als nun vollends die Regentschaft des Herzogs von Orleans und die Regierung Ludwigs XV durch eine — alles äußeren Anstandes und selbst jedes verhüllenden Scheines entbehrende — Scham und Scheu verletzende Sittenlosigkeit das Königthum schändete, verschwand der Rest des die Krone umgebenden Nimbus vollends.

Die dem Königthum nächste hohe Stellung nahm in Frankreich die zahlreiche, aus allen Klassen der Gesellschaft hervorgegangene und durch großen Grundbesitz vom Staat unabhängige Geistlichkeit ein, welche, ehehin stark durch ihre hierarchische Ordnung und Disciplin, unter den bevorrechteten Ständen den mächtigsten Einfluß im Staate hatte und lange des Königs festeste Stütze war. Auch sie aber war im Laufe des 18. Jahrhunderts durch eigene Schuld in den Augen des Volkes gesunken, theils durch die äußerste Verweltlichung ihrer höhern Glieder, die nicht durch Talent und Verdienst, sondern bloß durch Geburt und Gunst zu jenen Würden gelangten, — ein Umstand, der zwischen der höhern und niedern Geistlichkeit eine Spaltung hervorbrachte, welche das in dem geistlichen Stande einst so starke Gefühl der Einheit schwächte; — theils durch die Unsittlichkeit vieler besonders der höhern Würdenträger, theils durch die zunehmende geistige Trägheit und wissenschaftliche Unthätigkeit des ganzen Standes, der doch noch unter Ludwig XIV so manche gelehrte und hochgebildete Glieder hatte aufweisen können,

insbesondere durch die Gleichgültigkeit der kirchlichen Corporationen gegenüber der allgemeingewordenen Thätigkeit der Laien in fast allen Zweigen des Wissens; — theils auch durch die noch fortwirkenden Folgen der Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Jansenisten, insofern dadurch auch die Geistlichkeit der herrschenden Kirche in Frankreich in ihrer kirchlichen Anschauung innerlich getheilt war.

Nach der Geistlichkeit kam dem Range nach der Adel, wie es denn in Frankreich Grundsatz war, daß „der Kleriker der ältere Bruder des Adels" sei. Dieser Stand konnte längst seinem historischen Ursprung nicht mehr nachrechnen. Stark zusammengeschmolzen in seinen alten Geschlechtern durch die früheren langen Kriege mit Englaud, und dann wieder ergänzt durch einen aus dem Kriegerstand des 14. und 15. Jahrhunderts hervorgegangenen neuen Adel, so wie durch einen aus dem Bürgerstand erwachsenen Amts- und Diplom-Adel, konnten die vornehmsten Adelsgeschlechter ihren Stammbaum nicht über das 11. Jahrhundert hinaufführen.

Den höchsten Adel bildete die Pairschaft, die zuletzt 7 geistliche und 38 weltliche Glieder zählte und nur gewisse Ehrenvorzüge in Anspruch nehmen konnte. Doch gab es auch hohe Adelsfamilien (wie die Montmorency), welche nicht zur Pairschaft gehörten. Das Herkommen unterschied 1. solche Adelige, welche von mittelalterlichen Dynastieen, die in ihrem Gebiete Souverainetätsrechte gehabt hatten, abstammten und den Titel Seigneurs führten; 2. solche, welche ihren Adel auf 400 Jahre zurückführen konnten und durch kriegerisches Verdienst und Lehnbesitz in diesen Stand gekommen waren und Gentilshommes hießen; 3. solche, welche den Adel gekauft oder auf andere Weise erworben hatten und die man Nobles nannte. Dieser letztere Adel, zu dem auch der gesammte Parlamentsadel gehörte, war nicht hoffähig. Viele nahmen das Adelsprädicat ohne hinreichende Berechtigung an. In keinem andern Lande machte selbst der besitzlose Adel so viel Ansprüche, als in Frankreich; auch der geringste Adelige stellte sich hoch über das Volk.

Während der Adel dem Könige gegenüber der unbedingten Herrschergewalt unterworfen war, galt er als bevorzugter und von Andern beneideter Diener des Königthums, und die ihm untergebenen Landleute hatten so viele Abgaben und zum Theil selbst Frohndienste zu leisten, daß er sich, ihnen gegenüber, noch immer als den eigentlichen Herrenstand ansehen konnte, obgleich er diese Eigenschaft dem Staate gegenüber längst verloren hatte. Da der höhere Adel alle höheren Ämter am Hofe, in der Kirche und im Heere inne hatte, so erschien der Bürger und Landmann weit zurückgesetzt. Nichts desto weniger war die Stellung des Adels eine unsichere und gefährliche: denn nach Oben war er der Willkühr der Machthaber, nach Unten dem Neide der Bürger und dem Hasse der Bauern ausgesetzt, welche letztere in einigen Provinzen (namentlich in Poitou, in der Bretagne und einem Theile der Normandie) anfiengen, ihre Abhängigkeit vom Adel als ein Joch zu betrachten und sich nach Befreiung davon zu sehnen. Dazu kam, daß der Adel größtentheils durch Übermuth und Leichtsinn, Stolz und Eitelkeit, insbesondere der Hof-

adel durch seine Theilnahme an der Verschwendung und den Ausschweifungen des Königthums, gegen die er nie eine tadelnde Stimme erhob, so wie durch sein Gefallen an den, von der Aufklärungsphilosophie aufgestellten irreligiösen und antimonarchischen Ideen, deren Gefahr für ihn er nicht ahnete, selbst das Strafgericht über sich herausforderte.

Unter dem Adel gab es übrigens viele Abstufungen, wenn gleich jeder Edelmann auf Standesgleichheit Anspruch machte und gern Heinrich's IV Wort: „Mein schönster Titel ist, der erste Edelmann des Königreichs zu sein!" stolz auf sich anwendete. So z. B. war eine starke Trennungslinie zwischen dem Adel im Militär und dem Adel in der Magistratur, dessen Ursprung nicht alt war. Jener, auf sein für den Staat vergossenes Blut stolz, mißachtete diesen seiner friedlichen Verrichtungen wegen, und dieser, sich für unabhängiger, unterrichteter und uneigennütziger haltend, betrachtete jenen nur als Werkzeug des königlichen Willens. Der Militäradel lebte lockerer und sittenloser, der Beamtenadel führte achtbarere Sitten und beide mißachteten auch aus diesem entgegengesetzten Grunde einander. — Eine weitere Trennung fand zwischen dem Hofadel und dem Land- oder Provincialadel Statt, indem letzterer sich seiner Unabhängigkeit rühmte und theils mit Unwillen, theils mit Neid auf den Hofadel hinblickte. — Eben so sprach der Hofmann mit dem Bürgerlichen, mit dem er gleichgestellt zu werden nicht fürchtete, höflicher, als mit dem Edelmann aus der Provinz, dem er stets seine Superiorität fühlen ließ. Selbst unter den Hofleuten gab es Schattirungen, indem sich die grands Seigneurs von den hommes de qualité wohl unterschieden wissen wollten. Alle diese Abstufungen brachten in die Stellung des Adels etwas Unsicheres und Zweideutiges, dessen Nachtheil bald empfindlich hervortreten sollte. (Vgl. Droz Gesch. d. Reg. Ludwigs XVI in der Einleitung.)

Was endlich die Parlamente betrifft, deren es 13 im Reiche gab, so sind dieselben bereits oben (XXIV. 2, 5.) von Seite ihrer Bedeutung und ihres Wirkungskreises geschildert worden. Ursprünglich war das Parlament nur eine aus Geistlichen und Advocaten zusammengesetzte Behörde, die in Verbindung mit dem Könige über alle Lehnsangelegenheiten entschied, bis im 12. Jahrhundert bürgerliche Rechtsgelehrte (die Legisten s. XVII. 2, 1.) darein berufen wurden, und mit der Vermehrung derselben sich nun der eigentliche Adel und selbst auch die Geistlichkeit aus den Parlamenten zurückzog und dieses Institut dem höhern Bürgerstande überließ, aus dem sich fortan das Parlament selbst ergänzte: doch blieben die Pairs geistlichen und weltlichen Standes stets Mitglieder der Parlamente. Diese Parlamente, deren sämmtliche Mitglieder gelehrte Studien und einen academischen Grad nachweisen mußten und dem Adel gleich geachtet wurden, waren alsdann die „Pflanzschule", aus welcher die Könige ihre fähigsten Räthe nahmen. Die Parlamentsstellen wurden allenthalben erblich und besaßen bedeutende Rechte. Keine königliche Verordnung hatte eher eine gesetzliche Gültigkeit, als bis sie von den Parlamenten in ihr Protokoll eingetragen worden war. In welchem Verhältnisse sie zum Könige standen und was ihre Aufhebung unter Ludwig XV herbeiführte, davon wurde oben (XXIV. 2, 5.) gehandelt.

Welch' eine bedeutende Stellung die Glieder des Pariser Parlaments in der ältern Zeit hatten und wie jedes Glied sich dieser Bedeutung bewußt war, schildert Rie-

buhr mit den Worten: „Der Sohn eines Parlamentsraths wußte, daß seine Vorfahren seit Jahrhunderten in diesem Tribunal gesessen hatten, und er wurde in dem Gedanken erzogen, daß auch er sich dieses ernsten Berufes würdig machen müsse. Wenn der junge Mann heranwuchs, führte der Vater ihn in die Sitzungen. Er hörte die Debatten vom vierzehnten, fünfzehnten Jahre an und gewöhnte sich an die Bekanntschaft mit Rechtsfällen, was die einzig wahre Einleitung zum juristischen Studium ist. Die Parlamentsfamilien hatten unter sich, mit Gelehrten und Geistlichen Umgang; von dem entsetzlich frivolen Hofe hielten sie sich ganz entfernt. In ihren Gesellschaften war immer die Rede von ernsten Gegenständen." — Seit sie aber, vom Hofe, besonders unter Ludwig XV, häufiger von der Willkür des Hofes zu leiden hatten, und ein großer Theil der Parlamentsräthe selbst sich oft der Rechtsverletzungen des Hofes durch knechtische Zustimmung theilhaftig machten, der übrige Theil aber sich oft in einem bloßen eigensinnigen Widersprechen ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste gefiel und selbst da, wo die Regierung in ihrem Rechte war, ihren Ruhm in der Widerspännstigkeit suchte, war das Parlament in eine Demoralisation gerathen, die nächst der Verderbtheit des Hofes auf die Moral des Volkes, das ohne dieß jede Opposition mit seinem Beifall begleitete, den schlimmsten Einfluß hatte.

Der dritte Stand (tiers-état) oder die Bourgeoisie, bestehend aus den Bürgern der Städte und aus demjenigen Theile der Landleute, der allmählich selbständig geworden und mit politischen Rechten war begabt worden, war schon seit Philipp dem Schönen neben der Geistlichkeit und dem Adel zu den Reichsversammlungen zugelassen worden (XVII. 2, 1.). Er enthielt den größten Theil der geistigen und materiellen Kraft des französischen Volks: Advocaten, Ärzte, Kaufleute, selbständige Handwerker, niedere Beamte, auch diejenigen höhern Beamten, die keine Parlamentsräthe waren. Unter ihnen lebten die reichen Grundbesitzer, ohne Adelsrechte zu haben, auf einem ähnlichen Fuß, wie der Adel. — Obgleich die Bourgeoisie im Genusse großer Vortheile war, indem der ganze Handel und Geldverkehr, der Besitz der Civil- und Finanzämter (mit Ausnahme des Parlaments) in ihren Händen lag, so galt der reichste Bürger doch im Staate weniger, als der ärmste Adelige, und wenn der Bürger sich auch den Adelstand kaufen durfte, so vermochten oder wollten das doch sehr Viele nicht, und solche besonders sahen mit Mißgunst und Eifersucht die Bewegungen des Adels an.

Auf der untersten Stufe der französischen Gesellschaft stunden die Bauern, welche theils aus lehentragenden Kleinbesitzern, theils aus Pächtern und Taglöhnern bestanden. Auf dem Bauernstande ruhte der ganze Druck der Abgaben und Lasten aller Art, die er dem Gutsherrn zu entrichten hatte; ja er hatte noch die Vermögenssteuer an die Regierung und den Zehnten an die Geistlichkeit zu entrichten.

Kein Wunder, daß der Bürger- und der Bauernstand, theils durch ihre beiderseitige Stellung zum Adel, theils durch die von der Encyclopädistenphilosophie verbreiteten Ideen von den angestammten Menschenrechten, mit einer tiefen Abneigung gegen die bevorzugten Stände erfüllt und beide niedere Stände in diesem Gefühle einig waren, während jene beiden privilegirten Klassen nach Interessen und Meinungen in sich gespalten waren.

Die **Verwaltung** des vorrevolutionären Frankreichs litt gleichfalls an den größten Mängeln, die in der Verschiedenheit der Grundsätze lagen, nach welchen die verschiedenen **Provinzen** behandelt wurden. **Einige** Provinzen, (wie die Bretagne, Artois, Burgund und Langued'oc) hatten stets **Ständeversammlungen** gehabt, welche, wie die ganze Landesverfassung, die drei Hauptstände in sich faßten; auch eine Anzahl kleinere Provinzen hatten eine ständeähnliche Einrichtung; die **meisten** Provinzen hatten aber gar **keine Stände**. Jene **Provincialstände** hatten das Steuerbewilligungsrecht, das aber längst zur leeren Form geworden war, ferner das Recht, die bewilligte Steuer selber nach dem ihnen passendsten Modus zu erheben, was jedenfalls dem Provincialgeist eine Art Selbständigkeit verlieh. Dieses **Recht der Selbstbesteuerung** half aber dem **dritten** Stand der Provinz wenig, da gerade die ärmere Bevölkerung verhältnißmäßig am meisten tragen mußte. Doch hatten die sich selbst besteuernden Provinzen am meisten Sinn für gemeinnützige Unternehmungen, während in den übrigen Provinzen, wo königliche Beamte ohne Zuziehung der Bevölkerung die Steuern erhoben, (wobei sie nur ihr eigenes und des Hofes Interesse vor Augen hatten und nach willkürlich wechselnden Grundsätzen verfuhren), nichts für das Beste der Provinz geschah, wie denn überhaupt gerade in solchen Provinzen die größte Verwirrung herrschte und die Unzufriedenheit mit der Regierung am größten war.

In **administrativer und finanzieller Beziehung** war ganz Frankreich in 32 Bezirke (**Generalitäten**) eingetheilt; über jeden derselben war ein **Intendant** gesetzt, der, aus der Klasse des Neuadels, nur dem **Könige** verantwortlich war. War ein solcher Mann billiggesinnt, so konnte er ein großer Wohlthäter der Provinz werden; außerdem glich er einem Satrapen, der nur darauf ausgieng, sich zu bereichern.

Eine Hauptursache des Drucks lag in der **Ungleichheit des Besteuerungssystems**. Der Adel zahlte keine Grundsteuer, sondern nur den Zwanzigsten des jährlichen Einkommens von seinen Ländereien und eine kleine Kopfsteuer. Die Geistlichkeit, obwohl sie die größten Einkünfte hatte, zahlte keine directe Steuer irgend einer Art, sondern votirte in einer alle fünf Jahre von ihr gewählten Versammlung ein verhältnißmäßig geringes **Geschenk**, als einen Beitrag zur Bestreitung der Staatsausgaben; nur die **Geistlichkeit** der seit dem 16. Jahrhundert dem Staate einverleibten Provinzen entrichtete so viel als der Adel. Der **Bürger** war der Grundsteuer, dem Zwanzigsten, der Kopfsteuer und noch besondern Gemeindelasten unterworfen. — Auf dem Bauernstande lagen alle möglichen Lasten, unter welchen eine besonders drückende, die **Salzsteuer** (la gabelle), sich befand, die noch dazu in verschiedenen Provinzen und Orten wieder gar verschieden war. — Dieselbe Ungleichheit zeigte sich beim **Zollwesen**. Dazu kamen die zahlreichen **Local-Abgaben** an den Grundherrn und an die Gemeinden; ferner die **Verschiedenheiten des Maßes und Gewichts**, das in jeder Provinz, ja fast in jeder Stadt ein anderes war.

Der Engländer Wraxal, der 1776 Frankreich bereis'te, schrieb in Bezug auf die Loiregegenden: „Die äußerste Armuth und das äußerste Elend der Bauern, in der Mitte eines Paradieses, das alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens in größtem Überfluß hervorbringt, erfüllt mich mit Erstaunen, Mitleid und Zorn. Ich sehe viel Pracht, aber noch mehr Noth, ein fürstliches Schloß umgeben mit tausend erbärmlichen Hütten, den erkünstelten und entnervenden Aufwand, im Gegensatz zu der Bettelhaftigkeit und Nacktheit des Volks."

Bei solchen Zuständen wurde die Unzufriedenheit immer allgemeiner, die Achtung vor Sitte und Recht verschwand; der Glaube an die Heiligkeit des Throns und Altars hörte auf und die Erwartung eines gewaltsamen Umsturzes ward endlich der herrschende Zug der Zeit. — Hatte Fenelon schon 1710 geschrieben: „Der Staat ist eine alte Maschine, welche beim ersten Stoß zerbrechen wird" —, so schrieb J. J. Rousseau 1760: „Wir nähern uns einem Zustand der Krisis und dem Zeitalter der Revolution; es ist unmöglich, daß die großen Monarchieen von Europa noch lange dauern können." — Und selbst Voltaire schrieb in seinem 68. Jahre: „Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution aus, welche unfehlbar eintreten wird, deren Zeuge zu sein ich aber nicht mehr das Vergnügen haben werde. Es wird ein schöner Sturm werden" ꝛc. — Doch waren dieß nicht nur die Urtheile hervorragender Männer, welche ihrer Zeit vorauseilen, sondern die Nation selbst war empört, beim Hinblick auf die damaligen Zustände und jeder Kampf gegen alte Mißbräuche hatte den Beifall des ganzen Volks auf seiner Seite — bis endlich die Repräsentanten des Staates, von der gleichen Bewegung erfaßt, selber die letzten Stützen desselben zerbrachen.

2. Ludwig's XVI Charakter. Marie Antoinette. Die übrigen Glieder der königlichen Familie. Wiederherstellung des alten Parlaments. Turgot's und Necker's Reformversuche. Calonne's verderbliches Finanzsystem. Unzufriedenheit des Volks. Der Halsbandprozeß. Die Notabelnversammlung. Brienne. Entlassung der Notabeln.

Nach Ludwigs XV Tod athmeten alle, welche sich durch die bisherige Mißregierung gedrückt fühlten, freier auf und begrüßten den damals zwanzigjährigen Enkel desselben mit dem Namen des Ersehnten (le desiré), als er im Mai 1774 zur Regierung kam. Er war ein wohlwollender Fürst von guten Anlagen. Mitten in dem entarteten Hofleben von Versailles aufgewachsen, folgte er doch dem tugendhaften Beispiele und der frommen Gesinnung seiner Ältern (des Dauphin Ludwig und der Marie Josephe von Sachsen). Bei seiner edeln Bildung und bei der Reinheit seiner Sitten zweifelte man daher nicht, daß er entschlossen sei, mit den verhaßten Überlieferungen der vergangenen Regierung sofort zu brechen. Allein erzogen in den Vorurtheilen der absoluten Monarchie, und vermöge derselben abgeschlossen von aller Berührung mit dem Volke, fehlte es ihm sowohl an richtiger, selbständiger Einsicht in den Geist seiner Zeit und in die kritischen Zustände seines Landes, als auch am klaren Bewußtsein von der hohen Auf-

gabe und der ernsten Verpflichtung seines königlichen Berufs und daher im Augenblick der Entscheidung an sicherem Urtheil und fester Entschlossenheit.

Mit welchen Empfindungen Ludwig XVI den Thron bestieg, ist schon oben (XXIV. 2, 5.) angedeutet worden und nicht ungegründet war sein Mißtrauen in sich selbst. Früher öfters von den Ministern, von der Dubarry und den Hofleuten zurückgesetzt, nicht selten sogar bespöttelt, konnte Zuversicht, Gewandtheit und Entschlossenheit bei ihm nicht aufkommen. Wiewohl er Lateinisch und Englisch verstand und sonst mehrere gute Kenntnisse besaß, die er in seiner Zurückgezogenheit sich gesammelt, verlieh ihm doch sein Wissen keine feste Überzeugung und thatkräftige Entschiedenheit, weßhalb er gern der Mehrheit der Meinungen beitrat und überlegenen Geistern und Characteren gegenüber sich mit Scheu benahm und nicht den Tact gewann, die besten darunter auszuwählen und an die rechte Stelle zu setzen. Übrigens war er einfach in seinen Bedürfnissen, leutselig und voll guten Willens, sich durch Verbesserung der Regierung und Verwaltung die Liebe des Volks zu erwerben und das Wohl des Landes zu fördern.

Seine Gemahlin Marie Antoinette, der großen Maria Theresia an Schönheit und geistiger Lebendigkeit ähnliche Tochter, war zu unreif (im 15. Lebensjahre) in diese verhängnißvolle, durch die Pompadour vermittelte Ehe gekommen, um schon damals jenen Einfluß zu besitzen, den sie später, obwohl nicht glücklich, ausübte. Heiter und sorglos gab sie sich ihrer neuen Umgebung hin und setzte sich über viele ihr lächerlich vorkommende Gebräuche der Etikette hinweg oder unterwarf sich ihr, wo es sein mußte, nur mit Scherz. Anfangs gefiel dem Hofe und den Parisern Alles an ihr; bald aber, als Manche sich durch ihre unbesonnenen Scherze beleidigt fanden, oder sich, weil sie nichts Unsittliches in ihrer Nähe dulden wollte, genirt fühlten, wurden ihre Tugenden leichtsinnig verkleinert und ihre Schwächen und Jugendfehler übertrieben.

Bei ihrer Hochzeitsfeier war ein Gedränge entstanden, in welchem, da es durch eine Feuersbrunst vermehrt wurde, an 300 Menschen um's Leben kamen, was als ein böses Vorzeichen vom Volke angesehen wurde, das überhaupt mit der österreichischen Heirath nicht zufrieden war und stets gegen die Königin ein schlimmes Vorurtheil hegte. — Von dem jugendlichen Leichtsinn der Königin stehe hier nur ein Beispiel aus dem angeführten Werke des ehrenwerthen franz. Historikers Droz: „Die junge Königin suchte gern Vergnügungen, die mit ihrem Rang im Widerspruch standen: die Bälle der Oper entzückten sie und sie besuchte dieselben oft. Als sie sich einst, nur von einer Hofdame begleitet, dahin begab, zerbrach ihr Wagen und sie vollendete die Fahrt in einer Miethkutsche. Dieses Abenteuer schien ihr so ergötzlich, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als dasselbe den Personen ihrer Bekanntschaft zu erzählen, die sie zuerst auf dem Balle traf. Die Naivität und Bereitwilligkeit, mit welcher die Königin selber das sonderbare Ereigniß, das ihr zugestoßen war, erzählte, bewies, daß nichts Strafbares vorgefallen war; aber die Anecdote lief, von der Verläumdung erklärt, umher: die Königin in den Straßen von Paris, in einem Miethwagen, in der Nacht, mit einer einzigen Frau! Auf diesen Grund machte man zwanzig scandalöse und romanhafte Geschichten.“ Durch solche Thorheiten schadete sie ihrem Ruf, und leider machte Niemand sie auf die Gefahren derselben aufmerksam. Als dem Könige dergleichen schlimme Gerüchte über die Königin zukamen, fürchtete er, sie zu betrüben, wenn er ihr darüber Vorstellungen machen würde, und als er deßhalb seinen Minister Maurepas um Rath fragte, meinte dieser, man müsse die Königin nicht beunruhigen: dem ehrgeizigen Minister waren nämlich dergleichen Zerstreuungen für die

Königin recht, weil er sie um jeden Preis von den Staatsgeschäften entfernt halten wollte. Aber auch ganz unschuldige Freuden, wie z. B. „eine Morgenpartie, um den Sonnenaufgang zu sehen, einige nächtliche Spaziergänge auf den Terrassen von Versailles, wo sich die Königin den Genuß einer angenehmen Musik in einer schönen Sommernacht verschaffen wollte", gaben den Parisern reichen Stoff zur Verläumdung. Als sie vollends das der Stadt Paris nahegelegene Schloß St. Cloud gekauft hatte, um der Langweile ihrer Hofumgebung auf entferntern Schlössern zu entgehen, war sie erst recht dem Geklatsche des Volks ausgesetzt, das zu sagen pflegte: Wir gehen nach St. Cloud, um die Wasserwerke und die Österreicherin zu sehen! Denn da sie auch den Putz und Modewechsel kindisch liebte, ohne die Kosten anzuschlagen, so sah man sie bald als die Urheberin der Finanznoth an und nannte sie „Madame Deficit!" Dieses Eine Wort war ein bezeichnendes „Vorspiel des giftigen Hasses", mit welchem der Pariser Pöbel sie späterhin verfolgte.

Unter den Tanten des Königs hatte vorzüglich Madame Adelaide Einfluß, war aber „ohne politischen Blick." Des Königs edle Schwester, Prinzessin Elisabeth, hatte schon am vorigen Hofe stets der Mäßigung und Sitte das Wort geredet und, da sie nicht durchdrang, sich strenger Beobachtung der Religion zugewendet. — Die zwei Brüder des Königs waren von entgegengesetztem Character: der ältere, betitelt Monsieur (der nachmalige Ludwig XVIII), strebte nach Einsicht und war Verbesserungen geneigt; der jüngere, Artois, ergab sich leichtsinniger Verschwendung und hielt viel auf die Vorrechte des Adels. Beide dünkten sich des Thrones würdiger, als der König, und mischten sich oft in die Regierung. — Unter den übrigen Prinzen der königlichen Familie befand sich der Herzog von Orleans, der bis zum Tode seines Vaters den Titel Herzog von Chartres geführt hatte, in ganz Paris durch seine Sucht, englische Moden und Liebhabereien nachzuahmen und durch seinen Umgang mit Männern der Zeitphilosophie bemerklich, dabei durch seine Ausschweifungen verächtlich gemacht, welche letztere so weit giengen, daß er bald, obgleich noch jung, abgelebt aussah und ihm die Haare vom Haupt fielen. Sein ehemals hübsches Gesicht „war breit, roth, von unreinem Teint; seine dunkeln Augen waren ausgebrannt und nur, wenn dann und wann eine fieberhafte Aufregung oder wilder Genuß ihn packte, sah man noch etwas von dem Feuer glimmen, was zu früh den Brennstoff verzehrt hatte, über welchen ursprünglich seine Natur gebot". (Leo.) Bei seinen vielen Geistesanlagen zeigte er große Widersprüche in seinem Charakter. „Zugleich geizig und verschwenderisch, stolz und sich wegwerfend, übereilt und eitel auf kühne Plane eingehend und zu feige etwas durchzuführen. Von vielen Seiten geschmeichelt, vorgeschoben, benutzt, getäuscht; — Bezahler, Mitschuldiger und Opfer der Revolution, aber nie das wahre leitende Haupt irgend einer Partei, nicht einmal der Seinigen. (Fr. v. Raumer.) Ihm gehörte unter dem großen orleans'schen Privatbesitz auch der sog. Palais-Royal, ein Palast mit Gartenanlagen im altfranzösischen Geschmack. Als er in Folge seiner Vergeudungen tief in Schulden gerieth, kam er, um sein Vermögen zu verbessern, auf den Gedanken, jenen Garten englich anzulegen und ihn mit neuen Gebäuden zu umgeben, deren untere Geschosse Arkaden, Kaufläden, Kaffehäuser, die obern Stockwerke Säle für Kunstausstellungen, für Concerte, Theatervorstellungen, Wachsfigurenkabinette, Hazardspiele, und Wohnungen für Modehändlerinnen ꝛc. enthielten. Die Miethzinsen für alle diese Localitäten gewährten ihm ein großes Einkommen; der ganze Platz selbst aber wurde nun der Mittelpunct des regsten öffentlichen Verkehrslebens in Paris, aber auch ein wahres „Babel" sinnbethörenden, lüderlichen Treibens in allen Formen und Gestalten.

Allgemein war die Erwartung, der König werde diejenigen Minister seines Thronvorgängers, welche das öffentliche Vertrauen verloren hatten, ohne Verzug entlassen, aber er zögerte und ließ dadurch gleich anfangs jenen schwachen, von den verschiedensten Einflüssen beherrschten Charakter wahrnehmen, welcher sich so wenig mit der Ausübung souverainer Macht

verträgt. Und so wurde gleich von vorne herein der rechte Weg zur Verbesserung verfehlt.

Die erste brennende Frage, welche nach Ludwigs Thronbesteigung der Regierung vorlag, war die, ob die neuen parlamentarischen Einrichtungen, welche der noch am Ruder gebliebene Premierminister Maupou getroffen hatte, denen aber das öffentliche Vertrauen nicht zu Theil geworden war, aufgehoben und dagegen das alte, vom vorigen Könige abgeschaffte Parlament (XXIV. 2, 5.) wieder hergestellt werden sollte. Gegen die Wiederherstellung war unter den Ministern vornehmlich der Finanzminister Turgot, weil er besorgte, bei den Verbesserungen, die er vorhatte, durch die Opposition des Parlaments gehindert zu werden. Auf seiner Seite waren am Hofe der Monsieur und die Tanten des Königs, außerdem der ganze Klerus und alle Freunde des Königthums. Aber der Minister Maurepas, unterstützt von der Königin und einigen Prinzen, wollte der öffentlichen Meinung entgegen kommen, und wußte den König, der sich vor Allem die Liebe des Volkes zu gewinnen wünschte, dahin zu bestimmen, daß er den widerstrebenden Premierminister Maupou entließ und feierlich die Wiederherstellung des alten Parlaments (1774) aussprach. Darüber war das Volk außer sich vor Jubel und die Fischweiber in Paris tanzten vor den Häusern der ehemaligen Parlamentsglieder.

Zwar erhielt das wiedereingesetzte Parlament eine neue Dienstordnung mit solchen Beschränkungen, welche künftigem Widerstand gegen die königliche Macht vorbeugen sollte; aber kaum war das Parlament wieder versammelt, so stellte es kühn den Grundsatz auf, sein Bestand sei eigentlich nie unterbrochen gewesen und habe durch ein lit de justice, das eigentlich verfassungswidrig sei, gar nicht aufgehoben werden können. Der König gab nach und schon im folgenden Jahre (1775) war das Parlament mit allen seinen alten Rechten wieder hergestellt.

Damals schon weissagte der englische Gesandte, daß la volonté generale d. i. der Volkswille, dem zu Liebe der König die Parlamente wiederhergestellt habe, spitze Dornen in sein Polster treiben werde, und daß sich der König in seiner Meinung, seine Autorität dadurch gesichert zu haben, vor dem Ende seiner Regierung getäuscht sehen werde.

Nach Maupou's Entfernung machte der König auf den Rath seiner Tanten den schon erwähnten Grafen Maurepas zum Premier. Jedermann hätte dem jungen Könige eine festere und würdigere Stütze gewünscht, als diesen frivolen Mann, der mit dem „Eigensinn und der Schwäche eines Greisen“ die Leichtfertigkeit und Übereilung eines gewissenlosen jungen Menschen verband, eines Mannes, der aus Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe Alles vermied, was seine Mahlzeit oder seinen Schlaf beunruhigen konnte, kaum an ernste Tugend glaubte und die reine Liebe zum gemeinen Wohl als Täuschung oder als Vorwand ansah. Um allein die Regierung zu verwalten, suchte er den König durch Zer-

streuungen möglichst fern zu halten, die Königin aber durch leichtsinnige Hofumgebung abzuziehen und die Brüder des Königs in ihrer Verschwendung zu bestärken.

Anfangs hatte der König guten Willen, sich an den Regierungsgeschäften zu betheiligen und folgte gerne den Rathschlägen seiner Minister. Weil er aber doch zuweilen eigensinnig auf seiner Meinung bestund und, wenn man ihm nicht beistimmte, heftig wurde, so wußte ihn Maurepas durch die Vorstellung, daß er nicht nöthig habe, sich so viele Mühe zu geben, da ja die Repräsentation, die Gesellschaft, die Jagd hinreichend beschäftige und die Regierung ohnedieß ihren Gang gehe, dahin zu bringen, daß er sich zurückzog, und seine Zwischenzeiten auf Lectüre von Reisebeschreibungen, englischer Bücher und schöngeistiger französischer Schriften, desgleichen (nach der damaligen Mode, daß jeder Prinz ein Handwerk lernte), auf das Erlernen des Schlosserhandwerks verwendete, daran er so viel Freude fand, daß er alle verdorbenen Schlösser und Schlüssel in seinem Palaste reparirte oder auch neue machte! — Da Maurepas einen unbezwinglichen Trieb hatte, über Alles seinen oft verletzenden, ja vernichtenden Witz auszulassen, mit dem er selbst seine Freunde nicht verschonte, (wie ihm denn früherhin ein Spottgedicht auf Frau von Pompadour eine 25 Jahre lang währende Verbannung vom Hofe zugezogen hatte), so giebt man ihm Schuld, durch seine Witzeleien und scandalisirenden Bemerkungen viel zu den Verleumdungen, welche über die Königin in Umlauf kamen, beigetragen zu haben, um sie dadurch um so sicherer vom Regierungseinfluß abzuhalten.

Besser waren die übrigen Minister: Vergennes, der Minister des Äußern, ein gemäßigter und verständiger Mann, war nur oft zu sehr durch Rücksichten gebunden; — Malesherbes, der Justizminister, human und gemäßigt, war auf Verbesserung der Rechtspflege durch Abschaffung der lettres de cachets und der Folter, auf Befreiung der Presse, Gewährung der Toleranz und Wiederherstellung der Religionsrechte der Protestanten bedacht; endlich und vorzüglich der Finanzminister Turgot, aus einem altadeligen Geschlecht der Normandie, ein Mann von strengen Sitten und unabhängigem Geiste, zwar der ökonomistischen Richtung zugeneigt, aber von tiefer Einsicht und voll edlen Eifers, die Ordnung der zerrütteten Finanzen durch Abschaffung der Steuerungleichheit, Ablösung der Feudallasten, Minderung der Ausgaben, Befreiung des Handels rc. herzustellen.

Wenn die Monarchie noch gerettet werden konnte, so war es durch ihn. Als Intendant von Limoges (seit 1761) hatte sich seine Verwaltung durch wichtige Reformen ausgezeichnet. Er hatte die Frohnden abgeschafft, Umlage und Erhebung der Steuern verbessert und den freien Verkehr mit Getreide begünstigt. Seine Untergebenen nannten die Provinz seiner Verwaltung „einen kleinen, glücklichen Staat, umgeben von einem weiten herabgekommenen Reiche.“ Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige bezeichnete er sein Programm mit den Worten: „Keinen Bankrott, keine Erhöhung der Steuern, keine Anleihen!“ Dagegen rieth er zur Sparsamkeit, zu gerechter Vertheilung der Lasten und zur Hebung des Ackerbaus und der Industrie. Der König hörte ihn mit Theilnahme und billigte seine Ansichten. — Allein als Turgot nach diesen Grundsätzen seine Verbesserungen in der Staatsverwaltung eingeführt hatte, so fanden sich dadurch die Interessen derjenigen, welche aus den bisherigen Mißbräuchen Vortheil gezogen hatten, zu sehr verletzt, als daß ihm nicht viele Feinde erweckt worden wären. Namentlich hatte der freie Verkehr mit Getreide unter den verschiedenen Provinzen — nach einer ohnehin geringen Ärnte — in einigen Gegenden eine Steigerung der Brotpreise zur Folge gehabt und dadurch Unruhen hervorgerufen, welche sich nach Paris verbreiteten, aber dort von Turgot mit Kraft unterdrückt wurden.

Als im Jahre 1776 Turgot neue wichtige Reformen — namentlich die Abschaffung der Frohnden und der Zunftrechte — vorbereitete, widersetzte sich das Parlament besonders aus dem Grunde, weil die allgemeine Umlage, welche an die Stelle der erstern treten sollte, auch die Güter des Klerus und des Adels mit betreffe, mit solcher Hartnäckigkeit, daß die betreffenden Edicte nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs registrirt wurden. Dadurch steigerte sich dann die kurzsichtige Unzufriedenheit mit Turgot in Paris noch mehr, und Maurepas, welcher bei der Ausführung so durchgreifender Verbesserungsmaßregeln alle Popularität einzubüßen fürchtete, wußte jene Unzufriedenheit so geschickt zu benutzen, daß es ihm gelang, den Rücktritt und die Entlassung des verdienten Turgot durch Intriguen beim Könige herbeizuführen.

Bei Gelegenheit der Opposition des Parlaments war es, daß der König das Wort aussprach: „Nur ich und Turgot meinen es gut mit dem Volk!" Der Widerstand Maurepas' und der Umstand, daß man ihm die Staatsrathsstelle, die er als Zeichen königlichen Vertrauens zur Befestigung seines schwierigen Standes seinen Feinden gegenüber verlangen zu müssen glaubte, als einem Bürgerlichen und Protestanten verweigerte, veranlaßte ihn, seine Entlassung zu nehmen. Beim Abschied sagte der König zu ihm: „Sie sind glücklich: Sie können abdanken!" — worauf Turgot antwortete: „Möchten Sie immer glauben können, daß ich Ihnen nur chimärische Gefahren gezeigt habe, und möchte Ihre Regierung für Ihre Völker so glücklich sein, als diese es von Ihren wohlwollenden Grundsätzen erwarten!" — Turgot, fortan nur den Wissenschaften lebend, starb vier Jahre darnach (1781). Wie schwer mußte Frankreichs Adel und Klerus ihre Verachtung der Tugenden und Einsichten dieses ehrenhaften und energischen Staatsmanns büßen!

Eine Zeit lang trieben nun Andere das Wesen fort: ein Herr de Clugny, der aber noch in demselben Jahre starb, und nach ihm Taboureau de Réaux, der im folgenden Jahre wieder abtrat. Inzwischen ruhten alle Verbesserungsversuche, und am Hofe kehrte die alte Sorglosigkeit wieder, und während die Masse über die Mißbräuche fortklagte, umjubelten in Paris alle, die sich zu den Gebildeten zählten, verschiedene Götzen des Tages und gaben eben so sprechende Beweise von der Art ihrer Aufklärung, als von ihrem mit derselben Hand in Hand gehenden Aberglauben. So bereitete der Unglaube dem alten Christusläugner und Glaubensspötter Voltaire, dem es gegen das Ende des Jahres 1777 nach dreißigjähriger Abwesenheit von Paris einfiel, sich dort wieder einmal sehen zu lassen, einen wahnsinnigen Triumph, dessen Freudengenuß ihn so hinnahm, daß er an den Folgen starb; und anderseits (nur einige Jahre später) gab sich der Aberglaube der Pariser, insbesondere der Damenwelt, in Verbindung mit der Neugierde, in Masse den Manipulationen Mesmer's, des Entdeckers des thierischen Magnetismus, hin, und staunte die neue geheimnißvolle Wunderwelt an, aus der nur Wenige Anregung für ein Höheres und diese meist in falscher Weise gewannen.

Dem alten Voltaire (XX. 2, 5.), diesem „incarnirten Genius Frankreichs und des 18. Jahrhunderts", brachte ganz Paris den Weihrauch der Anbetung dar. — „Stolze Edelleute von den ersten Familien des Landes verkleideten sich in Kellner in den Hotels und Speise-

häusern, wo Voltaire erschien, um nur das Glück zu haben, wenn nicht anders, doch wenigstens mit der Serviette auf dem Arme in seine Nähe zu kommen. Der Enthusiasmus war ansteckend. Der nüchterne Franklin, der damals als Gesandter der nordamerikanischen Colonieen in Paris war, stellte seinen Enkel dem alten Voltaire vor und bat um Voltaire's Segen! Im Theater ward er begränzt, mit Vivat's betäubt, unter Rosen, die man ihm zuwarf und zutrug, fast bedeckt. Die Anstrengung, die Alles das dem alten, eitlen Manne brachte, war so gewaltig, daß ihm gerathen wurde, zu seiner Nervenberuhigung Opium zu nehmen. Er nahm aber zu viel, erkrankte — — und starb am 30. Mai 1778."

Als man ihn kirchlich begraben wollte, hatte der Pfarrer der Kirche St. Sulpice den Muth, dem Manne, der sein Leben lang die Kirche und ihre Sacramente verhöhnt und Christum mit Füßen getreten hatte, das kirchliche Begräbniß zu verweigern. Das erregte nun zwar unter den Gegenkirchlichen einen gewaltigen Sturm und reizte sie, auch der Geistlichkeit alle ihre Sünden vorzurücken. Diese ließ sich aber nicht irren und blieb auf ihrer Weigerung, so daß Voltaire's Verehrer, um nicht am Ende der hohen geistlichen Behörde Anlaß zur Einmischung zu geben, für gut fanden, den einbalsamirten Leichnam ihres Idols 30 Meilen von Paris entfernt, in aller Stille zu Sellières, wo Voltaire's Neffe Pfarrer war, beisetzen zu lassen.

Dergleichen Exaltationen konnten natürlich die allgemeinen Klagen über die Staatsschäden nicht beschwichtigen, die Mängel im Justizwesen, in der Verwaltung, bei der Flotte, im Heerwesen nicht verdecken oder heben. Die steigende Finanznoth zwang den König, einen Mann, der zwar bürgerlichen Standes und Protestant war, aber schon unter den beiden letzten Ministern als Rath im Finanzministerium gearbeitet und dabei im Grunde dieselben überschaut hatte, zur Leitung des Staatshaushalts zu berufen. Dieser Mann war Necker aus Genf.

Jakob **Necker**, geb. zu Genf 1734, Sohn eines Professors des Staatsrechts daselbst, hatte in einem Pariser Banquierhaus die Handlung erlernt, bekam in Folge seiner Ordnungsliebe, Geschicklichkeit und Rechtlichkeit Antheil am Geschäft und erwarb sich darin im Laufe der Jahre ein bedeutendes Vermögen, das ihm gestattete, sich nebenher literarisch zu beschäftigen, so daß er nun auch als Schriftsteller auftrat und durch eine Lobschrift auf Colbert, dessen Mercantilsystem er anhieng, 1773 von der französischen Academie den Preis erhielt. Dadurch und daß er auch gegen Turgot schrieb, erhielt er eine Berühmtheit, welche seine Vaterstadt Genf bewog, ihn zu ihrem Geschäftsträger bei dem Cabinet von Versailles zu ernennen. Dadurch wurde er dem Könige und dem Finanzminister Clugny näher bekannt und als Finanzrath angestellt, in welcher Stellung er bald genaue Einsicht in den Stand der Finanzen erhielt und bei dem folgenden Minister schon so leitend eingriff, daß dieser sich überflüssig sah und im Verdrusse abtrat. Nun wurde Necker, der unterdeß auch durch eine Denkschrift über die Hülfsquellen der französischen Staatseinnahmen die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte, 1776 Director des königlichen Schatzes und 1777 Generalcontroleur der Finanzen, nahm aber dafür keinen Gehalt.

Unter seinem Einfluß hob sich der Staatscredit wieder, so daß er, theils durch Einschränkung der Verwaltungsausgaben, Abschaffung der Generalpächter und vieler überflüssiger Beamten, theils und vorzüglich durch Staatsanleihen, nicht nur die Mittel zum nordamerikanischen Krieg (XXIV. 5, 4) und zu andern außerordentlichen Ausgaben beischaffte, sondern auch ein ansehnlicher Einnahmsüberschuß vorhanden zu sein schien. Um den Staatscredit noch mehr zu erhöhen, entschloß er sich im Jahr 1781 zu einem Compte rendu d. i. zu einer öffentlichen Darlegung der

wirklichen Finanzlage des Staates. Er verfuhr dabei von einer Seite mit der größten Offenheit, indem er die wirkliche Einnahme in ihrer Unzulänglichkeit zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben aufwies, um die Nothwendigkeit der Abhülfe klar zu machen. Auch erregte die Offenheit, mit welcher die innern Schäden amtlich bloßgelegt wurden, viel Bewunderung und beruhigte besonders die Staatsgläubiger mit der Hoffnung, daß auch in Zukunft ähnliche offene Berichte die Einsicht in den Stand der Finanzen befördern würden; und da Necker es unterließ — um nicht Turgot's Schicksal zu theilen — energische Mittel zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben vorzuschlagen, sondern vorzüglich durch Anleihen ohne Steueraufschlag dem kranken Staate glaubte beikommen zu können, so fand er beim Volke großen Beifall.

Selbst als Tiefersehende ihm nachwiesen, daß er in seinem Rechenschaftsberichte die ordentlichen Einnahmen viel zu hoch gegriffen und zu den außerordentlichen Ausgaben, die besonders der Krieg verursachte, „noch Vieles gerechnet und aus dem Berichte weggelassen habe, was nicht mit dem Kriege zusammenhieng", erhielt ihm doch das Volk seine Zuneigung, weil es ihm die Geschicklichkeit zutraute, er werde das Deficit schon noch zu decken wissen.

Obwohl er durch sein Verfahren den Beweis gab, daß er im Grunde, keine staatsmännische Kraft besaß und nur mehr „ein gewandter Wechsler", als eigentlicher Finanzminister war, so erhöhte sich doch für einige Zeit noch der Staatscredit: denn weitere Darlehnsanerbietungen blieben nicht aus und ihre Annahme stillte das nächste Bedürfniß. Weil er aber dabei doch auf Ersparnisse drang, so war ihm der stolze Hofadel, der sich durch die Anordnungen des „ehemaligen Handelscommis" nicht einschränken lassen wollte, ferner ein Theil der über seine Sparsamkeit unwilligen Beamtenklasse und überhaupt der Stand der Privilegirten äußerst gram. Um daher, dieser Opposition gegenüber, eine bessere Stellung einnehmen zu können, verlangte er Sitz und Stimme im Staatsrathe und dadurch den unmittelbaren Vortrag beim Könige, was, als ein Zeichen königlichen Vertrauens, seine Wirksamkeit erhöht haben würde. Allein Maurepas, der auch in finanzieller Hinsicht diesen Vortrag hatte, und sich seinen alleinigen Einfluß auf den König nicht schmälern lassen wollte, zumal die Königin auf Neckers Seite war und sich in Staatsangelegenheiten mischen zu wollen schien, sagte ihm seine Unterstützung nur unter der Bedingung zu, wenn er katholisch würde. Deß weigerte sich Necker und gedachte, seine Forderung bei dem Könige selbst durchzusetzen. Als jedoch der König, von Maurepas bestimmt, nicht darauf eingieng, so nahm Necker, (im Mai 1781) seine Entlassung und erhielt sie. Diesen Rücktritt sah das Volk als ein Unglück an, und in den Provinzen klagte man laut über Hofintriguen.

Zwischen Turgot und Necker findet nach Droz folgender Unterschied statt: „Beide liebten das öffentliche Wohl und verfolgten die Mißbräuche; aber Turgot hatte die Uneigennützigkeit eines Weisen, der sich selbst vergißt und allein an die Interessen des Staats und der Menschheit denkt. Necker war nur in Hinsicht des Geldes uninteressirt, das Bedürfniß des Ruhms quälte ihn ohne Unterlaß. Turgot hatte Glauben an seine Grundsätze, Necker an sich selbst."

Necker's beide in kurzer Frist sich ablösende Nachfolger waren unbedeutend. Der eine, Joly de Fleury, versuchte es, abwechsend durch Anleihen und Steueraufschlag zu helfen; der andere, d'Ormesson, oder, für ihn handelnd, de Vergennes, richteten durch den Vorschlag, das Amt der reichen Generalpächter aufzuheben, auch nichts aus, und bald war der Credit erschöpft. Inzwischen gewann — seit Maurepas' Tode, dessen Premierstelle nicht wieder besetzt wurde, — die junge Königin welche nunmehr gewissermaßen ihrer Mutter, jedoch ohne deren Tact und Ernst, nacheifern wollte, mehr Einfluß auf die Regierung und es bildete sich um sie ein Hofkreis, in welchem die Familie Polignac und der Herzog von Artois sich besonders geltend machten. Von den letzteren nun wurde der König bestimmt, den höfisch gewandten, zwar mit glänzendem ésprit begabten, in alle Ideen leicht eingehenden, aber eitlen, unbesonnenen und den Wünschen seiner Gönner stets schmeichelnden Calonne, Sohn eines Parlamentspräsidenten, zum Finanzminister zu erheben (1783).

Dieser, unbesorgt um die Zukunft, betrat den von Turgot stets vermiedenen, von Necker nur vorsichtig eingeschlagenen Weg der Anleihen auf das zuversichtlichste und blindeste, und schläferte durch das also aufgebrachte Geld, womit er Aller Wünsche am Hofe zu befriedigen suchte, den König mit dem Wahn, als stehe es mit den Finanzen doch nicht so schlimm, in Sicherheit ein.

So verschaffte er dem Könige durch Kauf das Schloß Rambouillet, der Königin das schöne St. Cloud, schenkte dem verschwenderischen Artois Unsummen zur Bezahlung seiner Schulden und zur Befriedigung seiner Ausschweifungen und spendete mit vollen Händen Allen, die sich irgend die Protection der Königin oder der Gräfin Polignac, oder eines königlichen Prinzen zu verschaffen wußten: denn es war ihm besonders darum zu thun, sich den Hof günstig zu stimmen. In seinen Reden an den König, an das Publikum oder an das Parlament sprach er zwar stets von Sparsamkeit, aber in seiner Unterhaltung erklärte er sich mit dem größten Leichtsinn für das Gegentheil. „Ein Mann, der entlehnen will," sagte er, „muß reich erscheinen, und um reich zu erscheinen, muß man durch seinen Aufwand täuschen. Und so laßt uns auch in der öffentlichen Verwaltung verfahren! Die Sparsamkeit ist hier doppelt verderblich: sie räth den Capitalisten, der verschuldeten Schatzkammer nichts zu leihen; sie läßt die Künste, die von der Verschwendung belebt werden, erschlaffen." — Auch an Unternehmungen für den allgemeinen Nutzen ließ er es nicht fehlen: Hafenbauten, Canalanlagen, Domänenkäufe, die Ummauerung von Paris u. dgl. gaben den Schein, daß es an Mitteln nicht fehle; alle Welt war mit dem Geld-herbeizaubernden Minister zufrieden, selbst die Börse, an der er die Staatspapiere künstlich in die Höhe trieb: denn nur die nachrechnende Opposition erkannte, daß sein System ein bloßes Blendwerk und das Manöver eines Geschäftsmannes war, der durch den Schein des Überflusses den drohenden Bankrott noch aufzuhalten suchte, in der Hoffnung, doch noch einen Ausweg aus dem Finanzlabyrinth zu finden.

So gieng's eine Zeitlang fort, und als vollends der Versailler Friede (1783. XXIV. 5, 6) dem amerikanischen Krieg ein Ende machte und man in Frankreich über den Jubel, England gedemüthigt zu sehen, die dabei untergelaufenen Unfälle und aufgewandten Kriegskosten vergaß, da schien die Finanz- und Landesnoth ungefährlich vorüberzugehen.

Als aber die Nachwehen der vermehrten Schuldenlast nur um so schneller und greller zu Tage traten, so offenbarte sich auch die — durch das im amerikanischen Kriege bei den meisten Franzosen rege gewordene Freiheitsstreben — wachsende Unzufriedenheit mit den zerrütteten Landeszuständen: der Fluch über die Verschwendung des Hofs trat immer offener auf die Lippen des Volks, das durch jede neue Veranlassung von jener Seite her in eine immer tiefer gehende feindselige Richtung getrieben wurde, zumal die Verläumdungen, welche ein Theil der auf die Polignac's eifersüchtigen Hofleute ausstreuten, den allgemeinen Haß gegen die Königin steigerten. Dieß war besonders der Fall bei der berüchtigten Halsbandgeschichte, durch welche die dabei unschuldige Königin den ersten bittern Vorschmack ihres künftigen Looses kosten mußte.

Der durch Ausschweifungen und Verschwendung berüchtigte Cardinal Ludwig von Rohan hatte früherhin, als er noch Gesandter in Wien war, durch unwürdige Verläumdungen sich die Ungnade der damaligen Dauphine, jetzigen Königin, zugezogen, und auch nach seiner Abberufung nicht wieder gewinnen können; und doch bedurfte er dieser Gunst, da er gar zu gern Minister geworden wäre. Dieses Verhältniß benutzte eine Betrügerin, die junge, angebliche Gräfin de la Motte, die Frau eines Gensdarmen der Garde, mit welcher Rohan in verdächtigem Umgang stand. Sie hatte sich durch den sog. Grafen Cagliostro (eig. Jos. Balsamo aus Parlermo), der als Wunderthäter die vornehme atheistische und darum besonders abergläubische Welt eine Zeit lang täuschte, mit dem Cardinal in Verbindung gesetzt, und versprach nun, ihm die Gunst der Königin zu verschaffen, wenn er ein prächtiges Halsband im Werth von 1,600,000 Livr., das der König für seine Gemahlin zu theuer gefunden hatte, kaufen und es ihr, der Gräfin, zur Überreichung an die Königin geben werde, die das Band wünsche, aber nicht kaufen könne. Um den Cardinal leichter dahin zu bringen, in die Sache einzugehen, steckte sie ihm einige, angeblich von der Königin geschriebene, in der That aber nachgemachte Billets zu und bestellte ihn in ein Lustwäldchen zu Versailles zu einer nächtlichen Zusammenkunft mit der Königin, deren Rolle ein bestochenes, der Königin an Gestalt ähnliches junges Weib, Namens Oliva, spielte. Das Weib mußte nämlich halblaut sagen: „Das Geschehene ist vergessen!" und eine Rose fallen lassen, die der überglückliche Cardinal aufhob. In diesem Augenblicke entstund ein Geräusch; Frau von La Motte that, als ob sie nachsähe und sagte: „Madame mit der Frau Gräfin Artois kommt!" worauf sich alles schnell entfernte. Von da an war der Cardinal dem Willen der La Motte unterworfen. Das Halsband behielt sie für sich, zerschlug es und machte es durch ihren Mann in London zu Geld. Doch wurde der Cardinal nach und nach inne, daß die Königin nichts davon wußte. Die Sache kam endlich durch die Goldschmiede, die ihr Geld verlangten, auch vor den König, der, um den Ruf der Königin zu retten, den Cardinal verhaften und ihm die Wahl ließ, um Gnade anzusuchen oder sich vor dem Parlament zu vertheidigen. Da Rohan, in seinem Stolz gekränkt, das letztere wählte, so benützte der Neid und die Verläumdung diesen Prozeß, die unschuldige Königin in den Augen des Volks herabzusetzen und selbst den Pöbel gegen sie aufzuhetzen. Der erbärmliche Rohan wurde freigesprochen und die la Motte zwar als Betrügerin erklärt und zu ewigem Gefängniß mit Brandmarkung verurtheilt; aber böse Mäuler wurden nicht müde,

die Königin zu lästern, zumal als die La Motte, ihrem Gefängniß entsprungen und nach England geflüchtet, von dort aus Schriften ausgehen ließ, die den Verdacht und Haß gegen die Königin nährten. — Doch fand die La Motte ein Ende, wie sie's verdiente: als ihre Gläubiger ihr dort zu Leibe rückten und sie sich vor ihnen verstecken wollte, stürzte sie aus dem Fenster hinab.

Nachdem Calonne noch eine Zeitlang mit unglaublicher Verschwendung (von der das sog. rothe Buch oder Buch der geheimen Ausgaben die auffallendsten Beweise gab) fortgewirthschaftet hatte und kein Anlehen mehr aufbringen konnte, sah er selbst ein, daß ohne durchgreifende Maaßregeln nicht mehr zu helfen sei. Er hatte sich auch unterdeß einen Plan erdacht, von dem er dem Könige, wenn dieser mit der Königin und den Prinzen beistimmen würde, das Heil Frankreichs versprach. Nur dem Parlamente traute er nicht, und weil er dessen Veto fürchtete, schlug er vor (wie es zum letztenmal unter Richelieu geschehen war), die Notabeln d. i. alle ausgezeichneten, in irgend einer öffentlichen Wirksamkeit stehenden Männer als Vertrauenspersonen zu berufen, um ihnen seine Entwürfe vorzulegen und durch deren Gutheißung das Parlament moralisch zur Annahme derselben zu nöthigen. Da diese Notabeln keine gesetzgebende Gewalt hatten und jedenfalls ihre Ernennung in der Hand der Regierung lag, so willigte der König ein und am 22. Febr. 1787 wurde die Notabelnversammlung von Ludwig XVI im Schlosse zu Versailles eröffnet.

Der Gedanke, die Notabeln zu berufen, gieng eigentlich von dem Grafen Mirabeau aus, der vielen Einfluß auf Calonne hatte, und den wir späterhin noch werden in den Vordergrund treten sehen. — Die Versammlung bestand aus 144 Personen, darunter sich 7 Prinzen von königlichem Geblüt, 14 der höchsten Prälaten, 36 vom hohen Adel, 17 der höchsten Staatsbeamten, 12 ständische Landtagsabgeordnete, 26 städtische Abgeordnete, 33 Parlamentspräsidenten und Oberprocuratoren befanden: also lauter Individuen, auf deren Kosten die Neuerungen durchgeführt werden sollten: denn sie waren es ja, in deren Vorrechten und deren Mißbrauch die Hauptübel lagen. Nach der Eröffnung theilten sich die Notabeln in 7 verschiedene Bureaus zur abgesonderten Berathung und Prüfung der Anträge des Ministers. Jedes Bureau hatte einen Prinzen zum Vorsitzer.

Als Calonne nach einer klaren Einleitung der Versammlung den Staatsbankrott erklärte, indem bei 1646 Mill. Schulden ein jährliches Deficit von 140 Mill. bestehe, erschracken Alle, und als er nachwies, daß nur zu helfen sei durch Errichtung von Provinzialständen, durch eine allgemeine Grundsteuer (subvention territoriale) durch Veräußerung der Domainen, durch Vertheilung der Gemeindegüter, durch eine neue Stempelabgabe und weitere Ersparnisse in der Verwaltung; — durch eine Veränderung der Taille unter Berücksichtigung der ärmeren Klasse, durch Abschaffung der Wegfrohnden, durch Freigebung des Getreidehandels im Innern, durch Loskauf aller an die Geistlichen zu entrichtenden Grundzinsen, durch eine den Geistlichen zu gewährende Befugniß, ihr Schuldwesen mittels Veräußerung der Gerichtsbarkeit, des Jagdrechts und anderer Rechte zu ordnen: da verwarf die Versammlung nicht nur alle diese Vorschläge, sondern griff sogar Colonne's Verwaltung durch die

Beschuldigung des Leichtsinns, ja der Untreue an. Als er dann weitere Vorschläge machte, z. B. alle Zölle an die Gränzen des Reiches zu verlegen, die Salzsteuer umzuändern rc., so erhob sich von allen Seiten ein Sturm gegen ihn, der in ganz Frankreich ein Echo fand. Er versuchte es nun, die Schuld auf seine Vorgänger zurückzuwerfen nnd gerieth darüber mit Necker in einen Schriftenstreit, der ihn noch mehr in Mißcredit brachte. Als er allen Einwürfen und Angriffen der Notabeln mit großer Ruhe in fünfstündiger Rede vergebens zu begegnen versucht hatte und zuletzt mit Auflösung der Versammlung drohte, wuchs das Mißfallen und gieng sogar in Hohn über; und als er nun vom Könige eine Anzahl Verhaftbefehle (lettres de cachet) gegen die vornehmsten Opponenten verlangte, so ließ ihn der König, der ihn in seiner schwankenden Art von Anfang an im Stiche gelassen hatte, fallen und verwies ihn auf seine Güter, um den Volkshaß nicht zu vermehren.

Calonne trat ohne Vermögen aus dem Amt und hätte kaum leben können, wenn ihm nicht eine 50jährige reiche Wittwe ihre Hand geboten hätte, die er annahm. Um den Verfolgungen des Parlaments zu entgehen, begab er sich nach England, von wo aus er sich und seine Grundsätze noch lange in Schriften vertheidigte und späterhin noch mehrere vergebliche Versuche machte, in Frankreich einigen Einfluß zu gewinnen. Er starb 1802 in ärmlichen Verhältnissen.

Der König sprach sich nun für die Nothwendigkeit einer Grundsteuer aus und überließ den Notabeln die Prüfung des Deficits. Diese forderten dagegen Verminderung der Kosten des Hofhalts und des Staatsdienstes und drangen ihm den Grafen Lomenie de Brienne, Erzbischoff von Toulouse, zum Finanzminister auf, einen niedrigehrgeizigen, habgierigen und dabei leichtsinnigen Mann, der nach dem Ministerium strebte, ohne die Fähigkeit dazu, noch irgend einen Plan zur Abhülfe der Noth in Bereitschaft zu haben. Weil nun Adel und Klerus höchstens unsichere Versprechungen zu einigen Leistungen gaben, aber fortwährend jedes ihnen zugemuthete wesentliche Opfer ohne Scheu verweigerten, so sah sich der König genöthigt, die ihm verdießlich gewordenen Notabeln zu entlassen (d. 25. Mai 1787). Dieß that er aber — anstatt mit verdienter Mißbilligung ihres Mangels an Liebe zum Gemeinwohl — mit großen Lobspendungen, die seine Characterschwäche vor dem größern Publicum an den Tag legten, wie denn anderseits dem Volke auch klar wurde, daß es von den bevorrechteten Ständen keine Hülfe zu erwarten habe, sondern diese wo anders gesucht werden müsse.

Denn als die heimgekehrten Notabeln allenthalben in ihren Wohnorten die traurige Lage des Staates, die Größe des jährlichen Deficits und die gränzenlose Unordnung in der Verwaltung schilderten, wurden alle Schichten des Volks beunruhigt und tief aufgeregt: Flugschriften und Caricaturen erschienen in Menge und legten auch den „geistigen Bankrott der Regierung“ dar.

3. Berufung des Parlaments. Widerstand desselben. Lettres de cachet. Die Bastille. Cour plenière. Necker's Wiederberufung. Berufung der Reichsstände. Wahlbewegungen.

Brienne behalf sich zwar durch einzelne schon von Calonne vorgeschlagene Verbesserungen; als er aber neue Auflagen, z. B. die subvention territoriale und die Stempeltaxe verordnete, so verweigerte das Parlament die Einregistrirung und wurde dabei von der öffentlichen Meinung unterstützt. Viele vom Adel, darunter selbst Lafayette, traten nun auch zur allgemeinen Opposition. Als das Parlament die königlichen Edicte auf das heftigste angriff, dabei sich wie ein Richter über die Krone stellte und auf Einberufung der Reichsstände drang, so setzte der König seinen Willen mittelst eines lit de justice durch und ließ die Steuern ausschreiben; und als nun das Parlament mit einer Klage gegen Calonne's Verwaltung drohte, um dadurch den Minister Brienne zu schrecken, ließ der König am 15. August sämmtliche Parlamentsglieder durch Verhaftbefehle in ihren Wohnungen aufheben und auf unbestimmte Zeit nach Troyes transportiren.

Aber das Parlament setzte auch dort seinen Widerstand fort und alle Parlamente Frankreichs erließen Protestationen, welche die Spannung des Volks erhöhten; ja in manchen Gegenden (in der Provençe, in Languedoc rc.) brachen bedenkliche Unruhen aus.

Weil nun aber die Parlamentsherren in Troyes ohne Parlamentsadvocaten, die in Paris zurückgeblieben waren, keine gültigen Sitzungen halten konnten, so ließen sie sich unter der Bedingung, daß das Steuer- und das Stempelgesetz zurückgenommen werde, zur Genehmigung einer andern, die Privilegirten weniger berührenden Steuer herbei. Auf Brienne's Rath willigte der schwache König ein, restituirte das Parlament und stellte eine Versammlung der Reichsstände nach fünf Jahren in Aussicht, mit der Erklärung, unterdeß wieder eine Anleihe (von 420 Mill.) machen zu müssen. Doch das Parlament verwarf auch diese Anleihe. Endlich erklärte der König seinen Willen auf das bestimmteste und befahl die Einregistrirung. Den Einwand des Herzogs von Orleans, daß diese Entscheidung ungesetzlich sei, beantwortete der König mit der Verweisung des Herzogs auf seine Güter, und ließ zugleich zwei der lautesten Opponenten in die Bastille sperren.

Durch jenen Widerstandsversuch stieg der (oben K. 1, 2. geschilderte) Herzog von Orleans, obgleich vorher im Grunde von Jedermann verachtet, plötzlich in der öffentlichen Meinung, was späterhin von Folgen war. Denn in dieser seiner Verbannung drängten sich nun noch mehr, wie vorher, revolutionssüchtige Leute an ihn, um von seinem Reichthum und Ansehen für ihre politischen Zwecke Vortheil zu ziehen, so daß sich nach und nach eine orleanistische Partei bildete. — Dieß Verfahren der Regierung gab aber dem Parlamente Veranlassung, sich nun auch gegen die geheimen Haftsbefehle (lettres de cachet), zu erklären, was ganz recht und gut war, wobei aber nur auffiel, daß es nie zuvor sich

gegen diesen alterthümlichen Act der Despotie rügend hatte vernehmen lassen. Despotisch aber war es gewiß, daß auf ein bloßes Billet des Königs hin, Jeder, der von ihm bezeichnet wurde, verhaftet werden konnte, ohne daß ein Gericht etwas darein zu sprechen hatte. Die Verhafteten wurden in der Bastille verwahrt, einem mit Graben und Befestigungen umgebenen alten Schlosse in Paris, worin sowohl gewisse vom Gerichte verurtheilte Verbrecher, als auch wegen Politik und Religion Verfolgte und überhaupt alle gesetzt wurden, die von den Ministern oder ihren Günstlingen aus irgend einem Grund, oft aus Privatrache, dahin geschickt wurden.

Indeß waren alle diese Verhandlungen vergebens, weil die Anleihe doch nicht zu Stande kam. Erschreckt über die Hartnäckigkeit des Parlaments, das alle Maßregeln der Regierung, zweckmäßige, wie schlecht berechnete, gleichmäßig zurückwies und dem Königthum alle Macht nahm, schlug Brienne einen neuen obersten Staatshof (cour plenière) vor, dem alle königlichen Verwaltungsedicte zur Begutachtung und Eintragung vorgelegt werden sollten. Dadurch gedachte er den Parlamenten allen Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten zu entziehen: sie sollten nur Provincialparlamente sein. Diese Cour plenière, welche die Bestimmung hatte, die Einführung volksthümlicher Verbesserungen zu erleichtern, sollte nur 70 Mitglieder des aufgehobenen bisherigen Parlaments enthalten und war im Grunde bloß eine Art Notabelnversammlung, worin die Privilegirten keines von ihren alten Vorrechten fahren lassen wollten.

Das Parlament wollte nun zwar die Einzeichnung dieses auf seine Zurücksetzung abzielenden Edicts nicht vornehmen, wurde aber dazu durch ein lit de justice gezwungen. Dagegen erhob sich nun von den übrigen 13 Parlamenten Frankreichs ein heftiger Widerspruch und nur eines davon ließ sich zur Einregistrirung herbei. In dieser Verlegenheit berief Brienne eine Versammlung der hohen Geistlichkeit und forderte von ihnen einen freiwilligen Beitrag von nur 8 Millionen und hätte nach langem Handeln auch mit zwei vorlieb genommen; allein die Geistlichkeit wollte nichts opfern. (Drei Jahre später bot sie 400 Mill., um sich zu retten, aber da war's zu spät!)

Nun setzte Brienne die Einsetzung des neuen Staatshofs noch aus und schlug dem Könige vor, die Reichsstände früher einzuberufen, als man versprochen hatte, damit diese Rath schaffen sollten. Allein es galt für den Augenblick Geld zu bekommen: denn die öffentlichen Kassen waren leer und auch die königliche Schatulle konnte nicht mehr aushelfen. Weil nun Brienne in seiner Rathlosigkeit zu den verkehrtesten und willkürlichsten Maßregeln griff und die Klagen gegen ihn auf's Höchste stiegen, so blieb dem Könige nichts Anderes übrig, als auch ihn zu entlassen (1788) und dem allgemeinen Wunsche gemäß den Necker wieder zu berufen, und dabei die Einberufung der Reichsstände schon für das folgende Jahr zu versprechen.

Brienne, der außer den Einkünften seines Erzbisthums (Sens) auch einen großen Staatsgehalt bezogen hatte, behielt bei seinem Austritt noch ein Einkommen von mehr als

500,000 Livr. und bekam den Cardinalshut dazu. Er trat unter den Verwünschungen des Volkes ab, erlebte noch die französische Revolution und in ihr viel Angst und Noth bis an sein elendes Ende.

Als Necker nach seiner Audienz bei dem Könige als wirklicher Finanzminister, ja als Chef-Minister aus dem Schlosse trat, ward er vom Volke mit unendlichem Jubel begrüßt und alle Welt gab sich den besten Hoffnungen hin. Auch in den Provinzen war man wie närrisch vor Freude, indem man z. B. in Grenoble gleich nach dem Eintreffen dieser Nachricht am hellen Tag die Häuser illuminirte, ohne den Abend zu erwarten.

Es sollten nun also die Reichsstände, — ein Institut, das seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gebraucht, aber doch in der Volkserinnerung geblieben und von Zeit zu Zeit zurückgewünscht worden war — wieder erweckt werden. Man konnte nun aber die Stände entweder in der alten Form berufen und sich mit ihnen über das, was noth that, vereinbaren; allein dieser Weg schien voraussichtlich nicht rasch zum Ziele (nämlich zur Stillung des augenblicklichen Geldbedürfnisses) führen zu können; — oder man konnte nach vorhergehender einsichtsvoller Entfernung der Mängel der alten Stände eine nach Zusammensetzung und Geschäftsform wohlbemessen geänderte Ständeverfassung octroyiren. Man zog es aber vor, den Forderungen des bereits übermächtigen Zeitgeists nachzugeben, der in den mannichfaltigsten Äußerungen der Presse, eine „arithmetisch-basirte Repräsentation der Nation" verlangte, wobei der dritte Stand (tiers-état) gleichzählig dem Adel und Klerus stehen sollte.

Das restituirte Parlament aber, selbst als altes Institut am historischen Princip festhaltend, verlangte, daß, wenn die Regierung eine neue Standschaftsbildung vornehmen wolle, diese nur auf dem Wege des Vertrags zwischen der Regierung und den alten Ständen entstehen könne, und drang daher auf Berufung der Reichsstände nach den Formen des Jahres 1614, zu welcher Zeit der dritte Stand nur ein Drittheil der Versammlung ausgemacht hatte. Durch diese Clausel entzog sich das Parlament die Sympathie des dritten Standes, der schon an eine Vertretung und Abstimmung nach der Kopfzahl dachte.

Die Masse des Volks verwünschte das Parlament, auf das es sich früher immer gestützt hatte, und von dem Augenblick an war die Macht des Parlaments, mit der es so oft der ganzen Regierung Trotz geboten hatte, vernichtet. Es hatte die Reichsstände so energisch verlangt und mußte nun vor ihnen in den Staub sinken, so daß der Minister d'Ormesson, als er seiner Zeit zum erstenmal den Parlamentsräthen die Einwilligung des Königs zu einer künftigen Ständeberufung, mittheilte, richtig prophezeihte, wenn er ihnen sagte: „Sie wollen états généraux, meine Herren? Sie werden sie erhalten; aber denken Sie an mich: Sie werden es bereuen!"

Über die so plötzlich eingetretene feindliche Stimmung des dritten Standes gegen das Parlament freute sich der Hof, ohne zu ahnen, daß dieselbe überhaupt schon gegen alle Autorität gerichtet war, und verwarf

in seiner Kurzsichtigkeit jene Clausel. Darauf berief Necker, um den Privilegirten zu genügen, zum zweitenmal die erste Notabelnversammlung, um mit ihr den Wahlmodus für die Reichsstände festzusetzen. Während in der Dauphiné die Provincialstände keck verlangten, daß die Reichsständeversammlung zur Hälfte aus Abgeordneten des dritten Standes bestehen sollte, stimmte die Notabelnversammlung, geschreckt durch die unruhigen Bewegungen und maßlosen Begehrungen in allen Volksschichten des Landes, gegen die doppelte Vertretung des dritten Standes. Doch der König, von dem seine Popularität berücksichtigenden Necker bestimmt, erklärte, daß von den 1200 Abgeordneten, aus denen die Reichsstände zu bestehen hätten, die Hälfte dem dritten Stande angehören, daß aber jeder Stand abgesondert berathen solle.

Dabei hoffte man, einerseits die beiden höhern Stände, welche bisher keinerlei Opfer bringen wollten, zur Nachgiebigkeit zu bringen, und umgekehrt den dritten Stand durch die beiden andern Stände im Zaum zu halten. Allein bereits war das Publikum durch tausend Schriften, darunter besonders durch eine Schrift des Abbé Sièyes, eines in philosophischen Abstractionen sich ergehenden Mannes, in einseitiger Weise aufgeklärt worden, indem er die Frage: Was ist der dritte Stand? so beantwortete: „Er ist Alles! — Was ist er bis jetzt? — Nichts! Was verlangt er? — Etwas zu werden! In keinem Volke soll es Stände von Geburts wegen geben; also wird das Volk ohne bevorrechtete Stände nicht weniger, sondern mehr sein. Der Adel kann wohl eine Last für ein Volk, aber nie ein Theil desselben sein; er bildet einen Staat im Staate. Was nicht zum dritten Stande gehört, kann man nicht als Bestandtheil des Volkes ansehen: also ist der dritte Stand — Alles!" (v. Raumer Gesch. d. fr. Revolution S. 224.) — Sièyes bedachte nicht, daß selbst die Bourgeoisie, die er allein „Nation" nannte, außer den Bürgern noch zwei Elemente in sich hatte — das Proletariat, das zur Anarchie neigte, und einen Bauernbestandtheil, der sich noch an die Kirche hielt. (W. Menzel's Gesch. Europ. 1, 1.)

Die Anhänger des Alten bargen ihren Unwillen über die Verdopplung der Abgeordnetenzahl des dritten Standes nicht und beschuldigten den König der Schwäche, den Necker des Verraths an der Monarchie. Doch gab es auch einige Glieder des Adels und der Geistlichkeit, die den Wünschen des Volks geneigter waren; indeß waren dieß meist solche, welche entweder mit ihrem Stande zerfallen waren, oder deren Ehrgeiz in der altgewohnten Bahn keine Befriedigung fand. So wie sich schon längst in der Dauphiné der Grundsatz der gleichen Vertretung des Tiers-état und der Abstimmung nach Kopfzahl festgesetzt hatte, so bildeten sich nun in den bedeutenderen Städten politische Vereine gegen die „privilegirten" Klassen. Allenthalben thaten sich „für und gegen" heftige, zum Theil sogar schon gewaltsame Bewegungen kund.

Das Wahledict, von allen Rathhäusern und Kanzeln des Landes verkündet, brachte in allen Volksschichten eine ungeheure Aufregung hervor und veranlaßte da und dort schon Ausbrüche politischer Leidenschaft. Besonders wurden diejenigen im Adelstande, welche über das, dem Bürgerstande gewährte Übergewicht ihren Unwillen ausließen, verfolgt; ja in der Bretagne und Franche-Comté kam es in manchen Orten zu wilden Volkstumulten gegen Parlamentshäuser und Schlösser. Auch in der Provençe war der Adel so erbittert, daß er einen seiner Glieder, den weiter unten näher zu erwähnenden Grafen Mirabeau, wegen seiner

Hinneigung zur Demokratie, bei der Wahl ausschloß. Dafür wählte denselben die Bürgerschaft von Aix und Marseille: er entschied sich für die letztere Stadt, wo die Einwohnerschaft so begeistert für ihn war, daß bei einem entstandenen Volksaufstand sein Einfluß sogleich die Ordnung zurückführte. Drei Monate hindurch dauerte die Wahlbewegung im Lande, und dabei wuchs die noch dazu durch eine Theuerung vermehrte Noth der niedern Klassen und steigerte die Leidenschaften zu blutigen Thaten, weil Manche sich fälschlich einredeten, die Theurung sei zum Theil eine künstlich gemachte. Besonders regte sich in Paris bei entstehenden Tumulten schon jene Menge unheimlicher Gestalten mit zerlumpten Kleidern, schmutzigen Gesichtern und struppigen Haaren, welche in der Folge die Pöbelmasse der Vorstadt St. Antoine, wo die meisten armen Fabrikarbeiter wohnten, zu verstärken pflegten. So mischte sich dieser Pöbel auch bei der Wahl eines Tapetenfabrikanten ein, weil er ihnen zu gemäßigt war, und boshafte Arbeiter erregten einen Tumult gegen ihn. Zwar ließ der Stadtcommandant Soldaten zu seinem Schutze anrücken; weil aber der Pöbel bald merkte, daß diese von ihren Waffen keinen Gebrauch machen durften, demolirten und plünderten die Tumultuanten das Haus des Mannes, und wichen auch nicht, als eine Gardeabtheilung mit zwei Kanonen herbei kam, bis diese endlich Ernst machte und unter die Masse feuerte, von der 200 Menschen getödtet und 300 verwundet wurden.

Necker bemerkte diese Bewegungen wohl, glaubte aber an keine Gefahr: denn „noch war das Königthum nicht angegriffen; noch bestand ja ein glänzender Hof und ein großes Heer", und da ungeachtet aller Aufregung die Wahlen nach dem königlichen Reglement vollzogen wurden, so gab er sich mit dem Hofe einer bessern Hoffnung hin. Am ruhigsten war der König, der bei seiner beschränkten Einsicht und seiner großen Liebe zum Guten nirgends etwas Arges vermuthete, und in seiner Einberufung der Stände seine wohlwollenden Absichten vor aller Welt dargelegt hatte.

2. Kapitel. Die constituirende Nationalversammlung in Versailles.

1. Eröffnung der Reichsstände in Versailles. Mirabeau. Spaltung der Stände. Der dritte Stand als Nationalversammlung. Der Schwur im Ballhaus. Die Constituante. Sitzung des Königs. Vereinigung der drei Stände.

So wurden denn seit 175 Jahren zum erstenmal wieder die Reichsstände (états généraux) am 5. Mai 1789 von Ludwig XVI zu Versailles eröffnet und mit dieser denkwürdigen Einführung der Volksvertretung der Anfang zu einer Bewegung gemacht, welche einerseits aus dem Drang nach allgemeiner und besonderer Vervollkommnung hervorgehend, sich insbesondere die Aufgabe stellte, die Formen des Staatslebens mit den Forderungen der Natur und Vernunft in Übereinstimmung zu bringen und das Volk aus einer nach Belieben zu behandelnden Maschine zu einem lebendigfreien Organismus zu erheben, — anderseits aber im Laufe ihrer Entwicklung durch das Aufgeben aller historisch-positiven, in einer höhern Ordnung der Dinge wurzelnden Axiome mittels wesenloser Abstractionen des sich selbst genügenden Menschengeistes zuletzt

in das Gegentheil ihres Zwecks umschlug, mit Ausnahme dessen, was eine höhere Waltung aus dem entstandenen Chaos neugestaltend hervorzuheben und zur Weiterführung ihres Weltplans zu verwenden für gut fand.

Schon als die Abgeordneten der drei Stände noch vor der Eröffnung der Versammlung sich dem Könige vorstellten, hatte man durch ein aus der alten Zeit hervorgeholtes Hofceremoniel den dritten Stand verletzt, indem der Klerus und der Adel im glänzenden Costüm des Mittelalters, der dritte Stand nur mit kurzen schwarzen Mänteln, weißen Halsbinden und chapeau rabattu erscheinen und beim Eintritt in das Königsgemach den adeligen und geistlichen Herrn das Thürflügelpaar, den bürgerlichen Deputirten nur der eine Thürflügel sich öffnen sollte. Dagegen wurde der dritte Stand beim feierlichen Kirchenzug, in welchem auch der König und der Hof mitgiengen, vom Volke mit unermeßlichem Beifall begrüßt unter dem oft vernehmlichen Ruf: Es lebe der König, es lebe der dritte Stand!

Nur als in dem Zuge die Königin kam, verstummte der Zuruf, wie er sich auch vorher bei dem Vorüberziehen des Adels und Klerus nicht hatte vernehmen lassen. Sie war nicht mehr die jugendlich heitere Tochter Maria Theresia's, wie im Anfang ihres Auftritts in Frankreich: der Kummer über die erfahrnen Verläumdungen und Kränkungen hatte längst — und dazu noch neuerdings der Kummer über den Verlust ihres Erstgebornen — ihrem Antlitz einen tiefen Ernst aufgeprägt. Aber das Bewußtsein unverdienter Kränkung gab ihr eine aufgerichtete Haltung. — Niemand dachte wohl (wie Leo bemerkt) — bei der Betrachtung dieses glänzenden Zuges und bei der so viele Herzen erhebenden Hoffnung auf eine nahe bessere Zukunft — daran, daß es im Grunde „der Leichenzug des alten Frankreichs sei, ein Leichenzug, in welchem die ganze sociale Bildung, und nicht bloß die Übelstände derselben, sondern auch deren liebenswürdige Seiten, die ganze sittliche Atmosphäre, in der man bisher geathmet hatte, zu Grabe getragen werden sollte." — „Das goldne Zeitalter, das man damals erwartete, hat keiner von jenen Zuschauern zu sehen bekommen."

Nach der wohlwollenden Eröffnungsrede des Königs und der im Wesentlichen nichts Anderes sagenden Rede des Großsiegelbewahrers legte Necker in dreistündiger Rede den Zustand der Finanzen dar, wobei er aber gleich darin fehlte, daß er keinen Plan zur Abhülfe vorzuschlagen, ja nicht einmal die Grundbestimmungen der Berathungs- und Abstimmungsart, noch auch das Verhältniß der Versammlung zum Könige festzustellen wagte, sondern sich in Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten, in Voraussetzungen und Möglichkeiten, in Halbheiten und Warnungen vor Abwegen ergieng und die ganze Berathungsordnung sich erst durch die Erfahrung, somit gleichsam durch den Zufall bilden lassen wollte, während doch auf's bestimmteste vorauszusehen war, daß selbst über die nöthigsten und natürlichsten Formen Streit unter den Parteien entstehen und jeder Parteisieg die Schwächung der königlichen Gewalt zur Folge haben mußte. Er irrte gewaltig, wenn er sagte, er wisse von keiner andern Partei, als von der der Wahrheit und Gerechtigkeit, und verrechnete sich sehr, wenn er dachte, alle Parteien würden in ihrer Rathlosigkeit „bei ihm Rath" holen.

Ein großer Fehler Necker's war auch der, daß er das Deficit unaufrichtig nur auf jährlich 56 Mill. angab, um die Nothwendigkeit der Einberufung der Reichsstände läugnen und deren Berufung einen freien Act der königlichen Gnade nennen zu können. Dagegen fand man sich in der Wirklichkeit „einer schwebenden Schuld von 550 Mill. gegenüber: man hatte also viel mehr, als eine ganze Jahreseinnahme voraus verzehrt." — „Von jener Masse mußten contractmäßig im Jahre 1789 an Anticipationen 71 — und außerdem an fälligen Schuldcapitalien 72 Mill. bezahlt werden. Das wahre Deficit des Jahres nach seinem geringsten Ansatze belief sich also auf mehr als 200 Mill., beinahe die Hälfte der Jahreseinnahme. — Dieß also wurde bemäntelt, die Stellung des Ministeriums zu den Ständen nothwendig verfälscht, die Fortschleppung des bisherigen Unwesens verewigt oder eine scharfe Katastrophe schon an diesem Puncte vorbereitet." (Siehe von Sybel's Gesch. der Revolutionszeit v. 1789 bis 1795. Bd. 11. Kap. 2.) Für jetzt aber trat die Budgetfrage noch hinter die Verfassungsfrage zurück.

Die Folge jenes Mangels an staatsmännischer Voraussicht zeigte sich gleich bei der Wahlprüfung. Adel und Geistlichkeit (jeder dieser Stände je aus 300 Abgeordneten bestehend) nahmen dieselbe in abgesonderten Kammern vor; der dritte Stand (bestehend aus 600 zum Volke gehörenden Gliedern) bestund auf gemeinsamer Vornahme der Verification und wollte sich vor einer solchen nicht als constituirt ansehen, indem er erklärte, daß er kein Stand, sondern nur eine rechtmäßig berufene Versammlung von Staatsbürgern sei, die jetzt nur warte, bis jene andern Staatsbürger sich mit ihm zu einem politischen Zweck vereinigen würden. Den größten Einfluß auf diese Haltung des dritten Standes hatte der vom Adel ausgestoßene, kühne und ungestümme, dabei aber höchst geniale Graf Mirabeau und der durch Schärfe des methodisch berechnenden Verstandes ausgezeichnete Abbé Siéyes.

Gabriel Honoré Riquéty, Graf von Mirabeau, geb. 1749 zu Bignon bei Nemours, aus einer ursprünglich neapolitanischen, aber schon seit Jahrhunderten in der Provençe ansäßigen Familie (mit dem ursprünglichen Namen Arrighetti), besaß von Natur ein ungewöhnliches Feuer des Geistes, Witz und Schärfe des Urtheils, so daß sein Vater schon von dem 14jährigen Sohne schrieb, er besäße „eine Intelligenz, ein Gedächtniß, eine Fassungskraft zum Erstaunen, zum Erschrecken, zum Anstarren", dabei aber fand sich in ihm ein starker Hang zur Unruhe und Auflehnung wider die bestehende Ordnung, wie denn gleichfalls sein Vater an einer andern Stelle über ihn äußerte: „der Knabe ist eine schlechte Natur, ein unüberwindlicher Tollhäusler und obendrein noch mit allen Fehlern der mütterlichen Brut." — Sein Onkel nannte ihn einen „überheizten, zugesperrten Backofen". Seine Jugend brachte er beim Militärdienst in allerlei Händeln und Unordnungen hin, um derentwillen er von seinem Vater mit Hülfe der Behörden mehrmals in's Gefängniß gesetzt wurde. Dennoch konnte sein Vater ihm nicht ganz seine Gunst entziehen: er fand in ihm mit Befriedigung „die Feurigkeit und Feuersteinsprödigkeit, die (Arbeits-) Unermüdlichkeit der Riquéty's und rief einmal bewundernd aus: „Ich kenne unter den jetzt lebenden Menschen nur die Kaiserin von Rußland (Katharina II), die für diesen Menschen zur Frau paßt." — Indeß verwickelte sich Mirabeau doch immer wieder in neue Händel: es kam sogar so weit, daß er, bereits verheirathet, wegen Entführung der Gattin eines Parlamentspräsidenten vom Gerichtshof zu Besançon zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam jedesmal, versöhnte sich zuletzt wieder mit seinem Vater und trieb Schriftstellerei. In seinen, von den Zeitideen erfüllten Schriften legte er einen tiefen Haß gegen den Despotismus an den Tag. Nachdem er sich auch in London und Berlin in Abenteuern herumgetrieben hatte, machte er sich in Paris an den Finanzminister Calonne, um durch ihn emporzusteigen. Es

wurde schon oben erwähnt, daß er es war, der dem Calonne den Rath gab, die erste Notabeln-versammlung zu berufen. (Siehe die nähere Schilderung der Familie Riquéty und insbesondere des merkwürdigen Lebensgangs und Characters Mirabeau's bis zu dieser Periode seines Lebens, welche Leo in s. Univ. Gesch. IV. 150—172 als Abriß aus dem Werke von Lewitz: „Mirabeau, ein Bild seines Lebens, seines Wirkens und seiner Zeit" gab.) Als sodann die Reichsstände einberufen werden sollten, gieng er in die Provençe, um sich wählen zu lassen. Da ihn aber der Adel (wie schon erwähnt) verschmähte, so soll er sich zu Aix einen Tuchladen gekauft haben, um sich vom Tiers-état wählen lassen zu können: doch wird dieß von Andern (z. B. von Dahlmann in s. Gesch. d. franz. Rev.) für eine Fabel erklärt. In der Reichsversammlung war es Mirabeau, der, obgleich als Royalist und Aristokrat erzogen, doch durch seine demokratische Kühnheit, durch seine zwar nicht immer correcte, aber stets schlagende und originelle, ja gewaltige Beredsamkeit, und durch seinen überaus feurigen und stürmischen Geist, ohne es zu beabsichtigen, dem Königthum den größten Stoß gab. Daß er übrigens einer der merkwürdigsten, großartigsten politischen Charactere der Neuzeit war, wird sich im weiteren Verlauf der Geschichte dieser Revolution zeigen. Sein Äußeres war abschreckend-häßlich; sein Kopf, wie seine Stimme löwenartig; seine ganze Persönlichkeit so imponirend, daß sie sich vor allen Andern in der Erinnerung der Nachwelt erhalten hat.

Emanuel Joseph, Graf von Sièyes, geb. 1748 zu Fréjus, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und wurde 1784 Domherr in Chartres und Generalvicar dieser Diöcese. Von ihm rührte außer zweien andern politischen Broschüren die schon erwähnte Schrift: Qu'est-ce que le tiers-état? her. Von seiner in den Gang der Revolution tief eingreifenden Feder und Rathsbereitschaft wird noch weiter die Rede sein. Er war übrigens nur ein „Theoretiker von geringer Kenntniß der wirklichen Dinge, welcher die Welt und die Menschen überall nur nach seinem System beurtheilte, in einseitiger Beschränktheit folgerichtig vorwärts schritt und mit verborgenem, hochmüthigem Ehrgeiz erfüllt war." Er vertrat das Princip der Volkssouveränetät, während Mirabeau die Gewalt der Mehrzahl wenigstens nicht für das höchste Recht ansah.

Bei dieser drohenden Spaltung schien ein Ausweg, an den auch Necker in seiner Vorliebe für die englische Verfassung dachte, nahe zu liegen, der nämlich, aus den beiden ersten Ständen ein Oberhaus und aus dem dritten Stand ein Unterhaus zu bilden; allein zu einer Pairskammer, wie die englische, waren in Frankreich die Bedingungen nicht gegeben: denn — um nur einen Grund anzuführen — der hohe Adel hätte bei der Unterwerfung unter eine Wahl seinen Begriff als aristokratische Corporation aufgeben müssen, und der zahlreiche niedere Adel wäre nie in einer Pairskammer zugelassen worden, und mit dem dritten Stand zusammen im Unterhause zu sitzen, hätte sich auch der ärmste Edelmann nicht gefallen lassen: den Weiterstrebenden im dritten Stand aber schwebte, nach dem Vorbild amerikanischer Zustände, eine ganz andere Stellung, nämlich die mehr oder weniger unbedingte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten vor; ja in Vielen regten sich schon, wenn auch noch unklar, republikanische Tendenzen, wiewohl Mirabeau und Sièyes bei ihrem Streben, die Gliederung und Privilegien der Stände zu stürzen, nicht an eine Zerstörung des Königthums, sondern nur an eine Reform desselben dachten, nur jeder in anderer Weise.

Zwar erkannten Adel und Klerus, daß sie am Ende doch gewisse Opfer bringen müßten, und gedachten ihre Standesrechte durch den Verzicht auf ihre Steuerfreiheit zu retten. Allein dieß Erbieten machte keinen Eindruck mehr, und da sie fortfuhren, auf gesonderter Berathung zu bestehen, so machte Siéyes in der Versammlung des dritten Standes den Vorschlag, jene beiden Stände gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten, die Verhandlungen zu beginnen und damit fortzufahren, bis jene von selbst sich einfinden würden. Der Vorschlag drang mit einer an Einstimmigkeit gränzenden Mehrheit unter dem Beifall der Zuschauermenge durch, und es sollte nun eine Benennung für die also constituirte Versammlung der Gemeinen gefunden werden. Auf den Vorschlag des Legrand nahm man am 17. Juni den Namen „Nationalversammlung" an, der den Klügsten darum besonders recht war, weil er der Versammlung das Ansehen einer neuen Institution gab, welche die beiden andern Stände zwar nicht ausschloß, aber auch nicht vermissen ließ. Zugleich erklärte man die bisherigen Abgaben auf so lange gültig, als die Nationalversammlung bestehe. Nach ihrer Auflösung sollten nur diejenigen Abgaben gelten, die sie selbst vorher bewilligt hätte. Auch stellte man die Staatsgläubiger unter den Schutz der französischen Ehre und stellte Maßregeln zur Minderung der Theuerung in Aussicht.

Über solchen anmaßlichen Eingriff des dritten Standes in die Rechte der Regierungsgewalt erschrack der ganze Hof, und der Ministerrath beschloß, auf der Sonderung der Stände zu verharren; selbst die Parlamente erboten sich zum künftigen Gehorsam, wenn der König sie wiederherstellen und die Nationalversammlung auflösen werde; der Adel blieb standhaft und beschloß, den dritten Stand bei dem Könige anzuklagen; nur die Kammer des Klerus, in der die meisten Glieder der niedern Geistlichkeit angehörten, also aus niedrigem Stande hervorgegangen waren, fühlte die Nothwendigkeit nachzugeben, und beschloß sich mit dem dritten Stand zu vereinigen.

Um dieß zu verhindern, ließ der König, vom Adel bestimmt, durch Wappenherolde eine königliche Sitzung im Ständesaal ansagen und diesen bis dahin schließen. Allein Bailly, ein gelehrter Astronom und damals Präsident der Nationalversammlung, stellte seine schon auf den 20. bestimmte Sitzung nicht zurück, und als man den Ständesaal verschlossen fand, zog man auf den Vorschlag des Dr. Guillotin nach dem von Tischen und Stühlen leeren Ballspielhause; wo alle — unter dem Grollen eines Donnerwetters und dem Rauschen eines heftigen Regengusses — auf Mounier's Vorschlag und Bailly's Vorgang feierlich schwuren und es durch Unterschrift bekräftigten, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als bis man eine neue Verfassung zu Stande gebracht hätte: daher nachher die Nationalversammlung den Namen constituirende Versammlung, assemblée constituante, bekam. (Nur Ein Mitglied,

Martin d'Auch, hatte den Muth, die Unterschrift zu versagen; er wäre aber vom Volk erschlagen worden, wenn ihm nicht der Präsident, seinen Muth ehrend, Gelegenheit gegeben hätte, sich durch eine Hinterthüre zu retten.

Als sie am 22. wieder eine Sitzung halten wollte und auch das Ballhaus verschlossen fand, hielt sie dieselbe in der Kirche des heil. Ludwig, wo sodann 149 Mitglieder der Geistlichkeit sich mit dem darüber jubelnden dritten Stande vereinigten.

Am 23. Juni erschien der König, umgeben von Ministern und Gefolge, und hielt die angekündigte öffentliche Sitzung, erklärte darin die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 17. für ungesetzlich und befahl, daß jeder Stand getrennt, und nur nach vorher eingeholter königlicher Bewilligung gemeinsam berathen solle. Darauf ließ er eine Reihe entgegenkommender Anordnungen verlesen und gab die feierliche Versicherung, daß er zeitgemäße Reformen wolle, aber seine Souverainetät nicht antasten lassen werde, mit dem Befehl, nun auseinanderzugehen und vom folgenden Tag an — sich in ihren besondern Kammern zu berathen.

Als sich der König entfernte, folgte ihm der Adel und ein Theil der Geistlichen; die Übrigen aber blieben zurück und beschloßen, trotz dem Befehl des Königs, ihre Verhandlungen fortzusetzen und nur der Gewalt der Waffen zu weichen, indem sie zugleich auf Mirabeau's Antrag ihre Personen für unverletzlich und ihre Sitzungen für öffentlich erklärten. Dieß war der Anfang zur Revolution.

Als nach der Entfernung des Königs der Ceremonienmeister, Marquis de Brézé, eintrat und sagte: „Sie haben, meine Herren, die Befehle des Königs vernommen?" — erhob sich Mirabeau und antwortete mit seiner Donnerstimme: „Die Gemeinen von Frankreich haben beschlossen zu berathschlagen. Wir haben die Absichten vernommen, welche man dem Könige untergeschoben hat. Sie aber, der Sie nicht sein Organ bei der Nationalversammlung sein können, Sie, der Sie weder Sitz, noch Stimme, noch ein Recht zu sprechen haben, sind nicht der Mann, der uns an seine Rede erinnern darf. Gehen Sie und sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß wir durch den Willen des Volks hier sind und daß man uns von hier nicht anders fortbringt, als durch die Gewalt der Bajonette!" Diesen Worten stimmte die ganze Versammlung bei.

Die Bestimmungen und Concessionen, welche der König in dieser Sitzung gemacht hatte (s. v. Raumer a. a O. p. 281), rührten eigentlich von Necker her; doch hatte der König einige Abänderungen gemacht, und deswegen war Necker, der den Ruf der Liberalität nicht verlieren wollte, aus jener königlichen Sitzung weggeblieben. Für dieses Wegbleiben empfieng er vom Volke, das darin eine Absicht, sein Ministerium aufzugeben, sah, die auffallendsten Huldigungen, die er mit der ihm eigenthümlichen Selbstgefälligkeit hinnahm. — Wichtig ist das Urtheil des damals in Paris anwesenden nordamerikanischen Gesandten Jefferson, eines echten Republikaners, der jene königlichen Bewilligungen zur Gründung wahrer Freiheit in Frankreich für völlig hinreichend hielt und in diesem Sinne Jedem rieth, sie anzunehmen und mit dem Könige sich zu verständigen.

Was that nun der König auf jene trotzige Protestation? Es bedurfte derselben kaum, um ihn, welcher bald der einen, bald der andern Partei seiner Umgebung nachgab, von Anwendung der Gewalt abzu-

schrecken: denn er hatte schon beim Heraustreten an dem Murren der großen Volksmenge, welche ihn umgab, wahrgenommen, daß die Nationalversammlung das Volk auf ihrer Seite hatte, und als ihm gemeldet wurde, daß diese seinem Befehle zu gehorchen sich weigere, antwortete er: „Nun, wenn sie nicht gehen wollen, muß man sie bleiben lassen!" Er wollte nicht, daß um seinetwillen Blut vergossen würde. Die Folge war, daß sich am 24. Juni der Rest des Klerus und am 26. ein Theil des Adels (47 an der Zahl) unter Anführung des Herzogs von Orleans mit der Nationalversammlung unter großem Beifall der Menge vereinigte. Darauf gab nun der König, auf Necker's Rath, die Vereinigung zu, ja gebot dieselbe sogar dem noch widerstrebenden Theile des Adels, der nun am 27. schweren Herzens in die Nationalversammlung, wie „in seinen unausweichlichen Untergang" gieng.

Wie die Nationalversammlung von ihren Anhängern in der Adelskammer angesehen wurde, mögen die Worte zeigen, womit Lally-Tollendal den Antrag, in dieselbe einzutreten, unterstützte. „Bedenken wir," sprach er, „daß es eine Gewalt der Dinge giebt, stärker als die Gewalt der Menschen. Nähme jene einen zu schnellen Lauf, so wäre das einzige Mittel, ihn zu verzögern, das, sich ihr anzuschließen. Es hat eine Zeit gegeben, da man die Sclaverei aufheben mußte, und sie ist aufgehoben, eine andere, da man den dritten Stand in die Nationalversammlung eintreten lassen mußte, und er ist eingetreten. Jetzt haben wir eine Zeit, da die Fortschritte der Einsicht die zu lange verkannten Rechte der Menschheit diesem dritten Stande, der 24 Mill. zählt, die Gleichheit der Rechte, welche ihm gebührt, zutheilen werden. Diese dritte Revolution hat begonnen, und nichts wird sie aufhalten."

Die Nachricht von der Vereinigung der drei Stände erregte bei dem durch alle bisherigen Vorgänge in die höchste Spannung versetzten Volke zu Versailles und zu Paris den größten Jubel: „die goldne Zeit schien angebrochen", und Bailly schrieb: „Die Freiheit ist begründet nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa!"

Offenbar war der dritte Stand nicht befugt, ohne die beiden anderen Stände, welche zusammen beinahe die Hälfte des französischen Bodens besaßen, sich für die Repräsentation der ganzen Nation zu erklären, und der König hatte das Recht, die Nationalversammlung aufzulösen, oder sich mit Gewalt Gehorsam zu verschaffen. Allein da dieselbe in der königlichen Familie selbst Unterstützung fand, indem sich der Herzog von Orleans, welcher zugleich nach der Regentschaft trachtete, auf ihre Seite stellte, — da ferner das Ministerium in sich uneinig und unentschlossen war und Necker insbesondere nachzugeben rieth, — endlich da man sich auf einen großen Theil des Heeres so wenig als auf das Volk verlassen konnte, so konnte es gewagt erscheinen, es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen und einen Bürgerkrieg hervorzurufen, dessen Ende in der damaligen Lage nicht abzusehen war. Dennoch wäre es vielleicht, bei besserer Einsicht und männlichem Vorgehen, möglich gewesen, dem beweglichen Element einer auf kurze Zeit gewählten Nationalversammlung die conservative Institution einer, aus Adel und Klerus gebildeten Pairskammer an die Seite zu stellen und dadurch Frankreich vor vielen Jahren der Verwirrung und des Elends zu bewahren.

2. Bewegungen in Paris. Die revolutionären Umtriebe. Das Stadthaus und das Palais-Royal. Die Clubs und Volksversammlungen. Parteien im Heere. Zusammenziehung der Truppenmacht. Abgang Necker's. Camille Desmoulins. Die königlichen Truppen in Paris. Plünderung des Zeughauses. Die Bürgergarde. Erstürmung der Bastille.

Indessen berechtigten die Zustände des Volks keineswegs zu den glänzenden Hoffnungen, wie sie in der Nationalversammlung ausgesprochen worden waren. Vielmehr hatte die politische Aufregung in allen Schichten der Bevölkerung von Paris nicht nur in hohem Grade zugenommen, sondern wurde auch noch von verschiedenen Puncten aus geflissentlich unterhalten und vermehrt. Es waren besonders zwei Orte, von welchen die Bevölkerung zur thätlichen Theilnahme an den Tagesfragen bearbeitet wurde: das Stadthaus, wo den Wählern von Paris gegen das Verbot der Regierung ein Local zu politischen Zusammenkünften eingeräumt worden war und wo man in aller Form discutirte, und Deputationen, Adressen und Proclamationen beschlossen wurden, — und das Palais-Royal, wo die Versammlungen völlig regellos bald in Kaffeehäusern, bald im Garten gehalten wurden und die Reden über Freiheit und Gleichheit, über Staatsverbesserung und Volksbeglückung von den Zuhörern (darunter viele Studenten, Handlungsdiener, Schreiber 2c.) mit Begierde aufgefaßt und von der regsten Einbildungskraft weiter getragen wurden. Von beiden Orten aus wurden auch die Soldaten mit Geld, Getränken und noch schlechteren Mitteln zum Abfalle vom König und zum Übertritt zur Volkssache verführt, während im Palais-Royal auch noch Gauner, Spieler und Abenteurer aller Art zusammenströmten, die man brigands nannte und zu jeder Unordnung stets bereit fand.

Eben in Verbindung mit solchen Brigands hatten kurz vor der Eröffnung der Reichsstände jene Fabrikarbeiter den Aufstand gegen ihren Herrn erregt, von dem oben Kap. 1, 3. am Ende Erwähnung geschah, und der nur durch das Militär gedämpft werden konnte. Da man bei denen, welche dabei gefangen wurden, viel Geld fand, so lag der Schluß nahe, daß der Tumult durch künstliche Mittel erregt worden war, und da der Herzog von Orleans als Feind der königlichen Interessen bekannt war, so wurde ihm und seinen Agenten die Schuld beigemessen.

Ein mächtiger Hebel der Volkspartei waren die Clubs, oder politischen Vereinigungen zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten. In ihnen wurden die Tagesfragen zum Voraus besprochen, um die gemeinsam festgestellte Ansicht nachher in der Nationalversammlung mit Nachdruck durchzufechten oder die entgegengesetzte zu bekämpfen.

Es waren zwar schon seit längerer Zeit dergleichen Clubs entstanden, welche, obwohl von der Regierung untersagt, doch heimlich fortgesetzt wurden; allein jetzt wurden sie behufs der Agitation und der Propaganda förmlich organisirt und binnen kurzer Zeit über ganz Frankreich ausgebreitet. Der erste von bretonischen Mitgliedern der Nationalversammlung auf Veranlassung von Mirabeau (im Mai 1789) gegründete war der Club Breton, welcher schon im Juni 150 Theilnehmer, darunter Sièyes, Bailly, die beiden Lameth, Robespièrre, Mirabeau, Lafayette 2c. zählte. Anfangs wurde auch Necker dazu eingeladen, allein da er es nicht nur

ausschlug theilzunehmen, sondern auch, namentlich den Mirabeau bei einem persönlichen Besuch durch seine vornehme Zurückhaltung verletzte, so verlor er Achtung und Zutrauen in solchem Grade, daß letzterer ihn fortan nur mit Wegwerfung behandelte und die vom Club Breton ausgehenden Druckschriften und Zeitungsartikel anfiengen, ihn als einen eiteln, unfähigen Pedanten herabzusetzen. „Hätte (schrieb Mirabeau damals) Necker einen Schatten von Kraft und Talent, in 8 Tagen könnte er 60 Mill. Auflagen und 150 Mill. Anleihen erhalten und am neunten uns auflösen; — wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, statt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu machen." — Wie sich später aus diesem Club unter Hinzutritt anderer Umstände der Jacobinerclub entwickelte, wird sich weiter unten zeigen.

Diese Clubs in Versailles standen mit ähnlichen Vereinen in Paris, so wie mit den dortigen Wählerversammlungen und deren Ausschüssen in den 50 Wählerdistricten in Verbindung.

Schon früher, besonders aber seit Errichtung der Clubs, hatte der Pöbel angefangen, die ihm mißliebigen Redner in der Nationalversammlung und alle, die nicht im Sinne der Volkspartei stimmten, öffentlich zu verfolgen, und in diejenigen Druckereien, welche Schriften der Gegenpartei druckten, einzubrechen und sie zu zerstören, so daß am Ende keine Druckerei es mehr wagte, das zu drucken, was der Volkspartei mißfiel. So entstand eine Pöbel- und Preßtyrannei, welche die Rede- und Preßfreiheit gewissermaßen wieder aufhob, und es gehörte großer Muth dazu, durch Wort oder Schrift der Tagesmeinung und den Umwälzungsabsichten entgegenzutreten.

Da man fürchtete, der Hof möchte sich der Truppen, die sich in und bei Paris und Versailles befanden, zur Herstellung der Autorität und Ordnung bedienen, so wurde die Verführung derselben mit Eifer betrieben. Weil sich nun schon viele Soldaten des französischen Garderegiments zum Volke neigten, so verbot ihnen der Commandant von Paris, Baron Bésanval, ein Schweizer, die Caserne zu verlassen; allein einige hundert Gardisten gehorchten nicht und zogen, um an den Lustbarkeiten zur Feier der Vereinigung der drei Stände Theil zu nehmen, nach dem Palais-Royal, wo sie vom Volke reichlich bewirthet und mit Geld beschenkt wurden. Als, dadurch ermuthigt, die Soldaten in der Umgebung von Paris das Gleiche thaten, ließ der König eilf Gardisten ins Gefängniß abführen; aber Volkshaufen erbrachen dasselbe und befreiten die Gefangenen, die nun vom Volke festlich bewirthet wurden. Alle Verführten erklärten, nie auf das Volk schießen zu wollen, wenn sie es etwa geheißen würden. Durch alle diese Vorgänge wurden die Gemüther in ihrem Widerstand gegen die bestehende Ordnung der Dinge bestärkt und auf eine — wenn auch Keinem noch klare — Katastrophe vorbereitet.

Die Schwäche des Königs zeigte sich auch darin, daß er, als jene eilf Gardisten doch noch bestraft werden sollten und die Nationalversammlung sich für sie bei dem König verwendete, dieselben ungestraft losließ. Zu dieser Fürbitte hatte sich die Nationalversammlung durch eine Volksadresse bestimmen lassen; aber von diesem Augenblick an verfiel dieselbe mehr und mehr in Abhängigkeit des aufgeregten Volkes, das ohnedieß schon länger her auch

auf den Gallerien durch seine tobenden Beifalls- und höhnenden und drohenden Mißfallensbezeugungen die Berathungen der Versammlung zu beherrschen angefangen hatte. — Im Heere selbst, das zum geringern Theil aus nationalen Truppen, zum größern Theil aus fremden Söldnern, besonders Schweizern und Deutschen, bestand, hatte sich bereits eine royalistische und eine patriotische Partei gebildet: die letztere hegte besonders gegen die Offiziere, welche alle dem Adel angehörten und sich die Gemeinen durch stolze Fernhaltung, durch Härte in der Disciplin und Verkümmerung in der Pflege entfremdet hatten, einen heftigen Groll.

So stund es mit der allgemeinen Stimmung des Volks und Heers, als der Hof, durch die steigende Anmaßung der Nationalversammlung bestimmt, die Zusammenziehung von zuverlässigen Truppen (meistens Schweizer, Deutsche und Irländer) beschloß, die der alte Marschall Herzog von Broglie in einer Stärke von 30000 M. um Versailles und Paris aufstellte. Dagegen nun protestirte die Nationalversammlung, die blind genug war, darin nicht zugleich einen Schutz für sich gegen die wachsende Anarchie zu sehen.

Allein weil die Fremdenregimenter, welche an der Gränze lagen, nur allmählich herangezogen werden konnten, so gieng der geeignete Moment zum energischen Einschreiten ungenützt vorüber, und als man endlich dennoch dazu genöthigt war, so geschah es ohne Entschlossenheit und — ohne Erfolg.

Unterdeß hatte Necker, auf den der König schon länger her nicht mehr vertraute, weil derselbe sich zur Vermittlung zwischen ihm und der Nationalversammlung so wenig geeignet erwiesen hatte, seine Entlassung erhalten und sich heimlich und schnell (Sonnabends den 11. Juli) nach Brüssel entfernt, worauf ein neues Ministerium aus der Adelspartei — Breteuil, Broglie und Foulon — an die Stelle des abgedankten trat. Als am andern Tag (Sonntags) die Entfernung Necker's in Paris bekannt wurde, strömte Alles nach dem Palais-Royal und bald gieng die anfängliche Bestürzung in Wuth und diese auf Camille Desmoulin's Ruf zu den Waffen in Aufruhr über.

Dieser exaltirte junge Advocat und Literat sprang im Café Foy wüthend mit einer Pistole in der Hand auf einen Tisch und rief: „die Verbannung Necker's ist die Sturmglocke zur Bartholomäusnacht der Patrioten!" Er bedrohte Jeden, der die Partei des Hofes nehmen würde, mit dem Tode, und mit dem Ruf: „Zu den Waffen!" zog die Menge mit ihm nach dem Palais-Royal, wo er eine noch größere Masse in seinen Schwindel riß, indem er mit den Worten schloß: „Zu den Waffen! steckt eine Kokarde auf!" und damit riß er von einem Baum ein Blatt und es auf seinen Hut steckend lud er alle Patrioten ein, das Gleiche zu thun, um sich an diesem Zeichen zu erkennen. In einem Nu waren die Bäume entblättert und Jedermann hatte das grüne Feldzeichen aufgesteckt. (Dieses vertauschte man kurz darauf mit einer Kokarde von Roth und Blau, den Farben der Stadt Paris, denen später, auf Lafayette's Rath, noch Weiß, des Königs Farbe, hinzugefügt wurde.) Während ein Theil durch die Straßen stürmte und sich aus Bandläden mit grünen Bändern schmückte, und sich mit Stöcken, Degen, Pistolen bewaffnete, holte ein Theil aus dem im Palais-Royal befindlichen Wachsfigurenkabinet die Büsten des Herzogs von Orleans und Necker's, trug sie, mit Flor umhängt, mehrere Stunden lang in Procession umher und nöthigte alle Vorübergehenden, den Hut vor den Büsten abzunehmen.

Nun erst rückten die königlichen Truppen in Paris ein, und General von Bézenval besetzte mit Deutschen und Schweizern den Platz Ludwigs XV. Das Volk aber höhnte die Soldaten und schleuderte Steine nach ihnen; mit Mühe hielt Bézenval seine Soldaten zurück, da er den Befehl hatte, kein Blut zu vergießen. Nun suchte das Volk den Truppen die Verbindung mit den Tuilerien abzuschneiden, und als der Befehlshaber eines Regiments, Fürst Lambesc, dieß zu verhindern suchte, wurde er mit einem Steinhagel empfangen; als er sodann mit der Reiterei die Menge zersprengte, stellte sich die französische Garde in ihrer Patrioten-Gesinnung den fremden Truppen entgegen und gab auf sie Feuer, das jedoch nicht erwiedert wurde; vielmehr verließ Bézenval, durch die Schwäche der Regierung gelähmt, aus Verdruß um Mitternacht mit den Haupttruppen Paris und ließ nur eine Abtheilung auf dem Marsfelde stehen.

Ungehindert vereinigten sich nun 1200 M. der französischen Garde mit dem Volke, das die Läden der Waffenschmiede und das Zeughaus (Garde meuble mit seinem Vorrath an geschichtlich merkwürdigen Waffen) plünderte, das Schuldgefängniß erbrach und andern schweren Unfug begieng. Jetzt erkannte der Magistrat mit dem ordentlicheren Theile der Bürgerschaft die weit größere Gefahr, die ihm vom Pöbel drohte, und erließ daher einen Aufruf zur Bildung einer bewaffneten Bürgergarde, von der sodann jene königliche Garde einen Bestandtheil ausmachen sollte. Hierauf rief Alles, was wohl- und was übelgesinnt war, nach Waffen: ein Mitglied der Stadtbehörde, Herr von Flesselles, versprach 12,000 Flinten herbeizuschaffen; weil er aber, in der Meinung, die Hitze der Masse werde sich legen, mit der Ablieferung zögerte, stürmte der aus 30- bis 40,000 Köpfen bestehende Volkshaufe das Hotel der Invaliden und nahm aus dem dortigen Waffendepot an 28,000 Flinten und 28 Kanonen (wozu sie sich aus einem Schiffe auf der Seine eine Ladung von 5000 Pfund Pulver verschafften), während die königlichen Truppen auf dem Marsfeld sich ruhig dabei verhielten, da Bézenval auf alle seine Anfragen bei der Regierung in Versailles um Verhaltungsbefehle ohne Antwort gelassen worden war und die auf der andern Seite der Seine stehenden, mit dem Volke einverstandenen 3600 Gardisten mit den Kanonen bereit waren, auf seinen ersten Angriffsschuß den Kampf mit ihm aufzunehmen. Der Anblick der erbeuteten Waffen erregte in der Menge die Kampflust. Einige riefen: Nach der Bastille! und während die Sturmglocken erschollen, zogen sie unter der Anführung des Gardelieutenants Elie und eines Uhrmachergesellen aus Genf, Namens Hullin, nach dieser dem Volke verhaßten Zwingburg, nahmen sie ein, obwohl der Stadtrath es zu verhindern suchte, und ermordeten den Gouverneur, ungeachtet der ihm gewährten Capitulation.

Die Bastille, eine alte, mit tiefen Gräben, starken Ummauerungen und acht Thürmen versehene Veste, hatte hinreichendes Geschütz, aber zur Besatzung nur 80 Invaliden und 32 von der Schweizergarde. Commandant war de Launay, ein dem Könige treuer, aber dem furchtbaren Augenblick nicht gewachsener Mann. Von Stadthausabgeordneten aufgefordert, seine Kanonen auszuliefern, verweigerte er dieß zwar, hatte aber die Unvorsichtigkeit, zu zeigen, daß sie nicht geladen seien! Diese Gewißheit vermehrte die Kühnheit der Menge. Während nun auch Volksabgeordnete kamen und von ihm Waffen verlangten, erklomm ein Theil des Volks die Mauern, um die Kette der ersten Zugbrücke zu sprengen. Als er nun unter Letztere feuern ließ, pflanzte eine Gardenabtheilung Kanonen auf und die Zugbrücke fiel, wahrscheinlich durch Verrath von Innen. Als hierauf das Volk in den Vorhof drang, wollte Launay mit einer brennenden Lunte die Pulverkammer anzünden, um die Citadelle in die Luft zu sprengen, aber seine eigenen Soldaten hinderten ihn daran, und zwangen ihn, sich zu ergeben. Er forderte mit seiner Besatzung freien Abzug; man versprach ihn. Als aber nach der Öffnung der zweiten Zugbrücke und aller Thore die Volksmenge von allen Seiten eindrang, wurde Launay mit fünf seiner Offiziere — ungeachtet aller Bemühungen der französischen Garde, und namentlich Hullin's, ihm die Capitulation zu halten, — unter entsetzlichen Mißhandlungen auf den Grèveplatz geschleppt und dort jämmerlich erschlagen, dann eines jeden Kopf auf einer Pike im Triumph umhergetragen. Dabei schoß das Volk von Außen mit den Kanonen unaufhörlich nach der Festung, so daß darin selbst Viele ihrer eigenen Vorkämpfer fielen. — Die Volksphantasie hatte sich Jahre lang mit den jetzt durch die Demagogen erneuerten Schreckvorstellungen von der Menge unschuldiger Opfer des königlichen Despotismus, die in der Bastille säßen, getragen; als man aber nach der Einnahme der Bastille die Gefängnisse untersuchte, fanden sich, zu Ehren der Regierung Ludwig's XVI, anstatt der Hunderte, von denen man träumte, nur sieben Gefangene, nämlich vier Wechselfälscher, zwei von ihren Familien dort in Verwahrung gebrachte Wahnsinnige und ein Graf, der einen Bauern ermordet hatte. Allerdings waren unter Ludwig's XIV und XV Mätressenwirthschaft jene Schreckbilder nicht leer gewesen, und was jetzt an der Bastille geschah, erschien Jedermann in Frankreich, ja in ganz Europa, als ein Gericht göttlicher Vergeltung. — Es war Abend geworden, als das Volk unter Siegesgeschrei nach dem Stadthause zurückkehrte und den dort versammelten Wählern die Schlüssel der Bastille auf der Spitze eines Bajonetts überreichte. Dabei wurde der oberwähnte Herr von Flesselles, der das Volk mit den versprochenen Waffen hingehalten hatte, ein Opfer des Volkshasses: er wurde aus dem Rathhause heruntergeholt und fortgeschleppt; unterwegs streckte ein Rasender ihn mit einem Pistolenschuß nieder und der Pöbel zerriß seinen Leichnam in Stücke.

Die Zerstörung der Bastille (am 14. Juli) versetzte Paris, ja ganz Frankreich in die trunkenste Freude: sie gab dem Volk ein unbegränztes Kraftgefühl und wurde der mächtigste Anstoß zu allen nun folgenden Revolutionsstürmen. In fast jeder Stadt steigerte sich die Wuth gegen die Königlichgesinnten, und von dem Tage jener Zerstörung an füllten sich in Frankreich „mehr Gefängnisse mit Unschuldigen, denn je zuvor."

3. **Der König in der Nationalversammlung. Bailly Maire; Lafayette an der Spitze der Nationalgarde. Der König im Stadthaus zu Paris. Die ersten Emigranten. Ermordung Foulon's. Ça ira. Pöbelausschweifungen. Rückkehr Necker's.**

Bis daher hatte Ludwig XVI noch immer theils aus Arglosigkeit, theils durch seine Hofumgebung getäuscht, bei allen bedenklichen Zeichen überhandnehmender Verwirrung in einer gewissen Sicherheit und Hoff-

nung auf eine Wendung zum Bessern dahin gelebt: die Einnahme der Bastille schreckte ihn zum erstenmale völlig aus seinem Wahne auf. Der Herzog von Liancourt weckte ihn noch in jener Nacht mit dieser Schreckenspost. Mein Gott, rief der König, das ist ja eine Revolte! — Nein, entgegnete jener, das ist mehr, das ist eine Revolution! Da der König erkannte, daß er sich nun selbst nicht mehr auf sein Heer verlassen könnte, riethen ihm Einige, sich nach Metz zu der dort stehenden noch treuen Armee zu begeben, wo er zugleich durch die Nähe Deutschlands gesichert sei; allein er befürchtete, daß dadurch dem Herzog von Orleans das Feld möchte eingeräumt und ein Bürgerkrieg veranlaßt werden, und beschloß daher, lieber den Rath Liancourt's zu befolgen und sich der Nationalversammlung anzuvertrauen.

Es war der 15. Juli, als sich der König ohne Gepränge, bloß von seinen beiden Brüdern begleitet, in die Nationalversammlung begab. Obgleich Mirabeau zwar gerathen hatte, ihn ohne alle äußere Zeichen zu empfangen, denn „das Schweigen der Völker sei eine Lehre für die Könige", so wurde der König doch von der menschlicher fühlenden Mehrheit mit Achtung durch Aufstehen empfangen. Er erklärte der Versammlung, daß er in die Entfernung der Truppen von Versailles und Paris (um welche die Nationalversammlung ihn früher ersucht hatte) willige, die Bürgerwehr bestätige und überhaupt vertrauensvoll mit der Versammlung Hand in Hand gehen wolle. Zum Zeichen der Zufriedenheit erhielt er dafür das lauteste Vive le roi! Auch wurde er von der ganzen Versammlung ehrenvoll nach dem Schlosse zurückbegleitet, wo die Königin mit ihrem Sohn auf dem Arm sie empfieng und dadurch sich und dem Könige neue Theilnahme gewann. Unmittelbar darauf, noch an demselben Tage wurde in der Nationalversammlung über einen Antrag an den König in Betreff der Entlassung des Ministeriums nnd der Zurückberufung Neckers discutirt; als der König davon hörte, kam er mit der Erklärung zuvor, daß er den Necker wieder anzunehmen bereit sei.

Sogleich sandte die Nationalversammlung einen Courier ab, um Necker'n seine Zurückberufung ins Ministerium anzukündigen, und eine ansehnliche Deputation nach Paris, um den Entschluß des Königs den Wählern im Stadthause mitzutheilen und der Pariser Bürgerschaft den bisherigen Nationalversammlungspräsidenten Bailly zum Maire — und den durch seine Theilnahme am nordamerikanischen Freiheitskrieg berühmten Marquis de Lafayette zum Commandanten der Nationalgarde zu empfehlen. Mit dem auf der Stelle erfolgenden Act dieser Einsetzung gieng die Civil- und Militärgewalt gewissermaßen in die Hände der Nationalversammlung über. Alles Volk jubelte und zog mit der neuen Municipalität in die Kirche Notredame, um dort unter Musketensalven ein Te Deum zu singen. — Merkwürdig ist, daß schon fünf Tage darauf allenthalben in Frankreich Bürgergarden errichtet waren und so die ganze Nation in Waffen stand.

Aus allen diesen Vorgängen erkannten die bisher einflußreichsten Hofglieder, welche sich mit dem besondern Hasse des Volkes beladen wußten, zusammt den bisherigen Ministern, daß sie in Frankreich nicht mehr sicher wären und giengen ungesäumt außer Landes.

Darunter waren der Graf von Artois, die Prinzen Condé, Conti, Bourbon, Enghien, die Minister Broglie, Breteuil, Barentin, die Polignac's und andere. Der König genehmigte ihre Entfernung, weil er sie nicht schützen konnte, und hätte gerne die Königin veranlaßt, sich auch durch Entfernung in Sicherheit zu bringen; allein sie wollte ihn und den Dauphin nicht verlassen. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli brachen jene auf und zwar unter dem Schutze der gleichfalls aus der Nähe von Versailles und Paris abziehenden königlichen Truppen. Sie waren also die ersten Emigranten und gaben das Zeichen zu der spätern so verhängnißvollen großen Emigration.

Bei dem Festjubel am 15. hatte das Pariser Volk verlangt, daß der König selbst und zwar ohne seine Garde nach Paris kommen solle. Gerne hätten die oberwähnten Deputirten diese Demüthigung dem Könige erspart; aber die Nationalversammlung stund im Grunde unter dem Einfluß der Masse: sie theilten daher das Ansinnen dem Könige mit; doch dieser willigte ohne Verzug ein und begab sich in Begleitung von 200 Deputirten nach Paris.

Die Königin hatte ihren Gemahl mit den rührendsten Bitten zurückzuhalten versucht, denn sie sah ihn im Geiste ermordet oder als Gefangenen zurückgehalten. Allein er wollte sein gegebenes Versprechen halten, und widerstand ihren Bitten standhaft. War er aus Mangel an Einsicht zu nachgiebig gewesen, als er die Regierung des Staats aus den Händen gab, so wußte er doch fest zu widerstehen, wenn man ihm seine persönliche Gefahr vorstellen wollte.

Vor Paris, an der Barrière von Passy, wurde der König von dem neuen Maire, Bailly, der ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, mit einer Rede begrüßt, die eben keine Schmeichelei enthielt, indem er sagte: diese Schlüssel seien dieselben, welche man Heinrich IV überreicht habe; derselbe habe damals sein Volk wieder erobert, jetzt habe das Volk seinen König wieder erobert. Hierauf wurde der König durch die Reihen der düster schweigenden Nationalgarden nach dem Stadthause begleitet, wo ihn übrigens die Wähler (welche größtentheils der höhern, ihm nicht abgeneigten Bürgerschaft angehörten) mit lautem Zuruf und ehrenden Reden begrüßten, die er mit bewegter Stimme durch die Worte erwiederte: „Mein Volk kann stets auf meine Liebe rechnen!" — Aber eine neue Demüthigung lag für ihn darin, daß er nicht nur die Schleifung der Bastille, sowie den Übertritt der französischen Garde zur Nationalgarde genehmigen, sondern auch die Kokarde mit den zwei Stadtfarben, (nicht die dreifarbige, denn diese kam erst am 31. Juli auf) aus den Händen des Maires nehmen und sich auf den Hut stecken mußte, um sich so geschmückt dem Volke zu zeigen, das ihn dann mit tausendfachem Vive le roi! und vive la nation! an den Wagen begleitete.

Zurückgekehrt nach Versailles, wo sich das königliche Paar unter Thränen wieder begrüßte, fühlte der König nur zu sehr die schwere Er-

niedrigung, die an jenem Tage die königliche Würde erlitten hatte und die nicht ohne weitere Folge bleiben konnte. Er sah sich ohne politische, administrative und militärische Macht und keiner seiner Befehle hätte auf Ausführung rechnen können! Alle Gewalt lag jetzt in der Nationalversammlung. Zwar war in derselben eine kleine Partei solcher, welche noch an der Monarchie, wenn auch an einer beschränkten (constitutionellen), hiengen; allein die Majorität im Gefühl ihrer Machtfülle gedachte weiter zu gehen.

Indessen war in Paris im Grunde genommen der Pöbel souverain, und erneuerte, von geheimen Agenten aufgereizt, schon acht Tage nach dem Bastillensturm die Blutauftritte durch die Ermordung des Ministers Foulon und seines Schwiegersohns Berthier de Sauvigny, und weder Bailly, nach Lafayette konnten die Gräuelscenen verhindern.

Foulon, vom Könige wieder in's neue Ministerium berufen, hatte sich, im Bewußtsein, längst ein Gegenstand des Pöbelhasses zu sein (der ihm nachsagte, er habe geäußert, das Volk müsse noch Gras fressen lernen), heimlich von Paris entfernt und sich auf einem seiner Landgüter versteckt, ja die Nachricht von seinem Tode verbreiten lassen. Er wurde aber von Bauern entdeckt, die, durch geheime Agenten verleitet, den 74jährigen Greis mit einem Kranz von Nesseln um den Hals, einem Büschel Disteln in der Hand und einem Bündel Heu auf dem Rücken nach Paris schleppten, wo ihn der Pöbel vor dem Stadthaus an einen Laternenpfahl aufhängte. Dann trugen sie seinen Kopf, den Mund mit Heu gestopft, auf einer Picke seinem Schwiegersohn Berthier entgegen, der als ehemaliger Intendant der Truppen auch verhaßt war und den man durch falsche Zuschriften um die gleiche Zeit nach Paris gelockt hatte. Gleichfalls vom Pöbel angegriffen, wehrte sich Berthier tapfer mit einem Gewehr: er wurde aber getödtet und sein noch zuckendes Herz von einem Dragoner in den Stadthaussaal getragen und auf den Tisch der Beamten geworfen, dann auf den Säbel gespieſ't und unter dem Kannibalengesang des mordgierigen Pöbels in ein Kaffeehaus getragen und soll dort im Branntwein verzehrt worden sein. Dieß geschah an dem Tage, an welchem die Kinder des Herzogs von Orleans mit den Siegern der Bastille tanzten. Gleich darauf wurde es in Paris Mode, Tücher von der »couleur de sang de Foulon« zu tragen. Auch entstand in dieser Zeit das Mordlied: »Ça ira, ça ira!« — Lafayette, diese Gräuel verabscheuend, legte sogleich sein Amt nieder, nahm es aber am folgenden Tag wieder an, wohl in der Hoffnung, doch noch Manches verhüten zu können!

Die Wirkung solcher Mordscenen auf das übrige Frankreich blieben nicht aus, zumal Gerüchte und Lügen alle Vorfälle und Thatsachen übertrieben oder fälschten. Allenthalben kam es zu Pöbelausschweifungen, die man durch Errichtung von Bürgergarden verhindern zu können hoffte, bei denen es aber gleichfalls nicht an revolutionären Bestandtheilen fehlte. Überall gieng das Militär zum Volk über, zumal des sonst gemäßigten Lafayette's unbedachte Äußerung, daß eigentlich diejenigen Soldaten die Ausreißer seien, welche nicht zum Volk übergiengen, dazu aufzufordern schien. Keine Behörde wagte es, der Menge strafend entgegenzutreten; selbst als in der Nationalversammlung die gemäßigtere Partei durch Lally-Tollendal darauf antrug, die anarchischen Pa-

riser an Gesetzlichkeit mahnen zu lassen, trat dagegen die fanatischere Partei auf (darunter sich schon der Advocat Robespierre und der Advocat Barnave bemerklich machten) und nahm gewissermaßen die Ermordung Foulon's und Berthier's in Schutz! Und als die Municipalität zu Paris den unterdeß auch gefangenen Bézenval auf die Fürbitte des nun zurückgekehrten und in Paris mit Jubel empfangenen Necker frei ließ, erklärte die Nationalversammlung auf Mirabeau's Antrag diesen humanen Act der Municipalität für nichtig und beantragte die Aufstellung eines Comité's zur Untersuchung der Bedrückung des Volks durch Beamte und eines Comité's zur Auffindung der Mittel gegen diese Bedrückung.

Solche Kundgebungen mußten nothwendig eben so viele Aufmunterungen für das Volk sein, in seinem mordsinnigen Treiben fortzufahren. Von Paris aus, als dem Mittelpuncte der anarchischen Bewegung, fand jeder Stoß derselben seinen Widerhall in den Provinzen, und bewies, welche Verwilderung und Rohheit unter den gefälligen Formen des französischen Wesens, selbst bei den mittleren Ständen, verborgen lag. An vielen Orten, sogar in der Nähe der Nationalversammlung wurden Personen, die dem Volke mißfällig waren, umgebracht. In fast allen Provinzen, im Süden wie im Norden, stunden die Bauern gegen ihre Gutsherren auf, ermordeten viele derselben, oft unter ausgesuchten Martern, und steckten die Schlösser in Brand, so daß nur allein in der Dauphiné 36, in Burgund 72 Schlösser in Flammen aufgiengen. Ein gleiches Loos traf die Klöster und ihre Bewohner; dabei allenthalben Plünderung und Unsicherheit. Wo die Behörden nicht schützen konnten, bildeten die rechtlichen Bürger Compagnieen, um dem Raub- und Mordwesen zu steuern, hier mit, dort ohne Erfolg. Das Gesetz war ohne Kraft, der Frevel ohne Ziel, das Heilige verachtet, Handel und Gewerbe im Stocken, Elend und Fäulniß im Land und Volk — zum Beweis des Mangels an aller politischen, moralischen und religiösen Erziehung.

4. Die Parteien in der Nationalversammlung. Declaration der Menschenrechte. Der 4. August. Abschaffung aller Feudalrechte ꝛc. Permanenz der Volksvertretung. Das suspensive Veto.

Bei solchem raschen Zerfall der alten Zustände fühlte die Nationalversammlung die dringende Nothwendigkeit einer neuen Verfassung, und die Berathung darüber begann am 1. August. Sie wurde aber gleich in ihrem Beginn mehrfach unterbrochen, zunächst durch eine sich dabei ergebende Spaltung der Glieder in zwei Hauptparteien: in die Rechte, welche aus den Conservativ-gesinnten bestund, und in die wieder in mehrere Fractionen zerfallende Linke, welche erst alles ihren

Absichten noch entgegengesetzte Bestehende wegzuräumen und dann die Revolution weiterzuführen bestrebt war.

Auf den Bänken der Rechten saßen die Aristokraten oder unbedingt Königlichgesinnten, darunter der Erzbischoff von Aix, der Abbé Maury, der Vicomte Mirabeau (des Grafen Mirabeau Bruder), der Graf Cazalès u. a. Die Linke bestand aus mehreren Fractionen, die sich vorzüglich durch das größere oder geringere Maaß der Freiheit unterschieden, das jede erstrebte: die äußerste, in ihren Forderungen am weitesten gehende Linke saß hoch oben auf den Bänken links vom Präsidentenstuhl und bestand damals aus etwa 30 Männern von der radicalen Partei des Palais-Royal; man nannte sie geradezu das Palais-Royal oder auch das Lager der Tartaren; darunter waren die damaligen Führer des Club Breton: der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Orleans, der Vicomte von Noailles, dann Barnave, die beiden Lameth, Robespierre, Pétion, Duport, Rewbell &c., öfters auch Mirabeau, wiewohl er nicht selten auch den Tartaren opponirte, wie er sich denn nicht von ihnen beherrschen ließ. Nächst ihnen auf der Linken kamen die mildern Demokraten und neben diesen die constitutionelle Linke, darunter: Sièyes, der Herzog de la Rochefaucauld, de Liancourt, de Luynes, Talleyrand, Target, Touret, Lafayette, Bailly. Auf den mittleren Bänken saßen die ganz Constitutionellen, z. B. Lally Tollendal, Mounier, Malouet, Graf de la Tour du Pin, Clermont-Tonnère &c.

Die begonnenen Berathungen über die neue Verfassung wurde aber hauptsächlich durch die vorausgehende Festsetzung der sogenannten „Bürger- und Menschenrechte" aufgehalten, welche Lafayette nach dem Beispiel amerikanischer Vorgänge, die ihm beständig als Ideale vorschwebten, schon früher beantragt hatte. Bei der Aufstellung dieser Rechte gieng man von der falschen und gefährlichen Voraussetzung, daß alle Menschen von Natur frei und gleich seien, aus, welche in Folge dieses Mißverstandes die Mutter grober und verhängnißvoller Verirrungen wurde, zumal da man jenen Rechten die Pflichten gegenüber zu stellen unterlassen hatte.

Die Grundsätze dieser „Menschenrechte" sind folgende: Die Menschen werden geboren und bleiben frei und gleich an Rechten. — Der Zweck jeder politischen Vereinigung ist die Bestätigung der natürlichen, unveräußerlichen Menschenrechte. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit nnd der Widerstand gegen Unterdrückung. — Die Grundlage aller Souveränetät ruht wesentlich in der Nation. — Die Freiheit besteht darin, Alles thun zu können, was Anderen nicht schadet. — Das Gesetz darf nur solche Handlungen verbieten, welche der Gesellschaft schädlich sind. — Da das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ist, so haben alle Bürger das Recht, dazu mitzuwirken. — Da alle Bürger vor demselben gleich sind, so sind sie auch zu allen Würden, Stellen und öffentlichen Ämtern gleichmäßig zuzulassen. — Kein Mensch kann angeklagt, festgenommen oder eingesetzt werden, als in den Fällen und Formen, welche vom Gesetz bestimmt sind. — Jeder Bürger, welcher kraft des Gesetzes vorgeladen oder festgenommen wird, muß sofort gehorchen. — Die Unschuld jedes Menschen wird vorausgesetzt, bis er für schuldig erkannt ist. — Niemand darf wegen seiner Meinungen, auch religiöser, beunruhigt werden. — Jeder Bürger kann frei sprechen, schreiben, drucken lassen, nur bleibt er für den Mißbrauch dieser Freiheit verantwortlich. — Niemand kann seines Eigenthums beraubt werden, außer wenn das allgemeine Wohl es nöthig macht und gegen gerechte vorausgegangene Entschädigung. —

Dahlmann sagt mit Recht darüber: „Weder sind die Menschen von Natur frei und gleich, noch ist der Staat als eine künstliche Einrichtung zu begreifen, welcher ein staatloser Naturzustand vorangegangen wäre. Jeder Mensch erwächst hülfsbedürftig und beherrscht, und ist er er-

wachsen, so sieht er sich von Menschen umgeben, ihm ungleich an Gestalt, Fähigkeiten, Stand, Vermögen. Auch ist durchaus kein Grund anzunehmen, dieß sei jemals anders gewesen: der Staat ist so alt, als die Menschheit. Gieng man einmal darauf aus, das französische Volk auf eine belehrende Weise in die Wohlthaten seiner neuen Verfassung vorredend einzuleiten, so mußte das auf dem gerade entgegengesetzten Wege geschehen, indem man jene Ungleichheiten anerkannte, als durch Gott und Natur und die Macht der Geschichte begründet, allein zu gleicher Zeit darthat, das Ziel einer guten Staatsverfassung sei, das schädliche Übermaaß solcher Unterschiede zu beseitigen und Allem, was billig unter den Menschen, gleich und frei ist, gerechte Geltung zu verschaffen." — Und v. Sybel bemerkt: „Die Masse der Menschen wird nicht politisch fähig durch den bloßen Ausspruch des Gesetzes, daß sie politisch mündig sei, sondern erst durch verbreitete Bildung des Geistes und mehr noch des Characters. Damals aber war die französische Nation zur Selbstregierung so schlecht wie möglich vorbereitet: — — solch ein Volk zur sofortigen und umfassenden Souverainetät berufen, hieß: es durch abhetzende Anarchie zu errettendem — Despotismus führen."

Indeß auch Geist- und Characterbildung, als Mittel zu jenem Ziel, das den Gesetzgebern der Menschenrechte vorschwebte, bedarf selbst einer noch tiefern Grundlage, welche einzig in der gründlichen Erkenntniß des im Buche der Bücher (als der allein wahren magna charta der Rechte und Pflichten der Menschen) klar ausgesprochenen Willen Gottes besteht. So schön und edel jenes politische Glaubensbekenntniß lautet, so verdankt es doch nur dem Abfall von den göttlichen Institutionen des Staates und der Kirche seine Entstehung. Indem es unter dem Schein des Rechts zum Unrecht führt, durch Ungerechtigkeit Rechte zu gründen vorgiebt, ward es zum Pseudo-Evangelium des Versuchers, der fort und fort die Menschen zum Ungehorsam nicht bloß gegen den irdischen, sondern auch gegen den himmlischen König verführt, da sie gar bald in jedem Paragraphen des neuen Codex eine mit Ps. 2, 3. übereinstimmende Auslegung und Aufforderung erkennen und letztere nur zu schnell und genau befolgen!

Zwischenein fielen auch noch die Berathungen über Abhülfe der Finanznoth, zu deren Abstellung Necker jetzt noch weniger, wie früher, guten Rath wußte, da er bei der Versammlung kein Gewicht mehr hatte und ihm namentlich Mirabeau entgegen war, der selbst gern Minister geworden wäre, nicht so sehr aus persönlichem Interesse, als weil er das Königthum, dessen Beschränkung vorzüglich sein Werk war, in keinem Falle vernichten lassen wollte. Jene Finanznoth sollte nun aber jetzt noch in's Unermeßliche durch den Begeisterungssturm vermehrt werden, mit dem die Versammlung in der denkwürdigen Nachtsitzung vom 4. August die Ablösbarkeit aller dinglichen Lehnrechte (also der Grundsteuern, der Gerichtsbarkeit ꝛc.), die Vernichtung aller persönlichen Lehnrechte ohne Entschädigung, die Aufhebung des Jagdrechts und der Leibeigenschaft, die Abschaffung aller besondern landschaftlichen und städtischen Rechte, sowie der Zünfte, die Abstellung des Ämterverkaufs, die Abschaffung der Annaten, der Stolgebühren, der Pfründenhäufung, der Zehnten, die Gleichheit der Strafe für Alle, die Zulassung der Bürgerlichen zu allen Ämtern, die Gleichheit der Steuern, die unentgeldliche Verwaltung der Rechtspflege — Alles, Gutes und Schlimmes, ohne Unterscheidung zwischen Unhaltbarem, Ausgelebtem, und noch Lebensfähigem, der Verbesserung Zugänglichem — fast in Einem Odem decretirte und den Schluß dieser „Bartholomäusnacht des Eigenthums" mit dem Ruf: Es lebe der König! der Hersteller der französischen Freiheit! und mit der Anordnung eines Tedeum's machte.

Die Versammlung war nämlich nach einem schwelgerischen Mahle Abends um 8 Uhr eröffnet worden. Die ersten Anträge dieser Art machte ein armer Vicomte de Noailles, und der reiche Herzog von Aiguillon erweiterte sie; darauf trat ein Deputirter aus der Bretagne, der wie ein Pächter gekleidet war, auf und schilderte die Leiden des Volks und die Mißbräuche des Lehnwesens, wobei er Vergangenheit und Gegenwart untereinander mengte, mit so stark aufgetragnen Farben, daß viele zu Thränen gerührt wurden. Und nun erhob sich ein Wettstreit der Großmuth: es folgten von Moment zu Moment sich steigernde Opferanerbietungen zuerst von Seiten des Adels, nachher von der Geistlichkeit. Zum Theil giengen sie hervor aus dem Bestreben, sich beim Volke beliebt zu machen, bei einem Theile auch aus der Betrachtung, daß ohnedieß ihre Güter durch den Aufstand schon ruinirt waren. An der Annahme dieser Erbietungen und an Weiterforderungen ließen es dann diejenigen nicht fehlen, die in ihrer Neuerungssucht mit den Mißbräuchen auch jeden scheinbaren Anlaß zu denselben wegräumen wollten. In dieser Sitzung zeigte sich ganz der französische Charakter in seiner Reizbarkeit, seiner Uneigennützigkeit und in seinem Leichtsinn. „Es gab dabei großmüthige Aufopferungen und kleinliche Rache. Aufhebungen wurden mit einer tugendhaften Selbstverläugnung, wie auch aus ganz geringfügigen Gründen ausgesprochen. Während z. B. der Bischoff von Chartres redete, sagte der Herzog von Châtelet lachend zu seinem Nachbarn: Ah! er nimmt uns die Jagd, ich will ihm seinen Zehnten nehmen!" und schlug die Ablösbarkeit des Naturalzehnten vor. — Am Ende entsagte man den Privilegien der Provinzen und wetteiferte in Aufgebung von Stände-, Ämter- und Personen-Rechten! Mirabeau, der in dieser Sitzung fehlte, weil eben sein Vater gestorben war, sagte daher: „Einen Monat lang haben sie über Silben gestritten und in Einer Nacht stürzen sie die ganze Monarchie!" und vergebens trug er nachher auf eine ruhige Prüfung dieser übereilten Beschlüsse und auf eine größere Berücksichtigung des Eigenthums und der Steuerbedürfnisse an. — Auch Sièyes, welcher berechnete, daß man nur allein in Bezug auf den Zehnten mehr als 70 Mill. unrechtmäßig verschenke, weil die Güter ja mit dem Zehnten gekauft worden seien, sagte im Unwillen: Sie wollen frei sein und verstehen nicht, gerecht zu sein!" Und als er nachher äußerte: „Hätte ich diese Wendung der Revolution vorausgesehen, so würde ich mich nie darein gemischt haben!", antwortete ihm Mirabeau mit dem Vorwurf: „Sie haben den Stier entfesselt und beklagen sich, daß er mit den Hörnern stößt!" Damit spielte Mirabeau auf Sièyes' Schrift an: „Was ist der dritte Stand?" (S. Kap. 1, 3. a. E.)

Da diese gewaltsamen Änderungen nicht geeignet waren, den gegen die Güter des Adels gerichteten Verwüstungen Einhalt zu thun, verbreitete ein Theil der Deputirten, um die Verantwortung von sich und ihren Maßregeln abzuwälzen, die Meinung, als giengen jene Frevel von den Feinden der Revolution aus, und verursachte dadurch, daß der Haß des Volks gegen den dadurch falsch beschuldigten Adel noch vermehrt wurde.

Im weitern Verlauf der endlich fortgesetzten Berathung über die Verfassung wurde die Permanenz der Volksvertretung, eine zweijährige Dauer der Legislatur und die Annahme des Einkammersystems beschlossen. Bei der Frage, ob der König ein unbedingtes oder nur ein suspensives (aufschiebendes) Veto bekommen solle, war selbst die Bewegungspartei uneinig: daher auch das Volk allenthalben diesen Gegenstand mit der größten Leidenschaftlichkeit besprach, bis sich die Versammlung für das aufschiebende Veto entschied. Der König aber kam auf Necker's Rath der Vorlage dieses Antrages an ihn

mit der Erklärung zuvor, daß er selbst nur ein suspensives Veto wünsche. Dennoch beschränkte die Versammlung auch dieses noch dadurch, daß sie erklärte, der König dürfe es nur bei legislatorischen Acten, nicht aber bei constitutionellen d. i. das Verfassungswerk selbst betreffenden Anordnungen anwenden: denn die constituirende Gewalt stehe über den constituirten. Auf diese Weise sank das Königthum zu einer abhängigen Magistratur herab!

Für das suspensive Veto war auch Siéyes; Mirabeau aber sagte, er halte das unbedingte Veto für so unentbehrlich, daß er lieber in Constantinopel, als in Frankreich leben möchte, wenn man es dem Könige nicht gewähre; aus der Vorenthaltung dieses Königsrechts folge die Entfesselung jeder Leidenschaft und dadurch die Anarchie, die dann nur wieder in Despotismus ende. — Der Beschluß der Versammlung erfolgte zum Theil unter dem Eindruck drohender Sturmpetitionen, die vom Palais-Royal gegen das „infame Veto" ausgiengen. — Mirabeau's Votum aber brachte ihn bei der Volkspartei um seine Popularität, und kurze Zeit darnach schlugen seine Gegner, welche schon längst fürchteten, er möchte in's Ministerium berufen werden, ein Gesetz vor, daß künftig jeder Deputirte vom Ministerium ausgeschlossen sein solle. Kühn erhob sich Mirabeau und sagte: Anstatt eines solchen, die königliche Autorität nur noch mehr schwächenden Gesetzes solle man lieber die Ausschließung bloß auf den „Grafen von Mirabeau, Deputirten von Aix" beschränken. Da ließ man für diesmal den Antrag fallen, setzte ihn aber doch sechs Wochen darauf durch, und zwar auf den Einfluß Lafayette's und seiner Freunde, welchen vor der Macht Mirabeau's, wenn er Minister würde, bange war.

5. **Die Agitationen der Presse. Das Gardefest in Versailles. Volksaufregung. Der 4. October. Der Zug der Weiber nach Versailles. Sturm auf das Schloß. Lafayette. Übersiedlung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris.**

Als nun der König alle seit dem 4. August gefaßten Beschlüsse genehmigen sollte, nahm er sie keineswegs unbedingt an, so daß die Nationalversammlung ihr ganzes Werk bedroht sah und die Volkspartei in Paris fürchtete, er möchte mit der ihm noch gebliebenen Macht sich wieder eine stärkere Stellung erringen: daher bereitete die sogenannte Orleans'sche Partei einen Schlag auf die Person des Königs vor.

Schon länger her wirkten die zahllosen Störungen des öffentlichen Friedens und das Stocken des Handels und Verkehrs hemmend auf die der Stadt Paris zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nöthigen Zufuhren, die oft selbst vor den Thoren der Stadt geplündert oder muthwillig vernichtet wurden. Diese Hemmungen suchten besonders die Orleanisten absichtlich zu mehren, und das Volk theils durch Erzeugung von Mangel, theils durch Agitationen aller Art in steter Unzufriedenheit und Aufregung zu erhalten. Die beständige Aufregung wurde besonders durch ein Heer von Tagesschriftstellern und Zeitungsschreibern unterhalten und gesteigert, indem sie mit ihren Ansprachen und Hetzartikeln die Nation in ihrem Selbstvernichtungsprocesse vorantrieben.

Die revolutionärsten unter den Zeitungsschreibern und Pamphletisten waren Marat und Camille Desmoulins. Marat, ein Schweizer und gewesener Thierarzt beim Grafen

von Artois, ein von Gesicht und Gestalt häßlicher, aber sich in seinem Schmutz gefallender Mann, schrieb den Ami du peuple, ein Blatt voll des wahnsinnigsten, politischen Fanatismus. Camille Desmoulins, derselbe, der das Volk in die Waffen gebracht hatte, war sowohl in seinem Äußern durch ein elegantes Erscheinen, als auch in seinem Journal Revolutions de Paris et de Brabant durch eine geistreiche, formgewandte Sprache das Gegentheil von Marat, aber mit ihm im Prinzip der Zerstörung alles Bestehenden einig. Eben so hatte der gleich anfangs von Condorcet, Brissac u. A. gegründete und von Barras, Rivarol u. A. bediente Moniteur durch seine große Verbreitung einen mächtigen Einfluß auf die Revolution, — der Unzahl anderer Schriften und Blätter nicht zu gedenken.

Auch öfters schon hatten die vielen Aufwiegler und Demagogen, welche im Palais-Royal ihr Wesen trieben, das über Mangel klagende Volk zu einem Zug nach Versailles aufgefordert. Daher ließ der König zu seiner Sicherung mit Bewilligung der Nationalversammlung, die nun selbst auf ihren eigenen Schutz bedacht war, zur Verstärkung seines kleinen Gardecorps das Linienregiment Flandern nach Versailles kommen. Als er bei einem Festmahl, das seine Garde den Neuangekommenen im Theatergebäude gab, in der königlichen Loge erschien, dann mit seiner Familie einen freundlichen Gang um die Tafeln machte, wurden alle Garden von dem Wohlwollen des Königs und der Würde der schönen Königin so begeistert, daß sie schwuren, im Nothfall für ihren König zu sterben.

Diesen Vorfall ergriff der Parteigeist und deutete ihn als eine Verschwörung aus, die es darauf abgesehen habe, den König aus der Nähe der Hauptstadt nach der östlichen Gränze zu entfernen, wo die Truppen noch nicht ganz abgefallen waren.

Die Aufwieglerpartei, geschäftiger als je, benützte daher einen neuen Brotmangel, um ihn, wie gewöhnlich, dem Hofe Schuld zu geben. Am 4. October war die Aufregung besonders groß und die Nationalgarde nicht im Stande, die Ruhe zu halten. Des folgenden Tags am frühen Morgen zogen große Weiberhaufen nach Brot schreiend vor das Stadthaus. Dort zwangen sie die Bürgerwache, sich zurückzuziehen, drangen dann in das Haus und füllten nach eingesprengten Thüren alle Stuben, Säle und Gänge, nahmen, was sie an Waffen vorfanden weg, erbrachen und leerten die Kassen, rissen die Acten aus den Registraturen und schleppten sie auf einen Haufen, um sie anzuzünden. Da kam der Gerichtsbote Maillard, der sich bei der Erstürmung der Bastille hervorgethan hatte, mit einem Haufen sogenannter Bastillenheroen, zu denen sich auch eine Menge Leute vom Palais-Royal her gesellten, herbei und brachte die Weiber von ihrem Beginnen dadurch ab, daß er eine Trommel ergriff und mit dem Ruf: „Nach Versailles!" die Weiber beredete, dahin zu ziehen, um den König von den Aristokraten zu befreien und ihn um Brot zu bitten. Und so begann denn der Zug der 6000 Weiber, die, geführt und umgeben von Orleanisten und Jacobinern unter lärmendem Geschrei um 10 Uhr von der Hauptstadt abzogen, ohne daß irgend eine Behörde den aufrührerischen Zug zu verhindern suchte.

Daß die Führer und Förderer dieses Weiberzugs im Solde des Herzogs von Orleans standen, der aus einem Tumult in Versailles Vortheil für sein Emporstreben zu ziehen hoffte, wird nicht bezweifelt. Er mochte hoffen, daß der König dadurch zur Flucht aus Frankreich vermocht oder dabei sein Leben verlieren werde, in welchen beiden Fällen der Herzog sich auf die Regentschaft Rechnung machte. Fand sich doch einige Jahre nach des Herzogs Tode ein Schreiben desselben vom 6. Octbr. vor, worin er seinem Banquier die verabredeten Summen (an die Bestochenen) auszuzahlen verbot, mit dem Zusatz: „das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch!" — Daß aber noch andere geheime Leiter den aus diesem Zug entstandenen Aufruhr für andere Zwecke ausbeuteten, die mit dem finstern Plane des Herzogs nichts gemein hatten, hat die Folgezeit aufgehellt, und besonders hat v. Sybel in seiner Gesch. d. Revolutionszeit von 1789 bis 1793 den Zusammenhang der Thatsachen überzeugend aufgewiesen. — Schon gleich im Beginn des Weiberzugs war der Vicepräsident des Stadtraths Bauvillers nach Versailles geeilt, wo er den dortigen Ministern die um diese Zeit noch gar nicht factisch begründete, jedenfalls aber auf die Einschüchterung des Königs berechnete Kunde brachte, daß sich die Pariser Nationalgarde, mit Artillerie versehen und vom Volke begleitet, gegen Versailles in Bewegung setze, um den König nach Paris zu holen. Von diesem Zweck hatte aber zu Paris in jener Stunde noch Niemand geredet, am wenigsten die am Weiberzug betheiligten Orleanisten: denn in dieser Stunde, da Bauvillers jene verfrühte Anzeige in Versailles machte, riefen zu Paris die Weiber nur, man müsse den König um Brot für das hungernde Volk ersuchen. Das für den weitern Verlauf der Revolution so verhängnißvolle Wort, man müsse den König nach Paris holen, gieng nicht von den Weibern und ihren Führern aus und wäre auch der Tendenz des Herzogs von Orleans zuwider gewesen, der den König lieber aus Frankreich oder aus dem Leben hinaus wünschte, sondern es gieng von Lafayette's Parteigenossen aus, die, wenn sich der König geweigert hätte, ihn lieber abgesetzt und dem Lafayette die Regentschaft verschafft hätten. — Auf jene von Bauvillers gebrachte Kunde drang der einzige mit Lafayette in keiner Verbindung stehende Minister St. Priest beim Könige auf Gegenwehr gegen die anrückende Pariser Nationalgarde; die andern Minister sagten vielmehr, der Aufenthalt in Paris werde dem Könige keine Gefahr, sondern nur Vortheil bringen, da ja das Volk dem Könige anhänge. Während der König schwankte und die Besorgniß, was da kommen werde, sich in der Umgebung des Königs von Moment zu Moment steigerte, gab er einstweilen dem gleichzeitigen Andringen der Nationalversammlung nach und ertheilte die bis dahin von ihm verweigerte Bestätigung des Gesetzes der Bürger- und Menschenrechte, wenigstens in bedingter Weise.

Nach der Entfernung des Weiberzugs von Paris füllten sich dennoch fortwährend der Grèveplatz mit einer Menge Volks, und Nationalgarden eilten, um die Ordnung zu erhalten, aus allen Bezirken herbei, und wollten schon hie und da gegen den fortwährenden Tumult ernstlich einschreiten; allein Offiziere von Lafayette's Stab kamen herbei und suchten einen Conflict mit dem Volke zu verhindern. Als die tobende Menge immer mehr drängte, gleichfalls nach Versailles geführt zu werden, erschien Lafayette selbst zu Pferd und hielt sie mehrere Stunden lang mit angestrengter Mühe zurück. Um Mittag sandte der Ausschuß des Stadtraths eine Botschaft an die Nationalversammlung zu Versailles, die Emeute sei noch nicht beendigt, sie habe aber keinen andern Grund als den Brotmangel. — Erst als Lafayette um 4 Uhr Nachmittags die Nachricht bekam, der Weiberzug habe bereits die Seinebrücke bei Sevres passirt, ohne von den königlichen Truppen aufgehalten worden zu sein, stellte die National-

garde selbst an Lafayette die Forderung, sie nach Versailles zu führen: „Der König müsse nach Paris, damit das Treiben der Aristokratie zerstört und und das Brot wohlfeil werde." Und nun gab Lafayette nach, verlangte aber erst vom Ausschuß die Vollmacht dazu: dieser gab sie und ordnete ihm Commissäre bei mit der Weisung, vom Könige zu verlangen, daß er 1. das Gesetz der Menschenrechte unbedingt annehme, 2. zum Schloßdienst nur Nationalgarde verwende, und 3. Paris zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt wähle. (So trat auf einmal an's Licht, was schon länger her im Dunkeln gesponnen worden war.) Darauf setzte sich der Nationalgardenzug, 20,000 M. stark, mit Artillerie versehen und von einer großen Menge Volks begleitet in Bewegung. Als derselbe bei der Brücke von Sevres angekommen war, ließ Lafayette nach Versailles melden, „er komme von den Garden gezwungen und würde umgekehrt sein, wenn er die Brücke von königlichen Truppen besetzt gefunden hätte! Alsdann befahl er seinem Nationalgardenheere, in strenger Ordnung zu ziehen und Alles vor sich niederzuwerfen, was sich dem Marsche entgegensetzen würde.

Die Wirkung des ganzen aufrührerischen Doppelzugs nach Versailles war die gelungene Einschüchterung des Königs und in Folge derselben die ihm abgenöthigte unbedingte Bestätigung des Gesetzes über die Bürger- und Menschenrechte und die Uebersiedlung des Königs mit seiner Familie nach Paris und in Folge derselben auch die Versetzung der Nationalversammlung dahin, (wo beide, was freilich nicht im Plane gelegen war, fortan von den Parisern beherrscht werden sollten).

Als nämlich der Zug der Weiber um 3 Uhr Nachmittags in Versailles angekommen war, stürzte ihr Führer Maillard mit einem abgesonderten Haufen Weiber in die Nationalversammlung und forderte, unter Rachedrohungen gegen die Leibgarden, Abhülfe der Brotnoth. Vergebens forderte Mirabeau den Präsidenten Mounier auf, die Sitzung zu schließen: er that es nicht. Nach einer stundenlangen lärmenden Debatte, in die sich auch die Weiber mischten, beschloß man, den Präsidenten mit einer Anzahl Deputirter, an die sich 12 Weiber anschließen durften, an den König zu schicken. Der König nahm die Weiber mit so freundlicher Herablassung an, daß sie gerührt und wie umgewandelt zu den andern zurückkehrten, aber von diesen deßhalb fast zerrissen wurden und von den Garden in Schutz genommen werden mußten. Ein wildes blutdürstiges Geschrei erfüllte die Luft; viele Stimmen verlangten sogar den Tod der Königin. Man suchte die vor dem Schloß aufgestellten Garden zu durchbrechen und besonders drängten sich die Weiber vor. Mitten in diesem erschreckenden Getümmel kam Botschaft vom bevorstehenden Anzug der Pariser Nationalgarde und deren Absichten. Da rieth der Minister St. Priest dem Könige zur unverweilten Flucht nach Rambouillet: denn wenn er nach Paris geführt werden würde, sei seine Krone verloren. Allein dagegen erhob sich der aus Popularitätssucht mehr auf die andere Seite sich neigende Minister Necker, indem er rief: das sei ein Rath, der dem Könige den Kopf kosten könne. Dennoch wollte der König abreisen, aber da machte die Versailler Nationalgarde die oberwähnten Schwierigkeiten, und so schwankte man hin und her, bis sich der geängstete König entschloß, zunächst dem dringenden Rath des Präsidenten Mounier nachzugeben und die unbedingte Genehmigung der Menschenrechte zu ertheilen, weil sich dann, wie man ihm vorstellte, das Volk beruhigen würde. —

Allein das Toben des Pöbels, das Mirabeau selbst nicht durch Schmeicheleien zu stillen wußte, dauerte fort, bis in der Nacht um 11 Uhr Lafayette mit der Pariser Nationalgarde ankam. Sogleich begab sich Lafayette zum König und versicherte ihn, daß er mit seinem Leben die Ordnung erhalten werde; dann trugen die ihn begleitenden Commissäre die oben bezeichneten Wünsche des Stadtraths vor. Den ersten Punct hatte der König kurz vorher erledigt, den zweiten genehmigte er auch; rücksichtlich des dritten gab er eine ausweichende Antwort. Während die Nationalgarde theils im Schloß, theils in den Kirchen untergebracht wurde, theils auf den Straßen bei Wachtfeuern campirte, trieben sich zwischen ihnen die Haufen der Weiber und des Pöbels herum, und besonders häufte sich die Masse am Schloß und bei der Caserne der Leibwache an. Um Mitternacht, als Lafayette sich zur Ruhe begeben wollte, wurde ihm gemeldet, daß die Masse Miene mache, die Caserne zu stürmen. Er aber sagte, er habe schon alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nicht lange nachdem er sich entfernt hatte, wurde die Caserne wirklich angegriffen und geplündert. Darüber kam es zu einem Scharmützel zwischen einem Theile der Leibgarde und den Parisern. Erstere zog sich nach dem Eingang des Schlosses zurück, wohin das Volk sie mit Steinwürfen und Schüssen verfolgte; ja man schoß sogar nach den Fenstern der Königin. Es war zwischen fünf und sechs Uhr Morgens, als der Pöbel, der sich inzwischen von Paris aus noch vermehrt hatte, durch einen der Schloßeingänge, der ohne Wache war, in die Höfe und Gänge des Schlosses drang und den Versuch machte, die Königin in ihren Gemächern zu überfallen. Die treuen Leibgarden leisteten den angestrengtesten Widerstand und machten es der Königin möglich, sich, halb bekleidet, in die Gemächer ihres Gemahls zu retten. Da endlich erschien Lafayette selbst, steuerte mit Nationalgarden der Mordgier und befreite die königliche Familie; er bewog sie, sich dem Volke auf dem Balkon zu zeigen und suchte durch das öffentliche Bezeugen seines ehrerbietigen Benehmens gegen sie das Volk zu besänftigen, indem er sich z. B. vor der Königin auf ein Knie niederließ und ihre Hand küßte, worauf die Menge, die zum Theil vorher nach ihrem Tod getrachtet hatte, mit wunderlichem Enthusiasmus auch ein Vive la Reine um das andere rief. Als hierauf das Volk verlangte, der König solle sich mit seiner Familie nach Paris begeben, willigte der König auf Lafayette's Andringen ein, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Sogleich beschloß die Nationalversammlung, die den König nicht ihrem Einflusse entziehen lassen wollte, sich auch nach Paris überzusiedeln. Einige Stunden darauf am 6. Oct. brach Ludwig XVI mit der königlichen Familie auf und zog, geleitet von der Nationalgarde und dicht umdrängt von der rohen wilden Pöbelhorde, welche die Köpfe der ermordeten Leibgardisten auf Piken vorantrug, nach der Hauptstadt. Dort konnte er die Wandelbarkeit des Volkscharacters an der plötzlich ausbrechenden Freude gewahren, mit der er empfangen wurde, so daß der König, über diese vorübergehende Stimmung sich täuschend, beschloß, fortan in den Tuilerien, wo seit 100 Jahren kein König gewohnt hatte, zu residiren und sogar seine tapfern Leibgarden zu verabschieden, um das Volk durch deren Anblick nicht zu reizen. Die Nationalversammlung, welche 14 Tage darauf nachfolgte, fand im Reithaus ihre Unterkunft. — Diese Wendung des Versailler Zugs, durch den die Orleanisten die Flucht oder den Tod des Königs hatten bewirken wollen, bestimmte den Herzog von Orleans, der auch im Gewühle gesehen worden war, sich, in seiner Erwartung getäuscht, auf den Rath Lafayette's (der übrigens von seinem finstern Plan keine Ahnung hatte) Paris zu verlassen und sich unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach England zu begeben.

Ein großer Theil des Adels, erschreckt über die Katastrophe, emigrirte. An 300 Deputirte, unzufrieden mit dem Sieg der Demokratie über die Constitutionellen (darunter auch Mounier), traten aus der Nationalversammlung. — Auch Mirabeau, den Einige damals mit Unrecht zum Urheber der Ereignisse des 6. Octobers machten,

erkannte in der Verlegung des Hofes nach Paris die größte Gefahr für das constitutionelle Königthum, und ließ insgeheim durch den Grafen La Marc dem Könige sagen, Thron und Leben sei verloren, wenn er nicht schleunigst Paris wieder verlasse, und erbot sich, ihm die Mittel dazu anzugeben. Aber es war zu spät! Dagegen war nun Lafayette, an der Spitze der ganzen bewaffneten Macht, Herr der augenblicklichen Situation. „Der König war ihm aus Furcht gehorsam, die Minister sahen ihm nach den Augen, er konnte sich für den Regenten von Frankreich halten, ohne die Last der eigentlichen Geschäfte, ohne die Gefahr irgend einer Verantwortlichkeit." — Jetzt da die Commune alles erreicht hatte, wornach sie getrachtet, indem sie „den König nebst seiner Civilliste, den Ministern und der Nationalversammlung in Händen hatte," fühlte sie sich auf einmal bewogen, die öffentliche Ruhe kräftiger zu handhaben. (Vergl. v. Sybel's Darstellung dieser Katastrophe a. a. O., Band I., Seite 101—112.)

3. Kapitel. Die Nationalversammlung in Paris und die Constitution.

1. Das Martialgesetz. Departementseintheilung. Abschaffung des Adels. Die Assignaten. Verkauf der geistlichen Güter. Der Verfassungseid der Geistlichen. (Kirchlicher Zwiespalt.) Das Conföderationsfest.

Diese Octoberereignisse veranlaßten zunächst ein kräftigeres Zusammenwirken der Staatsgewalten zur Unterdrückung der von Zeit zu Zeit wieder ausbrechenden Unordnungen. So erließ die Nationalversammlung das Martialgesetz gegen Aufruhr, das der bewaffneten Macht erlaubte, nach vorhergehender dreimaliger vergeblicher Aufforderung der Behörden, von den Waffen Gebrauch zu machen; so ließ das Criminalgericht an den Mördern eines Bäckers die Hinrichtung vollziehen; so unterdrückte Lafayette mit der Nationalgarde ein Meuterei, die den Tod des in gerichtlicher Untersuchung stehenden Generals Bézenval und des Großsiegelbewahrers Barentin verlangte.

Aber auch der Versuch des Marquis von Favras, den König aus seiner schmählichen Abhängigkeit zu befreien, wurde schwer bestraft. Nur die Standhaftigkeit, womit der Marquis seine Mitschuldigen verschwieg, rettete den Bruder des Königs, den Grafen von Provence, der darum wußte. Favras wurde mit dem Strang hingerichtet (19. Febr. 1790).

Unterdessen hatte sich die Nationalversammlung, nachdem sie sich wieder ergänzt hatte, mit dem weitern Ausbau der Constitution beschäftigt. Schon längst hatten Siéyes und andere Idealisten an der alten Eintheilung des Reichs in Provinzen, welche auf geschichtlichem und volksthümlichem Grund ruhte, Anstoß genommen. Als nun die Aufstände in den Provinzen sich mehrten und der König dagegen Abhülfe begehrte, sah die Nationalversammlung den Grund der Aufstände in der großen

Selbständigkeit jener auf Stammeseinheit gegründeten Provinzen und glaubte durch eine nach sogenannten ideellen, mathematisch unfehlbaren Grundsätzen vorgenommene Eintheilung des Reichs in 83 Departemente am besten allen Widerstand brechen und zugleich die Centralisation der Regierung fördern zu können. Jede Protestation der Provinzialstände dawider war vergeblich.

Bei der Frage des Rechts über Krieg und Frieden wurde dem Könige nur das Recht, den Krieg zu beantragen, ertheilt, der Versammlung aber die Entscheidung über den Krieg und der Antrag auf Frieden (während des Kriegs) vorbehalten. — Rücksichtlich der Rechtspflege wurden die Parlamente und andere Gerichtshöfe förmlich aufgehoben, ohne daß man für Einsetzung neuer Organe vorgesorgt hatte.

Hierauf gieng man an die Aufhebung der Stände: denn es sollte nur Bürger geben, zu denen alle Franzosen, mit Ausnahme der Domestiken, gehörten. Zunächst wurde des Adels rechtliche Stellung für abgeschafft erklärt, worauf am 19. Juni auf Antrag der Brüder Lameth auch alle äußern Ehrenrechte dieses Standes (Titel, Wappen ꝛc.) aufgehoben wurden.

Ein Deputirter, eines Schusters Sohn, vertheidigte die Rechte des Adels gegen Frankreichs ältesten Edelmann, den Grafen von Montmorency, mit den Worten: „Ihr bekämpft den Stolz mit doppeltem Stolz!“ — An dem Tage dieser folgenreichen Debatte erschien in der Nationalversammlung ein angeblich preußischer Baron, Anacharsis Cloots (Klotz), ein atheistischer Abenteurer, an der Spitze einer sogenannten Gesandtschaft aus 60 eben so viele Nationen darstellenden Volksvertretern (welches verkleidete Vagabunden waren), um der Nationalversammlung, als der Herstellerin der Freiheit und der Menschenrechte, ihre Huldigung darzubringen. Und die Nationalversammlung, anstatt diese Farce lächerlich zu finden, sah darin einen Triumph ihrer Staatsweisheitslehren!

Nach dem Adel kam die Reihe an die Geistlichkeit. Schon im Nov. 1789 war Talleyrand's (des Bischoffs von Autun) Antrag auf Einziehung der geistlichen Güter und Bestellung des Cultus durch den Staat angenommen worden. Jetzt, da die Staatsausgaben ungeachtet der hohen Einkommensteuer, die man dem Necker zugestanden hatte, die Staatseinnahmen zu übersteigen fortfuhren, schritt man zur Ausführung jenes Antrags und schuf Anweisungen, genannt Assignaten, auf die geistlichen Güter mit gezwungenem Curs, und als das nicht viel half, beschloß man am 19. April 1790 den Verkauf der Güter, den der König am 26. Dec. genehmigte. Die Geistlichkeit bot auf einen Wink des Papstes 400 Millionen, um diesen „Kirchenraub“ abzuwenden, wurde aber damit zurückgewiesen. Die Folge war, daß ganz Frankreich kirchlich zwiespältig wurde: ein Theil der Geistlichkeit weigerte sich, den neuen Verfassungseid zu schwören und mußte vom Amt treten; bei constitutionellen Geistlichen aber weigerte sich der kirchlichere Theil der Nation, zur Beichte und Messe zu gehen. Die Aufregung war tief und steigerte sich einerseits zum höchsten Fanatismus, anderseits zur unglaubigsten

Verachtung der Kirche und aller ihrer Institutionen und Diener.

Schon am 18. Febr. hatte man alle Klöster, geistliche Orden und Brüderschaften aufgehoben und nur die auf Krankenpflege und Jugendunterricht angewiesenen belassen. Am 12. Juni wurde die Anstellung und Besoldung des Klerus durch den Staat beschlossen und so durch diesen gewaltsamen Eingriff in den innern Organismus der katholischen Kirche dem mehr und mehr hervortretenden Despotismus des Staats über jede christliche Kirchengemeinschaft der stärkste Vorschub geleistet.

Als hiermit das Verfassungswerk, das allen Franzosen, mit Ausnahme der Weiber und Kinder, die politische Mündigkeit zusprach, beendet war, feierte man am ersten Jahrestage des Bastillensturms, den 14. Juli 1790, das große Conföderationsfest, bei welchem das Conföderationsbanner eingeweiht und von dem Könige, dem Heere und der Nationalversammlung der feierliche Schwur auf die Verfassung vor dem freudeberauschten Volke geleistet wurde.

Auf dem Marsfelde waren stufenweis erhöhte Rasensitze angebracht: in der Mitte der Erhöhung stand ein Altar, dabei die Bühne für den König und seine Familie, sowie für die Nationalversammlung, den Gemeinderath und die Föderirten oder Departementsabgeordneten. Selbst der stark herabströmende Regen, mit welchem der Tag begann, konnte die Begeisterung für das ersehnte Fest nicht schwächen. Von dem Bastilleplatze aus setzte sich der ungeheure Zug in Bewegung, und als sich Alles um den Vaterlandsaltar in Ordnung gestellt hatte, verrichtete der Bischoff Talleyrand, umgeben von 300 Priestern und 400 Chorknaben, das Hochamt: und während er die Oriflamme und die 83 Departementsfahnen weihte, hörte der Regen auf. Hierauf stieg Lafayette, der die 8000 Föderirten befehligte, vom Pferd, schritt die Stufen zum Thron hinauf und empfieng vom König die für Alle vorgeschriebene Eidesformel. In diesem Augenblick brach die Sonne aus dem Gewölk und erheiterte alle Gemüther. Alsdann schwur Lafayette im Namen der Föderirten und der Präsident der Nationalversammlung „Gehorsam und Treue der Nation, dem Gesetze und dem Könige!" Da erhob sich der König von seinem mit Lilien gestickten Thronsessel und schwur mit gegen den Altar ausgestreckten Händen, als „König der Franzosen", die vom Volk beschlossene und von ihm angenommene Constitution beobachten und anwenden zu wollen. Darauf Geschützdonner, Fahnenschwenken und so anhaltender Begeisterungsruf der Menge, daß die Königin, vom Gefühl hingerissen, den Dauphin emporhob und ihn dem Volke mit den Worten zeigte: „Hier ist mein Sohn, er hegt die gleiche Gesinnung!" Da erst war Alles vor Freuden außer sich: Tausende weinten Freudenthränen, fielen einander in die Arme und gelobten ihr Leben zu lassen für Freiheit, Verfassung und Vaterland. Viele in der Nationalgarde warfen die Waffen weg, um sich besser umarmen zu können. Tausenden allerdings war es heiliger Ernst, aber der Rausch verschwand gar schnell! Es war das letztemal, daß Ludwig XVI seinem Volke gegenüber als König auftrat!

2. Der Jacobinerclub. Die Cordeliers. (Danton, Marat.) Die zügellose Presse. Rücktritt Necker's. Vermehrung der Assignaten. Eidesverweigerung der kirchentreuen Geistlichen. Gesetz gegen die Emigration.

Das finstere und gewaltherrische Treiben derer aber, welche theils im thörichten Freiheitsschwindel, theils aus Furcht, bei einem Rückschlag für ihre Verbrechen büßen zu müssen, die Revolution fortsetzten, ließ das Volk zu keiner Ruhe kommen.

Unaufhörlich stachelten Demagogen das Volk zum Fortsturz an; ein Marat, der, wenn zuweilen eine Ruhe einzutreten schien, in seinem Ami du peuple gleich schrie, es müßten ein paar hundert Banditen mit Dolchen her, um die Revolution in frischen Gang zu bringen; der Weltbürger Cloots, der, secundirt von seinem Freunde, dem Buchhändler Chaumette und von dem Buchdrucker Proudhon, philosophisch-revolutionäre Straßenreden über den peuple-dieu hielt; der Literat Fréron durch sein Journal l'Orateur du peuple; der Buchhändler Momoro mit seinem Laden voll revolutionärer Schriften; der Schauspieler Collot d'Herbois mit seinem Almanac du père Gerard; die Advocaten Carrier, Fouquier-Tinville und noch unzählige andere, zum Theil auch aus fremden Landen (wie der deutsche Jude Frey, der Spanier Guzmann, der Amerikaner Miranda, der Niederländer Pereira &c.) herbeigekommene revolutionär schreibende und schreiende Schwindelköpfe.

Unabläßig agitirten vorzüglich die politischen Clubs, und unter diesen am leidenschaftlichsten der Jacobinerclub, welcher, geleitet von den hervorragendsten Mitgliedern der Linken, einem Barnave, Brissot, den beiden Lameth, Robespièrre u. A. durch Affiliationen in allen Städten über ganz Frankreich sich ausbreitete und nebst dem aus ihm hervorgegangenen und anfangs noch mit ihm verbundenen Club der rasenden Cordeliers, welchem ein Danton, Marat, Desmoulins, Legendre, Santerre u. A. angehörten, zu einer furchtbaren Macht heranwuchs, die auf den vollständigsten Umsturz ausgieng.

Aus dem am frühsten von Deputirten aus der Bretagne gestifteten, oben Kap. 2, 2. näher erwähnten Club Breton, dessen Parole „Vorwärts!" war, gieng (seit der Übersiedlung der Nationalversammlung nach Paris) der noch mehr revolutionäre Club der **Jacobiner** hervor, die sich zuerst „Freunde der Revolution", nachher „Freunde der Constitution" nannten, vom Volk aber den Namen Jacobins bekamen, weil sie ihre Versammlungen in einem ehemaligen Jacobiner- (Dominicaner-) Kloster hielten. Dieser Club wurde von Duport, Barnave und Alexander de Lameth (dem von Mirabeau sogenannten Triumvirat) gestiftet und nahm nicht bloß Deputirte, sondern auch Fremde auf, deren er bald an 1200 nur allein in Paris zählte. Seine innere Einrichtung war der Nationalversammlung nachgebildet, indem er eine Linke und eine Rechte, ein linkes und ein rechtes Centrum hatte. Er enthielt anfangs die bedeutendsten Talente, die noch an keinen Umsturz des Königthums dachten. Er hielt dreimal in der Woche seine Sitzungen, und da fast die ganze linke Seite der Nationalversammlung daran Theil nahm, so hatte er auf diese einen großen Einfluß. Der Jacobinerclub bekam bald in allen wichtigeren Städten seine Filiale, die auf 200 anwuchsen.

Als allmählich die Mehrheit excentrischer wurde, trennten sich Bailly, Mirabeau, Lafayette, Condorcet, Sièyes, Talleyrand &c. davon und traten in einen gemäßigteren Club zusammen, der sich aber bald auflöste, da alle diese Männer ihre Kraft zu gut fühlten, um sich Andern unterzuordnen. Einige, wie Lafayette und Mirabeau, näherten sich zwar wieder den Jacobinern, um durch sie ihre Plane durchzusetzen, schieden dann aber doch wieder aus, während die Orleanisten (die nach der Entfernung des Herzogs von Orleans den Schein der Mäßigung annahmen) in den Jacobiner-Club traten und ihm, der bis dahin zumeist bloße Enthusiasten enthalten hatte, nun einen rohen, gemein-revolutionären Ton gaben. Die Ärgsten darunter, die auf Anarchie ausgiengen, bildeten nebenher noch einen eigenen Club, der im Arrondissement des Cordeliers (so benannt von der Barfüßerkirche) zusammenkam. Dort bekamen die Creaturen des Herzogs von Orleans die Oberhand; dort trieb der gigantische George Danton, ausgezeichnet durch Körpergröße, heftige Beredsamkeit und furchtbare Energie, seine Demagogenkünste; dort predigte der wüthende Marat, der „Bürger Nero", der Abgott des niedrigsten Pöbels, seinen Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel; dort trugen

Chabert, Cloots, Collot d'Herbois u. A. ohne Scheu ihre Frechheiten zur Schau. — Die eigentlichen Royalisten stifteten zwar auch einen Club, den der „Monarchisten", wurden aber durch Störungen des Pöbels genöthigt, ihn bald wieder zu schließen.

In den Clubs der äußersten Linken, wie in der zügellosen Presse, gab sich der schmutzige und niedrige Sansculotismus im Hasse gegen Religion und Moral, Ordnung und Königthum ungehemmt kund, und wenn auch ein Marat ein paarmal zur Verantwortung gezogen wurde, so fand doch jedesmal der Verhaftsbefehl keine Vollziehung. Nicht minder trugen Theaterstücke, öffentliche Feste, Aufzüge und Schaustellungen zur allgemeinen Verkehrung der Geister und Bethörung der Gemüther ihr wesentliches Theil bei.

Noch aber hatte die Partei der Ordnung oder die sog. Neunundachtziger in der Nationalversammlung das Übergewicht: denn als in Nancy das Unwesen der Clubs zu weit gieng, erließ man am 9. Aug. 1790 ein Verbot gegen den Clubbesuch, und als deßhalb, sowie wegen einer Disciplinarbeschränkung die Garnison daselbst einen vom Pöbel unterstützten Aufstand machte, so wurde derselbe, wiewohl mit Mühe, durch die Kraft und Entschlossenheit Bouillé's, des Armeecommandanten von Lothringen, mit Waffengewalt unterdrückt. Da Gefahr gewesen war, daß jener meuterische Geist sich leicht der ganzen Armee hätte mittheilen können, so erhielt Bouillé wegen seines Siegs von der Nationalversammlung, ungeachtet des Widerspruchs von Robespierre, einen Dank votirt, der ihm freilich anderseits den wüthendsten Haß der Jacobiner zuzog. Dieser Vorfall in Nancy gab zugleich der Nationalversammlung Veranlassung, am 22. Sept. eine strenge Verordnung in Betreff der Kriegszucht, sowie auch ein neues Kriegsgesetz zu geben.

Die wandelbare Gunst der Menge und ihrer Organe, der Presse, erfuhr nun auch Necker, der noch ein Jahr zuvor als der Retter des Volks gepriesen worden war. Schon länger her hatte er, da er zur Verbesserung des Staatshaushalts, dem er von seinem eigenen Vermögen 2 Mill. L. ohne Zinsen vorgeschossen hatte, keinen Rath wußte, von seinem Rücktritt gesprochen, aber immer damit gezögert, bis ein aufrührerischer Volkshaufe seine Entfernung verlangte, die ihm die Nationalversammlung mit großer Kälte ertheilte (4. Sept.). Er zog sich in die Schweiz zurück. Auch das übrige Ministerium mußte bald abtreten und ein schwächeres kam an seine Stelle.

Der König nahm in seiner gutmüthig-schwachen, geistigbeschränkten Natur gewöhnlich Alles hin, was die Politik betraf; nur was in moralischer oder in religiöser Hinsicht sein Gewissen zu verletzen drohte, darin bewies er eine gewisse Festigkeit. Der rath- und thatlose Mann hatte nur eine Stütze in seiner Umgebung und das war die Königin, von der Mirabeau selbst sagte, sie sei der einzige Mann, der dem Könige zur Seite stehe, und eben so äußerte Graf Mercy, sie sei das einzige Organ, wodurch der König zum festen Handeln bestimmt werden könnte; allein theils war ihr unerschrockner Muth und ihr treffendes Urtheil durch die ewige politische Hatz ermüdet und ihr inneres Leben durch das Gift der Verläumdung und des Hasses, das die demokratische Presse unaufhörlich über sie ausspritzte, theilweise gelähmt, theils wußte Lafayette und die ihm ergebenen Minister sie möglichst von Regierungsgeschäften entfernt zu halten.

Die steigende Finanznoth trieb zu neuer Vermehrung der Assignaten um 800 Mill. und zu immer eiligerer Verschleuderung der Kirchengüter. Zugleich wollte man an der Staatsbesoldung der Geist-

lichen etwas sparen, und drang, wiewohl im Grunde mehr, um treuen Priestern den Einfluß auf das Volk zu entziehen, nachdrücklich auf die Eidesleistung der Geistlichen: denn die sich derselben weigerten, sollten von ihren Stellen abtreten, welche man dann theils mit geringer Besoldung, theils gar nicht wiederzubesetzen gedachte.

Lange zögerte der König, von seinem Gewissen abgehalten, diesen Beschluß zu bestätigen, doch am 26. Dez. gab er nach. Tausende von Geistlichen verweigerten standhaft den Eid und verloren ihre Ämter und Pfründen; über diejenigen aber, welche den Eid leisteten, sprach der Papst den Bann aus. Aus Rache verbrannte das Volk im Palais-Royal die Bannbulle, und allenthalben im Lande häuften sich die Frevel gegen die Kirche und ihre Heiligthümer.

Von nun an faßte der König, welcher sah, daß das Volk auch keine göttliche Ordnung mehr achten wollte, fester als je den Gedanken, sich der entwürdigenden Abhängigkeit, die einer Gefangenschaft gleich kam, zu entziehen und Paris zu verlassen. Seine beiden frommen Tanten konnten es in Paris nicht mehr aushalten und wollten in Rom ihre letzten Tage zubringen. Sie reis'ten ab, wurden aber unterwegs aufgehalten und nur Mirabeau's kräftiges Wort bestimmte die Nationalversammlung, ihnen die Weiterreise zu gestatten. Doch ward ein Gesetz erlassen, das allen Beamten, auch dem Könige, der als erster Beamter galt, bei Strafe der Absetzung verbot, sich aus dem Lande zu entfernen. Gegen die Emigration wurde ein eigenes Gesetz vorbereitet.

3. Mirabeau's Plan zur Rettung des Königs. Sein Tod. Des Königs Flucht und Gefangennehmung. Die Feuillans. Barnave. Aufstand auf dem Marsfeld. Mehrung der Emigration. Schluß der Constituante. Das Constitutionsfest. (Avignon. St. Domingo.)

Mirabeau hatte als Führer des Centrums bereits länger her über die Mittel nachgedacht, die Revolution zum Stillstand zu bringen: denn er wollte, wie er sagte, nicht bloß an einer ungeheuern Zerstörung gearbeitet haben. Sein Hauptziel war es von nun an, zwischen dem König und dem Volk eine Vermittlung zu Stande zu bringen. Daher bot er bereits seit dem Januar 1790 dem Könige seine treuen Dienste unter der Bedingung an, daß die gewonnenen Grundlagen der Freiheit nicht darunter leiden dürften.

Als nämlich Mirabeau das Ministerium Necker gestürzt, und Lafayette an dessen Stelle ein neues Ministerium aus ihm und den Jacobinern angenehmen Männern zu Stande gebracht hatte, an dessen Spitze der Großsiegelbewahrer Duport stand, war vom vorigen Ministerium nur Ein Glied in dieses neue herübergenommen worden, Namens Montmorin. Obgleich derselbe bisher stets mit Lafayette einverstanden gewesen war, so kam er doch bei dieser Gelegenheit über das eitle, unzuverlässige Wesen Lafayette's (dieses Scipio Americanus, wie man ihn nannte) mehr und mehr ins Klare und schloß sich an Mirabeau an, dessen Ekel vor dem staatszerrüttenden Treiben der Jacobiner immer mehr hervortrat. Montmorin nun

war es, durch den die Aussöhnung des Hofes mit Mirabeau zu Stande kam, welcher sich jedoch dafür nicht nur seine zahlreichen Schulden, sondern auch außerdem noch große Summen seinen Freunden vom Könige bezahlen ließ. Er selbst pflegte dieses Verhältniß mit den Worten zu characterisiren: „Man kauft mich, aber ich verkaufe mich nicht".

Er hatte sodann im Juni eine geheime Zusammenkunft mit dem König und der Königin, welche beide zu dem sonst so gefürchteten Manne Zutrauen faßten. Bald darauf wurde Mirabeau Präsident der Nationalversammlung und suchte als solcher mit Klugheit und Beredsamkeit die Autorität des Königs auf neuen Grundlagen wieder herzustellen.

Sein Plan war, den König nach Compiegne oder Fontainebleau zu bringen und ihn dort durch den in seiner Königstreue festen General Bouillé mit einigen noch treuen Regimentern zu umgeben. Wenn sich dann die Royalisten des Inlands und auch wohl viele der Emigrirten um den König versammelt hätten, sollte er eine andere mit den Rechten der Krone und den Freiheiten der Nation verträglichere Gesetzgebung vorschlagen. Mirabeau wollte in der Nationalversammlung die Ansprüche der einen Partei und die Besorgnisse der andern mäßigen und, an die Spitze des Ministeriums tretend die alte und die neue Ordnung der Dinge mit einander ausgleichen. Wollte diese Versammlung diesen Vergleich verweigern, dann sollte der König sie auflösen, an die Wähler appelliren und der neuen Versammlung eine neue Constitution vorlegen. Bereits hatte Mirabeau viele Schriftsteller, Volksredner, Clubisten und die Abgeordneten von 35 Departementen für seinen Plan gewonnen. Er fürchtete nichts, als die Unentschlossenheit des Königs. Doch dieser gieng darauf ein und Graf de la Marc war der Unterhändler zwischen dem König, Mirabeau und Bouillé. Lafayette wurde aus dem Spiel gelassen, weil der König ihm nicht traute und Mirabeau's Ehrgeiz ihn fern halten wollte. Lafayette war übrigens zu sehr mit der vorhandenen, überfreien Constitution verwachsen, als daß er die Hand zu ihrer Umänderung geboten hätte: dies bewies er, als er zwar den Pöbel der Vorstadt St. Antoine, der unter dem Demagogen Santerre (einem Brauer) einen Angriff auf das alte Schloß Vincennes machte, auseinandersprengte, aber nach seiner Rückkehr von Vincennes nach Paris den royalistischen Edelleuten die heftigsten Vorwürfe machte, weil sie, erschreckt durch jenen Aufstand, sich mit Waffen unter dem Gewande in den Tuilerien zum Schutze des Königs einfanden, wobei sie von dem Pöbel (der sie spottweise die Dolchritter nannte) gröblich mißhandelt wurden, so daß er selbst einen oder den andern dieser Edelleute vor noch schlimmerer Mißhandlung schützen mußte. Machte er doch auch dem Könige Vorwürfe, als er vor und in dem Zimmer desselben Waffen liegen sah, die der König, um das Volk zu begütigen, den Edelleuten abzulegen befohlen hatte.

Da, als der Plan zur Rettung des Königs und des monarchischen Princips seiner Ausführung näher rückte, (wiewohl den Gang der Revolution aufzuhalten nichts mehr im Stande gewesen wäre) erkrankte Mirabeau und starb den 2. April 1791. Und so stark war der Eindruck seines Todes auch auf seine Feinde, daß der eben so gefürchtete, als bewunderte Mann mit den höchsten Ehren bestattet und nachher in das Pantheon versetzt wurde.

Er starb (in Folge arger Ausschweifungen, welchen er sich nach Tagen angestrengtester Arbeit und aufregender parlamentarischer Thätigkeit in nächtlichen Orgien hinzugeben pflegte), an einer Zersetzung des Bluts. Am 27. März fühlte er sich auf dem Gang nach der Nationalversammlung so unwohl, daß er eine Stunde bei einem Freunde ausruhen mußte. Dennoch gieng er noch in die Versammlung, bestieg in derselben fünfmal den Rednerstuhl und sprach, wie

sonst, mit gewaltiger Kraft. Es war das letztemal. Von da an lag er krank in seinem Hause, das täglich von der theilnehmenden Menge umstellt wurde, die ängstlich auf Nachricht von seinem besseren Befinden harrte; der König ließ sich täglich zweimal nach demselben erkundigen. Das Volk ließ keinen Wagen durch die Straße fahren, damit der Kranke nicht beunruhigt werde. Jedermann fühlte, daß sein Tod ein großes Unglück für das Land wäre. — Als ihm auf sein Befragen, wie es mit ihm stehe, der Arzt die Gefahr nicht verhehlte und seine Freunde in Klagen ausbrachen, sagte er: „Beklagt vielmehr die Monarchie; sie stürzt mit mir in's Grab, und nach meinem Tode wird die Parteiwuth sich in ihr Gewand theilen. Frankreich stirbt an innerer Fäulniß!" — Sein Freund Cabanis hielt ihm zuletzt den Kopf: „Ja, Freund, sagte er, unterstütze mein Haupt, ich wollte, ich könnte es dir abtreten! Als ihm der Schmerz zu arg wurde, winkte er nach Schreibmaterial und schrieb: dormir. Man gab ihm Opium und — er erwachte nicht wieder. Seiner Leiche, die im Pantheon beigesetzt wurde, folgten mehr als 100,000 Menschen: selbst die Jacobiner schloßen sich nicht vom Zuge aus. — Als jedoch späterhin seine genaue Verbindung mit dem Hofe bekannt wurde, wurde er der Ehre des Pantheons für unwürdig erklärt und seine Büste zerschlagen. Allein bei allen seinen sittlichen Verirrungen ist ihm doch der Ruhm eines großen Geistes und eines feurigen Patriotismus geblieben.

Mit ihm verlor das Centrum der Nationalversammlung den Halt und der König seine Hauptstütze. Er hatte aber seinem Rathe nicht zu rechter Zeit voll vertraut, hatte oft eigne Plane der Rettung dazwischen eingeschoben und innere Unentschlossenheit gezeigt. Dazu gaben manche Hofleute durch unvorsichtige Plaudereien Anlaß zu dem Verdachte, daß man am Hofe mit etwas umgehe. So stieg des Volkes Argwohn gegen den König, von der Frechheit der Presse genährt, immer höher, und als der König, um das österliche Abendmahl in der Stille bei einem unvereideten Priester nehmen zu können, unter dem Vorwand, die Landluft genießen zu wollen, am 17. April nach St. Cloud fahren wollte und mit seiner Familie schon im Wagen saß, ward er vom Pöbel angehalten und zum Dableiben gezwungen. Selbst Lafayette konnte die tobende Masse nicht zur Verständigung bringen. Der König mußte die eidverweigernden Priester aus seiner Umgebung entfernen, und seinem persönlichen Ersuchen in der Nationalversammlung um Maßregeln gegen solche Beeinträchtigung seiner Freiheit wurde keine Folge gegeben. Dazumal sprach Desmoulins in dem Club der Cordeliers bereits von Abschaffung der Königswürde, und Robespierre, stets die Tugend und Gerechtigkeit im Mund, machte, gleichfalls auf die Republik lossteuernd, in der Nationalversammlung den Vorschlag, daß keiner der jetzigen Abgeordneten bei der folgenden Nationalversammlung solle gewählt werden dürfen, und drang damit durch. Damit wollte man nämlich bei der bevorstehenden Erneuerung der Versammlung die Wahl Constitutionellgesinnter verhindern.

Aller Schwankungen ungeachtet, kam der König, besonders auf das Drängen seiner Gemahlin, doch wieder auf den Gedanken an eine Flucht aus Paris zurück. Endlich in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni wurde sie ins Werk gesetzt. Allein die königliche Familie wurde zu Varennes angehalten und wieder nach Paris zurückgebracht.

Schon die Vorbereitungen zur Abreise war mit der unnöthigsten und unvorsichtigsten Umständlichkeit von Seite des Königs getroffen worden. So klug der Graf Fersen (ein Schwede und Obrist in einem französischen Regiment) im Einverständnisse mit Bouillé Alles anordnete, so unklug benahm man sich am Hofe. Da mußte erst noch ein großer Reisewagen von neuer Façon gebaut und in den Straßen probirt werden; da mußte eine eigene Ausstattung von Kleidungen, Livreen, Weißzeug und allem möglichen Reisegeräthe besorgt werden, was Alles schon Aufmerksamkeit-erregend war. Nachdem endlich der Wagen in einem befreundeten Hause untergebracht war, wurden Pässe genommen auf den Namen einer „Frau von Korff mit Reisegesellschaft". Um nicht Verdacht zu erregen, besuchte der König am Frohnleichnamstag noch die Kirche, wo ein constitutioneller Geistlicher fungirte. Alles war auf den Tag und die Stunde mit Bouillé verabredet, der seine Mannschaft auf der Reiseroute aufgestellt hatte, um den König im Nothfall zu schützen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni sollte die Abreise vor sich gehen. Da erkrankte eine Kammerfrau, die zur Aufsicht der königlichen Kinder hatte mitreisen sollen und nun flehentlich bat, sie nicht zurückzulassen. Man getraute sich nicht, an ihrer Stelle eine andere zu nehmen, auf die man sich nicht glaubte verlassen zu können. Und so wurde denn die Abreise auf den folgenden Tag verschoben; dieser Aufschub aber brachte in die mit Bouillé getroffene Verabredung eine verhängnißvolle Störung. Doch hätte vielleicht die Flucht noch gelingen können, wenn nicht noch andere hindernde Umstände dazu gekommen wären.

Als im Beginn der Nacht gegen 11 Uhr der Graf Fersen, als Kutscher verkleidet, mit einem gemietheten Glaswagen in der rûe de l'échelle am Carousselplatz anfuhr und dort wartete, kamen in einer besonderen Chaise die beiden königlichen Kinder mit einer Dame herbeigefahren und stiegen in den Glaswagen ein; kurze Zeit darauf stieg noch eine andere Dame ein. — Der König, als Bedienter verkleidet, mit rundem Hut und Perrücke, gieng zu Fuß und hatte schon das Thor der Tuilerien passirt, als er wieder in sein Zimmer zurückgieng, um an die Nationalversammlung zu schreiben, daß sein Kammerdiener nur auf seinen Befehl ihm zur Verkleidung behülflich gewesen wäre. Keine Vorstellungen konnten ihn davon ab- und zur Eile bringen: „Ich bin das meinem Gewissen schuldig," sagte er, „sonst würde der Mann ins Gefängniß geworfen werden." Darauf erst gieng er wieder fort und erreichte seine Kinder am Reisewagen. Unterdeß war die Königin mit der Prinzessin Elisabeth auch zu Fuß fortgegangen, von einem Nobelgardisten begleitet, der aber der Straßen nicht recht kundig war, und mehrmals von einer falschen Straße in die andere gerieth, so daß sie erst nach 12 Uhr, also eine ganze Stunde später, zu dem Wagen gelangten, in welchem alle mit Angst ihrer gewartet hatten. Nun aber gieng es rasch vollends durch die Stadt und den Boulevards entlang nach der Barrière von St. Martin, wo bereits der eigentliche Reisewagen mit acht Pferden und drei Nobelgardisten in gelber Livree warteten. In diesen stieg nun die königliche Familie und der Miethwagen wurde zurückgeschickt. Graf Fersen kutschirte die königliche Familie noch bis Bondy, wo eine zweite Chaise mit zwei Kammerfrauen und dem Reisegepäcke harrte und nun Graf Fersen sich verabschiedete, um auf einem andern Wege die Gränze zu erreichen, was ihm auch glückte. (Auch Monsieur, der Graf von Provençe, war in einem ordinären Wagen, seine Gemahlin in einem andern gleichen Wagen von Paris abgefahren und beide erreichten glücklich die Gränze von Flandern.)

Während nun der König, von Bondy aus, auf der verabredeten Route mit von Station zu Station untergelegten Postpferden seine Flucht nach Lothringen zu fortsetzte, wurde man in Paris am Morgen die Entfernung des Königs gewahr. Sogleich entstand in der ganzen Stadt die größte Aufregung; die erschreckte Nationalversammlung erließ den Befehl, des Königs Weiterreise zu verhindern, und decretirte, daß, da der König von unbekannten Personen entführt worden sei, bis zu seiner Wiederkunft die Staatsgewalt in den Händen der Nationalversammlung liege. — Lafayette's Adjutant setzte sogleich dem König nach, wurde aber unterwegs wegen seiner Eile als verdächtig angehalten und nach Paris zurückgebracht. Dennoch

erfuhr man bald von Leuten, die aus Bondy kamen, welchen Weg der neue, Allen aufgefallene Reisewagen eingeschlagen hatte.

Nun erst zeigte sich's, welchen Nachtheil der oberwähnte Aufschub der Abreise für die Rettung des Königs hatte. Die von Bouillé zur Sicherheit desselben an die verschiedenen Plätze der Reiseroute aufgebotenen Mannschaften waren Tags vorher richtig eingetroffen. Diese Truppensammlungen (auf denen der König wider Bouillé's Rath bestanden hatte), machten in den Bewohnern dieser Gegenden den Verdacht rege. Als der König am verabredeten Tage nicht kam, wurden die Soldaten sorglos und zerstreuten sich da und dorthin; ja manche zogen ab und ließen sich nicht zusammenhalten. Schon in Pont de Sommevelle fand der König keine Truppen und wurde ängstlich, und als der königliche Reisewagen nach St. Menehould kam, wo zwar noch ein Dragonerpiket stand, war der ganze Ort schon in großer Aufregung, zumal die Zeitungen schon länger her von einem Fluchtvorhaben geredet hatten. Während die Postpferde gewechselt wurden und die lärmende Menge neugierig den Wagen und die gelben Livreen der k. Nobelgardisten betrachtete, konnte es der König nicht lassen, öfters aus dem Wagen zu sehen. Da erkannte der Posthalter Drouet, ein rasender Demokrat, das leicht erkennbare Gesicht des Königs, wagte es aber, des Militärs wegen, nicht, den Wagen anzuhalten. Aber gleich nach der Abfahrt des Königs machte er Anzeige auf der Mairie, ließ dann zwei gute Pferde satteln und ritt mit einem seiner Bekannten, Namens Guillaume, dem königlichen Wagen nach. Zwar wollte nun der Dragonercapitän mit seinen Leuten zum Schutze des Königs aufbrechen, aber diese folgten ihm nicht. Bereits war der König bei einbrechender Abenddämmerung durch Chalons auf dem Wege nach Varennes (an der Aire). Allein Drouet schlug einen näheren Weg dahin ein, um dem Könige zuvorzukommen.

Der König kam um Mitternacht vor diesem Städtchen an, vor welchem er verabredetermaßen Relais finden sollte, das aber nicht da war. Dem Postillon wurde daher ein hoher Lohn geboten, wenn er mit seinen Pferden den Wagen wenigstens noch durch das Städtchen hindurchfahren wollte: er that es aber nicht. Nun wurden die gelben Gardisten ins Städtchen geschickt, um Pferde aufzutreiben. Dieser Aufhalt kostete 35 Minuten und an diesen hieng nun des Königs Geschick. Würde er zu rechter Zeit durch's Städtchen gekommen sein, so hätte er jenseits der nahen Brücke die Relaispferde sammt dem jüngern Bouillé mit seinen Husaren gefunden und wäre in drei Stationen nach Malmedy gekommen, wo er ganz geborgen gewesen wäre. So aber bekam Drouet erst den Vorsprung, trieb in Varennes schnell einige seiner Freunde auf und verrammelte die Brücke, und als der König, der doch noch Pferde bekommen hatte, herbeigefahren kam, ward er vor der Brücke angehalten und (es war schon Nacht) aufgefordert, seine Pässe im Orte verifiziren zu lassen. Er mußte mit seiner Familie aussteigen und in den Ort zurückgehen, wo er beim Gemeindeprocureur Sausse, einem Seifensieder und Spezereihändler, eintrat. Während er dort etwas genoß, wurde Sturm geläutet, die Bürgerwehr herausgerufen und die Brücke vollends unpassirbar gemacht.

Unterdessen hatten die Husaren jenseits der Brücke gehört, daß der König da sei und der junge Bouillé eilte nach dem Hauptquartier, um seinen Vater und dessen Regiment herbeizurufen. Einige Offiziere, die noch in Varennes waren, drangen in Sausse, den König passiren zu lassen; selbst die Königin warf sich zu seinen Füßen und flehte darum. Allein es stund bereits nicht mehr in des Mannes Macht, ihn ziehen zu lassen: denn die ganze Bürgerwehr, an 3000 M., war inzwischen in die Waffen getreten. Zwar langten einstweilen 100 Husaren an und die Offiziere erboten sich mit ihnen, den König durchzuschlagen; allein dieser will kein Blut vergießen lassen. Es zog nun auch die Bürgerwehr aus den benachbarten Orten herbei; und eben, als anderseits auch Bouillé d. Ä. im Anzuge war, kam Lafayette's Adjutant, von Neuem gesendet, und befahl der Bürgerwehr, den König mit den Seinen nach Paris zurückzuführen. Als daher Bouillé mit seinen Truppen nach 9 Uhr Morgens in Varennes ankam, war es zu spät: der große, den König transportirende Zug war schon zu entfernt und Bouillé mit 21 seiner Offiziere mußte auf seine eigne Flucht aus dem Lande bedacht sein.

Von einer ungeheuren Masse höhnender und spottender Menschen umdrängt und von dem Sturmgeläute der ganzen Gegend umtönt, mußte die königliche Familie den ganzen Rückweg aushalten, und als ein Graf Dampièrre neben den königlichen Wagen hinanritt und in theilnehmender Ergebenheit dem Könige die Hand küßte, ward er augenblicklich durch einen Schuß aus der Menge getödtet. Erst als in der Nähe von Paris drei Commissäre der Nationalversammlung (Barnave, Pétion und Latour-Maubourg) den König in Empfang nahmen und sich zur königlichen Familie in den Wagen setzten, wurde die Menge ruhig, zumal besonders das aus der Stadt herausströmende Volk sich lautlos verhielt: denn die Nationalversammlung hatte eine Verordnung erlassen, daß, wer den König auf dem Rückweg insultire, Stockschläge empfangen — und wer ihm Anhänglichkeit bezeuge — gehängt werden solle!

Nach Paris zurückgekommen, wurden auf Befehl der Nationalversammlung, welche sich von nun an als alleinige Inhaberin der Staatsgewalt betrachtete, der König und die Königin in den Tuilerien bewacht, und zwar besonders die letztere auf Lafayette's Anordnung in den ersten Tagen so streng, daß die Wachen auch des Nachts nicht von den Thüren ihrer Zimmer, denen man die inwendigen Riegel entnommen hatte, weggehen durften und wenn sie wollten, hineinsehen konnten. Kein Wunder, daß die Angst dieser Tage der Königin das Haar bleichte, und daß ihre Abneigung gegen Lafayette wegen jener übertriebenen Strenge sich steigerte. — Diese Strenge kam zunächst daher, daß während der fünf Tage, welche seit der Abreise des Königs verflossen waren, die Revolution einen ungeheuern Fortschritt gemacht hatte. Die Flucht des Königs hatte in den jacobinischen Kreisen die Frage über das Königthum zu einer brennenden gemacht. Der Club der Cordeliers mit Danton an der Spitze erklärte, wer einen Herrn haben wolle, verdiene den Tod; Marat forderte in den cynischesten Ausdrücken einen Militärtribunen mit dictatorischer Gewalt und wollte alle Constitutionellen als Halbverräther umgebracht wissen: darunter verstand er Männer wie Bailly, Lameth, Barnave, Duport und ähnliche Gemäßigte, selbst einen Lafayette. Und so glaubten alle Anhänger des Umsturzes durch keine Rücksicht mehr gebunden zu sein und forderten in allen Theilen des Landes laut die Abschaffung des Königthums.

Allein Royalisten und Constitutionelle schloßen sich nun zur Abwehr dieser Tendenzen näher an einander, und selbst die Gebrüder Lameth, Barnave und Duport traten mit ihrem Anhang aus dem jetzt von Condorcet und Brissot geleiteten Jacobiner-Club und bildeten den gemäßigteren Club der Feuillans (so benannt von ihrem Versammlungsort, dem Dominicanerkloster des Feuillans). Durch ihre Bemühung kam es dahin, daß in der Nationalversammlung am 15. Juli 1791 die Executivgewalt dem Könige zurückgegeben und die Unverletzlichkeit seiner Person von Neuem als Grundsatz angenommen, auch eine von Robespièrre und seiner Partei geforderte Anklage gegen den König abgewendet wurde, und zwar vorzüglich durch die warme, die Gefahren einer zu weit gehenden Revolution schildernde Beredsamkeit Barnave's, der, wie oben erwähnt, als Commissär die königliche Familie

nach Paris zurückgebracht und dabei dieselbe, und namentlich die Königin, so schätzen gelernt hatte, daß er den Entschluß faßte, sie zu schützen und die Revolution wo möglich zum Stillstand zu bringen. Zugleich wurde durch öffentlichen Aufruf das Volk in Paris aufgefordert, Ruhe zu halten.

Zwar erhoben nun die Cordeliers und Jacobiner am 17. Juli einen wilden Aufstand auf dem Marsfeld und brachten eine Petition an die Nationalversammlung zur Absetzung des Königs zu Stande; allein Lafayette und Bailly schritten mit der Nationalgarde scharf ein und zerstreuten die Masse, deren Führer sich eine Zeitlang versteckten. Robespièrre, von Natur feige, hielt sich, wie man sagte, mehrere Tage in einem Keller verborgen; Desmoulins ließ sich nicht sehen und seine Zeitung erschien einen Tag nicht; Danton verreis'te, und Marat verschwand auf längere Zeit. Hierauf erließ die Nationalversammlung ein Strafgesetz gegen Ungehorsam und Auflauf, hatte aber nicht den Muth, gegen die Clubs einzuschreiten. Als daher die Versteckten wahrnahmen, daß man keine Untersuchung gegen sie einleitete, kamen sie wieder zum Vorschein, ließen aber nun wegen der Schmach, die sie sich zugezogen, ihren Haß wider ihre Gegner desto heftiger aus. Desmoulins scheute sich nicht, zu sagen, nur wo Robespièrre, Pétion und ihres Gleichen seien, da sei die Nationalversammlung; alle Andern seien nichts als ein freiheitsfeindlicher Haufen von Ränkeschmieden und Dummköpfen. — Um diese Zeit nahmen viele Abgeordnete der Rechten ihren Austritt, darunter auch Cazalès; auch die Emigration vermehrte sich von Tag zu Tag.

Da unter den Constitutionellen der Glaube herrschte, die neue Verfassung sei hinreichend gegen alle Gefahren, so drangen die Feuillans auf eine Revision derselben, in der Absicht ihre Auswüchse zu entfernen. Weil aber die Rechte, im Wahn, die Verfassung werde sich in ihrer jetzigen Gestalt schon von selbst zerstören, mit den Jacobinern für Beibehaltung aller bisherigen Beschlüsse stimmte, so gieng die Annahme ohne Änderung durch! Darauf legte man die Verfassung dem Könige vor, der sie am 13. Sept. unbedingt annahm.

Malouet, Clermont-Tonnère, Barnave, Duport, Lameth u. A. hatten dem Könige gerathen, manche die königliche Autorität allzubeschränkende und die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung allzuerschwerende Artikel zur Abänderung zurückzuweisen, und hofften dadurch noch die Verfassung zu verbessern. Allein Lafayette, der diese demokratische Constitution nach der nordamerikanischen, die sein Ideal blieb, für die beste hielt, bestand auf der Annahme und drohte, im Weigerungsfalle dem Könige seine Unterstützung zu entziehen. — Der König erschien selbst in der Versammlung, um die Verfassung zu unterschreiben. Sie gewährte ihm, außer der Executivgewalt, eine ansehnliche Civilliste und Chatoullegelder, eine constitutionelle Garde von 1800 M. (welche der Duc de Brissac befehligte) und die Beibehaltung der Schweizergarde von 2600 M. Im Ärger über solche Zugeständnisse hatten 290 republicanischgesinnte Abgeordnete ihren Austritt genommen, da alle ihre Anstrengungen, diese Verfassung nicht zu Stande kommen zu lassen, gescheitert waren. Doch trösteten sie sich mit der nahen Auflösung dieser constituirenden Versammlung und mit

dem Eintritt der neuen gesetzgebenden Versammlung. Denn noch vor der Schließung der Constituante, als bereits der größte Theil der Rechten freiwillig ausgeschieden war, brachte es die Linke dahin, daß der frühere Beschluß der Nichtwählbarkeit der Glieder dieser ersten Versammlung wieder aufgehoben und nur an die Bedingung des activen Staatsbürgerrechts geknüpft wurde. Dadurch ermöglichten die Demokraten der Versammlung ihre Wiederwählung. Ohnedieß trug der mißliche Zustand, in welchem die Constituante den Staatshaushalt hinterließ, ungemein viel bei, den Jacobinern für die nächste Zeit das Feld zu ebnen. Denn weder hatte man mit den 1200 Mill. Livr. in Assignaten die alten Schulden bezahlt, noch hatte man durch die neue Steuerordnung die laufenden Bedürfnisse ausreichend decken können; und als man im Juni 1791 weitere 600 Mill. in Assignaten beschafft hatte, waren bis zum September davon schon 123 Mill. verausgabt.

Zu den letzten Beschlüssen der constituirenden Versammlung gehörte auch die Einverleibung des päpstlichen Districts von Avignon (14. Sept.). Dort hatten schon längst die Jacobiner das Volk zur Vertreibung des Adels und der Priester aufgestiftet, und als die französische Regierung Militär dahin sandte, wurde dieses abtrünnig gemacht, und die Volkspartei unter der Anführung Jourdan's (des Kopfabschneiders) begieng die haarsträubendsten Grausamkeiten. Die Provinz, nunmehr ganz von den Demokraten beherrscht, verlangte ihren Anschluß an Frankreich und wurde zum 84. Departement (Vaucluse) gemacht. — Noch am 24. Sept. setzten auch die Feuillans die Wiederaufhebung eines frühern Beschlusses vom 15. Mai durch, der den Mulatten in den Colonieen die Freiheit gegeben hatte. Denn da nun auch die Neger an dieser Freiheit Theil haben wollten, die Weißen aber dadurch über großen Verlust klagten, so wollte man durch Zurücknahme jenes Beschlusses die Sache wieder in den vorigen Stand versetzen; allein zu spät: Neger und Mulatten auf St. Domingo standen nun gemeinsam auf und ermordeten die Weißen.

Hierauf wurde ein Verfassungsfest, das der König mit der ihm bewilligten Civilliste bestritt, mit großem Glanz gefeiert, und alle weniger tief Schauenden wiegten sich in dem Glauben, daß nun damit die Revolution geschlossen sei. Nach dem Feste schloß der König am 30. Sept. 1791 die Sitzungen der Assemblée constituante.

Dabei zeigte sich auf das deutlichste, wie tief unterwühlt das Volk durch die Clubs und die Presse war, indem es weder dem Könige, noch der Nationalversammlung ein Zeichen der Theilnahme und Achtung gab, dagegen nicht lange darauf den Robespierre und Pétion als die allein „Unbestechlichen und Tugendhaften" unter unermeßlichem Beifall bekränzte und im Triumph umhertrug. Die constitutionell-gesinnte Partei der Nation aber und die Zahl Anderer, welche der beständigen Agitationen müde waren und sich nach Ruhe sehnten, rief allenthalben mit Begeisterung ihr Vive le roi! und hoffte auf den Anfang einer glücklicheren Zeit.

Also gieng die Constituante auseinander, welche zwar binnen zwei Jahren eine der größten Revolutionen zu Stande gebracht hatte, deren Glieder aber größtentheils von dem Abgrund verschlungen wurden, dessen dämonische Gewalten sie zugleich entfesselt hatten. Der Rest der royalistischen Glieder begab sich nach dem Auseinandergehen der Versammlung über die Gränze zu den schon ausgewanderten Prinzen und Edelleuten. Maury, der muthige Streiter für das Recht der Kirche, begab sich nach Rom und wurde dort Cardinal. Talleyrand gieng als Gesandter nach England. — Da die Glieder zur gesetzgebenden Versammlung bereits gewählt und in Paris eingetroffen waren, so konnte letztere zur bestimmten Zeit eröffnet werden: von ihr hieng das weitere Geschick Frankreichs ab.

4. Kapitel. Die gesetzgebende Versammlung. Umsturz des französischen Throns.

1. Die Emigranten in Coblenz. Monsieur und Graf Artois. Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. Die constitutionell-Monarchischen; die Girondisten. Der Berg. Die Ebene. Robespierre, Pétion, Danton. Lafayette Ex-Commandant.

Längst hatte das ganze Ausland seine gespannteste Aufmerksamkeit auf die verhängnißvollen Vorgänge in Frankreich gerichtet. In der ersten Zeit hatten dort alle für die neue Freiheit begeisterten Gemüther die Abschaffung vieler Mißbräuche und den Fall der drückendsten Feudaleinrichtungen mit überschwänglicher Freude begrüßt. Allmählich aber, als die Revolution auf zum Theil schon blutiger Spur weiter schritt, erschracken die Besonnenen und zweifelten an dem Ausgang.

Die Emigranten, meist dem Adelstand angehörig, der, anstatt im Lande zu bleiben und sich in Masse aus dem ganzen Land um seinen König zu schaaren, geschwächt durch den Einfluß des frühern Despotismus, zertheilt durch locale Interessen und geblendet vom Egoismus und Leichtsinn, sich stracks in's Ausland geflüchtet, hatte, — hielten sich in großer Zahl am Rhein auf und hatten in Coblenz einen Mittelpunct, von dem aus sie Alles aufboten, den Beistand der fremden Mächte zu gewinnen, um durch denselben das Königthum zu erhalten und sich wieder in ihre Rechte einsetzen zu lassen.

In derselben Nacht, da der König aus Paris entfloh, hatte sich auch Monsieur, sein Bruder, aus Paris entfernt und glücklich die belgische Gränze erreicht, von wo er an den Rhein gieng und in die dort sich aufhaltende Emigration eine gewisse Organisation brachte, indem er sie insbesondere zu einer gewissen Unterordnung vermochte. Denn sie waren meist uneinig, hatten sich auch dort manche Ungebühr erlaubt und sich den Deutschen dadurch lästig gemacht. Er bildete unter ihnen einen Ausschuß aus den Vornehmsten, der die Verbindung zwischen den Emigranten und den Prinzen, so wie mit den Herren der Länder, in denen sie Schutz genoßen, unterhalten sollte. Als nachher der König in eine immer abhängigere Lage kam, nahm Monsieur den Titel eines Regenten über das auswärtige Frankreich an.

Der andere Bruder des Königs, der gleich anfangs ausgewanderte Graf Artois, hatte sich unverweilt an die europäischen Mächte, insbesondere an den Kaiser Leopold II und an den König Friedrich Wilhelm II von Preußen gewandt und beide nun zu einer Zusammenkunft mit ihm in Pilnitz (den 27. Aug. 1791) bewogen, deren Ergebniß zunächst in der Veröffentlichung eines Manifestes bestand, worin die beiden Souveräne dem bedrängten König Hülfe zusicherten und die übrigen Regenten Europas dabei zur Mitwirkung einluden.

Während England, von William Pitt d. J. geleitet, sich zuwartend verhielt, ließ sich Kaiserin Katharina II von Rußland drohend gegen die Revolution aus und schloß einstweilen Frieden mit den Türken.

Alles dieß erhöhte die Hoffnungen der Emigrirten am Rhein, steigerte aber auch zusehends die revolutionären Bewegungen in Frankreich. Eine von den beiden Brüdern des Königs veröffentlichte Denkschrift, worin sie gegen die Annahme der Constitution protestirten und mit der Intervention des Auslands drohten, reizte nur die Demokraten zu rascherem Vorgehen und zu giftigerem Haß gegen den König, von dem man annahm, daß er mit dem Ausland zur Ausführung der gedrohten Einschreitung in Verbindung stehe. Von da an wurde es den Anarchisten noch leichter, den völligen Umsturz des Thrones vorzubereiten.

Inzwischen trat am 1. Oct. 1791 die zweite Nationalversammlung zusammen, die sich die gesetzgebende (legislative) nannte und einen von der ersten sehr verschiedenen Character hatte, da ihre Mitglieder nach einem durchaus demokratischen Wahlgesetz ernannt waren, also keine eigentlichen Aristokraten unter sich hatten. Die Rechte dieser Versammlung bestand indeß aus etwa 260 Constitutionellmonarchischen und wurde von Beugnot, de Vaublanc, Pastoret, Girardin, Jaucourt, Ramand u. A. geleitet, die aber mit großer Vorsicht auftreten mußten, wenn sie ihrer Sache nicht schaden wollten. Sie stützte sich auf den Club der Feuillans, in denen nun Lafayette, Duport, Barnave, Lameth ꝛc. den Haupteinfluß hatten.

Die Linke, aus ohngefähr 200 Gliedern bestehend, war in zwei scharf getrennte Fractionen getheilt, in die Girondisten und in die Männer des Bergs. — Die Girondisten (so genannt, weil ihre vorzüglichsten Glieder dem südwestlichen Departement der Gironde angehörten, denen sich aber auch andere Gleichgesinnte aus allen Theilen Frankreichs anschloßen) ließen sich wohl das Königthum gefallen, „wenn es ihrer demokratischen Leitung vertraute", waren aber im Fall seines Widerstands bereit, es zu stürzen. Diese Partei, meist aus jungen, wohlgesinnten Provincialen bestehend, hatte ausgezeichnete Talente, unter denen Vergniaud (der „Barnave" der zweiten Nationalversammlung) und Condorcet (den man den „Sièyes der Legislation" nennt) Brissot, Ducos, Isnard, Gensonné besonders hervortraten. Ihre Anhänger außerhalb waren Buzot, Pétion, Roland u. A.; allein im Volke unterschied man nur die Parteien der Patrioten und der Aristokraten.

Die Montagnards oder Männer des Bergs, geleitet von Danton, Chabot, Couthon, Merlin von Thionville, Bazire ꝛc. giengen auf Vernichtung aller bürgerlichen Unterschiede, also auf eine Republik los. Die Bergpartei hatte keine bedeutenden Talente und

Redner, und stützte sich theils auf den Club der Cordeliers, in welchem der verwegene Danton das Wort führte, theils auf eine rohe, anarchische Volksmasse.

Zwischen den extremen Parteien stand das Centrum, welches man das Thal oder die Ebene (la plaine), auch Bauch oder Sumpf nannte. — Die ganze, aus den buntesten Bestandtheilen gemischte und zusammengeführte Versammlung bestand aus 747 Gliedern, unter denen sich 400 Advocaten befanden. Da nicht nur alle ausgewanderten Edelleute, die eidverweigernden Priester und der größte Theil der vorigen Versammlung von der Wählbarkeit ausgeschlossen waren, sondern auch aus den noch vorhandenen Edelleuten keiner, wie überhaupt von den durch Bildung Ausgezeichneten so wenige gewählt worden waren, so konnte man diese Versammlung keineswegs die Elite von Frankreich nennen.

Unter den Clubs stiegen die Jacobiner zu größerer Macht, seit Robespièrre's systematischer Kopf ihnen mehr Einheit gab, besonders aber seit an Bailly's Stelle Pétion zum Maire der Stadt, Manuel zum Generalprocurator (procureur syndic) und Danton zu dessen Substitut ernannt wurde, Lafayette aber das Obercommando der Nationalgarde niederlegte und nun die bewaffnete Macht aus den Händen der Constitutionellmonarchischen in die der Demokraten übergieng.

Lafayette, stets Alles nach nordamerikanischen Zuständen bemessend, wollte Washington nachahmen und legte, weil sich ein Obercommando nicht mit der Freiheit vertrage, dasselbe nieder, so daß nun die Befehlshaber der sechs Legionen der Nationalgarde im Commando abwechselten. Die Folge war, daß diese sechs Stellen bald von Jacobinern besetzt wurden Lafayette hatte bei seinem Abtreten zugleich noch einen andern Grund: er hoffte das einflußreichere Maire'samt, das Bailly, um sich in's Privatleben zurückzuziehen, niedergelegt hatte, zu bekommen. Allein der König, der ihm nie recht traute, und die Königin, die ihm, wie schon erwähnt, abgeneigt war, begünstigten unbegreiflicher Weise die Wahl des unedlen Pétion. — Allerdings hatte Lafayette, obgleich jetzt die letzte Stütze der constitutionellen Monarchie, einen unfesten Character: er besaß bei einem großen, persönlichen Muth und einem starken Ehr- und Selbstgefühl weder Energie, noch Einsicht genug, um eine bessere Wendung der Dinge herbeizuführen. „Er verstand es nie, den Augenblick zu ergreifen, oder wenn er denselben ergriff, ihn zu erschöpfen, und eben so wenig sah er etwas voraus, noch vermochte er aus den gegebenen Umständen ein Bild der Zukunft aufzufassen."

2. Die Republikaner gegen die Emigranten und das Ausland. Übergewicht der Girondisten über die Constitutionellen. Die Girondisten-Minister Dumouriez und Roland. Kriegsbeschluß gegen Österreich. Pöbelhaß gegen den König.

Die republicanische Partei in der legislativen Versammlung enthielt sich anfangs noch, den Thron direct anzugreifen, sondern gieng zunächst nur darauf aus, ihn auf alle Weise in Mißachtung zu bringen und ihm seine noch übrigen Stützen zu nehmen. Nachdem sie vor Allem das Gesetz gegen die Clubs zurückgenommen, richtete sie sich sowohl gegen die Emigration, die sich am Rhein bereits militärisch organisirte, als auch gegen die auswärtigen Mächte, die im Begriff waren,

die Emigranten zu unterstützen. Dieser Angriff gieng von den Girondisten aus, besonders von Vergniaud und Brissot. Am 13. u. 14. Oct. erschienen zuerst Verordnungen gegen die Auswanderung überhaupt. Am 9. Nov. stellte man den Ausgewanderten einen Termin zur Rückkehr bis zum Neujahr; im Fall des Ungehorsams sollten sie als Verschwörer des Todes schuldig erklärt werden. Allein der König wich der Unterzeichnung dadurch aus, daß er am 11. Nov. seine Brüder und die Prinzen zur Rückkehr aufforderte, denn ihre Abwesenheit erhalte Frankreich in steter Unruhe und Aufregung. Diese Aufforderung wurde aber von keiner Partei für aufrichtig angesehen, und die Prinzen weigerten sich der Rückkehr und fuhren fort, den König als unfrei, weil in Gefangenschaft, darzustellen.

Als die Legislative wiederholt in den König drang, Maßregeln gegen die auswärtigen Mächte zu ergreifen, erklärte derselbe, um dieser Forderung auszuweichen, am 16. Dec. der Versammlung, daß er die auswärtigen Fürsten, in deren Gebiet sich die Emigranten aufhielten, aufgefordert habe, dieselben binnen einer gewissen Frist auszuweisen, und daß er befohlen habe, an den Ostgränzen des Reichs drei Armeen aufzustellen.

Die Feuillans waren für den Krieg, weil sie glaubten, der Krieg werde für die revolutionären Leidenschaften eine Ableitung sein, und die im Heere nöthige Disciplin werde auch auf eine bessere constitutionelle Ordnung im Volke zurückwirken und sich so die Verfassung mit dem Thron erhalten lassen. Auch hofften mehrere ihrer Führer, die schon im Felde gedient und zum Theil, wie Lafayette, Lameth, in Nordamerika mitgefochten hatten, an die Spitze der Heere gestellt zu werden und dadurch die bewaffnete Macht in die Hand zu bekommen. — Die Girondisten aber wünschten wohl auch den Krieg, aber nicht, weil ihnen so viel an der Constitution und am Thron wäre gelegen gewesen: denn sie wollten im Grunde noch weiter gehen. Dagegen wollte Robespierre, der die Siege der Constitutionellen fürchtete, die Erhaltung des Friedens mit dem Ausland, weil er durch innere Aufregungen und Aufstände den König sicherer zu stürzen hoffen konnte. Er gieng gleichmäßig darauf aus, „die constitutionellen Royalisten und die republikanischen Girondisten verdächtig und verhaßt zu machen und sich der Menge als den Einzigen zu empfehlen, der sich unausgesetzt mit der Rettung der Freiheit und des Vaterlandes beschäftige."

In derselben Zeit griffen die Girondisten und Jacobiner auch die eidverweigernden Priester an und bewirkten, daß ihnen die bewilligte Pension entzogen, die Ausübung des Cultus verboten und, im Fall sie Unruhen veranlassen würden, mit Deportation gedroht wurde. Doch der König, in Bezug auf Religion und Kirche fest, verweigerte diesen Beschlüssen standhaft seine Bestätigung. Dafür wurden nun die Güter der Emigrirten mit Beschlag belegt.

Weil die deutschen Fürsten in ihren Territorien jenseits des Rheins durch die Eingriffe der Revolution Schaden gelitten hatten und ihnen die dafür geforderte Entschädigung von der Legislative abgeschlagen wurde, so schloßen Österreich und Preußen einen Bund gegen Frankreich, fuhren aber noch fort, mit dem französischen Ministerium zu unterhandeln, um Zeit zu desto kräftigerer Rüstung zu gewinnen. Ander-

seits drang auch die gesetzgebende Versammlung unter dem Einfluß der Girondisten, welche unterdessen in der Versammlung ihr Übergewicht über die Constitutionellen kennen gelernt hatten, auf eine energische Haltung gegen das Ausland, zumal drei Männer aus ihrer Mitte, Rochambeau, Luckner und Lafayette an die Spitze der drei Armeen gestellt worden waren. Sie verlangte daher vom Minister des Auswärtigen, Delessart, die Vorlage der Verhandlungen der Regierung mit den fremden Höfen, und entnahm aus einem Schreiben des Kaisers an das Ministerium Stoff zu einer Anklage gegen diesen treuen Royalisten, um nach seinem Sturz einen Republikanischgesinnten an seine Stelle zu bringen. Die Abstimmung über die Absetzung und Einkerkerung dieses Ministers war mit drohenden und gottentfremdeten Äußerungen verbunden, die eine spätere Gewaltperiode ahnen ließen.

Darnach drangen die Girondisten auf Entlassung des ganzen Ministeriums und brachten den König dahin, ein neues aus ihrer Mitte zu wählen (d. 10. März 1792). Unter diesen Ministern waren nur Dumouriez und Roland von Bedeutung.

(Der Club der Feuillans war schon am 18. Febr. von den Jacobinern gewaltsam gesprengt und vom Maire Pétion geschlossen worden.) Als Barnave sah, daß er nichts mehr für das Königthum wirken konnte, entfernte er sich aus Paris, und mehrere seiner Freunde folgten seinem Beispiele.

Dumouriez, der Minister des Auswärtigen, hatte sich früherhin an der Spitze eines französischen Corps, das Ludwig XV den Polen gegen Rußland zu Hülfe geschickt hatte, bemerklich gemacht, und nachher beim Ausbruch der französischen Revolution dem König Ludwig XVI seine Dienste angeboten, dann aber, als dieser ihn nicht berücksichtigte, sich der Revolutionspartei angeschlossen. Er war ein Mann von Talent und feurigem Geist, aber ohne feste Grundsätze, leichtgläubig auf seine Gaben vertrauend, leichtsinnig jeder Gefahr und jedem Unternehmen sich darbietend, ohne Mittel und Folgen zu bemessen, rasch etwas ergreifend, aber bei unerwarteten Hindernissen bald zurücktretend. Er suchte übrigens die Jacobiner zu benützen, um sie wo möglich zu zügeln. Am Tage seiner Ernennung zum Minister gieng er in ihren Club und ließ sich die rothe phrygische Mütze aufsetzen, die sie zum Symbol der Freiheit gemacht hatten und die man jetzt sogar anfieng auch außer den Sitzungen zu tragen. — Roland, der Minister des Innern, war ein Mann von mittelmäßigem Talent, aber von strengen Sitten und Grundsätzen, welcher die Rousseau'schen Ideen mit einer großen Pedanterie erfaßte und in seinem Rupublikanismus vorwärtsgetrieben wurde von seiner schönen und geistreichen, aber leidenschaftlich republikanischgesinnten Gattin, der berühmten Madame Roland, deren Salon der Mittelpunct der gebildetsten Republikaner war, unter denen sie besonders auf die talentvollen Girondisten einen unwiderstehlichen Einfluß übte, so daß man sie die „Circe der Gironde" nannte.

Da mit dem unterdeß eingetretenen Tode des vorsichtigen Kaisers Leopold's II das Cabinet des neuen Kaisers Franz II eine entschlossene Haltung gegen Frankreich annahm und in einer Zuschrift verlangte, daß die Verfassung Frankreichs auf die Grundlage der königlichen Erklärung v. 23. Juni 1789 (s. K. 2, 1.) zurückgeführt werde, so wurde der Unwille darüber so allgemein, daß der König, von allen Parteien gedrängt, sich genöthigt sah, der Nationalversammlung den Krieg gegen

Österreich vorzuschlagen, der von ihr am 20. April einmüthig beschlossen wurde. Allein schon im Mai sandte der König einen vertrauten Gesandten, Mallet du Pan, heimlich nach Frankfurt a. M., um sich mit den preußischen und österreichischen Ministern über die geeigneten Schritte zur Wiederherstellung des Königthums zu verständigen. — Zu gleicher Zeit boten anderseits die Republikaner alle Mittel auf, um die Absetzung oder Abdankung des Königs herbeizuführen.

Der König und die Königin konnten sich fast nirgends sehen lassen, ohne von dem Pöbel auf die schmählichste Weise verhöhnt und beleidigt zu werden. Am meisten litt die Königin, die sich kaum an einem offenen Fenster des Schlosses sehen lassen durfte. — Überhaupt griff die Rohheit und Gemeinheit der Revolutionäre immer weiter um sich, und selbst die Gebildeteren mußten, wenn sie sich nicht dem Verdacht des Mangels an Patriotismus und dadurch der Mißhandlung aussetzen wollten, in Tracht und Benehmen Vieles meiden, was für Vornehmheit gehalten werden konnte. Selbst aus den Sitzungen der Abgeordneten war der sittliche Anstand mehr und mehr geschwunden. — Auch wurde das Volk um diese Zeit durch die schreiend ungerechte Amnestie des Avignoner Kopfabschneiders Jourdan und seiner Mörderrotte und durch den rohen, theatralisch-verherrlichten Aufzug dieser Begnadigten, welchen Collot d'Herbois, der Freund Robespierre's, durch alle Straßen leitete, vollends um alles sittliche Urtheil und Gefühl gebracht.

3. Nachtheile der Armee an der niederländischen Gränze. Auflösung der Garde. Das Ministerium der Feuillans. Sturm auf die Tuilerien. Schwankende Haltung der Girondisten. Die Marseiller. Der 10. August. Des Königs Zuflucht zur Nationalversammlung. Seine Absetzung.

Unterdeß hatte Dumouriez die Armeen an die östliche Gränze der Niederlande beordert; aber die durch den Besuch der Clubs um allen Sinn für Disciplin gebrachten Truppen gehorchten ihren Führern nicht, und als sie endlich mit zügellosem Leichtsinn ausrückten, wurden sie in zwei Gränztreffen geschlagen. Um ihre Feigheit zu verdecken, erschlugen die Soldaten des aus Lille ausgerückten Armeecorps unter dem Vorwand des Verraths ihren Befehlshaber Dillon.

Diese Nachtheile schrieben nun die Republikaner royalistischen Offizieren zu, und benutzten sie zur Verdächtigung des Hofs. Zunächst brachten sie es durch eine ungerechte Anklage dahin, daß die constitutionelle Garde des Königs aufgelöſ't wurde, um ihn auch dieser letzten Stütze zu berauben. Darauf schlugen sie die Bildung eines Lagers von 20,000 Mann Linientruppen bei Paris vor, unter dem Vorwand eines Schutzes der Hauptstadt gegen den auswärtigen Feind, in der That aber, um ein Revolutionsheer zur Hand zu haben, das zum Werkzeug der Jacobiner dienen sollte.

Der König versagte seine Einwilligung, und auch Lafayette, der auf sein Armeecorps zählen konnte, suchte die Jacobiner durch Hinweisung auf die constitutionellen Pflichten davon abzubringen. Doch diese verhöhnten ihn und ließen sich nicht irre machen. Roland und zwei

andere Minister (Servan und Clavière) forderten den König im Staatsrath unter unbescheidenen Vorwürfen auf, die Decrete zu unterzeichnen. Auf der Stelle aber entließ der König diese drei Minister; aber als Dumouriez in den Schranken der Nationalversammlung den König vertheidigen wollte, wurde er mit solchen Zornausbrüchen empfangen, daß er erschrocken — die Sache des Königs aufgab, sich wieder den Jacobinern in die Arme warf und nach seinem freiwilligen Austritt aus dem Ministerium von ihnen eine Befehlshaberstelle bei Luckners Heercorps an den Gränzen bekam, wo er hoffte auf die Armee Einfluß zu gewinnen.

Als hierauf der König ein neues Ministerium aus den noch vorhandenen Feuillans nahm, zogen sich die Girondisten von ihm ganz zurück und ergriffen seitdem entschieden die Partei der Republik, welche die Absetzung des Königs verlangte. Zu diesem Zwecke machten sie nun Vorbereitungen zu einem Aufstand, welche Pétion als Maire begünstigte. Zwar drang sein Gemeinderath, dessen Mehrzahl noch nicht so revolutionär gesinnt war, auf die Erlassung eines Decrets, das an der zu jenem Aufstand ausersehenen Jahresfeier des Ballhauseides das Auftreten bewaffneter Massen untersagte; aber Pétion vereitelte die Wirkung desselben, indem er den Befehlshabern der Bürgerwehr die Weisung gab, die Bewegung nicht zu hindern, sondern nur zu leiten. Kaum hatte der König am 19. Juni sein förmliches Veto gegen die Deportation der eidverweigernden Priester und gegen die Bildung eines Lagers bei Paris eingelegt, als am 20. Juni 1792 ein Haufen Pikenmänner aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau hervorbrach und sich, ehe man sich's versah, unter tumultuarischem Lärm ein Massenzug von 30000 mit Piken bewaffneten Männern und Frauen sammelte, der, von Santerre geführt, mit zwei Kanonen voran, nach der Nationalversammlung zog, worin sie lärmend eine von Girondisten verfaßte Petition für Annahme der verweigerten Decrete ablasen, und von da nach den Tuilerien stürmten, um diese Petition dem Könige zu übergeben.

Als die bloß von einigen Compagnien der Nationalgarde innen im Schloßhofe bewachten Gitterthore auf den Befehl des souverainen Volks nicht sogleich geöffnet wurden, drohten die Rasendsten, sie mit Äxten einzuhauen und richteten eine Kanone auf die Gemächer des Königs. Als die Thore geöffnet wurden, drang die Volksmasse in die innern Höfe, ja auch in das Schloß selbst und füllten alle Gallerien desselben. Nur die ungewöhnlich feste und würdige Haltung des Königs verhinderte das Äußerste und lenkte den Sturm ab, der übrigens die völlige Schutzlosigkeit des Königs vor aller Augen darlegte.

Als ein Volkshaufe auch in die Gallerie, in welcher die Gemächer des Königs waren, unaufgehalten hineindrang und nach vergeblichem Anklopfen die Thüren erbrechen wollte, ließ der König die Gemächer öffnen und trat in die Gallerie heraus und den Andringenden mit den Worten entgegen: „Was wollt Ihr von mir?“ Auf die Forderung, er solle die verweigerten

Decrete unterzeichnen, entgegnete er mit großer Geistesgegenwart und Würde: „das sei nicht die rechte Manier und der rechte Moment, derartiges von ihm zu erreichen". — Wollten nun auch Einige der Vordersten zurückweichen, so drängte doch die Masse so nach, daß sich schnell das Zimmer des Königs füllte und dieser sich in eine Fensternische zurückziehen mußte, wo ein Tisch stand, hinter welchem er lange mit Ruhe auf die tobende Menge sah. — Die Königin war unterdessen von ihrer Umgebung in ihrem Gemach zurückgehalten worden, damit sie nicht vom Pöbel mißhandelt werden möchte. Man hatte sogar eine Kanone die Treppe hinaufgezogen und im Hof einen Laternenpfahl und eine Guillotine aufgepflanzt, worauf die Worte standen: „Gerechtigkeit, welche die Nation an Tyrannen übt!" — Unterdessen war das Gedränge um den König herum immer ärger geworden, so daß einige zu seinem Schutze neben ihm stehende Bürgergardisten ihn auf den Tisch hoben, um ihn aus seiner gepreßten Lage zu bringen. Diese Stellung aber reizte die Massen zu größerer Frechheit. Einer aus dem Pöbel streckte ihm auf einer Pike eine Jacobinermütze hinauf mit dem Verlangen, er solle sie aufsetzen: er that's gelassen; ein Anderer reichte ihm vortrinkend seine Weinflasche und der König that Bescheid. Als hierauf aus Mitleid ein Grenadier der Nationalgarde (die zum Theil selbst über die der königlichen Familie zugefügten Beleidigungen empört war) zum König sagte: „Fürchtet nichts, Sire, wir vertheidigen Euch!" nahm der König die Hand des Grenadiers, führte sie an seine Brust und sagte: „Fühlt! ein Herz, das so ruhig schlägt, ist nicht mit Furcht erfüllt!" — Eine von der Nationalversammlung zum Schutze des Königs abgesandte Deputation suchte vergebens das Volk zur Entfernung zu bewegen. Endlich erst um 8 Uhr Abends kam Pétion, der eigentlich als Maire gleich anfangs hätte einschreiten sollen, und bewog das Volk mit schmeichelnden Belobungen zum Abzug.

Der Aufstand war jedoch mißlungen, weil die Parteiführer uneinig waren, indem Robespierre und Danton, als Nebenbuhler der Girondisten, sich fern gehalten hatten. Der bessere Theil der Bürgerschaft gab dem König in einer Adresse sein Bedauern über diese Ausschweifungen zu erkennen und die Departementalbehörde entsetzte mit Bewilligung des Königs den Pétion seines Amtes. Lafayette verließ ohne Urlaub sein Heer und eilte nach Paris, um die Nationalversammlung zur Bestrafung der Aufrührer aufzufordern. Er wurde auch von der Rechten und vom Centrum unterstützt, aber da er seinen Forderungen nicht durch ein bestimmtes entschlossenes Handeln Nachdruck gab, so erkaltete allenthalben der kaum erwachte Ordnungseifer, und als er das fühlte, kehrte er wieder zu seinem Heere zurück.

Kurz vor seinem Weggang bot er dem König einen Zufluchtsort bei dem Heere an; allein der König, im Gefühl, daß ihm ein Lafayette nicht helfen könne, schlug das Anerbieten aus. Ohnedieß hatte sich Ludwig schon an den Gedanken gewöhnt, daß ihm ein gewaltsamer Tod aufbehalten sei, den er aber durch einen Fehltritt, der eine Anklage hätte begründen können, nicht selbst herbeiziehen wollte.

Kaum hatte Lafayette Paris wieder verlassen, so hieben die Cordeliers den Freiheitsbaum um, der früherhin zu seinen Ehren gesetzt worden war.

Der schnelle Umschwung in die alte Stimmung führte sogleich den Pétion wieder in das Amt zurück, und offenbarte sich bei dem Feste, das am andern Tag auf dem Marsfelde zur Feier des Jahrestags der Bastillenerstürmung gegeben wurde, in einer für den König und das Königthum bedrohlichen Gestalt.

Während nämlich der König auf das Ausland seine einzige Hoffnung setzte, versuchte der Minister Terrier de Montceil einen Rettungsweg im Innern. Es waren von den Jacobinern wider das Veto des Königs zu der bevorstehenden Marsfeier die Föderirten aus den Departementen herbeigerufen worden, angeblich bloß zur Erneuerung des Föderationseides, im Grunde aber, um sie zum Krieg gegen das Ausland zu verwenden. Da erließ Montceil an sämmtliche Departementsbehörden den Befehl, daß sie den Zug dieser Föderirten nach Paris hemmen sollten. Denn bei den wieder gesteigerten Unruhen ließ sich von diesen revolutions- und kriegssüchtigen Leuten nur Schlimmes erwarten. Zugleich rieth der Minister dem König, dem Feste nicht beizuwohnen. Allein derselbe folgte den Einflüsterungen Anderer, die zu Concessionen riethen und schrieb an die Nationalversammlung, er wolle selbst dem Feste beiwohnen und den Föderationseid mitschwören. Das Centrum war darüber hocherfreut und holte durch eine Deputation den König in die Nationalversammlung, wo eben (es war der 7. Jul.) der Bischoff Lamourette eine theatralische Aussöhnung der Parteien durch einen sogenannten „Liebeseid" in Fluß brachte, so daß der König auch von dieser Wonne zu kosten bekam. Allein die neue Liebe hatte nicht einmal bis auf den andern Tag eine Nachwirkung, da der Parteihaß nicht schlief.

Das Föderationsfest selbst gieng zwar für den König noch ohne persönliche Gefahr, doch nicht ohne eine neue Demüthigung vorüber. Er mußte auf dem Marsfeld viele Stunden lang warten, bis die legislative Versammlung sich einfand, und anstatt des Vive le roi! ertönte in einem fort ein Lebehoch für den wiedereingesetzten Maire Pétion! Man konnte merken, wo das hinaus wollte.

Noch einmal daher entwarfen die Minister einen Plan, den König der Macht der Jacobiner zu entziehen: Lafayette und Luckner sollten kommen und den König mit ihren Truppen von Paris nach Compiegne bringen, wo ihn treugesinnte Regimenter schützen könnten. Allein die Königin wollte sich noch weniger den Händen Lafayette's anvertrauen, und nun forderten die Minister, welche den König für einen verlornen Mann hielten, am 10. Juli ihre Entlassung.

Gleich am folgenden Tage bewogen die Jacobiner und Girondisten auf die Nachricht, daß ein österreichisches Heer die Ostgränze bedrohe, die Nationalversammlung zum Erlaß eines Decrets, durch welches „das Vaterland in Gefahr" —, daher alle Gemeindebehörden in Permanenz erklärt und Jung und Alt zu den Waffen gerufen wurde. Unter Kanonendonner und Trommelschlag ward das Decret verkündigt und zugleich in den Straßen eine Anzahl Gerüste aufgeschlagen zur Inscription von Recruten, welche zahlreich herbeiströmten, aber zunächst nicht zur Vertheidigung, sondern zum Aufruhr und zur Absetzung des Königs dienen sollten. — Vor Furcht traten nun die meisten der noch übrigen constitutionellen Glieder der Nationalversammlung aus.

Die aus den 83 Departementen anlangenden Freiwilligen mehrten sich von Tag zu Tag und bereits waren 10000 derselben nach dem großen Lager bei Soissons abgeschickt worden. Es waren meist Leute ohne alle Kriegsbildung und Kriegszucht, aber voll Revolutionsbegeisterung. Kein Wunder, wenn durch alle diese Vorgänge die Bewegung im

Volke täglich einen drohenderen Character annahm, der am 30. Juli durch die Ankunft von 700 Freiwilligen aus Marseille, dem Herd des wildesten Sanscülotismus, noch gefährlicher wurde. Denn diesen braunen, gelenken, fanatisirten Südländern war Paris noch nicht revolutionär genug, und bald bemerkten sie, daß ihnen nicht leicht Jemand zu widerstehen wagte.

Zum Führer gab man ihnen den der Partei der Girondisten angehörigen Barbaroux, (den man wegen seiner Schönheit „Antinous" zu nennen pflegte). — Durch diese Marseiller kam das Hauptrevolutionslied, die sog. Marseillaise auf, deren Verfasser der Ingenieurhauptmann Rouget de l'Isle (Lille) war und welche L'Allemand in Musik gesetzt hatte. — Nach ihrer Ankunft in Paris wurden sie unter Danton's Leitung gestellt. Bald gesellten sich auch Föderirte aus noch andern Städten zu ihnen, so daß ihre Gesammtzahl 1500 betrug.

Bereits hatte eine Schlägerei zwischen den Marseillern und feuillantistischen Bürgergrenadieren einen baldigen Ausbruch einer Insurrection angedeutet. Während schon in der Nationalversammlung die Constitutionellen, eingeschüchtert durch ihre Gegner, einwilligten, daß am 9. August über die Absetzung des Königs solle discutirt werden, hielt der König am 5. August ein großes Lever: es war sein letztes und ein um so feierlicheres, als sich Alle einfanden, die ihm noch treu anhiengen oder wenigstens das alte königliche Frankreich nicht ohne einen Beweis der Sympathie mit ihm verschwinden lassen wollten.

Da kam der 9. August, an welchem in der Nationalversammlung über die Absetzung des Königs discutirt werden sollte; weil aber viele Mitglieder aus Furcht vor den überall bemerkten Vorbereitungen zu einer Insurrection ausblieben, Andere über Verfolgungen ihrer Freunde klagten und erst noch weitere Vorfragen in der Sache erledigt wissen wollten, so schloß man die Sitzung ohne eine Beschlußfassung. Dagegen hielten sich in der Vorstadt St. Antoine die Marseiller und andere Föderirte mit dem größten Theil der Jacobiner unter Waffen bereit und harrten auf das verabredete Zeichen. — Anderseits eilten an 300 Royalisten, darunter 120 Edelleute, welche die Gefahr bemerkten, mit Waffen versehen, an den Hof, um für das Leben des Königs einzustehen.

An dem gleichen Abend hielt Danton im Club der Cordeliers mit seiner Donnerstimme eine fanatische Rede und endete mit dem Ruf: Zu den Waffen! Signalschüsse erfolgten und eine Stunde vor Mitternacht erklärten die Cordeliers, die bestehende Constitution nicht mehr anerkennen zu wollen. Um Mitternacht, als der verabredete 10. August begann, ertönten die Sturmglocken und gaben der bearbeiteten Volksmasse das Zeichen zur Erhebung.

Während ein neuer Gemeinderath aus lauter Cordeliers eingesetzt wurde, (darunter sich Billaud-Varennes, Chaumette, Tallien, Fabre d'Eglantine ꝛc. befanden), sammelten sich die bewaffneten Massen, um die Tuilerien zu erstürmen, die mit Schweizern und einem kleinen Theil der Nationalgarde besetzt waren.

Die Schweizer, nur 950 M. stark und bloß mit 11 Kanonen versehen, aber alle mit Muth und Pflichttreue erfüllt, dazu etwa 400 dem König treue Nationalgarden unter dem General Mandat, und die oberwähnten royalistischen Edelleute, wollten dem Angriff der In-

surgenten, noch ehe sich die Massen angehäuft hatten, zuvorkommen, wurden aber vom Könige, der keinen inconstitutionellen Schritt thun wollte, zurückgehalten, zum Leidwesen der Königin, die einen Kampf auf Leben und Tod vorgezogen hätte.

Um sich den Angriff auf das Schloß zu erleichtern, ließ der neueingesetzte Municipalrath den General Mandat vor sich laden, und als er ihnen die Anordnungen, die man im Schlosse zur Vertheidigung getroffen hatte, nicht verrathen wollte, wurde er in ein Gefängniß abgeführt und unterwegs niedergeschossen. Sein Tod benahm der Schloßvertheidigung die nöthige Einheit. An seine Stelle wurde Santerre ernannt, der aber, anstatt in das Schloß zu gehen, auf dem Rathhause blieb und von dort aus seine Befehle ertheilte.

Der König, der die Nacht hindurch mit seiner Umgebung in erfolglosen Berathungen hingebracht hatte, suchte sich nun gegen Morgen durch eine Stunde Schlaf zu stärken. Nach dem Erwachen drängten die Seinen von Neuem in ihn, sich zu etwas zu entschließen. Auf einmal geht er mit dem 80jährigen Marschall Maillé in den Schloßhof hinab und ermahnt die Bürgerwehr zum festen Ausharren: ein Theil derselben rief wohl vive le roi! die Artillerie aber vive la nation! ja vive Pétion! Da gieng er betrübt wieder hinauf: die Zeit, in der man die Insurrection noch hätte ersticken können, war verpaßt, die Volksmasse mehr und mehr angewachsen; ein Theil der Bürgerwehr im Schloßhofe zog ab, oder gieng zu den Insurgenten über: von Stunde zu Stunde wuchs die Gefahr. Da rieth der Syndicus Röderer dem König, sich mit den Seinigen in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Solcher Zumuthung aber widerstrebte die Königin mit den Worten: „Wenn wir unser Leben nicht retten können, retten wir wenigstens unsere Ehre!" Während der König noch unschlüssig war, drängte und rüttelte das Volk schon so ungestümm an den Hofgittern, daß die noch unten stehenden Artilleristen, darüber empört, den Röderer fragten, ob sie auf die Insurgenten schießen sollten, und als sie keine Antwort bekamen, die Lunten wegwarfen und fortgiengen. Da beschloß der König dem Rathe nachzugeben, und zur Königin gewandt, sagte er: „Wir wollen eben gehen!" Mit Schmerz verließ er mit seiner ganzen Familie den Sitz der alten Könige Frankreichs, — um ihn erst wieder im letzten Augenblicke seines Lebens — aus der Ferne zu sehen.

Es war Morgens 8 Uhr, als der König die Tuilerien verließ. Erschrocken sahen ihm die Schweizer und Edelleute nach. Der Rest der im Hofe gebliebenen Bürgergarden bildete Spalier bis dahin, wo Deputirte der Nationalversammlung den König empfiengen und ihn mit der königlichen Familie, von andern Garden beschützt, zum Deputirtenhause geleiteten. Ein Grenadier trug den Dauphin die Treppe hinauf.

Eingetreten in den Sitzungssaal der Versammlung, wo seine Erscheinung einen kurzvorübergehenden Eindruck machte, erklärte er dem Präsidenten (Vergniaud), er sei hierher gekommen, ein großes Verbrechen zu verhüten und glaubte sich nirgends sicherer, als in der Mitte dieser Versammlung. Hierauf erhielt der König die Weisung, sich mit seiner Familie in die Loge des Schnellschreibers hinter dem Präsidentenstuhl zu begeben, weil seine Anwesenheit die Freiheit der Berathungen beschränken

würde. Von hier aus mußte er 16 Stunden lang mit den Seinigen Alles mit anhören, was zu seinem Sturze berathen wurde. Das Ergebniß der Verhandlungen war, daß die Absetzung des Königs und die Einberufung eines von Robespièrre vorbereiteten und beantragten Nationalconvents decretirt und der königlichen Familie zum Aufenthalt der Palast Luxemburg angewiesen wurde, wogegen aber der Gemeinderath, der jetzt alle öffentliche Gewalt an sich riß, den Temple bestimmte, in dessen engem Raume die königliche Familie aller Bequemlichkeit entbehrte.

Die erste Nacht nach diesem Schreckenstag mußte die königliche Familie im Bernhardinerkloster zubringen. Als der König darin ankam, warf er sich in seinem Zimmer mit den Seinigen auf die Kniee und betete: „Herr! Deine Prüfungen sind furchtbar! Verleihe uns den Muth, sie zu ertragen. Wir verehren dich in unserm Elend, wie wir es in unserm Glücke gethan haben. Empfange in Deiner Barmherzigkeit die, welche für die gerechte Sache gekämpft haben und für sie gestorben sind!" Diese fromm ergebene Stimmung blieb ihm bis an sein Ende. — Im Temple wurde Niemand zur königlichen Familie gelassen, und mit Schmerz hörte der König, daß viele seiner treuen Freunde und Anhänger angeklagt und verhaftet worden. Auch Barnave, Duport und Karl von Lameth, die ersten Urheber der Revolution, wurden von ihren Feinden, den Girondisten, verhaftet. — Nach allen diesen Vorgängen nahmen die fremden Gesandten ihre Pässe und reis'ten ab.

Noch während der König in der Nationalversammlung war, hatte die tobende Volksmasse unter dem Vorgang der Marseiller den Angriff auf die Tuilerien begonnen. Die treuen Schweizer wehrten sich heldenmüthig; ein Theil derselben machte einen Ausfall und jagte die Menge bis auf den Carousselplatz zurück, wurde dann aber durch einen schriftlichen Befehl des Königs, den man ihm in der Nationalversammlung abgenöthigt hatte, von weiterer Vertheidigung abgehalten, dadurch aber auch den Angreifern bloßgestellt, und sie wurden beim Abziehen in dem Tuileriengarten von der Pöbelwuth massacrirt. Die übrigen Schweizer, 300 an der Zahl, vertheidigten im Innern das Schloß mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie überwältigt und zum Theil mit vielen dem Könige treuen Edelleuten niedergemacht und gräßlich verstümmelt wurden; nur Einzelne wurden von Mitleidigen gerettet, die Übriggebliebenen, etwa 150 an der Zahl, wurden zu anderm Schicksal aufbewahrt. Die königlichen Gemächer und alle andern Räume des Schlosses wurden ausgeplündert und Alles darin zerschlagen und zerstört. Der Mordkampf hatte bis 2 Uhr Mittags gedauert und auf beiden Seiten gegen 6000 Menschen das Leben gekostet. Dem blutigen Siege folgten in der darauffolgenden Nacht und an den nächsten Tagen die wildesten Orgien des rohesten Sansculotismus.

Von Paris aus setzte sich der Stoß durch das ganze Land fort und alle Departemente nahmen die neue Ordnung der Dinge an. Als Lafayette von der Absetzung des Königs erfuhr, hielt er sogleich eine Musterung seiner Truppen und ließ sie die Constitution von 1791 beschwören: sie gehorchten unbedenklich. Als nun die Nationalversammlung Commissäre an ihn absandte, um ihn nach Paris zur Verantwortung zu führen, ließ er sie als

Geißeln für das Leben des Königs festnehmen. Allein weil Dumouriez, der nach dem Oberbefehl strebte, die Decrete vom 10. Aug. anerkannte, so wurden auch Lafayette's Truppen abfällig, so daß dieser mit Alexander v. Lameth und zwei andern Offizieren sich über die Gränze flüchtete, wo aber die Preußen den Lafayette als einen Demokraten festnahmen. Er wurde nun von Festung zu Festung gebracht, bis er zuletzt von den Österreichern in Olmütz verwahrt wurde. Dort lebte er fünf Jahre, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Erst nach dem Frieden durfte er wieder in sein Vaterland zurückkehren, das er dann freilich sehr verändert fand.

4. Die Gewalt in den Händen des Gemeinderaths. Das Revolutionstribunal. Die erste Coalition. Das Kriegsmanifest. Beginn des Kriegs an der niederländischen Gränze. Danton. Der Septembermord. Ende der Legislative.

Von nun an war die oberste Gewalt in den Händen des von den Clubs und dem bewaffneten Pöbel unterstützten Gemeinderaths, der die Nationalversammlung beherrschte und auf ihre Beschlüsse Einfluß übte. An der Spitze desselben standen Danton, Robespierre und Marat, welche beide letztere beim Ausbruch des Aufstandes sich versteckt gehabt hatten, nun aber, da er gelungen war, die Ärnte mit antraten. Marat forderte in seinem Journal de la revolution, das nun dem Gemeinderath zur Bearbeitung der Massen diente, in der rohesten Weise zur Rache für die im Tuilerienkampfe gefallenen Insurgenten und zur Vertilgung aller Aristokraten auf. Dem verwegenen Danton und dem blutdürstigen Marat durch Heuchelei, Arglist und systematische Berechnung überlegen, wußte Robespierre durch Petitionen und absichtlich übertriebene Forderungen bei der Nationalversammlung, in der noch die Girondisten den Jacobinern die Wage zu halten suchten, stets so viel durchzusetzen, als er wollte. Auf seinen Betrieb wurde wider den Einspruch der Girondisten gleich am 17. August ein Revolutionstribunal zur Bestrafung aller seit 1789 begangenen Verbrechen wider die Freiheit, insbesondere zur Bestrafung der „Verschwörer des 10. Augusts", wie er die Royalisten nannte, niedergesetzt. Als man ihm das Präsidium dieses Tribunals anbot, schlug er es aus mit den heuchlerischen Worten, ein so strenges Richteramt sei gegen seine philanthropischen Grundsätze. Er erreichte damit einen gedoppelten Zweck, indem er sich einerseits den Schein der Unbestechlichkeit und Menschenfreundlichkeit erhielt, anderseits unter diesem Deckmantel alle, die seinen jacobinischen Grundsätzen widerstanden, durch dieses Tribunal zu Tode bringen lassen konnte. In Kurzem füllten sich die Gefängnisse mit Royalisten, besonders mit solchen, zu deren Verhaftung und Verurtheilung die in den Tuilerien aufgefundenen Papiere Veranlassung gaben; ebenso brachte bloßer Privathaß Viele in's Gefängniß. — Auch erfolgten Decrete zur Einziehung der Güter der Emigranten sowohl, als auch der eidverweigernden Priester.

Der Aufstand vom 10. August und die ihm folgenden Gewalthandlungen waren durch den unterdeß erfolgten Angriff der frem-

den Mächte beschleunigt worden. Denn schon am 25. Jul. 1792 hatte der regierende Herzog von Braunschweig, als Bundesfeldherr der ersten Coalition, welche zwischen Österreich, Preußen und Sardinien zu Stande gekommen war, ein Kriegsmanifest an das französische Volk erlassen, worin er die Freilassung des Königs und seiner Familie verlangte und im Weigerungsfall dem Lande und seiner Hauptstadt mit der strengsten Strafe drohte. Diese hohe Sprache, der die von den Verbündeten aufgebotenen Streitkräfte und Anordnungen wenig entsprachen, reizte das revolutionsbegeisterte Volk und seine Regierung zum äußersten Widerstand; ja selbst viele Emigranten fühlten sich durch den Ton dieser Erklärung verletzt.

Das „berüchtigte" Kriegsmanifest des Herzogs von Braunschweig gieng übrigens nicht von ihm aus, sondern war von einem exaltirten Theile der Emigrirten eingegeben. Der Herzog unterschrieb es nur auf Drängen des Königs und war daher für die vorsichtigste Führung des Kriegs.

Der Anfang des Krieges schien jedoch Erfolg zu versprechen. Denn bald nachdem die verbündeten Heere die österreichisch-niederländische Gränze überschritten hatten, ergab sich ihnen nach kurzer Vertheidigung die Gränzfestung Longwy, worauf der österreichische General Clairfait die Festung Stenway, die Preußen aber nach kurzer Belagerung Verdun einnahmen.

Diese Fortschritte des Feindes benützten die Jacobiner in Paris, durch Schrecken ihre Herrschaft zu befestigen. Sie beschuldigten die Girondisten der Lauheit und verdächtigten sie durch die falsche Behauptung, sie hätten den Plan, man solle Paris aufgeben und sich hinter die Loire zurückziehen. Die Girondisten, deren Einfluß ohnehin schon im Sinken war, sahen sich von ihren bisherigen Anhängern in der Nationalversammlung aus Furcht vor den Jacobinern verlassen. Plötzlich ließ Danton unter dem Schein einer allgemeinen Sicherheitsmaßregel am 28. Aug. die Thore schließen und eine Haussuchung nach Waffen vornehmen, wobei es aber vorzüglich auf die Verhaftung einer Menge angesehener, von den Jacobinern als verdächtig bezeichneter Personen abgesehen war, so daß nur allein in der Nacht vom 29. auf den 30. Aug. 4000 den Gefängnissen überliefert wurden.

Am 16. Aug. war das Tribunal errichtet worden und schon am 21. Aug. wurde der erste von ihm verurtheilte Royalist, Collenot d'Angremont bei Fackelschein hingerichtet, und zwar wurde dabei zum erstenmal die Guillotine oder Köpfmaschine angewendet, welche Dr. Guillotin zum Zweck einer raschern und sicherern Hinrichtung erfunden hatte. Das gleiche Schicksal widerfuhr gleich darauf dem Intendanten der k. Civilliste und einem monarchistischen Zeitungsredacteur.

Als die Nationalversammlung diesen Gewaltschritt nicht billigen wollte, schreckte Danton sie durch noch energischere Beschlüsse des Comité de surveillance (eines aus dem Gemeinderath gewählten Ausschusses, in welchem Danton, Marat und noch drei andere mord- und blutschnaubende

Menschen saßen), indem er unter dem Getöse der Sturmglocken und Allarmkanonen mit seiner Donnerstimme rief: „Gesetzgeber! was Ihr hört, ist nicht das Feuern der Lärmkanonen: es ist der Ruf zum Aufbruch gegen unsre Feinde! Was brauchen wir, sie zu schlagen, sie zurückzuwerfen? Kühnheit brauchen wir und abermals Kühnheit und Kühnheit allenthalben!" Die durch diese wenigen Worte auf die Gemüther hervorgebrachte Wirkung war ungeheuer, und man ertheilte sogleich dem Ministerium unbedingte Vollmacht zur „Rettung des Vaterlandes." Aber nicht bloß gegen den äußeren Feind stimmten und trieben jene Worte: sie veranlaßten zugleich gegen die gefangenen Royalisten den gräulichen Septembermord in Paris, den die Versammlung zu verhindern keine Kraft hatte, und gaben das Signal zu den gleichen Mordscenen in den Provinzen, in denen auch überall die Jacobiner die Oberhand hatten.

Schon mehrere Tage vorher merkten die in den verschiedenen Gefängnissen der Stadt zusammengepfergten Gefangenen, welche meist aus Adeligen, Militärs und Geistlichen bestanden, daß ihr Leben in Gefahr schwebe, und ihre Freunde und Verwandte gaben sich alle Mühe, diese von ihnen abzuwenden. Unter denen, welche auf diese Weise losgebeten wurden, befanden sich auch Lally-Tolendal, der berühmte Mineralog Hauy, der Dramatiker Beaumarchais. Am 2. Sept. um 2 Uhr Nachmittags überfielen die wilden Marseiller einen Transport von Geistlichen, die in sechs Kutschen nach dem Gefängniß der Abtei gebracht wurden, und tödteten sie alle; gleich darauf wurden 200 Geistliche, die im Carmeliterkloster eingesperrt waren (darunter Peter Hebert, der Beichtvater der Königin, und mehrere Bischöffe) von Banditen niedergestoßen und nur 30 gerettet. Am ersten Abend hatten schon 250 Geistliche mit bewundernswerther Seelenstärke den Todesstoß empfangen und dabei den Beweis gegeben, daß sie eher ihr Leben, als ihre christliche Überzeugung opfern wollten. — Auch in den andern Gefängnissen ereigneten sich ähnliche Scenen, nur daß man das Morden wie zum Hohn mit einem Schein von Gerechtigkeit umkleidete, indem man Tribunale für die verschiedenen Gefängnisse improvisirte, bei denen dort Maillard, hier Hebert und Andere anderswo präsidirten. Diese Metzeleien — eine wahre „Bartholomäusnacht der Revolution" — dauerten vom Sonntag d. 2. Sept. bis Donnerstag d. 6., also fünf Tage und fünf Nächte fort, während welcher mehrere Tausend Gefangene hingeschlachtet wurden. Am grausamsten und härtesten zeigten sich Billaud-Varennes und Manuel; — Danton und Tallien retteten doch Manchen das Leben. Robespierre hielt sich in dieser Zeit zurück, billigte aber das Geschehene und belobte das Volk wegen seiner Gerechtigkeit!

Viele der Gefangenen, die nach dem jedesmaligen Aufruf eines Gerichtsbeamten aus dem Gefängnisse vor das Tribunal geführt werden sollten, wurden gleich von dem die Gefängnißthüren umstehenden Pöbel, wenn sie beim Herausgehen nicht vive la nation! riefen, kurzweg massacrirt. Jene 156 Schweizer, welche seit dem Tuilerienkampf noch gefangen waren, wurden, als man sie in Masse aus dem Gefängniß gerufen hatte, obgleich sie um Gnade baten, einer nach dem andern dicht vor der Gefängnißthüre von Henkern mit Säbeln, Äxten und Spießen zusammengehauen. Als der 63jährige Dichter Cazotte mit seiner Tochter, die freiwillig das Gefängniß mit ihm getheilt hatte, vor das Tribunal geführt wurde, bewogen die Jammerbitten seiner Tochter die Richter, ihn frei zu sprechen; aber zehn Tage darauf ward er vor ein anderes Tribunal gezogen, das ihn, ungeachtet des herzzerreißenden Flehens seiner Tochter, zum Tode verurtheilte. — Ein Herr von Sombreuil, den gleichfalls seine Tochter im Gefängniß nicht verlassen hatte, wurde nur dadurch gerettet, daß seine für ihn flehende Tochter, welche versicherte, ihr Vater sei Republikaner, auf die Zumuthung, dies dadurch zu beweisen, daß sie Aristokratenblut trinke, einen ihr mit dem warmen Blut eines Royalisten gefüllten Becher leerte. Von diesem Zug der

Kindesliebe ergriffen, hoben die Henker Tochter und Vater auf ihre Schultern und trugen sie nach Hause.

Unter allen „Septembrisirten" (Gemordeten) befand sich nur eine einzige Frau, die durch hohe Abkunft, so wie durch Schönheit und Adel der Seele ausgezeichnete Prinzessin von Lamballe, aus dem Hause Savoyen-Carignan, Schwiegertochter des Herzogs von Penthièvre, Oberhofmeisterin und bewährte Freundin der Königin Marie Antoinette. Auch sie wurde, nachdem sie von der königlichen Familie im Temple getrennt worden war, aus ihrem Gefängnisse Laforce vor das blutige Tribunal geschleppt, wo sie mit Würde ihr Urtheil empfieng. Kaum war sie abgetreten, so umgaben die Mörder sie, und einige riefen ihr zu, wenn sie dem König und der Königin ewigen Haß schwöre, könne sie sich retten. Allein sie erwiederte fest: „Ich kann nicht die hassen, die ich ewig lieben werde". Nun drang man mit Piken auf sie ein und tödtete sie auf's gräßlichste, steckte ihr blondgelocktes Haupt auf eine Pike, und trug es vor den Fenstern ihres Verwandten, des Herzogs von Orleans im Palais-Royal, um diesen ihren Gegner zu erfreuen, so wie vor den Fenstern des Temple vorbei, um die Königin zu kränken, die bei diesem Anblick in Ohnmacht fiel. Der übrige Körper der Gemordeten erfuhr die schrecklichsten und schändlichsten Verstümmlungen. Das Morden überhaupt endete damit, daß man, um die noch unbefriedigte Blutgier der Mordgesellen (von denen einer sich rühmte, 60 Menschen allein hingeschlachtet zu haben, ein Neger aber 200 getödtet haben soll) zu sättigen, noch 3000 Galeerensträflinge im Biçêtre von besoldeten Mördern mit Kanonen zusammenschießen ließ.

Das Comité de surveillance erließ sogar ein Schreiben an die sämmtlichen Municipalitäten Frankreichs mit der schändlichen Aufforderung, es gegen die Freiheitsfeinde eben so zu machen. Und wirklich kamen in Rheims, Lyon, Meaux und in einigen andern Städten ähnliche Mordscenen gegen Priester und Beamte, wenn auch in kleinerem Maßstabe, vor. An vielen Orten aber wurden die Boten und Commissäre des Pariser Gemeinderaths abgewiesen, da und dort sogar mit dem Tode bedroht. — Aus Orleans sollten 53 Angeklagte (unter ihnen die ehemaligen Minister Montmorin und Delessart) auf Befehl der Nationalversammlung nach Saumur gebracht werden, um sie dort besser schützen zu können. Der mit dem Transport beauftragte Beamte Fournier aber lenkte eigenmächtig den Zug der auf offenen Wagen Transportirten nach Paris. Bereits gieng der Zug durch Versailles, als, der Sonntags halber, müssig herumstehende Pöbel über die Gefangenen herfiel und sie alle ermordete. — Bei den Gefangennehmungen und Haussuchungen wurden gewöhnlich auch Gelder und Pretiosen weggenommen, welche zwar an das Comité abgeliefert werden sollten, aber nur zum Theil abgegeben wurden.

Neuanbefohlene Haussuchungen, bezahlte Angebereien und andere künstliche Mittel, wodurch der Gemeinderath seine Gegner einschrecken wollte, hatten bald wieder die entleerten Gefängnisse gefüllt. Da versuchten die Girondisten, angefeuert durch die flammenden Worte der Madame Roland, noch einmal sich aufzuraffen, und Vergniaud's mächtige Beredsamkeit, sowie Roland's warnender Bericht über die neuen Mordplane des Gemeinderaths bestimmten die Nationalversammlung zu dem Beschluß, den Gemeinderath für das Leben der Gefangenen verantwortlich zu machen. Allein das war der letzte ohnmächtige Versuch der Legislative, die noch in diesem September dem neuen Nationalconvent ihre Stelle einräumen mußte. Sie trat ab, beladen „mit dem Fluch, der Ruchlosigkeit den Sieg über Recht und Gesetz verschafft zu haben."

5. Kapitel. Der Nationalconvent bis zum Sturz der Gironde.

1. Eröffnung des Convents. Matte Kriegführung der Verbündeten. Waffenstillstand mit Dumouriez. Cüstine in Mainz. Dumouriez in den Niederlanden. Das Treffen bei Jemappes. Republicanisirung der Niederlande. Der Krieg im Süden.

Zur Beschleunigung der Einberufung des Convents und zu dessen energischem Vorgehen auf der Bahn der Revolution trugen die bisherigen Fortschritte der Coalirten wesentlich bei, und zum Theil war hinwiederum die Energie, mit welcher der Convent, gleich bei seinem Auftreten zur Vertheidigung nach Außen alle Mittel in Bewegung setzte, einer der Gründe, aus denen sich die von den Preußen und Österreichern drohende Gefahr wieder verzog. Denn nach der Capitulation von Verdun, die auf den ersten Tag des Septembermords fiel, ermatteten die Bewegungen der Verbündeten. Ein rascher Zug auf Paris hätte, wenn nicht den König, doch das Königthum noch retten können: so aber bezeugten der Herzog von Braunschweig und das ohnedieß kleine Heer der Österreicher keinen Eifer, und daher konnten auch die Preußen, obwohl der Zahl nach die stärkeren, nichts weiter ausrichten. Der Herzog in seiner Vorsicht wagte es nicht, mit 90,000 M. den nur 58,000 M. starken Dumouriez, der an Lafayette's Stelle den Oberbefehl bekommen und den Verbündeten bei Valmy den Weg nach Paris verlegt hatte, ernstlich anzugreifen: es blieb bei einer bloßen Kanonade (20. Sept.). König Friedrich Wilhelm II hatte schon Befehl zu einem allgemeinen Infanterieangriff gegeben, allein der Herzog von Braunschweig hemmte den Angriff und die Franzosen (unter Kellermann) konnten sich behaupten. Schlechte Witterung und Krankheiten im deutschen Heere, zum Theil auch Furcht vor dem täglich wachsenden Revolutionsgeist in Paris und auf dem Lande, bewogen den Herzog, einen Waffenstillstand mit Dumouriez zu schließen und die unfruchtbare Champagne zu verlassen, während zugleich Longwy und Verdun den Franzosen zurückgegeben wurden. Auch das bei Thionville stehende österreichische Corps, bei dem sich die kampfbegierigen Emigranten befanden, zog sich zurück, da auch der Herzog Albert von Sachsen-Teschen das feste Lille nicht erobern konnte. Da sonach die Rheinseite ganz entblößt war, so drang General Cüstine an der Spitze eines zweiten französischen Armeecorps, das er im Elsaß gesammelt hatte, rheinaufwärts über Speyer und Worms nach Mainz, und brachte diese Stadt im Einverständniß mit den darin befindlichen Freiheitsmännern in Kurzem zur Übergabe.

In Mainz hielt der Erzbischoff-Kurfürst Friedrich Karl von Erthal einen Hof, der dem frühern Pariser Hof an Üppigkeit wenig nachgab. Sein Coadjutor Freiherr von Dalberg hatte die Mainzer Universität, an welcher der freiheitsbegeisterte Naturforscher Georg

Forster und der schweizerische Geschichtschreiber Johannes Müller lehrte, zum „Mittelpunct der Aufklärung am Rhein" gemacht. Bei Cüstine's Annäherung entfloh der Hof; die aufgeklärten, für die französische Republik schwärmenden Gelehrten aber blieben und bewogen in Verbindung mit einem illuminatistischen Anhang den schwachen Festungscommandanten zur Übergabe. Nach Cüstine's Einzug (20. Oct.) wurde sogleich ein Jacobinerclub errichtet, und nicht lange, so war das ganze Kurfürstenthum republikanisirt und jeder „aufgeklärte" Deutsche darin fraternisirte mit den Franzosen. Cüstine äußerte selbst: „Kaum hatte ich den Fuß nach Deutschland gesetzt, so kamen alle Narren des Landes, sich bei mir einzufinden!" — Von Mainz aus besetzte er auch Frankfurt am Main und legte der Stadt eine starke Schatzung auf.

Bald darauf wandte sich Dumouriez, der sich in Paris neue Verhaltungsbefehle geholt hatte, mit seinem auf 86,000 M. verstärkten Heere, begleitet von dem Herzog von Orleans und dessen beiden Söhnen, (dem Herzog Louis Philipp von Chartres und dem Herzog von Montpensier) nach den Niederlanden, griff den 6. Nov. den österreichischen General Clairfait an und besiegte ihn bei Jemappes, wo sich der junge Louis Philipp durch Tapferkeit auszeichnete.

Dieser Sieg öffnete ihm den Weg nach Brüssel, wo er am 14. Nov. einzog und nach der Besitznahme von Aachen und dem völligen Rückzug der Österreicher die Winterquartiere nahm, worauf Danton herbeieilte und die österreichischen Niederlande durch jacobinische Einrichtungen republikanisirte. Anfangs begrüßten die Niederländer — dieselben, die nicht lange zuvor sich gegen Joseph's II Reformen so standhaft gewehrt hatten, — die Franzosen als Befreier, lernten sie aber gar bald als Brandschatzer, Kirchenräuber, Rechtszertreter und Sittenverhöhner kennen und verwünschen. Die Summen, welche Danton dem Lande abpreßte, deckten die Kosten der Kriegsrüstung und halfen den entwertheten Assignaten eine Zeit lang wieder auf.

Auch gegen Sardinien waren die neuen Republikaner glücklich: sie eroberten Savoyen und Nizza und schlugen in der Folge ersteres als Departement Montblanc, letzteres als Departement der Seealpen zu Frankreich. Uberall, wo die Franzosen hinkamen, kündigten sie sich als Kämpfer für die Völkerfreiheit an, und Freiheitsbäume und Jacobinerclubs halfen ihnen den Geist der Bevölkerungen in Schwindel versetzen.

2. Die Parteien im Convent. Robespierre. Erklärung der Republik: ihr Schiboleth. Bruch zwischen den Girondisten und Jacobinern. Anklageact gegen den König. Sein Prozeß. Leben der königlichen Familie im Temple. Verurtheilung und Tod des Königs.

Der aus den Wahlen aller Feinde des monarchischen Princips hervorgegangene Nationalconvent von 749 Mitgliedern, hatte die Bestimmung, durch Errichtung der Republik den Grundsätzen der Revolution nach Innen unbedingte Geltung, nach Außen durch Waffengewalt Ausbreitung über andere Theile Europas zu verschaffen. Der in dem Convent vor-

herrschende Fanatismus, die aus diesem vorhergehenden mannichfachen Gräuel, die vulkanartige Gewalt der von ihm nach allen Seiten hin sich fortpflanzenden Erschütterung macht ihn zu einer gigantischen Erscheinung, die in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. Er hat wie ein über das Land hinfahrender, Alles niederwerfender Orkan „zwar keine neuen Ideen hervorgebracht", doch dazu gedient, den von der Constituante, wenn auch nur von Ferne angedeuteten Ideen eine spätere Aufnahme zur theilweisen Verwirklichung zu verschaffen.

In der ersten Zeit hatte der Convent eine mehr girondistische Richtung, wie denn auch zuerst Pétion (der deßhalb sein Amt als Maire auf- und an Chambon abgegeben hatte), Präsident war, und andere Girondisten die andern Ämter in der Leitung des Convents einnahmen. Sie stellten in der Versammlung die Rechte dar; auf der Linken saßen die Jacobiner, Cordeliers und Anarchisten, deren Häupter den Berg oder die höchsten Bänke der Linken einnahmen.

Hier saß Robespierre, der ehemalige Advocat von Arras, fein und zierlich gekleidet, in gewöhnlich beobachtender, sich fast absondernder Zurückhaltung, den glühenden Ehrgeiz unter kalter Bemessenheit verbergend, weniger besorgt den Beifall der Versammlung, als den des Volkes zu gewinnen, dem er als Abgott der Tugend und aufopfernden Vaterlandsliebe zu erscheinen beflissen war; — hier saß der löwenartige Danton in gebieterischer Haltung, mit drohendem Blick und donnernder Stimme, doch anständig gekleidet; — hier der blutige Marat, der Abscheu der Meisten, mit seinem häßlichen Gesicht und dem stieren Blick des kalten, grauen Auges, in schmutzigem, vernachlässigtem Anzuge; — hier der Herzog von Orleans, unter dem Namen Egalité, mit dem aufgedunsenen, rothen Gesicht eines Wüstlings in scheinbarer Ruhe, mit der geheimen Hoffnung, vielleicht noch an das Staatsruder zu kommen; hier der theatralische Collot d'Herbois, (der schon erwähnte, ehemalige Schauspieler und Theaterbilletsverkäufer), hier St. Just, der Schatten Robespierre's, hier Desmoulins, Tallien, Legendre, Fréron, Manuel, Billaud-Varennes, Barbaroux, Lepelletier, Carrier rc.

Auf der Rechten saßen etwa 250 Girondisten, aus denen auch das Comité zur Ausarbeitung der neuen republikanischen Verfassung gewählt war, in welchem sich der zu solchem Geschäft allzeit fertige und unentbehrliche Abbé Sieyes, der im französischen Recht erfahrne Herault de Séchelles, der naturalisirte Amerikaner Paine, Vergniaud, Brissot, Barrère, Pétion, Danton u. a. befanden.

Als Girondisten sind noch La Reveillére-Lepeaux, Rewbel, Gensonne u. A. zu nennen. Im Ministerium befand sich der Girondist Roland, aber auch sein Feind, der zum Berg gehörende Pache. — Der Jacobinerclub, in Paris damals von etwa 4000 besucht, war es, der mit dem Geist der Gewalt und des Schreckens in Verbindung mit dem Geist der Lüge und der Heuchelei die Unentschiedenen und Gemäßigten in beständiger Furcht und Bangigkeit erhielt. Das war auch im Convent um so leichter möglich, da in demselben, neben den genannten Männern der Linken noch eine starke Anzahl roher, ungebildeter, dem Eindrucke des Augenblicks sich hingebender Menschen saßen.

Einer der ersten Beschlüsse des Convents war der, daß auf den Antrag Collot d'Herbois' die Abschaffung des Königthums mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde und zwar ohne Discussion, da die Menge der Verbrechen Ludwig's XVI jede Angabe von Gründen überflüssig mache. Hiermit fiel auch die Hoffnung des Herzogs von Or-

leans zu Boden und er warf sich nun um so eifriger in die Rolle eines Republikaners. Nach einem heftigen, aber vergeblichen Angriff auf die weitergehenden Mordabsichten ihrer Gegner, den die Bergpartei mit Hülfe des Centrum zurückschlug, wurde auf Tallien's Antrag die Einheit und Untheilbarkeit der Republik erklärt mit der daraus folgenden Bestimmung, daß Paris der Centralpunct bleiben müsse.

Freiheit und Gleichheit ward nun allenthalben die Losung, und um an diesen (mißverstandenen) Gütern alle Welt Theil nehmen zu lassen, erklärte man am 19. Nov. allen Nationen die Brüderlichkeit. Und um die Sympathieen, welche die Freiheitsbewegung in Frankreich auch in andern Ländern angeregt hatte, zu stärken, wurde verschiedenen Männern im Ausland, die sich hierin bemerklich gemacht hatten, das französische Bürgerrecht ertheilt. Unter diesen befanden sich auch die deutschen Dichter Klopstock und Schiller (Mr. Gileers), welche beide jedoch gar bald, als die Revolution eine verbrecherische Wendung nahm, von ihrer idealistischen Verirrung zurückkamen. (S. oben XXIV. 6, 3 u. 5.)

Hatten auch die Girondisten anfangs noch, wie sie glaubten, das Übergewicht, so stellte sich doch schon nach wenigen Conventssitzungen zwischen ihnen und den Jacobinern nicht nur der Gegensatz grell heraus, sondern ließ die erstern auch die Schwierigkeit ihrer Stellung erkennen. Die Girondisten gaben nämlich ihre Mißbilligung der Septembermorde zu erkennen und verlangten zur Aufrechthaltung einer freien, vom Gemeinderathe unabhängigen Berathung eine Sicherheitsgarde für den Convent. Ihre Gegner aber, welche fürchteten, daß sie dann in die Gewalt der Girondisten kämen, traten dem Antrag entgegen und wußten ihn zu vereiteln. Ebenso scheiterte ein Versuch der Girondisten, gegen Marat wegen seines blutdürstigen Journals —, sowie ein zweimaliger Versuch gegen Robespièrre, als Vorsitzers des gefürchteten Comité de surveillance, wegen Strebens nach der Dictatur einen Anklagebeschluß zu Stande zu bringen; er diente nur dazu, die Kluft zwischen beiden Parteien zu erweitern.

Als Marat wegen seines Journals angegriffen wurde, rief er von der Tribune aus: „Ich habe in dieser Versammlung eine große Anzahl persönlicher Feinde?!" — Alle, Alle! schallte es ihm aus dem Munde von Hunderten entgegen. Hierauf vertheidigte er sich so gewandt, daß ihm Viele beifällig zuhörten, bis ein Girondist ihn von Neuem in seinem Abscheu erregenden Character darstellte. Dennoch wußte er durch eine nochmalige Vertheidigungsrede den Schlag von sich abzuwenden und schloß, indem er ein Pistol aus der Tasche zog, mit den Worten: „Ich fürchte nichts unter der Sonne und muß erklären, daß, wenn der Anklagebeschluß gegen mich geschleudert worden wäre, ich mir am Fuße dieser Tribune das Hirn zerschmettert hätte!"

Einen Monat später, als die Girondisten die oberwähnte Anklage (das zweitemal) gegen Robespièrre richteten, warf er in seiner Vertheidigungsrede die Frage auf: „Ist hier ein Einziger, der es wagt, mich speziell anzuklagen?" — Ich! rief ein Stimme und nach einer Pause tiefsten Schweigens schritt ein kleiner Mann auf die Tribune zu, zog Papiere aus der Tasche und sagte: „Ich, Jean Baptist Louvet, klage Dich, Robespièrre, an!" — Da dem Betroffenen die Stimme versagte, klagte ihn Louvet des Strebens nach der Dictatur und nach der Volksgunst an, deckte seine Umtriebe bei den Wahlen, seinen Zusammenhang mit dem Pöbel und seine Urheberschaft der Septembermorde auf. Der Eindruck, den diese Rede bewirkte, war so groß, daß es zu einem Anklagebeschluß gekommen wäre, wenn nicht die meisten Girondisten

aus unzeitiger Milde einen Aufschub zugegeben hätten, so daß Robespièrre nach 8 Tagen durch eine wohlstudierte Rede und mit Hülfe der von ihm und seiner unterdeß bearbeiteten Conventsmasse die Gefahr abwendete.

Der Bruch zwischen den Girondisten und Jacobinern war unheilbar und beide Theile bekämpften sich nun in ihrer Existenz. Da die Girondisten eben so streng gegen die Royalisten wie gegen die Jacobiner waren, so fanden sie in beiden keinen Halt. Gegen die ersteren stimmten sie vielmehr mit den letztern für das harte Gesetz, das die Güter aller Emigrirten überhaupt unter Sequester stellte, die Güter der Volljährigen und Selbständigen aber confiscirte und die Todesstrafe über alle Diejenigen aussprach, welche einen Emigranten beherbergen oder unterstützen würden.

Der verfehlte Angriff gegen Robespièrre hatte nur dazu gedient, denselben zu der hohen Stellung emporzuheben, die er erstrebte. Er und seine Parteigenossen hielten sich seit der Eroberung Belgiens für mächtig genug, um auch den letzten entscheidenden Schritt zu thun, damit eine Reaction im royalistischen Sinn unmöglich gemacht werde. Er wurde nicht müde, im Jacobinerclub den Tod des Königs als die Bedingung der Erhaltung der Republik darzustellen, und Tausende seiner Bewunderer waren in Journalen und Versammlungen geschäftig, die Volksmenge für diesen blutigen Gedanken zu exaltiren. Um das Volk dafür zu gewinnen, stützte man den Antrag auf des Königs Tod weniger auf das „Sophisma der politischen Nothwendigkeit", als vielmehr mit diabolischer Berechnung auf die dem Volk als Glaubensartikel vorgesagte Behauptung, die Vertilgung der Könige sei eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, weil dieselben in der bürgerlichen Ordnung das seien, was Raubthiere in der natürlichen Ordnung. (Der Mann, der diese Behauptung zuerst vorbrachte, war ein Priester und hieß Gregoire).

So brachte man es dahin, daß der schlechte Theil des Volks durch Deputationen auf den Tod des Königs drang und daß die monatlange, über das Recht, den König zu richten, mit allen Künsten der Sophistik und Bosheit geführte Debatte endlich zum Schluß kam, den die Jacobiner zugleich zum Probirstein für die Girondisten machen wollten, um diese, falls sie sich der Anklage widersetzen würden, als Königsfreunde und mit dem Ausland Verschworne darstellen zu können.

Die Girondisten wünschten keineswegs den Tod des Königs, schracken vielmehr davor zurück. Es waren aber (schon bald nach dem 10. Aug.) in einem Wandschrank der Tuilerien Papiere gefunden worden, welche die Correspondenz Talleyrand's mit dem Hofe, Mirabeau's und Barnave's an die Königin enthielten, — Papiere, aus denen man jetzt eine Schuld des Königs zu erweisen suchte, obwohl die darin enthaltenen Rathschläge gar nicht das bestätigten, worauf hin man den König zum Tode hätte bringen können, zumal manche Beweisstücke untergeschoben,

andere unterschlagen sein konnten. Anstatt nun kräftig und muthig zu widerstehen, gaben die Girondisten — freilich nur in der Absicht, dadurch um so leichter noch Mittel zur Rettung des Königs (wenigstens vom Tode) zu finden, — die Schuld zu und stimmten wie gelähmt für die von den Gegnern beantragte Niedersetzung einer Commission zur Prüfung des Thatbestands. Diese entwarf sodann eine alles Recht und alle Sitte bei Seite setzende Anklage-Acte, und legte sie mit einem begleitenden Berichte dem Convent vor. Dieser entschied, daß der König nicht vor einem gewöhnlichen Tribunal, sondern vor dem Convent selbst, und nach keinen andern prozessualischen Formen, als nach einem Verhör und einer Vertheidigung gerichtet werden solle. Denn mit Mühe hatten es die Girondisten wenigstens dahin gebracht, daß man dem Könige einen Rechtsbeistand gewähren wollte.

Seit vier Monaten war Ludwig XVI im Temple gefangen, wo er mit den Seinen in den düstern und feuchten Zimmern des zweiten und dritten Stocks fast aller Bequemlichkeit entbehrte. Die Härte der abwechselnd die Aufsicht führenden Gemeinderathsglieder ging so weit, daß der königlichen Familie fast keine Kleider zum Wechseln gegeben wurden, sondern die Königin und Prinzessin Elisabeth oft die Nächte zum Ausbessern der Kleider verwenden mußten. Die ihnen beigegebenen Diener und Wächter waren rohe Menschen, die sich auf's gemeinste und beleidigendste betrugen; selbst bei den kleinen Spaziergängen im Hausgarten wurden sie von Bewaffneten begleitet, die gewöhnlich Santerre anführte. Alle diese Drangsale ertrug die königliche Familie mit bewundernswerther Standhaftigkeit. Mehrere Stunden des Tags verwendete der König auf den Unterricht seines Sohnes. eines liebenswürdigen Knaben, dem das Unglück seiner Ältern eine große Festigkeit verlieh. Die 14-jährige Prinzessin, welche die traurige Lage der Ihrigen tief empfand, schloß sich besonders an ihre edle Tante Elisabeth an, welche ihrerseits der Königin den liebevollsten Trost gewährte. Marie Antoinette selbst, obwohl am schmerzlichsten betroffen von dem furchtbaren Geschicke, ertrug es doch mit Kraft und Resignation.

Gleich als ob aber den Quälteufeln diese duldende Ruhe der königlichen Familie zum Vorwurf gewesen wäre, beschloßen die Commissäre, den König von seiner Familie zu trennen, und wiesen ihm ein besonderes Gemach an. Nur der übergroße Schmerz, den die Frauen empfanden, bewog die Grausamen, dem Könige die Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den Seinen einnehmen zu lassen. — So voll Ergebenheit in den Willen Gottes lebten sie bis zum 11. December, als am Morgen dieses Tages, während der König seinem Sohne Unterricht ertheilte, die Commissäre ihn vor den Convent luden und seinen Sohn vor seinen Augen wegführten. Es war Nachmittags 2 Uhr, als der König unter berittener Escorte nach dem Sitzungssaal geführt wurde. Selbst bei diesem schweren Gang enthielt sich das Volk nicht, ihm seinen Haß und seine Verachtung zu erkennen zu geben. Im Convent eingetreten, wo man ihn absichtlich mit schauerlichem Schweigen empfieng, warf er einen ruhigen Blick auf die Reihen seiner Richter und äußerte kein Zeichen von Furcht. Nachdem ihm Barrère, der gerade präsidirte, den Anklageact, worin der König nur mit dem Namen Louis Capet bezeichnet war, hatte vorlesen lassen, wurden 57 Fragen an ihn gestellt, die er kurz und bestimmt beantwortete, das Falsche darin ruhig abweisend. Einige Stunden nach seinem Abtreten erhielt er ein Decret, worin ihm die Wahl zweier Rechtsbeistände frei gestellt wurde. Er wählte zwei ehemalige Parlamentsadvocaten Tronchet und Target, von welchen aber der letztere die Vertheidigung ausschlug, während der erstere, obgleich 64 Jahre alt, sie annahm. An Target's Stelle erbot sich der ehrwürdige Lamoignon de Malesherbes, ehemaliger

Siegelbewahrer unter Turgot's Verwaltung, freiwillig zur Annahme der Vertheidigung, obwohl nicht geringe Gefahr damit verbunden war. Während diese würdigen Männer, die noch den jüngern, vorzüglich geschickten und royalistisch gesinnten Advocaten de Sèze zuziehen durften, die Vertheidigungsschrift abfaßten, bewies der König, der sich keine täuschende Hoffnung machte, im Vergleich mit seiner ehemaligen Schwäche die größte Klarheit des Urtheils und Festigkeit des Characters und einen bewundernswürdigen Adel der Gesinnung.

Am 26. Dez. wurde der König zum Plaidoyer vor seine Richter geführt, um sich zu vertheidigen. Die Vertheidigung, welche de Sèze in einem fast vier Stunden langen Vortrag führte, enthielt die schlagendste Darlegung der Ungerechtigkeit und der Widersprüche des ganzen Prozeßverfahrens, worauf der König einige einfache, würdevolle Worte der Bestätigung hinzufügte. Die treffliche Rede de Sèze's hatte den König so ergriffen, daß er ihm nachher mit Thränen um den Hals fiel und dankte. Als sich der König entfernt hatte, verlangte der Berg die Aburtheilung. Nur ein Conventsglied, Lanjuinais, hatte den Muth, das Verfahren des Convents für ein Verbrechen gegen Vernunft und Natur zu erklären, mußte aber die ganze Wuth der Gegner erfahren. Vorzüglich war es die dämonische Gewandtheit Robespierre's, welcher den Eindruck der Vertheidigung entkräftete und die Angriffe der Girondisten zurückwies. Diese hatten dann nur den Muth, eine Appellation an die Urwahlversammlungen vorzuschlagen, die aber verworfen wurde. Doch bewirkten sie durch ihre Bemühung noch einen Aufschub, sodaß sich das Endurtheil, wiewohl unter den heftigsten Debatten der Parteien, noch bis zum 15. Jan. 1793 hinzog.

In dieser Zwischenzeit wurde noch mehr, wie bisher, von der wilden Bergpartei durch die Presse und andere Künste Alles aufgeboten, um das Volk in ganz Frankreich für den Tod des Königs zu stimmen. So ließ man z. B. eine Unzahl von wirklichen oder angeblichen Verwandten der beim Tuileriensturm Gefallenen auftreten, welche in Petitionen Gerechtigkeit gegen den König verlangten, der Schuld am Tode der Ihren sei. Man trug sogar einen noch nicht geheilten Verwundeten in seinem Bette in den Convent, von welchem er die Bestrafung des Königs verlangte, der ihn „durch Volksverrath zum Krüppel gemacht" habe. Man ließ Schauspielstücke fabriziren und aufführen, worin diese Tagesfrage verhandelt und so der Pöbel zum Mordschnauben gebracht wurde.

An diesem Tage sprachen von 721 anwesenden Conventsgliedern 683 das Schuldig aus; am folgenden Tage, an welchem die Frage über die Strafart zur Entscheidung kam, stimmten 361 für den Tod, 72 für den Tod mit Aufschub, 286 für lebenslängliches Gefängniß und 2 für Galeerenstrafe.

Dreißig Conventsglieder waren unter verschiedenen Vorwänden weggeblieben; wären sie erschienen und hätten für den König gestimmt, so wäre sein Tod abgewendet worden. — Unter Denjenigen, die für den Tod stimmten, befanden sich Vergniaud, Siéyes, Lepelletier ꝛc. Selbst der Herzog von Orleans (Egalité), also ein Prinz des königlichen Hauses, stimmte für den Tod, was selbst die Männer des Bergs „infam" fanden.

Am 19. Jan. wurde der Aufschub berathen und verworfen und am 21. Jan. erlitt der König durch das Fallbeil oder die Guillotine den Tod mit standhaftester Ergebung.

Am Nachmittage vor dem Todestage trat die Blutbehörde in sein Zimmer und verkündete ihm das Todesurtheil. Er hörte es ruhig an und bat nur noch um einen Geistlichen zum Beistand, um eine letzte Zusammenkunft mit seiner Familie, so wie um Entschädigungen für seine treuen Diener. Nach der Beichte, die er bei dem ihm zugeführten Priester, dem Abbé Edgeworth, einem Irländer, hörte, hatte er am Abend eine zweistündige Zusammenkunft mit den Seinen[1], welche hiebei durch seinen Mund erst seine Verurtheilung erfuhren und anfangs in sprachlosem Schmerz ihn umfiengen. Der Abschied war für alle ergreifend; doch der König blieb standhaft. Am andern Morgen um 5 Uhr nach einem ruhigen Schlafe stund er auf und gab seinem Kammerdiener Clery seinen Trauring „als stillschweigenden Abschied" an die Königin, um ihr einen nochmaligen Abschied, den sie gewünscht hatte, zu ersparen. Um 6 Uhr empfieng er das h. Abendmahl, während schon die ganze bewaffnete Macht zur Hinrichtung ausrückte und das Getümmel des Volks durch die Straßen lärmte. Um 8 Uhr traten Gemeindebeamte ein, denen er sein Testament übergab. Um 9 Uhr mahnte ihn Santerre zum Aufbruch. Er gieng und bestieg mit dem genannten Priester den Wagen, der sich langsam durch die gedrängte, aber schweigende Menge nach dem sog. Revolutionsplatz bewegte. Man hörte nichts als das Rasseln der Kanonen, die hinter dem Wagen fuhren, in welchem der König in einem Gebetbuche las. Nach dem Aussteigen auf dem Richtplatze (es war 10 Uhr) ließ er sich von dem Priester den Segen ertheilen, den ihm derselbe mit den Worten gab: „Sohn des heiligen Ludwig, erhebe dich zum Himmel!" Als er das Schaffot bestiegen und den Rock ausgezogen hatte, wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden; dann trat er an den Rand des Schaffots und sprach mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig, das bezeuge ich vor Gott! Ich vergebe meinen Feinden! Möge mein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen!" Da fielen auf Santerre's Wink die Trommeln ein, um seine weitern Worte zu übertäuben, und in wenig Minuten fiel sein Haupt unter dem Fallbeile. Als es der Scharfrichter Samson emporhielt, erhob sich ein rasendes Freudengeschrei, vermischt mit dem Ruf Vive la Republique! aus dem Munde des zahllosen Pöbels und setzte sich weit fort in die Stadt und bis hin zum Gefängniß, wo die königliche Familie im Gebete für ihr sterbendes Haupt auf den Knieen lag. Doch bald verbreitete sich eine gewisse Stille in der Stadt; die Läden schloßen sich, und alle Wohlgesinnten ahneten, daß der Tod des Königs nur ein Vorspiel zum baldigen Untergang von Tausenden war. Selbst Viele, die Theil an der Verurtheilung hatten, fühlten sich nicht mehr sicher. Einige Girondisten, darunter Manuel, traten, von Reue ergriffen, aus dem Convent; auch Roland legte seine Ministerstelle nieder. — Wer irgend noch ein Gewissen hatte, ahnete, welch einen Bann Frankreich durch diesen Königsmord auf sich geladen hatte.

An Ludwig XVI selbst aber, der ein so schreckliches Schicksal nicht verschuldet hatte, wie viel man bei ihm auch auf Rechnung seiner angebornen und anerzogenen Characterschwäche setzen möge, wurden die Missethaten seiner Väter, jener Könige Frankreichs heimgesucht, welche durch das Vollmaß ihrer himmelschreienden Sünden die Rache oder heilige Strafgerechtigkeit Gottes herausgefordert hatten. Aber auch an den Königsmördern und an den entarteten Söhnen des der Mitschuld theilhaftigen Frankreichs, als an den Werkzeugen seiner strafenden Hand, wollte nun Gott durch ihre Zerbrechung sein Gerichtsamt vollziehen und dadurch die Wahrheit seines heiligen Wortes beweisen.

3. Die große Coalition. Kriegserklärung gegen England und Spanien. Vergeblicher Einfall in Holland; der Verlust Belgiens. Dumouriez's Verrath und Flucht. Permanenz des Revolutionstribunals. Der Sicherheits- und der Wohlfahrtsausschuß. Verhaftung des Herzogs von Orleans. Marat.

Ganz Europa durchzuckte das Entsetzen vor diesem Königsmord, der eine Drohung gegen alle Throne zu enthalten schien. Das erkannten alle Mächte und besonders bot England alle Kräfte auf, Europa in die Waffen gegen Frankreich zu bringen. Alle Monarchen fühlten sich solidarisch verbunden: sie verständigten sich durch Ausgleichung aller Differenzen, und leichter überließen nun Österreich und Rußland in einer neuen Theilung Polens an Preußen den bessern Theil Polens mit Warschau. So kam die erste große Coalition gegen Frankreich zwischen England, Österreich, Preußen, Holland, dem deutschen Reiche, Dänemark, Schweden, Rußland, Sardinien, dem Papste, Spanien und Portugal zu Stande, und selbst der Türke kündigte der französischen Republik den Frieden auf.

Auch der Convent hatte gleich nach jener Katastrophe gefühlt, daß die Republik einen gewaltigen Kampf um ihr Bestehen werde zu kämpfen haben, und suchte sogleich (d. 1. Febr. 1793) durch eine Kriegserklärung gegen England — nachher (am 7. März) auch gegen Spanien — zuvorzukommen, und am 24. Febr. befahl ein Decret die Aushebung von 300,000 M. und eine neue Creirung von 800 Mill. Assignaten. Um allen Gewaltmaßregeln, welche die Jacobiner noch im Sinne hatten, mehr Nachdruck zu geben, verfuhren sie gegen alle ihnen Verdächtigscheinenden mit der größten Strenge, und wer sich nicht an ihren öffentlichen Gesinnungsbezeugungen, an Festen, Aufzügen, Versammlungen, betheiligte, war ihren Verfolgungen ausgesetzt, so daß selbst die „Charte des Civismus" d. i. die Sicherheits-Charte, die sich alle geben ließen, welche gutpatriotisch erscheinen wollten, ihren Inhabern kaum hinreichenden Schutz gewährte. Besonders beobachteten die Gewalthaber jeden Schritt der Girondisten, die ihnen mit ihren Scrupeln und Bedenken, Kritiken und Widersprüchen längst im Wege waren und die weichen mußten, wenn die gotteslästerlichen Grundsätze des Bergs zur vollen Herrschaft kommen sollten. Zunächst aber nahm der Krieg alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Schon am 17. Febr. war Dumouriez — obwohl den Jacobinern tief abgeneigt, doch dem Convent noch gehorchend, da er zu seinen politischen Zwecken des militärischen Ruhmes bedurfte, — von Belgien aus in Holland eingedrungen und hatte Breda mit einigen kleineren Festungen eingenommen. Während ihm aber die kleine Feste Wilhelmstadt zu schaffen machte, wurde sein Untergeneral Miranda genöthigt, die Belagerung der von einem Emigranten tapfer vertheidigten Festung Maestricht aufzugeben. Und als die Österreicher, welche Belgien

nie ganz verlassen, sondern den Winter hindurch eine feste Stellung hinter der Ruhr genommen hatten, gegen Dumouriez anrückten, wurde er von ihnen bei Aldenhoven (d. 1. März) geschlagen und zum Rückzug aus Holland gezwungen. Zugleich gelang es auch dem kriegserfahrenen österreichischen Feldherrn Prinzen von Sachsen-Coburg durch den General Clairfait die Franzosen bei Aachen zu zerstreuen.

Da Dumouriez auf seinem Rückzug durch Belgien von der Gefahr hörte, in welcher um diese Zeit die Girondisten schwebten (weil sie sich der Absendung von Nationalgarden auf den Kriegsschauplatz widersetzten), so drohte er, nicht aus Vorliebe für die Girondisten, sondern weil er ihrer zu seinen politischen Planen noch bedurfte, in einem unbesonnenen Schreiben dem Convent mit der Rache seiner Armee, wenn die Jacobiner nicht mit ihren Collegen, den Girondisten, Friede hielten. In Paris hatten ihm ohnedieß schon seine Kriegsunfälle den Verdacht des Verraths zugezogen: dieses Schreiben zeigte den Jacobinern, wie sie mit ihm daran waren und Danton übernahm den Auftrag, ihn, wenn er dieß Schreiben nicht zurücknähme, gefangen nach Paris zu bringen.

Bereits aber hatte Dumouriez gefühlt, wie übereilt er gehandelt, und zu seiner Sicherheit, wie zur Ermuthigung seiner Truppen beschlossen, eine neue Schlacht zu wagen. Er griff am 18. März den Prinzen von Coburg bei Neerwinden an und hatte schon auf dem von ihm geführten rechten Flügel den Feind völlig geschlagen, als die gleichzeitige Niederlage seines linken Flügels den Verlust der ganzen Schlacht und dieser den Verlust Belgiens nach sich zog.

Um nun der Verantwortung auszuweichen und dennoch seine Feinde, die Jacobiner, sammt der Republik zu stürzen, knüpfte Dumouriez, während er sich zurückzog (wobei er noch einige Nachtheile erlitt), Unterhandlungen mit dem Prinzen von Coburg an. Dieser gieng auf den Plan Dumouriez's ein, der den Österreichern die Festung Condé als Pfand anbot, wenn sie mit ihm auf Paris losgehen und ihm nach Sprengung des Convents und der Clubs das Königthum wieder herzustellen behülflich wären. Er hatte im Sinne, den Herzog von Chartres auf den Thron zu setzen, verschwieg aber diesen Namen, weil er dachte, der Prinz von Coburg möchte auf die Usurpation eines Orleans nicht eingehen. Auf dem Marsch nach Tournay traf ihn Danton, der sich mit einem versöhnlichen Schreiben Dumouriez's an den Convent begnügte und wieder nach Paris zurückkehrte. In Tournay fand sich der Herzog von Chartres mit der Prinzessin Adelaide, seiner Schwester, mit ihm zusammen, was natürlich nicht als ein Zufall angesehen wurde.

Indeß kamen in Tournay auch drei Commissäre an, welche der Convent als politische Kundschafter an ihn abgeschickt hatte, und Dumouriez war in seinem Leichtsinn, womit er am Gelingen seines Plans nicht zweifelte, so unüberlegt, dieselben mit seinen Absichten bekannt

zu machen. Sie stellten sich, als ob sie mit ihm einverstanden wären, machten aber nach ihrer Rückkehr dem Convent die Anzeige und schnell war ganz Frankreich von Dumouriez's Verrath unterrichtet.

Als nun ein neuer Kriegsminister und vier Conventsglieder bei ihm anlangten und ihn vor die Schranken des Convents luden, ließ er sie von seinen Offizieren verhaften und als Geißeln durch Husaren über die Gränze zum österreichischen General Clairfait bringen. Darauf erließ er mit dem Prinzen von Coburg eine Proclamation an die Franzosen, worin die Herstellung des Königthums für den Sohn Ludwig's XVI ausgesprochen und die Versicherung gegeben wurde, daß die Fremdmächte auf keine Eroberung dächten.

Inzwischen aber machte Dumouriez die Erfahrung, daß er sich in der Treue seiner Truppen getäuscht hatte: ein Theil derselben unter Dampièrre und Miranda versagten ihm den Gehorsam, und als ihm auch die Festung Condé die Aufnahme verweigerte und er auch an dem übrigen Theile seines Heeres eine abfällige und gefährliche Stimmung gewahrte, so sah er Alles verloren und begab sich mit dem Herzog von Chartres, dessen Bruder und noch einigen Staabsoffizieren in das österreichische Lager. Von diesem Augenblick an aber lebte er im Auslande von fremder Unterstützung.

Er hielt sich anfangs in Brüssel und in Köln auf; weil er nicht in österreichische Dienste treten wollte, um nicht gegen sein Vaterland fechten zu müssen, so wurde er von den Verbündeten nicht mehr beachtet. Er hielt sich hierauf eine Zeit lang in der Schweiz, dann in England auf und ließ sich endlich in Hamburg nieder, wo er zwei Bände Memoiren und verschiedene Flugschriften schrieb. Nachdem er auch einige Zeit bei der österreichisch-russischen Armee in Mähren sich aufgehalten hatte, gieng er 1805 nach London, wo er eine Pension von 1200 Pf. Sterl. genoß und 1824 in einem hohen Alter starb. — Seine Stelle im Befehl der Nordarmee ersetzte anfangs Dampièrre, dann nach dessen baldigem Tod im Felde, General Custine. — Der Herzog von Chartres entkam nach der Schweiz, wo er auch mit seiner Schwester Adelaide wieder zusammen traf, welche mit ihrer Erzieherin der Frau von Genlis, glücklich dahin entkommen war.

Dieser Verrath Dumouriez's und eine neue Proclamation des Prinzen von Coburg, worin dieser unklugerweise sich nicht mehr als Befreier, sondern als Feind darstellte, der es auf Eroberung abgesehen, gab den Revolutionsmännern Veranlassung, den Fanatismus der Masse sowohl gegen die Royalisten, als auch gegen die Gemäßigten, unter denen ihnen die Girondisten obenan stunden, zu steigern und sich durch die einschneidendsten Maßregeln in ihrer Gewalt zu behaupten.

Schon vor Dumouriez's Abfall hatten die Jacobiner auf die Errichtung eines permanenten Revolutionstribunals zur Verfolgung von Verschwörern und Feinden der Republik angetragen, bei welchem durch Unterlassung aller ordentlichen Prozeßformen „die Vertheidigung erschwert und die Verurtheilung erleichtert" werden sollte. Da nun die Girondisten die auch für sie darin liegende furchtbare Gefahr erkannten, so

widersetzten sie sich mit solcher Kraft, daß der Berg in Verbindung mit dem Gemeinderath in seiner Wuth beschloß, in der nächsten Sitzung (am 10. März) die Girondisten durch gedungene Mörder niederstoßen zu lassen. Allein das Ausbleiben der meisten Girondisten, die davon Wind bekommen hatten, vereitelte den Mordplan. Vergebens schilderte in der darauffolgenden Sitzung Vergniaud die Folgen solchen Treibens, indem er dabei vorhersagte, daß die Revolution, wie Saturn, ihre eigenen Kinder verschlingen werde. Das Tribunal war an demselben 10. März decretirt worden sammt einem Sicherheitsausschuß (comité de surveillance) zur Überwachung und Einziehung der Verdächtigen, und am 5. April wurde auf Marat's Antrag beschlossen, daß auch verdächtige Conventsglieder vor das Revolutionstribunal sollten gestellt werden können. Am 6. April kam auch noch ein Wohlfahrtsausschuß (comité du salut publique) aus neun, alle Monate zu erneuernden Mitgliedern hinzu, welcher den Auftrag hatte, die Executionsgewalt zu dirigiren und zu beschleunigen. Seit jenem 10. März bekam der Berg die Herrschaft im Convent, und die meisten Girondisten erschienen um ihrer Sicherheit willen nur mit verborgenen Schußwaffen in demselben.

Wie in Paris, so entstanden auch in vielen Gemeinden durch ganz Frankreich ähnliche Revolutionstribunale, welche die ausgedehntesten Befugnisse hatten, Verdächtige zu verfolgen, Haussuchungen anzustellen, die vorhandenen Waffen zu controliren ɛc., so daß die ganze Bevölkerung durch sie in Furcht erhalten wurde, und Jeder, der nicht verdächtig erscheinen wollte, eine Sicherheits-Charte bei sich tragen mußte. Den Tribunalen zur Seite entschied eine Jury (ein Geschwornengericht) von zwölf Gliedern über „Schuldig" oder „Nichtschuldig." Die Sitzungen waren öffentlich, die Vota mußten laut abgegeben werden.

Der Wohlfahrtsausschuß entfaltete — besonders seit im August Carnot an die Spitze desselben trat — eine so große Energie, daß bald die ganze Regierungsgewalt in seinen Händen lag und Minister, Generale und Commissäre ihm als Werkzeuge dienten. Er sorgte für die Vertheidigung des Landes und für das Heer, bestimmte die Getreidepreise, führte eine Vermögenssteuer ein und brachte ein Zwangsanlehen von einer Milliarde auf, wofür die confiscirten Güter der Emigranten als Sicherheit dienen sollten. Doch gelang es seinen Finanzkünsten nicht, den tiefgesunkenen Werth der Assignaten wieder zu heben.

Als sodann nach dem Abfall Dumouriez's die Jacobiner die Wuth des Volks gegen die Gironde, der er sich früher angeschlossen hatte, zu entflammen suchten, so stellten umgekehrt die Girondisten ihre Gegner als Mitschuldige Dumouriez's dar, weil Robespierre die Verbannung der Bourbonen, aber nicht der Familie Orleans beantragt hatte, Danton aber ein Freund Orleans' sei. Danton warf diese Beschuldigung der Girondisten zurück, fand aber für gut, auf Vergessen alles Geschehenen zu dringen,

weil er bereits selbst anfieng, sich vor Robespièrre zu fürchten, dessen versteckter Ehrgeiz und finstere Selbstsucht die Grundsätze der Revolution auf die Spitze zu treiben suchte, um nach der Vernichtung aller Nebenbuhler und aller Talente, die mit ihm hätten wetteifern können, sich zum Herrn der Revolution zu machen. Da indeß die Girondisten keinen Halt im Volke hatten, so schloß sich Danton zu seiner eigenen Sicherheit wieder mehr an den Gemeinderath an, um an dem Kampf gegen die Gironde Theil zu nehmen.

Für den Herzog von Orleans hatte die Flucht seiner beiden ältern Söhne mit Dumouriez die Folge gehabt, daß er, der seit dem Sturz des Königthums den Jacobinern ohnedieß unbrauchbar erschien, sammt seinen zwei jüngern Söhnen verhaftet und nach Marseille gebracht wurde, um dort in einem Schlosse bis zum Frieden zu bleiben. — Ein von Marat vorgeschlagenes Gesetz, daß ein Conventsglied, wenn es des Einverständnisses mit dem Feind gegen die Republik verdächtig wäre, den Character der Unverletzlichkeit verlieren solle, wurde angenommen, um bald auch gegen die Gironde angewendet zu werden. — Marat gab übrigens selbst bald der Gironde eine Blöße zum Angriff. Er hatte in seiner Zeitschrift das Volk zu einer Erhebung gegen den Convent aufgefordert (ein Plan, den wirklich der Gemeinderath und der Berg hegten, weil ersterer an die Stelle des Convents und an die Spitze der Republik treten wollte). Deßhalb setzten ihn die Girondisten in Anklagestand und drangen gegen ihn durch, so daß Marat sich auf kurze Zeit verbergen mußte. Aber das Revolutionstribunal, von seines Gleichen besetzt, sprach ihn frei. Als Marat wieder im Convent erschien, sprach er viel von seinem reinen Herzen: denn dergleichen Phrasen waren bei den Jacobinern gang und gäbe, wie denn Robespièrre die „Tugend", St. Just die „Weisheit", Danton „Kühnheit" und Andere andere Schlagwörter immer im Munde führten.

4. Mordplan gegen die Girondisten. Die Zwölfercommission. Pöbelaufstand. Sturz der Gironde. Herrschaft der Jacobiner.

Längst schon wurde in diesem Kampfe von den Jacobinern insgeheim ein Volksaufstand gegen die Gironde vorbereitet: Petitionen auf Petitionen liefen gegen sie ein und forderten geradezu den Tod von 22 Girondisten, so daß diese es kaum wagten, sich außer dem Convent sehen zu lassen. Da die Mehrheit des Convents einsah, daß sie sich gegen die Gewaltthätigkeit des Gemeinderaths schützen müsse, so gieng ein Antrag der Gironde auf Niedersetzung einer Commission von zwölf „guten" Männern durch, welche den gegen sie beabsichtigten Aufstands- und Mordplan untersuchen sollte. Diese Commission ließ hierauf den frechen Hebert, ein Mitglied des Gemeinderaths, verhaften; allein das Andringen Marat's mit 2000 Pikenmännern erzwang die Freigebung desselben. Als man nun aber dennoch das Fortbestehen der Zwölfercommission und die abermalige Verhaftung Hebert's durchsetzte, stunden die Bergmänner nicht länger an und ließen den Aufstand des Pöbels los, der sich am 31. Mai gegen den Convent in Bewegung setzte, worauf Robespièrre sogleich beantragte, daß man die bezeichneten Zweiundzwanzig in Anklagestand setzte.

Dennoch wurde das Volk, dem es an Einheit fehlte, für dießmal noch begütigt und die Arbeiter darunter mit einem Taglohn von 2 Franke

abgefunden. Hatte man doch durch die Festsetzung eines Getreidepreise-Maximums und durch ein gezwungenes Anlehen von einer Milliarde sich von den Reichen Geld zu erpressen gewußt.

Mit diesem halben Erfolg unzufrieden, reizten Marat, Collot d'Herbois u. A. die Arbeiter von St. Antoine und St. Marceau auf's Neue an, und am 2. Juni riefen die Sturmglocken und Lärmkanonen die Masse zusammen, welche, 5000 an der Zahl, mit Piken und Kanonen versehen und von dem Septembermörder Henriot geführt, vor die Tuilerien zog (wo der Convent seit dem Tode des Königs seine Sitzungen hielt) und die Verhaftung der 22 Girondisten, der Zwölfmänner-Commission und der ehemaligen Minister Lebrun und Clavière erzwang.

Als das Volk ihre Auslieferung verlangte, hatte wieder nur Lanjuinais allein den Muth, den Insurgenten nicht das geringste Zugeständniß zu machen, und trug auf Absetzung aller städtischen Behörden und Bestrafung der Aufwiegler an, so daß die Versammlung wenigstens beschloß, zur Tagesordnung überzugehen. Aber der Pöbel erhob fortwährend den Ruf nach dem Tod der Zweiundzwanzig. Nun rieth Barrère, die Angeklagten sollten freiwillig ihren Austritt nehmen. Das thaten auch Einige, schwächten aber dadurch ihre Partei. Aber Lanjuinais erklärte, daß er auf seinem Antrag bestehe: denn er habe geschworen, auf seinem Platze auszuhalten und eher zu sterben, als nachzugeben. Als ihn einige von der Tribune herabreißen wollten, klammerte er sich fest an dieselbe an und wich nicht. Da erhob sich auch Barbaroux mit der Erklärung, er werde eher sein Leben lassen, als seinen Platz. Dagegen erhob die Gallerie ein rohes Geschrei und von Außen umdrängte der Pöbel die Tuilerien mit so tobendem Ungestüm, daß sich die verschiedenen Parteien im Convent wie gefangen fühlten und selbst der Berg das Treiben des Volks zu toll fand. Als daher in diesem Augenblick Boissy d'Anglas, ein Conventsglied und Freund Dantons, das vor dem Thore vom Pöbel mißhandelt worden war, herein trat und seine zerrissenen Kleider zeigte, war die ganze Versammlung empört, so daß Danton vorschlug, der Convent solle sich in corpore hinausbegeben, und sich der bewaffneten Menge zeigen, um zu sehen, ob der Convent noch Freiheit zum Discutiren besitze. Alle Mitglieder, ihren Präsident Herault de Séchelles an der Spitze, zogen nun in Reihe hinaus, um durch die östlichen Tuilerienzugänge in die Stadt zu gehen. Am Carousselthor angelangt, befahl der Präsident im Namen des Convents freien Durchzug zu gewähren. Allein Henriot (der Befehlshaber der bewaffneten Macht) erklärte, vom Convent keine Befehle annehmen zu wollen, bis die 22 Girondisten ausgeliefert seien. Als hierauf die Conventsglieder das Volk zurückdrängen wollten, ließ Henriot die Kanonen auf sie richten. Da wendete sich Marat selbst gegen den Präsidenten und drang im Namen des souverainen Volks auf die Rückkehr in den Sitzungssaal. Dort angekommen, hielt Couthon, ein Glied des Bergs, eine phrasenreiche Rede, worin er sagte, jetzt würden sich die Conventsglieder überzeugt haben, daß sie wirklich frei seien, und daß das Volk, gegen welches sie gezogen seien, durchweg gut gesinnt und unfähig sei, die Sicherheit seiner Mandaten anzutasten, sondern daß es nur gegen diejenigen empört sei, welche sich gegen die Volksfreiheit verschworen hätten; zum Beweis, daß sie in ihren Berathungen frei seien, trage er auf einen Anklagebeschluß gegen die 22 Girondisten an. Auf der Stelle wurde darüber berathschlagt und die oberwähnte Entscheidung gegen die Proscribirten durchgesetzt. Unter den Verhafteten, welche vergebens protestirten, befanden sich Lanjuinais, Vergniaud, Pétion, Barbaroux, Condorcet, Brissot, Gensonné, Roland u. a. Auch Madame Roland wurde an diesem Tag verhaftet. — Darauf belobte man sich selbst und das Volk, daß bei diesem Gewaltstreich kein Blut vergossen worden!

— (Daß die meisten der Verhafteten, darunter Pétion, Barbaroux, Brissot, Louvet u. a. aus ihrer Haft entkamen und in die Provinzen flohen, um dort gegen den Convent zu agitiren, davon unten in Kap. 6, 3.)

Also gieng eine exaltirte Partei von übrigens meist besser gesinnten Männern durch eine exaltirtere Partei von weitaus Schlimmeren zu Grunde, um das gleiche Loos zu leiden, das sie früherhin Anderen hatten bereiten helfen. Fortan herrschten die Jacobiner allein und unumschränkt, um die Bande der Ordnung und Gerechtigkeit vollends zu lösen und ein Chaos zu bereiten, von dem Niemand wußte, welch ein Neues sich daraus entwickeln werde.

6. Kapitel. Die Schreckenszeit des Convents.

1. Nachtheile der Coalirten in Belgien. Die Preußen in Mainz. Allgemeine Volksbewaffnung. Carnot. Die Österreicher in Landau. Die Preußen bei Kaiserslautern. York in den Niederlanden. Jourdan. Rückzug der Engländer und Österreicher. Der Krieg an den Pyrenäen.

Während dieses Parteikampfes in Paris hatte der Krieg gegen die Coalirten in Belgien und am Rhein keinen günstigen Fortgang gehabt. Obgleich die Österreicher, zu denen nun auch Engländer und Holländer stießen, sich bloß mit Besetzung von belgischen Gränzfestungen aufhielten und kräftig vorzugehen versäumten, so wurden doch zwei französische Heere, welche der von dem Prinzen von Koburg belagerten Festung Condé zu Hülfe kommen wollten, geschlagen, und nicht nur Condé, sondern auch das wichtige Valenciennes erobert und diese beiden Plätze für den Kaiser in Besitz genommen. Da sich die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York von den Österreichern trennten, um Dünkirchen für sich zu erobern, so wurde der Prinz von Koburg an entscheidenderem Vorgehen gehindert, bekam aber doch Quesnoy in seine Gewalt.

Am Rhein waren die Preußen und Hessen unter dem Herzog von Braunschweig thätig: sie zwangen den General Custine zum Rückzug und schloßen (d. 14. Apr.) Mainz ein, wo er 20,000 M. Besatzung zurückgelassen hatte. In dieser Stadt hatten unterdeß die deutschen Revolutionsmänner es in allen Stücken denen in Paris gleich zu thun gesucht: sie hatten einen deutschen Nationalconvent errichtet und Deputirte nach Paris geschickt, um die Vereinigung mit Frankreich zu verlangen!! Um bei der Vertheidigung der Stadt die Truppen zu befeuern und den verdächtigen Theil der Einwohner zu überwachen, waren drei Conventsglieder, Merlin von Thionville, Rewbell und Hausmann dahin gesandt worden, welche nun ein wahres Schreckensregiment in der Stadt führten. Die Stadt hielt sich daher bis zum 22. Juli (1793), wo sich die Besatzung,

durch Hunger und durch eine Empörung der Einwohner gedrängt, den Preußen unter der Bedingung des freien Abzugs ergab.

Unter der Mainzer Deputation, die um Vereinigung mit Frankreich bat, befand sich auch der oben erwähnte Naturforscher Georg Forster, der, als er in Paris Zeuge so unmenschlicher Gräuel war, den Abgrund, an den ihn seine politische Schwärmerei geführt, zwar erkannte, aber, weil er nun den Glauben an die Menschheit aufgab und den an den wahren Erlöser nicht hatte, sich durch Scheidewasser das Leben nahm. — Die technische Vertheidigung von Mainz leitete Meunier, der tüchtigste Ingenieur Frankreichs; er fiel aber während der Belagerung, und auch die Preußen hatten so große Achtung vor ihm, daß sie während seiner Bestattung Waffenruhe hielten. — Hätten die Preußen die Capitulation nicht angenommen, so hätte sich die Besatzung in kurzer Zeit kriegsgefangen ergeben müssen und hätte nicht nachher der Revolution (in der Vendée K. 6, 2.) noch so wichtige Dienste leisten können. Mit der abziehenden Besatzung durften sich viele Clubisten entfernen; die nicht mit in die Capitulation eingeschlossenen wurden streng gestraft. Merlin war schon vorher entkommen. — Weil sich Custine zu schwach gefühlt hatte, die Stadt zu entsetzen, wurde er, wie auch sein Nachfolger Beauharnais, dem dies gleichfalls nicht geglückt war, des Commando's entsetzt und beide verloren dafür in der Folge ihre Köpfe. Der Commandant von Mainz, Doyré, nebst Kleber, wurden in Anklagestand gesetzt, aber durch das günstige Zeugniß Rewbell's und Merlin's gerettet.

Nun aber bot der Convent alle seine Energie auf, um es mit seinen innern und äußern Feinden besser aufnehmen zu können. Am 22. Aug. faßte er (auf Barrère's Betrieb) den Beschluß einer allgemeinen Volksbewaffnung, zu welchem Ende alle jungen Leute ins Heer treten, alle Männer Waffen und Munition fertigen und alle Weiber für Bekleidungs- und Verpflegungsbedürfnisse der Heere sorgen mußten. Ganz Paris verwandelte sich in eine Waffenschmiede; die Glocken wurden in Kanonen umgeschmolzen; die Pferde für den Heerdienst weggenommen, alle 14 Armeen der Republik mit jungen kräftigen Anführern versehen und die Generale hatten nur die Wahl, entweder zu siegen oder der Guillotine gewärtig zu sein. Die Leitung der ganzen Bewaffnung und der daraus hervorgehenden energischeren Kriegsführung hatte Carnot, dessen strategisches Talent den seit Dumouriez's Flucht schlecht geführten Revolutionskriegen den günstigsten Umschwung gab.

Gleich am 12. Sept. drängten die Franzosen unter Desaix und andern Generalen den österreichischen General Wurmser am Rhein zurück; doch wurden sie am 14. und 15. Sept. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen, die nun, mit Wurmser vereinigt, am 23. Oct. die berühmten Weißenburger Linien durchbrachen und Landau besetzten. Um diese Festung zu entsetzen, stürmte ein französisches Volksheer unter Pichegru und Hoche heran: seinem Ungestüm widerstanden zwar die Preußen in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern (d. 26.—28. Nov.), verloren aber gegen Hoche d. 22. Dez. die Weißenburger Linien wieder und mußten sich zurückziehen. Der tapfere Hoche aber mußte seinen Sieg mit Gefängniß büßen, weil er seinen Angriffsplan nicht zuvor dem Commissär St. Just vorgelegt hatte.

Unterdeß hatte in den Niederlanden der martiale Houchard mit einem neuen fanatisirten Volksheere das von den Engländern belagerte Dünkirchen entsetzt und am 8. Sept. den Herzog von York bei Hondscoten geschlagen, mußte sich aber nach einem Verluste bei Courtrai zurückziehen und dafür späterhin unter der Guillotine büßen. Sein Nachfolger Jourdan schlug dagegen am 16. Oct. den Herzog von Koburg bei Watignies und verursachte dadurch den Rückzug der Engländer und Österreicher; ja ein französisches Corps drang sogar bis Aachen vor und setzte dort der Bildsäule Karl's des Großen die rothe Jacobinermütze auf!

Der Krieg an der spanischen und savoyischen Gränze schleppte sich langsam hin. Die Spanier, welche sich an den Pyrenäen Perpignan und Bayonne zu Angriffspuncten ersahen, konnten weder den einen, noch den andern Platz gewinnen, sondern mußten sich mit Eroberung kleinerer Gränzfestungen begnügen.

Überhaupt hielten sich die Verbündeten zu viel mit dergleichen Festungen auf und sahen nicht ein, daß nur ein gemeinsamer Operations-Angriff auf Paris, als den Herd aller Revolutionsbewegungen, zum Ziel führen konnte. Daß man mit kleinlichen Operationen die Zeit verlor, die Kräfte zu viel schonte und sich zu sehr vereinzelte, war ein Fehler des ganzen damals in Europa noch geltenden Kriegssystems, das erst durch die französische Revolution selbst sich reformiren lernen sollte.

2. Aufstand der Vendée. Niederlagen der Conventsheere in der Vendée. Theilnahme der Chouans am Aufstand. Scheinbares Erliegen der Vendée.

In keiner Provinz Frankreichs hatte unter den Royalisten der Tod des Königs, die Abschaffung des Königthums und die Verstörung der Kirche einen so tiefen Abscheu vor der Revolution erzeugt, als in dem Departement der Vendée und in den sie umgebenden Departementen der untern Loire, der Maine und Loire und Deux Sevres (also in den ehemaligen Grafschaften Nieder- und Ober-Poitou und Anjou), wo in einem, von Gebüsch und Bächen durchzogenen und an Fruchtbäumen und Wiesen reichen, vorzugsweise zu Jagd und Viehzucht geeigneten Lande noch eine friedliche, sittliche, am Alten treu hängende Bevölkerung lebte, deren Stände nicht kastenartig geschieden waren, sondern zu einander in traulichen Verhältnissen standen. Dort gab es noch einen zwar nicht reichen, aber wohlhabenden, meist auf seinen Gütern gebliebenen, daher von der Verderbniß des Hoflebens nicht angesteckten, patriarchalisch mit seinen Unterthanen lebenden Adel, — ein fleißiges und genügsames, persönlich freies, seine Grundherren als Wohlthäter und gütige Herren ehrendes Landvolk, und eine im Lande geborene, vom Adel und Landvolk geehrte Geistlichkeit — zusammen eine Bevölkerung, welche sich von den ihnen durch die Republik aufgedrungenen, ihre ganze Denk- und Lebensweise tief verletzenden Neuerungen im Innersten abgestoßen fühlte.

Die Abschaffung der Adelsvorrechte kränkte den Landmann und Priester so sehr, als den Edelmann; die Angriffe auf den Klerus und die Kirche empörte auch den Edelmann und Landmann so tief, wie den Priester. Ihrer Kirche treu, verweigerten die meisten Geistlichen den Eid auf die Constitution, und als deßhalb Andere an ihre Stelle gesetzt wurden, sah das Volk die letztern als Abtrünnige und Verräther an und mied sie. Schon die Gefangennehmung des Königs trieb viele Vendéer zu einer ersten Waffenerhebung, die aber von den Nationalgarden der nächsten Städte unterdrückt wurde. Der Winter von 1792 auf 1793 hemmte dann weitere Unternehmungen.

Als aber der Conventsbeschluß vom 24. Febr. 1793 jene Aushebung durch ganz Frankreich befahl, erhoben sich die Vendéer in einem furchtbaren Aufstand, der den Republikanern viele Heere und Generale kostete. Zwar hemmte der Widerstand der Stadt Nantes und der Tod ihres tüchtigen Führers Cathelineau auf eine Zeit lang wenigstens die Bewegung im Westen des Landes; nichts desto weniger aber trat der Krieg in der Vendée in immer furchtbarerer Gestalt auf, weil der Fanatismus auf beiden Seiten es auch nicht an Grausamkeiten fehlen ließ, welche diesen Bürgerkrieg zu einem der hartnäckigsten machten.

Zuerst erhob sich nur das Landvolk der Vendée unter dem Fuhrmann Cathelineau, einem frommen Mann von bedeutendem militärischen Talent und hinreißender Beredsamkeit, der ein gegen ihn ausgesandtes Republikanerheer schlug, und unter dem riesenhaften Jäger Stofflet, einem Elsäßer, der sich einer Stadt (Cholet) bemächtigte. Darauf übernahmen drei Edelleute de la Charette, d'Elbée und Graf Bonchamp die Leitung des Aufstandes. Während sich auch die Landleute in der Bretagne erhoben, aber, weil schlecht geleitet, gegen die Nationalgarden und Linientruppen Verluste erlitten, schlugen die Vendéer unter dem jungen, muthigen Edelmann de Larochejacquelin mehrere Generale der Republik. Als sich sodann auch Heinrich de Lescure, der angesehenste Edelmann der Vendée, für den Aufstand erklärte, griff Alles im Adel und Landvolk zu den Waffen; auch viele royalistische Flüchtlinge anderer Provinzen gesellten sich denselben zu. Bald wurden mehrere Städte, darunter Thouars, erstürmt und 5000 Republikaner gefangen. Ein Verlust bei Fontenay erhöhte nur ihre Anstrengung, durch die sie sich doch noch dieser Hauptstadt des Landes bemächtigten. — Da auch in andern Theilen des Landes die verschiedenen Führer glücklich waren, so entsandte der Convent 10,000 Pariser Nationalgarden unter Santerre, Ronsin, Westermann u. A., die, obgleich sie allenthalben über die Arsenale und Kassen verfügen konnten, doch den für ihre Religion und Sitte begeisterten Vendéern nicht gewachsen waren. Von Larochejacquelin, Stofflet, Lescure geführt, eroberten die Vendéer am 10. Juni 1793 Saumur, den Hauptwaffenplatz der Republikaner, und bekamen 11,000 Gefangene in ihre Hände. Anstatt sie, wie es die Sansculotten ihrerseits zu thun pflegten, niederzuschießen, ließen sie die Gefangenen mit geschornen Köpfen und dem Ehrenwort, nicht mehr wider die Vendée zu dienen, frei; der Convent aber entband dieselben späterhin dieses Ehrenworts und so ließen sie sich doch wieder gegen die Vendéer brauchen, weßhalb diese sie dann mit desto mehr Erbitterung behandelten. — Auch in der westlichen Vendée (dem sog. Marais) war Charette siegreich. Hierauf vereinigten sich Cathelineau, der in Saumur zum Oberbefehlshaber gewählt worden war, mit Charette und wendete sich gegen Nantes, um diese große Stadt zu erobern. Schon drang Cathelineau während des Sturms durch ein Thor in die Stadt ein, als eine Kugel ihn niederstreckte. Dadurch entmuthigt, trat das Heer den Rückzug an und zerstreute sich für eine Zeit lang in die Heimath. Die übrigen Führer aber setzten den Widerstand fort.

Da die republikanischen (meist aus dem Stegreif gemachten) Generale in der Vendée fortwährend viele Niederlage erlitten, so erließ der Convent den Befehl, alle männlichen Vendéer auszurotten, die Weiber und Kinder wegzuschaffen und alle Wälder und Gebüsche wegzuhauen, damit sie denselben nicht mehr zur Bergung dienen könnten. Schon rückten die 10,000 Mainzer, welchen die Preußen freien Abzug gewährt hatten (K. 6, 1.), heran, um den Befehl zu vollziehen, als Santerre mit dem Hauptheere von den Vendéern in die Flucht geschlagen wurde und am andern Tag auch die Vorhut der Mainzer einen Nachtheil erlitt. Doch am 16. Oct. siegten die Mainzer bei Cholet über die Vendéer, deren Führer Bonchamp fiel. Sterbend nahm der edle Mann den Seinen das Versprechen ab, den Gefangenen, die sie, 6000 an der Zahl, hatten und ihrer Rache opfern wollten, das Leben zu schenken. Deßungeachtet wütheten die Mainzer gegen die Weiber und Kinder der Besiegten auf das unmenschlichste.

Ein Theil der Vendéer, die sich im eigenen Lande nicht mehr halten zu können glaubten, zogen mit ihren Weibern und Kindern in die Bretagne, in der Hoffnung dort Unterstützung zu finden. Allein die Bretagner, mit Ausnahme weniger Chouans (ein Namen, welcher „Nachteulen" bedeutet und den Schmugglern an der bretagnischen Küste beigelegt wurde), wagten nicht, sich zu erheben. Daher litten diese Vendéer von den sie verfolgenden Conventsheeren, von Krankheit, Hunger und Witterung ungemein, obschon die tapfern Männer auch manchen Sieg erfochten. Vergebens aber machten sie den abermaligen Versuch, Nantes zu erobern, um sich nach England zu retten, und da sie auch Angers nicht einnehmen konnten und am 13. Dez. in einem Verzweiflungskampf bei le Mans den Mainzern erlagen, so meinte Barrère im Convent, mit der Vendée sei es aus (La Vendée n'existe plus!). Allein noch war der Muth dieses tapfern Volkes nicht gebrochen.

Es fielen bei le Mans 15,000 Vendéer und mehrere tausend Gefangene wurden auf Befehl der Conventscommissäre erschossen. Viele gefangene Weiber und Kinder wurden dem Revolutionstribunal in Nantes übergeben. Nur ein kleiner Rest, geführt von Larochejacquelin, entkam und kehrte wieder in die Vendée zurück, wo der Krieg noch jahrelang fortgesetzt werden mußte.

3. Die Girondisten in den Provinzen. Gegenjacobinischer Versuch Wimpfen's in Caen. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday. Die Verfassung von 1793. Dictatorische Gewalt des Wohlfahrtsausschusses. Die Revolutionsarmee. Das Gesetz gegen die Verdächtigen.

Nach dem Sturz der Gironde hatten nicht nur diejenigen Girondisten, welche die Verhaftung nicht betroffen hatte, sondern auch nicht wenige der Verhafteten (s. oben K. 5, 4) aus Paris zu entkommen ge-

wußt, um in den Provinzen, wo zwar die Republik keinen Widerstand, aber doch die Jacobiner keinen großen Anhang gefunden hatten, einen Aufstand gegen den jacobinischen Convent zu erregen. Viele Girondisten wandten sich nach der Normandie, in das Departement Calvados, in die Städte Evreux und Caen, wo sie den republikanischen Wimpfen, den die Bergpartei wegen seiner gemäßigten Gesinnung längst beargwohnte, zu dem Entschluß bewogen, mit seinen Truppen gegen Paris zu ziehen. Sie erließen Proclamationen und Aufrufe zur Erhebung, fanden aber wenig Gehör. Erst als sich die bretonischen Royalisten unter dem jungen Marquis de Puissaye nebst einigen tausend bewaffneten Landleuten mit ihnen vereinigten, setzte sich der Zug gegen Paris in Bewegung, wurde aber zu Vernon von einem Corps republikanischer Gensd'armes geschlagen, so daß Wimpfen und Puissaye nach England entflohen, die Girondisten aber sich zerstreuten und zum Theil nach Südfrankreich giengen, um dort ihren Gegnern Widerstand zu bereiten.

Dieser gescheiterte Versuch blieb aber in anderer Weise nicht ohne Folge. Eine normännische Republikanerin Charlotte Corday d'Armans, welche 25jährige schöne Tochter eines ehemaligen Landedelmanns in Caen, die von der Revolution eine Besserung des sittlichen Zustandes im Vaterland gehofft hatte und mit dem Sturz der Gironde sich dieser Hoffnung beraubt sah, war durch die Anwesenheit der geflüchteten Girondisten (unter denen sich Barbaroux befand) auf's Neue für die Sache der Republik begeistert und mit dem tiefsten Abscheu gegen die Jacobiner erfüllt worden. In dem Wahn, die Entstellung der republikanischen Ideen durch die unmenschlichen Gräuel, die allenthalben im Namen der Republik geschahen, sei nur das Werk einzelner, hatte sie, wie Viele im Volk, besonders den Marat als den verabscheuungswürdigsten Tyrannen erkannt, mit dessen Tod vielleicht Frankreich und die Freiheit gerettet werden könne. Ihr Entschluß war gefaßt.

Eben war im Convent (d. 8. Juli) die Anklage gegen die gefangenen Girondisten zum förmlichen Beschluß erhoben worden, als am 13. die Nachricht von Marat's Ermordung den ganzen Convent in Bestürzung versetzte. Allein weit entfernt, daß diese That hemmend in das Rad der Revolution hätte eingreifen können, entzündete sie vielmehr den ganzen Racheifer der Gewaltherrscher, und Marat's Leichenfeier, bei der sich der Fanatismus bis zum Wahnwitz steigerte, versetzte ganz Frankreich in den äußersten Taumel der Revolutionstrunkenheit.

Ohne ihrem mehr royalistischgesinnten Vater etwas von ihrem Vorhaben zu sagen, begab sich Charlotte Corday mit der Diligence nach Paris, wo sie in einem Gasthof (de la providence in der Straße der alten Augustiner) abstieg. Am andern Tag besah sie sich eine Conventssitzung, in der aber gerade Marat, weil unbäßlich, nicht zugegen war; am darauffolgenden Tag, Samstag den 13. Juli, geht sie frühe in das Palais-Royal und kauft dort ein großes Messer mit einer Scheide, fährt dann in einem Miethwagen nach dem Hause

Marat's (in der Vorstadt St. Germain) und verlangt ihn zu sprechen. Da sie nicht vorgelassen wird, weil er krank sei, hinterläßt sie ein Billet, worin sie ihn um eine Unterredung bat, da sie ihm aus Caen einige für Frankreich wichtige Mittheilungen zu machen habe. Sie erhält aber keine Antwort. Daher fährt sie wieder hin, aber seine Haushälterin, mit der er in wilder Ehe lebte, wollte sie zurückweisen; doch sie dringt darauf, und Marat, der gerade, seiner Gewohnheit nach, in der Badewanne, worin er oft auch zu schreiben pflegte, saß und den Disput hörte, befahl, die Bürgerin vorzulassen. Er hieß sie sich setzen und befragte sie über die Verhältnisse in Caen, insbesondere über die dortigen girondistischen Flüchtlinge. Sie nannte ihm einige derselben, die er in seine Schreibtafel mit den Worten verzeichnete: „Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen!“ — „Die deinige ist bereit!“ rief sie aus und stieß ihm das Messer in das Herz, so daß er nach dem Hülferuf A moi, à moi, ma chère amie! todt zurücksank. Die Haushälterin mit einer Magd eilte herein und schrie durchs Fenster nach Wache. Furchtlos vertheidigte sich Charlotte Corday gegen die ins Zimmer dringende Menge hinter Tisch und Stuhl mit ihrem Messer so lange, bis die Sectionsbeamten kamen, von denen sie sich ohne Widerstreben ruhig in das Gefängniß führen ließ. Eben so unerschrocken bewies sie sich im Verhör, indem sie sich laut rühmte, ihr Vaterland von einem Ungeheuer befreit und Tausende von Unschuldigen durch den Tod dieses Schuldigen gerettet zu haben. Nachdem ihr Urtheil gefällt war, schrieb sie noch einige Briefe (an ihren Vater und an Barbaroux) und wurde noch an demselben Tage (17. Juli) in einem rothen Hemd zum Richtplatz geführt, wo sie, sogar vom Pöbel mit stummem Staunen betrachtet, guillotinirt wurde. Als der Henker dem abgehauenen Haupte, das er der Menge zeigte, einen Backenstreich gab, zeigten sich alle Zuschauer über diese Rohheit so empört, daß die Polizei den gemeinen Menschen bestrafen mußte.

Marat war allerdings ein Ungeheuer, aber unter den Ultrafanatikern wenigstens derjenige, der seine thierische Natur ohne Heuchelei an den Tag gab und in sofern weniger gefährlich, als Robespierre; auch war er der Uneigennützigste; denn er blieb arm und nach seinem Tode fand man nur ein einziges Assignat von 5 Franken bei ihm vor. — Wenn nun auch Charlotte Corday keineswegs als eine christliche Heldin angesehen werden kann, so ist ihr doch ein selbstaufopferungsfähiger Hochsinn nicht abzusprechen, der einer tiefern und wahrern Erkenntniß werth gewesen wäre. — Da die Hinrichtung derselben den ernsten Eindruck der Ermordung bei der Menge nicht hinlänglich zu verwischen schien, so umgab der Convent Marat's Bestattung mit einem unmäßigen Pomp, und in Paris, wie in einer jeden noch so kleinen Gemeinde Frankreichs mußte seine Büste aufgestellt und ihr bei republikanischen Festlichkeiten ein Opfer mit Blumen und Gesängen gebracht werden!

Inzwischen hatten sich durch die flüchtigen Girondisten in Caen und Bordeaux, in Marseille, Toulon und Lyon gegen das Conventsregiment Aufstände erhoben, die aber, weil sie ohne Zusammenhang untereinander und ohne gemeinsames Ziel waren, für das Ganze keinen wesentlichen Erfolg hatten.

Der Aufstand von Caen ward bald niedergeschlagen: denn der dortige Anhang der Girondisten bestand meist aus zwar wohlhabenden und rechtschaffenen, aber bequemen Leuten, die, wenn es zum Schlagen kam, keine Energie und Begeisterung bewiesen. Da diese Girondisten als Republikaner nicht mit den Royalisten gemeinsame Sache machen wollten, so blieb ihnen nach einer Niederlage der Ihrigen und nach der Rückkehr der Stadt Nantes in den Gehorsam des Convents keine Wahl, als ihre Personen durch die Flucht zu sichern. Eilf derselben, darunter Barbaroux, Pétion, Louvet, Buzot, suchten sich zu Fuß nach Bordeaux zu retten, mußten aber unterwegs tausend Lebensgefahren und schwere Ängsten ausstehen, bis sie endlich zu Quimper ein Schiff fanden, das sie in die Nähe von Bordeaux brachte, wo aber unterdeß schon Tallien, als Conventscommissär, den Jacobinern wieder die Oberhand verschafft

hatte, so daß jene Flüchtlinge nur in den benachbarten Orten in Kellern, Speichern und andern Verstecken ein erbärmliches Leben führen mußten. — In Caen selbst wurden Vergniaud, Gensonné und Valazé —, Brissot aber auf der Flucht in Moulins gefangen genommen und nach Paris gebracht.

Da jedoch der Aufstand in Lyon und der in Toulon äußerst hartnäckig und schwer zu bewältigen war, auch der Krieg in der Vendée und der Krieg an den nördlichen und südlichen Gränzen gegen die Coalition fortdauerte, so bot die nun herrschende Partei Alles auf, die Volkskraft zu beleben und die Feinde der Revolution niederzuschlagen.

Zunächst wurde eine neue Verfassung, welche Hérault de Séchelles entworfen hatte, am 10. Aug. unter den abgeschmacktesten theatralischen Feierlichkeiten verkündigt. Diese Verfassung von 1793 war indeß so maßlos demokratisch, daß sie sich unausführbar erwies und bald nach ihrer Verkündigung, unter dem Vorwand, sie erst nach dem Frieden in's Leben führen zu wollen, suspendirt wurde, mehr jedoch aus dem Grunde, um der dictatorischen Gewalt des Wohlfahrtsausschusses desto mehr Spielraum zu lassen, unter dessen neun Mitgliedern damals St. Just, Couthon, Jean Bon St. André, Barras und Carnot hervorragten. (Robespierre trat erst später in denselben, und Danton hatte, des Treibens müde, eine Reiche geheirathet und sich auf eine Zeitlang in seine Heimath zurückgezogen.)

Von dieser Behörde gieng vorzüglich die Leitung der Armeen aus, während der Sicherheitsausschuß (wie oben K. 5, 3. des Näheren bemerkt ist) die Polizeigewalt in Beaufsichtigung der Parteien und Personen übte und Commissäre (Conventsdeputirte mit gewissermaßen proconsularischer Gewalt) zur Ausführung der revolutionären Gesetze in die Departemente schickte. Unter diese beiden furchtbaren Comité's, die mit ungemeiner Kraft und Einheit, Übereinstimmung und Schnelligkeit mitten in der Anarchie die Herrschaft der Republik zu befestigen suchten, mußte sich fortwährend der Convent als Werkzeug beugen, stets bereit, nur die Beschlüsse derselben zu sanctioniren.

Um alle Feinde der Republik in beständigem Schrecken zu halten, bestellte man für das permanente Revolutionstribunal eine Revolutionsarmee von 6000 Mordknechten, welche theils in Paris, theils abtheilungsweise in andern Orten mit ambulanten Guillotinen die Urtheile des Tribunals zu vollziehen hatten.

Um Verrath und Verluste im Krieg zu verhindern, wurde jeder General, der sich zweideutig oder nachlässig zeigte, vollends wenn er eine Schlacht verlor, mit dem Tode bestraft. Der erste, der sein Mißgeschick im Krieg durch die Guillotine büßen mußte, war Custine: das gleiche Schicksal hatten später auch Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, la Marque, Brunet u. a.

Die Vollendung des Revolutionssystems bewirkte vorzüglich das am 12. Aug. erlassene Gesetz gegen die Verdächtigen, welches die halbe Bevölkerung Frankreichs fast vogelfrei machte, indem nun jeder,

der sich auch nur lau gegen die Republik erwies oder Achtung und Mitleid dem Unglück bezeugte, auf nichtige Angabe hin der Guillotine verfiel.

Wer einen Verdächtigen verheimlichte, wurde bestraft, der Angeber belohnt. Niemand war vor dem Andern sicher; daher bald die Gefängnisse überfüllt waren, und, um sie zu leeren, die Hinrichtungen häufiger wurden. Die Erneuerung der schon erwähnten Sicherheits-Charten (Charten des Civismus) veranlaßte ebenfalls die Preißgebung Vieler.

4. Die Einnahme von Lyon. (Collot d'Herbois). Hinrichtung der Königin. Die Gräber zu St. Denys. Hinrichtung der gefangenen Girondisten und des Herzogs von Orleans. Die Einnahme von Toulon. Bonaparte.

Das Signal zur blutigsten Epoche dieser Schreckensregierung gab aber zunächst die Eroberung des aufständischen Lyon, an welcher Stadt der Convent für ihren Abfall ein abschreckendes Beispiel aufstellen wollte, Collot d'Herbois aber noch überdieß für das Mißfallen, daß ihm einst als Schauspieler von den Lyonern widerfahren war, die blutgierigste Rache nahm.

In Lyon hatte Chalier, ein sittenloser Demagoge, der sich gern den „Marat des Südens" nannte, in Nachahmung des Pariser Septembermords ein Dutzend Royalisten ermordet und, von Conventscommissären unterstützt, 100 der reichsten Einwohner zum Tode bestimmt; aber die darüber empörten Sectionsrepräsentanten stürmten mit Hülfe der Fabrik- und Hafenarbeiter das Stadthaus, befreiten die Gefangenen und übergaben die Leitung der Stadt einer girondistischen Commission. Diese ließ (es war an dem gleichen Tage, an welchem in Paris Charlotte Corday guillotinirt wurde) den Wüthrich Chalier hinrichten und machte den ehemaligen constitutionellen General Perrin de Precy zum Stadtbefehlshaber. Nun aber sandte der Convent einen Theil der Alpenarmee 60000 M. unter dem General Kellermann mit dem Conventscommissär Dubois-Crancé gegen Lyon, das sich in Vertheidigungsstand setzte. Obgleich nun die Stadt durch das eröffnete Bombardement ungemein litt, (indem z. B. das Zeughaus mit vier Pulverthürmen in die Luft sprang und dadurch 117 Häuser zerstört wurden) so ließen die Vertheidiger, die nur 10000 M. zählten, doch den Muth nicht sinken, sondern widerstanden drei Monate lang den heftigsten Angriffen. Endlich aber wurde die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen, um sie auszuhungern. Da machte Precy einen Versuch, die hungernden Weiber und Kinder aus der Stadt zu schicken; Dubois-Crancé trieb sie aber wieder zurück. Hierauf entschloß sich Precy mit 2000 M. einen Ausfall zu wagen, wurde aber völlig geschlagen, entkam jedoch mit 80 M. in die Schweiz. Hierauf mußte sich Lyon am 9. Oct. ergeben. Und nun gieng der Convent durch eine Commission von fünf Mitgliedern an die Bestrafung der Stadt, welche von der Erde vertilgt werden sollte. Während Couthon, der mit 25000 Bauern (aus der Auvergne) gekommen und den Dubois-Crancé aus dem Oberbefehl verdrängt hatte, auf Befehl des Convents sechs Monate lang eine Menge Häuser der Gefangenen oder Flüchtigen niederreißen oder in die Luft sprengen ließ und die Güter einzog, ließ Collot d'Herbois, unterstützt von einer Abtheilung der Pariser Revolutionsarmee, mit wahrer Mordlust Tausende von Männern und Frauen, die in den Gefängnissen schmachteten, verurtheilen und mehrere Monate hindurch Tag und Nacht die Guillotine arbeiten. Die übrige Bevölkerung war gezwungen, den Hinrichtungen beizuwohnen, und wer nicht in den Ruf Vive la Republique! einstimmte, oder wer Mitleid zeigte, wurde ebenfalls hingerichtet. Als es ihm zu langsam gieng, ließ er einmal 209 miteinander durch Kartätschen zerschmettern. Diese Niederschießungen in Masse nannte man Mitrailladen. So wurden im Ganzen an 6000 Menschen auf die grausamste Weise

7*

dem Moloch der Revolution geopfert, darunter viele, die an dem Aufstand keinen Theil genommen hatten, bloß weil sie reich oder von ihren Neidern und Feinden angegeben worden waren. — Chalier's Leichnam wurde wieder ausgegraben und wie die eines Märtyrers feierlich verbrannt, die Asche aber in einer Urne nach Paris geschickt, um sie im Pantheon beizusetzen.

Nach der Einnahme von Lyon wagte man es auch, der Königin, die bis jetzt mit den Ihrigen im Temple gefangen saß, den Prozeß zu machen, der am 1. Oct. zugleich mit dem der gefangenen Girondisten begonnen wurde. Denn so lange ein Glied der königlichen Familie lebte und nach Außen den fremden Mächten, nach Innen der Neigung zu Aufständen Nahrung und Vorwand geben konnte, hielten sich die Gewalthaber noch nicht sicher genug. Daher decretirten sie die Trennung der Königin von ihrer Familie und luden sie nicht vor den Convent, wo leicht das Mitleid Einzelner ein Hinderniß hätte bereiten können, sondern vor das Revolutionstribunal, das kein Mitleid kannte, und von dem keine Lossprechung zu erwarten war. Zugleich wollte man durch die öffentliche Hinrichtung „der Tochter eines Kaisers, der Wittwe eines Königs“ und der Verwandtin fast aller regierenden Häuser Europa's der Revolution „eine neue blutige Weihe und einen unauslöschlichen Character“ aufdrücken, um so jeden Rückschritt in das alte System rein unmöglich zu machen und durch die erniedrigende, systematisch schmachvolle Behandlung, welche man dabei der Königin widerfahren ließ, in dem Volke zugleich die Verachtung gegen Alles, was an Königshoheit erinnerte, zu vermehren und das Gefühl seiner souveränen Macht zu stärken.

Die Königin mit ihren beiden Kindern und ihrer Schwägerin Elisabeth hatte seit des Königs Tod, während dieser langen Parteikämpfe, obwohl stets streng bewacht, doch wie vergessen im gleichen Gefängnisse gelebt und war der Gegenstand der Sorge für Manche ihrer Treugebliebenen gewesen, unter denen selbst solche waren, die als Conventsglieder die Aufsicht im Gefängniß hatten und sogar auf ihre Befreiung sannen. Da die Königin aber nicht ohne die Ihren gerettet sein wollte, alle vier aber zugleich zu retten unmöglich war, so mußte man davon abstehen. Marie Antoinette fühlte ihr Unglück aufs tiefste, ertrug es aber mit frommer und zugleich würdevoller Ergebenheit und Ruhe. Einzig mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt und die Freundschaft der edlen Elisabeth zärtlich erwiedernd, hoffte sie ungeachtet aller drohenden Ereignisse doch noch auf eine bessere Wendung ihres Schicksals. Schon lange aber argwohnte der Gemeinderath, daß man es auf die Befreiung der königlichen Familie absehe. Er ließ daher den achtjährigen Prinzen von seiner Mutter trennen und stellte ihn unter die Sonderaufsicht eines Conventglieds, des Schusters Simon, der sich bei jeder Gelegenheit durch den bösartigsten Haß gegen die königliche Familie hervorgethan hatte. Dieser Unmensch gieng darauf aus, den Knaben — nicht etwa zu tödten, das wollte man doch nicht, sondern — durch die ausgesuchtesten Mißhandlungen aus dem Leben hinauszuquälen, was ihm in der Folge nur zu gut gelang. Der arme Knabe mußte als Schusterjunge seinen oft betrunkenen Meister bedienen, bekam viele Schläge, wurde oft in der Nacht geweckt, um ihm keine Ruhe zu lassen, mußte Branntwein trinken, Pöbel-Lieder lernen, wurde ärmlich gekleidet und erhielt ein halb Jahr lang keine neue Wäsche, so daß er geistig und körperlich hinsiechte. (Von seinem Ende s. unten Kap. 8, 3.)

Hierauf trennte man die Königin von ihrer Tochter und Schwägerin und versetzte sie in die, von Gefangenen aller Art, selbst von den gemeinsten Verbrechern angefüllte Conciergerie, in ein feuchtes und dunkles Zimmer, wo sie hinter einer niedrigen spanischen

Wand ihr Bett hatte, das aus einem faulen Strohsack und einer schmutzigen Decke bestand. Dort mußte sie zehn Wochen hindurch Tag und Nacht das Knarren und Klirren der auf- und zugehenden Gefängnißthüren, das Gebrüll und Gelärm roher Verbrecher, das Gesing und Gelächter lüderlicher Weiber, das Heulen der Wächterhunde, das Höhnen und Spotten der spielenden und trinkenden Gensd'armen, die sie im Zimmer bewachten, mit anhören, und äußere Ruhe und Trost zogen sich ganz von ihr zurück. Noch einige Versuche, sie zu befreien, zogen den Unternehmern den Tod zu. — Obgleich sich auch nicht durch die unverschämtesten und abscheulichsten Kunstgriffe irgend ein Beweis gegen sie aufbringen ließ, wurde sie doch am 14. Oct. vor das Tribunal gestellt. Allein alle ihr vom öffentlichen Ankläger Fouquier-Thinville und von dem niedrigdenkenden Zeugen Hébert gemachten Lügenanschuldigungen wies sie mit klarer, würdiger und fester Rede zurück. Auch ihre beiden Vertheidiger erfüllten mit Gefahr ihres Lebens redlich ihre Pflicht. Nichts desto weniger sprachen die in Bosheit verhärteten Richter am 16. Oct. einstimmig die Todesstrafe gegen sie aus. Sie hörte das Urtheil mit der größten Standhaftigkeit an, und schrieb nachher im Gefängniß einen Brief an die Ihren voll der erhebendsten religiössittlichen Gefühle, wobei sie insbesondere ihren Sohn bat, nie einen Gedanken der Rache gegen die Mörder seiner Altern zu hegen. (Dieser Brief wurde aber erst 22 Jahre nach ihrem Tode bekannt, weil Robespierre ihn bei sich behalten hatte, damit sein Inhalt nicht das Mitleid für die Königin und den Abscheu gegen die Mörder vermehren möchte.) Darauf wurde sie in einem weißen Hauskleide und grauer Jacke, mit auf den Rücken gebundenen Händen, auf dem offenen Karren der gemeinen Verurtheilten, unter dem Hohnrufen der nun gänzlich moralisch entarteten Menge, nach dem Schaffot gebracht und unter wildem Beifallrufen, besonders der rohen Weiber oder sogenannten „Furien der Guillotine" enthauptet. Ihr Körper wurde in ungelöschtem Kalk begraben. Sie war 38 Jahre alt und 23 Jahre vermählt. Mit Recht wurde bemerkt, daß es keine Fürstin in der ganzen Geschichte gebe, die im Laufe weniger Jahre ein so reich gefülltes Maß von Leiden erduldet hat, als Maria Antoinette, wie auch, daß alle deutsche Fürstinnen auf französischem Throne nicht glücklich waren.

Um diese Zeit wurden auch, damit alles Andenken an das Königthum vertilgt würde, auf einen Bericht Barrère's durch ein Decret des Convents die königlichen Gräber zu St. Denys mit vandalischer Zerstörungslust geöffnet und die dort seit tausend Jahren beigesetzten Leichname der Könige zerstreut, und was zuletzt noch davon übrig blieb, mit Überresten von Thieren in eine große Grube geworfen.

Nach der Hinrichtung der Königin nahm der blutige Strom der Revolution einen rascheren Verlauf als zuvor und riß Alles, was er erreichen konnte, in seinen Strudel hinab. Es kam nun die Reihe an die unterdeß gefangenen Girondisten, welche, 21 an der Zahl, zuletzt in der Conciergerie gesessen hatten. Ihre Verhöre machten dem Tribunal größere Schwierigkeiten, da unter ihnen Männer waren, die sich durch den Eindruck ihrer mächtigen Beredsamkeit zu retten suchten: sie half ihnen jedoch bei dem Grimme ihrer Feinde nichts.

Vergniaud besonders vertheidigte sich mit so hinreißender Beredsamkeit, daß viele Zuhörer zu Thränen gerührt wurden. Als das Verhör derselben schon über eine Woche gedauert hatte und die Stimmung der Zuhöhrer immer günstiger für sie wurde, erwirkte Hébert im Convent ein Decret, welches dem Gericht das Recht gab, das Verhör zu beschränken und abzukürzen. Und so erfolgte der Abbruch desselben und das Verdict der Geschwornen lautete auf „Schuldig!"

Noch am 30. Oct. wurde das Todesurtheil über sie gefällt: alle protestirten entsetzt gegen den Spruch und konnten nur mit Mühe gestillt werden. Valazé stieß sich sogleich den Dolch in das Herz; Lasource rief den Richtern zu: „Ich sterbe jetzt, wo das Volk den Verstand verloren hat; Ihr werdet sterben, wenn es wieder zu Verstand kommt!" Die Marseillaise singend, folgten sie der Wache ins Gefängniß zurück; am andern Morgen wurden sie sammt dem todten Valazé guillotinirt.

Sie hatten die Nacht hindurch unter dem Singen von Freiheitsliedern und unter tollen Witzen und Possen hingebracht, ohne sich durch den Anblick ihres todt neben ihnen daliegenden Kameraden an den Ernst der Ewigkeit mahnen zu lassen. Als sie alle auf einem Wagen zum Schaffot gefahren wurden, riefen sie beständig Vive la republique! Nur Brissot blieb stumm. Noch auf dem Schaffot sangen sie die Marseillaise, bis das Fallbeil ihren Mund schloß!

Ihnen mußten bald auch noch viele Andere folgen, darunter Manuel, Rabaud de St. Etienne, de la Marche (Director der Assignatenfabrik), auch Madame Roland, welche, aufgewachsen in Rousseauischen Grundsätzen, fern von einem Zweifel an deren Richtigkeit, als geistige Mutter der Gironde mit republikanischem Muth und eitel scherzender Heiterkeit zum Tode gieng. — Auch anderwärts wurden viele geächtete Girondisten eingezogen und guillotinirt. Viele gaben sich in der Verzweiflung selbst den Tod, wie Barbaroux, der sich erschoß, Roland, der sich den Degen durch die Brust stieß, Clavière, Condorcet, Brienne; Andere, wie Pétion und Buzot starben beim Umherirren vor Hunger und Kummer, und ihre Leichname fand man „von Hunden halb zerrissen in einem Kornfelde."

Um die Hoffnung zu vernichten, die Manche nach eintretendem Nachlaß der Überspannung auf noch vorhandene Zweige der königlichen Dynastie hätten richten können, trug Robespierre auf des Herzogs von Orleans Tod an, der zum Heil der Republik nöthig sei. Dieser wurde von Marseille geholt, hörte seine Verurtheilung mit gleichgültigem Lächeln an und erbat sich nur die Vergünstigung, noch an diesem Tage hingerichtet zu werden. Er starb d. 6. Nov. als Atheist ohne Reue und Schmerz unter dem Hohn des Volkes, das er von Anfang an hatte revolutioniren helfen.

Unter den Gründen der Verurtheilung wurde angeführt, daß er für den Tod des Königs gestimmt habe, bloß weil er selbst nach dem Thron getrachtet habe. Vor seiner Hinrichtung tafelte er noch und unterhielt sich mit anscheinender Ruhe; dann gieng er mit stolzen Schritten aus dem Gefängniß nach dem Karren, den er zu seinem Schimpf mit drei gemeinen Verurtheilten besteigen mußte, die sogar gegen seine Gesellschaft protestirten. Er behielt bis zum Ende eine vornehme Haltung.

Um das Volk im Taumel zu erhalten, nach dessen Schwinden Gefahr für die Führer der Revolution selbst vorauszusehen war, mußten nun auch berühmte Mitglieder der ehemaligen Constituante daran, wie der alte Bailly, Barnave, Duport u. a. Ferner was an frühern Ministern, Hof- und Regierungsbeamten, Altadeligen, an Royalisten, Feuillants und

andern Constitutionellen ꝛc. noch in Paris sich aufhielt, wurde zur Guillotine geschickt.

Noch im letzten Monate jenes Jahres 1793 fiel auch die seit dem Ende des Septembers belagerte Stadt Toulon in die Hände der Republik und büßte schwer für ihre royalistische Erhebung. Toulon war nämlich nach der Vendée der einzige Ort in Frankreich, wo das Königthum noch festgehalten ward. Diese durch ihren Kriegshafen, ihre Schiffswerfte und Arsenale höchst wichtige Stadt hatte nach Entwaffnung der Jacobiner den gefangenen Sohn Ludwig's XVI zum König als Ludwig XVII ausgerufen, und die Spanier und Engländer um Hülfe gebeten, die dann eine Flottenabtheilung zum Schutze der Stadt sandten.

Anfangs nahm die Belagerung der Stadt durch die republikanischen Generale Cortaux und Lapoype einen langsamen Gang. Noch andere Conventsgenerale richteten nichts aus. Erst als nach der Einnahme von Lyon ein republicanisches Heer von 30,000 M. erschien, wurde die Belagerung mit Nachdruck betrieben. Die Leitung des Belagerungsgeschützes bekam ein junger Corse, der Artilleriemajor Napoleon Bonaparte, der sich durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit den Kriegscommissären (darunter besonders dem Barras) empfohlen und einen Angriffsplan entworfen hatte, der nun befolgt wurde.

Obgleich die innern Festungswerke noch unversehrt waren, so faßten doch die Engländer nach einem unglücklichen Ausfall den Entschluß, den Hafen zu verlassen. Sie zündeten die Schiffswerfte an, nahmen drei französische Linienschiffe als gute Beute mit fort, ohne sich weiter um das Schicksal der Einwohner zu kümmern. Nur die Spanier nahmen einen Theil derjenigen Einwohner, die bei dem Aufstand am thätigsten gewesen waren und das härteste Loos zu erwarten hatten, in ihren Schiffen auf und retteten sie; an 3000 Zurückgelassene aber sahen ihrem nahen Untergang entgegen. Am 21. Dec. rückte das Conventsheer in die Stadt ein, wo nun die Deputirten des Wohlfahrts-Ausschusses Barras und Fréron die schrecklichste Rache an den Einwohnern nahmen. Die Unglücklichen wurden nach kurzem Prozeß massenweise mit Kanonen und Flinten niedergeschossen. Auch hier, wie in Lyon, wurde eine Menge Häuser niedergerissen und den Reichen ihr Vermögen abgepreßt, und selbst diejenigen, welche an dem Aufruhr keinen Theil genommen hatten, waren eine sichere Beute des Todes, wenn sie reich waren.

Die schauderhaftesten Gräuelscenen trugen sich aber in Nantes zu, wo der Conventscommissär Carrier die Menschenschlächterei mit der raffinirtesten Grausamkeit betrieb. Da aber die Presse die nähern Details dieser Unmenschlichkeiten ignorirte, so kamen sie erst später vollständig an den Tag, nachdem Carrier wieder nach Paris zurückgekehrt war, um dort den Lohn seiner Unthaten zu finden. (Siehe unten Kap. 7, 2.)

5. Der neue Kalender. Abschaffung des Christenthums. Der Cultus der Vernunft. Die Hebertisten. Robespierre's Einschreiten. Reinigung des Jacobinerclubs. Fall der Hebertisten. Hinrichtung Danton's und Camille Desmoulins'.

Während so der politische Fanatismus, repräsentirt durch den mit consequenter Berechnung nach der Dictatur strebenden Robespierre, seine schauderhaften Triumphe feierte, sannen andere Demagogen zugleich auf systematische Vertilgung des religiösen Glaubens und insbesondere aller christlichen Cultusformen: denn sie fühlten wohl, daß das Christenthum in allen Beziehungen ihren Absichten im Wege stand. Der nun auftretende Geist des fanatischen Antichristenthums offenbarte sich zunächst nicht sowohl in Robespierre, der, zwar selbst glaubenslos, doch dem Volke nicht alle Religion nehmen wollte, um es besser zügeln zu können, als vielmehr in Hebert und seinem Anhange, den Hebertisten, die ihr Ziel in die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Formel brachten: „Man muß den König des Himmels eben so, wie die Könige der Erde entthronen."

Schon am 6. Oct. hatte man die christliche Zeitrechnung und das christliche Jahr abgeschafft und eine neue Ära eingeführt, die nach Jahren der Republik oder der Freiheit und Gleichheit zählte und mit dem 20. Sept. 1793 begann. Die Monate bekamen andere Namen: die Herbstmonde hießen vom October an Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate Nivose, Pluviose, Ventose; die Frühlingsmonate Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate Messidor, Thermidor, Fructidor. Jeder Monat hatte 30 Tage; die fünf übrigbleibenden Schalttage hießen Sansculottides. — Wochen und Sonntage wurden abgeschafft, dafür gab es Decaden von je 10 Tagen. Anstatt der Heiligennamen hatte jeder Tag einen Namen von einem Naturgegenstand hergenommen: so hieß der erste Vendemiaire Weintraube (raisin), der zweite Safran, der dritte Kastanie ꝛc. Bei verschiedenen Tagbezeichnungen bemerkt man eine blasphemische Tendenz.

Seit der Verfolgung der eidverweigernden Priester gehörte großer Muth dazu, bei einem solchen zur Andacht zu gehen, weil man beim Hinein- oder Herausgehen vom Pöbel mißhandelt wurde. Auch war längst durch Schriften, Zeitungen und Bilder alles Heilige dem Hohn preißgegeben. Die Kirchen der constitutionellen Priester, denen es ohnedieß nicht Ernst mit der Religion war, entleerten sich allmählich. Doch bestand die Kirche noch immer zu Recht. Nach dem Tod des Königs aber sollte dem Umsturz des Throns auch der des Altars folgen. Nach der Entfernung der Gironde gab man die Priesterehe frei, brachte Petitionen ein gegen das Gebet zu einem sogenannten Gott und verlangte die Abschaffung des Christenthums. Der berüchtigte Cloots übergab dem Convent sein Werk über die Wahrheit des Muhammedanismus, worin er bewies, daß die positive Religion eine Lüge und die Menschenvernunft Gott sei, und empfieng deßhalb den Dank der Versammlung.

Um nun die Entchristlichung des Volkes zu bewerkstelligen, nöthigte man den Erzbischoff Gobel von Paris, das Christenthum abzuschwören, und dieser characterlose Mann that es unter den ihm vorgeschriebenen Feierlichkeiten, und seinem Beispiele folgten viele constitutionelle Bischöffe und Priester. Viele ehrlose Priester legten ihre Ämter nieder und erklärten ihre bisherige Amtirung für Betrug und Gaukelei. Alsbald wurde das Volk von einer diabolischen Wuth ergriffen, daß es

alles Heilige und was an Heiliges erinnert, vernichtete, Altäre zertrümmerte, Kanzeln und Beichtstühle verbrannte, Bilder und Statuen verstümmelte, Kirchengefäße entweihte oder vermünzte, Kirchglocken einschmelzte, Särge der Heiligen aufriß und die Leichname ihrer Kostbarkeiten beraubte, das Innere der Kirchen verwüstete, Gelage darinnen hielt und mit allen Cultusgegenständen Spott trieb.

Da traten Hebert und seine Gesinnungsgenossen (Cloots, Chaumette) vor die Schranken des Convents mit einer Adresse um Abschaffung des Christenthums und Aufrichtung des Cultus der Vernunft, welche durch eine weibliche Person symbolisirt wurde. Der Wahnsinn fand Beifall; in Kurzem wurde der Cultus der Vernunft decretirt und alle Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt, worin an den Cultusfesten eine Weibsperson als Göttin der Vernunft figurirte.

Gleich bei jener Petition an den Schranken des Convents brachten sie auf einem Tragsessel eine Opernsängerin, Namens Candeille, herein, angethan mit weißem Kleid und himmelblauem Mantel, auf dem umlockten Kopf die rothe Jacobiner-Mütze und in der Hand die Pike und stellten sie als „Göttin der Vernunft" dar. Chaumette, als Hoherpriester, entschleierte sie und führte sie dem Präsidenten zu, der ihr die accolade fraternelle gab, d. h. sie umarmte und küßte. Darauf wurde sie auf einen phantastisch geschmückten Wagen gesetzt und von einem sie bacchantisch umtanzenden Schwarm in die zum „Tempel der Vernunft" umgetaufte Kathedrale Notredame begleitet, wo sie dann auf den Hochaltar gestellt und unter Verneigungen, wahnwitzigen Reden und Freiheits-Gesängen verehrt wurde. Von da an wurde dieser sogenannte Gottesdienst an jedem Decadentag in Notredame gehalten. Bei dem ersten dieser angeordneten Feiern stellte die schöne Frau eines Conventsglieds, des Buchhändlers Momoro, die Vernunftgöttin dar.

Dieser mehr als heidnische Cultus wurde in mehreren tausend Kirchen des Landes nachgeahmt und nirgends fehlte die Göttin Vernunft, wozu sich entweder leichtsinnige, oft zweideutige Frauenspersonen hergaben, oder auch tugendhafte und schüchterne Mädchen sich herzugeben gezwungen wurden. Auf dem Altar wurden anstatt des Kreuzes die Büsten von Voltaire und Rousseau aufgestellt und vertraten die Stelle der Heiligen. Anstatt des Predigers trat der Maire auf die Kanzel und hielt eine Rede über die Wohlthat vernünftiger Aufklärung, verspottete das Christenthum, prieß als Märtyrer einen Marat, lästerte wohl auch die Gottheit und läugnete ihr Dasein. — Mit einer solchen Religion gieng die größere Entsittlichung des Volks Hand in Hand. Die 23 Theater und 60 Tanzsäle in Paris waren stets gefüllt und unterstützten den sinnlichen Cultus treulich. Bürgerliche Verbrechen blieben meist unverfolgt und unbestraft; „die Zahl der Findelkinder verdoppelte sich"; das tägliche Menschenschlachten stumpfte das menschliche Mitgefühl so ab, daß Viele ohne Scheu Handschuhe und Beinkleider von gegerbten Menschenhäuten trugen.

Mit der Erniedrigung des französischen Volks — nicht auf, sondern — unter die Stufe des Heidenthums gieng der Verfall in eine neue Barbarei Hand in Hand: denn mit der Verwüstung von Kirchen und Klöstern giengen auch eine Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke in Trümmer.

Hebert wollte sogar keine Thürme mehr haben, weil sie durch Überragung über die übrigen Gebäude dem Gesetz der Gleichheit widersprächen! Der Vandalismus dieser Anarchisten hatte eine besondere Lust am Verbrennen von Bibliotheken, Vernichten von Documenten und alten Handschriften. Nur was verkauft und zu Geld gemacht werden konnte, wurde verschont und von Andern, die den Werth zu schätzen wußten, gesammelt und erhalten.

Solche tollsinnige Ausschweifungen der „enragés" aber verachtete Robespièrre, der „Philosoph der Revolution", der überhaupt zu gescheidt und politisch war, um nicht einzusehen, daß es auf diese Weise unmöglich würde, das Volk zu lenken. Denn da er sich berufen glaubte, als Leiter der Revolution das Ideal eines Staats mit einem tugendhaften Volk zu verwirklichen, konnte er ein ewiges Fortschreiten der Revolution nicht wünschen, vielmehr dachte er schon länger her darauf, ihr zur Handhabung der Ordnung und Autorität eine Gränze zu stecken. Obwohl alles christlichen Sinnes und eigentlich religiösen Gefühls baar, sah er wenigstens die Moral als einen Hebel zur Volksbeglückung an, und hingegeben diesem seinem todt-abstracten Moralprincip, das übrigens vor Menschenmord als Mittel zum Ziel nicht zurückbebte, befleißigte er sich eines gewissen Tugendheldenthums, das ihm unter den Republikanern seiner Partei um so mehr Bewunderung erwarb, da er stets mäßig und enthaltsam lebte und nicht nach Reichthum strebte. Weil nun besonders das Gebahren der anarchischen und tiefunsittlichen Hebertisten seine Tugendrepublik am meisten gefährdete, so beschloß er zunächst ihren Untergang.

Schon am 30. Oct. hatte er die von Hebert aufgebrachten Weiberclubs schließen lassen und am Tage nach der Einführung des Vernunftcultus griff er im Jacobinerclub die Hebertisten dadurch an, daß er den irreligiösen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das des Namens Vernunft unwerth, vielmehr der Feind der Vernunft sei, die ein höheres Wesen annehme, das die Unschuld schütze und das Verbrechen bestrafe. Der Atheismus sei eine aristokratische Untugend: wenn es keinen Gott gebe, müsse man ihn erfinden.

Hierauf drang er auf „Reinigung des Jacobinerclubs" (29. Nov.), aus welchem verschiedene Männer eines befleckten Patriotismus, darunter Hebert und mehrere seiner Genossen, ausgeschlossen wurden. Bei dieser Reinigung schonte er noch einige hebertistische Häupter, wie Pache und Chaumette. Auch ließ er den Danton und Desmoulins noch unangetastet, von denen ersterer wieder nach Paris zurückgekehrt und im Jacobinerclub erschienen war, um nicht alles Feld dem Robespièrre zu überlassen.

Noch aber hatten die Hebertisten im Club der Cordeliers, im Gemeinderath, in der Revolutionsarmee und unter den Vollziehungsbeamten einen großen Anhang, und bereiteten daher einen Umsturz des herrschenden Systems vor. Allein der Wohlfahrtsausschuß, den Robespièrre leitete, kam ihnen zuvor und ließ am 22. Dec. die Verworfensten derselben, einen Hebert, Vincent, Momoro, General Ronsin, Maillard, Proli, Pereyra, Cloots mit noch zwölf andern verhaften, vor's Tribunal stellen und guillotiniren. Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst und der Club der Cordeliers stand leer.

Die Richter und Beisitzer des Tribunals waren noch vor Kurzem ihre Freunde gewesen und hatten sich mit ihnen fast im gleichen Schlamm der Revolution gewälzt: nun aber nahmen diese Richter alle die Maske Robespierre'scher Sittenstrenge an. Hebert, dem das Tribunal weniger seine gottlose Politik, als seine „Diebereien an Hemden und Sacktüchern" vorwarf, starb ohne Muth und war vor Angst schon halb todt, ehe er die Treppe des Schaffots hinaufgeschleppt wurde. Nur Cloots behauptete seine philosophische Haltung bis an's Ende.

Nachdem der Wohlfahrtsausschuß sich, wider das Gesetz, nicht erneuert, vielmehr sich zur obersten Regierungsbehörde erklärt hatte, ersah er sich die Moderantisten zu Opfern, vor Allen den Danton, welcher, jetzt zwar zur Mäßigung und Ordnung geneigt, aber seit Robespierre ihn an Einfluß überflügelt hatte, ohne Thatkraft war, auch in den Clubs und im Convent keinen großen Anhang mehr hatte, da seine tüchtigsten Anhänger absichtlich zu auswärtigen Commissionen verwendet worden waren.

Robespierre hatte eben, in blutiger Reinigung fortfahrend, viele von denen, die sich durch Betrug und Erpressungen bereichert hatten (wie Chabot, Fabre d'Eglantine, Baron Batz, Delaunay u. a.) angeklagt, und davon nahm er Gelegenheit, auch seinen Nebenbuhler Danton, von dem bekannt war, daß er sein großes Vermögen als Kriegscommissär durch Erpressungen in Belgien gewonnen hatte, mit in diesen Proceß zu ziehen. Um ihn aber desto sicherer zu verderben, mußte dessen ehemaliges Verhältniß zu Orleans und Dumouriez dazu dienen, ihn zugleich des Verraths an der Republik aus Neigung zum Royalismus zu zeihen. Danton vertheidigte sich vor Gericht vergebens mit wiedererwachter Kraft und „starb wie er gelebt hatte, mit verwegenem Leichtsinn."

Lange glaubte er, Robespierre habe nicht den Muth, sich an ihn zu machen. Ein Besuch bei Robespierre belehrte ihn aber, was er zu befahren habe. Den ganzen Tag irrte er nun in der Stadt umher und als seine Freunde und seine Frau in ihn drangen, Frankreich zu verlassen, antwortete er: „Kann man denn das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich nehmen?" Noch in der Nacht darauf wurde er verhaftet. Als er in's Gefängniß zu den andern Verhafteten trat, sagte er, sie grüßend: „Ich hoffte, Manchem von Ihnen noch die Freiheit zu verschaffen, aber siehe, nun bin ich selber unter Ihnen: die Sache geht zu Ende!" Er verhielt sich im Gefängniß ruhig und sprach unter Anderm: „Es ist nun ein Jahr, daß ich dieses Revolutionstribunal geschaffen habe: ich bitte Gott und die Menschheit deßhalb um Verzeihung; aber hätte ich es nicht gethan, so hätte mich Brissot guillotinirt, wie mich nun Robespierre guillotiniren wird. Es sind lauter Kain's und der Zustand Frankreichs bleibt ein unermeßlicher Schlamm!" Im Convent trug Legendre darauf an, ihm die Vertheidigung vor dem Convent zu gönnen, aber Robespierre verwies diese an das Tribunal, vor das er am 5. April 1794 mit seinen Freunden Desmoulins, Lacroix, Herault de Séchelles, Fabre d'Eglantine, gestellt wurde. Auf die gewöhnliche Eingangsfrage nach Wohnort und Stand antwortete er: „Meine Wohnung wird bald das Nichts sein und meinen Namen werdet ihr im Pantheon der Geschichte finden!" Da er sich mit seiner gewohnten Donnerstimme vertheidigte und dem Robespierre gegenübergestellt zu werden verlangte, um dessen größere Schuld zu erweisen, schnitt man ihm das weitere Wort ab und schritt rasch zur Verurtheilung. Beim Gang zum Tode rief er unter das Volk hinein: „Mein einziger Trost beim Sterben ist, daß ich den Feigling Robespierre nach mir ziehe!" Als auf dem Schaffotte die Reihe an ihn kam, sagte er zum Henker Samson: „Zeige dem Volke meinen Kopf: er ist es werth!" Das waren

seine letzten Worte. Wirklich machte sein Tod auf das Volk einen so großen Eindruck, daß der Wohlfahrtsausschuß keinen Bergparteimann mehr dem Tribunal zu überliefern wagte. — Camille Desmoulins, seit dem Sturz der Gironde zur Milde und Mäßigung gestimmt, hatte den Haß Robespièrre's besonders dadurch erregt, daß er in seinem Journal, das den Titel führte: le vieux cordelier, den Tacitus commentirend, Rom unter Tiberius und Nero mit Frankreich verglich und die Tugendrepublik Robespièrre's verspottete. Auch St. Just, dessen stets feierliche Haltung jener in seinem Journale mit den Worten, er trage seinen Kopf immer, als ob derselbe eine geweihte Hostie wäre, lächerlich gemacht hatte, ließ es ihm jetzt mit dem Gegenwitz entgelten: Desmoulins wird bald seinen Kopf wie der heilige Dionysius tragen!" (nämlich unter dem Arm). Er fand sich schwer in seine Gefangenschaft und Hinrichtung. Acht Tage nach dem Tode der Dantonisten und Chabotisten fielen auch die Köpfe Chaumette's, Gobel's und noch anderer Hebertisten, darunter selbst der Wittwe Hebert's und der Wittwe Camilla Desmoulins! — Condorcet, der lange auf dem Lande umherirrend in Dörfern und Feldern, in Gebüschen und Steinbrüchen sich versteckt gehalten hatte, wurde, vor Hunger und Elend herabgekommen, endlich gefangen und starb vor Entkräftung im Gefängniß.

6. Robespièrre's Moralfanatismus und dessen Opfer. Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth. Decretirung der Existenz Gottes. Das Fest des höchsten Wesens. Steigerung des Schreckenssystems.

Jetzt, nach Danton's Tod, konnte sich Robespierre als Herr der Republik ansehen und der Tag für die Verwirklichung seines politischen Ideals schien angebrochen. Seine Club- und Conventreden strömten fortan über von „Tugend und Schrecken": jene sei ihm gleichbedeutend mit Bescheidenheit und Rechtlichkeit, der Schrecken aber das Mittel, alle unbescheiden nach Ruhm und Reichthum strebenden, ungerecht am Nationaleigenthum sich vergreifenden oder die Sittenlosigkeit des alten Hofes nachahmenden Bürger auszurotten. Dieser von ihm gepredigte und ausgeübte Terrorismus kostete noch einer zahllosen Menge das Leben, und Schaaren von Verurtheilten aus der Hauptstadt wie aus den Provinzen führte täglich der Karren zum Richtplatz, wo der entmenschte Pöbel seine Schaulust an der Todesqual der armen Schlachtopfer weidete. Den meisten der Hingerichteten legte man Theilnahme an Verschwörungen zur Wiederherstellung des Throns zur Last. Dabei fiel es auf, daß sich auch die Zahl der zum Tod bestimmten Frauen aus allen Klassen mehrte und von der steigenden Raffinirtheit der Grausamkeit zeigte.

Unter den Männern, die in dieser Periode des Terrorismus fielen, befanden sich die beiden alten und braven Marschälle Mailly und Noailles-Mouchy, mehrere gewesene Minister Ludwig's XV, mehrere Herzöge, der ehemalige Admiral d'Estaing, viele Mitglieder der alten Magistratur, z. B. der frühere Führer der Parlamentsopposition d'Esprémenil, die Generalpächter, unter ihnen der berühmte Chemiker Lavoisier, welcher vergebens nur um einen 14tägigen Aufschub der Hinrichtung bat, um noch die Lösung eines chemischen Experiments vollenden zu können; Chapelier, einer der Präsidenten der Constituante; der reichste Banquier de Laborde; der edle alte Malesherbes (Ludwig's XVI Vertheidiger) mit seiner ganzen weiblichen Verwandtschaft aus den Familien Lamoignon und Chateaubriand. Als Males-

herbes, der mit heiterer Ruhe zum Tode gieng, auf einer der Stufen zum Schaffot stolperte, sagte er: „dieser Fehltritt ist ein schlimmes Vorzeichen, ein Römer würde wieder in sein Haus umgekehrt sein." Die Meisten setzten beim Verhör ihren Richtern die größte Ruhe entgegen und Viele gaben rührende Beweise der edelsten und erhabensten Gesinnung. Unter den hingerichteten weiblichen Personen befanden sich auch 12 Jungfrauen aus den edelsten Familien Verdun's, bloß weil sie nach der Einnahme dieser Festung auf einem Ball, den die Stadt dem Könige von Preußen zu Ehren gab, getanzt hatten; ferner 8 Nonnen, die ihrem Gelübde treu bleiben wollten; viele Gattinnen mit ihren Gatten, Schwestern mit ihren Brüdern. Viele reizten absichtlich die Richter, um ihre Angehörigen nicht zu überleben, oder suchten die Strafe auf sich zu richten, um jene zu retten. Vergebens suchte z. B. die edle Herzogin von Grammont die Wuth der Richter auf sich zu ziehen, um ihre edle wohlthätige Freundin, die Herzogin von Duchatel, zu retten: beide mußten miteinander sterben. Auch die alte Dubarry, die letzte Maitresse Ludwig's XV, die aber bis dahin ein eingezogenes und wohlthätiges Leben geführt hatte, fand dabei ihr Ende, klammerte sich aber unter zerreißendem Angstgeschrei an die Schergen an und mußte unter die Guillotine geschleppt werden. Binnen vier Monaten wurden allein in Paris 112 Frauen guillotinirt. — Das auserlesendste Opfer darunter aber war die schuldlose fromme Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwig's XVI, die in den Tagen des Glücks nur für Andere gelebt und zuletzt im Gefängniß sich mit der Erziehung ihrer Nichte beschäftigt hatte. Billaud-Varennes glaubte, Robespierre wolle sie schonen, um sich den Schein der Milde zu geben; dieses zu verhindern, übernahm er ihre Anklage. Vor das Tribunal gestellt, wurde sie von dem künstlich gesteigerten Haß der Richter, ungeachtet ihrer würdevollen Vertheidigung, verurtheilt und (um des Princips der Gleichheit willen) mit Personen aus allerlei Ständen den 10. Mai 1794 zum Tode geführt, dem die Menge mit einer Stille anwohnte, die das Urtheil des Tribunals zu mißbilligen oder auch von Gleichgültigkeit aus Übersättigung zu zeugen schien.

Drei Tage vor dem Tode der Prinzessin Elisabeth hatte Robespierre dem verrückten „Cultus der Vernunft", der wider seine Absicht nur durch die den Gemeinderath beherrschenden Hebertisten aufgekommen und nach dem Sturz dieser Faction ohne äußern Halt war, dadurch ein Ende gemacht, daß er (den 7. Mai 1794) das Dasein Gottes oder die Anerkennnng eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit von dem fügsamen Convent decretiren ließ. Dieses eben so lächerliche als frevle Verfahren, wodurch er gleichsam Gott wieder in die französische Nation einbürgern ließ, hatte unter den gegebenen Verhältnissen einen doppelten Sinn und Zweck, daß nämlich erstlich, nur wenn diese Wahrheit zu einem politischen Gesetz erhoben wurde, das aller Religion entfremdete Volk zur Wiederannahme — nicht des Christenthums (das galt den Demagogen so viel als zur Monarchie führend), sondern eines so zu sagen vernünftigern Vernunftcultus gebracht werden könnte; und zweitens, daß dann der Widerstand gegen dieses zum politischen Gesetz erhobene Princip um so eher bestraft werden und der Gotteslängner sich gegen Gerichtsverfolgung nicht beschweren könnte. Auf diese Weise gedachte er um so leichter „das moralische und politische Haupt der Republik" zu werden. Denn um dieses dann ungestört sein und als solches einen ruhigen bürgerlichen Zustand schaffen zu können, sollten vorher noch alle übrigen Parteien und Nebenbuhler vernichtet werden, und diese

Vernichtung sollte dann dem Volke als eine einzig aus moralischen Beweggründen hervorgegangene und dadurch gerechtfertigte Maßregel erscheinen. Auf die Annahme dieses Gesetzes folgte der Beschluß, ein Fest des höchsten Wesens zu feiern, bei welchem Robespièrre allem Volk sich als der Hierophant der neuen Religion und als die personifizirte Tugendrepublik darzustellen gedachte.

Die Rede, durch die er die Annahme eines höchsten Wesens im Convent empfahl, war ein abgeschwächter Abklatsch eines Rousseau'schen Fragments über den Deismus, das er aber den vorliegenden Verhältnissen mit Geschick, wiewohl ohne Gefühl und Wärme, die ihm durchweg mangelte, anzupassen wußte. (Rousseau's Überreste hatte der Convent im Pantheon beigesetzt und seiner sog. Wittwe eine Pension gegeben.) Robespièrre's Macht über den Convent war so groß, daß ihm bei jener Rede, selbst ein Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, ihren Haß gegen alle und jede Religion verbergend, Beifall klatschten. — Ein mißglückter Mordanfall des Lotterieschreibers L'Amiral auf Collot d'Herbois und eine zu einem Mordanschlag gestempelte, allerdings sehr verdächtige Nachfrage eines jungen Mädchens, Cäcilie Renault, im Hause Robespièrre's, den sie gerne gesehen hätte, um, wie sie sagte, zu wissen wie ein Tyrann aussehe (eine Rede, die um so auffallender war, da man bei Durchsuchung des Mädchens, in einem Paket Kleider, das sie bei sich trug, zwei Messer fand, — gaben der herrschenden Partei willkommenen Anlaß, daraus eine weitverzweigte Verschwörung zu machen, und so wurden wieder einige Fürsten und Grafen und andere angesehene Personen, zum Theil mit ihren Familien, zusammen 49 Personen, hingerichtet. Das war gleichsam die Vorbereitung zum Fest des höchsten Wesens.

Dieses von Robespièrre's Eitelkeit erdachte und von dem „Ceremonienmeister der Revolution", dem als rasenden Demagogen sich auszeichnenden Maler David arrangirte Fest wurde zunächst im Tuileriengarten gefeiert. Hier war ein Amphitheater errichtet, auf welchem Statuen aus geöltem Papier standen, welche den Atheismus, die Zwietracht und den Egoismus darstellten. Um diesen Platz herum standen festlich gekleidete Kinder mit Veilchen, Jünglinge mit Myrthen, Männer mit Eichenlaub, Greise mit Weinlaub und Olivenzweigen, Frauen mit Blumenkörbchen und mit Kindern an der Hand. Hierauf erschien der Zug der Conventglieder, die Ausschüsse voran, mit Robespièrre an der Spitze, den man eigens für dieses Fest zum Präsidenten des Convents gewählt hatte. Angethan mit himmelblauem Frack, weißer Weste und gelben Hosen, das Haar frisirt und gepudert, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand gieng er — einen Zwischenraum vor und hinter sich — in feierlichem Schritt einher, und nahm den ihm besonders bestimmten Sitz ein. Nachdem die Musik sich hatte vernehmen lassen, hielt er eine Rede über den Zweck der Feier und verbrannte mit einer Fackel jene symbolisirten Untugenden, an deren Stellen sich die Bildsäulen der Weisheit, der Tugend &c. erhoben, die aber vom Fackelrauch ziemlich geschwärzt aussahen. Nach diesem Act gieng der Zug auf das Marsfeld, wo ein Berg gemacht war mit einem Baum darauf, um den sich der Convent setzte, während das Volk nach dem verschiedenen Geschlecht und Alter in besondern Gruppen herumstand und Musikchöre erschallten. Darauf schloß die absurde Feierlichkeit mit Ablegung eines Eides, daß man für das Vaterland kämpfen und sterben wolle!

Dieses höchst phantastische Fest zu Ehren des Etre suprême hätte übrigens seinem Urheber eine allgemeinere Anerkennung verschaffen können, wenn nicht seine triumphatorische Haltung dabei den Haß seiner Gegner, insbesondere Tallien's, Bourdon's, Lecointre's &c. (von denen einer ihn während des Zugs nach dem Marsfelde an den tarpejischen Felsen neben dem Capitolium erinnerte; ein anderer ihm zurief: „Es giebt

noch Brutusse!") gesteigert, — und wenn seine Festrede die allgemeine Hoffnung auf eintretende Milde und Schonung erfüllt hätte. Aber diese phrasenreiche Rede, die den Zusammenhang der Idee Gottes mit der Tugend und Freiheit darzuthun sich bemühte, schloß mit der Verkündigung, daß man gleich am folgenden Tage (denn an diesem Festtage hatte auch die Guillotine gefeiert) mit der Bekämpfung der volksfeindlichen Laster fortfahren werde. Da wandten sich viele Gemüther von ihm ab, die bisher an seine moralische Größe geglaubt hatten und selbst seine ehemaligen Helfershelfer und jetzigen Gegner im Convent machten ihm Vorwürfe über das ganze Fest.

Schon seit Danton's Tod sahen sich viele Conventsglieder, besonders Danton's noch übrige Freunde, in ihrem Leben bedroht. Es hatte sich daher im Stillen eine Opposition gegen Robespièrre gebildet, die darauf sann, dem neuen Schreckensregiment ein Ziel zu setzen, und die auch in der öffentlichen Meinung mehr und mehr eine Stütze fand; ja selbst die meisten Glieder des Wohlfahrtsausschusses, so wie des demselben untergeordneten Sicherheitscomité wendeten sich aus Furcht für ihr eigenes Leben von ihm ab. Da er dieß wohl bemerkte, beschloß er diese Opposition durch ein gesteigertes Schreckenssystem zur Gefügigkeit zu bringen und zugleich seinen Staat von unsittlichen Elementen zu befreien.

Plötzlich ließ er durch Couthon, der nächst St. Just, sein unbedingter Anhänger war, einen Gesetzvorschlag machen, den er unterstützte und der eine Vermehrung der Ankläger, Richter und Geschwornen am Tribunal und eine Erweiterung der Fälle bezweckte, in denen man als Feind des Volkes gerichtet werden könne. Obgleich der Antrag heftigen Widerspruch fand, weil — wenn z. B. „die Absicht, die öffentliche Moral zu verderben," mit dem Tode sollte bestraft werden können — alle seine Gegner ihre eigenen Köpfe schon unter der Guillotine sahen, so wurde der Vorschlag dennoch zu dem „Gesetz vom 22. Prairial" erhoben.

Der diesem Gesetz zum Grunde liegende Plan gieng dahin, das bisherige Eine in dieser Weise verstärkte Tribunal in vier Gerichte zu theilen, die in verschiedenen Localen zu gleicher Zeit arbeiten sollten, um die Vernichtung der Feinde desto rascher betreiben zu können (und zwar mit einer neuen Guillotine, die zu diesem Zweck construirt war). Im Grunde aber verband Robespièrre mit diesem Vorschlag folgende Absicht: blieb nämlich das Tribunal ungetheilt, so mußte er befürchten, daß diejenigen, die er vernichten wollte, von ihren im Tribunal sitzenden Freunden freigesprochen würden; waren es aber vier Gerichte, so konnte er denjenigen, welchen er verurtheilt wissen wollte, vor dasjenige Gericht stellen, von dem eine Lossprechung desselben nicht zu befürchten war.

Demnach forderte er in der nächsten Sitzung des Wohlfahrtsausschusses die Köpfe Tallien's, Bourdon's, Lecointre's und aller, die ihm ihren Haß zu erkennen gegeben hatten. Allein Collot d'Herbois und Billaud-Varennes gaben ihm diese nicht preiß, weil sie darin für sich selbst Gefahr sahen. Fortan blieb Robespièrre von den

Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses weg in der falschen Berechnung, dadurch die Glieder desselben bei'm Volk in Mißgunst zu bringen. Dadurch aber verlor er seinen Einfluß auf diesen Ausschuß und vergebens suchte er jenen seinen Feinden durch den Sicherheitsausschuß beizukommen, der sich ihm auch nicht mehr unbedingt fügte. Im Jacobinerclub jedoch, wo er nun häufiger erschien, hatte er noch immer einen großen Anhang.

Während dieser Kämpfe der Schreckenshäupter unter einander äußerte das Gesetz vom 22. Prairial seine Wirkung, indem sich durch die Beschleunigung der Proceduren die Zahl der Hinrichtungen verdoppelte, deren bereits täglich 60 bis 80 und darüber (einmal sogar an Einem Tage 150) Statt fanden. Die Erfindung der sogenannten „Gefängnißverschwörungen" lieferte eine Menge Menschen zu den Verurtheilungen, die um so rascher erfolgten, da das neue Gesetz auch keine Vertheidigung mehr erforderte, sondern Alles dem „Gewissen der Geschwornen" überließ.

In dieser blutigsten Periode des Schreckenssystems erlagen wieder viele Männer und Frauen aus den angesehensten und berühmtesten Geschlechtern: Bethune, Montmorency, Rohan, Narbonne, Villeroi, Montalembert, Montesquiou, Perigord, Choiseuil u. A. — Obgleich tagtäglich eine so beträchtliche Zahl zum Tode hinausgeführt wurde, so waren doch die zwölf Haupt-Gefängnisse in Paris immer überfüllt, so daß in dieser Zeit an 12,000 Gefangene aus verschiedenen Ständen, im übrigen Lande aber Hunderttausende im Kerker schmachteten und beständig das Beil über ihrem Haupte schweben sahen. Die Tyrannei der Schreckensmänner wendete sich gegen alle, die sich durch Geburt, Talent, Ruhm und Reichthum auszeichneten, ja selbst Jugend und Schönheit, als Vorzüge der Natur, fielen dem Götzen der Gleichheit zum Opfer.

In den Gefängnissen war der Vornehmste mit dem Geringsten, vom Herzog herab bis zum Schuhputzer, von der Herzogin bis zur gemeinen Dirne untereinander gemischt. Dennoch beobachteten Alle gewisse Formen der Höflichkeit und es bildeten sich Gruppen der Unterhaltung, bei der es selbst nicht an Witzen, Scherzen und Liebesintriguen fehlte. In leichtsinniger Weise sich über den furchtbaren Ernst der Lage hinwegsetzend, spielten Manche sogar eine Art Comödie, worin man Tribunalscenen nachahmte. So lange noch Jeder im Gefängniß seine mitgebrachten Sachen zur Unterhaltung und Bequemlichkeit gebrauchen konnte, vertrieb man sich leichter die Zeit. Als aber nach der Erfindung der sogenannten Gefängnißverschwörungen den Gefangenen auch die geringste Kleinigkeit bis zur Näh'- und Stricknadel herab weggenommen wurde, wurde ihr Zustand drückender. — Allnächtlich brachte der Wagen neue Gefangene und zugleich die Liste derer, die am andern Morgen hingerichtet werden sollten. Da drängten sich denn jeden Morgen Alle an die Thüre zur Anhörung der Namensverlesung: wessen Name genannt wurde, wußte, daß ihn die nächste Stunde nicht mehr unter den Lebenden finden werde; wessen Name noch nicht darunter vernommen wurde, war gewiß, daß er nun wenigstens noch 24 Stunden zu leben hatte, und trieb sein Wesen nach wie vor fort, bis er einmal doch seinen Namen hören und seine Rechnung mit dem Leben vollends abschließen mußte.

7. Kapitel. Sturz des Schreckenssystems: die Thermidorianer und ihre Regierung.

1. Die Gegner Robespièrre's. Der neunte Thermidor: Tallien. Robespièrre's Sturz. Die Reaction der Thermidorianer. Verbannung des Sansculotismus und Rückkehr milderer Sitte.

Während diese Unglücklichen den Qualen des Gefängnisses und der Todesangst ausgesetzt waren, schwelgten die meisten Demagogen im Geheimen in den von ihren Eigenthümern verlassenen Landhäusern des Abends und Nachts an reichbesetzten Tafeln im Umgang mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen. Nur Robespièrre blieb davon ferne, hielt aber, seit er mit den meisten Ausschußmitgliedern gebrochen, mit seinen Anhängern besondere Zusammenkünfte und unterhielt auch Beziehungen zu einem halb politischen, halb religiös-mystischen Verein von Männern und Frauen, an dessen Spitze ein gewisser Dom Gerle und eine alte, ehemals geisteskrank gewesene Frauensperson, Namens Katharina Théot, standen, die den Robespièrre als den Stifter der Etre-suprême-Religion schwärmerisch verehrten, was ihm zu schmeicheln schien, obgleich er diesen Conventikel selbst nie besuchte.

Unterdessen aber waren seine Feinde, zu denen nun auch Barras, Fréron, Fouché, Panis u. a. zu treten wagten, nicht müssig gewesen, hatten viele Glieder im Convent für sich gewonnen, und bereiteten einen Schlag gegen ihn vor. Zunächst griffen sie jenen schwärmerischen Verein der Katharina Théot an, und stellten dessen Mitglieder vor das Tribunal. Darüber erbittert, und entschlossen, seine Gegner alle zu verderben, trug Robespièrre am 8. Thermidor (26. Jul.) in der Conventssitzung auf Reinigung des Convents und der Ausschüsse von schlechten, unsittlichen Subjecten an. Allein am folgenden Tage, 9. Thermidor (27. Juli 1794), wandte sich die Anklage gegen ihn und hatte seine Verhaftung zur Folge. Zwar befreiten ihn seine Freunde gleich darauf wieder und schlugen mit ihm ihren Sitz im Stadthause auf; aber seine und seiner Freunde Feigheit und Henriot's militärische Untauglichkeit verhinderte ein entschiedenes Handeln. Bei dem gleichgültigen Verhalten des Volks gelang es Barras mit 1800 Nationalgarden das Stadthaus einzunehmen: Robespièrre, durch einen Pistolenschuß verwundet, wurde ergriffen und am andern Tage (den 10. Thermidor) mit einem Theile seines Anhanges hingerichtet.

Die nähern Vorgänge seines Sturzes sind folgende. Da Robespièrre's Anklagerede theils ein gewisses Gefühl der Unsicherheit verrieth, theils schreckende Drohungen für die Mehrheit des Convents enthielt, so verfehlte sie des gehofften Eindrucks. Denn, da er in seiner Rede Niemand mit Namen bezeichnet, sondern nur im Allgemeinen gedroht hatte, so mußten sich Alle, welche nicht in seinem Sinne zu den vertueux gehörten, zu den von ihm pro-

scribirten fripons rechnen. Als daher Legendre den Druck der Rede verlangte, erhob sich Widerspruch; allein Couthon, wüthend darüber, daß man diese Rede nicht mit allgemeinem Beifall aufnahm, drang auf den Druck und setzte den Beschluß desselben durch. Nun aber erhob sich der Berg dagegen, und Billaud-Varennes und Andere beschuldigten den Robespièrre, er wolle die Dictatur für sich und strebe nach dem Ruhm eines neuen Propheten, und drangen darauf, daß diese Rede erst vom Wohlfahrtsausschuß geprüft werden müsse, ob sie des Drucks werth sei. Da dieser Antrag durchgieng, so eilte Robespièrre vor Verdruß über diese Niederlage in den Jacobinerclub und trug diesem die Rede zur Beurtheilung vor. Seine Anhänger hörten sie mit Begeisterung und strichen sogleich diejenigen, welche gegen den Druck seiner Rede gestimmt hatten, aus der Liste der Clubsmitglieder; ja sie stießen die von ihnen im Club anwesenden (wie z. B. Collot d'Herbois u. a.) mit Gewalt hinaus. Hierauf schlug der Gemeinde-Procurator Payan vor, sogleich in Masse gegen die beiden Ausschüsse zu ziehen und sich der Glieder derselben zu bemächtigen. Allein Robespièrre, stets zu persönlichem Handeln furchtsam, lehnte den Antrag ab und gab dadurch seinen Feinden Zeit. Bereits war Collot d'Herbois gleich nach seiner Ausstoßung wüthend in den Wohlfahrtsausschuß gelaufen und hatte mit Anderen den St. Just, der als Robespièrre's Helfershelfer schon länger her den Ausschuß leitete, mit Vorwürfen überhäuft, so daß sich St. Just entfernte. Die Abwesenheit desselben benützten sodann Robespièrre's Gegner im Ausschuß und beschloßen, gegen ihn aufzutreten. Zu gleicher Zeit berathschlagten im andern Ausschuß Tallien und seine Freunde über einen Angriff auf Robespièrre und seine Partei, und gewannen in derselben Nacht die im Convent noch vorhandenen Dantonisten und Girondisten dafür. Als daher am folgenden Tage, den 9. Thermidor, Robespièrre im Convent, wo die Linke zahlreicher als sonst sich eingestellt hatte, erschien und nun St. Just die Ausschüsse und einen Theil des Convents in Anklagestand zu setzen vorschlug, trat Tallien mit der ganzen Kraft seiner Leidenschaftlichkeit gegen Robespièrre und dessen Partei auf und schloß mit den Worten: „Zittre, Robespièrre, zittre Tyrann!" und mit der Drohung, daß er, wenn der Convent denselben nicht in Anklagestand setze, aus eigner Macht ihm den Dolch in's Herz stoßen werde. Da er wirklich dabei einen Dolch schwang, erhob sich die ganze Versammlung mit lautem Beifallruf. Unbeweglich und sprachlos saß Robespièrre, im Innersten erschrocken, da, und während seine Freunde zitternd schwiegen, traten auch Barras, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier u. a. mit Anklagen auf, bis Tallien auf Abstimmung drang. Da verlangte die ganze Bergpartei seine Verhaftung. Vergebens strengte sich Robespièrre an, die Rednerbühne zu gewinnen und sich mit seiner dünnen, schneidenden Stimme Gehör zu verschaffen. Man stieß ihn zurück und ließ ihn nicht mehr zu Wort kommen. Bleich und zitternd vor Zorn stand er lange mit gekreuzten Armen an der Rednerbühne: dann stürzte er bald zum Berg, bald zur Ebene und beschwor sie, ihn zu stützen. Da sich Alles von ihm abwandte, stürzte er wieder zur Rednerbühne und rief: „Präsident von Mördern, wirst Du mir das Wort geben?" Als ihm endlich die Stimme ausgieng, wobei Einige riefen: „Danton's Blut erstickt ihn!" sank er erschöpft auf seinen Sitz zurück. Endlich wurde über die Verhaftung abgestimmt und nur sechs Stimmen waren dagegen. Daher wurden er, sein Bruder, Couthon, Lebas, St. Just, Dumas u. A. in verschiedene Gefängnisse abgeführt.

Als Robespièrre's Verhaftung bekannt wurde, wollte man kaum glauben, daß es mit diesem mächtigen Manne so weit gekommen. Da jedoch der revolutionäre Geist bei einem großen Theile des Volkes im Sinken begriffen war, weil die Guillotine nun auch der untern Stände nicht mehr schonte, so versuchte Henriot, der Commandant der Nationalgarde, vergebens seine Untergebenen zum Angriff auf den Convent zu bewegen und konnte nicht einmal seiner eigenen Verhaftung einen kräftigen Widerstand entgegensetzen. Inzwischen gelang es Robespièrre's übrigen Anhängern, besonders den Sectionsmännern, ihn und die andern wieder aus den Gefängnissen zu befreien und unter dem Läuten der Sturmglocken, so wie durch Aufführung von Kanonen das Stadthaus zum Mittelpunct ihrer Ver-

theidigung zu machen. Hier sah man nun den Robespierre auf einem Stuhl wie gelähmt sitzen, unfähig zu irgend einer Anordnung. Seine Freunde St. Just, Couthon u. A. sonst so gewaltig auf der Rednerbühne, hatten fast alle den Muth verloren. Henriot, auf dem Grèveplatz herumreitend, fluchte und tobte wie ein Betrunkener, vermochte aber nur Wenige zum Widerstand zu bewegen.

Unterdeß hielt der Convent eine Sitzung, erklärte den Robespierre und seine vornehmsten Anhänger für Rebellen und setzte sie außerhalb des Gesetzes; Barras aber übernahm es, Nationalgarden zu sammeln und das Rathhaus zu stürmen. Obgleich er nur 1800 M. zusammenbrachte, so drang er doch, da die Anhänger des Gemeinderaths die Waffen wegwarfen, in das Stadthaus ein. Als man in den Gemeindesaal kam, wo die Geächteten beisammen waren, schob Lebas eine seiner beiden Pistolen dem Robespierre in die Hände und erschoß sich mit der andern. Robespierre drückte hierauf die Pistole auf sich selbst ab, zerschmetterte sich aber dadurch nur die untere Kinnlade. (Die Behauptung, ein Gensd'armes Namens Médal, habe den Schuß auf Robespierre gethan, ist spätern Ursprungs.) Couthon kroch unter einen Tisch und wollte sich erstechen, vermochte es aber nicht; St. Just ließ sich gefangen nehmen; Robespierre's Bruder stürzte sich aus dem Fenster hinab und brach beide Beine; Henriot wurde zum Fenster hinausgeworfen, schlug sich ein Auge aus und brach auch beide Beine; die andern, darunter auch Dumas und der Schuster Simon, der Quälteufel des jungen Dauphin, wurden gefangen, Robespierre aber auf einer Bahre in das Lokal des Wohlfahrtsausschusses getragen und dort auf eine Tafel gelegt, auf der er den kurzen Rest der Nacht und den folgenden Vormittag zubrachte. Das Blut troff ihm aus der Wunde; er wischte es mit einem Pistolenüberzug ab. Von Zeit zu Zeit reichte man ihm Papierstücke, die er nahm, um sich das Gesicht abzuwischen. So blieb er der Neugierde und den Verhöhnungen der Menschenmenge ausgesetzt. Er ließ sich noch verbinden, ohne auf Befragen etwas zu antworten. Lange betrachtete ihn unter andern ein Bürger und sagte dann zu ihm: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!"

Nachmittags, den 10 Thermidor (28. Juli 1794) wurde Robespierre, das Gesicht der Wunde wegen mit einem Tuch umwunden, mit noch 20 seiner Anhänger zum Schaffot gebracht. St. Just, sein Schatten, sah finster und mit Verachtung auf die Menge, Couthon weinte, Dumas und Simon suchten sich die Furcht des Todes hinwegzufluchen. In der Nähe der Guillotine drang eine Frau durchs Getümmel, rief dem Robespierre, als dem Mörder aller der Ihrigen, im Namen aller gemordeten Mütter, Gattinnen und Kinder einen Fluch zu. Auf der Guillotine schloß er beim Anblick der triumphirenden Volksmenge, der er vom Scharfrichter gezeigt wurde, mehrmals seine Augen, und als ihm beim Anbinden auf das Brett das Tuch vom Gesicht gerissen wurde, schrie er vor Schmerz laut auf. — So starb der Moralfanatiker Robespierre, 36 Jahre alt, 18 Monate nach des Königs Tod, der vorzüglich sein Werk war. Tags darauf wurden noch 70 von seiner Partei (etwas später noch 15) hingerichtet.

Die Freude über Robespierre's Sturz war in Frankreich allgemein: denn man hatte sich gewöhnt, alle blutigen Gräuel auf seinen Namen zu setzen, obwohl er im Grunde nicht in der Art blutdürstig war, wie ein Marat u. a., sondern mehr nur das Morden theils gewähren ließ, theils es eben da veranlaßte, wo ihm sein System gefährdet schien, das er zum Schreckenssystem steigerte, weil er die Principien der Republik ihren Feinden gegenüber aufrecht erhalten wollte. Nichts desto weniger kann es im besten Falle nur eine Sentimentalität genannt werden, wenn Manche ihn, weil er nicht nach Reichthum und Wohlleben strebte, vielmehr das Lob der Unbestechlichkeit und Mäßigkeit zu seinem Zwecke für nothwendig

erachtete, eine Art Absolution vor dem Richterstuhl der Geschichte ertheilen, indem man seine mit der tiefsten Eitelkeit gepaarte Herrschsucht weniger hoch anschlägt, eine Herrschsucht, welche zwar Verachtung gegen die aus der Habsucht und Genußsucht fließenden Leidenschaften, aber kein wahres menschliches Gefühl und Mitleid gegen die Opfer seines moralisch-politischen Fanatismus kannte, der ihn zum Repräsentanten der Triumphe, wenn nicht des heuchlerischen Worts, so doch des gröbsten „Mißbrauchs der Begriffe von Tugend und Rechtschaffenheit" machte.

Am meisten jubelten die Hunderttausende der Unglücklichen, die in den Gefängnissen Frankreichs dem Tod entgegen zitterten und jetzt wieder Hoffnung auf Befreiung faßten. Viele Personen, die sich verborgen hatten, ließen sich da und dort wieder offen sehen, und in die Herzen Aller, selbst vieler Terroristen, kehrte wieder ein gewisses Gefühl der Sicherheit zurück. Doch diese war für Viele noch keineswegs vorhanden, und die Reaction, welche, nachdem die Revolution auf der Spitze angelangt war, eintreten mußte, konnte nur langsam in stufenweisen Schritten, mit untermischten Rückfällen in den Schreckenszustand, Raum gewinnen.

Viele Terroristen, an ihrer Spitze Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère, waren noch nicht gesonnen, einen Stillstand der Revolution zu Gunsten einer vernünftigern Freiheit eintreten zu lassen: daher hatten Diejenigen, welche am 9. Thermidor gesiegt hatten und in Folge dieses Siegs Thermidorianer (Thermidoriens) hießen, obgleich sie selbst früher der äußersten Linken angehört hatten, jetzt aber zur Einschränkung der Revolution entschlossen waren, noch einen schweren Stand. An ihrer Spitze stand Tallien, der während seines Aufenthalts in Bordeaux durch seine Verlobte, die jetzt unter den Gefangenen befindliche schöne und geistreiche Frau von Fontenay, geborne Cabarrus, zu einer gemäßigtern Gesinnung und zu jenem entschiedenen Auftreten gegen Robespierre gebracht worden war.

Da man jedoch gleich nach der eingetretenen Katastrophe eine große Anzahl Verhafteter frei gegeben hatte, unter denen fast Alles, was sich durch Geist, Bildung und Schönheit auszeichnete, befindlich war: so eröffneten sich nun auch wieder gebildete, von ausgezeichneten Frauen beseelte Gesellschaftskreise, die — wie namentlich der Salon der Frau von Fontenay (nunmehr Madame Tallien), der Salon der Wittwe des Generals Beauharnais, Josephine, geborne Tascher de la Pagerie, und der Salon der Madame Recamier, — einen wohlthätigen Einfluß auf Milderung der Gesinnungen, Verbannung des Sansculottismus und Wiederherstellung eines besseren Geistes äußerten. Auch kam es bald dahin, daß die beiden Ausschüsse (durch Herstellung der frühern Beschlüsse über die monatliche Erneuerurng derselben) nur mit Thermidorianern besetzt wurden. Um ihre Gegner besser angreifen zu können, ließen sie die bisher blos von terroristischen

Jacobinern beherrschte Presse freigeben, die nun den Terrorismus und Jacobinismus bekämpfte, und sogar wieder christlich-religiösen und antirevolutionären Meinungen Eingang ließ.

Der Convent ernannte sogar eine Commission zur Befreiung der noch in den Gefängnissen Zurückgehaltenen, und mit einem gewissen Edelmuth entledigten sich diese Commissionsglieder ihres Auftrages, um dadurch ihr früheres Unrecht wieder gut zu machen.

2. Drohende Haltung des Terroristenrumpfs. Die Goldjugend. Der Prozeß gegen Carrier. Die beiden Thermidorianerfractionen. Weitere Reactionsmaßregeln.

Mit Verdruß und Furcht sah der Terroristenrumpf, oder wie man ihn nannte, „der Schweif Robespièrre's" diese reactionäre Stimmung und Gesinnungsänderung und arbeitete in dem wiedereröffneten Jacobinerclub dagegen. In diesem hatten sich nun auch viele aus den Departementen zurückgekehrte berüchtigte Agenten und Commissäre (wie Carrier, Lebon, Maignet ꝛc.) mit ihnen zusammengefunden und fiengen an, den Convent und die Ausschüsse zu bedrohen und sogar die eingetretene öffentliche Ruhe zu stören.

Da aber brachte Fréron, der jetzt zu den Gemäßigten gehörte, auf den Rath der Frau von Fontenay, durch öffentlichen Aufruf einige Tausend entschlossene junge Leute aus der Klasse der Gebildeten und Wohlhabenden zu einem engeren Zusammenschluß, um insbesondere den rohern Theil der Jacobiner und ihren Pöbelanhang im Zaum zu halten. Es war diese Jeunesse dorée (Goldjugend), wie die Jacobiner sie spottweise nannten, eine Art Miliz der gemäßigten Revolution, die mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, sich täglich in die Straßen, Theater und andere öffentliche Orte und Plätze vertheilte, jedem Unfug entgegentrat und Ruhestörern ihre Überlegenheit, nicht selten aber auch mit Übermuth, handgreiflich fühlen ließ.

Sie geriethen täglich da und dort mit Gegnern ins Handgemenge, zerschlugen die an jenen Orten aufgestellten Büsten Marat's, rissen dessen Leichnam aus dem Pantheon heraus und warfen ihn in eine unterirdische Kloake. Um die Marseillaise und das Ça ira zu verdrängen, setzten sie diesen Liedern ein anderes revolutionäres Lied »le reveil du peuple« (das Erwachen des Volks) entgegen.

Da die Clubisten nichts desto weniger fortfuhren, die Thermidorianer im Convent, und wo sie sonst konnten, anzugreifen, und in einer ihrer Clubsitzungen wieder mit Erneuerung der Blutscenen drohten, zogen die „Goldjungen" gegen den Club, sprengten diesen auseinander und peitschten die Weiber, vormals „Furien der Guillotine," jetzt „Wittwen Robespièrre's" genannt, die sich zum Schutz der Clubisten zusammen gerottet hatten, durch die Straßen der Stadt. Am gleichen Tag wurde Billaud-Varennes im Convent von den Thermidorianern wegen jener Äußerungen im Club zur Rede gestellt, und als er sie zu wiederholen wagte, stellte Tallien die Unverträglichkeit dieser Grundsätze mit

einem geordneten Rechtszustand dar und setzte die Entwerfung einer Anklage gegen sechs Terroristen durch, unter denen sich Billaud-Varennes und Collot d'Herbois befanden.

Zur Verstärkung des allgemeinen Abscheu's gegen die gestürzte, aber in ihrem Rest noch drohende Schreckensherrschaft trug der in diese Zeit fallende Prozeß Carrier's ungemein viel bei. Dieser Schreckensmann war als Commissär nach Nantes geschickt worden, um die dortigen Royalisten und andern Feinde der Republik zu verfolgen. Die entsetzlichen Gräuel, welche dieses Ungeheuer an Bosheit in jener Stadt verübt hatte, waren damals in der von den Terroristen noch beherrschten Presse zu Paris nicht allgemein bekannt worden. Nachdem er in Verbindung mit der Militärcommission eine große Anzahl Einwohner hatte theils erschießen, theils guillotiniren lassen, errichtete er eine bewaffnete Bande, genannt die Compagnie Marat, durch die er die täglichen Hinrichtungen rascher betreiben ließ. Als diese endlich der unaufhörlichen Blutarbeit müde wurden, ließ Carrier auf der Loire Kähne mit beweglichem Boden herrichten, bemannte sie mit gefangenen Männern, Weibern und Kindern und ließ sie durch Öffnung der Böden ertränken: dieß waren die sog. Noyaden, die er „republikanische Taufen" hieß. Zur Abwechslung ließ er auch Viele, immer je einen Mann und eine Frau zusammengebunden, in die Loire werfen und nannte diese Ertränkungen zusammengekoppelter Paare „republikanische Hochzeiten." Die vielen Leichname in der Loire verpesteten das Wasser so, daß man das Fangen der Fische verbieten mußte. Im Ganzen hat Carrier in Nantes an 1800 Menschen seiner Grausamkeit geopfert. Er war bereits wieder in Paris, als er durch die Commission in Nantes 94 angesehene Einwohner jener Stadt, die übrigens mit gegen die Vendéer gestritten hatten, nach Paris schicken ließ, um sie wegen föderalistischer (girondistischer) Gesinnung vor das Tribunal zu stellen. Dort kamen sie zu ihrem Glück erst nach dem 9. Thermidor an, so daß es ihnen leicht wurde, sich zu rechtfertigen. Dagegen traten sie nun als Ankläger gegen Carrier auf und eben durch ihre Depositionen kamen jene Gräuel an den vollen Tag. Zwar wollte ihn das Revolutionstribunal durchschlüpfen lassen, aber die öffentliche Stimmung war zu aufgebracht über diesen Unmenschen, als daß er dem Beile hätte vorenthalten werden dürfen. — Überhaupt kam es nun mehr und mehr an den Tag, daß die Demagogen in den Provinzen das Werk des Mordens, Raubens und Zerstörens mit noch größerer Wuth und Unmenschlichkeit getrieben hatten, als die Tonangeber in der Hauptstadt.

Die Thermidorianer bestanden aber selbst wieder aus zwei Fractionen, eine, welche die Herstellung der Ordnung bloß durch Hinwegschaffung der gefährlichsten Terroristen bewerkstelligen zu können glaubte, sonst aber die bisherigen Grundsätze der Revolution beibehalten wissen wollte; und eine andere, welche, meist aus Gelehrten und Höhergebildeten bestehend, nur von einer Umänderung des ganzen Systems mittels des Einflusses der Religion und Moral Heil für Frankreich hofften. Die letztere bestand theils aus Monarchischgesinnten, theils und überwiegend aus gemäßigten Republikanern. Die Volksmasse selbst aber war noch viel zu sehr am „Revolutionsfieber" krank, als daß sie für die idealistische Seite der Revolution empfänglich gewesen wäre. Darum galt es erst noch behutsame Vorbereitungen zum Bessern: das Ziel lag noch fern und war jedenfalls den Leitern der am meisten einlenkenden Bewegung noch unklar. Es war schon viel gewonnen, daß die Wiederkehr anständigerer, durch die Frauenwelt vermittelter geselliger Formen den rohen Sansculottengeist verdrängte und selbst viele Jacobiner für Besonnenheit

und Mäßigung, für Sitte und Milde gewann, wenn auch diesem Bestreben nach gesellschaftlichem Anstand vorerst ein noch meist mehr sinnlicher, als sittlicher Trieb zum Grunde lag. Doch hatten die furchtbaren Erschütterungen und schweren Drangsale, welche besonders die Vornehmen während der Revolution ausgestanden hatten, auf die nunmehrige Haltung dieses Standes einen wohlthätigen Einfluß gehabt und ihn für eine tiefere Erkenntniß empfänglicher gemacht.

Die weitern Schritte der Thermidorianer, theils zur Bekämpfung des Terroristenrumpfs, theils überhaupt zur Besserung des öffentlichen Zustandes, bestanden in der von Boissy d'Anglas, Chenier und Sièyes beantragten Wiedereinsetzung der 73 Conventsglieder, welche gegen den Aufstand vom 2. Jun. 1793 und gegen die Verhaftung der Girondisten protestirt hatten; in der von Tallien und Fréron beantragten Zurücknahme der Achtserklärung gegen 18 noch lebende Girondisten (darunter der unerschrockene Lanjuinais war) und ihre Wiederaufnahme in den Convent; in der Ertheilung der Amnestie für die Vendéer; in der von Legendre warm befürworteten Zurückgabe der noch nicht verkauften Güter aller vom Tribunal Verurtheilten an ihre Familien (nicht aber der längst verkauften Güter der Geistlichkeit, noch auch der Güter der Ausgewanderten); in der erleichterten Streichung aus der Liste der auf 50,000 Köpfe sich belaufenden Emigranten und in der bereitwilligen Annahme ihrer Reclamationen; in dem Einstellen der Verfolgungen gegen den Klerus und in der Freigebung religiöser Versammlungen, jedoch ohne Bewilligung von Staatsmitteln dazu; in dem Verbot der vandalischen Zerstörungen kirchlich- und politisch-historischer Denkmäler; in der Errichtung einer neuen Anstalt für Wissenschaft und Kunst, die unter dem Namen Institut national de France an die Stelle der alten Academie trat.

3. Entwerthung der Assignaten. Aufstandsversuch der Terroristen. Gegenrevolutionäre Bewegungen in den Provinzen. Letzter Volksaufruhr in Paris.

Das allmähliche Verschwinden des Terrorismus legte aber nun in dem Zustand der Finanzen eine Gefahr bloß, die alle frühern Finanznothstände überstieg. So lange auf die Nichtannahme der Assignaten im Verkehr die Todesstrafe gesetzt war, erhielt sich dieses Papiergeld im gezwungenen Cours; als aber die Anwendung dieses Strafgesetzes wegfiel, sank der Werth der Assignaten so tief, daß der Staatsbankrott in nächster Aussicht stand. Da nun die Leiter des Volks diesen Abgrund durch neue hundert Millionen Papiergeld zudecken zu können glaubten, so gieng aus dem damit zusammenhängenden Verfall des ohnedies gelähmten Handels- und Gewerbswesens eine rasch steigende Verarmung und Theuerung hervor, welche durch die Abschaffung des Getreidemaximums,

die nur den Wucherern zu Gute kam, und durch die Minderung der Brotaustheilungen bei dem an den Müssiggang gewöhnten Pöbel bis zum Mangel gesteigert wurde.

Diese Noth im Volke nun benützte die terroristische Faction des Convents, die man jetzt die „Spitze des Berges“ nannte, zur Erregung eines Volksaufstandes in Paris, durch welchen sie eine gegen Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère und noch vier Andere anhängige Anklage abwenden und das Schreckenssystem wieder zurückführen wollten. Dieser Aufstand brach am 1. Apr. 1795 aus, wurde aber durch die vom General Pichegru geleitete jeunesse dorée glücklich unterdrückt. Die drei genannten Revolutionsmänner wurden zur Deportation verurtheilt.

Diese Insurrection hatte in ihrem Beginn einige Ähnlichkeit mit dem Tumult des 4. Oct. 1789 zu Versailles. Pikenmänner der Vorstadt St. Antoine und St. Marceau, von Jacobinern geführt, mit einer Fahne voran, worauf die Worte: „Brot, Menschenrechte und Constitution von 1793!“ standen, drangen, untermischt mit rasenden Weibern, in den Conventsaal und wurden von der Bergspitze in ihren Forderungen unterstützt. Bald aber stürmte die „Goldjugend“ mit dem Gesang Reveil du peuple in den Saal und nahm eine so drohende Stellung, daß die Aufrührer sich erschrocken zurückzogen. Pichegru, der sie, begleitet von einem kleinen Theil der Nationalgarde, unterstützte, war ein von jeher zur Mäßigung geneigter, ja im Stillen für die Monarchie gestimmter Mann, der sich in dem republikanischen Feldzug am Rhein und dann als Eroberer Hollands ausgezeichnet hatte und jetzt, nach Robespierre's Sturz, in der Absicht, eine Restauration anbahnen zu helfen, nach Paris zurückgekehrt war, wo er den Oberbefehl über die bewaffnete Macht erhielt. — Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère hatten es nur der Milde ihrer Gegner, welche die Todesstrafe für politische Vergehungen abgeschafft und in Deportation verwandelt hatten, zu danken, daß sie mit dem Leben davon kamen. Sie wurden nach dem französischen Guyana verwiesen. Billaud-Varennes entkam nach einigen Jahren von dort nach St. Domingo, wo er als Advocat noch lange lebte; Collot d'Herbois, der Schlächter von Lyon, stiftete in Cayenne einen Negeraufruhr, wurde in die Citadelle gesperrt und soll sich durch gebranntes Wasser getödtet haben; Barrère, der „Anakreon der Guillotine,“ wurde vor der Deportation krank, entkam seiner Haft, erlebte noch verschiedene Glückswechsel und starb in einem hohen Alter. — Gegen Lebon aber, den „Tiger von Arras“, wo er die verruchtesten Grausamkeiten verübt hatte, ferner gegen den ehemaligen öffentlichen Ankläger beim Tribunal, Fouquier-Thinville, der Tausende durch die unerhörtesten Lügenanschuldigungen zum Tode gebracht hatte, so wie noch gegen eine Anzahl der verhärtetsten Richter und Geschwornen des Revolutionstribunals wurde noch das Beil angewandt, das sie auf so viele unschuldige Häupter hatten fallen lassen: denn die öffentliche Stimme der Rache verlangte diese ihre Bestrafung.

Auch in Provincialstädten (namentlich in Toulon, Lyon, Marseille, Aix ꝛc.) wurde an denjenigen Jacobinern, welche so viele Ermordungen und Plünderungen verübt hatten, ein strenges Wiedervergeltungsrecht geübt. Wider die Absicht und den Willen der Pariser Thermidorianer gieng der contrerevolutionäre Pöbel in den Provinzen so weit, daß ganze Banden unter dem Namen Compagnie de Jesus und Enfans du soleil das Land durchstreiften und die willkürlichsten Gewaltthaten begiengen.

Das in Paris fortdauernde Elend des Volks wurde von den Anarchisten am 20. Mai 1795 noch einmal zu einem Aufruhr benützt, indem ein Haufe von wohl 30,000 mit Piken, Säbeln und Schußgewehren bewaffneten Menschen (darunter eine Menge roher, meist betrunkener Weiber) mit dem Ruf: „Brot und die Constitution von 1793!" gegen den Convent anrückte und mit der darin befindlichen anarchischen Faction die Gemäßigten in so große Gefahr brachte, daß nur die Standhaftigkeit des Präsidenten Boissy d'Anglas und die zuletzt herbeieilende Jeunesse dorée die Bedrängten rettete.

Als sich nämlich die ganze Wuth der in den Saal Gedrungenen gegen Boissy wandte und von ihm verlangte, entweder den Präsidentenstuhl zu verlassen oder ihre Wünsche dem Convent zur Abstimmung vorzulegen, that er keins von beiden, sondern blieb unbeweglich auf seinem Posten. Schon richteten sich mehrere Feuergewehre gegen ihn, als sich Féraud, ein Conventglied, zwischen ihn und die Angreifer warf, aber in demselben Augenblick durch einen Pistolenschuß niedergestreckt wurde, worauf der Mörder dem Getödteten den Kopf abschnitt, ihn auf eine Pike steckte und dem Präsidenten vor die Augen hielt. Inzwischen hatte fast die ganze gemäßigte Partei erschreckt den Saal verlassen und nur Boissy stand noch an seinem Platz, so daß die wilde Menge Respect vor ihm bekam und ihn, als einige seiner Freunde wiederkamen und ihn mit sich fortzogen, unangetastet durch ihre Reihen hindurchgehen ließ. Sogleich constituirten sich nun im Saale die Terroristen als Convent, gaben sich einen Präsidenten und bewilligten die Forderungen der Insurgenten. Da — es war bereits Nachts 11 Uhr und ein Theil der Menge hatte sich wieder verlaufen — erschien die Goldjugend unter Legendre's Führung, zerstreute die Anarchisten und führte die Majorität des Convents wieder auf ihre Sitze zurück. — Als bei der kurz darnach erfolgenden Verurtheilung von Féraud's Mörder der Pöbel durch eine Befreiung desselben abermals einen Aufruhr begann, wurde die Vorstadt St. Antoine, als der Herd aller revolutionären Aufstände, mit Hülfe der Nationalgarde und der Linie entwaffnet. Jener Mörder stürzte sich aus einem Fenster des Stadthauses zu Tode.

Hierauf wurden 25 anarchische Deputirte, welche den Aufstand gebilligt hatten, vor eine Commission gestellt, jedoch nur sechs davon zum Tode verurtheilt, dem sie durch Selbstmord zuvorzukommen suchten, was jedoch nur dreien glückte; die drei andern wurden guillotinirt. Achtzig andere terroristische Mitglieder wurden gezwungen, aus dem Convent zu treten und sich zu verbergen. Die meisten derselben verschollen.

4. Die Constitution vom Jahre III. Royalistische Opposition in der Wählerschaft. Unterdrückung derselben. Der Conventsgeneral Bonaparte. Letzter Act des Convents.

Die Thermidorianer, welche nun das Feld allein inne hatten, wollten jedoch einer weitern Reaction keinen Raum geben, weil sie befürchteten, es möchten am Ende auch sie bei einer etwa eintretenden Restauration von der Strafe ereilt werden. Auch war das Volk, wie nicht minder das Heer im Feld, noch allzu tief in die Grundsätze der Revolution verrannt und mit zu großem Haß gegen die ausgewanderte Aristokratie erfüllt, als daß schon an eine Zurückführung des Monarchismus zu denken gewesen wäre. Zudem waren der gewaltsam veränderte Besitzstand

und die ganze revolutionäre Gesetzgebung viel zu starke Bollwerke der Republik, welche die nunmehrigen Gewalthaber aufzugeben nicht gesonnen waren. Diese ernannten nun eine Commission zur Entwerfung einer neuen Verfassung, durch welche die republikanische Form und das demokratische Prinzip mit übrigens gemäßigter und beschränkter Anwendung festgehalten werden sollte.

Diese Commission bestand aus eilf Mitgliedern, darunter vier (Lesage, Lanjuinais, Durand-Maillane und Boissy d'Anglas) von mehr monarchischer Gesinnung waren, die sie aber verbergen mußten; von den übrigen sieben waren Thibaudeau und Donou die bedeutendsten. Dem letzteren schrieb man den vorzüglichsten Antheil am Entwurf zu, auf den übrigens auch der alte Constitutionsmacher Siéyes großen Einfluß hatte.

Die neue, von einer streng republikanisch-gesinnten Commission geprüfte Verfassung, genannt die Constitution vom Jahre III, die alles fern zu halten suchte, woran man die Zurückführung der Monarchie hätte knüpfen können, übertrug die vollziehende Gewalt einem Directorium von fünf Männern, welche sich bei den Berathungen und Beschließungen nicht sollten betheiligen dürfen, so daß die Acte der Gesetzgebung und der Gesetzvollziehung gänzlich auseinander gerissen wurden. Doch sollte die legislative Gewalt sich fortan in zwei Conseils oder Kammern darstellen, in dem Rath der Alten, der aus 250 Mitgliedern von wenigstens 40 Jahren bestand, und in dem Rath der Fünfhundert, dessen Glieder wenigstens 30 Jahre alt sein mußten.

Besondere Eigenschaften zu diesen Stellen waren nicht vorgeschrieben, da dies gegen das Princip der Gleichheit gewesen wäre. Die Fünfhundert hatten das Recht, Gesetze vorzuschlagen, der Rath der Alten das Recht, sie anzunehmen oder zu verwerfen, ohne die Befugniß, eine Modification daran zu machen oder vorzuschlagen. Auch mußte jeder Gesetzesvorschlag erst in drei aufeinanderfolgenden Sitzungen vorgelesen worden sein, bevor er discutirt wurde. Alljährlich sollte der gesetzgebende Körper zum dritten Theil erneuert werden. — Die fünf Directoren wurden vom Rath der Alten gewählt; jährlich sollte einer ausscheiden und erst nach 5 Jahren wieder wählbar sein. Sie hatten die Leitung des Kriegs, nicht aber das Recht, ihn zu erklären; sie leiteten die Unterhandlungen, hatten aber nicht die Ratification der Verträge. Unter ihnen standen 6 Minister, von denen jeder einen Verwaltungszweig leitete. Im Vorsitz wechselten die Directoren von Vierteljahr zu Vierteljahr ab. Sie residirten im Luxemburg. — Der Eingang der Constitution enthielt wieder die stereotype Erklärung der Menschenrechte, die doch zu keiner Zeit greller verletzt wurden, als eben in der französischen Revolution. Die Culte waren frei und der Staat kümmerte sich nichts um sie. — Von der Commission zur Abfassung dieser Constitution waren die eigentlichen Thermidorianer, als zu sehr der Reaction geneigt, ausgeschlossen worden, was sie als eine Zurücksetzung schwer empfanden.

Nachdem diese neue Constitution zuletzt vom Convent berathen und im September 1795 angenommen worden war, suchte sich der Convent seinen Einfluß unter der neuen Verfassung dadurch zu wahren, daß er zwei Beschlüsse veranlaßte, nach welchen zwei Dritttheile der damaligen Conventsglieder in den beiden Conseils oder Kammern noch eine Zeit lang sitzen sollten. Ohngeachtet die Royalisten gegen diesen Zusatz, welcher den revolutionären Geist auch unter der neuen Constitution fortzusetzen

drohte, in der Presse den heftigsten Widerstand aufregten, so wurde auch die Constitution sammt diesen Beschlüssen von den meisten Urwahlversammlungen angenommen. Nur die meist royalistisch-gesinnte Wählerschaft in Paris und in einigen der Hauptstadt näheren Departementen entsagte dem Widerstand nicht, sondern bereitete eine Waffenerhebung vor. Daher machte der Convent Gegenrüstungen und übertrug dem damals in Paris anwesenden General Napoleon Bonaparte auf Barras' Empfehlung die Leitung der militärischen Vertheidigung des Convents.

Nach Giovini's Unione kommen die ältesten Bonaparte's in der Gegend von Treviso vor: denn schon 1183 in den Friedenspräliminarien des Waffenstillstandes, welchen Friedrich Barbarossa mit den Lombarden schloß, war ein Giovanni Bonaparte als Consul und Rector der Gemeine von Treviso mit unterschrieben (ebenso einer der Stammherren des Hauses Savoyen, ein Graf von Maurienne). Ein Zweig der Familie Bonaparte war, der Angabe nach, im 17. Jahrhundert nach Corsica verschlagen worden. Zu dieser Linie nun gehörte

Napoleon Bonaparte, geb. d. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf Corsica. Sein Vater Carlo Bonaparte hatte bei dem letzten Aufstand der Insel Corsica gegen die genuesische Oberherrschaft die Gemeinde Talavo, in der er Grundeigenthum besaß, in den Kampf geführt und war einer der nächsten Freunde des corsischen Freiheitshelden Paoli; seine ungemein kräftige Mutter Lätizia Ramolini hatte diesen ihren Gatten in dem Unabhängigkeitskriege fast überall hin begleitet und zwei Monate nach der Schlacht bei Ponte Nuovo, welche das Schicksal der Insel entschied, jenen ihren zweiten Sohn geboren. Nachdem Genua die Insel Corsica an Frankreich verkauft hatte, wurde Napoleon's Vater von der königlich französischen Regierung zum Assessor eines Gerichtshofs in Ajaccio ernannt. Als der Knabe 8 Jahre alt war, kam derselbe, weil man seine Ältern wegen ihrer vielen Kinder durch Unterstützung an das französische Interesse knüpfen wollte, nach Autun, wo sich seiner der dortige Bischoff (v. Marboeuf) annahm, welcher ihn bald der von den fratribus minimis geleiteten Kriegsschule zu Brienne übergab. In dieser klösterlichen Militärschule erhielt Bonaparte's Character etwas Zurückhaltendes und Verschlossenes, wozu aber wohl seine angeborne Reizbarkeit und sein in ihm wohnender geistiger Stolz die Unterlage hergaben. Der Gestalt nach war er klein und unansehnlich, dem Geiste nach unermüdet thätig und „eigensinnig pünctlich". Mathematik und Geschichte zogen ihn am meisten an. Unter seinen Lehrern nahm sich seiner besonders Pichegru an, der damals noch Geistlicher war und an dieser Schule lehrte. — Als Napoleon nach vollendetem 14. Jahre 1783 die Brienner Schule verließ, um in die höhere Kriegsschule in Paris überzutreten, wurde im Abgangszeugniß von ihm gerühmt: Bonne constitution, santé excellente, caractère soumis, honnête et reconnaissant, toujours distingué par son application aux mathématiques. Il sait passablement son histoire et sa géographie; il est assez faible dans tous les exercices d'agrément et pour le latin, où il n'a fait que sa quatrième classe." — Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Pariser Kriegsschule, wurde er am 1. Sept. 1785 (sieben Monate nach dem Tode seines Vaters, der zu Montpellier am Magenkrebs starb) Unterlieutenant bei der Artillerie in Grenoble, wo er fleißig das Studium der Geschichte trieb und viel den Plutarch (in einer Übersetzung) las. — Bei dem Ausbruch der Revolution im J. 1789, zu welcher Zeit er in Valence stand, schloß er sich derselben mit Begeisterung an. Er gieng, damals 20 Jahre alt, nach Corsica, wo der aus seinem Asyl in England zurückgekehrte Paoli von der französischen Nationalversammlung zum Statthalter ernannt worden war, der ihn 1792 zum Capitän befördern half. Als auch in Corsica der Parteienkampf ausbrach und Paoli sich auf die Seite der Aristokraten schlug, ergriff Bona-

parte die demokratische Partei, so daß nun Paoli und andere vornehme corsische Geschlechter (darunter Pozzo di Borgo) seine Gegner wurden. Angeklagt von ihnen beim Convent, daß seine Gewaltsamkeit den Ausbruch der Zwietracht befördert habe, gieng Bonaparte nach Paris, um sich zu rechtfertigen, sah dort gerade den Sturz der Monarchie und schloß sich an die Jacobiner an, wobei er seinen Vornamen Napoleon mit dem Namen Brutus vertauschte. Nach dem Zusammentritt des Nationalconvents kehrte Bonaparte nach Corsica zurück, wo der unterdeß proscribirte Paoli an der Spitze der Aristokraten einen Sieg erfocht, in Folge dessen die ganze Familie Bonaparte aus Corsica verbannt wurde, worauf sie sich in Marseille niederließ, und dort in gedrückten Umständen lebte. Bonaparte selbst wurde nun, während das Artillerieregiment, bei dem er stund, nach Nizza versetzt ward, als eifriger Jacobiner, gegen die Girondisten in Südfrankreich verwendet. Wie er sich bei der Belagerung von Toulon auszeichnete, ist oben Kap. 6, 4. a. E. erwähnt worden.

Hierauf zum Artillerie-General ernannt, machte er unter dem Obergeneral Dumerbion den Krieg gegen Italien mit, und seine Feldzugsentwürfe trugen viel zu den Fortschritten der republicanischen Waffen daselbst bei, bis der Sturz Robespièrre's die Unternehmungen der französischen Armee in Italien hemmte, und die Reaction gegen den Terrorismus auch Bonaparten in Gefahr brachte. Er hatte damals die Aufsicht über die Ausführung der Conventsbeschlüsse rücksichtlich der Vertheidigung der französischen Südküsten und trug darauf an, daß man in Marseille zwei niedergerissene Forts nach der Stadtseite hin wieder aufbauen solle. Deßhalb wurde er von den Thermidorianern des „Freiheitsmord's" angeklagt und in Nizza verhaftet. Da ihm aber die der Armee beigegebenen Conventsdeputirten das Zeugniß gaben, daß man, zumal bei dem verstärkten Andrängen der Engländer, sein Talent nicht entbehren könne, so wurde er wieder freigegeben, jedoch nicht wieder angestellt. Daher gieng er nach Paris und suchte dort Beschäftigung. Man wollte ihn zwar in der Vendée verwenden, dazu hatte er aber keine Lust und lebte lieber mit seinen Freunden Junot und Sebastiani in dürftiger Lage, bis er eine Verwendung bei dem topographischen Comité im Kriegsministerium fand, wo ihn wieder Barras begünstigte und ihm den oberwähnten Auftrag verschaffte.

Da sich Bonaparte sofort durch Murat der Kanonen bemächtigt hatte, so fiel der am 13. Vendemiaire (5. Oct.) 1795 zwischen der Nationalgarde und der Linie erfolgte Straßenkampf durch Bonaparte's geschickte Anordnungen zum Nachtheil der pariser Bürger- und Wählerschaft aus. Der Convent siegte und verkündigte zwar eine Amnestie, schloß aber alle die, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten, von derselben aus und erklärte sie für unfähig, ein Amt zu bekleiden. Dagegen wurde Bonaparte zum Commandanten von Paris und zum General ernannt.

Hierauf nahm der Convent den letzten Act seiner bisherigen Gewalt vor und ernannte aus seiner Mitte die 379 Glieder, welche in die beiden Drittheile der neuen Volksvertretung mit übergehen sollten. Das letzte Drittheil, das aus der Wahl des Landes hervorgieng, enthielt viele Royalisten. Die fünf Directoren aber wählte der Convent absichtlich aus denjenigen, welche für den Tod des Königs gestimmt hatten, um der Revolutionspartei eine desto größere Sicherheit zu geben — und den Royalisten die Hoffnung auf Wiederherstellung des Königthums abzuschneiden. Die fünf, denen nun die oberste Leitung der Republik anvertraut wurde, waren Barras für das Äußere und die Po-

lizei, Larevellière-Lepeaux für das Innere, Carnot für das Kriegswesen, Letourneur für das Seewesen, Rewbell für die Finanzen. Es war der 27. Oct. 1795, an welchem sich der merkwürdige Convent nach einer Dauer von nicht ganz drei Jahren auflös'te und das Directorium seine Regierung antrat.

8. Kapitel. Die Kriegsereignisse in den Jahren 1794 und 1795. Die zweite und dritte Theilung Polens.

1. Die französische Nordarmee unter Pichegru. Sieg bei Fleurus. Vordringen der Franzosen in Belgien und am Rhein. Nachtheile der Franzosen zur See. Verlust der französischen Colonieen. Negeraufstand auf St. Domingo.

Auf die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1794 zurückgehend, finden wir im Frühling jenes Jahres den jungen Kaiser Franz II in eigner Person im Lager des Prinzen von Coburg, um durch Verstärkungen und einen neuen, von Mack entworfenen Kriegsplan den Muth der Österreicher zu befeuern, indeß die Engländer mit den Hannoveranern und Holländern unter dem Herzog von York gleichfalls wieder erschienen, um den rechten Flügel der Angriffsarmee zu bilden. Die Preußen mit 62000 M. stunden am Rhein, unternahmen aber aus Argwohn gegen ihre Verbündeten und in der Voraussicht, bald ihre Kraft in Polen verwenden zu müssen, nichts Entscheidendes. Da auch die Engländer sich schonten, so hatten den Hauptkampf die Österreicher gegen die französische Nordarmee unter Pichegru zu bestehen, der zwar Anfangs mit wechselndem Glück focht, aber im Mai den Clairfait und York schlug, worauf Jourdan mit der Moselarmee ihn unterstützend, nach einigen vergeblichen Angriffen der französischen Linien an der Sambre, am 26. Juni über den Prinzen von Coburg den entscheidenden Sieg bei Fleurus davon trug. (Es war dieß die Schlacht, bei welcher die Franzosen durch einen großen Luftballon die Stellung des Feindes zu erforschen suchten.)

Diese Niederlage hatte für die Verbündeten schwere Folgen. Der Prinz von Coburg sah sich zum Rückzug genöthigt, der den Franzosen Belgien wieder öffnete und die mit so großer Mühe eroberten Festungen Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies preisgab. Während auch die Engländer sich nach dem Meere zurückzogen, nahm Jourdan durch rasches Vordringen Belgien ohne großen Widerstand ein, besetzte im September Aachen, dann nach einem Sieg bei Aldenhoven im October Bonn und Coblenz, darauf im November Maestricht (wo sie 8000 Gefangene machten und 360 Kanonen erbeuteten). Bald nahmen die Franzosen auch Luxemburg, das Kur-

fürstenthum Trier und einen großen Theil der mainzischen, kölnischen und pfälzischen Lande weg, wo sie allenthalben Lieferungen ausschrieben, Brandschatzungen erhoben und Kunstschätze mit fortschleppten.

An dem Tage, da Aachen von den Franzosen besetzt wurde (d. 18. September 1794), trugen die Preußen, welche nach einem Siege der Franzosen bei Edenkoben in der Pfalz sich über den Rhein hatten zurückziehen müssen, aber bald darauf wieder vorgerückt waren, bei Kaiserslautern einen nochmaligen Sieg davon. Weil sie jedoch wegen des Standes der politischen Angelegenheiten den Befehl bekamen, sich wieder zurückzuziehen, so gieng bald darauf durch den Verlust der Rheinschanze bei Mannheim (d. 23. Dez.) auch dieser Theil des linken Rheinufers verloren.

Um nunmehr die Eroberung Belgiens zu sichern, enthielt sich Pichegru jeder Bedrückung der Einwohner und sah allenthalben auf strenge Mannszucht. Es war bereits der Winter von 1794 auf 95, der sich als der strengste in dem ganzen 18. Jahrhundert erwies, eingetreten, als Pichegru, obgleich seine Armee von allem Nöthigen entblößt war, Holland angriff, dessen Erbstatthalter sich vergebens zur Anerkennung der französischen Republik und zur Erlegung von 80 Mill. Fr. bereit erklärte, um Holland zu retten. Der in Holland noch stehende Rest der Engländer (die andern waren mit York schon nach England zurückgekehrt) wollte die Dämme durchstechen und Holland unter Wasser setzen, um die Franzosen am Vorrücken zu hindern. Allein der Frost überzog die Kanäle und Flüsse mit Eis und bahnte den Franzosen den Weg in das Land. Sie erstürmten die Linien von Breda, setzten unter dem General Macdonald über die Waal, warfen die Engländer und Holländer über den Leck und die Yssel und nahmen die im Eis eingefrorne Texelflotte weg, so daß der Erbstatthalter seine Gewalt in der Versammlung der Generalstaaten niederlegte und selbst ihnen rieth, sich zu unterwerfen, worauf er nach England entfloh.

Daher übersandte Amsterdam dem General Pichegru, der noch in Utrecht war, die Schlüssel der Stadt, in die derselbe am 18. Januar 1795 unter dem Jubel des bereits republikanisch gesinnten Theils der Einwohner seinen Einzug hielt. Darauf zwang er auch den Rest der Engländer, Holland zu verlassen.

Da nun Pichegru, unterstützt von dem damals bereits gemäßigtern Convent, die Einwohner milde behandelte, so ergab sich Holland leichter in sein Schicksal, zahlte 100 Mill. Gulden und ließ sich in eine batavische Republik verwandeln, die mit der französischen ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß. Doch mußte sie auch einige feste Plätze, darunter Maestricht und Venloo, an Frankreich abtreten.

Die Franzosen hatten auch zur See das Kriegsglück erproben wollen, und die unter dem Admiral Howe an der bretagnischen Küste kreuzende englische Flotte auf der Höhe von Quessant muthig angegriffen; allein da ihnen die Engländer an Erfahrung zur See überlegen

waren, so sahen sich sieben französische Schiffe genöthigt, die Flagge zu streichen. Ein französisches Schiff aber, le Vengeur, obgleich es entmastet und ganz zerschossen war, ergab sich nicht, sondern die Bemannung desselben zog es vor, lieber unterzugehen, und sank, als das Schiff barst, unter dem Ruf: „Es lebe die Republik!" mit dem Schiff in den Abgrund. — Von diesem Sieg an breitete sich die englische Herrschaft zur See immer weiter aus.

Da überhaupt die französische Flotte in der ersten Revolutionszeit vernachlässigt und durch die englische Wegnahme eines Theils derselben aus dem Hafen von Toulon vermindert worden war, so hatten die Engländer ihr Absehen auf die französischen Colonieen in Westindien und eroberten Guadeloupe, Tabago, Martinique und St. Lucie. Um nun den Engländern dort zu schaden, erklärte ein Conventsdecret vom 4. Febr. 1794 die Abschaffung der Negersclaverei, und als daraus ein Negeraufstand gegen ihre Herren entstand, der mit Mühe unterdrückt wurde, befreiten die Franzosen zwar Guadeloupe und St. Lucie wieder; dagegen verloren sie die wichtige Insel St. Domingo, die schon seit 1791 ein unsicherer Besitz war, durch einen allgemeinen Negeraufstand nun völlig.

Von der Insel St. Domingo, welche nächst Cuba die fruchtbarste der Antillen ist, gehörte der kleinste Theil den Spaniern, der größte den Franzosen. Die Bevölkerung bestand aus Weißen (den Besitzern der Plantagen), aus freien Farbigen (den Mulatten) und aus den Negern, welche die Mehrzahl bildeten; zwischen allen drei Klassen war ein schroffer Abstand. Da die Freilassung der Neger den weißen Pflanzern ungemein geschadet hätte, so stellte die damalige Nationalversammlung durch das Decret vom 15. Mai 1790 nur die Mulatten den Weißen bürgerlich gleich. Deßhalb brachen unter den Negern, die auch frei sein wollten, häufige Empörungen aus, so daß die Nationalversammlung jenes Decret wieder zurücknahm. Nun aber wollten die Mulatten nicht wieder in das Joch zurück und fiengen an, sich auch zu empören. Daher wurde das Decret vom 15. Mai wieder in Kraft gesetzt und am Ende selbst den Negern das Bürgerrecht ertheilt. Da nun letztere nichts mehr arbeiteten, sondern sammt den Mulatten die Herren spielen wollten und große Unordnungen veranlaßten, so sandte die herrschende Jacobinerpartei im Herbst 1792 zwei Commissäre mit 6000 M. nach Domingo, um die Neger und Mulatten den rechten Gebrauch der Freiheit zu lehren. Allein diese Mannschaft war gegen die wuthentbrannten Neger viel zu schwach, und da die Weißen unter sich nicht einig waren, weil ein großer Theil royalistisch gesinnt war, so fielen die Neger auf der ganzen Insel über die Weißen her und ermordeten sie alle sammt Weibern und Kindern, diejenigen ausgenommen, die sich in feste Plätze geflüchtet hatten. Aber auch die Hauptstadt fiel zuletzt in die Hände der Neger, welche auch hier alle Weißen, die sich nicht auf Schiffe retten konnten, ermordeten, worauf sie die ganze Stadt einäscherten und auch alle Pflanzungen niederbrannten oder verwüsteten.

Jetzt glaubten die Spanier, im spanischen Theile der Insel, sich zu Herren der Insel dadurch machen zu können, daß sie die Negerhäuptlinge durch Geld, Titel und Orden zu gewinnen suchten; aber der klügste dieser Häuptlinge, Namens Toussaint Louverture, Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, benützte das französische Decret als eine Brücke zur Unabhängigkeit, indem er sich zum Schein für die französische Republik erklärte. Die Commissäre ließen sich täuschen, und so kam es, daß allmählich die schwarze Republik auf dieser Insel unter seine Oberleitung kam und sich dem französischen Einfluß ganz entzog.

So wie die Engländer die französischen Besitzungen in West- und in Ostindien an sich rissen, so gab ihnen die Vereinigung Hollands mit Frankreich Veranlassung, sich allmählich auch der reichen holländischen Colonieen in Ost- und Westindien, selbst auch der Insel Ceylon und des Cap's der guten Hoffnung zu bemächtigen und dadurch auch den Handel mit den herrlichen Erzeugnissen dieser Besitzungen an sich zu bringen.

2. Wirren in Polen. Die neue Verfassung. Die Conföderation von Targowitz. Kosciuszko. Die Preußen und Russen in Polen: zweite Theilung. Kosciuszko Dictator. Suwórow vor Warschau. Finis Poloniae. Dritte Theilung Polens.

Während die neue französische Republik um ihren Bestand einen erfolgreichen Kampf mit den europäischen Mächten bestand, gieng einer der ältesten Staaten im Osten Europa's, das Polenreich, unter, keineswegs in Folge der Grundsätze, die in Frankreich die Monarchie gestürzt hatten, vielmehr nur in Folge des aus diesen Grundsätzen hergenommenen Vorwands seiner Nachbarn, die schon einmal seinen Bestand durch eine Theilung geschmälert hatten und nun nach einer weitern Vertheilung des Überrestes strebten.

Schon seit der ersten Theilung (1772) hatten mehrere polnische Große auf Mittel gesonnen, den Rest ihres Volkes und Landes durch Reformen aus seinem politischen Wirrsal herauszureißen; aber ihre Bemühungen scheiterten theils an dem Parteigeist der übrigen Starosten, theils an der scharfen Wachsamkeit Rußlands, dessen Kaiserin Katharina II erklärte, daß sie jede Änderung in der polnischen Verfassung (s. XXIV. 1, 2.) als eine Verletzung der Verträge und darum als eine Kriegsherausforderung ansehen würde. Die neue Verfassung, welche die patriotische Partei des Ignaz Potocki entworfen hatte, fand indeß die Billigung des Königs Friedrich Wilhelm II von Preußen, so daß König Stanislaus August von Polen dieselbe am 3. Mai 1791 auf dem Reichstag zu Grodno annahm und beschwor. Das geschah darum so leicht, weil die Russen gerade in der Krim mit den Türken beschäftigt waren.

Allein die russischgesinnte Partei in Polen schloß gegen diese Verfassung am 14. Mai die Conföderation von Targowitz, durch welche sie unter dem Beistand Rußlands die alte Verfassung aufrecht erhalten wollte. Als nun bald darauf die Russen anrückten, stellte sich ihnen die Partei der Patrioten unter Thaddäus Kosciuszko, der mit Lafayette den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht hatte, bei Dubienka entgegen und erfocht am 18. Juni einen Sieg über sie. Nun suchte die Kaiserin Katharina den König von Preußen, der damals in der Champagne gegen Frankreich stand, von seinem Bündniß mit Polen durch das geheime Versprechen abzuziehen, daß er bei einer neuen Theilung Polens den besten Theil bekommen solle.

Doch das konnte und wollte er nicht, um nicht Rußland in Polen zu mächtig werden zu lassen. Er entzog daher der neuen polnischen Verfassung seine Garantie, was die Folge hatte, daß auch Stanislaus darauf verzichtete und Kosciuszko das Land verlassen mußte.

Hierauf rückte, dem geheimen Theilungsvertrag gemäß, ein preußisches Heer, das Friedrich Wilhelm seiner Rheinarmee entzogen hatte, unter dem Feldmarschall Möllendorf in Polen ein, mit der angeblichen Erklärung nur die jacobinisch-gesinnte Partei unterdrücken zu wollen, und besetzte am 24. Febr. 1793 zuerst die Stadt Danzig, alsdann ganz Westpreußen, worin die Städte Posen, Gnesen, Kalisch, Dobrezyn u. a. Städte lagen.

Erst im Herbst besetzte Rußland in Gemäßheit eines mit Preußen am 14. Oct. abgeschlossenen Vertrags Litthauen, die Ukraine und fast ganz Volhynien. Das übrige Polen mit Warschau und Krakau wollte man Österreich lassen, das, weil es seine meiste Kraft auf die Bekämpfung des revolutionären Frankreichs wenden mußte, sich damit zufrieden gab. Zum Einrücken der preußischen und russischen Heere in diesen letzten Theil Polens gab sodann ein Aufstand der patriotischen Partei der Polen leichten Vorwand.

Diese hatten nämlich, um die Theilung zu vereiteln, den Kosciuszko aus Leipzig, wo er sich aufhielt, herbeigerufen, ihn am 24. März 1794 zum Dictator ernannt und eine allgemeine Volksbewaffnung zu Stande gebracht. Nachdem die Krakusen (d. h. die von polnischen Landedelleuten geführten Leibeigenen) unfern Warschau ein russisches Corps geschlagen hatten, erhob sich das Volk in Warschau, erschlug die dort liegenden 6000 Russen im Straßenkampf (aus dem sich nur 900 retteten) und richtete am 6. Mai in der Stadt unter dem polnischen Adel ein dem Septembermord in Paris ähnliches Blutbad an. Eben hatte Kosciuszko wieder ein russisches Corps geschlagen, als König Friedrich Wilhelm von Preußen mit 20000 M. erschien und ihm wieder den Sieg entriß. Hierauf warf sich Kosciuszko in die Stadt Warschau und vertheidigte sie gegen die Preußen so tapfer, daß diese die Belagerung wieder aufhoben.

Unterdessen aber hatten die Russen Wilna erstürmt und rückten unter dem berühmten General Suwórow (nicht Suwarow), der sich den Türken schon furchtbar gemacht hatte, gegen Warschau an. Da zog ihm Kosciuszko mit seinen freiheitsbegeisterten Polen entgegen, und unter dem Gesang des Liedes: „Noch ist Polen nicht verloren!" (Jeszcze Polska nie zginela!) warfen sie sich am 10. Oct. bei Maciejowice mit dem größten Ungestüm auf den Feind, unterlagen aber der dreifach stärkern Übermacht desselben. Kosciuszko selbst sank verwundet mit dem Ausruf: Finis Poloniae! zu Boden und wurde gefangen.

Eine Zeit lang hielt Warschau die Bestürmung Suwórow's noch aus: endlich aber eroberte er im Sturm die Vorstadt Praga (diesseits der Weichsel) und ließ es zu, daß die Russen ihre Rache im Blute von 15,000 Einwohnern dieser Vorstadt kühlten. Dann erst that er dem Morden Einhalt und schloß mit dem Stadttheil jenseits der Weichsel am 10. Nov. 1794 einen billigen Übergabevertrag.

Bei der nun erfolgenden letzten Theilung Polens vom 3. Jan. und 25. Oct. 1795 erhielt Preußen Massovien nebst Warschau und Podlachien, dazu einen geringen Strich in Kleinpolen, zusammen 997 Q. M. mit mehr als 900,000 Einwohnern; Österreichs Antheil war etwas kleiner und bestand aus dem südwestlichen Polen oder Westgalizien; Rußlands Antheil hatte einen doppelt so großen Umfang. Zwischen Preußen und Österreich machte die Weichsel, zwischen Österreich und Rußland der Bug, zwischen Rußland und Preußen der Niemen die Gränze. Also verschwand Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten.

Stanislaus August, der am 9. Jan. Warschau verlassen und als Privatmann zu Grodno gelebt hatte, entsagte am 25. Nov. 1795 der polnischen Krone und erhielt eine jährliche Pension von 200,000 Ducaten.

Von dem Untergang Polens sagt v. Sybel in seiner Gesch. d. Revolutionszeit v. 1789—1795: „So schloß in völligem Untergang die letzte Gesammterhebung der polnischen Nation. Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt, über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde den Blick verhüllen und an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden außer Stande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen. Was aber diese betrifft, so sollten sie auf der Stelle erfahren, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen."

Die polnische Erhebung hatte auch in Ungarn die Lust der Nachfolge erweckt. Dort bildete sich, aus Anregung der Vorgänge in Frankreich, eine Verschwörung, welche von dem k. Rath Martinowitz geleitet wurde und die Abschaffung des Königthums und des Adels zum Zweck hatte; sie ward aber entdeckt, und Martinowiz mit sechs andern Rädelsführern enthauptet (Jan. 1795).

3. Der Friede zu Basel mit Preußen. Die Demarcationslinie. Friede mit Spanien. Vergleich mit den Vendéern und den Chouans. Abermalige Erhebung der Vendéer. Hoche. Blutiger Ausgang der Royalistenerhebung (Tod Ludwig's XVII).

Da demnach Preußen seine Hauptmacht zur Besetzung Polens verwenden mußte und dort stets eine beobachtende Stellung gegen Rußland und Österreich zu nehmen hatte, um nicht übervortheilt zu werden, so schloß es durch den Minister von Hardenberg mit der französischen Republik, deren Unterdrückung bereits zur Unmöglichkeit geworden war,

am 5. April 1795 den Frieden zu Basel ab, der jedoch dadurch zu einem für Preußen, wie für Deutschland schmach- und verderbenvollen Frieden wurde, daß das preußische Cabinet in einem geheimen Artikel das linke Rheinufer der künftigen Eroberung Frankreichs (gegen alsdann eintretende Entschädigung auf dem rechten Ufer) preis gab, und zur Bewahrung sofortiger Neutralität Norddeutschland zwischen Rhein und Main durch eine Demarcationslinie von dem zwischen Frankreich und Österreich fortdauernden Krieg ausschied. Diese Linie gieng von der Ems über Frankfurt nach Franken und der Oberpfalz und sicherte dem dadurch abgegränzten nördlichen Deutschland die Neutralität; weßhalb auch Hannover und Kurhessen (letzteres durch einen Separatfrieden v. 12. Aug.) ihre Truppen aus Frankreich zurückzogen, um den vermeintlichen Vortheil der Demarcation zu genießen.

v. Sybel stellt den Basler Friedensschluß Preußens, bei der fortdauernden Feindseligkeit der Kaiserhöfe zu Petersburg und Wien, in minder gravirender Weise dar, indem er annimmt, daß der Friede abgewendet worden wäre, wenn der König von Preußen seinem eigenen Triebe und nicht wider seinen Willen den Rathschlägen seines Hofs und Ministeriums (Haugwitz, Lucchesini u. a.) gefolgt wäre. War doch dieser Einfluß, so wie die Blindheit des österreichischen Cabinets (des Ministers Thugut) so groß, daß man sogar darnach strebte, mit Robespierre einen Frieden zu Stande zu bringen, wobei man Belgien aufzugeben gedachte, weil es nichts eintrage und stete Händel mit dem Nachbar erzeuge! — Nichts desto weniger wird dadurch die Schmach dieses Friedens im Wesentlichen nicht vermindert.

Die nächste Folge dieser begonnenen Trennung der Coalition war, daß auch Karl IV von Spanien, welcher von seiner Gemahlin und deren Günstling, dem bei den Spaniern verhaßten und von Frankreich bestochenen Minister Manuel Godoy (Herzog von Alcudia) beherrscht wurde, mit der französischen Republik einen Frieden zu erlangen suchte, der am 22. Juli 1795 gleichfalls zu Basel abgeschlossen wurde. In diesem Frieden gab die Republik, deren Regierung bereits in den Händen der gemäßigten Thermidorianer war, ihre unterdeß in Spanien gemachten Eroberungen zurück und erhielt dafür den spanischen Antheil von St. Domingo. Auch wurde die in Paris noch gefangen gehaltene Tochter Ludwig's XVI, Maria Theresia, gegen eine Anzahl in österreichischer Gefangenschaft befindlicher Gesandten und Conventsglieder (darunter Drouet) frei gegeben.

Der Pyrenäenkrieg hatte sich nämlich endlich zum Vortheil Frankreichs gewendet. Der ausgezeichnete republikanische General Dugommier, der in den Ostpyrenäen befehligte, hatte die Spanier bei Bagnols geschlagen und Augereau sie dort aus Frankreich hinausgeworfen, so daß sie nur noch vier Plätze darin besaßen, welche Dugommier vollends eroberte. — In den Westpyrenäen vertrieb nun auch eine zweite, meist aus Recruten bestehende französische Armee, von Bayonne aus, die Spanier vom französischen Boden und versetzte den Krieg auf das spanische Gebiet, wo sie nach der Eroberung von St. Sebastian bis Tolosa vordrang. Anderseits war auch Dugommier in Catalonien eingedrungen, wo er zwar bei Montenegro fiel, sein Heer aber, von Rache entflammt, unter General Perignon die Spanier auf den verschanzten Höhen von Figueras angriff und sie in einer mörderischen Schlacht besiegte. — Zu gleicher Zeit war die Westpyrenäenarmee von Tolosa weiter

vorgedrungen, hatte nach der Eroberung von Bilboa halb Biscaya unterworfen und war im Begriff, Pampelona anzugreifen, dessen Eroberung ihnen die Straße nach Madrid geöffnet hätte, — als das spanische Cabinet die Hand zum Frieden bot und die Republik ihn gewährte. Von diesem Frieden erhielt Godoy, der die Berathungen leitete, den Titel „Friedensfürst“. — Die freigegebene Prinzessin Maria Theresia vermählte sich drei Jahre darnach an den Herzog von Angoulème, den ältesten Sohn des Herzogs von Artois, bekam aber keine Nachkommenschaft. Die traurigen Eindrücke ihrer Jugend verließen sie nie.

Schon vor dem Frieden zu Basel, am 9. Febr. 1795, hatte der Großherzog von Toscana mit der französischen Republik Frieden geschlossen. Nun setzten sich auch Schweden, Dänemark, Venedig und Genua wieder in ein friedliches Verhältniß zu Frankreich, so daß auf dem Festland nur noch Sardinien und Sachsen zu Österreich hielten.

Während so die französische Republik an allen ihren Gränzen über ihre auswärtigen Feinde die Oberhand bekam, konnte sie der Vendée immer noch nicht Herr werden, obwohl deren beide noch übrige Hauptführer Charette und Stoflet sich nicht immer verständigen konnten. Die unermüdlichste Thatkraft bewies Charette, dessen Ruf sich so verbreitet hatte, daß ihm selbst Suwórow in einem Schreiben seine Bewunderung zu erkennen gab.

Die neue gemäßigte Regierung entschloß sich daher zu einigem Nachgeben und bot dem Charette einen Vergleich an, der unter sehr vortheilhaften Bedingungen für die Vendéer zu Nantes am 26. Febr. zu Stande kam. Auch Stoflet mit seinem Anhang schloß sich ihm an; denn beide Führer sahen ihre Hülfsquellen erschöpft. — Eben so schloßen die Chouans in der Bretagne, welche vorzüglich von dem Marquis de Puisaye geleitet wurden, mit der Republik einen ähnlichen Vergleich zu Rennes (20. April 1795).

Die Thaten und Leiden dieser treuen Royalisten in der Vendée und Bretagne erregen bei näherer Betrachtung der vorhandenen Aufzeichnungen die höchste Bewunderung. Adel und Landvolk gaben sich mit unerschütterlicher Treue und unbeugsamem Muth ihrem Gott und ihrem Könige hin, und selbst die Ärmsten widerstanden eben so fest den lockendsten Anerbietungen, als den grausamsten Bedrängungen und Martern von Seiten ihrer Feinde; mit Aufopferung ihres Guts und Bluts verbargen und beschützten sie alle zu ihnen sich flüchtenden geächteten Royalisten, besonders deren Frauen und Kinder.

Ungeachtet des Vergleichs glomm jedoch das Feuer unter der Asche noch fort, und diese Stimmung benutzten die Engländer. Da sie fortwährend daran waren, sich der überseeischen Colonieen sammt dem Handel der Franzosen zu bemächtigen und diesen Zweck natürlich dann am besten erreichen konnten, wenn Frankreich zu einer beständigen Vertheidigung seiner Landesgränzen genöthigt war, so suchte Pitt, der noch Englands Politik leitete und mit Verdruß die Trennung so vieler Staaten von der Coalition gewahrte, theils Österreich durch Subsidien

zur Fortsetzung des Kampfes zu ermuntern, theils die Vendéer zu einer abermaligen Schilderhebung zu vermögen.

Charette und Stoflet giengen darauf ein. Da es aber ihrem Lande, das in den vorigen Kämpfen an 100,000 Menschen verloren hatte, sehr an kampffähiger Mannschaft gebrach, so nahm England zu dieser Expedition französische Emigranten in Sold, begieng aber die Unklugheit, die schwachen Reihen der Gemeinen durch einige Tausend gefangener Republikaner zu verstärken. Nach einem glücklichen Seesieg der Engländer über die französische Flotte bei der bretagnischen Insel Belle-Isle erfolgte die Landung jener Emigranten in der Bucht von Quiberon den 27. Juni 1795, wo sich ein Haufe Chouans mit ihnen vereinigte.

Allein der General Hoche, der nach Robespierre's Sturz wieder frei geworden war und das Commando in dieser Gegeud erhalten hatte, griff sie mit 10,000 M. an und trieb sie, da die in ihrer Mitte befindlichen Republikaner zu Hoche übergiengen, mit großem Verlust an's Meer zurück bis unter die Batterien der englischen Schiffe. Durch einen ähnlichen Verrath der Republikaner bekam er das bei Quiberon liegende Fort Penthièvre in seine Gewalt. Zwar suchte eine erst kurz zuvor gelandete zweite Emigrantenabtheilung unter dem jungen Grafen Saubreuil das Fort zu entsetzen, sah sich aber genöthigt, sich an das Meer zurückzuziehen, um sich wieder einzuschiffen. Die englischen Schiffe aber hatten sich eines Seesturms wegen von der Küste entfernt, und so war keine Hülfe möglich; daher bot Saubreuil dem Feind für die Rettung der Seinen seine eigene Person zum Opfer an. Hoche nahm die Capitulation an: denn er wünschte selbst ihre Rettung; aber Tallien, der als Kriegscommissär bei ihm war und sich bei der Pariser Regierung von dem Verdacht antirevolutionärer Gesinnung reinigen wollte, ließ nicht bloß den edlen Saubreuil, sondern auch wider die Abrede noch 600 von den in die Convention mit Einbegriffenen erschießen. Es waren darunter Männer des angesehensten Adels; alle starben mit dem höchsten Muth und mit tiefster religiöser Ergebung. Die übrigen Emigranten und was sich von den Chouans nicht selbst getödtet oder in das Meer gestürzt hatte, um den Grausamkeiten des Feindes zu entgehen, ließ man entkommen.

Am 8. desselben Monats (Juni 1795) war die Hauptstütze royalistischer Hoffnung durch den Tod des jungen Prinzen, dem sie als Ludwig XVII bisher alle ihre Wünsche und Anstrengungen geweiht hatten, hinweggefallen. Er war nach der Hinrichtung seines tyrannischen Pflegers, des Schusters Simon, unter die Aufsicht des Jacobiners Laurent gestellt worden, der ihn wenigstens nicht mißhandelte. Aber der Knabe hatte in seinem feuchten, dunkeln Gemach, bei elender Kost und moralischer Verkümmerung geschwollene Glieder und gekrümmten Rücken bekommen, und ärztlichen Besuch ließ man absichtlich erst dann zu, als keine Hülfe mehr möglich war, und so starb er im 11. Jahr seines Lebens nach 11monatlicher Gefangenschaft. Von da an richtete sich die Hoffnung der Royalisten auf den ältern Bruder Ludwig's XVI,

den Grafen von Provençe, den sie mit dem Namen Ludwig XVIII benannten und ihn als ihren rechtmäßigen König ansahen.

Unterdessen hatte auch Charette mit 15,000 M. in Poitou —, und Stoflet mit eben soviel in Anjou die Waffen erhoben. Als Charette von dem blutigen Ausgang der Emigranten-Expedition bei Quiberon vernahm, ließ er alle Republikaner, die er in seiner Gewalt hatte, erschießen. Als dann eine zweite Emigranten-Expedition unter dem Grafen Artois auf der Insel L'Isle Dieu landete, suchte er sich mit derselben in Verbindung zu setzen. Allein da die Gelandeten mit dem Vorrücken zögerten und von allen Seiten Republikanerschaaren anrückten, so gab der besorgte englische Commodore wieder Befehl zum Einschiffen und vereitelte dadurch vollends die ganze Unternehmung. Das war für Charette der größte Schlag: denn nun verlor sich auch seine Streitmacht und da er von Stoflet in Anjou nicht unterstützt wurde, so sah er sich durch Hoche auf einen kleinen Winkel des Landes beschränkt. Zwar bot ihm Hoche einen Vergleich an, der wenigstens ihn und seine Offiziere gerettet hätte; allein Charette wollte mit den Waffen in der Hand sterben, zumal unterdeß Stoflet von republikanischen Soldaten in einem Pachthofe gefangen worden war und bei seiner Hinrichtung mit dem Rufe: „Es lebe der König!" die Todeskugel empfangen hatte.

Noch machte Charette in täglichen verzweifelnden Gefechten seinen Feinden schwer zu schaffen; da er dabei aber einen getreuen Offizier um den andern verlor, so stürzte er sich im letzten Kampfe mit seiner kleinen Zahl einer zehnfachen Übermacht entgegen, fiel an Kopf und Hand verwundet den Republikanern in die Hände und wurde zu Nantes erschossen. Mit ihm erlosch die Flamme des Vendéekriegs; der nur noch in einzelnen planlosen Aufständen und Überfällen vollends ausbrannte.

Als die Sieger unter den Verwundeten den Charette suchten, wollte ein neben ihm Liegender ihn retten und gab sich für ihn aus. Allein Charette gab sich sogleich zu erkennen, und als er vor den republikanischen General Travot geführt wurde, rief er demselben zu: „General, wenn ich Sie in meine Gewalt bekommen hätte, so ließe ich Sie auf der Stelle erschießen!" Als er am Morgen vor seiner Hinrichtung das h. Abendmahl genommen hatte und es dann zur Execution kam, ließ er sich die Augen nicht verbinden, zog seine verwundete Hand aus der Schlinge und legte sie auf sein Herz, dann kommandirte er selbst: Feuer! und sank von vielen Kugeln getroffen zusammen (d. 29. März 1796).

9. Kapitel. Die Directorialregierung. Bonaparte's italienischer Feldzug.

1. Schwankende Haltung des Directoriums. Der Jacobinerclub im Pantheon. Baboeuf. General Bonaparte. Finanzzerrüttung. Staatsbankrott. Neues Steuersystem. Das System der Eroberungen. Carnot's Feldzugsplan. Jourdan und Pichegru am Rhein; Waffenstillstand.

Die neuen im Palast Luxemburg residirenden fünf obersten Magistrate der Republik, welche das Directorium bildeten, waren zwar im Ganzen mehr conservativer Natur, schwankten aber, aus Furcht vor der Rückkehr des Terrorismus sowohl, als vor einer zu weit gehenden Reaction, zwischen Begünstigung und Beschränkung des revolutionären Geistes hin und her. Denn in der Volksvertretung, wie außer derselben, fanden sich neben Gemäßigten theils Monarchisten, theils Terroristen. Letztere hatten seit dem 13. Vendemiaire den Jacobinerclub und zwar im Pantheon wieder eröffnet und besaßen einen Hauptvertreter an Baboeuf, der durch Wort und Schrift hauptsächlich den Grundsatz der Gleichheit auch auf die Güter auszudehnen suchte und die Schwindellehre von der Vertheilung des Eigenthums zu gleichen Loosen predigte, indem er sich, auf die römische lex agraria anspielend, den Namen „Gracchus" beilegte.

Die Arbeiter in den Städten, besonders aber in Paris hatten längst einsehen lernen, daß die Gütereinziehungen und Güterverkäufe nicht ihnen, sondern nur den damit beauftragten Agenten, Commissären, Lieferanten 2c. Vortheile brachten, und daß es ohne eine reiche Klasse an Arbeit fehle: daher gaben sie den Lehren Baboeuf's wenig Gehör. Nur bei Seite geschobene Conventsglieder, entsetzte Beamte und sonst durch die Regierungsveränderung Benachtheiligte (wie ein Drouet, Santerre, Rossignol 2c.) waren Anhänger dieses Demagogen. Als Baboeuf so weit gieng, gegen das Directorium und die meisten Glieder der beiden Conseils eine Verschwörung anzuzetteln, so erhielt Bonaparte den Auftrag, den Jacobinerclub zu schließen. Dieß geschah, und als Baboeuf nun sein Wesen in der Vorstadt St. Marceau fortsetzte, wurde er mit sieben seiner Hauptanhänger verhaftet. Der Terroristen wollten ihn zwar befreien, zerstreuten sich aber vor der einschreitenden Militärmacht. Baboeuf wurde darauf mit noch einem von jenen Sieben als „aufwieglerischer Schriftsteller" (1797) zum Tode verurtheilt: gegen die übrigen strenger vorzugehen, wagten die Directoren nicht.

Die größte Noth aber für das Directorium war der immer näher tretende Staatsbankrott. Die 45,000 Millionen Assignaten, welche seit dem Anfang der Revolution waren in Umlauf gesetzt worden, waren

so entwerthet, daß man, um einen Franken baar zu bekommen, 1000 Franken Papiergeld dafür geben mußte, folglich die Staatsgläubiger für jedes Tausend Franken nur Einen zurückerhielten.

Das Directorium suchte zwar durch Ausstellung von 2400 Millionen Territorialmandate oder „Landzettel“ d. h. verhypothecirte Anweisungen auf die noch nicht verkauften Nationalgüter zu helfen; da man aber die Steuern in baarem Gelde einforderte, so waren auch diese Mandate bald entwerthet. Diese Finanzzerrüttung steigerte sich noch mehr durch das eingerissene Unterschleifs-, Bestechungs- und Raubsystem der Beamten, von denen sich, außer Carnot, nur gar wenige frei erhielten, und so war an keine Herstellung der Ordnung durch Ersparungen zu denken, zumal Luxus und Vergnügungssucht, genährt von diebischen Beamten und Wechslern, zu raschem Genuß des leicht gewonnenen Glücks einluden.

So brach denn der Staatsbankrott aus, wenn man ihn gleich nicht so benennen durfte, und die meisten Personen, die nichts als Staatspapiere besaßen, geriethen dadurch in Armuth, viele ganz an den Bettelstab, und nie fielen so viele Selbstmorde in Frankreich vor, wie damals. Das Directorium suchte sich noch durch ein neues Steuersystem zu helfen, legte aber die Steuerlast fast nur auf die Reichen, wodurch dann nur den Ärmern die Arbeit sich verminderte. Luxussteuer, Tabaksteuer, Gewerbsteuer, wiederhergestellte Gränzzölle, Herabsetzung der öffentlichen Schuld, Minderung der Beamtenbesoldungen, Vorauserhebungen — Alles wurde versucht, um die vermehrten Staatsausgaben zu bestreiten.

Da die Kriege wegen des mit ihnen verbundenen Plünderungs- und Beutesystems noch am meisten eingetragen hatten, so begünstigten die Directoren das System der Eroberungen und machten Anstalten, die Kriege am Rhein und jenseits der Alpen mit verstärktem Nachdruck zu führen, ohne zu ahnen, welch' ein Machtgefühl sich dadurch im Militär erzeugen mußte, das früher oder später die Errungenschaften des Revolutionsprincips in Frage stellen würde.

Da der Vendéekrieg im Erlöschen, Belgien und Holland bereits unterworfen und mit Preußen, Hessen, Spanien Friede geschloßen war, so konnte Frankreich seine ganze Landmacht gegen die Österreicher am Rhein und in Italien verwenden. Dem Feldzugsplane gemäß, den Carnot für das Jahr 1796 entwarf, sollten drei französische Armeen — die niederrheinische unter Jourdan durch Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau durch Schwaben donauaufwärts, die italienische unter Bonaparte über Oberitalien durch die Tyroler Alpen vordringen und alle drei sich gegen Wien, als auf das strategische Ziel der gemeinsamen Anstrengungen, richten, während die kleine Alpenarmee unter Kellermann den Besitz Savoyens sichern sollte.

Die Österreicher (mit den reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben) waren mehr auf einen Angriff am Rhein gefaßt und setzten daher dort dem Jourdan den Erzherzog Karl (den Bruder des Kaisers) mit 91000 M. und dem Moreau den alten Wurmser mit 81000 M., in Italien aber dem Bonaparte den noch ältern Beaulieu mit nur 35000 M. und dem Kellermann den General Colli mit 20000 M. entgegen, und verhielten sich überhaupt vorerst nur vertheidigungsweise.

Noch im Sept. 1795 hatte Jourdan schon einmal den Rhein (bei Düsseldorf) überschritten und Cassel und Mainz belagern lassen, während Pichegru bei Mannheim, das ihm die Feigheit pfälzischer Oberbeamten mit sträflichem Leichtsinn übergab (s. Häusser's Gesch. d. rhein. Pfalz II. a. E.), über den Rhein gieng, aber, weil er bereits auf Verrath dachte, und insgeheim mit den Bourbonen unterhandelte, nach einer Schlappe bei Handschuchsheim sich wieder auf das linke Rheinufer zurückzog. Dadurch sah sich Jourdan gleichfalls genöthigt, wieder zurückzugehen, worauf die Österreicher unter Clairfait Cassel entsetzten und das von den Franzosen schwer leidende Mannheim einnahmen, so daß nun das rechte Rheinufer wieder befreit war. Es erfolgte nun ein Waffenstillstand, der vom 1. Jan. bis 21. Mai (1796) beiden Theilen Zeit zu neuen Rüstungen gewährte. Pichegru aber mußte den Oberbefehl an Moreau abtreten: denn man fieng an, ihm nicht mehr zu trauen. Zwar bot man ihm den Gesandtschaftsposten in Stockholm an, er schlug ihn aber aus und zog sich in seine Vaterstadt Arbois zurück. — Um diese Zeit erhielt Bonaparte durch Barras' Einfluß den Oberbefehl über die italienische Armee. Er hatte einige Zeit zuvor die oben schon erwähnte Wittwe des hingerichteten Generals Alexander Beauharnais, Josephine, geheirathet, welche, obgleich älter, ihm ein großes Vermögen zubrachte, das ihr Barras vor der Confiscation gerettet hatte.

2. Bonaparte's Siege in Italien. Abfall der Piemontesen. Eroberung von Mailand, Parma, Modena. Contributionen des Kirchenstaats und Neapels. Unglück Wurmser's.

Der erste, welcher von den drei Oberfeldherren, die den Feldzug von 1796 eröffnen sollten, sich auf seinem Posten einfand, war Bonaparte, der am 27. März in Nizza das Commando über ein Heer von 43000 M. übernahm, welches zwar an dem Nöthigsten Mangel litt, aber aus der kräftigen und fähigen Jugend eines bereits aus dem Sansculottenstadium in einen durch den Krieg disciplinirteren Zustand getretenen Geschlechts bestand, und sich Ruhm, Ehre und Beute zu erkämpfen bereit war, worauf sein neuer Führer gleich in dem ersten Tagesbefehl es anwies. Konnte doch vermöge des Grundsatzes der Gleichheit der Niedrigstgeborene so gut wie der Vornehmste durch Tapferkeit, Geistesüberlegenheit und Kriegskunde bald bis zum General emporsteigen und die Welt mit seinem Namen durch Kriegsthaten erfüllen. War doch selbst der Obergeneral Bonaparte, obwohl erst 27 Jahre alt, einzig durch Genie, Kenntnisse und Willenskraft in diese Stellung gekommen, wie er denn auch in seinem Gefolge meist junge, vielversprechende Männer hatte, die in der Folge unter seinen Paladinen durch ihren Ruhm den sie alle an Thatkraft und Geistesgröße überstrahlenden Führer sollten verherrlichen helfen.

Die persönliche Erscheinung dieses bereits vielversprechenden jungen Mannes übte eine große Anziehung auf Andere aus. Obwohl nur von Mittelgröße flößte doch sein echt antiker Kopf mit dem scharfen Profil, der feinen Lippe und dem festen Auge, seine schlagende, körnige Rede, seine beobachtende Ruhe, seine entschiedene, zuversichtliche Haltung und dabei doch freundliche Begegnung Jedem, der ihm nahte oder diente, unwillkürliches Vertrauen ein, und diejenigen, welche sein Vertrauen genoßen, giengen ganz in Hingabe für ihn auf. So antwortete sein Freund Junot auf die Frage seines Vaters, wer denn dieser Bonaparte sei: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst sein. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt, und die sie nur in Jahrhunderten einmal geboren werden läßt." — Selbst ältere Generale beugten sich mit Selbstverläugnung vor ihm. So Alexander Berthier, der Chef seines Generalstabs, welcher, obwohl er ihm damals an Alter und Erfahrung voraus war, indem er schon den Freiheitskrieg in Amerika mitgemacht hatte, doch mit der größten Treue bis an sein Ende bei ihm aushielt.

Der berühmte Tagesbefehl, den er bei seiner Ankunft in Italien an seine Armee erließ, lautete so: „Soldaten, ihr seid bloß und halb verhungert! Die Regierung steht in eurer großen Schuld, kann sie euch aber nicht abtragen. Bewundernswürdig ist eure Ausdauer, euer Muth, aber sie dienen euch in diesen Felsenküsten nicht einmal dazu, euch Ruhm einzubringen. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden! Oder, ihr Krieger Italiens, fehlt es euch dazu an Festigkeit und Kühnheit?" — Mit Recht nennt W. Menzel dieß „das Programm der Eroberungen und des künftigen Kaiserreichs", gleichwie sieben Jahre zuvor „die Erklärung der Menschenrechte das Programm der Freiheitskämpfe und der Revolution" gewesen war.

Die Annahme, Bonaparte werde von Nizza aus seinen Weg im Süden der Seealpen nach Genua nehmen, hatte den österreichischen Feldherrn Beaulieu verleitet, sich mit seinem Heere östlich zu wenden und sich von dem Heere Colli's zu entfernen. Bonaparte überschritt diese Alpenkette an ihrer niedrigsten Stelle, überfiel Beaulieu's vertheilte Truppen einzeln und drängte ihn gleich anfangs durch einige Gefechte zurück, denen er den pomphaften Namen Schlacht bei Montenotte gab, wie es denn überhaupt zu einem seiner Strategeme gehörte, in seinen Bülletins seine Siege zu übertreiben und Nachtheile zu beschönigen und sie womöglich als Siege darzustellen, auch da, wo Wahrheit ihm nicht geschadet, ja eher genützt hätte.

Eines der darauf folgenden Gefechte, worin die Österreicher den General Masséna überfielen und ihm 900 M. tödteten und 700 gefangen nahmen, aber unmittelbar darauf von Bonaparte selbst auch mit einem Verlust von 900 M. zurückgeschlagen wurden, nannte er die Schlacht bei Millesimo. Nachdem Beaulieu in die Appenninen zurückgewichen war, wandte sich Bonaparte gegen Colli, schlug ihn bei Mondovi und zeigte dort seinen Soldaten die in der Ferne liegenden Fluren der Lombardei, wo ihrer wartete, was sie begehrten.

Erschreckt durch diese schnell aufeinander folgenden Siege, bat Victor Amadeus III von Sardinien die Franzosen um Frieden. Er erhielt ihn am 15. Mai, mußte aber Savoyen und Nizza abtreten und in seine festen Plätze (besonders in Alessandria) französische Besatzungen einnehmen.

Durch diesen Abfall der Piemontesen noch mehr geschwächt, konnte Beaulieu sich auch hinter dem Po nicht halten, sondern mußte Mailand preißgeben, um Mantua zu erreichen. Bonaparte aber gieng bei Vicenza über den Po und zwang den Herzog von Parma zu einem Waffenstillstand, wobei er sich als Contribution außer 2 Mill. Lires und vielen Naturallieferungen noch die 20 schönsten Gemälde aus der herzoglichen Gallerie abliefern ließ, um sie nach Paris zu senden.

Von nun an wurde diese kaum seit der Römerzeit in solchem Umfang mehr geübte Art von Contribution, nämlich Kunstschätze und Denkmäler der besiegten Länder fortzuschleppen und diese dadurch um ihren geistigen Schmuck zu bringen und ihnen gewissermaßen ihre geschichtliche Vergangenheit zu verstümmeln, bei Bonaparte und seinen Feldherren zum stehenden Gebrauch, der den Benachtheiligten höchst verhaßt war und für den Culturfreund überhaupt etwas überaus Empörendes hatte, zumal die Aufspeicherung dieser Kunstschätze im Museum von Paris auf eine vortheilhaftere Entwicklung des französischen Kunstgeschmacks gar wenig Einfluß hatte.

Als Bonaparte mit seinem Hauptheere nach Lodi kam, fand er die Brücke über die Adda am jenseitigen Ufer von der österreichischen Nachhut beherrscht, die ihre Batterien über die Brücke hinspielen ließ, um den Übergang der Franzosen zu hindern. Schon lag die Brücke voller Todten, da gieng Bonaparte und seine Generale Masséna, Berthier, d'Allemagne u. A., von wetteifernder Begeisterung ergriffen, im Sturmmarsch mitten durch den Pulverdampf über die Brücke, so daß die Österreicher, zugleich von einem Reitercorps, das anderwärts über den Fluß gesetzt war, in der Seite angegriffen, ihr Feuer einstellten und mit Verlust sich zurückzogen.

Nach dem Erlaß eines stolzen Berichts über diese raschen Siege zog Bonaparte unter allgemeinen Huldigungen in Mailand ein, woraus der kaiserliche Statthalter, Erzherzog Ferdinand, nach Mantua entflohen war. Da Bonaparte den Lombarden die Eroberung ihres Landes als eine Befreiung vom österreichischen Joche darzustellen wußte und ihnen überhaupt die Aussicht auf Unabhängigkeit öffnete, die er ihnen doch nie zuzugestehen dachte, fühlten sie sich sehr beglückt, sahen sich aber bald durch eine Contributionsauflage von 20 Mill. Lires, durch ungeheure Naturallieferungen, wie nicht minder durch die schnöden Erpressungen der Soldaten gar sehr enttäuscht. So gieng es in allen Städten der Lombardei.

Als er z. B. vor Pavia ankam und die Stadt ihm den Eintritt verweigerte, ließ er die Wallbesatzung mit Kartätschen wegblasen und die Thore mit Äxten einhauen, dann die Straßen mit der Reiterei säubern, und, obgleich der Magistrat seine Ergebung erklärte, den Stadtcommandanten und von dessen 300 M. je den zehnten erschießen, dann die Stadt mehrere Stunden lang plündern und an verschiedenen Orten anzünden. Auf diese Weise verbreitete er Schrecken vor sich her.

Wie der Herzog von Parma, so mußte nun auch der Herzog von Modena (der letzte aus dem Hause Este) eine Contribution an Geld (10 Mill.), Naturalien und Kunstschätzen geben, worauf er sich dann mit seinen übrigen Schätzen aus seinem Lande nach Venedig entfernte.

Darauf unterhandelte der siegreiche Feldherr mit Genua und Toscana und besetzte in letzterem Lande auf Befehl des Directoriums Livorno, schonte aber im Übrigen die Neutralität des Großherzogs noch, und benahm sich überhaupt gegen alle italienischen Staaten nicht wie ein vom Directorium abhängiger General, sondern wie ein selbständiges Oberhaupt, das die Fürsten und Staaten „schien daran gewöhnen zu wollen, ihm zu schmeicheln und ihn als ihres Gleichen zu behandeln." Als das Directorium, um ihm nicht zu viel Gewalt einzuräumen, die italienische Armee in zwei Hauptarmeen theilen und mit der einen durch Kellermann den Krieg in Oberitalien fortführen, durch Bonaparte aber mit der andern Armee Mittel- und Unteritalien revolutioniren lassen wollte, setzte sich letzterer mit aller Macht dagegen, weil dadurch die unité de la pensée militaire zerrissen und der Sieg verloren gehen würde. Das Directorium gab nach und ließ ihn gewähren.

Alle Revolutionsmänner in Frankreich (darunter obenan der Director Larevellère-Lepeaux, welcher an die Stelle des Christenthums seinen Theophilanthropismus zu setzen trachtete) erwarteten nun, er werde den Papst, als das Haupt der katholischen Kirche, demüthigen und sich Rom's bemächtigen; allein mit wohlberechneter Enthaltsamkeit widerstand er dieser Lockung, legte aber dem Beherrscher des Kirchenstaats eine Contribution von 21 Mill. Fr. und die Ablieferung von 100 der vorzüglichsten Kunstwerke mit 500 der seltensten Manuscripte auf und besetzte Bologna, Ancona und Ferrara mit französischen Truppen. Papst Pius VI, seine Ohnmacht erkennend, gab ihm in allen weltlichen Beziehungen nach, blieb aber um so standhafter auf der Behauptung seiner geistlichen Rechte. — Und so mächtig war schon die Wirkung von Bonaparte's Siegesglück, daß sich selbst Neapel um einen Waffenstillstand bewarb und dafür 6 Mill. Fr. Contribution zahlte.

Diese starken Contributionen in Geld und Naturalien, verbunden mit den eigenmächtigen Erpressungen der Unterbeamten, so wie der Excesse der Soldaten, machte die Franzosen den Italienern bald so verhaßt, daß es in Städten, wie auf dem Lande einigemal zu Aufständen kam, die freilich gleich unterdrückt wurden. — In Betreff dieser Contributionen ist allerdings der Umstand mit in Anschlag zu bringen, daß der Obergeneral davon seine Armee zu erhalten hatte, für die ihm das Directorium nichts schickte; vielmehr mußte er demselben Millionen zusenden, weil der Regierungsschatz immer leer war. Eben so sandte er manche Million an die in Deutschland operirenden Generale. Zugleich schmeichelte es seinem Stolz, als „Stütze der Regierung und Wohlthäter seiner Waffenbrüder" betrachtet zu werden und sich dadurch eine Bedeutung zu geben, die kein anderer General in Anspruch nehmen konnte. Denn das Streben nach Macht und Ruhm war die Triebfeder aller seiner Schritte.

Als Beaulieu nach der Verstärkung Mantua's sich mit seinem Hauptheere nach Tyrol zurückgezogen hatte, ließ Bonaparte nach der Besetzung Verona's die Belagerung von Mantua beginnen, das wohlbefestigt und durch Seen geschützt, nur durch Hunger schien bezwungen werden zu können. Um nun Mantua zu entsetzen, gebot der Hofkriegs-

rath in Wien (von dem alle Kriegsleitung ausgieng), daß General Wurmser, der dem General Moreau am Oberrhein entgegenstand, seine Armee theilen und mit dem einen Theil nach Tyrol zur Verstärkung Beaulieu's ziehen sollte, während der andere Theil sich mit dem Heere des Erzherzogs Karl vereinigte, der am Mittelrhein dem Heere Jourdan's entgegenstand.

Die Gesammtzahl der Österreicher in Tyrol betrug nun 60,000 M. Mit diesen brach Wurmser aus Tyrol hervor und schlug mit 40,000 M. den General Masséna bei Rivoli, während Quasdanowich mit 20,000 M. Brescia besetzte. Rasch aber zog Bonaparte sein vor Mantua liegendes Belagerungsheer an sich, überfiel mit 45,000 M. den Quasdanowich bei Lonato und nahm Brescia wieder. Da wollte Wurmser, der unterdeß in Mantua eingezogen war, seinen Unterfeldherrn retten, ward aber auf seinem Zuge von Bonaparte's ganzer Macht bei Castiglione überfallen und besiegt. Doch entkam er noch glücklich (und zwar sogar mit 4000 Gefangenen) nach Tyrol. Der einzige Gewinn aus dieser Unternehmung war, daß die Besatzung von Mantua durch ihn um 15,000 M. verstärkt worden war, wodurch Bonaparte abgehalten wurde, tiefer in die Alpen einzudringen.

Kurz darauf brach Wurmser noch einmal aus Tyrol mit 50,000 M. hervor, theilte aber unbegreiflicher Weise abermals sein Heer und erfuhr daher das gleiche Mißgeschick: der kleinere Theil unter Davidowich wurde bei Roveredo, Wurmser selbst bei Bassano so völlig geschlagen, daß er dießmal nicht nach Tyrol entkommen konnte, sondern sich in die Festung Mantua werfen mußte, um dort wieder Verstärkungen abzuwarten, die ihm der in Deutschland glücklichere Erzherzog Karl zusenden sollte. Daher müssen wir vorher einen Blick auf den deutschen Kriegsschauplatz werfen.

3. Der Krieg in Deutschland: Jourdan's und Moreau's Operationen. Erzherzog Karl's Siege über Jourdan. Moreau's Rückzug.

Da der am 1. Jan. 1796 am Rhein geschlossene Waffenstillstand erst am 21. Mai ablief, so eröffnete Jourdan den Feldzug erst mit dem Anfang Juni's. Kaum hatte er am 4. in einem Treffen bei Altenkirchen ein österreichisches Corps besiegt, als der nun erst im Lager ankommende Erzherzog Karl am 15. Juni den General Lefebvre bei Wetzlar und den General Kleber bei Ukerath schlug und dadurch den Jourdan wieder zum Rückzug über den Rhein nöthigte.

Nun erst gieng Moreau (am 24. Juni) bei Straßburg über den Rhein, schlug die schwäbischen Kreistruppen bei Kehl und ein österreichisches Corps bei Saßbach und hatte vor, durch den Schwarzwald bis Ulm vorzudringen. Denn Wurmser, der gegen ihn aufgestellt gewesen

war, hatte unterdeß, wie oben erwähnt wurde, mit dem größern Theil seines Heeres dem Beaulieu in Tyrol zu Hülfe eilen und in Italien den Oberbefehl übernehmen müssen. Daher wendete sich nun Erzherzog Karl, der eben den Jourdan über den Rhein zurückgeworfen hatte, gegen Moreau, um dessen Vordringen zu verhindern, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge zurücktreiben, ja ihm auch nicht den Übergang über den Neckar wehren, sondern mußte, da Jourdan inzwischen wieder (und zwar bei Neuwied) über den Rhein gedrungen war, von Moreau ab- und Schwaben seinem Schicksal überlassen, um sich gegen Jourdan zu wenden.

So kam der ganze schwäbische Kreis (darin Baden und Württemberg) in Moreau's Gewalt und mußte 25. Mill. Livr. zahlen, ungeheure Naturallieferungen leisten und außerdem noch die nun auch in Deutschland beginnenden Erpressungen, Plünderungen und übermüthigen, alles Heilige entweihenden Ausschweifungen der französischen Republikaner erdulden, unter denen sich ungleich mehr Jacobiner und Sansculotten befanden, als im Heere Bonaparte's.

Auch Jourdan's Heer war bereits schon zu weit vorgedrungen, hatte Frankfurt a. M. eingenommen und gebrandschatzt und den fränkischen Kreis überschwemmt, der 16 Mill. L. erlegen mußte und im Übrigen eben so mißhandelt wurde, wie Schwaben.

Die Lage des Erzherzogs war höchst bedenklich, aber mit der Gefahr entwickelte sich sein Feldherrntalent mehr und mehr. Da es vor Allem galt, die beiden feindlichen Heere von einander zu halten und sie einzeln zu bekämpfen, so warf er sich zuerst dem Moreau bei Donauwörth entgegen und schlug dessen einen Flügel bis Heidenheim an der Brenz zurück; da jedoch auf dem andern Flügel Desaix siegte (11. Aug.) und Moreau bei Neresheim die Nacht über das Schlachtfeld behauptete, so war im Grunde die Schlacht unentschieden.

Während sich nun Moreau mehr nach dem Gebirge zu entfernte, so wendete sich Erzherzog Karl mit 30,000 M. rasch gegen Jourdan's Heer, traf auf Bernadotte, der die Donau überschritten hatte, und schlug ihn am 22. und 23. Aug. bei Neumark und Teining so, daß nun allenthalben das Landvolk gegen die zurückweichenden Franzosen aufstand und ihnen ihre Plünderungen und Mißhandlungen schwer vergalt.

Dadurch sah sich auch Jourdan, ungeachtet eines Sieges über den General Wartensleben bei Sulzbach, in bedrängter Lage. Er wurde am 24. Aug. bei Amberg und am 3. Sept. bei Würzburg geschlagen und zog sich, verfolgt von der österreichischen Reiterei und von dem wüthenden Landvolk, durch den Spessart zurück, erlitt bei Aschaffenburg in seiner Nachhut (unter Bernadotte) noch eine Niederlage und floh durch das Nassauische über den Rhein.

Unterdeß war aber Moreau in Bayern eingedrungen, hatte in München dem bayerischen Kurfürsten 10 Mill. L. und 10 kostbare Gemälde abgepreßt uud wollte nun, einer Weisung des Directoriums gemäß, durch Tyrol ziehen, um der italienischen Armee die Hand zu reichen, — als er Jourdan's Rückzug erfuhr. Da er nun keine Lust hatte, sich der Wuth des Tyroler Landvolks auszusetzen, trat er gleichfalls den Rückzug nach dem Rhein an, der, weil er, ungeachtet so großer im Terrain und in der Stellung des Feindes liegender Hindernisse, von Moreau mit so viel Kunst, Ausdauer und Wachsamkeit bewerkstelligt wurde, ihm bei allen Kriegskundigen mehr Ruhm erwarb, als seine vorhergehenden Siege.

Sein Weg gieng durch das berühmte Höllenthal und durch den Schwarzwald, wo allenthalben das erbitterte Volk den Franzosen auflauerte, feindliche Streifcorps ihn beunruhigten, Flüsse, Berge und Schluchten seinen Zug erschwerten. Er schlug dabei sogar noch den österreichischen General Latour bei Breisach, wurde aber von einem Corps Emigranten, unter denen sich der Herzog von Enghien durch besondere Tapferkeit auszeichnete, an der Benützung seines Sieges gehindert. So kam er nach 22 Tagen in Freiburg an, obgleich verfolgt, doch mit eroberten Fahnen und Kanonen, und gieng am 26. Oct. bei Hüningen über den Rhein zurück. Während Jedermann in Frankreich diesen Sieg bewunderte, sagte Bonaparte: Allerdings ein schöner Rückzug, ja! aber eben doch ein Rückzug!

4. Cispadanische Republik. Bonaparte und Alvinczy. Sieg bei Arcole und Rivoli. Mantua's Fall. Friede mit dem Papst zu Tolentino. Erzherzog Karl's Rückzug nach Krain. Der Waffenstillstand von Leoben.

Jourdan's Niederlage und Moreau's Rückzug vereitelte Bonaparte's Hoffnung auf des letztern Unterstützung: er mußte daher suchen, so bald wie möglich Mantua in seine Gewalt zu bekommen. Er überließ aber die Belagerung dieser Festung einem seiner Generale, um in seiner begonnenen Organisation Italiens vorschreiten zu können. Denn er hatte, während Wurmser in dieser Festung unthätig saß, das Land des geflüchteten Herzogs von Modena eingezogen und es mit Reggio, Bologna und Ferrara zur cispadanischen Republik vereinigt; hatte die Bildung einer lombardischen Republik unternommen, hatte der Republik Genua Contributionen auferlegt und die Insel Corsica, welche die Engländer, überdrüssig des mörderischen Kampfes mit den Corsen, verlassen hatten, wieder für Frankreich in Besitz nehmen lassen.

Indessen Bonaparte mit seiner Gemahlin Josephine, die er von Paris hatte kommen lassen, in Mailand eine Art Hof hielt und mannichfache Huldigungen entgegennahm, brach ein neues, von Muth und Treue gegen das Kaiserhaus beseeltes Heer unter dem Oberbefehl des Marschalls Alvinczy aus den Tyroler- und Krainer-Alpen hervor, um Mantua zu entsetzen. Bonaparte griff ihn sogleich an und schlug ihn bei Vicenza; allein auf einer andern Seite wurde sein General Vaubois vom Laudon besiegt und mußte sich bis Rivoli zurückziehen. Im Unmuth darüber strafte Bonaparte die besiegte

Division damit, daß er auf ihre Fahne die Worte schreiben ließ: „Sie gehört nicht mehr zur Armee von Italien." Beschämt forderten die Bestraften künftig im Kampf immer die gefährlichsten Stellen einnehmen zu dürfen. Auf diese Weise entflammte er die Ruhmliebe seines Kriegsvolks und fesselte sie an seine Person und an sein Glück.

Alvinczy, bereits Herr des Gebiets zwischen Etsch und Brenta, bedrohte nun Verona. Da warf sich ihm Bonaparte bei Caldiero entgegen, ward aber zum Rückzug gegen Verona hin gezwungen. Da nun noch ein zweites österreichisches Heer unter Davidowich aus Tyrol heranrückte, machte Bonaparte, um dessen Vereinigung mit Alvinczy zu verhindern, noch einen angestrengten Angriff auf letzteren und besiegte ihn in der dreitägigen Schlacht bei Arcole so, daß er sich wieder hinter die Brenta zurückzog.

Den Übergang über den Damm und die Brücke, welche über die Apone und deren Ufersümpfe führte, wehrte ein furchtbares Geschützfeuer. Vergebens trug zuerst Augereau, darauf Bonaparte selbst die Fahne den Seinen voraus; sie wichen immer wieder zurück. Schon war sein Adjutant gefallen, General Lannes verwundet und Bonaparte selbst wurde von seinen fliehenden Leuten überstürzt und von seinem scheuen Pferde hinab in den Sumpf geworfen, aus dem er nur durch den Beistand einiger herbeieilenden Generale entkam. Erst durch Absendung eines Corps, das über die Etsch gieng und die Österreicher aus ihrer Stellung drängte, gelang es, die Brücke zu nehmen: doch war der Kampf um Arcole herum noch hartnäckig, bis er sich zu Gunsten Bonaparte's entschied. Die Österreicher verloren über 10000 M., nicht viel weniger die Franzosen.

Erst am 7. Jan. 1797 erschien Alvinczy wieder mit Verstärkung aus Tyrol und drängte ein französisches Corps bis Rivoli zurück, wo es sich hielt, bis Bonaparte herbeikam und es am 14. Jan. zurückschlug, dann aber sich gegen Mantua wandte und diese schon länger her von Außen bedrängte und von Innen durch Hunger und Krankheiten geschwächte Festung am 2. Febr. zur Capitulation zwang.

Das Abschneiden der Zufuhr hatte den Hunger, die feuchte Sumpfluft die Seuche erzeugt, 17,000 M. waren seit der Belagerung gestorben und 6000 lagen krank. Wurmser erhielt mit seinem Stab und mit 700 M. freien Abzug; die Übrigen blieben kriegsgefangen. — Das Directorium hatte befohlen, Wurmser'n, weil er in Frankreich geboren sei und gegen Frankreich gefochten habe, erschießen zu lassen; aber Bonaparte that es nicht, aus Achtung vor dem, ungeachtet seines Alters noch so rührigen und wackern Feldherrn. Diese Rücksicht vergalt ihm Wurmser damit, daß er ihn von einem Complott unterrichten ließ, das in der Romagna gegen das Leben Bonaparte's bestand.

Das Directorium, erfreut über die durch Augereau nach Paris gebrachten Trophäen, ertheilte nun Bonaparte'n den Auftrag, dem geistlichen und weltlichen Regiment des Papstes ein Ende zu machen. Zwar kündigte er auf der Stelle demselben den Krieg an und schickte ein Armeecorps unter General Victor gegen Rom, hatte aber, weil er den Papst noch für seine eigenen Zwecke brauchen zu können hoffte, keineswegs im Sinn, dem Directorium zu gehorchen. Denn als Papst Pius VI durch eine Gesandtschaft um Schonung bitten ließ, gewährte er ihm den

Frieden zu Tolentino (19. Febr.) gegen förmliche Abtretung von Avignon, Bologna, Ferrara und der ganzen Romagna, Einräumung der Festung Ancona und gegen ratenweise Erlegung von 30 Mill. Fr. Kriegskosten.

Nach der Eroberung Mantua's konnte der Obergeneral den ihm früher gestellten Plan des Zugs durch Tyrol nach Wien aufnehmen. Denn da Erzherzog Karl nach der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland mit dem beginnenden Frühjahr (1797) am Tagliamento zu einem Feldzug nach Italien erst noch seine Truppen zusammenzog, und bei der in Deutschland überhaupt, besonders aber in Österreich, damals noch herkömmlichen Langsamkeit der Kriegsrüstungen erst kaum 20000 M. beisammen hatte, so ersah sich Bonaparte diesen günstigen Zeitpunct und brach mit einer dreifachen Übermacht gegen ihn auf. Erzherzog Karl zog sich daher nach Villach in Kärnthen zurück. Als der Obergeneral davon Kunde erhielt, schrieb er an das Directorium, bisher habe er „gegen Armeen ohne Feldherrn gekämpft, jetzt kämpfe er gegen einen Feldherrn ohne Armee.“

Nun drangen die französischen Heeresabtheilungen durch die Alpen, siegten am 16. März bei Valvassone und am 23. bei Tarvis so daß der Erzherzog nur noch 14000 M. nach Klagenfurt brachte, weil ihm ein Theil seines Heeres in Tyrol abgeschnitten worden war und sich vor dem französischen General Joubert hinter den Brenner zurückziehen mußte. Doch die Tyroler standen nun auf und zwangen den General Joubert nach Kärnthen zu entweichen, wo er nach Verlust der größern Hälfte seines Corps sich mit dem Obergeneral vereinigte.

Von Bonaparte weiter verfolgt, bat der Erzherzog in Judenburg um einen Waffenstillstand, den ihm Bonaparte gern gewährte, weil von mehrern Seiten neue österreichische Verstärkungen im Anmarsch waren, auch die Kroaten und Ungarn für das bedrohte Kaiserhaus in die Waffen traten, ganz Tyrol im Aufstand war, Venedig sich gegen ihn rüstete und Verona schon die französische Besatzung erschlug. Bei weiterem Vordringen gegen Wien konnte Bonaparte leicht abgeschnitten werden und Italien verloren gehen: daher schloß er nicht nur den Waffenstillstand von Leoben (7. Apr.), sondern eröffnete dem Kaiser Franz auch bestimmte Aussicht auf Entschädigungen für die Niederlande und die Lombardei. Um diese Zeit waren zwar Hoche bei Neuwied und Moreau bei Kehl wieder in Deutschland eingefallen: als sie aber von dem Leobner Waffenstillstand hörten, giengen sie wieder über den Rhein zurück.

Im Präliminarfrieden von Leoben wurde vorläufig zugestanden, daß der Rhein die Gränze Frankreichs und der Oglio die Gränzscheide zwischen Österreich und der in der Lombardei entstandenen Republik bilden —; Bologna, Ferrara und die Romagna an Venedig unter

französischem Protectorate fallen, Mantua und ein Theil des nördlichen Alpengebiets und Dalmatiens an Österreich kommen sollte. Der definitive Friede sollte mit Österreich in Bern, mit dem deutschen Reiche in einer deutschen Stadt geschlossen werden.

5. Aufstand in Verona. Untergang Venedigs. Genua ligurische Republik. Die cisalpinische Republik. Der Friede von Campo Formio. Abtretung Venedigs an Österreich.

So vor den Österreichern gesichert, wendete sich nun Bonaparte gegen die Venetianer, die bereits 1500 Slavonier in Sold genommen und in ihrem Hafen ein französisches Schiff in den Grund gebohrt hatten. Nachdem er durch Augereau das aufständische Verona mittelst Ausplünderung und Erschießung der Häupter des Aufstandes hatte bestrafen lassen, erklärte er den Krieg an Venedig. Obgleich diese Republik dem Directorium in Paris 10 Mill. unmittelbar zuschickte, um sich eine milde Behandlung zu erkaufen, so kehrte sich doch Bonaparte nicht daran, sondern zwang auf eine eben so harte, als treulose Weise den altberühmten, aber altersschwach gewordenen Freistaat zur Unterwerfung und dadurch zum Aufgeben seiner ganzen politischen Existenz.

Venedig war im Laufe der Zeit zur äußersten Schwäche herabgesunken, und die Siege der französischen Armee in Italien ließen den schwachen Senat mit dem noch schwächern alten Dogen Luigi Manini nichts Gutes ahnen. Venedig hatte sich in dem großen Kampfe neutral halten wollen, aber es versäumt, diese Neutralität durch eine gehörige Kriegsbereitschaft zu stützen. Dazu kam, daß schon länger her die Ideen der französischen Freiheit, durch französische Agenten genährt, im festländischen Gebiete Venedigs Eingang gefunden hatten, so daß zuerst in Bergamo, dann in Brescia, in Crema und andern Städten Aufruhr entstand. Als Venedig zur Dämpfung desselben den Bonaparte um die Herausgabe der von den Franzosen besetzten Citadellen von Bergamo und Brescia angieng, schlug er dies Begehren ab. Jetzt erst fieng Venedig an, von Bonaparte größere Gefahr zu besorgen. Weil aber die Nobili aus Eigennutz und Weichlichkeit das Gemeinwohl hintenansetzten, so konnten sie dem mit ihrer Herrschaft unzufriedenen Volke kein Gegengewicht bieten. Wäre noch einige Kraft in der Aristokratie dieses Freistaats gewesen, so hätte sie bei dem nicht ganz unbedeutenden Flottenstand, den der Staat, und bei dem Reichthum, den der Adel noch besaß, wenigstens die Selbständigkeit Venedigs retten können. Noch gegen das Ende des Jahres 1796 schien sich den Venetianern ein Rettungsanker zu zeigen: Preußen bot ihm mehrmals ein Bündniß an, doch der Senat wies es zurück, bereute es aber zu spät, als ihnen ihr Gesandter in Paris meldete, daß Frankreich bei einem etwaigen Frieden mit Österreich dem Kaiserstaate für die Lombardei eine Entschädigung im Venetianischen angeboten habe. Zwar giengen nun die Venetianer ernstlich an die bessere Befestigung ihrer Hauptstadt, nahmen 15,000 Slavonier und Italiener in Sold, stellten in den Lagunen einige hundert Fahrzeuge auf, errichteten Batterien und verproviantirten sich. Auf dem Lande waren nur die Gebirgsbauern der südlichen Alpenabhänge treu und überfielen bewaffnet zerstreute französische Truppentheile. Sie griffen sogar das aufständische Bergamo und Brescia an, wurden aber zurückgetrieben. Als sodann Österreich durch den Waffenstillstand von Leoben vom Krieg gegen Frankreich zurücktrat, suchte sich Venedig wieder neutral zu stellen; allein schon waren französische Heere im Anzug und der französische Gesandte zu Venedig stellte im Namen der französischen Republik die Anfrage an die Venetianer, ob sie Krieg oder Frieden wollten. Sogleich gab der Senat eine friedliche Antwort, konnte aber das gegen die Franzosen aufgeregte Volk nicht zur Ruhe bringen. Bei Verona kam es

zwischen Veronesen und Franzosen zum Kampf, wobei 400 Franzosen erschlagen, 900 mit Noth durch die Stadtbehörde gerettet wurden. Der venetianische Podestà mußte selbst aus Verona weichen und die tobende Stadt war drei Tage lang sich selbst überlassen, bis die venetianischen Behörden mit Verstärkung zurückkehrten und nun selber die von Franzosen besetzte Citadelle belagerten. Als aber ein französisches Heer von der Lombardei her anrückte, suchten die Venetianer um einen Waffenstillstand nach; da man aber verlangte, Verona solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben, so flüchteten sich die venetianischen Proveditoren aus der Stadt nach Padua, und Verona zahlte für seine Rettung dem französischen General 40,000 Ducaten. Damit war es aber nicht gethan: der nächst obere General (Kilmaine) forderte weitere 120,000 Ducaten, und Bonaparte machte noch eine Nachforderung von 50,000 Ducaten, das Kirchensilber und andere Requisitionen nicht gerechnet. Da unterdeß ein französisches Schiff, das sich den Lagunen von Venedig genähert hatte, vom Castel St. Andrea aus beschossen worden war, so besetzten die Franzosen das ganze venetianische Gebiet, vertrieben allenthalben die Behörden und verlangten die Verhaftung der Staatsinquisitoren und jenes Befehlshabers, der auf das französische Schiff gefeuert hatte. Obgleich der Senat durch Nachgiebigkeit sich retten zu können glaubte, rief Bonaparte dennoch seinen Gesandten ab und erklärte den Krieg.

Zwar suchten der Doge und der große Rath durch Unterhandlungen das Unglück abzuwenden und zugleich Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen; aber die Feigheit des Stadtcommandanten Morosini vereitelte letztere und knüpfte durch einen in Venedig zurückgebliebenen Legationssecretär besondere Unterhandlungen mit den Franzosen an. Weil nun zugleich die Slavonier, welche schon länger her wegen Soldrückstands in Gährung waren, bei der nunmehrigen Aussicht, in ihre Heimath entlassen zu werden, Freudenschüsse thaten, die der Senat für den Ausbruch eines Aufstands hielt, so gab die Staatsregierung jeden weiteren Gedanken an Vertheidigung auf und unterzeichnete während des erflehten sechstägigen Waffenstillstands zu Mailand am 12. Mai einen Vertrag, in welchem der große Rath sich verpflichten mußte, dem Erbrecht der Aristokratie zu entsagen und die Souverainetätsrechte in die Hände der Bürger niederzulegen. Als die Rathsabgeordneten nach der Unterzeichnung dieses Acts, der ihren aristokratischen Freistaat in einen demokratischen verwandelte, auseinandergiengen, riefen sie betrübt einander zu: „Aus ist's mit Venedig und dem heiligen Marcus!" — Zwar machten in Venedig die oberwähnten Slavonier einen Aufruhr gegen diese neue Verfassung und plünderten die Häuser der Franzosenfreunde; doch diese schafften die Slavonier aus der Stadt in ihre Heimath und öffneten heimlich in der Nacht den Franzosen die Thore, so daß diese unter dem jungen, energischen, aber menschenfreundlich gesinnten General Baraguay d'Hilliers in aller Stille einzogen, und nun ganz Venedig, in welches seit seinem Bestand noch niemals ein bewaffneter Feind eingetreten war, am Morgen zu seinem Erstaunen sich in den Händen der Franzosen sah.

Venedig mußte sechs Mill. Liv. zahlen, drei Linienschiffe, zwei Fregatten, 20 der besten Gemälde und 500 Manuscripte nach Bonaparte's Auswahl den Siegern überlassen. An die Stelle des Senats trat eine provisorische Regierung aus 60 Gliedern, welche sogleich das Gebäude der Staatsinquisition niederreißen und am Fuß eines französischen Freiheitsbaumes das berühmte „goldne Buch", in das alle regierungsfähigen Adelsgeschlechter eingetragen waren (XVII. 3. 1.), verbrennen ließ. Die solches thaten, merkten in ihrer selbstischen Verblendung nicht, daß es nur noch des letzten Federstrichs bedurfte, der den uralten berühmten Freistaat aus dem Reiche der Lebendigen stieß, unter denen er freilich schon geraume Zeit bereits als ein Todter gewandelt hatte.

Während mit Österreich ein ernstlicher Friede unterhandelt wurde, verwandelte Bonaparte unter nichtigem Vorwand auch die aristokratische Republik Genua in eine demokratische und gab ihr den Namen ligurische Republik; vereinigte sodann mit der bisherigen lombardischen Republik die von Venedig abgerissenen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona, dazu auch das Herzogthum Modena und die von Graubünden willkürlich sich lösenden Theile Veltlin, Chiavenna und Bormio, und nannte diesen ganzen Ländercomplex die cisalpinische Republik, indem er ihr die französische Verfassung gab. Ein großes Bundesfest zu Mailand, wobei er „zum Ärger vieler alten Jacobiner" den dortigen Erzbischoff die Messe lesen ließ, besiegelte die neue Schöpfung, die in allen inneren Beziehungen stets von seinem Willen abhängig blieb.

Bei den Friedensunterhandlungen mit Österreich, welche zu Passeriano, wo Napoleon seinen Aufenthalt nahm, während der österreichische Gesandte Graf Cobentzl in einer Villa bei Udine (in Friaul), sich aufhielt, Statt fanden, wurde von beiden Seiten schwer nachgegeben, bis Bonaparte das letzte Anerbieten machte. Als Graf Cobentzl und seine Mitunterhändler, General Meerfeld und Marquis de Gallo, sich noch immer weigerten, es anzunehmen, sprang Bonaparte zornig auf und schleuderte mit den Worten: „Ihr wollt also Krieg? Gut, den sollt Ihr haben!" ein kostbares Porcellaingeschirr, das Graf Cobentzl als ein Geschenk der Kaiserin von Rußland gepriesen hatte, zu Boden, daß es in viele Stücke zersprang, worauf er hinzusetzte: „So soll Eure Monarchie zertrümmert werden, ehe drei Monate vergehen!"

Endlich am 17. Oct. 1797 kam der Friede von Campo Formio zu Stande. (Er wurde zu Passeriano unterzeichnet, und erhielt seinen Namen von einem Dorfe, das in der Mitte zwischen Passeriano und Udine liegt.) In diesem Frieden erhielt Österreich gegen Verzichtleistung auf Belgien und die Lombardei das Gebiet der Republik Venedig, mit Ausnahme von Brescia und Bergamo (das zur cisalpinischen Republik geschlagen war) und der jonischen Inseln, die mit dem venetianischen Theile von Epirus an Frankreich fielen. In einem geheimen Artikel wurden dem österreichischen Hause noch das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, ein Theil von Bayern bis an den Inn und mehrere ehemalige geistliche Gebiete in Schwaben versprochen, wozu aber erst das deutsche Reich auf einem Congreß seine Zustimmung geben sollte. Dagegen sollte das linke Rheinufer (von Basel an bis zur Mündung der Nethe bei Andernach, mit Einschuß von Mainz) bei Frankreich bleiben und die dadurch betroffenen deutschen Fürsten auf demselben Congreß in noch zu regelnder Weise entschädigt werden. Der Herzog von Modena sollte den Breisgau erhalten.

Würde, heißt es in einem besondern Artikel dieses Friedens, das deutsche Reich nicht zur Einwilligung gebracht werden können und den Krieg gegen Frankreich fortführen wollen, so sollte es nicht als Friedensbruch betrachtet werden, wenn der Kaiser sein Contingent zur Reichsarmee stellen würde, doch dürfte dasselbe in keine Festung gelegt werden. — So günstig dieser Friede für Österreich war, so wenig ehrenvoll war er für den Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reichs, weil er am Rhein und in Italien auf Gebiete verzichtete, welche deutsches

Reichslehen waren, und weil er sich zudem in Deutschland mit Ländern entschädigen ließ, die andern deutschen Reichsfürsten angehörten. — Daß übrigens Bonaparte dem Kaiser so große Vergünstigungen gewährte, hatte wohl darin seinen Grund, weil er bereits den Plan gefaßt hatte, nach Paris zurückzugehen und sich an die Stelle des Directoriums zu setzen.

Ehe Venedig an Österreich übergeben wurde, hatte Bonaparte die Lagunenstadt ihrer werthvollsten Denkmäler und Schätze in Kirchen, Palästen und Bibliotheken unter verschiedenen Vorwänden beraubt; sogar die vier antiken Rosse auf dem Marcusplatz mußten nach Paris wandern; selbst die öffentlichen Kassen und Wohlthätigkeitsfonds wurden nicht geschont. Die Demokraten in Venedig, die ihr Vaterland verrathen und für sich ein selbständiges Regiment geträumt hatten, wanderten aus mit Haß im Herzen gegen den, der sie so getäuscht hatte. Ein Theil der Patricier fügte sich dem Dienst der neuen Herrschaft; viele giengen ebenfalls in die Fremde, um der Fremdherrschaft in der Heimath auszuweichen; ja der alte Doge fiel, als er den Act der Übergabe an Österreich beendet hatte, erdrückt vom Gefühl der über sein graues Haupt kommenden Schmach, vom Schlag getroffen todt zu Boden.

So ruhmlos endete das „Karthago des Mittelalters", ungleich dem männlich bis zum letzten Mann sich wehrenden Karthago des Alterthums, — das einst so mächtige Venedig, „die Königin des adriatischen Meers, das Rom der Lagunen, die Republik, deren Name im Abend- und Morgenlande Jahrhunderte lang geglänzt, und für das Bild des Reichthums, der Kunst und Politik gegolten; die Stadt, von der Paolo Sarpi, die Pracht ihrer Gebäude und die Zahl ihrer Schiffe betrachtend, gesagt hatte: „Esto perpetua!" Sie fiel, weil sie auf der Höhe ihrer Größe „sich in eine Verfassung vergraben hatte, die keine Bewegung, keine Freiheit erlaubte, vielmehr den Geist fesselte und den Character erniedrigte. Sie wollte zuletzt nur noch von ihren Erinnerungen leben und hielt sich ihre Vergangenheit wie einen magischen Spiegel vor, über dem sie der Gegenwart vergaß."

10. Kapitel. Das Raubsystem des Directoriums.

1. Uneinigkeit des Directoriums. Bestrebungen der Parteien. Die Triumvirn. Der Staatsstreich des Directoriums. Die Deportirten. Rückkehr Bonaparte's nach Paris.

Bevor wir den Obergeneral Bonaparte seine Armee in Italien verlassen sehen, um sich in Paris die dort unterdeß eingetretenen Veränderungen näher zu besehen, haben auch wir einen Rückblick auf dieselben zu werfen.

Gegen die Einigkeit und Thatkraft der Armee im Auslande stach die Uneinigkeit und Rathlosigkeit des Directoriums auffallend

ab. Denn in den beiden Conseils saßen fast alle Abstufungen der in der Revolution aufgekommenen Parteien, von den Royalisten an bis zu ihren Gegenfüßlern, den Terroristen, und gerade diese beiden Extreme enthielten mehr und tüchtigere Talente, als das Directorium unter seinen Anhängern zählte. Am meisten fühlte sich das Directorium dadurch beunruhigt, daß die monarchischen Grundsätze in der Presse und öffentlichen Meinung bereits wieder ein großes Gewicht erlangt hatten, daher das Directorium die Royalisten am meisten fürchtete, zumal der talentvolle Führer derselben, Portalis, im Rath der Alten saß und mit seinen Freunden vermöge des diesem Conseil zustehenden Veto-Vorrechts viele willkürliche Vorschläge des Directoriums hintertrieb.

Vergebens hoffte das Directorium bei den im März vorgenommenen Wahlen eines neuen Drittheils der Volksvertretung auf getreuere Anhänger an das bestehende System; diese Wahlen fielen vorherrschend im monarchischen Sinn aus, so daß die Hoffnungen der Royalisten auf eine Restauration merklich stiegen, zumal allen Ordnungsliebenden klar geworden war, daß die Fehler, Gebrechen und Schlechtigkeiten des alten Regiments von dem Verwaltungsungeschick, der feilen Rechtspflege und tyrannischen Polizei der Directorialregierung überboten wurde. Aber die Monarchisten übersahen, daß die auswärtigen Kriege in den Armeen „eine neue Gewalt im Staate" geschaffen hatten, und ahneten nicht, daß der siegreiche italienische Obergeneral das Haupthinderniß zur Wiederherstellung des Königthums werden sollte.

Wie stark auch in der Mehrheit noch die revolutionären, insbesondere die gegenkirchlichen Ideen waren, davon nur Ein Beispiel. Um diese Zeit trat Camille Jordan, ein Mitglied des Raths der Fünfhundert, in einer warmen Schilderung des gesunkenen religiösen Zustandes in Frankreich mit der Forderung auf, man solle die Gesetze gegen die Geistlichkeit zurücknehmen. Derselbe war zwar vom Convent die frühere Eidesleistung erlassen, aber eine neue Eidesformel auf Anerkennung der Volkssouveränetät nicht nur, sondern auch auf ewigen Haß gegen das Königthum aufgedrungen worden; weßhalb wieder die meisten Geistlichen, fest in ihrer Treue, diesen Eid verweigerten und daher vom Directorium, insbesondere von dem Theophilanthropisten Larevelllère-Lépeaux, verfolgt wurden. Da Camille Jordan eine Wiederherstellung des Klerus noch nicht hoffen konnte, so verlangte er wenigstens die Wiedereröffnung der Kirchen und Herstellung der Glocken, die alle zu Kanonen umgeschmelzt worden waren. Darüber wurde er von der ganzen revolutionären Partei mit einem Spott verfolgt, der den Eindruck seiner Rede sogleich wieder vernichtete.

Nun geschah es, daß Letourneur aus dem Directorium trat und durch einen Mann von höherer Bildung und besonders gemäßigtem Sinn, Namens Barthelemy (Sohn des Verfassers der Reisen des jungen Anacharsis in Griechenland), ersetzt wurde, an den sich Carnot, ein Mann, an welchem übrigens „jeder Zoll ein Republikaner" war, gleichfalls aus Gründen der Mäßigung anschloß, so daß die Royalisten viel für ihre Zwecke hofften. Allein der schwelgerische, prachtliebende Barras, der grobherrische, unbiegsame Rewbell und der leidenschaftlich antichristliche Larevellière-Lépeaux bildeten noch eine enggeschlossene Ma-

jorität im Directorium; und obgleich diesen Triumvirn, wie man sie nannte, der in der Armee herrschende, mehr dem Despotismus als dem gegenwärtigen System zugewandte Geist nichts weniger als erfreulich war, so gedachten sie doch die royalistische Partei, die in dem sogenannten Club von Clichy ihre Hauptstütze hatte, mit Hülfe der bewaffneten Macht unterdrücken zu können. Daher ließen sie die noch ziemlich jacobinisch-gesinnte Rhein-Armee des Generals Hoche nach Paris kommen. Auch hatte Bonaparte sie zu dem von ihnen beabsichtigten Staatsstreich seines Beistandes versichern lassen.

Zwar machte die Frau von Staël, die Tochter des ehemaligen Ministers Necker und Gemahlin des bei der französischen Republik accreditirten schwedischen Botschafters, eine allerdings geistreiche, aber eitle Frau, den Versuch, die beiden dem Directorium gegenüberstehenden Parteien mit einander zu verschmelzen; daß das aber nicht gelang, lag in der Natur der Sache, und diente zur Demüthigung dieser Frau, die auch in der Politik eine Rolle spielen wollte.

Nachdem die Triumvirn ein neues Ministerium durchgesetzt hatten, worin General Scherer das Kriegswesen, der schon früher erwähnte, aus dem Ausland wieder zurückgekommene Talleyrand das Auswärtige bekam, führten sie am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den vorbereiteten Staatsstreich aus, erklärten ihre Collegen Carnot und Barthelemy als abgesetzt und ließen sie verhaften, während Augereau, welchen Bonaparte dem Directorium zu diesem Zweck geschickt hatte, mit der Militärmacht (denn Hoche hatte unterdeß seinen zweiten Feldzug nach Irland antreten müssen) den Rath der Fünfhundert mit soldatischer Rohheit auseinander sprengte, nachdem er kurz vorher treuloser Weise sie versichert hatte, daß man nichts gegen sie im Schilde führe.

Am genannten Tage ließ das Triumvirat die sämmtlichen Minister in Rewbell's Wohnung zusammenkommen und hielt sie dort durch Geschäfte zurück. Um Mitternacht hieß Augereau das Pariser Militär mit Geschütz sich um das Palais Luxemburg aufstellen. Um 1 Uhr ließ der Kriegsminister Scherer den Befehlshaber der gesetzgebenden Corporation Ramel zu sich entbieten. Dieser aber, Verdacht schöpfend, kam nicht, sondern befahl seinen Leuten, sich bewaffnet zu versammeln. Um 3 Uhr gab Augereau durch einen Kanonenschuß seinen Truppen das Signal, worauf diese gegen die Tuilerien anrückten. Als dort Ramel mit seinen Leuten Widerstand leisten wollte, gieng ein großer Theil derselben zu den Anrückenden über, und mit Noth wurde Ramel von Augereau's Stab vor Mißhandlungen der Jacobiner geschützt, aber gefangen nach dem Temple abgeführt. Das gleiche Geschick hatte Pichegru, der mit andern in die Tuilerien geeilt war. Barthelemy wurde in seiner Behausung gefangen genommen; Carnot hatte sich auf den ersten Lärm geflüchtet. Die übrigen Rathsglieder, die eine Sitzung zusammenbringen wollten, wurden theils verhaftet, theils zerstreuten sie sich. — Hierauf versammelten sich die Anhänger des Triumvirats, und zwar 126 aus dem Rath der Alten im Odeon und 251 aus dem Rath der Fünfhundert in der Medicinerschule, und erklärten sich in Permanenz. Um 6 Uhr Abends kam eine Botschaft des Triumvirats mit den Beweispapieren, daß Pichegru und seine Freunde mit den Royalisten in Verbindung gestanden seien und letztere auf die Wahlen Einfluß geübt hätten. Darauf hin wurden die Wahlen in 48 Departementen cassirt, die nach diesen Wahlen dort angestellten Beamten entsetzt und auch die durch jene Wahlen in die beiden Corporationen gekommenen Glieder daraus entfernt.

Darauf wurden die beiden gefangenen Directoren, dazu vom Rath der Alten 12 (darunter Portalis, Barbé-Marbois ꝛc.), vom Rath der Fünfhundert 42 (darunter Pichegru, Camille Jordan, Boissy d'Anglas, Pastoret, Larivière ꝛc.) nebst noch einigen Generalen (wobei Ramel) und früheren Ministern, so wie die Eigenthümer und Redactoren von 42 Journalen zur Deportation verurtheilt. Doch Carnot, Jordan, Portalis und Pichegru (letzterer aber erst von Guinea aus) entkamen. Außerdem wurde auf Betrieb des Lareveillère-Lépeaux, dessen Theophilanthropismus ein kahles, kaltes deistisches Surrogat der Religion war, das Gesetz zurückgenommen, das den ausgewanderten Geistlichen die Rückkehr nach Frankreich erlaubt hatte; auch wurden die nach Paris zurückgekommenen Emigranten verjagt und drei Mitglieder der königlichen Familie nach Spanien verbannt. Die politischen Clubs, so wie sämmtliche Journale wurden scharf überwacht.

Den Staatsgläubigern nahm man zwei Drittheile des Kapitals und versprach ihnen für das letzte Drittheil als ein „gesichertes" (consolidé) eine um so pünctlichere Auszahlung der Zinsen, die aber nachher doch nicht erfolgte — eine Maßregel, die einem abermaligen Staatsbankrott sehr gleich sah. — Eben so trug man auf Verbannung aller ehemaligen Adeligen an, begnügte sich aber mit der Ausschließung derselben von allen politischen Rechten.

So kam unter dem Schein der Republik wiederum der Despotismus zur Herrschaft, und da nun auch Moreau, der durch Pichegru lange von den Planen der Royalistenpartei unterrichtet war, aber keine Anzeige gemacht hatte und jetzt erst die den Pichegru compromittirenden Papiere übergab, von dem Armeecommando entfernt wurde, Hoche aber am 13. Sept. 1797 erkrankte und starb: so waren diese Ereignisse für Bonaparte von den wichtigsten Folgen, da namentlich Hoche ihm an militärischem Genie sehr nahe kam und bei längerem Leben sein ehrgeizigster Nebenbuhler geworden wäre.

Hoche's Nachfolger im Obercommando der deutschen Armee wurde Augereau, der zwar ein kühner Feldherr, aber in staatsmännischer Beziehung ungebildet und unbedeutend, daher auch dem Bonaparte nicht gefährlich war. — Das neue Directorium, dessen beide ausgestoßene Glieder durch den Justizminister Merlin von Douay, und Francois de Neufchateau ersetzt wurden, nahm in den Unterhandlungen mit England bald eine so geänderte Stellung ein, daß England die Unterhandlungen mit ihm abbrach und den Krieg fortzusetzen beschloß.

Obwohl Bonaparte nicht hoffen konnte, bei der durch den 18. Fructidor bedeutend verstärkten Gewalt des Directoriums seinen tiefsten Plan, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, schon jetzt erfüllt zu sehen: so wollte er doch persönlich den Boden in Paris untersuchen und eilte daher nach einem emphatischen Abschied von der italienischen Armee über Basel und Rastatt, wo demnächst der Congreß eröffnet werden sollte, nach Paris, wo der ruhmreiche Besieger Italiens vom Volke mit aufrichtiger, von den ihn fürchtenden Parteien mit erheuchelter Begeisterung aufgenommen wurde.

Wohl wissend, daß ihm die Directoren, ungeachtet des glänzenden Empfangs, den sie ihm bereiteten, aus Eifersucht mißtrauten, hielt er sich sehr zurückgezogen und bemühte sich, ihren Verdacht gegen seinen Republikanismus möglichst zu schwächen. Das Directorium seinerseits dachte darauf, ihn auf eine geschickte, äußerlich für ihn ehrenvolle Weise aus seiner Nähe zu entfernen, und übertrug ihm die Vorbereitung zu einer Landung in England, die man mit hohen Worten ankündigte und durch Bonaparte's Absendung nach der Nordküste glaublich machte. In der That aber hatte das Directorium seinen schon von Italien aus vorgeschlagenen Plan, England in Ägypten anzugreifen und zwar durch Zerstörung ihres levantischen Handels, unbedingt angenommen, und bereitete unter dem Vorgeben einer beabsichtigten Landung in England insgeheim eine Expedition nach Ägypten vor. Er selbst ließ sich diese Aufgabe gefallen, denn er hatte sich bei aller Schwäche des Directorialwesens überzeugt, daß (wie er gesagt haben soll) „die Birne noch nicht reif" sei, da Barras, der das Übergewicht über die andern hatte, im Ansehen noch zu fest stand und Bonaparte's Absichten durchschaute.

2. Eröffnung des Rastatter Congresses. Talleyrand. Umgriffe des Directoriums am Rhein. Französisches Raubsystem in der Schweiz. Die helvetische Republik. Laharpe. Revolutionirung der französischen Kantone. (Pestalozzi in Stanz.)

Während dieser Vorbereitung wurde am 9. Dec. 1797 der Congreß in Rastatt eröffnet, den französischer Seits der schlaue Talleyrand durch zwei Gesandte leitete, die den Auftrag hatten, Österreich zwar etwas mehr zu begünstigen als Preußen, im Grunde aber beide geschickt zum Vortheil Frankreichs hinter's Licht zu führen und es in Bezug auf die westliche Rheingränze eben so zu machen, wie Bonaparte es in Italien gemacht hatte.

Es ist dieß derselbe Karl Moritz Talleyrand-Perigord, vormals Bischoff von Autun, der als Mitglied der Nationalversammlung auf den Verkauf der geistlichen Güter und Abschaffung des Zehnten antrug, der das Hochamt beim Feste auf dem Marsfeld hielt und zuerst unter den Geistlichen den Constitutionseid schwur, worauf er vom Papst in den Bann gethan wurde. Nachdem er sein Bisthum aufgegeben hatte, gieng er 1792 als franz. Gesandter nach England, um einen Frieden zu vermitteln, wurde aber in Folge des 10. Augusts von dort weggewiesen und begab sich nach Nordamerika, weil er in den damals im kön. Schloß zu Paris aufgefundenen Papieren compromittirt war, bis er im Sept. 1795 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, worauf er 1797 in das Directorial-Ministerium trat. Er bewies sich in den entgegengesetztesten Lagen seines Lebens als einen der scharfblickendsten und schlausten Diplomaten, die es gab.

Von deutscher Seite war bei dem Congreß Österreich durch den Grafen Lehrbach, das deutsche Reich durch den Grafen Metternich, Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm II am 17. Nov. 1797 gestorben war und seinen Sohn Friedrich Wilhelm III zum Nachfolger erhalten hatte, durch den Grafen Görtz vertreten. Unter den

übrigen deutschen Staaten, die ihre Gesandten dort hatten, waren es vorzüglich Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Pfalz-Zweibrücken und die wetterauischen Reichsgrafen, welche in ihrem Interesse sich vorzüglich auf Frankreich stützten und die fast alle wegen ihrer auf dem linken Rheinufer verlorenen Territorien Entschädigungen in andern deutschen Reichsländern zu bekommen hofften. Daher waren diejenigen von den andern deutschen Fürsten, welche Gebietstheile verlieren sollten, ohne an eine Entschädigung denken zu dürfen, in Angst und Sorgen.

Preußen hatte bereits hinter der Demarcatonslinie für das eingebüßte überrheinische Cleve Gebietstheile im westphälischen und fränkischen Kreise an sich genommen und Nürnberg besetzt. — Österreich hatte eine besonders schwierige, weil zum Theil eben nicht ehrenvolle Stellung im Congreß, indem es auf Reichstheile verzichten und sie dem alten Reichsfeinde überlassen, andere deutsche Reichsglieder aber schädigen und schmälern lassen sollte. Es war nun nicht mehr zu umgehen, man mußte alle bis jetzt geheim gehaltenen Artikel sowohl des Basler Friedens, als auch des Friedens von Campo Formio, durch welche die beiden deutschen Hauptmächte das linke Rheinufer preißgegeben hatten, offenkundig machen.

Der Umstand, daß Österreich am 15. Jan. 1798 den Franzosen die Festung Mainz öffnete, ließ auch den übrigen Deutschen keinen Zweifel mehr über das, was nun weiter folgen werde. Und nun war des Drängens und Bittens um Entschädigung kein Ende, und da Österreich und Preußen sich vorwegnahmen, was ihnen geeignet schien, und wo sie nicht einig waren, den Franzosen die Entscheidung überließen, so erhielten diese sowohl über sie, als auch über die kleineren bittenden und klagenden, protestirenden und sich vorbehaltenden Staaten eine Art Schiedsrichteramt, das sie dann in höchst willkürlicher, oft unverschämter Weise ausübten. Vergebens sprach nur der König Gustav IV von Schweden, als Besitzer von Schwedisch-Pommern, von der „Würde des deutschen Reichs", von der kaum der Begriff noch vorhanden war: er wurde von Allen verlacht, und Bonaparte durfte ihn ungetadelt den „nordischen Don Quixote" nennen.

Während nun auf diesem Congreß das französische Directorium sein Raubsystem gegen das zerklüftete und vielhäuptige Deutschland diplomatisch verfolgte, griff es zugleich, ohne die näheren Bestimmungen und rechtlichen Festsetzungen abzuwarten, und ohne irgend auf Neutralitätseinwendungen oder Rechtsansprüche zu achten, weiter zu, nahm die Rheinschanze bei Mannheim weg, belagerte Ehrenbreitstein, legte den Hansestädten Hamburg und Bremen 18 Mill. Contribution auf und zwang den Herzog von Braunschweig, den Prätendenten Ludwig XVIII aus seinem Lande zu weisen. Holland und Belgien wurden fortwährend mit der größten Willkür behandelt, so daß in Belgien ein Aufstand niedergeschlagen werden mußte.

Die deutschen Gebietstheile auf dem linken Rheinufer, wo die Franzosen schon vorher den Adel vertrieben und die Kirchen ausgeplündert hatten, wurden jetzt in vier Departements verwandelt und in denselben die neufranzösische Verwaltung in einer Weise durchgeführt, daß kein Anspruch, kein Recht, keine Klage geachtet, und alles bisherige Staats- und Gemeindegut, Kirchen- und Stiftungsvermögen durch selbstische, unredliche Beamte auf das gewissenloseste eingezogen und verschleudert wurde.

Auf die Neutralität der schweizerischen Eidgenossenschaft wurde nicht geachtet, sondern die Schweiz, welche sich eines solchen widerrechtlichen Angriffs in keiner Weise versah, gerade wie Holland oder Venedig behandelt: die Cantone wurden zum Theil mit Hülfe des Verraths demokratisirt, die Cantonalkassen geleert, die Kirchengüter eingezogen, die Reichen gepreßt, die Widerstrebenden bewältigt, dazu die Jura- und Alpenpässe besetzt, um dieses Land zur militärischen Brücke nach Italien zu gebrauchen. Am 29. März 1798 wurde die Auflösung der schweizerischen Eidgenossenschaft verkündigt und am 27. April zu Aarau die einige, untheilbare helvetische Republik mit einer dem französischen Muster nachgeahmten Verfassung errichtet. Mühlhausen und Genf mußten an Frankreich abgetreten werden. (Auf das damals nicht im Schweizerverband stehende Graubündten, das Frankreich auch an sich reißen wollte, legte Österreich die Hand.) — Solch einen Lohn trug die Schweiz von Frankreich davon, dem sie sich seit ihrem Abfall von Deutschland stets mit so blinder Vorliebe hingegeben hatte!

Schon länger her hatte sich auch in den aristokratischen Schweizercantonen eine sogenannte Patriotenpartei nach französischem Muster gebildet, welche theils aus Leuten, die sich — meist in ungerecht übertreibender Weise — über den Druck der Patrizier beschwerten, größtentheils aber aus solchen Leuten bestanden, die aus Ehrgeiz oder Habsucht nach einer Änderung trachteten, um bei derselben zur Herrschaft und zu Vermögen zu gelangen. — Daß das Landvolk in der Schweiz von seinen Obern nichts weniger als gedrückt war, bewies der große Wohlstand, den es damals besonders in dem aristokratischen Canton Bern genoß. Auch gieng die Agitation gegen die schweizerischen Regierungen nur von Städten aus, in denen sich überall Leute fanden, die zum Verrath bereit waren und das Landvolk aufwiegelten. So verrieth Laharpe (gewesener Erzieher am russischen Hof) das zu Bern gehörige Waadtland und forderte Frankreich auf, es als ehemaliges Besitzthum Savoyens von Bern zurückzufordern. Am 26. Jan. 1798 besetzte ein französisches Heer das Waadtland, und als die Berner ihr Besitzthum schützen wollten, wurden sie besiegt und mußten dulden, daß nicht nur das Waadtland in einen selbständigen demokratischen Canton unter dem Namen „Leman“ verwandelt wurde, sondern daß die Franzosen auch in Bern einzogen, wo sie sich sogleich des mit 60 Mill. gefüllten Schatzes bemächtigten, der zum Theil in die Kasse des Directoriums wanderte, zum Theil auf die ägyptische Expedition verwendet wurde.

Ebenso hatte im Canton Basel Peter Ochs am 18. Jan. das Landvolk aufgewiegelt und nach Zerstörung einiger Schlösser die Stadt besetzt, die sich nun eine demokratische Verfassung gefallen lassen mußte. — Nach der Revolutionirung Berns kam die Reihe an Solothurn, Freiburg, Lucern, Schaffhausen und Zürich. Die Stadt Freiburg wehrte sich tapfer, wurde aber von den Franzosen erstürmt. Bei dieser Veranlassung

war es, wo das Beinhaus von Murten, in welchem die Gebeine der im Kampf gegen Karl den Kühnen (XVIII. 6, 3.) erschlagenen Burgunder aufbewahrt worden, von einem französischen Regiment, das aus ehemaligen Burgundern im Departement Côte d'or bestand, zerstört wurde. — Allenthalben in diesen Cantonen wurde neben der Einziehung der öffentlichen Gelder den Reichen eine Vermögenssteuer auferlegt und so der Raub verdoppelt, — die Bestechungssummen ungerechnet, welche die Schweizer an die Commissäre zahlen mußten, wenn sie sich irgend ein historisches oder kirchliches Denkmal unversehrt erhalten wollten. Diese französische Plünderungscommission in der Schweiz bestand aus einem Mann mit zwei Gehülfen, in deren Namen man damals eine merkwürdige Übereinstimmung mit jenem ihrem unheiligen Beruf wahrnahm: Rapinat (Raub), Rewbell's Schwager, Forfait (Verbrechen), dessen Secretär, und Grugeon (Zernager), ein anderer Gehülfe des erstern. Damals schrieb Lavater (in Zürich) im Gefühl der Empörung über die damit verbundenen Ungerechtigkeiten an das französische Directorium: „Fränkische Nation! nenne dich nicht die große Nation; kolossale Größe ist nicht wahre Größe: — nenne dich die kleinlichste aller Nationen! Auf allen deinen Blättern sprichst du von Freiheit, welche Leben, Ehre, Eigenthum, Treue und Unschuld sichert, und diese Freiheit allein ist des Namens werth; Freiheit aber zu drohen, zu drücken, vorzudonnern, zu rauben, zu bekriegen, auszusaugen, zu morden ist Freiheit — freilich auch einer großen Nation — der der Satane!"

Nachdem schon die helvetische Republik verkündigt war, vertheidigten noch die drei Urkantone Uri, Schwyz (unter Führung des edlen Aloys von Reding) und Unterwalden in ruhmwürdigen Kämpfen ihre Freiheit, unterlagen aber der Übermacht. (In dem letztgenannten Canton sind sogar 102 Frauen und Mädchen mit den Waffen in der Hand den Tod für's Vaterland gestorben.) Damals im Sept. 1798 war es, wo der edle Menschenfreund Pestalozzi über hundert herumirrende Kinder der im Kampf erschlagenen Unterwaldner sammelte und sie, von der Schweizer Regierung (insbesondere von den Directoren Le Grand, Stapfer und Rengger unterstützt), als wahrer Armenvater in einer Erziehungsanstalt zu Stanz geistig und leiblich aus ihrer gränzenlosen Verkommenheit herausriß und in diesem Rettungsgeschäft ein wahres Heldenthum aufopfernder Liebe bewies. (S. K. Just. Blochmann's Züge aus dem Bilde von Pestalozzi's Leben und Wirken. 1846.)

3. Revolutionirung des Kirchenstaats: die römische Republik. Entführung des Papstes. Mißhandlung Sardiniens.

Während so die Schweiz systematisch ausgeraubt wurde, beschloß das Directorium auf Antrieb des aus theophilanthropischer Schwärmerei wider das Christenthum und die Kirche principiell eingenommenen Lareveillère-Lépeaux, zu dessen Verdruß Bonaparte dem Papste jenen Frieden von Tolentino gewährt hatte, jetzt, da Bonaparte nicht mehr in Italien war, dem Kirchenstaate ein Ende zu machen. Um dieß auf's kürzeste zu bewerkstelligen, sandte man den Bruder Bonaparte's, den mild- und weichgearteten Joseph Bonaparte, als Gesandten nach Rom, gab ihm aber zwei martialische Generale bei, die in Rom sogleich eine römische Jacobinerpartei um sich sammelten und ungescheut Freiheit und Gleichheit predigten. Ein Zusammentreffen mit den päpstlichen Schlüsselsoldaten führte den Tod des einen Generals, des Schwagers Josephs, Namens Duphot, herbei und dieß gab sogleich dem Directorium den triftigsten Anlaß, die Strafe des Untergangs über Rom auszusprechen.

Den Auftrag der Vollziehung derselben erhielt Berthier, der seit Bonaparte's Abgang den Oberbefehl über die Armee in Italien hatte. Er rückte mit einer polnischen Legion am 11. Febr. 1798 ohne Widerstand, den der Papst verboten hatte, in Rom ein und ließ am 15. Febr. bei Aufpflanzung eines Freiheitsbaums auf dem Capitolium die römische Republik ausrufen. Als man den 83jährigen Pius VI zur förmlichen Abdankung zwingen wollte, weigerte er sich standhaft. Da ließ ihn Berthier am 20. Februar verhaften und aus dem Kirchenstaat hinweg in ein Kloster zu Siena bringen, wo der greise Kirchenfürst einige Monate darauf eine neue Noth erlebte, indem, während er eben im Klostergarten sein Gebet verrichtete, ein Erdbeben das Kloster in Trümmer legte. Der wie durch ein Wunder Gerettete erhielt nun eine Wohnung im Cartäuserkloster zu Florenz, wo er bis zum 27. März des folgenden Jahres gehalten wurde, worauf man ihn nach Valence in Frankreich brachte. Dort starb der Greis, als man ihn eben nach Dijon bringen wollte, nachdem er bis zum letzten Augenblick standhaft alle Zumuthungen zur Abdankung abgewiesen hatte.

Die Revolutionirung des Kirchenstaates erfolgte mit derselben Rohheit und Rücksichtslosigkeit, die das Directorium bis dahin überall gezeigt hatte. Nach der Verbannung der Cardinäle, von denen einer sogar auf die Galeere geschickt wurde, und nach der Abreise Berthier's, der sich zur Armee nach Ägypten begab, machte sich dessen Nachfolger im Ober-Commando, der gewaltherrische und raubsüchtige Masséna, an die Ausbeutung des Kirchenstaats. Sechs und dreißig Millionen Kriegssteuern, dazu alles übrige Staats- und Kirchenvermögen, die Güter der Reichen, das im Vatican befindliche Museum Pio-Clementinum mit seinen alt-klassischen Statuen, kostbaren Handschriften und besten Gemälden, sammt andern Bildern und Gefäßen aus den sämmtlichen Kirchen, nicht minder ähnliche Kunstschätze und Kostbarkeiten aus den Palästen und Villen der Großen — alles wurde nach Paris geschafft. Masséna benahm sich dabei so gemein habsüchtig, daß er, um sich dabei zu bereichern, sogar den Soldaten den Sold vorenthielt: daher sämmtliche Generale und Offiziere sich gegen ihn erklärten, so daß das Directorium nicht umhin konnte, ihn abzusetzen und zurückzurufen. — Von allen päpstlichen Einrichtungen behielt man in consequenter Weise die sog. Dataria oder päpstliche Kanzlei in Bezug auf Spanien bei, um die geistlichen Geldopfer fortzubeziehen, die aus jenem Lande so reichlich floßen. Alle übrigen Staaten stellten während der Gefangenschaft des Papstes ihre übrigen Beziehungen zu Rom gänzlich ein. — Einigemal entstanden in und um Rom gegen den Übermuth der Franzosen Aufstände, die jedoch vom französischen Heere gleich unterdrückt wurden.

Hierauf kam die Reihe an das Königreich Sardinien und Piemont, dessen würdiger König Emanuel IV von den Franzosen auf alle erdenkliche Weise mißhandelt und gereizt wurde, um ihn, was jedoch nicht glückte, zu Fehlhandlungen zu verleiten, woraus man einen Vorwand zur Einziehung seiner Herrschaft hätte bekommen können. Am Ende jedoch brachten ihn die ewigen Quälereien dahin, daß er Piemont verließ und sich auf die Insel Sardinien zurückzog. So war nun Italien, mit Ausnahme von Venedig und Neapel, theils unmittelbar, theils mittelbar in französischer Gewalt.

Im gleichen Jahre 1798 gerieth das Directorium aus Habsucht auch mit den Nordamerikanern in Conflict, indem es, um amerikanische Schiffe zu rauben, Kaperbriefe ausgab. Dafür befahl der amerikanische Congreß die Wegnahme französischer Schiffe. Ebenso wollte das Directorium den Engländern zur Vergeltung für ihre Seeangriffe auf Ostende und Havre durch eine Landung in Irland beikommen, das schon seit 1796 heimlich die französische Republik um Hülfe zu einem Aufstand gegen England angieng, den die Irländer unter Wolf-Tone im März 1798 wirklich machten. Allein die französische Hülfe kam zu spät und war von so geringer Bedeutung, daß jedes Landungscorps schmählich geschlagen und überhaupt der ganze Aufstand unterdrückt wurde.

11. Kapitel. Bonaparte's Feldzug in Ägypten.

1. Zweck der Expedition. Eroberung Malta's. Landung in Ägypten. Erstürmung Alexandria's. Die Schlacht bei den Pyramiden. Kairo. Niederlage der Flotte bei Abukir. Ibrahim Bey. Aufstand in Kairo.

Um diese Zeit kam die Expedition nach Ägypten, zu deren Ausrüstung die Schätze und Contributionen der ausgeraubten Staaten beitrugen, zu Stande, — ein Unternehmen, das zwar kein bleibendes politisches Ergebniß zurückließ, aber die weitere Stufe zur Erhebung des Mannes bildete, den das Directorium darum mit der Leitung desselben betraute, weil es sich in ihm eines gefürchteten Nebenbuhlers auf lange hinaus entledigen wollte.

Das Unternehmen selbst hatte zugleich den Zweck, einen immerwährenden auswärtigen Kriegsstand zu unterhalten, den das Directorium zu seiner Erhaltung im Innern und zur Ablenkung der Aufmerksamkeit auf seine innere Mißverwaltung für nothwendig erachtete. Auch war es dabei auf England abgesehen, das die französische Republik durch beständige Angriffe an der Widerherstellung ihres Handels- und Seewesens hindern wollte, um dagegen Albions Seeherrschaft auszudehnen und Frankreichs künftige Nebenbuhlerschaft unmöglich zu machen. Denn Englands und Frankreichs Friedensunterhandlungen zu Lille (im vorhergegangenen Jahre 1797) waren von Pitt's Seite ernstlich gemeint gewesen, aber von Frankreich barsch abgebrochen worden.

Unterdeß hatte Pitt, nach Besiegung der von Fox und Sheridan geleiteten Parlamentsopposition, welche auf eine radicale Systemsänderung drang, die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich gefunden und zunächst die Abwehr der von Frankreich gedrohten Landung im Auge, während das französische Directorium, wie oben erwähnt, diese zur Maske seiner Expedition nach Ägypten machte, durch die es die Engländer zunächst in ihrem levantischen Handel gefährden und sich durch den Besitz von Ägypten, als dem Mittelpuncte des Orients, für den Verlust von St. Domingo entschädigen und überhaupt seine verlorne Handelsmacht wieder gewinnen wollte.

Der Zustand Ägyptens schien kein großes Hinderniß zu bieten, da die Mamelucken, als die damaligen Herren dieses Landes, von dem die Pforte nur die nominelle Oberhoheit besaß, die landeseingeborne Bevölkerung in so hartem Drucke hielten, daß zu hoffen war, diese werde einen Wechsel der Herrschaft nicht schwer ertragen, ja ihn wohl annehmlich finden.

So fuhr denn der Eroberer Italiens am 19. Mai 1798 mit einem Heere von 32000 M. auf 400 Transportschiffen unter dem Geleite einer vom Admiral Brueys befehligten Kriegsflotte von 13 Linienschiffen (darunter l'Orient mit 120 Kanonen), 8 Fregatten und 72 andern Schiffen aus dem Toulоner Hafen aus. In seinem Gefolge befanden sich die Generale Kleber, Desaix, Reynier, Menou, Berthier, Murat, Bessières, Caffarelli u. A. so wie auch sein Bruder Louis, sein Schwager Leclerc und sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, ferner eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrten und Künstler (mit 2000 Handwerkern), welche die Naturmerkwürdigkeiten und Alterthümer Ägyptens erforschen und französische Civilisation dort einführen sollten.

Ohne von der im Mittelmeer spähenden englischen Flotte und ihrem Admiral Nelson bemerkt zu werden, der erst vier Wochen darnach, also zu spät, das eigentliche Ziel der französischen Flotte erfuhr, erschien Bonaparte am 10. Juni 1798 mit einem Theile der Flotte vor der Insel Malta, die noch dem Malteserorden gehörte. Der Großmeister, Freiherr Ferdinand von Hompesch, und seine Ordensritter waren auf nichts weniger, als auf einen Angriff durch einen so mächtigen Feind gefaßt. Doch verweigerte er der Flotte die Einfahrt in den Hafen. Schon vorher aber hatte Bonaparte sich mit einigen französischen Gliedern des Ordens in's Benehmen gesetzt und so fiel Malta durch Verrath in seine Hände. Der Orden capitulirte, lieferte alle seine Schiffe und Waffenvorräthe, seinen Schatz und seine Magazine aus und begnügte sich mit der Verheißung einer Gebietsentschädigung in — Deutschland!

Nach Zurücklassung einer Besatzung daselbst beschleunigte Bonaparte die Abfahrt, um nicht auf die Engländer zu stoßen, und landete am 28. Juni in Ägypten beim Thurme Marabuh, von wo aus er am 2. Juli mit dem ausgeschifften Heere auf Alexandria losgieng. Da sich ihm die Stadt widersetzte, erstürmte er sie und verkündete den Einwohnern, daß die Franzosen nur gekommen seien, sie vom Joche der Mamelucken-Bey's zu befreien.

In einem Tagesbefehl vom 22. Juni gebot er seinen Truppen, die Muhammedaner in ihrer Religion nicht zu kränken, ihren Priestern mit Ehrfurcht zu begegnen, ihre Moscheen zu schonen und so tolerant gegen sie zu sein, wie gegen Juden und Christen. Und in einem Aufruf an die Muhammedaner suchte er das Vertrauen derselben dadurch zu gewinnen, daß er sagte, die Franzosen seien auch wahre Muhammedaner, denn sie hätten ja

den Papst gestürzt, der stets Krieg gegen die Muhammedaner gepredigt habe; auch seien sie Freunde des türkischen Sultans, dessen Feinde die Mameluken seien! — Die Türken, Juden und koptischen Christen hielten sich daher ruhig, und nur die Mameluken zogen ihre Streiter rasch zusammen und setzten sich in Vertheidigungsstand.

Zunächst nun galt es, die Flotte, für welche der Hafen von Alexandria zu klein schien, zu bergen. Admiral Brueys wollte sie, was das Beste gewesen wäre, nach Malta zurückführen; aber Bonaparte mochte das vor einem entscheidenden Siege nicht thun lassen, und schlug Corfu als Bergeort vor. Der Admiral aber führte einstweilen die Flotte in die Bucht von Abukir (einem Dorfe in nicht allzugroßer Entfernung von Alexandria), wo er vor Anker blieb, um den ersten Erfolg abzuwarten.

Die Armee rückte nun in das Innere des Landes vor, das zwar anfangs durch den Anblick seiner fremden Natur die Soldaten anzog, aber bald durch die Sandwüste, die sie durchziehen mußten, durch Sonnengluth und Wassermangel ihren Muth niederdrückte, während die Araber auf ihren flüchtigen Rossen sie beständig umschwärmten und jeden aus Müdigkeit oder Erschöpfung Zurückbleibenden tödteten. Die Noth stieg oft so hoch, daß man sich ohne Rücksicht des Rangs die kleinsten Bedürfnisse streitig machte; selbst Bonaparte hatte es hoch anzuschlagen, daß ihm einmal, als er bei einer Lagerung vor Hitze fast keinen Odem mehr hatte, Einige, die etwas mehr Schatten hatten, denselben auf kurze Zeit abtraten. Mehr als einmal war es nahe daran, daß das Heer umgekehrt wäre: nur Bonaparte's Geisteskraft, die ihn nicht verließ, hielt die Unzufriedenen im Zaum. Endlich kamen sie bei Ramahnieh an den Nil, aus dem sie mit Begierde ihren Durst löschten. Nach einem beim Weiterzug glücklich abgeschlagenen Reiterangriff der Mameluken, denen die Franzosen aus Mangel an Reiterei nur durch wohlgeschlossene Quarré-Stellungen Widerstand leisten konnten, kamen sie in die Nähe von Kairo und öffneten sich durch die von Bonaparte so benannte Schlacht bei den Pyramiden (21. Jul.) den Weg in diese Hauptstadt von Ägypten, die nach der Flucht des Pascha am 25. Juli capitulirte.

Das erste Treffen fiel bei dem Dorfe Chebreisse vor und zwar gegen 4000 von Ibrahim Bey befehligte Mameluken, die von albanesischem Fußvolk und einer Anzahl bewaffneter Fahrzeuge auf dem Flusse unterstützt wurden. Als Bonaparte seine Quarré's bilden ließ, in deren Mitte das von Eseln getragene Gepäck und alles, was nicht mit Waffen am Gefechte Theil nahm, gebracht wurde, um es vor den feindlichen Reitern zu sichern, ergab sich ein lächerlicher Auftritt. Denn als der Commandoruf: „Die Esel und Gelehrten in die Mitte!“ erscholl, brach die ganze Armee in ein lautes Gelächter aus. Nach abgeschlagenem Reitersturm gieng der Zug weiter gegen Kairo. Als die Pyramiden am Horizont erschienen, vergaß das Heer alle Beschwerden und fühlte sich beim Anblick dieser vom Glanze der Morgensonne bestrahlten Denkmale eines grauen Alterthums und bei den aus der Ferne schimmernden Spitzen der Moscheen der prächtigen Hauptstadt zu einem Ruf stolzer Freude bewogen, die Bonaparte, selbst ergriffen von diesem Momente, zur Begeisterung entflammte, als er

seinem Kriegsvolke zurief: „Von der Höhe dieser Pyramiden sehen 40 Jahrhunderte auf Euch herab!" worauf die ihn umgebenden Generale wie beistimmend ihre Degen erhoben. — Vor Kairo aber hatte Murad-Bey 10000 Mameluken und 3000 Beduinen zu Pferd und 2000 Albanesen, Bosnier und Kopten zu Fuß zur Vertheidigung der Hauptstadt aufgestellt, während Ibrahim-Bey mit 4000 Mameluken bei dem Pascha in der Stadt selbst zurückgeblieben war. Bonaparte stellte sein Heer in fünf Quarré's auf, welche wie feste und doch bewegliche Mauern umherzogen, denen die feindliche Reiterei auch beim heftigsten Ansturm nichts anhaben konnte. Während Bonaparte mit Desaix und Menou im Centrum die Angriffe abschlug, stürmte Marmont gegen das beim Dorfe Embabe verschanzte Fußvolk mit dem Bayonnett an, so daß ein Theil fiel, ein Theil in den Nil gesprengt wurde. Murad-Bey floh mit dem Rest seines geschlagenen Heeres nach Oberägypten; Ibrahim-Bey aber verließ mit dem Pascha die Stadt und zog sich nach Syrien zurück.

In Kairo ließ Bonaparte seine siegreichen Truppen einige Ruhe genießen; dann entsandte er den General Desaix zur Verfolgung Murad's nach Oberägypten, und ließ in Unterägypten Rosette und Damiette besetzen, und es schien, als ob die Gründung eines neuen Reichs im Orient von Ägypten aus keine großen Schwierigkeiten mehr bieten könnte. Während aber der Obergeneral sich in Kairo mit der neuen Landeseinrichtung beschäftigte, erlitt er auf einer andern Seite einen Schlag, der seiner neuen Heldenbahn ein unmittelbares Hinderniß in den Weg zu legen schien.

Admiral Brueys hatte versäumt, die Insel bei Abukir zu befestigen, und hatte sogar 3000 Matrosen ihre Quartiere in Alexandria nehmen lassen. Zwar hatte ihn Bonaparte wieder ermahnen lassen, entweder die Flotte im Hafen von Alexandria zu bergen, oder sie nach Corfu zu führen; allein der Überbringer dieses Befehls war unterwegs vom Feinde aufgefangen und mit seiner Escorte niedergehauen worden. Da erschien plötzlich am 1. Aug. Nelson mit der trefflich bemannten englischen Flotte, die aus 14 Linienschiffen und 2 Briggs bestand, drang, die französische Vorhut umschiffend, in der Abenddämmerung kühn in die Enge zwischen dem Ufer und der französischen Schiffsreihe hinein und eröffnete ein furchtbares Feuer auf letztere. Mitten im Kampf, bei welchem 1200 Feuerschlünde die Nacht erhellten, griff Nelson auf seinem Bellerophon das Admiralschiff L'Orient mit solcher Heftigkeit an, daß Brueys von einer Kanonenkugel fiel und das Schiff vom Feuer ergriffen in die Luft flog. Ein Theil der übrigen Schiffe wurde in den Grund geschossen, ein Theil scheiterte, ein Theil mußte die Flagge streichen und nur fünf Schiffe unter dem Admiral Villeneuve retteten sich nach Malta. Die Niederlage bei Abukir kostete Frankreich seine beste Flotte und schnitt sein bestes Heer mit seinem ersten General vom Meere und dadurch vom Vaterlande ab.

Diese Unglücksbotschaft schlug den Muth des Heeres sehr danieder; doch Bonaparte richtete ihn mit den „stolzen" Worten wieder auf: „Wir haben keine Flotte mehr: wohlan, wir müssen hier bleiben und vielleicht noch größere Dinge thun, als wir vorhatten!" Nachdem er

3000 entkommene Seeleute nebst einer großen Anzahl Sclaven in seine Armee eingereiht hatte, ließ er sich in der Verfolgung seines Planes keinen Augenblick irre machen, obgleich nun in Alexandria und Rosette Aufstände ausbrachen, die er dämpfen mußte. Dazu kam, daß Leclerc, den er dem Ibrahim-Bey nachgesandt hatte, von diesem eine Niederlage erlitt und sich mit Noth rettete, ja daß auch Murat und Duroc von Ibrahim geschlagen wurden, bis Bonaparte selbst gegen ihn aufbrach und ihn zwang, sich wieder nach Syrien zurückzuziehen.

Die meiste Sorge machte ihm der Religionsunterschied, der einer nähern Vereinigung mit den Ägyptiern im Wege stand, so sehr er sich den Schein gab, den Islam zu ehren, und deßhalb den muhammedanischen Festen in Person mit seinen Generalen beiwohnte, manchmal Verse aus dem Koran citirte, und am Jahresfest der Republik neben der Tricolore eine Fahne mit dem „Gott ist Gott und Muhammed sein Prophet" wehen ließ!

Die Versuche, sich mit Muhammedanerinnen zu vermählen, wozu Bonaparte ermunterte, schlugen meist fehl, da sich nur wenige Weiber dazu hergaben. General Menou geberdete sich vollständig als Muhammedaner und gab sich sogar einen arabischen Namen, worüber selbst seine Soldaten spotteten. — Übrigens befreite Bonaparte die Christen von jedem Druck, unter dem sie geseufzt hatten, und gebrauchte besonders die Kopten zu den neuen Verwaltungsstellen. Er errichtete auch ein wissenschaftliches Institut mit einer Druckerei und übergab es der Leitung Monge's.

Ungeachtet Bonaparte Alles that, das Volk zu gewinnen, so blieb dieses doch ihm und den Franzosen abgewandt: Empörungen auf Empörungen folgten sich da und dort, neben unaufhörlichen Angriffen der Beduinen auf die im Lande vertheilten französischen Corps. Am 21. Oct. erhob sich sogar die Bevölkerung von Kairo, erschlug den Platzbefehlshaber Dupuy und wollte alle Franzosen ermorden. Nur durch Anwendung des schweren Geschützes konnte Bonaparte den Aufruhr dämpfen und nur durch ernste Strenge die Ägyptier im Zaum halten.

Der Großsultan hatte in einem Ferman den Ägyptiern verkündet, daß die Franzosen an gar nichts glaubten, und dadurch sie gegen die Eindringlinge mit Abscheu erfüllt. Bonaparte wäre, wenn der Aufstand in Kairo noch länger gedauert hätte, leicht verloren gewesen. Da kam ihm ein in diesem Lande höchst selten vorkommendes Gewitter zu Hülfe und schwächte den Muth der Einwohner so, daß Bonaparte durch sein Geschütz, das er auch gegen die Moschee richtete, den Aufstand niederschmettern konnte. Darauf wurden die Rädelsführer bestraft, der Divan aufgelös't und an seiner Stelle eine militärische Verwaltung eingesetzt. Den Ferman erklärte Bonaparte in einem Placat für erlogen und schloß diese Erklärung mit den Worten: „Der Aufstand ist eingeschlafen: verflucht sei, wer ihn wieder wecken wird!"

2. Die Türken auf den jonischen Inseln. Ali Pascha von Janina. Zug nach Syrien. Die Franzosen in Jaffa. Belagerung von Acre. Schlacht am Tabor. Rückzug nach Ägypten. Desaix in Oberägypten.

Unterdeß hatte Sultan Selim III — als dessen Freund Bonaparte sich bisher den Ägyptiern in allen seinen Proclamationen dargestellt hatte, — auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Ägypten sogleich den französischen Gesandten und viele hundert in Constantinopel anwesende Franzosen in's Gefängniß geworfen und ihrer Güter beraubt; auch ließ er im Bunde mit Rußland und England durch eine Flotte die jonischen Inseln wegnehmen, wobei der wegen seiner Grausamkeit berüchtigte Ali Pascha von Janina am 22. Oct. zu Prevesa alle Einwohner umbringen ließ, die dabei gefangenen Franzosen aber zwang, ihren im Kampf gefallenen Kameraden die Köpfe abzuschneiden und diese eingesalzen nach Janina und von da, unter Erduldung schwerer Mißhandlungen, nach Constantinopel zu tragen, wo die Unglücklichen noch Galeerenstrafe erhielten.

Dafür beschloß Bonaparte, sich von Suez aus durch das rothe Meer mit dem Scherif von Mecca, als dem geistlichen Haupte der muhammedanischen Gläubigen, in Verbindung zu setzen und die schon einmal angeknüpfte Verbindung mit Tippo Sahib in Ostindien (XXIV. 4, 4.) zu erneuern. Er machte daher ungesäumt einen Zug durch die Wüste nach Suez und ordnete dort Hafenverbesserungen an. Weil er aber sah, daß er ohne Syrien Ägypten nicht würde behaupten können, so unternahm er den Zug nach Syrien, von wo aus ihn der wegen seiner Grausamkeit vom Volke „Djezzar" d. i. „der Schlächter" benannte Pascha Achmet von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, den der Sultan kurz zuvor zum Pascha von Ägypten ernannt hatte, mit einem Einfall bedrohte.

Mit 13000 M., unter denen ein auf Dromedaren reitendes Corps war, brach Bonaparte von Ägypten auf. Nachdem er durch die Vorhut unter Reynier am 19. Febr. 1799 die nächste ägyptische, mit Arnauten besetzte Festung El-Arisch erobert und die noch übrige Besatzung (an 2000 M.) auf Ehrenwort entlassen hatte, nahm er nach einem beschwerlichen Marsch durch die Wüste am 24. Febr. das ihm von den Christen geöffnete Gaza ein und erstürmte am 3. März Jaffa, den Schlüssel Syriens. Da hier die zu El-Arisch entlassenen Arnauten wieder mitgefochten hatten, so ließ er alle diejenigen, welche von ihnen abermals gefangen wurden, 1000—1200 an der Zahl, auf der Stelle erschießen, um andere abzuschrecken.

Da in Jaffa die Pest herrschte, so wurden auch viele Franzosen davon angesteckt. Um den dadurch niedergeschlagenen Muth der Seinen aufzurichten, gieng er persönlich durch die Spitäler, tröstete die Pestkranken, berührte sogar, wie erzählt wird, ihre Beulen und erreichte so den Zweck.

Nachdem er die ganze Küstenlandschaft bis Suez und Nazareth hin eingenommen hatte, begann er am 18. März die Belagerung von Acre, worin der alte Achmet Djezzar, geschützt durch feste Mauern und unterstützt durch eine kleine englische Flotte, die der junge tapfere Commodore Sidney Smith befehligte, seinen Angreifer erwartete und alle Stürme desselben abschlug. Schon lag Bonaparte mehrere Wochen vor der Festung, als der Pascha von Damascus mit einem Heere von 30000 M. zum Entsatze derselben heranrückte. Zwar sprengte General Junot dasselbe auseinander; aber es sammelte sich wieder, worauf es zur Schlacht am Berge Tabor kam, in welcher französische Tactik einen glänzenden Sieg erfocht.

Kleber und Junot, von denen der erste dem andern zu Hülfe kam, hatten nur 2000 Mann, mit denen sie anfangs in zwei Quarré's, dann nach geschickter Vereinigung in Einem Quarré dem 15mal stärkern Feind so lange Stand hielten, bis ihnen Bonaparte selbst mit 3000 M. in zwei Quarré's zu Hülfe kam und nun der Feind zwischen die drei Quarré's genommen und mit großem Verluste zersprengt wurde.

Ein nochmaliger vergeblicher Hauptsturm auf Acre, wobei eine Bombe nahe bei Bonaparte niederfiel und von zwei entschlossenen Grenadieren, die sich mit ihren Körpern auf sie warfen, erstickt wurde, überzeugten ihn, daß ihm die Eroberung Syriens bei seiner geringen Militärmacht und bei dem Fanatismus der Muhammedaner nicht gelingen werde. Er hob daher die Belagerung auf und trat am 18. Mai den Rückzug nach Ägypten an.

Daß er bei demselben die Pestkranken zu Jaffa mit Opium habe tödten lassen, um sie nicht mitnehmen zu müssen, scheint eine damals von den Engländern verbreitete falsche Sage zu sein. Die sie als wahr annehmen, geben die Ursache an, daß er diesen Kranken habe eine grausame Todesart durch die Türken ersparen wollen; übrigens seien die meisten dieser Kranken noch mit in das große Lazareth gebracht worden, und nur 60, die man nicht mehr habe aufnehmen können, in der angegebenen Weise getödtet worden.

Mit der Miene eines Siegers wieder in Ägypten einziehend, brachten ihm die Scheiks Geschenke und unter diesen ein herrliches arabisches Pferd mit einem schönen, dasselbe als Reitknecht bedienenden Mamelucken, Namens Rustan, den Bonaparte von da an in allen seinen Feldzügen als ersten Kammerdiener um sich hatte und ihn zur Erinnerung an Ägypten stets seine Nationaltracht beibehalten ließ.

Unterdessen hatte Desaix in Oberägypten den Murad-Bey am 7. Oct. 1798 bei Sediman und am 22. Jan. 1799 bei Samhud geschlagen und die Mamelucken bis zu den Kataracten des Nils, an die Gränze Nubiens verfolgt, von wo er dann die Rückkehr antrat. Zwar verfolgten ihn die Beduinen auf allen Seiten und auch Murad rückte ihm nach; doch kam Desaix glücklich nach Kairo zurück, von wo nun Murad wieder zurückgeworfen wurde.

3. Sieg über die Türken bei Abukir. Bonaparte's Abreise von Ägypten. Kleber's Siege in Ägypten. Sein Tod. Malta's Verlust an die Engländer.

Auf eine Nachricht Marmont's, der in Alexandria befehligte, daß Pascha Mustapha mit 18000 Türken von der Insel Rhodus her,

von englischen Kriegsschiffen begleitet, im Anzuge sei, brach Bonaparte dahin auf und schlug am 25. Juli 1799 bei Abukir die gelandeten Türken so vollständig, daß Mustapha gefangen wurde und mehrere tausend Türken im Meere ertranken.

Bald nach seiner Rückkehr nach Kairo, wo er zum zweitenmal das Fest des Propheten mitfeierte, erhielt er von seinem Bruder Lucian in Paris nähere Kunde über die damalige Lage der Dinge in Frankreich, aus welcher er erkannte, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sei, die den schwachen Händen des Directoriums entgleitenden Zügel in seine stärkere Hand zu nehmen. Daher beschloß er, so eilig, aber auch so geheim als möglich nach Frankreich zurückzukehren.

Noch nähere Details über die damalige Lage der Dinge in Paris erhielt Bonaparte auf folgende Weise. Er sandte einen Unterhändler zu den türkischen Schiffen unter dem Vorwand der Auswechselung von Gefangenen, eigentlich aber um über die Zustände in Frankreich sich zu erkundigen. Dieser Unterhändler fiel in die Hände des englischen Commodore Sidney Smith, der, als er merkte, daß Bonaparte von seiner französischen Heimath wenig wußte, dem Unterhändler ein ganzes Paquet neuer Zeitungen mitgab, in der geheimen Absicht, den französischen Obergeneral in seinem Muth und in seinen Planen herabzustimmen. Er bewirkte aber dadurch das Gegentheil. Denn Bonaparte machte sich gleich über die Lectüre her, und nachdem er die ganze Nacht damit zugebracht hatte, faßte er auf der Stelle seinen Entschluß.

Er reis'te von Kairo ab, that, als ob er sich nach Rosette begeben wollte, wandte sich aber nach Alexandria und schiffte sich mit Hinterlassung einer Abschiedsproclamation an die Armee, die er unter Kleber's Oberbefehl stellte, am 22. August Abends mit seinen vertrautern Generalen Berthier, Leclerc, Murat, Bessières, Lannes, Marmont, Andréossy, Berthollet und mit seinem Stiefsohne Eugen Beauharnais, so wie mit den Gelehrten Monge und Denon, sammt 500 auserlesenen Soldaten auf zwei Fregatten ein, um seinem „Stern“ zu folgen. Die Armee wurde erst am 23. August davon in Kenntniß gesetzt.

Sein Abgang setzte den wackern Kleber in die schwerste Verlegenheit und machte auf die Armee und die zurückgebliebenen Generale einen niederschlagenden Eindruck. In der ersten Bestürzung schrieb Kleber einen Brief an das Directorium, stellte darin die Lage der Armee als höchst traurig dar und bat um Schiffe zur rettenden Heimfahrt. Diesen Brief fiengen die Engländer auf und landeten unter Admiral Sidney Smith am 25. Oct. 1799 an den Mündungen des Nils, wurden aber zurückgeschlagen.

Als kurz darauf ein großes türkisches Heer an der syrischen Gränze erschien und die Festung El-Arisch sich demselben ergab, so betrat Kleber den Weg der Unterhandlungen und schloß am 26. Jan. 1800 mit dem Großvezir einen Vertrag, in welchem Kleber sich erbot, Ägypten gegen freien Abzug zu räumen. Während einstweilen Desaix und Davoust eilends nach Frankreich zurückkehrten, erschien eine englische Flotte unter dem Admiral Keith, der jenen Vertrag verwarf und darauf bestand, daß sich die französische Armee ergebe.

Da raffte sich Kleber wieder auf, schlug am 20. März den Großvezier in der Schlacht bei Matarieh (Heliopolis) in die Flucht, kehrte sich dann gegen Ibrahim Bey, der unterdessen Kairo eingenommen hatte, und vertrieb ihn nach einem blutigen Kampf wieder daraus, worauf auch die englische Flotte bei Suez wieder abgetrieben und bei Damiette die Türken abermals geschlagen wurden. Ja Murad-Bey, der als Mamelucke die Türken

fürchtete, gieng sogar zu den Franzosen über, wurde zum französischen General ernannt und erhielt den Befehl in Oberägypten, wo er dem Kleber nützliche Dienste leistete.

So erschien die französische Herrschaft in Ägypten gesicherter, als bei Bonaparte's Abgang. Da — wurde Kleber am 14. Jun. 1800 auf einer Terrasse seines Palastes zu Kairo in einem Weinlaubgang von einem fanatischen Muselmann, Namens Suleiman, ermordet. Sein Nachfolger im Obercommando, der charakterlose Renegat Menou, flößte der Armee kein Vertrauen ein. Als daher ein englisches Heer unter Abercrombie landete und die Franzosen angriff, wurden sie am 21. März 1801 bei Kanopus (Nicopolis) geschlagen. Zwar bezahlte der englische Feldherr den Sieg mit seinem Falle; da aber die Engländer Verstärkung erhielten und auch der Großvezier wieder gegen Kairo im Anzuge war, überdieß Murad in Oberägypten an der Pest gestorben war, so schloß General Belliard in Kairo am 27. Juni einen Räumungsvertrag, und Menou, der in Alexandria eingeschlossen war, folgte am 2. Sept. seinem Beispiele.

So gieng die ägyptische Expedition aus, ohne ein anderes Ergebniß zu haben, als das, was man den bei dieser Expedition befindlichen Männern der Wissenschaft in den von Denon herausgegebenen historischen und antiquarischen Forschungen verdankt. — Auch Malta gieng nachher an die Engländer verloren.

12. Kapitel. Der zweite Coalitionskrieg.

1. Stellung der europäischen Mächte. Czar Paul. Spannung zwischen Österreich und Frankreich. Weitere Umgriffe des Directoriums. Angriff auf Neapel. Flucht der königlichen Familie. Die parthenopeische Republik. Aufstand der Abruzzen.

Seit Bonaparte's Abwesenheit in Ägypten hatten sich in Frankreichs Verhältniß zu den Außenmächten, so wie in seinem inneren Zustand viele Veränderungen zugetragen.

Die alle Gesetze des Völkerrechts und der Verträge, alle Billigkeit und sittliche Ordnung höhnende Gewaltthätigkeit des Directoriums, entrüstete alle Staaten Europa's und trieb die bisherigen Feinde Frankreichs zu einer zweiten Coalition, die ihren Impuls besonders von Rußland bekam. Dort war die Kaiserin Katharina II schon am 17. Nov. 1796 gestorben und ihr Sohn Paul (damals 42 Jahre alt) ihr Nachfolger geworden. Dieser, vom tiefsten Abscheu gegen die französische Revolution erfaßt, war entschlossen, sie mit aller Kraft zu bekämpfen. Er war zwar kein Mann von tiefer staatsmännischer Bildung, und folgte darum mehr den plötzlichen Eingebungen seines lebhaften Gefühls und seines Herrscherwillens, besaß aber im Grunde edle Anlagen und einen großen Eifer, Gerechtigkeit zu üben, insbesondere die Mißbräuche der vorangegangenen Günstlingsregierung abzuschaffen.

So ließ er sogleich die Mörder seines Vaters bestrafen: auch gieng er, seine beiden jungen Söhne an der Hand, zu Kosciuszko in den Kerker, um selbst ihm die Freiheit anzukündigen. Dabei gab er ihm seinen Degen zurück. Kosciuszko nahm ihn aber nicht an, weil er kein Vaterland mehr habe. Paul schenkte ihm ein Landgut und erlaubte ihm auf seine

Bitte, nach Amerika zu gehen. Als Kosciuszko die russische Gränze hinter sich hatte, gab er das Landgut zurück und eilte nach Amerika, wo er eine Zeit lang lebte; dann gieng er nach Frankreich und lebte zuletzt in der Schweiz, wo er zu Solothurn am 15. Oct. 1817 starb. — Kaiser Paul nahm manche Anordnungen seiner Mutter, die ihm ungerecht erschienen, zurück. Er stellte den von ihr angefangenen Krieg gegen Persien ein. Auch nahm er viele französische Emigranten in seinem Lande auf und gab dem Prätendenten Ludwig XVIII eine Freistätte in Mietau. — Um die in Rußland eingedrungenen Neuerungen des von Frankreich ausgehenden Freiheitsgeistes in der Mode und Literatur zu verdrängen, führte er die alte steife Tracht und ceremonielle Etikette zurück, und beschränkte die Lese- und Druckfreiheit.

Als Bonaparte Malta wegnahm und den Malteserorden daselbst auflös'te, so ließ sich Kaiser Paul von dem Orden, dem er früher eine Priorei in russisch Polen eingeräumt hatte, zum Großmeister wählen, um ihn an Frankreich zu rächen. Die Willkürhandlungen der Franzosen in Italien und ihr Einfall in Ägypten, bewogen ihn mit England und der Türkei ein Bündniß anzuknüpfen und auch Preußen und Österreich dazu einzuladen.

England war ohnedieß in ununterbrochenem Krieg gegen Frankreich begriffen und speculirte allenthalben nach Gelegenheiten, seinem Gegner alles auswärtige Besitzthum abzunehmen, wie es sich denn bald darauf auch der jonischen Inseln bemächtigte. — Preußen blieb zu seinem Schaden neutral und ließ sich durch den nach Berlin gesandten Sièyes in Sicherheit wiegen. — Österreich (übrigens gleich Preußen auf seinen Sondervortheil bedacht) unterhandelte zwar noch in Rastatt mit Frankreich, aber bei der Willkür, mit der das Directorium am Rhein und in der Schweiz verfuhr, und bei dem Übermuth, mit dem Bernadotte als Gesandter in Wien sich benahm, bei der hochmüthigen Sprache und winkelzügigen Politik der französischen Gesandten am Rastatter Congreß, ward es ihm klar, daß es sich sein Recht nur wieder mit den Waffen in der Hand werde erstreiten müssen.

Als die Wiener am 13. April 1798 den Auszug ihrer Freiwilligen zum Krieg in Italien feierten, steckte Bernadotte die dreifarbige Fahne aus. Darüber wurden die Wiener so erbittert, daß sie diese ihnen tief verhaßte Fahne herunterrissen. Die Regierung suchte nun zwar den Gesandten zu begütigen, allein er ließ sich nicht halten, sondern vermehrte durch seine brüske Abreise die bereits wieder eingetretene Spannung zwischen beiden Mächten.

Dazu kam, daß das Directorium in Italien weiter um sich griff und, um seine stets leeren Kassen zu füllen, von Rom aus Neapel bedrohte. Schon seit der Einnahme von Rom waren an diesen Staat die übermüthigsten Forderungen gestellt worden, so daß der königliche Hof daselbst, — an welchem die Königin Karoline, die Schwester Marie Antoinette's (also auch eine Tochter Maria Theresia's), bei der Schwäche ihres Gemahls, des Königs Ferdinand IV, unterstützt von ihrem Günstling Acton, die Hauptstimme in der Regierung hatte, — anfieng auf Rüstungen zu denken und sich zur Leitung derselben von Österreich den General Mack erbat, einen Mann übrigens, der im Kriegswesen ein besserer Theoretiker, als Practiker war.

Als nun die Franzosen von Rom aus, wo General Championnet mit 17,000 M. stand, mit einem Angriff drohten, so brach, um ihnen zuvorzukommen, König Ferdinand selbst mit einem Heere von 70,000 M. am 23. Nov. 1798 gegen Rom auf und zog, da die Franzosen entwichen, ohne Widerstand in die Stadt ein, worin dann die Neapolitaner die Häuser der republikanisch Gesinnten plünderten.

Anstatt nun die Franzosen mit vereinter Macht im Felde anzugreifen, theilten die Neapolitaner nach Mack's Plan ihr Heer und rückten von fünf Seiten her auf sie los: dadurch machten sie es aber den Franzosen leicht, sie einzeln zu schlagen und zu einem schmählichen Rückzug zu nöthigen.

In Neapel verlor man nun den Kopf so, daß die königliche Familie auf den Rath des englischen Admirals Nelson, der gerade mit seiner Flotte im Hafen von Neapel lag, sich entschloß, mit allen Schätzen nach Sicilien zu entfliehen und diejenigen Schiffe, die man nicht gleich mitnehmen konnte, verbrennen zu lassen, damit sie nicht in die Hände der Franzosen gerathen möchten. Diesen Rath ertheilte aber Nelson im Interesse Englands, dessen Politik überhaupt auf die Vernichtung der Flotten aller derjenigen Seemächte ausgieng, die seiner Seeherrschaft etwas hätten in den Weg legen können. So hatten die Engländer bereits, außer der französischen, die spanische und holländische Flotte geschwächt, und so machten sie es nun auch mit der neapolitanischen.

An dem egoistischen Rathe Nelson's hatte die Lady Hamilton, Gemahlin des damals in Neapel befindlichen englischen Gesandten, großen Antheil. Sie war von unbekannter Herkunft und wegen ihrer körperlichen Schönheit schon durch viele Hände gegangen, bis sie der Lord Hamilton seinem eigenen Neffen wegschnappte und heirathete. In Neapel, wo sie bei der Königin in großer Gunst stand, zog sie den Admiral Nelson so in ihr Netz, daß sein moralischer Character stark darunter litt.

Als die königliche Familie, noch trauernd über den Tod eines Prinzen, in der Neujahrsnacht zu Schiffe gegangen war und während eines Seesturms, der sie zwang, einen Theil der Kunstschätze über Bord zu werfen, nach Palermo segelten, ließ Nelson zum Erstaunen des Volks eine große Anzahl neapolitanischer Schiffe sammt dem reichgefüllten Arsenal verbrennen!

Mack hatte sich bei Capua verschanzt, wurde am 3. Jan. angegegriffen, und mußte, um einen Waffenstillstand zu gewinnen, diese Stadt am 11. Jan. den Franzosen einräumen. Kurz vorher hatte sich Gaëta feig ergeben. Der zum Schutze der Hauptstadt vom Könige zurückgelassene Vicekönig, Prinz Pignatelli, schloß aus Furcht vor einem Pöbelaufstand am 12. Jan. 1799 mit den Franzosen einen Vertrag, demgemäß Neapel sammt 2½ Mill. dem General Championnet übergeben werden sollte. Da nun dieser vor seinem Einzug Commissäre in die Stadt sandte, um erst dieses Geld zu erheben, bewog der Anblick dieser Franzosen das Volk, insbesondre die Lazaroni, zu einem rasenden Auf-

stand, in welchem die Häuser aller Vornehmen und Fremden, die für Franzosenfreunde und Volksverräther galten, geplündert und viele Mordthaten begangen wurden.

Während der Aufstand sich auch in den Abruzzen verbreitete, wo die Gebirgsbewohner den Franzosen schwere Verluste beibrachten, zogen die Lazaroni dem von Capua heranrückenden französischen Heere entgegen und lieferten ihm ein dreitägiges Treffen (vom 21.—23. Jan.), worin sie jedoch unterlagen. Zwar schlugen sie bei Neapel die Franzosen noch zurück, konnten aber doch nicht hindern, daß dieselben sich, wiewohl unter noch schweren Kämpfen, der Stadt und des Castells St. Elmo bemächtigten. Der Vicekönig entfloh nach Sicilien, und Mack, der bei der Armee in Mißachtung gerathen war, flüchtete sich in seiner Rathlosigkeit sogar in das Lager der Franzosen, die ihn gefangen hielten. Darauf wurde dem Volke Freiheit und Gleichheit verkündigt und das Land in eine parthenopeische Republik verwandelt, für welche die Neapolitaner bei ihrer strengreligiösen Devotion unter allen Nationen am wenigsten geeignet waren, obwohl viele in den vornehmen Ständen den Ideen der französischen Revolution enthusiastisch anhiengen. Stadt und Land mußten 75 Mill. zahlen, und was noch an Kunstschätzen und Alterthümern vorhanden war, wurde nach Paris gesandt. Da Championnet den durch das Directorium befohlenen Erpressungen in gemäßigtem Sinne Einhalt thun wollte, wurde er abberufen und durch Macdonald ersetzt.

Allein mit der Hauptstadt war das Land noch nicht bezwungen, der Aufstand in den Abruzzen nahm zu und bekam durch die wilde, ja grausame Tapferkeit seiner Leiter, eines Pronio, Sciarpa, Fra Diabolo (eig. Pazza, eines berüchtigten Räubers), Mammone u. A. einen fast noch furchtbareren Charakter, in so fern das kochende süditalische Blut, durch gekränkten Nationalstolz und Fanatismus erhitzt, zu noch schrecklicheren Ausbrüchen der Leidenschaft trieb, welche hinwiederum die Franzosen zur grausamsten Rache aufreizten.

Die meisten Franzosen, welche den Aufständischen in die Hände fielen, wurden unter schrecklichen Martern getödtet. Am blutgierigsten war Mammone, ein Müller, der mit eigener Hand 400 Franzosen und Franzosenfreunde geschlachtet haben soll. Die Franzosen ließen dagegen in mehreren Städten alle männlichen Einwohner tödten, das schöne Sorrento in Asche legen und die ganze Umgegend des Golfs in eine Wüste verwandeln.

Im Febr. 1799 erschien aus Sicilien der kriegerische Cardinal Ruffo, dem es gelang, ein sogenanntes Glaubensheer zu sammeln, das, von ihm geführt, unter den blutigsten Kämpfen vorwärts drang und, auf 30,000 M. angewachsen, zuletzt den Macdonald nöthigte, aus dem neapolitanischen Gebiet auf das römische zurückzuweichen und die parthenopeische Republik sich selbst zu überlassen, die ihr „Eintagsfliegen"leben bald ausgelebt haben sollte.

Macdonald hatte übrigens schon gegen Ende Aprils vom französischen Directorium den Befehl erhalten, sich mit seinem Heere nach Oberitalien zu wenden und im Neapolitanischen und Römischen nur Besatzungen zurückzulassen. Im Neapolitanischen hinterließ er bloß 6000 M. (im Fort St. Elmo, in Gaëta und Capua) und zog am 7. und 8. Mai mit 19,000 M. von Neapel nach Rom ab. Neapel selbst fiel am 13. wieder in die Gewalt der Königlichen. Die Forts bei Neapel sammt Gaëta und Capua ergaben sich mehrere Wochen darauf, und am Anfang Augusts war das ganze Land wieder in der Gewalt Ferdinand's IV, der den Cardinal Ruffo zum Vicekönig von Neapel ernannte. (Von der nun in Neapel eintretenden Reaction s. unten Kap. 12, 3. a. E.)

2. Unterhandlungen Österreichs wegen Bayern. Tod Karl Theodor's. Kurfürst Maximilian Joseph. Ausbruch des Kriegs. Einfall der Franzosen in Graubündten und Tyrol, wie über den Rhein in Deutschland. Erzherzog Karl's Siege. Der Gesandtenmord zu Rastatt. Erzherzog Karl's Sieg bei Zürich.

Unterdeß hatten sich nämlich, in Folge des zwischen Rußland, England und Österreich und dem Könige von Neapel geschlossenen Bündnisses die Heere der Verbündeten in Bewegung gesetzt. Österreich war zur Erneuerung des Krieges gegen Frankreich auch durch den Umstand getrieben worden, daß ihm die Hoffnung auf den Besitz des im Frieden zu Campo Formio verheißenen, bis an den Inn reichenden Antheils von Bayern durch den Tod des Kürfürsten Karl Theodor (er starb am 16. Febr. 1799 plötzlich am Spieltisch) benommen wurde: denn Karl Theodor hatte zwar in die Abtretung gewilligt, aber sie noch nicht ratifizirt; Frankreich aber, einen Krieg mit Österreich voraussehend, unterstützte den Nachfolger desselben, den Kurfürsten Maximilian Joseph, vorherigen Herzog von Pfalz-Zweibrücken, in der Verweigerung jener Abtretung, wobei doch dieser so umsichtig war, dennoch seinen Pflichten als Reichsfürst nachzuleben und sein Reichscontingent an Truppen dem Kaiser nicht zu verweigern.

Frankreich hatte bereits für den Fall, daß Russen die deutsche Gränze überschreiten würden, den Krieg erklärt, der nun mit dem Einrücken der Russen in Mähren ausbrach.

Die Verbündeten giengen bei diesem zweiten Coalitionskriege von dem Grundsatz aus, daß der Besitz des Gebirgs auch den Besitz des anstoßenden Flachlandes nach sich ziehe, also Oberitalien und Süddeutschland in der Schweiz zurückerobert werden müßte. Daher stellte Österreich 74,000 M. unter Erzherzog Karl in Bayern, 24,000 M. unter General Hotze an der Gränze von Graubündten, 47,000 M. unter General Bellegarde in Tyrol auf, und ein Heer von 78,000 M. sollte sich an der Etsch sammeln.

Diesen ansehnlichen Heeresmassen konnte Frankreich nur 46,000 M. unter Jourdan an der Donau, 48,000 M. unter Bernadotte am Mittelrhein, 30,000 M. unter Massena gegen Graubündten und Tyrol und 30,000 M. unter Scherer in Oberitalien entgegenstellen.

Noch waren die Russen erst im Anmarsch und die österreichisch-italienische Armee erst in der Bildung begriffen, als Massena am 6. März den Krieg eröffnete, rasch durch General Lecourbe Graubündten besetzte und durch einige Pässe in Tyrol eindrang; doch wurde er vom General Hotze bei Feldkirch in Vorarlberg wieder aus Tyrol zurückgedrängt. Inzwischen waren auch Jourdan bei Straßburg und Bernadotte bei Mannheim über den Rhein gedrungen und vom Erzherzog Karl am 21. März bei Ostrach geworfen und am 24. März bei Stockach so entscheidend geschlagen worden, daß er sich durch den Schwarzwald wieder über den Rhein zurückzog. Bei der Verfolgung derselben kamen die österreichischen Truppen in die Nähe von Rastatt, wo sich der sogenannte Friedenscongreß noch immer hinschleppte, sich aber nun, da die Österreicher der Stadt keine Neutralität zugestehen wollten, unverzüglich auflös'te. Hierbei fiel der famöse Gesandtenmord vor, der lange auf das österreichische Cabinet ein ungünstiges Licht warf.

Als die drei französischen Gesandten Roberjot, Jean de Bry und Bonnier, denen nur 24 Stunden zur Räumung der Stadt zugestanden wurden, ihre Abreise nach Straßburg antraten, wurden sie unweit Rastatt in der Dunkelheit der Nacht von Reitern in der Uniform der Seckler Husaren überfallen und zwei derselben ermordet; der dritte, de Bry, kam dadurch, daß er verwundet im Graben liegend sich todt stellte, mit dem Leben davon und machte in Rastatt die Anzeige. Diese Unthat, die Jedermann mit Recht empörend fand, wurde dem österreichischen Cabinet zugeschrieben. Der Kaiser, darüber entrüstet, versprach auf das feierlichste die strengste Untersuchung, aber 40 Jahre hindurch blieb die That ein undurchdringliches Geheimniß. Erst v. Hormayr, österreichischer Archivar, machte es in neuester Zeit wahrscheinlich, daß der österreichische Gesandte in Rastatt, ohne Vorwissen des Erzherzogs Karl und des Kaisers, den abreisenden Gesandten bloß gewisse wichtige Papiere, aus denen er eine Verbindung Preußens und Bayerns, als deutscher Reichsfürsten, mit Frankreich, als dem Reichsfeinde, glaubte nachweisen zu können, habe abnehmen lassen wollen, ohne die Ermordung der Gesandten zu beabsichtigen, daß aber die Vollzieher des Auftrags zu weit gegangen seien. Die nachfolgenden Kriegsbegebenheiten verdrängten den Eindruck dieses Ereignisses.

Eine Krankheit hinderte anfangs den Erzherzog seine Siege zu verfolgen, mehr aber noch die schlechte, dem alten Kriegsschlendrian gemäße Heerverpflegung, die Scheu des Hofkriegsraths in Wien vor einem herzhaften Angriff auf die Schweiz, in welcher sich doch schon da und dort (im Bernischen und in den vier Waldstätten) das Volk gegen die ihm verhaßten Franzosen erhob, und der Mangel an Einheit in den Bewegungen der unter so vielen von einander unabhängigen Befehlshabern stehenden österreichischen Truppenkörper — das alles brachte einen Stillstand in die Bewegungen.

Nachdem endlich Hotze Graubündten eingenommen und sich nach der Eroberung des Luciensteigs in den Besitz der Gotthardsstraße gesetzt hatte, gieng Erzherzog Karl über den Rhein, vereinigte sich mit Hotze, nöthigte durch das Treffen bei Winterthur und durch die Schlacht bei Zürich (4. Juni) den General Massena zum

Rückzug auf den Albis und besetzte Zürich. Aber in dieser Stellung verharrten beide Theile den ganzen Sommer; denn ein Handbillet des Kaisers gebot dem Erzherzog, bis zur Ankunft der Russen am Rhein nichts zu unternehmen.

3. Kray's Siege in Oberitalien. Ankunft Suwórow's in Oberitalien. Seine Siege. Ganz Italien befreit. Die Schrecken der Reaction in Neapel.

Mittlerweile hatte in Ober-Italien der französische Obergeneral Scherer am 25. März bei Pastrengo den Etschübergang erzwungen; aber der kräftige General Kray warf die Franzosen wieder über die Etsch zurück, schlug sie bei Verona und Legnano und erfocht am 5. April bei Magnano einen glänzenden Sieg, indem er zuerst Scherer's rechten Flügel (unter Victor) völlig niederwarf und den linken (unter Moreau) zum Rückzug zwang, worauf Scherer das Obercommando niederlegte, das dann Moreau übernahm. Alles, was in Italien und sonst wo unter dem Joche der Franzosen seufzte, athmete auf und faßte die beste Hoffnung. Allein Kray erhielt den Befehl, eine österreichische Verstärkung unter Melas abzuwarten und sich diesem unterzuordnen. Nun langte auch der längst berühmte russische Feldmarschall Suwórow an, jedoch nur mit 17,000 M., weil der übrige Theil der russischen Armee theils noch zurück, theils zu den Operationen in Deutschland bestimmt war.

Graf Alexander Suwórow, mit dem Beinamen Rimnikfky, geb. 1729 in Finnland, aus einer schwedischen Familie stammend, die im J. 1622 nach Rußland zog, hatte sich bereits im siebenjährigen Kriege, wo er die Schlacht bei Kunersdorf mitmachte, ausgezeichnet, dann in den Kriegen mit den Polen und Türken furchtbar gemacht, und brannte nun vor Begierde, die Franzosen zu schlagen, die er, wie sein Kaiser, auf's tiefste haßte. Er hatte eine kleine gedrungene Gestalt, ein runzliges, verzerrtes Gesicht, aber eine ungeheure Energie des Willens; er liebte es, wie Blitz und Donner einzuschlagen, kannte keine Furcht vor irgend einem Widerstand, keine Geduld, keine Rücksicht, weßhalb dem Hofkriegsrath in Wien vor seinem gewaltthätigen Zufahren bange war: denn von Diplomatie und Principien, von Plan-Entwerfungen und vorsichtigen Recognoscirungen wollte er nichts wissen, und die bedachtsamen „Hofkriegsraths-perrücken" in Wien waren ihm sehr zuwider. Seine Kriegskunst bezeichnete er selber mit den Worten „Vorwärts und geschlagen!" In ihr zeigte sich vorzüglich der rasche Überblick im Ergreifen des Angriffspuncts, die Schnelligkeit der Ausführung und der Nachdruck im Gefecht gegen jeden, auch noch so kräftigen Widerstand. So gewann er Erfolge über Erfolge, und flößte dadurch seinen Soldaten ein Zutrauen und eine Begeisterung ein, die nie fragte, wie stark, sondern wo ist der Feind, und von ihm geführt, sich des Sieges gewiß glaubte, sobald man nur den Gegner erreichen konnte. Dazu kam, daß er mitten unter seinen Leuten lebte, um nichts besser und nichts bequemer als sie; in Gefahren wie in Beschwerden war er der erste. Darum durfte er auch das Äußerste von ihnen fordern." — Seine ganze Erscheinung war eine wunderliche Mischung von Bildung und Barbarei. Ein Grundzug seiner Natur war der Humor und sein ganzes Leben und Treiben voller Sonderbarkeiten. So konnte er keinen Spiegel leiden, sondern schlug alle, die man nicht wegnahm oder verhängte, zusammen. Er aß nur Soldatenkost und trank nur Wasser; im Lager ging er gewöhnlich in Hemdärmeln oder im Schafpelz; er krähte zum Scherz wie ein Hahn und machte in guter Laune allerlei Possen;

war er aber zornig oder ungeduldig, so sparte er den Kantschu nicht und war nicht selten grausam, wiewohl er auch manchmal großmüthig war. Eine seiner Haupttugenden war die Uneigennützigkeit.

Kaum hatte Suwórow den Oberbefehl übernommen, so wurde Mirandola eingenommen, Moreau bei Cassano geschlagen und über die Adda zurückgeworfen, General Serrurier aber mit seinem Corps gefangen. Darauf hielt Suwórow auf seinem kleinen Kosackenpferd in bloßen Hemdärmeln mit dem Kantschu in der Hand seinen Einzug in Mailand, und als das Landvolk jubelnd herbeiströmte und die Häuser der Franzosenfreunde zu plündern begann, that er sogleich Einhalt: denn er hielt auf Mannszucht und Ordnung.

Darauf wirbelte der Kriegstanz fort. Peschiera, Tortona und Ferrara fielen; Moreau mußte sich über den Po und den Apennin zurückziehen und hoffte dort sich mit Macdonald vereinigen zu können. Allenthalben stand das Volk auf und übte grausame Rache an den Franzosen, die daher ihrerseits, wo sie hinreichen konnten, mit der größten Wuth ein Gleiches vergalten.

Unterdessen hatte sich Macdonald von Rom aus, wo er sich nur kurz aufhielt, durch die Volksheere von Arezzo, Cortona und andern Orten nach Oberitalien durchgekämpft und am 12. Juni bei Modena ein österreichisches Corps geschlagen, als auch ihn Suwórow packte und in einer dreitägigen Schlacht an der Trebia (18. — 20. Juni) schlug, worauf sich Mantua ergab. Als darauf Joubert den Oberbefehl bekam, ward auch er von Suwórow bei Novi geschlagen; er selbst fiel und Moreau führte den Rest des Heeres nach Genua zurück.

Ganz Italien sah in Suwórow seinen Retter und ehrte ihn nicht minder wegen seiner Uneigennützigkeit und Enthaltsamkeit, als wegen der Mannszucht, durch welche seine Russen sich durchweg vor den Franzosen und Engländern auszeichneten.

Weil Suwórow in vier Monaten zahlreiche Armeen vernichtet, die besten Führer Frankreichs geschlagen und ihre durch fünfjährige Siege befestigte Herrschaft über Italien gestürzt hatte, erhob ihn der Kaiser Paul zur Belohnung in den Fürstenstand, gab ihm den Beinamen Italinski und verordnete in einem Tagsbefehle, daß man dem Feldmarschall, selbst in Gegenwart des Kaisers, alle diejenigen militärischen Ehren bezeugen solle, welche für des Kaisers Majestät vorgeschrieben seyen.

Auch in Mittelitalien war es mit der französischen Herrschaft aus: Rom und Toscana entledigte sich seiner Unterdrücker, und nur in Ancona vertheidigten sich die Franzosen noch gegen die englisch-russische Flotte im Hafen. — Eben so war auch Neapel von dem Glaubensheere des gefürchteten Cardinals Ruffo vollends befreit worden. Aber schrecklich war nun die dort eintretende Reaction. Alle Gebildeten und Vornehmen, die es in ihrem Freiheitsrausch mit den Franzosen gehalten und das republicanische Treiben begünstigt hatten, wurden ausgeplündert, viele in der ersten Wuth erschlagen oder erschossen, viele, die gefangen worden waren, unter den gräßlichsten Martern getödtet. Die in die Citadelle eingeschlossenen Franzosen und Republikaner erhielten zwar freien Abzug; aber als sie sich eben einschiffen wollten, erschien am Johannistag (d. 24. Juni) 1799 Nelson mit der englisch-russischen Flotte und mit der aus Sicilien zurückkehrenden königlichen Familie und erklärte die Capitulation

für ungültig. Von den also Gefangenen wurden sodann 84 der Compromittirtesten (darunter der greise Admiral Caraccioli) aufgehenkt. Den Componisten Cimarosa retteten russische Offiziere aus Achtung vor seiner Kunst.

4. Uneinigkeit zwischen Österreich und Rußland. Die Russen in der Schweiz. Korsakow's Verlust in Schwyz. Suwórow's Zug über die Alpen. Gescheiterte Expedition der Engländer und Russen in Holland. Paul's Rücktritt aus der Coalition. Suwórow's Ausgang. Die Österreicher am Rhein und in Oberitalien im Vortheil.

Wären nun Russen, Österreicher und Engländer einig geblieben, so hätten sie Frankreich Gesetze vorschreiben können. So aber fürchteten die Engländer, die Russen möchten sich eines englischen Hafens bemächtigen, und in Italien festsetzen; die Österreicher wollten zu ihrem frühern italienischen Besitzthum noch Piemont schlagen, während Rußland der Gerechtigkeit gemäß, jedem das Seine wieder zurückgestellt wissen wollte und Suwórow noch überdieß mit den häufigen Entgegenwirkungen und widersprechenden Befehlen aus Wien höchst unzufrieden war.

Endlich kam man darin überein: die Österreicher sollten in Italien und Deutschland —, die Russen in der Schweiz agiren und sich zu diesem Zwecke mit dem unter Korsakow in Deutschland eingerückten größern russischen Heere vereinigen.

Dieses Heer war eben dasjenige, auf welches der Erzherzog Karl bei Zürich bisher zu warten angewiesen war, und eben als es ankam und der Erzherzog nun über die Aar gehen wollte, um mit Übermacht den Massena anzugreifen, erhielt er aus Wien (wo man sich schon mit dem russischen Cabinet überworfen hatte) den Befehl, am Rhein die Offensive zu ergreifen, um so die Operationen einer englisch-russischen Expedition in Holland zu unterstützen.

Schon hatte der Erzherzog Philippsburg entsetzt und Mannheim erstürmt, als ihn die Nachricht von Korsakow's Unfall bewog, sich wieder nach der Schweiz zu wenden.

Nach dem Abzug des Erzherzogs aus der Schweiz nämlich hatte sich Korsakow mit Hotze vereinigt, um im Canton Schwyz dem über die Alpen kommenden Suwórow den Weg zu öffnen, wurde aber von Massena bei Dietikon (in der Nähe von Zürich) getäuscht, völlig geschlagen, verlor seinen ganzen Artilleriepark von 100 Kanonen und entkam mit nur 10,000 M. (Bei dieser Einnahme von Zürich verübten die Franzosen viele Gewaltthaten, und auch der fromme Lavater empfieng, als er eben in seinem geistlichen Berufe Sterbende tröstete, eine tödtliche Kugel und starb nach langwierigen Leiden.) Am gleichen Tage focht Hotze an den Ufern der Linth gegen den General Soult, fiel aber bei der Vertheidigung des Dorfes Schännys.

Suwórow hatte indeß in der Hoffnung, sich mit Korsakow in der Schweiz vereinigen zu können, einen Zug über die Alpen unternom-

men, der durch die ausdauernde Überwindung der höchsten Schwierigkeiten, die sich einem Heere entgegenstellen können, zu den merkwürdigsten Gebirgsübergängen in der Geschichte gehört. Er schlug mit 20000 M. am 28. Sept. 1799 von Bellinzona aus die Straße nach dem St. Gotthard ein, und als sie Berg auf Berg zu übersteigen hatten und sich ihnen immer mächtigere Gebirgshöhen entgegenthürmten, erschracken selbst die abgehärtetsten Krieger und wollten am Ende, aller Drohungen ungeachtet, nicht weiter.

Da befahl Suwórow ein Grab zu graben, in das er sich vor ihren Augen hineinlegte mit dem Befehl, ihn mit Erde zu bedecken und „daheim zu erzählen, wo sie ihn gelassen hätten.“ Da flehten sie ihn auf den Knieen an, aufzustehen; aber er that es nicht: sie mußten ihn mit Gewalt herausziehen, worauf sie ihm versprachen, ihm überall hin zu folgen. Von nun an scheuten sie weder Höhen noch Abgründe, noch die gleichzeitigen offenen und hinterhaltigen Angriffe des Feindes, der ihnen unter Lecourbe auf diesen Höhen den Übergang streitig machte. Endlich war die höchste Höhe erreicht. Als es nun aber abwärts gieng und man an das sogenannte Urner Loch kam, hatten die Franzosen die Teufelsbrücke (über die Reuß) abgebrochen, und Tod in den Abgründen oder aus feindlichem Geschoß schien Aller Loos zu werden. Dennoch gewannen sie durch Ab- und Aufklettern den Übergang uud trieben die Franzosen in die Flucht.

Als sie aber an den Vierwaldstätter See kamen, hatten die Franzosen alle Kähne fortschaffen lassen, so daß Suwórow rechts abbeugen und durch das Schächenthal mit neuer Lebensgefahr nach Muotta im Schwyzerland ziehen mußte. Da er hier Korsakow's Niederlage erfuhr, mußte sein treues Heer sich abermals seitwärts wenden und wieder ein Hochgebirg übersteigen, bis er unter beständigen Angriffen der Franzosen Glarus erreichte. Da ihm aber Massena die Linthpässe verlegt hatte, galt es noch einen vierten gefährlichen Höhenübergang, um in das obere Rheinthal in Graubündten zu gelangen, wo die Russen am 10. Oct. zum erstenmal eine unangefochtene Ruhe genießen konnten.

In der gleichen Zeit scheiterte auch die holländische Expedition der Engländer und Russen. Beide, jene 26000 M., diese 18000 M. stark, waren unter dem Oberbefehl des Herzogs von York auf einer von Abercrombie befehligten englischen Flotte an der nordholländischen Küste gelandet, hatten aber die Franzosen zur Abwehr bereit gefunden. Da York gleich anfangs ein rasches und entschiedenes Vordringen versäumte, so rechnete er auch vergeblich auf einen Volksaufstand, mühte sich in nutzlosen Gefechten ab und wurde zuletzt von der französisch-holländischen Armee unter Brune bei Bergen am 18. Oct. zur Capitulation von Alkmaar gezwungen, die ihm freien Abzug

gewährte. Bei all' dem hatten die Engländer ihren Vortheil wahrzunehmen gewußt, indem sie die holländische aus 13 Linien- und eben so viel anderen Schiffen bestehende Flotte, welche gleich bei ihrer Landung sich mit der englischen Flotte vereinigt hatte, nicht mehr herausgaben.

Da nun auf diese Weise die Engländer in Holland, wie in Neapel weniger den allgemeinen Vortheil der Coalition, als vielmehr ihren Sondervortheil im Auge hatten, die Österreicher aber in Italien sich der Russen zu entledigen gewußt, und in der Schweiz durch die Trennung des Erzherzogs von Korsakow den Unfall des letzteren herbeigeführt und dadurch die Hoffnung Suwórow's auf Befreiung der Schweiz vereitelt hatten, so beschloß Kaiser Paul in seiner Entrüstung darüber, sich von der Coalition zu trennen und rief den Suwórow zurück.

Vergebens hatte der Erzherzog den Suwórow um eine Zusammenkunft ersucht, um sich mit ihm zu verständigen: dieser schlug sie ihm ab und verlegte nach seiner Vereinigung mit Korsakow sein Heer nach Bayern, wo Kurfürst Maximilian Joseph für dessen Verpflegung sorgte, bis es im Januar 1800 die Rückkehr nach Rußland antrat.

Suworow mußte übrigens ebenfalls die Ungnade seines Herrn empfinden, weil er wider dessen Befehl in Italien seine Generaladjutanten nicht gewechselt, sondern den tapfern Fürsten Bagration allen andern vorgezogen hatte. Der Sieger in so vielen Feldzügen und Schlachten mußte in Riga den Oberbefehl niederlegen und ungeehrt und unbemerkt nach Petersburg zurückkehren, wo er im Hause seiner Nichte vor Kummer in eine Krankheit verfiel und schon am 18. Mai 1800 starb.

Nun stand Österreich auf dem Festlande wieder allein den Franzosen gegenüber; doch glückte es dem Erzherzog Karl, am Rhein noch mehrere Siege zu erfechten und bis zum 8. Dez. 1799 das ganze rechte Rheinufer abermals — es war das viertemal — von den Franzosen zu reinigen. Auch in Italien hatte Melas das Kriegsglück festzuhalten gewußt und den wieder zum Oberfeldherrn des französischen Heeres ernannten Championnet am 2. Nov. bei Genola geschlagen und die Franzosen wieder nach Genua zurückgeworfen. Da die Österreicher am 13. Nov. auch Ancona von der Landseite einnahmen und unterdeß auch Rom durch die Neapolitaner vollends befreit worden war, so war Genua der einzige feste Punct, den die Franzosen von ihrer ganzen Eroberung in Italien noch in Händen hatten.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Die Consularregierung und das bonapartistische Kaiserreich.

1. Kapitel. Die Consularregierung.

1. Unzufriedenheit der Parteien mit der Willkürherrschaft des Directoriums. Ankunft Bonaparte's aus Ägypten. Der 18. Brumaire: Sturz des Directoriums. Die Consularverfassung. Das Plebiscit. Bonaparte erster Consul.

So wie seit Bonaparte's Entfernung in den Orient das Glück den Franzosen in Italien den Rücken kehrte, so hatten sich auch im inneren Frankreich's die Zustände von Grad zu Grad verschlimmert. Noch standen die Jacobiner und Royalisten einander gegenüber und das schwache, egoistische Directorium, — seit dem 18. Fructidor auf die erstern sich stützend und sie doch ebenfalls fürchtend, wenn auch nicht in dem Grade wie es die Royalisten fürchtete, — hatte seit den Verlusten in Italien und am Rhein gar sehr an Ansehen im Volke eingebüßt. Dabei sah es sich durch einen neuen Aufstand der Vendéer unter ihren Führern v. Chatillon und v. Antichamp, so wie der Chouans unter dem gefürchteten George Cadoudal im Gedränge.

Obwohl die meisten Franzosen, besonders diejenigen, welche in der Revolution zu weit gegangen waren, und diejenigen, welche Nationalgüter gekauft hatten, die Wiederkehr des Königthums nicht wünschten, so war doch besonders die im Rath der Fünfhundert vorherrschend repräsentirte Partei der Republikaner mit dem Directorium unzufrieden, dem sie laut die Entehrung der Republik vorwarfen. Täglich mehrten sich die Klagen über die Beschränkung der Presse, über den Mißbrauch der Amtsgewalt, über Veruntreuungen und Unterschleife der vom Directorium angestellten Beamten, die sich mit den Directoren bereicherten, während die Heere darbten und zum Theil aus Mangel an den nöthigen Kriegsbedürfnissen Niederlagen auf Niederlagen erlitten.

So wurde Larevellière-Lépeaux der systematischen Kirchenplünderung zu Gunsten des von ihm eingeführten modernen Heidenthums, und Merlin von Thionville der gröbsten Veruntreuung bei öffentlichen Bauten angeklagt, und beide fanden für gut, um dem Sturme auszuweichen, ihre Stellen im Directorium niederzulegen. Dem General Scherer

wurde nachgewiesen, an 130 Mill. durch Verkauf von Kriegsgeräthen und Verpflegungsmaterial in seinem und seiner Untergebenen Nutzen verwendet zu haben. Ebenso wurden die Räubereien und Betrügereien, welche Rapinat, ein Schwager von Rewbell, in der Schweiz verübt hatte, an das Licht gezogen. Jeder Tag brachte neue Anklagen gegen eine Menge treuloser Beamten.

Das Directorium suchte mit List die Untersuchung dieser Anklagen zu umgehen oder in die Länge zu ziehen, fuhr in der Beschränkung der Presse und Verschärfung der Polizeimaßregeln fort und verschanzte sich mit Warnungen und Ermahnungen, daß man doch der Regierung durch solche Vorwürfe die Vertheidigung gegen den Royalismus nicht erschweren solle. Um nun den Krieg in Italien mit größerem Nachdruck zu führen, ordnete es eine gezwungene Anleihe an, und um die Royalistenerhebung zu unterdrücken, erließ es das Schrecken erregende Gesetz vom 12. Juli (das sog. Gesetz über die Geiseln), wornach die in Frankreich lebenden Verwandten der Emigrirten für die Schritte der letztern mit Gut und Leben haften sollten. Auch wurde ein neuer Jacobinerclub, der Club der Reitbahn, durch die Polizei unterdrückt.

Bei allem dem fühlte Jedermann auf seinem Standpuncte, daß die Dinge so nicht bleiben könnten und daß nur eine Regierungsänderung die Ruhe und Ordnung nach Innen und die wankende Macht nach Außen herzustellen vermöchte. Die Hoffnungen der Meisten aber waren auf den Bezwinger Italiens und Ägyptens gerichtet.

Unter solchen Aussichten auf das Gelingen seiner längst gehegten Entwürfe verließ (wie schon oben angedeutet wurde) Bonaparte Ägypten, entgieng glücklich den englischen Schiffen, landete am 9. Oct. 1799 zu Frejus und eilte, überall vom Volke mit lautem Jubel begrüßt, mit Berthier über Lyon nach Paris, wo er von den Bewunderern seines Ruhms und Genies mit Freuden, von der Directorialpartei aber mit geheimer Furcht empfangen wurde, ohne daß Jemand es wagte, ihn wegen seiner eigenmächtigen Entfernung von der ägyptischen Armee zur Rede zu stellen.

Das Directorium bestand damals aus Sièyes, Ducos, Barras, Gohier und Moulins, von denen die beiden ersten sammt dem Rathe der Alten, desgleichen die in Paris gerade anwesenden Generale Augereau, Moreau und selbst der den Bonaparte beneidende Bernadotte dem Gefeierten, mit dessen Geist und Thatkraft sich doch Keiner auf die gleiche Linie zu stellen wagte, sich von selbst hingaben und ihm zu einem Staatsstreiche die bereite Hand boten. Auch der Kriegsminister Talleyrand und der Polizeiminister Fouché, beide Meister im Intriguenspiel, kehrten sich in wahlverwandtschaftlicher Neigung dem neuaufgehenden Gestirne zu. Lucian Bonaparte, damals gerade Präsident der Fünfhundert, konnte in diesem Oppositionskörper dem Staatsstreiche gute Dienste leisten.

Unter den Mitgliedern des Directoriums und der beiden Staatscorporationen fanden sich damals drei Parteien von verschiedener politischer Richtung: die eine Partei war die extrem republikanische, welche

vorzüglich von Gohier und Moulins gestützt wurde und den Rath der Fünfhundert auf ihrer Seite hatte; die entgegengesetzte schwächere Partei, die royalistisch gesinnte, hatte den Barras zum Führer, welcher einsah, daß sich das Directorium auf die Länge nicht halten könne, und mit Ludwig XVIII in geheimer Unterhandlung stand, um den Bourbonen Bahn zur Rückkehr zu machen. Denn in der Nation, besonders in Südfrankreich gab es fortwährend eine königlichgesinnte Partei. Zwischen diesen beiden extremen Parteien stund eine constitutionelle, zu der Sièyes gehörte, welcher den Ducos und den Rath der Alten auf seiner Seite hatte, und wieder den Trieb in sich spürte, eine neue Constitution zu machen und dem Treiben der andern Parteien ein Ziel zu setzen. Alle drei Parteien giengen demnach, jede in ihrer Weise, darauf aus, die Directorialregierung zu untergraben. — Da Sièyes mit Lucian Bonaparte, der im Rathe der Fünfhundert viel Einfluß hatte, auf gutem Fuße stand, so gelang es ihm nach und nach, die Mehrzahl der Fünfhundert wenigstens von den Republikanern ab-, wenn auch nicht auf seine Seite zu ziehen. Es fehlte ihm nur noch eine Militärmacht, so wäre er selbst an den Umsturz des Directoriums gegangen. — Als sodann Napoleon Bonaparte aus Ägypten zurückkam und anfangs den „Beobachtenden" machte, bis er die Zwecke der Parteien durchschaute und seinen eignen Plan feststellte, traute ihm Sièyes nicht, weil er dessen Übergewicht fürchtete und sich wohl bewußt war, daß N. Bonaparte ihn nicht leiden konnte. Da übernahm es Talleyrand, der Sièyes' Talent und Gesinnung zu einer neuen Ordnung der Dinge nicht für entbehrlich hielt, den N. Bonaparte mit ihm zu versöhnen, und Sièyes bot nun leicht die Hand zur Ausführung eines Staatsstreichs. N. Bonaparte konnte auf die in Paris garnisonirenden Truppen rechnen, zumal sie schon zum Theil unter ihm gedient hatten und seine Freunde Murat, Lannes, Leclerc und Sebastiani es übernahmen, sie für die willige Befolgung seiner Befehle zu stimmen. — Zwar bekam der damalige Kriegsminister Dubois-Crancé Wind von den Umtrieben im Militär und machte dem Gohier, der gerade das Präsidium des Directoriums hatte, Mittheilung davon, so daß dieser schon daran dachte, den N. Bonaparte arretiren zu lassen; weil er es aber unterließ, so sandte Dubois-Crancé, um sich vor Verantwortlichkeit zu sichern, den Befehl an alle Garnisonsregimenter, am 18. Brumaire ihre Casernen nicht zu verlassen. Eben war Sebastiani im Begriff, sein Regiment verabredetermaßen auf den Ludwigsplatz zu führen, als ihm jener Befehl des Kriegsministers übergeben wurde; er ließ ihn aber unbeachtet, und als auch der Platzcommandant Lefèvre herbeikam und die Truppenbewegung auffallend fand, wußte Sebastiani ihn zu bestimmen, mit in Bonaparte's Wohnung zu gehen, wo dieser demselben offen sein Vorhaben erklärte und sagte,

daß er dabei auch auf ihn rechne. Lefèvre ließ sich gewinnen und so war Alles auf's Beste und ohne Geräusch eingeleitet.

Schon in der Frühe des dazu ausersehenen 18. Brumaire (9. Nov.) 1799 erklärte der Rath der Alten das Vaterland in Gefahr und übertrug Bonaparte'n die bewaffnete Macht der Hauptstadt. Dieser machte die nun in seiner Wohnung sich versammelnden Offiziere im Allgemeinen mit seiner Ansicht bekannt, ritt dann, von Sebastiani's Dragonern und von der sich anschließenden Garde des Rathes der Alten begleitet, nach den Tuilerien und trat dort mit seinem Generalstabe in die noch versammelte Sitzung des Rathes der Alten, um ihnen zu danken. Darauf hielt er auf dem Carousselplatz eine Truppenmusterung, wobei ihn ein allgemeiner Freudenruf empfieng, ließ alle wichtigen Stadtposten mit ihm vertrauten Befehlshabern besetzen und bereitete durch Proclamationen die Gemüther vor. In der gleichen Zeit setzte Sièyes im Rath der Alten und Lucian im Rath der Fünfhundert unter dem Vorwand eines zu befürchtenden Jacobineraufstandes den Antrag auf Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud durch. Darauf ließ Bonaparte den Palast Luxemburg, die Residenz der Directoren, mit Militär umstellen und kündigte ihnen im Namen der Alten die Auflösung des Directoriums an. Sièyes und Ducos legten nach Verabredung ihre Stellen ohne Widerrede nieder, Barras schämte sich nicht, mit Geld sich abfinden zu lassen; nur Gohier und Moulins protestirten und wurden daher unter Aufsicht gestellt.

Am andern Tag versammelten sich beide Conseils in St. Cloud, wo man aber, weil die Einrichtung der Säle noch nicht vollendet war, erst um 2 Uhr zu den Sitzungen zusammentreten konnte, bis wohin man im Garten umhergieng, wobei sich besonders die einem Umsturz abgeneigten Glieder der Fünfhundert fest aneinanderschloßen. Bonaparte hielt zu Pferd an der Spitze der Truppen und hatte Befehl gegeben, Jeden, der ohne Auftrag sich an die Truppen wenden wollte, niederzuhauen. Als endlich die Sitzungen eröffnet wurden, trat Bonaparte mit seinem Stabe ungerufen in den Rath der Alten und brachte sie durch eine Anrede ohne viele Mühe zur Einwilligung in seinen Umsturzplan. Er erklärte, daß Maßregeln nothwendig seien, um Frankreich aus der gefahrvollen Lage der letztern Zeit zu retten, und als ihn ein Deputirter erinnerte, daß aber dabei die Verfassung nicht bedroht werden dürfe, entgegnete er, daß man von einer Verfassung gar nicht reden könne; Niemand habe dieselbe bis jetzt beobachtet, weder die Directoren und ihre Räthe, noch das Volk. Alle Welt sei gegen die bestehende Verfassung, und alle Parteien hätten ihn aufgefordert, sie aufzuheben. Der Rath der Alten werde ihn hoffentlich dabei unterstützen: auf sie, als auf seine tapfern Waffengefährten, die er so oft zum Siege geführt, stütze er sich, um die Früchte der Revolution für Frankreich zu behaupten.

Auf diese mit Feuer gesprochene Rede riefen ihm Alle ein vollstimmiges Vive! zu. Darauf verfügte er sich in das andere Conseil. Eben als im Rathe der Fünfhundert die entschlossene republikanische Mehrzahl, bestürzt über die Ereignisse des vorhergehenden Tags, einen Eid abgelegt hatte, daß sie an der bisherigen Verfassung fest halten wolle, (einen Eid, den selbst die Bonapartisten mit zu schwören sich kein Gewissen gemacht hatten) — trat Bonaparte unter die Versammelten, in der Meinung, auch sie durch seine Erscheinung leicht zum Nachgeben bringen zu können. Allein seine Gegner darunter empfiengen ihn mit dem wüthenden Geschrei: „Wie? hier Waffen? Hinaus mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen! Vogelfrei den neuen Cromwell!" und drängten ihn zum Saal hinaus.

Bestürzt schwang er sich aufs Pferd und kehrte zu den Truppen zurück, die, als er ihnen sagte, daß er im Saale der Fünfhundert der Todesgefahr entgangen sei, ihn mit einem lebhaften Vive Napoleon Bonaparte! empfiengen.

Inzwischen drängten die Fünfhundert zur Abstimmung über die Frage, ob man Napoleon Bonaparte außerhalb des Gesetzes erklären solle! Da Lucian, welcher präsidirte, dieß nicht hindern konnte, rief er: „Elende! ich soll meinen eigenen Bruder außerhalb des Gesetzes erklären? Ich verzichte auf den Präsidentenstuhl und begebe mich an die Barre, um den zu vertheidigen, den man anklagt!" In diesem Augenblick erschienen Grenadiere, welche Napoleon abgesendet hatte, um seinen Bruder aus dem Saal herauszuholen. Mit ihnen bei den Truppen angekommen, sagte er ihnen, daß Einige in der Versammlung dem Obergeneral mit Dolchen gedroht und ihn außerhalb des Gesetzes erklärt hätten, — worauf Sièyes die Rede hinwarf, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so habe dieser die Macht, sie hors la salle zu setzen. Da schickte Bonaparte den Murat und Leclerc mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, und diese trieben mit gefälltem Bajonnett die ganze Versammlung theils durch die andern Zugänge, theils durch die Fenster in die Flucht. Noch am Abend berief Lucian die bonapartistisch gesinnten Glieder dieses Raths, etwa 50 an der Zahl, und ließ durch sie, zur Erfüllung der Form, dem Beschlusse des Raths der Alten die Beistimmung ertheilen. Am 12. Nov. wurde sodann von den beiden Conseils ein provisorisches, mit der Executive beauftragtes Collegium von drei Consuln — Bonaparte, Sièyes und Ducos — ernannt und ihnen eine aus beiden Räthen gewählte Commission von 50 Gliedern zur Berathung einer neuen Verfassung beigegeben, welche Sièyes, der stets bereite Constitutionsmacher, entwarf.

Diese Constitution wurde am 20. Brumaire früh um 5 Uhr fertig und mit den sie einführenden Decreten war der Staatsstreich vollendet. Die drei Consuln leisteten dem Rath

der Alten den Eid „auf die Souverainetät des Volks, auf die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, auf die Freiheit und Gleichheit und auf das Repräsentativsystem." Alsdann kehrte man nach Paris zurück.

Sièyes' neues Verfassungswerk hatte aber unter Bonaparte's streichender Feder die wesentlichsten Änderungen erfahren müssen. Die Consularregierung mit einem Senat, einem gesetzgebenden Körper und einem Tribunat wurde beibehalten: aber mit Entfernung alles Constitutionalismus die ganze Staatsgewalt in die Hände des auf zehn Jahre zu ernennenden ersten Consuls gelegt und den beiden andern Consuln nur eine berathende Stimme gegeben.

Der Senat bestand aus 80 lebenslänglichen Mitgliedern und hatte das Recht, den mit der Gesetzvollziehung betrauten ersten Consul, die 300 Glieder der Legislatur oder gesetzgebenden Versammlung (Corps legislatif) und die 100 Mitglieder des permanenten Tribunats zu ernennen, der die Pflicht und das Recht, Gesetze vorzuschlagen, Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten anzuzeigen, aber — kein Veto hatte. Den ersten Consul unterstützte ein Staatsrath und ein Ministerium: die Staatsräthe und die Minister und durch sie die Civil- und Militärbeamten zu ernennen, war das Vorrecht des ersten Consuls. — Folglich gieng bei dieser Verfassung alle Gewalt vom ersten Consul, also von Einem, aus: somit waren die Volkswahlen beseitigt. Von Preßfreiheit und von Menschen- und Bürgerrechten schwieg diese Verfassung gänzlich.

Da man wußte, wie willkommen dem Volke jeder Weg zur Ruhe und Ordnung war, so konnte man es wagen, die neue Verfassung einer Volksabstimmung (einem Plebiscit) zu unterwerfen. Sie erhielt 3,011,007 Stimmen, also fast doppelt so viel, als die Constitution von 1793, und so wurde sie am 25. Dec. 1799 verkündigt. Bonaparte, welchem Niemand die neue Würde streitig machte, bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien und wählte sich den Advocaten Cambacères und den kanzleigewandten Lebrun zu Mitconsuln. Eben so ernannte er seine Minister: das Justizministerium behielt Cambacères; Talleyrand erhielt das Auswärtige, Laplace das Innere, Berthier das Kriegswesen, Forfait die Marine, Fouché die Polizei.

Sieyès hatte sich die erste Consulstelle zugedacht, ergab sich aber dem Stärkeren: denn Furchtsamkeit war der Grundsatz dieses „Philosophen der Revolution", der nur dann voran war, wenn er keine persönliche Gefahr sah. Mitten in seinem Ärger erkannte er nach beendigter Sitzung gegen seine Freunde Bonaparte's Überlegenheit mit den Worten an: „Jetzt, meine Herren, haben wir einen Herrn: er will Alles, er weiß Alles, er kann Alles." Die ihm angebotene Stelle des zweiten Consuls nahm er klüglich nicht an, sondern begnügte sich mit der Präsidentenstelle im Senate und mit einem reichen Landgut, das ihm Bonaparte als Nationalbelohnung decretiren ließ. — Consul Bonaparte nahm seine Residenz in den Tuilerien; der Senat erhielt seinen Sitz im Luxembourg, das Tribunat im Palais-Royal; das Corps legislatif im Palais Bourbon. Schon gleich nach dem Sturz des Directoriums wurden die heftigsten Gegner im vormaligen Rath der Fünfhundert, 37 an der Zahl, zur Deportation verurtheilt, doch bald darauf begnadigt. Auch den früheren Deportirten zu Cayenne gab der Consul die Freiheit, desgleichen vielen andern politischen Gefangenen. Ebenso durften die am 18. Fructidor verbannten Priester zurückkehren.

2. Herstellung des Volksvertrauens und Staatscredits. Des Consuls Mäßigung gegen die auswärtigen Mächte und Bemühungen um den europäischen Frieden.

Daß die Volksherrschaft in Militärherrschaft umgeschlagen war, erkannte wohl Jedermann unschwer, und Viele hatten vorausgesehen, daß es so kommen mußte. Das durch den mannichfaltigen Druck des Conventsdespotismus zerschlagene und der Alles verwirrenden Directorialwirthschaft müde Volk hoffte von der neuen Herrschaft Herstellung der Ordnung, des Credits und Wohlstandes, und so begrüßte es sie mit großem Vertrauen. Es fragte sich nur, ob sie sich in den Schranken der Mäßigung bewegen und, falls dieß im Beginn der Fall wäre, ob sie auch ausdauernd dieselben einhalten und nicht in's Gegentheil umschlagen würde.

Bonaparte, der am 24. Dec. 1799 seine neue Gewalt antrat, hatte kaum die Zügel in seiner starken Hand, so that er nach Innen und nach Außen Alles, um das allgemeine Vertrauen zu rechtfertigen. Er nahm sogleich das Gesetz der Geiseln zurück, hob die gezwungene Anleihe auf, entließ die eidverweigernden Priester aus den Gefängnissen, gewährte Cultusfreiheit und ließ (am 28. Dec.) die Kirchen dem christlichen Gottesdienst öffnen, desgleichen die Glocken auch ihrer kirchlichen Bestimmung zurückgeben; ebenso gewährte er dem zu Valence gestorbenen Papste das vom Directorium versagte christliche Begräbniß. Den Royalisten, die sich aus der Emigrantenliste ausstreichen lassen wollten, gewährte er ungekränkte Rückkehr in's Vaterland, vielen im Lande gefangenen Royalisten gab er die Freiheit, und denen, die ihm huldigten, öffnete er den Staatsdienst; und da er auch das Erinnerungsfest an den Todestag des Königs abschaffte, so machte er sich viele Royalisten geneigt, ja selbst die Vendéer und Chouans legten allmählich die Waffen nieder und nur ein kleiner Theil derselben mußte dazu gezwungen werden.

Bei der Wahl der Staatsdiener und Beamten im Civil und Militär sah er nicht auf die frühere politische und religiöse Parteigesinnung derselben, sondern Talent und Tüchtigkeit gaben den Ausschlag, mochten übrigens ihre sittlichen Grundsätze auch nicht gerade die besten sein. So wie er den aus der Verbannung zurückberufenen Republikaner Carnot zu seinem Kriegsminister machte, und auch den (in Folge des Friedens von Campo Formio von Österreich freigegebenen) Lafayette gern in seinen Dienst genommen hätte, wenn dieser seinen idealen Republikanismus hätte verläugnen wollen: so blieben Talleyrand und Fouché auf ihren Posten, weil deren macchiavellistische Klugheit seine Plane fördern konnte.

Um den Staatscredit herzustellen und dadurch besonders den Mittelstand zu gewinnen, ordnete er die größte Strenge in Untersuchung der Betrügereien und in der Überwachung der Beamten an und befahl die Errichtung einer französischen Bank, welche sich bald Zutrauen erwarb.

Um die Verwaltung zu vereinfachen und zu concentriren, setzte er an die Stelle der „von Unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communal-Versammlungen" befehlende Behörden: Präfecten, Unterpräfecten und Maires ein, die von dem ersten Consul ernannt wurden.

Um in die Gesetzgebung Ordnung und Einheit zu bringen, gab er den Befehl zur Abfassung neuer Gesetzbücher. — Auch das Schulwesen erhielt eine neue Organisation durch die Einrichtung der Primär- und Secundärschulen im ganzen Lande, so wie der polytechnischen Schule in Paris, die er unter die Leitung Monge's, seines gelehrten Begleiters in Ägypten, stellte. Doch sollte aller Schulunterricht einzig auf dem Princip des unmittelbar Nützlichen und Practischen beruhen, während die Formalbildung durch die classischen Sprachen und überhaupt der Betrieb der Philosophie, der Geschichte und des Alterthums in den Hintergrund treten mußte.

Um den allzu ungenirten republikanischen Ton in der Gesellschaft zu verbannen und zugleich der Consulwürde einen neuaristokratischen Anstrich zu geben, führte er in seiner Umgebung eine gewisse Etikette ein, der sich Männer und Frauen in den Cirkeln der Tuilerien und auf seinem Landsitze zu Malmaison zu unterwerfen hatten. Für den ungewohnten Zwang sahen sich die Belästigten durch „den Ruhm und die einträglichen Ämter entschädigt."

Auch die auswärtigen Mächte bekamen Beweise seiner Mäßigung. Denn um sich in seiner neuen Stellung zu befestigen, bedurfte er vorerst Waffenruhe, und daher that er Schritte, daraus man seine Friedensliebe erkennen sollte. Preußens fernere Freundschaft gewann er sich durch das schmeichelhafte Ersuchen um Übernahme der Vermittlung eines europäischen Friedens; dem österreichischen Cabinet bot er Frieden an, aber auf der Grundlage des Campo-Formio-Friedens, worauf dieses jedoch bei dem günstigen Stande seiner italienischen Angelegenheiten einzugehen keine Lust bezeugte; dem Könige von England bot er in einem eigenhändigen Schreiben den Frieden an, wurde aber aus dem gleichen Grunde von dessen Ministerium schnöde abgewiesen, ohne daß man in England ahnte, wie viel diese Weigerung zur künftigen Macht des mißachteten Gegners beitrug. Auch war es dem Consul selbst nicht um wirklichen Frieden zu thun: denn der Krieg schien ihm zur Mehrung seines Ruhms und seiner Macht, die sein Ehrgeiz anstrebte, im Grunde unumgänglich nöthig.

Auf die Besetzung des päpstlichen Stuhls hatte die neue Stellung Bonaparte's, jedoch ohne sein Zuthun, einen wesentlichen Einfluß. Nachdem bisher die Wahl des neuen Papstes zwischen zwei Cardinälen geschwankt hatte, stimmte das Cardinalcollegium nun für einen dritten, der schon vorher in einem guten Vernehmen mit Bonaparte gestanden hatte. Es war dieß der Cardinal Chiaramonte, welcher bei seiner Stuhlbesteigung (am 14. März 1800) den Namen Pius VII annahm.

3. Erneurung des Kriegs gegen England und Österreich. Moreau's Feldzug am Rhein. Österreich unter Kray im Nachtheil. Bonaparte's Zug über den großen Bernhard. Die Schlacht bei Marengo. Die Convention von Alessandria. Friedenspräliminarien. Rückkehr Napoleons nach Paris. Geheime Umtriebe der Royalisten und Republikaner. Die Höllenmaschine.

So nahm denn der Krieg gegen England und Österreich auf's Neue seinen Lauf. Nach vorausgegangenen Rüstungen durch Aushebung aller waffenfähigen Mannschaft vom 20. Lebensjahr an, wurde Augereau zur Deckung Hollands und Moreau zum Angriff auf Deutschland gegen die österreichische Armee am Rhein bestimmt, und da Massena in Italien von Melas (wie XXI. 12, 3. a. E. erwähnt) auf Genua zurückgeworfen war, so beschloß der Consul selbst, mit einem bei Dijon sich zusammenziehenden Heere den Krieg in Italien zu übernehmen und dort sein früheres Siegesglück zu erneuern.

Während der Consul seine sogenannte Reservearmee noch sammelte und Massena in Italien noch eingeschlossen war, eröffnete Moreau zwischen dem 15. April und 1. Mai 1800 den Feldzug am Rhein, den sein Heer bei Basel, Altbreisach und Straßburg überschritt. Als er gewahrte daß die Österreicher ihn zwischen Straßburg und Mainz erwarteten, zog er seine Truppen zusammen und nahm seine Hauptstellung am Bodensee.

Es war ein Unglück für Deutschland, daß der Erzherzog Karl, der noch jedesmal die Rheingränze glücklich vertheidigt hatte, nicht auch diesmal mit dem Oberbefehl betraut war: die Schonung seiner Gesundheit mußte den Vorwand leihen, daß man ihm denselben abnahm, während seine Unzufriedenheit mit den Anordnungen des Hofkriegsraths und des Staatskanzlers Thugut (dieses unguten Dämons für Österreich) der eigentliche Grund war. Dem Marschall Kray übergab man es, weil derselbe in Italien so glücklich gewesen war und man deßhalb glaubte, daß er es auch hier sein werde.

Durch Moreau's unerwartete Bewegungen genöthigt, änderte Kray seine Position, um dem Feind in dieser südwestlichen Richtung zu begegnen, war aber in verschiedenen Treffen (bei Stockach und Engen, bei Möskirch, bei Biberach, bei Memmingen) nicht glücklich und mußte sich hinter die Iller zurückziehen. Dann bezog er bei Ulm ein verschanztes Lager, wo ihn Moreau nicht anzugreifen wagte. Doch nach einiger Zeit umgieng ihn Moreau, schlug eine Abtheilung seines Heeres bei Höchstädt und eine bei Neuburg und nahm Augsburg ein, wo er die Ereignisse in Italien abwarten wollte.

In dem Treffen bei Neuburg (den 27. Juni 1800) fiel der berühmte Latour d'Auvergne. Er hatte schon in Amerika als Freiwilliger gedient und war beim Ausbruch der Revolution unter den Ersten, die sich zum Felddienste stellten. Er befehligte im Pyrenäenkrieg 8000 Grenadiere. Da er sich durch Tapferkeit, Einfachheit und Geradheit des Characters auszeichnete, bot man ihm die Generalswürde an. Er schlug sie aber mit dem Bemerken aus, daß er sich zur Führung seines Corps am fähigsten fühle. Um nun ihn und dasselbe zu ehren, wurde bestimmt, daß er mit seinem Corps stets in der Avantgarde stehen solle. Da er in allen Feldzügen sich gleichmäßig tapfer hielt, so empfing er vom Consul Bonaparte den Ehrentitel „Erster Grenadier von Frankreich.“ Nach seinem Falle, der nicht lange

darauf eintrat, ließ man seine Stelle in dem Grenadiercorps leer, und so oft Appell gehalten wurde, ward auch sein Name aufgerufen, worauf dann ein Grenadier vortreten und antworten mußte: „Geblieben auf dem Felde der Ehre!"

Unterdessen war auch der Kampf in Italien im Gang. Den Feldzug daselbst hatte Melas schon am 6. April eröffnet. Während nämlich General Ott den Massena in Genua eingeschlossen hielt, der dort den äußersten Mangel litt, da ihm auch die englische Flotte zur See die Zufuhr abschnitt, trieb Melas den französischen General Suchet hinter den Var zurück, nahm Nizza und Savona ein und war im Begriff, in die Provençe einzudringen, wo ihm von der Insel Minorca aus die Engländer, bei denen auch Pichegru war, die Hand bieten wollten.

Allein inzwischen hatte der Consul Bonaparte mit der Reservearmee, nach dem Zug durch das Walliserland, den großen St. Bernhard mit eben so viel Kühnheit, als Geschicklichkeit (man schleifte die Kanonenläufe in hohlen Baumstämmen über die Alpen) in fünf Tagen — vom 16. bis 20. Mai — überstiegen und war so der österreichischen Armee in den Rücken gekommen. Nachdem der französische Vortrab unter Lannes ein schwaches österreichisches Corps bei Aosta, und Moncey ein anderes, das die Alpenstraße bewachte, geschlagen und das Hauptheer dann Pavia eingenommen hatte, öffnete Mailand am 2. Juni dem Consul die Thore und sah sich von ihm wieder als Hauptstadt der cisalpinischen Republik bezeichnet. Nur der drei Tage darauf erfolgte Fall Genua's, welches Massena, durch Hunger und Seuchen genöthigt, gegen freien Abzug an den General Ott übergab, mäßigte den Triumph des Consuls.

Melas wurde mit Schrecken inne, daß er nahe daran war, abgeschnitten zu werden. Er wendete sich daher gegen Turin und hatte bei der zerstreuten Stellung der österreichischen Truppen in Italien große Mühe, 30,000 M. bei Alessandria zusammenzubringen. Als ihm General Ott von Genua her eiligst zuzog, erlitt dieser unterwegs bei Montebello einen Nachtheil, kam aber doch noch zur rechten Zeit, um mit Melas in die Ebene von Marengo zu rücken, wo der Consul den 14. Juni eine Schlacht bot, in der er den Österreichern den durch ihre glänzende Tapferkeit schon gewonnenen Sieg wieder entriß.

Die Schlacht bei Marengo können französische Berichte nicht glänzend genug darstellen und nur deutsche Darstellungen führen sie auf das rechte Maß zurück. Obgleich die Österreicher kurz zuvor 4000 M. Cavallerie zur Deckung anderer Orte hatten entsenden müssen, in dieser Ebene es aber vorzüglich auf Reiterei ankam, so bewiesen sie doch eine so glänzende Tapferkeit, daß namentlich General Ott Alles vor sich niederwarf, indem er das Corps des Generals Victor, das Corps des Lannes, und darauf sogar die kaiserliche Garde schlug, so daß Bonaparte sich zum erstenmal in offener Feldschlacht zurückzog und seine Truppen sich auflösen sah. Schon hatte sich Melas, der selbst verwundet worden war, mit dem Stab nach Alessandria zurückbegeben, weil er die Schlacht für gewonnen hielt und den Generalen Ott und Zach das Verfolgen der Feinde übertragen hatte. Da erschien

Desaix, der kurz zuvor aus Ägypten zurückgekommen war, mit einer frischen Division und machte einen neuen Angriff. Zwar fiel der wackere Desaix von einer Kugel getroffen, aber General Kellermann (der Sohn) setzte an seiner Stelle den Kampf tapfer fort, und errang mit seiner Handvoll Reiter einen Vortheil; aber da Zach in Gefangenschaft, Melas abgereist und so das ganze im Grunde führerlose österreichische Heer in Verwirrung gerieth, so benützte der Consul den Moment und trieb die Seinen wieder gegen den Feind. Der Angriff war gegen die Brücke über die Bormida gerichtet. Um den Franzosen zuvorzukommen, sprengte ein österreichisches Corps von 8000 Reitern im Sturm dahin: dieß wurde von den Übrigen für ein Zeichen der Flucht gehalten, und die Verwirrung ward dadurch noch größer. Ott, von der Verfolgung zurückeilend, konnte die Ordnung nicht wieder herstellen, und so gieng die von den Österreichern schon gewonnene Schlacht in zwei Stunden wieder verloren. Also entschied eigentlich bloß Zufall und Glück für Bonaparte. (W. Menzel bemerkt, daß Desaix fast in derselben Stunde erschossen wurde, in der auch Kleber in Kairo von der Mörderkugel getroffen ward. Der Consul ließ dem edlen Desaix ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.)

Warum Melas am andern Tag es nicht wagte, die Schlacht zu erneuern, oder sich wenigstens über den Po in's Toscanische zu werfen, ist noch nicht ermittelt: denn Radetzky, der die Umstände darüber genau kannte, hat in seinem Berichte aus Discretion sie verschwiegen. Melas zog es vor, sich am 16. Juni zur Convention von Alessandria zu verstehen, worin der Consul, dessen Heer selbst viel gelitten hatte, ihm mit allen seinen Truppen freien Abzug hinter die Etsch gewährte und den Österreichern die Festungen Peschiera, Mantua und Borgoforte, auch Ancona und Ferrara überließ, aber Piemont, die Lombardei, Toscana und die römischen Legationen, also das ganze italienische Gebiet wieder zurückerhielt, das er im Frieden von Campo Formio errungen hatte.

Nachdem der Consul in Mailand einem feierlichen Sieges-Tedeum im Dom beigewohnt und dem obenerwähnten, auf Österreich's Betrieb zu Venedig gewählten Papst Pius VII, der eben zur Stuhlbesteigung nach Rom reis'te, durch Murat seine Ehrerbietung hatte bezeugen und ihn nach Rom geleiten lassen, übergab er das Ober-Commando in Italien dem Massena, ernannte den Suchet zum Commandanten von Genua und eilte über Turin und Lyon nach Paris zurück, wo ihn, wie einen Triumphator, der Siegesjubel auf den Händen trug.

Da auch Moreau in Deutschland auf die Kunde von der Schlacht bei Marengo und ihren Folgen den Angriff erneuert und den Marschall Kray durch eine Umgehung gezwungen hatte, sich hinter den Inn zurückzuziehen, so schloß Österreich den Waffenstillstand zu Parsdorf (den 15. Juli 1800) und sandte den General St. Julien nach Paris, um über den Frieden zu unterhandeln, während Duroc in Wien dafür thätig war.

Der Consul willigte in einen Präliminarfrieden auf der Grundlage des Friedens von Campo Formio, doch mit der Modification, daß Österreich nicht in Deutschland, sondern in Italien solle entschädigt werden.

Allein während sich die in Luneville eröffneten Friedensverhandlungen in die Länge zogen, schloß **Österreich** auf **Thugut's** Betrieb **mit England eine Übereinkunft**, in der es sich verpflichtete, ohne Englands Zustimmung in keinen definitiven Frieden mit Frankreich zu willigen. Man hatte aber bei den Verwerfungen der Anerbietungen Frankreichs nicht bedacht, daß man noch nicht gerüstet war, und um nun Zeit zu diesen Rüstungen zu gewinnen, erkaufte sich Österreich theuer genug eine **Waffenstillstandsverlängerung** durch Einräumung der Festungen **Ingolstadt, Ulm** und **Philippsburg**!

Alle diese Vortheile der französischen Waffen in Italien und Deutschland dämpften auch in Frankreich die Hoffnungen der Republikaner und Royalisten, welche in des Kaisers Abwesenheit wieder aufgelebt waren. Dennoch beharrten diese Parteien in ihrer gegen den neuen Machtherrscher gerichteten Gesinnung, ja verfielen nur auf um so düsterere Anschläge. Obgleich der **Consul** sich gegen die Royalisten äußerst versöhnlich erwies und besonders dem **alten Adel** die Rückkehr auf alle mögliche Weise erleichterte, so blieben doch viele unter allen Umständen ihren Grundsätzen treu; andere, die, durch seine Milde getäuscht, gehofft hatten, er werde das Königthum für die Bourbonen wieder herstellen, traten wieder ferner, und in Einigen steigerte sich der Haß gegen ihn zu einem Mordversuch, der sich in der Anwendung der sog. **Höllenmaschine** kund gab, aber völlig scheiterte und keine bedeutenden Erfolge nach sich zog.

Die Fäden dieses Attentats hatte eben jener schon genannte Anführer der Chouans, **Georges Cadoudal**, in der Hand, dem es zur Ausführung nicht an **englischem Gelde** gebrach. Als der **Consul** am Weihnachtsabend (1800) in die Opera fuhr, stund ein mit einem Pferd bespannter **Karren** in dem engsten Theile der Straße **St. Nicaise**, durch die er fahren mußte; auf dem Karren war ein mit **Kartätschen gefülltes Pulverfaß** nebst einem Lunten, den einer der Betheiligten, der ehemalige Marineoffizier **St. Réjant**, in dem Augenblick anzündete, als der Consul daher fuhr. Allein des Consuls Kutscher, der etwas betrunken war, fuhr zufällig so rasch, daß der Wagen schon um die Straßenecke hinum war, als die **Maschine** sammt dem Karren, dem Pferd und dem Kinde, dem man grausamer Weise das Pferd am Zügel zu halten gegeben hatte, **in die Luft flog**, die nächsten Häuser zerschmetterte, 22 Menschen tödtete, 46 verwundete, während des Consuls Leben wunderbar erhalten wurde. — Da kurz vorher eine Jacobinerverschwörung gegen des Consuls Leben entdeckt worden war, so schrieb man auch dieses Attentat den Jacobinern zu, und von dem dazu errichteten Specialtribunal wurden **130 Jacobiner deportirt** und **einige hingerichtet**. Hintennach entdeckte **Fouché die Verfertiger der Maschine** und zwei derselben (darunter der eigentliche Erfinder derselben, Namens **Chevalier**, ein Arbeiter in einer Artilleriewerkstätte) wurden hingerichtet, die deportirten **Jacobiner** aber nichtsdestoweniger **nicht begnadigt**, während des Consuls **Versöhnungspolitik gegen die Royalisten** nach wie **vor sich gleich blieb**.

4. Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland. Moreau's Sieg bei Hohenlinden. Der Friede von Luneville. Friede mit Nordamerika. Vertrag mit Spanien. Friede mit Neapel. Englands Beharren im Kriegszustand. Rußlands norddeutscher Bund mit Dänemark und Schweden. Zerstörung der dänischen Flotte.

Während in Italien die Franzosen unter Brune den Österreichern in der Besetzung von Toscana zuvorkamen, brach auch der Krieg in Deutschland wieder aus, wo Moreau's Heer bisher schwer auf Bayern gelegen war. An die Spitze des ihm entgegenstehenden österreichischen Heeres wurde anstatt des Generals Kray, den sein früheres Glück verlassen hatte, der 18jährige Erzherzog Johann (unter Beigabe des Feldzeugmeisters Baron Lauer) gestellt. Zwar wurde Moreau gleich anfangs bei Ampfing (den 1. Dez. 1800) zurückgedrängt; aber schon zwei Tage darauf (den 3. Dez.) brachte derselbe durch einen Hinterhalt den Österreichern in der Schlacht bei Hohenlinden eine so furchtbare Niederlage bei, daß die Trümmer des Heeres hinter die Enns gesprengt wurden. (Die Österreicher verloren 4656 Todte, 7195 Gefangene und 50 Geschütze.)

Zu spät wurde nun der erfahrene Erzherzog Karl wieder zum Oberbefehl berufen. Er brach fast in Thränen aus, als er seine einst so schöne und siegreiche Armee in so heruntergekommenem Zustande sah. Es war nichts zu machen: man mußte wieder — in Deutschland wie in Italien — um einen Waffenstillstand ansuchen und ihn in der Convention von Speyer durch die Einräumung der Festungen Braunau, Kufstein, Würzburg, Peschiera, Verona, Ferrara, Ancona und Mantua erkaufen!

Nun erst kam es zu ernsten Friedensverhandlungen und am 9. Febr. 1801 kam der Friede von Luneville zu Stande.

In diesem Frieden erhielt Österreich in Italien nur das venetianische Gebiet bis an die Etsch und dazu die Bisthümer Trident und Brixen, mußte aber in Italien auf die Lombardei, auf Toscana, das mit Elba an den Herzog Ludwig von Parma — und auf Modena, das an die cisalpinische Republik fiel, verzichten; in Deutschland mußte es den Breisgau an den Herzog von Modena —, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau an den Herzog von Toscana abtreten, der auch noch mit Eichstädt entschädigt werden sollte.

Belgien und das linke Rheinufer behielt Frankreich; die Festungen auf dem rechten Rheinufer wurden geschleift. Die deutschen Reichsfürsten sollten für ihre auf dem linken Rheinufer verlorenen Länder durch Säcularisationen entschädigt werden. Das deutsche Reich wurde dabei nicht gefragt. — Die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik wurden als unabhängige Staaten anerkannt.

Solch ein klägliches Ende für Deutschland nahm der zweite Krieg Österreichs gegen Frankreich, dessen Consularregierung durch diesen Frieden erst recht befestigt wurde.

Um der Welt, wie er versprochen, den Frieden zu geben, schloß oder vermittelte Consul Bonaparte Friedensverträge mit verschiedenen Mächten. Mit Nordamerika, dem das Directorium so kopflos den Krieg angekündigt hatte, schloß er am 30. Sept. 1800 den Frieden zu Morfontaine, in welchem die Freiheit der neutralen Schiffe anerkannt wurde. — In einem Vertrag mit Spanien zu Ildefonso v. 1. Oct. erhielt Frankreich Louisiana und überließ dagegen dem Schwiegersohne des Königs von Spanien, dem Herzog von Parma, Toscana unter dem Namen eines Königreichs Etrurien. Als sodann Spanien nach einem kurzen Kriege mit Portugal am 6. Jan. 1801 den Frieden von Badajoz schloß, bestätigte ihn Bonaparte gegen Abtretung eines Stückes von Guiana und Zahlung von 20 Mill. an Frankreich, so wie gegen das Versprechen Portugals, den Engländern seine Häfen zu versperren.

Mit Neapel schloß er auf russische Vermittlung zuerst den Waffenstillstand von Foligno, der am 28. März 1801 in den Frieden von Florenz übergieng, worin sich der neapolitanische Hof zur Aufnahme französischer Besatzungen in dreien seiner Häfen und zur Verschließung seiner Häfen für englische Schiffe verpflichten und außerdem Piombino und Elba an Toscana abtreten mußte.

Nur England sträubte sich gegen einen Frieden: es hatte bisher mit seinem Eifer für die Wiederherstellung des bourbonischen Königthums nur seinen Egoismus bedeckt, mit dem es seine Handelsmacht auf Kosten Frankreichs und der mit Frankreich verbündeten Staaten, ja selbst auf Kosten seiner eigenen Bundesgenossen zu vergrößern bedacht war.

Nicht nur hatte England, wie schon erwähnt, den Franzosen, wie auch den Holländern, Spaniern und Neapolitanern ihre Flotten theils zerstört, theils geraubt, es trachtete nun auch darnach, die Seemacht der Dänen und Schweden zu schwächen. Die Engländer fiengen nämlich an, alle Handelsschiffe mit neutralen Flaggen zu untersuchen und, wenn sie Waffen oder Vorräthe für Frankreich darauf fanden, dieselben wegzunehmen. Dieß zu verhindern, geleiteten nun die Dänen und Schweden ihre Handelsschiffe mit Kriegsschiffen. Aber auch diese Kriegsschiffe unterwarfen die Engländer einer Untersuchung und beschimpften dabei deren Flaggen auf eine vergewaltigende Weise. Als sich hierauf Dänemark darüber beschwerte, fuhr eine englische Flotte durch den Sund vor Kopenhagen und erzwang sich (den 25. Aug. 1800) von den Dänen das Versprechen, ihre Kauffahrteischiffe nicht mehr mit Kriegsschiffen begleiten zu wollen und sich jede Untersuchung gefallen zu lassen.

Dieses Benehmen der Engländer gegen die dänischen Schiffe führt Niebuhr im 2. Band s. Gesch. d. Revolution auf die Erbitterung zurück, welche die Engländer gegen

die Dänen empfanden, weil diese (nach dem Tode des edlen Ministers v. Bernstorf d. Ä.) zum Nachtheil des englischen Handels den gleichen Handelskunstgriff anwandten, durch welchen die Holländer ihren Handel unter sogenannter neutraler Flagge zu heben suchten, und dabei ein wahres System des Meineids entwickelten. Dieses bestand darin: „Die kleinen holländischen Capitäne verkauften scheinbar ihre Schiffe an andere Nationen und fuhren nun unter fremder Flagge. Der neue Eigenthümer mußte nun einen Eid ablegen, daß das Schiff sein sei, um für die Holländer die Seepässe ꝛc. zu bekommen. Viele giengen nach Ostfriesland und Oldenburg, nahmen zum Schein das Bürgerrecht in einer fremden Stadt, kauften dort ein Haus und trieben von da aus ihr Geschäft. Namentlich wurde in Altona und auch — in Kopenhagen der schändlichste Betrug verübt. So hatte ein Bäcker in Altona, der den Meineid als Gewerbe trieb, 200 Schiffe. Die Obrigkeit wußte es, daß er nur Meineide schwöre und gab ihm doch die Pässe. Sie begünstigte dieses Gewerbe, weil sie von dem Verkauf der Schiffe große Stempelgebühren ꝛc. einnahm und von den Frachten große Abgaben bezog." — — Holländer und Dänen machten auf diese Weise Unternehmungen nach Ostindien, Batavia, Manilla; man trieb sonach unter neutraler Flagge die schwunghaftesten „Geschäfte zum Nachtheil der englisch-ostindischen Compagnie, welche den englischen Unterthanen untersagt waren."

Empört über diese Anmaßungen Englands, schloß Kaiser Paul, zumal ihm von den Engländern kurz zuvor Malta, das ihm Bonaparte eingeräumt hatte, weggenommen worden war, mit Dänemark und Schweden zur Wahrung des Rechts der Neutralen zur See im Nov. 1800 den nordischen Bund, dem sich auch das von England beleidigte Preußen im Febr. 1801 anschloß. Der Consul Bonaparte hatte nämlich, als er von dieser veränderten Stellung Rußlands gegen England vernahm, sogleich den Kaiser Paul durch die großmüthige Entlassung von 8000 russischen Kriegsgefangenen für Frankreich zu gewinnen gesucht, und sich erboten, bei den künftigen Friedensbedingungen den Malteserorden herzustellen und die Großmeisterwürde anzuerkennen. Darüber erfreut, ließ sich Kaiser Paul durch seinen Berliner Gesandten, Herrn von Krüdener, zu Unterhandlungen mit dem Consul herbei, legte in den russischen Häfen Beschlag auf die englischen Fahrzeuge und brachte den obenerwähnten nordischen Bund zu Stande. Auch Frankreich schloß sich diesem System der bewaffneten Neutralität an, — und im März 1801 besetzten Preußen und Dänen die Mündungen der Ems, Weser und Elbe nebst Hamburg und Lübeck, ja preußische Truppen rückten in das Hannöverische ein.

Um einer etwaigen Vereinigung der verbündeten Flotten zuvorzukommen, fuhr, ungeachtet noch kein Krieg erklärt worden war, die englische Flotte unter Admiral Parker abermals durch den Sund, drang unter Nelson am 30. März 1801 in den Hafen von Kopenhagen und — zerstörte am 2. April in einer vierstündigen Schlacht fast die ganze dänische Flotte, worauf die Dänen um einen Waffenstillstand nachsuchten, den ihnen Nelson zuletzt auf 100 Tage gewährte.

5. Verschwörung in Rußland. Tod des Kaisers Paul. Kaiser Alexander. Bonaparte's Annäherung an Rußland. Rüstung zur Landung in England. Der Friede von Amiens. Friede mit der Türkei.

Während der darauffolgenden Unterhandlungen, in welchen Dänemark sich vom nordischen Bund loszusagen gedrängt wurde, verbreitete sich die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers Paul, der den Engländern nicht gelegener hätte kommen können. Ja ihre Erscheinung vor Kopenhagen stand nach neuern Aufklärungen in einem gewissen Zusammenhang mit dieser dunkeln Begebenheit, da dem englischen Cabinet auf diplomatischem Wege wenigstens im Allgemeinen die Kenntniß von einer Verschwörung und einer bevorstehenden Thronveränderung zugekommen war, welche am 24. März 1801 eintrat.

Es war nämlich theils durch den plötzlichen Wechsel des Kriegsglücks und die von seinen Verbündeten (England und Österreich) erfahrenen Täuschungen, theils durch persönliche Eigenheiten und andere Einflüsse die natürliche Heftigkeit Kaiser Pauls bis zu einem so hohen Grade gesteigert worden, daß die Opfer der krankhaften Ausbrüche seines Unwillens, welche er ohne Rücksicht auf Stand oder Rang bald zur Verbannung nach Sibirien, bald zu entehrenden Strafen verurtheilte, immer zahlreicher wurden, und daß selbst Männer, die seine Gunst genoßen, wie Graf Pahlen (damals Gouverneur von Petersburg), General Bennigsen, Kutaisow, welchen er von dem niedern Rang eines Kammerdieners zum Grafen und Minister erhoben hatte ꝛc. in beständiger Gefahr schwebten. Deßhalb verbreitete sich um ihn herum eine solche Furcht und Unsicherheit, daß sich viele Tausende von Russen aus St. Petersburg entfernten, um der unberechenbaren Gefahr jener Zornausbrüche des Kaisers zu entgehen. — Zu gleicher Zeit wendete sich das öffentliche Vertrauen immer mehr dem Großfürsten-Thronfolger Alexander zu, dessen einnehmende Persönlichkeit, hochherzige Gesinnung, edle Anlagen, verbunden mit gründlicher Bildung, treffendem Urtheil und großer Güte, ihm alle Herzen gewannen.

Da nun der krankhafte Zustand des Czars der Ruhe des Landes Gefahr und zugleich sein dadurch alterirtes Verhalten gegen das Ausland nachtheilige Verwicklungen (z. B. einen Krieg mit England) herbeizuführen drohte, so entstand unter einigen Großen des Reiches in Verbindung mit dem englischen Gesandten Whitworth eine Verschwörung, welche den Zweck hatte, den Kaiser zur Abdankung zu Gunsten des Thronfolgers zu veranlassen. Allein als sie in der Nacht des 23. März 1801 ihm die Aufforderung dazu vorlegten, war er darüber so entrüstet, daß er den Degen zog und im darauf folgenden Handgemenge auf seinem Zimmer den Tod fand. Noch in derselben Nacht wurde Alexander I. zum Kaiser ausgerufen und ohne Widerrede von den Großen anerkannt. Der junge mildgesinnte Czar entfernte zunächst die Ver-

schworenen aus seiner Nähe und richtete sein Hauptaugenmerk, gestützt auf die Offiziere der Armee und auf die Erfahrung besonnener Rathgeber, auf die Verbesserung der Gesetze und auf das Wohl des Landes. Er hob das Embargo auf die englischen Schiffe auf und trat aus dem nordischen Bund, welcher mit England einen den russischen Handelsinteressen nachtheiligen Conflict herbeizuführen drohte.

Damit nun Rußland nicht etwa ein Bündniß mit England eingehen möchte, sandte Consul Bonaparte seinen Liebling Duroc, der allenthalben die Herzen zu gewinnen pflegte, nach Petersburg und brachte bedeutende Opfer, um den jungen Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Er räumte ihm, als dem Verwandten einiger bei der „Rheinentschädigung" betheiligten Fürsten, das Recht ein, mit Frankreich gemeinschaftlich diese Angelegenheit zu ordnen, und versprach, diese Fürsten dabei zu begünstigen; desgleichen willigte er in die Unabhängigkeit Neapels und in die Freiheit der jonischen Inseln. Dennoch kam am 17. Jun. 1801 ein Vertrag mit England zu Stande, in Folge dessen Rußland der bewaffneten Neutralität zum zweitenmal entsagte, Schweden und Dänemark aber alsdann genöthigt waren, den Forderungen Englands nachzugeben.

Hierauf machte der Consul ungeheure Rüstungen in Boulogne zu einer Landung in England. Zweimal suchte Nelson diese Vorbereitungen zu zerstören, aber die französischen Batterien wiesen ihn mit solchem Erfolg zurück, daß die Friedenspartei in England, aus Furcht vor einer französischen Landung und gedrängt durch die Klagen des Volks über den Druck der Theurung, nach dem Rücktritt Pitt's durch das neue Ministerium Addington den Frieden von Amiens unterhandelte, der am 25. März 1802 geschlossen wurde.

In diesem Frieden gab England seine Eroberungen, mit Ausnahme der ehemals holländischen Insel Ceylon und der vormals spanischen Insel St. Trinidad, heraus, versprach Malta dem Orden zurückzugeben und erkannte die Freiheit der jonischen Inseln an. — Dagegen sollte Ägypten an die Pforte zurückgegeben werden, und Frankreich versprach seine Truppen aus dem Kirchenstaat und aus Neapel zurückzuziehen, Portugals Selbständigkeit anzuerkennen und für eine Entschädigung des Erbstatthalters von Holland zu sorgen. — (Der mit der Pforte schon am 9. Oct. 1801 geschlossene Friede wurde nun am 25. Jun. 1802 vollzogen.)

Eine Folge des Friedens von Amiens war, daß auch Preußen das als Mitglied des nordischen Bundes Hannover besetzt hatte, dieses Land wieder räumen mußte.

6. Des Consuls Thätigkeit im Innern. Concordat mit dem Papste. Reinigung der drei Staatsorgane. Napoleon Bonaparte lebenslänglicher Consul. Die Ehrenlegion.

Daß es dem Consul mit seiner Friedenspolitik, in dieser Periode wenigstens, Ernst war, suchte er auch durch verschiedene Anordnungen und Bestrebungen im Innern Frankreichs darzuthun, die zum Theil auf das materielle und geistige Wohl des Volkes gerichtet waren, aber alle zugleich als Mittel zur Befestigung seiner Dynastie dienten. Selbst die Religion benützte seine Politik als Werkzeug zur Herstellung der Ordnung und Ruhe und zur Befestigung seiner Macht.

So wie er gleich anfangs dem französischen Volke wieder seine christkatholische Kirche und deren Priester zurückgegeben hatte, so suchte er nun auch das Band dieser Kirche mit dem päpstlichen Stuhle herzustellen und die Unterhandlungen mit dem neuen Kirchenoberhaupte durch ein Nationalconcilium von 60 constitutionellen Bischöffen zu fördern, welche dem Papste erklärten, den constitutionellen Eid nur darum geleistet zu haben, damit „die Heerden nicht ohne Hirten" seien. Der Papst Pius VII, ein milder, nachgebender Character, zeigte sich geneigt, forderte aber von dem Consul die Zurückgabe der dem Kirchenstaat entrissenen Legationen Bologna und Ferrara. Dazu verstund sich aber Bonaparte nicht. Doch kam es endlich durch die Bemühungen des Cardinals Consalvi am 15. Juli 1801 zu einem Concordat, das am 8. Apr. 1802 verkündigt wurde.

Die Hauptbestimmungen dieses Concordats waren folgende: die römisch-katholische Religion wurde als „Religion der Mehrheit der Franzosen" (also nicht zur Staatsreligion) erklärt; alle päpstlichen Verordnungen sollten nur mit Staatsgenehmigung zur Geltung kommen. Frankreich erhielt eine neue kirchliche Eintheilung in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer. Die bisherigen Bischöffe, die vertriebenen sowohl als die nicht geweihten, mußten resigniren; die neuernannten Bischöffe, so wie die Pfarrer (deren Ernennung den Bischöffen überlassen wurde) bekamen Besoldung vom Staate, der die Kirchengüter behalten durfte. (Bonaparte's Oheim, der Abbate Fesch, damaliger Erzbischoff von Lyon, wurde Cardinal.) Den Verkauf der Kirchengüter erkannte zwar der Staat nicht an, versprach aber die Käufer in ihrem Besitz nicht anzufechten. Die Sonntagsfeier wurde hergestellt, bald darauf auch der republikanische Kalender wieder mit dem christlichen vertauscht. — (Um das vergessene Christenthum dem Bewußtsein der Gebildeten wieder näher zu bringen, schrieb der damals noch im Exil zu London lebende Vicomte von Chateaubriand [ein Neffe des Herrn von Malesherbes] seine Schrift: Génie du Christianisme, der man wenigstens das Verdienst zugestehen kann, das von den höhern Klassen in Frankreich verspottete Christenthum bei Vielen wieder zu äußern Ehren gebracht zu haben. Den Meisten blieb es noch lange ein Spott, wiewohl sie denselben nicht so frech äußern durften.)

Da ihm das Tribunat, als der einzige Körper, worin sich auf dem Rednerstuhl noch eine Opposition geltend zu machen suchte, die Vorlage eines Code civil (bürgerlichen Gesetzbuches) verworfen hatte, so nahm er am 13. März 1802 eine „Elimination" oder Reinigung der drei Staatsorgane vor, indem er alle diejenigen Mitglieder, die seinen Absichten hinderlich sein konnten, ausschied und mit gefügigeren ersetzte:

denn da in der Verfassung über die Art der Ausscheidung nichts bestimmt war, so erschien diese Manipulation nicht als eine Verfassungswidrigkeit.

Von Bonaparte's Verdiensten um die Schöpfung des oberwähnten bürgerlichen Gesetzbuchs spricht Graf Miot in seinen Denkwürdigkeiten mit großer Achtung: „Selten fehlt er an den Donnerstagen, wo man die Artikel berieth, und oft genug setzte er seine Räthe in Erstaunen durch die klaren und überraschenden Ansichten in einer ihm doch fremden wissenschaftlichen Welt. „Auch war die Zeit (bemerkt Miot) dem großen Werke sehr günstig. Hätte man die Aufgabe früher unternommen, so würde das Gesetzbuch den Stempel der revolutionären Ideen empfangen haben, und wäre man später zur Arbeit geschritten, so hätte Napoleon seine mehr und mehr erwachenden Liebhabereien für das alte feudale Frankreich in das neue Recht hineingeschwärzt."

Eben diese eliminirten Collegien ließen sich das Concordat mit dem Papste leichter gefallen. In ihnen wurde nun aus Veranlassung des Friedens von Amiens für den ersten Consul eine Belohnung und die Verlängerung seiner Consularwürde beantragt. Den letztern Antrag aber wies er klüglich mit dem Bemerken zurück, daß hierüber das Volk entscheiden müsse, von dem er seine Gewalt habe. Seine Anhänger veranlaßten hierauf den Senat zu der Anfrage an das Volk, ob der erste Consul seine Würde lebenslänglich behalten solle?

Da 3,577,885 gegen 9626 den Antrag bejahten, so wurde am 5. Aug. 1802 die neue Verfassung proclamirt, die er zum Zweck einer monarchischeren Concentration hatte ausarbeiten lassen.

Zwar wurde dabei dem Volke wieder ein größerer Antheil an dem Wahlen zugestanden, indem die Urwähler die Wahlcollegien ernennen durften, aus deren Wahlcandidaten der Senat dann die ihm passend dünkenden in das Tribunat und in die Legislatur zu wählen hatte; aber da die Zahl der Mitglieder der drei Staatsorgane (die des Tribunats auf 60) vermindert und die Sitzungen des Tribunats fortan geheim gehalten wurden, so erhielt dadurch die Volksrepräsentation dennoch eine wesentliche Beschränkung. Die Vorrechte des Senats wurden noch dadurch vermehrt, daß ihm auch die Interpretation und die Ergänzung der Gesetze übertragen wurde. Er durfte sich aber nur auf eine Berufung vom ersten Consul versammeln. Die Senatoren erhielten außer ihren hohen Gehalten große Dotationen von Landgütern. — Zu den Attributen dieses nunmehr mit erhöhter Macht ausgestatteten Consuls gehörte auch noch das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, das Recht der Begnadigung und der Verleihung des Ordens der Ehrenlegion. Auch erhielt er eine Leibgarde und eine aus den erlesensten Kriegern des ganzen Heeres bestehende Consulargarde von 8000 Mann.

Seit dieser erneuten Constitution unterschrieb sich der Consul mit dem Namen „Napoleon Bonaparte." Denn er hatte bei Gelegenheit des Concordats den Namen Napoleon durch den Papst in die Reihe der Kalenderheiligen setzen lassen und bestimmte den 15. August, als den Namenstag desselben, zum jährlich zu feiernden Nationalfest.

Das ihm ertheilte Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, erweckte in seinen Brüdern Joseph und Ludwig die Hoffnung, daß die Nachfolge ihnen werde zu Theil werden. Aber Napoleon hatte eine entschiedene Abneigung, denselben die Nachfolge zu gewähren, vielmehr schien er dieselbe (nach Miot's Angabe) lieber dem Sohne Ludwigs und der Hortense Beauharnais, durch Adoption zuwenden zu wollen. Um so leidenschaftlicher bestand besonders Joseph darauf, daß ihm einst diese Macht nicht entgehe. Die Zerwürfnisse der drei Brüder in Bezug auf die Anordnung der Nachfolge dauerten lange fort.

Der von ihm am 19. Mai 1802 gestiftete Orden der Ehrenlegion war für alle Arten von Verdienst bestimmt und hatte eine militärische Einrichtung. Er war ursprünglich für 6000 Ehrenlegionärs mit 450 Offizieren, 300 Commandeurs und 105 Großoffizieren berechnet. Der Offizier bezog 250 Fr., der Commandeur 2000 Fr., der Großoffizier 5000 Fr. Sold. Da dieser Orden dem Grundsatz der republikanischen Freiheit und Gleichheit zu widersprechen schien, gieng der Antrag auf seine Gründung in den drei Staatskörpern, besonders im Tribunat, nur mit einer geringen Mehrheit durch, und streng Republikanischgesinnte schämten sich anfangs, ihn anzunehmen oder zu tragen. Allein der Consul meinte, die Franzosen seien trotz der Revolution noch immer den alten Galliern gleich, nämlich eitel und für Ehre stark empfänglich: sie würden sich also wohl bald darein finden, und siehe, in Kurzem war das Ehrenlegionskreuz — dieses „Spielzeug der Monarchie," wie es Berlier, einer der Opponenten im Staatsrath, genannt hatte — die begehrteste Auszeichnung. „Die Soldaten, die hier dieselbe Auszeichnung erhalten konnten, wie ihre Offiziere, glühten mit neuem Eifer, und wenige merkten, daß hier unbemerkt ihnen, statt der ehemaligen Liebe zur Freiheit, die Begierde nach Ruhm und Auszeichnung unterschoben wurde."

Mit der neuen hohen Stellung verband er nun auch einen gegen den ehemaligen Republikanismus sehr abstechenden Hofprunk, der zeigen sollte, daß der Consul in keiner Beziehung den höchsten Monarchen nachstehe. So wurden die königlichen Schlösser wieder fürstlich ausgestattet, ein Hofstaat, Hoftheater, Hofcapelle eingerichtet, Palastpräfecte angestellt, eine strenge Etikette eingeführt, welche gewissermaßen den Abgang anerzogener feiner Formen verdecken mußte. Nur an einem Hofadel fehlte es noch, und consequent hielt sich der Adel des alten Regime's, die Familien der Faubourg St. Germain, von dem neuen Hofe fern.

Napoleon selbst trug bei feierlichen Gelegenheiten als Consularkleidung „ein langes weites scharlachrothes Sammetkleid mit reicher Goldstickerei, weißatlassene goldgestickte Weste mit langen Schößen, weiße Unterkleider mit goldgestickten Kniegürteln, dazu lange und breite Spitzenmanchetten, einen eben solchen Jabot, Schuhe mit breiten goldnen Schnallen, einen kleinen Degen und einen großen dreieckigen Hut in der Hand oder unter dem Arme."

7. Friedenswerke des Consuls. Weitere Ausdehnung der französischen Usurpation. Einverleibung Piemonts. Italienische Republik. Mediationsacte der Schweiz. Gescheiterte Expedition nach St. Domingo. Verkauf von Louisiana.

Nicht zu verkennen war des Consuls Bestreben, durch nützliche Friedenswerke den Ruhm seiner Regierung zu erhöhen. Nicht nur fuhr er zur Hebung des Credits und des Wohlstandes fort, den Handel durch Anlegung von neuen Kanälen und Straßen, unter welchen letztern die Simplonstraße eines der großartigsten Werke ist, so wie auch die Industrie durch Unterstützung von Fabriken zu fördern, sondern er ließ sich auch die Pflege der Künste und Wissenschaften durch Errichtung des großen französischen Instituts und die Auszeichnung bedeutender Künstler und Gelehrten angelegen sein. Das klare und einfache Civilgesetzbuch, das seinen Namen trägt, hat allein schon einen nicht geringen Theil an seinem Ruhm.

Da jeder Krieg das Errungene wieder in Frage stellen und ihn von der Höhe seines Glücks und Ruhms stürzen konnte, so mochte er zuweilen selbst erkennen, daß ein langer Friede das Zuträglichste für Frankreich wäre. Allein eben sowohl sein Ehrgeiz, als auch die aus seinen bisherigen Usurpationen entstandene Nothwendigkeit, sich im Besitz des mit Unrecht Erworbenen durch neues Unrecht zu erhalten, riß ihn zu weiterer Ausdehnung seiner Gewaltherrschaft fort, welche sich in die Länge gefallen zu lassen den Kräftigeren unter den von ihm Benachtheiligten ebenfalls nicht zugemuthet werden konnte.

So hatte er gleich nach dem Tode des Czars Paul das Königreich Piemont, worin Menou „wie ein Pascha" hauste, auf eine arglistige Weise seinem rechtmäßigen Besitzer Karl Emanuel, der zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel entsagte, dem französischen Reiche einzuverleiben befohlen und diese Einverleibung wurde im darauffolgenden Jahre vollzogen. Eben so veranlaßte er nun durch Verheißungen und Drohungen eine Versammlung der Häupter der cisalpinischen Republik zu Lyon, ließ sich am 26. Januar 1802 zum Präsidenten derselben erwählen und bereitete dadurch, so wie durch die Umwandlung des Namens der cisalpinischen Republik in den einer italienischen die künftige weitere Ausdehnung seiner Herrschaft in Italien vor.

Nicht minder nährte er in der Schweiz den Parteizwist der Centralisten und Föderalisten, um der helvetischen Republik erklären zu können, daß sie unfähig sei, sich selbst zu regieren. Denn die Bestrebungen des Altschweizers Alexis Reding nach einer wahrhaften Neutralität der Schweiz waren nicht nach seinem Sinn. Der Consul ließ daher unvermuthet den General Ney mit 30,000 M. in die Schweiz einrücken, berief als Schiedsrichter die Parteihäupter und Cantonalabgeordneten zu einem Schweizercongreß nach — Paris und beschenkte sie durch die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 mit einer neuen Verfassung, in welcher die centrale Regierungsform wieder in eine föderative mit einer Tagsatzung verwandelt und die Rechtsgleichheit der Cantone unter sich, so wie der Grundsatz des allgemeinen Niederlassungsrechts festgesetzt wurde. Durch einen besondern Allianzvertrag vom 27. Sept. wurde sodann die Schweiz mit ihren 19 abgesonderten Cantonen gewissermaßen unter die Protection Frankreichs gestellt und zu einem Kriegscontingent von 18,000 M. verpflichtet.

Zwar bekamen bei jener Verfassung in den ehemals aristokratischen Cantonen die früher regierenden Geschlechter wieder mehr Einfluß, doch wurde derselbe dadurch beschränkt, daß sich der Antheil an der Regierung nach einem bestimmten Quantum des Einkommens vom Landbesitz bemaß. Zu den vierzehn vorigen Cantonen kamen noch fünf neue hinzu, nämlich Aargau, Turgau, Waadt, Graubündten und Tessin. (Das Walliserland wurde zu Frankreich geschlagen.) Die Abge-

ordneten zur Tagsatzung wurden nicht nach Cantonen gewählt, sondern nach der Einwohnerzahl, indem auf 100,000 Seelen ein Abgeordneter gerechnet wurde.

In dieser Zeit scheiterte Bonaparte's Expedition zur Wiedereroberung von St. Domingo. Schon vor dem Frieden von Amiens hatte der Consul, um sich für Ägypten zu entschädigen, eine wohlausgerüstete Flotte unter seinem Schwager Leclerc nach dieser Insel gesendet, deren spanischen Antheil er sich, wie schon erwähnt, von Spanien hatte abtreten lassen. An der Spitze der dortigen schwarzen Republik stand Toussaint Louverture, der früher jenen spanischen Antheil in seine Gewalt gebracht, auch von Bonaparte den Titel Obergeneral erhalten, aber zugleich sich von den Negern zum lebenslänglichen Statthalter hatte ernennen lassen. Da er der Aufforderung Leclerc's zur Anerkennung der französischen Oberhoheit nicht Folge leistete, so entstund ein Kampf, der indeß mit der allmählichen Unterwerfung der Neger endete und selbst Toussaint ließ sich zum Rücktritt bewegen. Als er aber einen Versuch zur Wiedererhebung machte, nahm ihn Leclerc mit List gefangen und sandte ihn nach Frankreich, wo er im Gefängniß starb.

Anstatt sich nun auf des Consuls Weisung auf die Mulatten zu stützen und diese vor den Negern zu begünstigen, that Leclerc das Umgekehrte, ordnete die Neger in Regimenter und machte ihre Häuptlinge zu Offizieren. Als dann im Frieden zu Amiens die von den Engländern eroberten Colonieen wieder an Frankreich zurückfielen und dieses in denselben die Negersclaverei, die von den Engländern aufgehoben worden war, wieder zurückführte, ergriff die Neger auf St. Domingo die Furcht, auch wieder zu Sclaven gemacht zu werden: sie kehrten daher unter ihren Häuptern Petion, Christoph, Dessalines u. A. die ihnen von Leclerc in die Hand gegebenen Waffen gegen die Franzosen und vertilgten sie in einem furchtbaren Aufstand unter Beiwirkung des gelben Fiebers, an dem auch Leclerc starb, so wie nachher unter Beihülfe der Engländer, die nach wieder ausgebrochenem Kriege mit Frankreich den letzten Rest der Franzosen unter Rochambeau, dem die Neger freien Abzug gewährt hatten, den 1. Dez. 1803 zur See auffiengen und nach England brachten. — Da Napoleon erkannte, daß Westindien und Amerika für die Ausdehnung seiner Herrschaft kein rechter Boden sei, so verkaufte er Louisiana für 60 Mill. an die vereinigten Staaten.

8. Rheinentschädigungsverhandlungen. Der Reichsdeputationshauptschluß.

Bereits seit dem 2. Oct. 1801 waren die zu Rastatt abgebrochenen Verhandlungen mit dem deutschen Reiche über die im Luneviller Frieden versprochenen Entschädigungen für die am Rhein benachtheiligten deutschen Fürsten wieder aufgenommen worden. Der Hauptschiedsrichter in dieser Angelegenheit blieb Bonaparte, der nur die Stimme Rußlands noch zuließ, weil er sich dadurch den jungen Czar gewinnen wollte. Österreich wurde als Partei behandelt und der deutsche Kaiser als Reichshaupt nicht gefragt; ja er mußte, um für sein Österreich zur hinlänglichen Entschädigung zu gelangen, zu den gröbsten Ungerechtigkeiten Frankreichs (z. B. zur Einziehung Parma's) schweigen.

Die Entschädigungen geschahen auf Kosten der geistlichen Stände, und da jeder von den zu entschädigenden Fürsten bevorzugt sein wollte, so kam man darin überein, auch die Mehrzahl der Reichsstädte zur Vertheilung zu bringen, und diesen half keine Berufung auf Kaiser

und Reich, da das Reichshaupt seine eigenen gegründeten Ansprüche auf Entschädigung für sein Österreich nach Wunsch durchzuführen selbst kaum absah.

Daß die Entschädigungen auf Kosten der geistlichen Stände und ihres ganzen Territoriums geschehen sollten, wurde bei folgender Gelegenheit offenbar. Nachdem der Erzherzog Maximilian als Kurfürst von Köln und Fürstbischoff von Münster gestorben war, ließen Frankreich und Preußen das dortige Domkapitel ermahnen, zu keiner neuen Wahl zu schreiten, und als das Kapitel dennoch den Erzherzog Anton wählte, so protestirte Preußen dagegen. Dieß Verfahren Preußens mißbilligte nun zwar der Kaiser offen, hielt aber, um das Entschädigungsgeschäft nicht zu stören, den Erzherzog Anton von der Übernahme jener beiden Fürstenthümer zurück. Hierauf kamen Österreich und Preußen (im Oct. 1801) überein, daß in der Entschädigungssache „eine Reichsdeputation mit unbeschränkter Vollmacht, aber zugleich mit der ausdrücklichen Weisung aufgestellt werden solle, daß bei den Säcularisationen die Verfassung des Reichs unangetastet bleiben müsse.

Diese auf den Grund eines Reichsgutachtens vom Kaiser bestätigte Reichsdeputation bestund aus dem Kurfürsten von Mainz, dem König von Böhmen, den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Pfalzbayern, dem Hoch- und Deutschmeister, dem Herzog von Württemberg und dem Landgraf von Hessen-Cassel, und trat am 7. Nov. 1801 zusammen.

Das Bemühen des Kaisers, eine gerechte Basis für die Entschädigungen zu finden, wurde aber dadurch zur Unmöglichkeit, daß mehrere der zu entschädigenden Stände mit der französischen Regierung in so nahem Verhältnisse standen, daß sie in ihren Forderungen durch die mächtige Intervention derselben unterstützt wurden, daß folglich die Entschädigung für die von Frankreich begünstigten mächtigeren Stände gewissermaßen den Charakter einer eroberten Beute annahm. Denn Frankreich wollte offenbar die Macht mancher Reichsfürsten in der Absicht stärken, um die Macht des Kaisers noch mehr zu schwächen und Deutschland im Areopag der europäischen Mächte zur Null zu machen.

Da Preußen bei der Sache mit Österreich das gleiche Interesse hatte (nur daß dieses für beide auf der entgegengesetzten Seite lag), Rußland aber für Württemberg und Baden, Frankreich für Bayern und Nassau-Oranien eintrat, so zeigte sich's bald, daß der Kaiser für sein Österreich bei Weitem nicht Alles erreichen konnte, was er gedachte hatte beanspruchen zu können.

Die Vorwucht, welche Frankreich hierin hatte, wurde durch die Schuld der meisten deutschen Regierungen vermehrt, welche, ohne die Ermittelung der Reichsdeputation zu erwarten, schmählicher Weise die Entscheidung in Paris suchten, wo die Gesandten aller Staaten und Städte mit ihren Anforderungen den ersten Consul wahrhaft umlagerten. Um sich derselben daher desto leichter zu entledigen, schloß der Consul durch Talleyrand und den Elsäßer Matthieu (seinen Mini-

sterialreferenten in deutschen Angelegenheiten) vorerst mit mehreren Einzelnen geheime Verträge. Zunächst traf er mit Preußen, das sich am 7. März 1802 eiligst den Bestimmungen des Luneviller Friedens angeschlossen hatte, um seine durch den Basler Frieden entstandene Scheidung vom Reiche gleichsam wieder aufzuheben, am 23. Mai eine befriedigende Übereinkunft; sodann verständigte er sich am 24. Aug. desselben Jahrs mit Bayern, das zum Verdrusse Österreichs anstatt verkleinert, vergrößert werden sollte. Darauf suchte er Österreich, so viel er konnte, zu begütigen. Mit Rußland kam er über die württembergischen und badischen Entschädigungen überein. Alle Übrigen mußten sich gefallen lassen, was man ihnen zukommen ließ.

So kam denn allmählich als Ergebniß vieler verwickelten Verhandlungen der merkwürdige Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 zu Stande, durch welchen das deutsche Reich durch fremde Mächte größtentheils aus seinen Fugen gerissen und seiner künftigen völligen Auflösung näher gebracht ward.

Durch diesen Act wurden die meisten reichsunmittelbaren geistlichen Stände und von den weltlichen Ständen die meisten Reichsstädte aus der Reihe der deutschen Staaten gestrichen und von jenen nur drei, von diesen nur sechs belassen.

Die drei belassenen geistlichen Stände waren: der ehemalige Kurfürst von Mainz unter dem Titel Reichskurerzkanzler (v. Dalberg), welcher nur Aschaffenburg, Wetzlar und Regensburg und 350,000 Gulden aus den Rheinzöllen erhielt; — der Großmeister des Johanniterordens und der Großmeister des deutschen Ordens, welche beide mit Pensionen bedacht wurden.

Von den 51 Reichsstädten, welche damals noch existirten, blieben nur sechs: Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M., Bremen, Lübeck und Hamburg.

Von den eingezogenen Reichsgebieten erhielten:

Österreich: die Bisthümer Brixen und Trient; (es hatte wenigstens noch das Bisthum Passau gewünscht und es rasch besetzt, mußte aber auf Frankreichs Einsprache seine Truppen wieder zurückziehen);

der Großherzog Ferdinand von Toscana: Salzburg, Berchtesgaden, den größten Theil des Bisthums Eichstädt, das Bisthum Passau (ohne die Stadt), zusammen 600,000 Einwohner, dazu die Kurwürde, obgleich er keinen Verlust durch den Luneviller Frieden erlitten hatte;

der Herzog von Modena, der auch nichts verloren hatte, erhielt den ehemaligen österreichischen Breisgau mit Ortenau (er lebte aber bis an sein Ende in Venedig von seinen Reichthümern);

Preußen: das Bisthum Hildesheim und einen Theil des Bisthums Münster, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, die Stadt Erfurt mit dem Eichsfeld, und mehrere Abteien, darunter Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, zusammen 235½ Q.M. mit 558,000 Einwohnern und 3,800,000 fl. Einkünften (für einen Verlust von 48 Q.-M. mit 127,000 Unterthanen und 1,400,000 fl. Einkünften);

Bayern: die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt (theilweise), Augsburg (ohne die Stadt), Freising, die Stadt und Festung Passau, neunzehn Reichsstädte (darunter Ulm) und mehrere Abteien (darunter Kempten), zusammen 290 Q.-M. mit 854,000 Einwohnern und 5,607,000 fl. Einkünften (für einen Verlust von 168½ Q.-M. mit 580,000 Einwohnern und 4,250,000 fl. Einkünften);

Württemberg: die Probstei Ellwangen, neun Reichsstädte (darunter Heilbronn, Hall, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil), sieben Abteien und die Kurwürde;

Baden: außer der Kurwürde das Bisthum Constanz und was von den Bisthümern Basel, Straßburg, Speyer auf dem rechten Rheinufer lag, einen Theil der Rheinpfalz auf dem rechten Rheinufer mit Heidelberg und Mannheim, die Herrschaft Lahr, zehn Abteien, sieben Reichsstädte (darunter Offenburg), zusammen 59¾ Q.-M. mit 237,000 Unterthanen und 1,540,000 fl. Einkünften (für einen Verlust von 8 Q.-M. mit 25,500 Einwohnern und 240,000 fl. Einkünften);

Hessen-Darmstadt: Westfalen und mehrere pfälzische und mainzische Ämter, zusammen 100 Q.-M. mit 187,500 Einwohnern und 813,000 fl. Einkünften (für einen Verlust von 13 Q.-M. mit 140,000 Einwohnern und 390,000 fl. Einkünften);

Hessen-Cassel: einen kleinen Theil des Bisthums Mainz und die Kurwürde;

der Erbstatthalter von Holland: die Bisthümer Fulda und Corvey, eine Abtei und die Reichsstadt Dortmund; (das Herzogthum Nassau-Diez, auch die Herzogthümer Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg wurden mit einigen Ämtern vergrößert);

Oldenburg: das Bisthum Lübeck und einige münster'sche und hannöver'sche Ämter;

Hannover: das Bisthum Osnabrück.

Der Herzog von Ahrenberg und die Fürsten von Leiningen und von Löwenstein-Wertheim erhielten auch etliche Ämter.

Aus dieser Umgestaltung hatte das deutsche Reich wohl den Vortheil, daß sich die leidige Kleinstaaterei mit ihrer lähmenden Wirkung auf den Gang der Reichsmaschine verminderte, aber auch den Nachtheil, daß der Schwerpunct seiner Politik nicht mehr in ihm selbst, sondern im Ausland und dessen Einfluß lag, und daß viele Staaten zum Schaden des Ganzen sich dem hingaben, der sie in ihrem neuen Besitz zu schützen vermochte. — Einen besondern Vortheil gewannen die Protestanten, welche durch den Wegfall so vieler katholischer Stände über die Katholiken das Übergewicht bekamen, welches aber bei der damaligen Erstorbenheit des kirchlichen Lebens noch von keinem Belang war.

9. Friedensbruch von Seiten Englands. Die Franzosen in Hannover. Französische Besetzung ausländischer Häfen. Verbot der englischen Waaren. Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Das Lager in Boulogne. Moreau's Verbannung.

Die Vorwucht Frankreichs unter den europäischen Staaten wurde bereits von den meisten schwer empfunden, und es ließ sich voraussehen, daß eine weitere Zunahme desselben früher oder später Kämpfe für die Wiederherstellung des Gleichgewichts herbeiführen würde. Freilich hätte gerade England, das bei der Vertheilung der säcularisirten deutschen Länder in Bezug auf Hannover mit Osnabrück bedacht worden war, obgleich es keine Entschädigung anzusprechen hatte, am wenigsten Ursache gehabt, den kaum begonnenen Weltfrieden zu unterbrechen. Allein das Volk in England kam sich durch den Frieden von Amiens fast gedemüthigt vor, und das von der öffentlichen Meinung abhängige Ministerium gedachte diesem Volksgefühl sowohl, als seiner instinctiven Furcht vor Napoleon Bonaparte's weiterer Machtvergrößerung dadurch Rechnung zu

tragen, daß es die Friedensbedingungen nicht aufrichtig hielt und offenbar einen Vorwand zu baldigem Bruch suchte. So gab es Malta nicht heraus, räumte Ägypten nicht und kränkte den Consul dadurch, das es die Urheber giftiger, ihn und seine Familie beleidigender Schmähschriften auf Andringen des französischen Cabinets nur so leicht strafte, daß der Volksjubel darüber eine neue Beleidigung für den reizbaren Consul enthielt.

Schon forderte das englische Cabinet von dem Parlamente die Mittel zu Rüstungen: darüber kam es zu einem Verständigungsversuch, nach welchem England zwar Ägypten räumen, aber Malta, als den Schlüssel des Mittelmeers, nicht eher herausgeben wollte, als bis Frankreich Holland und Piemont werde herausgegeben haben. Darüber kam es natürlich zum Bruch und der englische Gesandte Whitworth nahm am 12. Mai 1803 seine Pässe und verließ Paris. Schon am 17. Mai legte England, ohne vorausgegangene förmliche Kriegserklärung, auf alle holländischen und französischen Schiffe in seinen Häfen Embargo und sandte zugleich Kaper aus, die in kurzer Frist mehrere hundert französische Schiffe aufbrachten und dadurch dem vorher nicht gewarnten Kaufmannsstande großen Schaden verursachten.

Als darauf Napoleon Bonaparte am 22. Mai im höchsten Unwillen den Krieg erklärte, sandte England eine schon bereite Flotte in die westlichen Gewässer, um St. Domingo und die französischen Inseln wieder in Beschlag zu nehmen.

Napoleon dagegen erklärte nun alle in Frankreich befindlichen Engländer für kriegsgefangen, ließ durch Mortier mit 15000 M. Hannover besetzen, legte Truppen nach Hamburg, Ritzebüttel und Cuxhaven, sperrte die Elbe und erpreßte von den mit England in Verbindung stehenden Hansestädten drei Millionen.

Mortier schloß mit dem unter Wallmoden und dem Herzog von Cambridge (jüngstem Sohne des Königs von England) stehenden hannövrischen Heere eine Convention (zu Süllingen), die demselben gestattete, sich hinter die Elbe zurückzuziehen. Hierauf schiffte sich der Herzog in Eile nach England ein, und Mortier besetzte am 5. Juni die Stadt Hannover selbst und alle Kriegskassen sammt 500 Kanonen und 40,000 Flinten fielen in seine Gewalt. Aber England sowohl, als der Consul verwarfen diese Convention, worauf Mortier das hannöver'sche Heer zwang, die Waffen abzulegen und sich aufzulösen. Die hannöverischen Soldaten giengen aber fast alle mit noch andern Deutschen nach England, wo aus ihnen die sogenannte „deutsche Legion" (von 8000 M.) formirt wurde, die nachher überall so tapfer focht und sich besonders durch ihren entschiedenen Franzosenhaß auszeichnete. — Vergebens verlangte der König von England, als Kurfürst von Hannover, für diesen deutschen Reichstheil Hülfe vom Reich: aber so groß war die Schwäche Deutschlands, daß es alle diese Vergewaltigung ruhig geschehen ließ und sich neutral verhielt.

Mit der größten Energie und raschesten Umsicht, aber auch mit der rücksichtslosesten Hintansetzung alles Völkerrechts, warf sich der Consul auf alle Puncte, wo ein Angriff der Engländer zu erwarten sein konnte. Er zwang im Mai 1804 den König von Neapel französische Besatzung

einzunehmen und seinen Minister Acton (die Stütze der auf Frankreich erbitterten Königin) zu entfernen: erst im Sept. 1805 gewährte er dem Könige Neutralität. Auch der Kirchenstaat mußte in seinen Häfen, Etrurien in Livorno französische Besatzung einnehmen. Den Portugiesen gewährte er im Oct. 1803 für 16 Mill., den Spaniern gegen monatliche Zahlung von 6 Mill. die Neutralität.

Während die Engländer im Mai 1804 das holländische Surinam wegnahmen, beschäftigte sich der Consul im Lager zu Boulogne mit den großartigsten Zurüstungen zu einer wirklichen Landung in England, mit deren Drohung er sie schon einmal zum Frieden gebracht hatte. Er ließ in allen französischen Häfen Kriegsschiffe und im Innern des Landes tausende von Landungs- und Kanonenbooten bauen und ausrüsten, befestigte den Boulogner Hafen und wies die denselben blokirenden Engländer, welche diese Werke zerstören wollten, durch ringsum angelegte Strandbatterien und eigens von ihm erfundene, aus bisher unerhörter Entfernung treffende Geschütze zurück.

Die Ausrüstung und Zusammenziehung der Flotte gieng aber äußerst langsam vor sich, weil die Boote weit her aus dem Innern des Landes an das Meer und dann an den Küsten hin nach Boulogne geschafft werden mußten, die großen Schiffe aber aus den verschiedenen französischen und spanischen Häfen, in denen sie gebaut worden waren, nicht auslaufen konnten, ohne in die Gefahr zu gerathen, von den allenthalben wachsamen englischen Schiffen überfallen zu werden.

Mittlerweile erließ er das verhängnißvolle Decret vom 22. Juni 1804, das alle englischen Waaren, welche unmittelbar aus englischen Häfen oder Colonieen kamen, einzuführen verbot, — eine Maßregel, die zunächst den Holländern, welche nach dem Verlust ihrer Colonieen dadurch nun vollends ihren Seehandel verloren, folglich mittelbar dem Consul selbst, empfindlicher schadete, als den Engländern.

Um aber in England leichter landen zu können, mußte N. Bonaparte sich besser im Rücken gedeckt wissen. Er suchte daher vor Allen Preußen zu einem engern Bündniß mit Frankreich zu vermögen. Allein dieses blieb in seiner Neutralität, zumal er demselben die Besetzung Hannovers verweigert hatte. Daher begann er das Netz, welches er über die kleinen deutschen Staaten seit der Säcularisationssache gezogen hatte, allmählich durch weitere Lockungen etwas enger zusammen zu ziehen, indem er sie hauptsächlich seines Schutzes gegen Preußen und Österreich versichern ließ.

Auch England machte seinerseits die größten Anstrengungen, befestigte seine Ufer, rief alle Kriegsfähigen in die Waffen und wachte in allen Meerestheilen mit seinen Flotten; und so wie der Consul auch die Irländer, die nach dem Verluste ihres eigenen Parlaments im Jahr 1800 mit England vereinigt worden waren, durch geheime Agenten auf-

zuwiegeln suchte, so unterstützte das englische Cabinet auf alle Weise auch die Bourbons, von denen sich der Graf von Artois und sein Sohn, der Herzog von Berry, auf englischem Boden befanden, um von dort aus eine royalistische Erhebung in Frankreich anzuregen. Denn nach England hatten sich außer vielen andern Emigrirten auch Pichegru und Dumouriez, so wie der schon mehrmals erwähnte Chouansführer Georges Cadoudal geflüchtet, und besonders von diesen dreien gieng eine weitverzweigte, durch Frankreich und einen Theil von Deutschland reichende Verschwörung zum Zweck der Restauration der Bourbons aus, zu welcher England Geld und Schiffe bot. Zur Durchführung derselben schien aber den enger Verschworenen die Ermordung des Consuls nothwendig, und alles war dazu eingeleitet. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und ein Theil der Verschworenen verhaftet und bestraft. Und da der Verdacht der Mitwissenschaft auch auf den im Badischen sich aufhaltenden jungen Herzog von Enghien, einen Bourbonen, fiel, so ließ ihn Bonaparte wider alles Völkerrecht auf dem fremden Gebiete in der Nacht des 15. März heimlich aufheben und in der Nacht des 20. März 1804 im Festungsgraben zu Vincennes erschießen, um ein für allemal dergleichen Restaurationsgedanken niederzuschlagen.

Von den Verschworenen waren Pichegru und Cadoudal mit mehreren emigrirten Chouans und Vendéern auf einem englischen Schiffe am 21. Aug. 1803 in Frankreich gelandet, hatten sich verkleidet nach Paris begeben und lebten dort Monate hintereinander unerkannt. Während Cadoudal, reichlich mit Geld versehen, durch die Chouans das Volk für eine Veränderung der Dinge vorbereiten und dabei auf die baldige Erscheinung eines bourbonischen Prinzen hinweisen ließ, suchte Pichegru den Moreau zu gewinnen, der aus Eifersucht den ersten Consul haßte und seit dem Luneviller Frieden ohne Anstellung in Paris lebte, wo er den Mittelpunct vieler Unzufriedenen bildete. Allein da man ihm bei der Regierungsänderung nicht die erste Stelle zukommen lassen wollte, die er in Anspruch nahm, weil die Armee einem Bourbon nicht gehorchen würde, so brach er den Verkehr ab. — Unterdessen war das „Argusauge“ Fouché's der Verschwörung auf die Spur gekommen und viele Verhaftungen waren die Folge. Der Consul, davon benachrichtigt, glaubte die Sache aufs schärfste nehmen zu müssen. Unter den Verhafteten befand sich ein ehemaliger Arzt aus der Vendée, Namens Querelle, der, durch Drohungen eingeschüchtert, gestand, was er wußte, und das Versammlungslocal der Verschwornen angab. Dort ergriff man einen Diener Cadoudal's, Namens Picot, und einen ältern Offizier, Namens Bonvet de Logier. Dieser letztere versuchte sich im Gefängniß zu erhängen, kam aber wieder in's Leben und gestand, gleich Picot, daß es auf des Consuls Leben abgesehen sei, wollte sich aber nicht für einen Meuchelmörder betrachtet wissen, da es einen Kampf gelte, zu dessen Leitung ein königlicher Prinz erwartet werde. — Nun ließ der Consul Bonaparte Paris absperren und bei Todesstrafe verbieten, die Verschworenen, die sich alle versteckt hatten, zu beherbergen. Auf diese Weise wurden Viele, denen man kein Obdach gewährte, verhaftet. Auch Pichegru wurde verrathen und bald darauf Cadoudal auf der Straße in einer Kalesche erkannt und nach blutiger Gegenwehr (er schoß einen der Polizeiagenten nieder) verhaftet; er gestand frei seine Absicht. Eben so fielen de Rivière, Armand und Jules de Polignac und andere Royalisten der Polizei in die Hände.

Da bei der Untersuchung sich die Aussagen von der Erwartung eines königlichen Prinzen wiederholten, so stellte man Nachforschungen über den gegenwärtigen Aufenthalt der sämmt-

lichen bourbonischen Prinzen an. Diese führten auf den dicht an der französischen Gränze zu Ettenheim im Badischen sich aufhaltenden jungen Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Bourbon-Condé, den die Liebe zu einer Prinzessin von Rohan-Rochefort in dieser Nähe fesselte. Ein ausgesandter Agent berichtete von dessen öfteren Ausflügen nach Straßburg und einer genauern Verbindung mit „Dumouriez". Es war dieß aber ein Mißverständniß, indem der Agent den Namen des herzoglichen Adjutanten Thumery mit dem Namen Dumouriez verwechselte. Auch war das Gerücht von des Prinzen Vorhaben, nach Paris zu reisen, ein falsches. Sogleich stand in dem Consul der Gedanke fest, daß Enghien der von den Verschworenen erwartete Prinz sei, und in der höchsten Aufregung gebot er seinem vertrauten Savary (Befehlshaber der Gensd'armerie d'Elite) den Herzog herbeizuschaffen, um ein blutiges Beispiel an einem „Prinzen von dieser Raçe" zu nehmen. Ohne darauf zu achten, daß Baden ein neutrales Gebiet war, ließ Bonaparte daselbst den Herzog plötzlich durch die Generale Ordener und Coulaincourt mit 300 Dragonern aufheben und gefesselt in ununterbrochenen Tag- und Nachtreisen nach Vincennes bringen. Dort Abends im Gefängniß angekommen, war er vor Müdigkeit kaum ein wenig eingeschlummert, als er wieder geweckt und vor das Kriegsgericht gestellt wurde, dem unter Murat's Oberleitung der Gardegrenadier-General Hullin präsidirte. Der Prinz betheuerte offen seine Unschuld an dem Mordplan, äußerte aber unvorsichtiger Weise, daß man ihm gerathen habe, für eintretende Fälle am Rhein sich aufzuhalten. Dieß genügte zu seiner Verurtheilung, und seine Bitte um eine persönliche Unterredung mit dem Consul ließ Savary nicht an den letztern gelangen. Und so erfolgte noch in derselben Nacht (gegen 4 Uhr Morgens den 21. März) die blutige Execution, der sich der Prinz mit standhafter Ergebung unterwarf. Der Consul aber beschönigte diese seinen Character entehrende Blutthat mit den Worten, daß sie „zur Sicherheit des Staats und zur Ehre des französischen Volks nothwendig" gewesen wäre!

Das Loos der Verschwornen war verschieden. Pichegru, der sich schon vor seiner Gefangennehmung hatte erschießen wollen, und nach derselben alles geläugnet hatte, wurde (am 6. April) im Gefängniß todt (erwürgt) gefunden, und es ist zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß er sich selbst umgebracht hat, um nach dem Verlust seines frühern Ruhms der Schmach der Hinrichtung zu entgehen. Moreau, der nicht läugnen konnte, von dem Plane Kenntniß gehabt zu haben, wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, von Bonaparte aber aus Rücksicht auf die Verehrung, die derselbe noch bei der Armee genoß, begnadigt und nach Amerika entlassen. (Er gieng nach Morristown in New-Yersey.) Die Polignac's und noch sechs andere Royalisten wurden zum Tode verurtheilt, aber auf Josephinens Fürbitte begnadigt. Cadoudal und eilf Nichtadelige wurden erschossen.

2. Kapitel. Das bonapartistische Kaiserthum.

1. Pitt's Wiederberufung. Ohnmacht Deutschlands. Napoleon, Kaiser der Franzosen. Einrichtung des kaiserlichen Hofs. Das kriegerische Fest in Boulogne. Pius VII in Paris und Krönung Napoleon's.

Die Kunde von Enghiens Hinrichtung erregte in ganz Europa Entsetzen und Abscheu vor Bonaparte's Despotismus. England besonders sah darin eine Rechtfertigung seiner Feindschaft gegen ihn, welcher das Cabinet durch die Wiederberufung des großen Pitt an's Staatsruder (den 25. Mai 1803) einen neuen Nachdruck gab. Rußland aber

ließ beim deutschen Reichstag gegen die völkerrechtswidrige Verletzung des badischen Gebiets protestiren. Da aber der Kurfürst selbst wünschte, daß man dieser Note keine Folge geben möchte, und auch Preußen und Österreich es nicht zu einem neuen Kriege kommen lassen wollten, so fiel der Reichstagsbeschluß in einem Sinne aus, der von der tiefen Erniedrigung Deutschlands zeugte. Auch legte die Rücksicht auf England Schweigen auf, da der Consul den geheimen Briefwechsel, den der englische Gesandte in München mit einem Jacobiner in Frankreich in Betreff einer Revolution gegen den Consul geführt hatte, und ähnliche Umtriebe des englischen Gesandten in Stuttgart öffentlich bekannt machte.

Nunmehr hielt es Napoleon an der Zeit, alle fernern Hoffnungen auf eine Restauration der Monarchie im Geschlechte der Bourbonen dadurch niederzuschlagen, daß er selbst einen Thron aufrichtete und bestieg, dem zwar der Boden der Legitimität fehlte, dem aber die Größe seines Genie's und Ruhms und die Anerkennung des französischen Volks eine ausreichende Grundlage zu geben versprach.

Schon ein Jahr zuvor hatte er an Ludwig den XVIII, der sich damals in Warschau aufhielt, den Antrag machen lassen, er möchte auf die französische Krone verzichten und sich eine Entschädigung (man glaubte durch die Krone Polens oder durch eine Herrschaft in Nordafrika) gefallen lassen. Ludwig antwortete dem Unterhändler, er werde sein angebornes Recht nie aufgeben und als Enkel Ludwig's des Heiligen auch in Ketten noch sich selbst achten, und er hoffe als Nachfolger Franz I wenigstens sagen zu können, wie er: „Wir haben Alles verloren, die Ehre ausgenommen!" — Und als der Unterhändler sich eine zur Mittheilung an seinen Gebieter geeignetere Antwort erbat, fuhr Ludwig fort: Bonaparte könne sich darüber mit Recht nicht beschweren, da man ja nur die Wahrheit gesagt haben würde, wenn man ihn Usurpator und Rebell genannt hätte. Den Souverain aber, der ihm auf Bonaparte's Verlangen seinen Schutz entzöge, würde er bedauern und aus dessen Lande gehen; denn er fürchte die Armuth nicht, und würde, wenn es sein müßte, mit seinen Getreuen schwarzes Brot essen. — Seitdem stund Bonaparte davon ab, sich die französische Krone durch den Schein der Legitimität verschaffen zu wollen.

Daher wurde der Senat zu der Erklärung veranlaßt, der Oberconsul möchte sein Werk dadurch vollenden, daß er „dem Glanze desselben auch die Dauer" hinzufüge und die von ihm gestiftete Ära verewige. Bonaparte antwortete, da man die Erblichkeit der höchsten Magistratur für nöthig halte, um die Zukunft des französischen Volkes zu sichern, so möge der Senat ihm seine Gedanken vollständig zu erkennen geben.

Während nun der Senat in einer Commission den Bericht darüber abfaßte, stellte in dem gleichfalls bearbeiteten Tribunate der Tribun Curée aus St. André den Antrag, man möge die Regierung der Republik einem Kaiser anvertrauen, und Jaubert fügte bei, man solle das Kaiserthum in der Familie Napoleon Bonaparte's erblich machen.

Der Antrag gieng natürlich im Tribunat und im Senat durch, und am 18. Mai wurde unter dem Vorsitze des zweiten Consuls Cambacérès durch das organische Senatsconsult dem ersten Consul Bonaparte

die Kaiserwürde zuerkannt und die Erblichkeit derselben in seiner Familie festgestellt. Der Senat verfügte sich in Begleitung der Truppen nach St. Cloud, übergab dem Erwählten das Consult, und Cambacères schloß seine Anrede damit, daß er unter allgemeinem Beifallruf den Oberconsul „zum Ruhm und zum Heil der Republik als Napoleon den Ersten, Kaiser der Franzosen" ausrief! Die Proclamation in Paris erfolgte am Palmsonntag des Jahres 1804 (den 20. Mai). Herolde riefen unter Trompeten- und Paukenschall das neue Kaiserthum in allen Straßen von Paris aus.

Im Tribunat hatte nur Carnot, im Senat hatte Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney dagegen gestimmt. Auf Carnot's Antrag wurde auch das Volk, nicht zwar über die Kaiserwürde, sondern über die „Erblichkeit" befragt, die mit 3,521,675 Stimmen gegen 58,629 angenommen wurde. Als erblicher Kaiser war Napoleon für seine Person unverletzlich und ohne Verantwortlichkeit, und das Volk, das wenige Jahre zuvor alle Kronen der Welt und tausendjährige Institutionen bekämpft hatte, brach in den Jubelruf aus: Vive Napoleon, Empereur des françois.

Die neue Verfassung behielt zum Schein noch einige Formen der Republik bei. Die Wahlcollegien blieben, wurden aber von Regierungsbeamten geleitet, und aus den von diesen Beamten angefertigten Listen wurden die Volksvertreter vom Kaiser gewählt, der noch außerdem alle ihm präsentirten Wahlcandidaten verwerfen, ja die Collegien selbst auflösen konnte. — Das Tribunat behielt das Recht der Gesetzvorschläge, durfte sie aber nicht mehr in Generalversammlungen discutiren, sondern mußte das in drei nach den besondern Gegenständen der Justiz, des Innern und der Finanzen aufgestellten Sectionen thun. — Die Legislatur behielt ihr Stimmrecht, der Senat sein Recht der Berathschlagung, aber dem Kaiser stund es frei, die Gesetze zu bestätigen oder zurückzuziehen.

Nach dem Kaiser, der nebst allen Palästen und Krondomainen des ehemaligen Königshauses 25 Mill. jährliche Einkünfte erhielt, kamen dem Rang nach unter den Brüdern des Kaisers Joseph und Ludwig als französische Prinzen mit dem Recht der Erbfolge und dem Titel „Kaiserliche Hoheit", jeder mit einer Million Einkommen. Seinem Bruder Lucian, der „unter seinem Stand" geheirathet hatte und sich ihm überhaupt weniger leicht fügte, versagte er diesen Rang und Titel; sein Bruder Jerôme, der auch eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen hatte, aber sich scheiden ließ, erhielt die Prinzenwürde nachträglich. Zu Prinzessinnen wurden erhoben Napoleon's verheirathete Schwestern Elise Bacciochi, die schöne Pauline Borghese und Karoline Murat. — Nach diesen Napoleoniden folgten dem Rang nach sechs Großwürdenträger mit Fürstenrang, darunter Prinz Joseph als Großwähler, Cambacères als Erzkanzler, Lebrun als Erzkämmerer, Prinz Ludwig als Connetable, — nach ihnen die Hofbeamten, darunter Cardinal Fesch als Großalmosenier, Talleyrand als Großkammerherr, Berthier als Großjägermeister, Segur als Großceremonienmeister, Duroc als Großmarschall. — Außerdem zählte die Armee 18 Marschälle, nämlich: Berthier, Murat, Masséna, Jourdan, Lannes, Augereau, Ney, Brune, Bessières, Mortier, Moncey, Soult, Davoust, Bernadotte, Kellermann, Lefèvre, Perignon und Serurrier. — Der Gehalt der Senatoren wurde auf 25,000 Fr. erhöht, dagegen wurden ihnen gewisse Vorrechte entzogen, weil Napoleon diesem Staatskörper keinen nationalen oder repräsentativen Character mehr lassen wollte.

Hierauf begab sich Napoleon nach Boulogne, um die Landungsrüstungen zu beschleunigen, und ließ sich am 16. Aug. von der dort versammelten Armee (v. 100000 M.) huldigen. Bei dieser Feierlichkeit saß er auf einem Throne, von dem aus er Land und Meer übersehen konnte,

und erhöhte durch reichliche Austheilung von Ehrenlegionskreuzen die Begeisterung seiner Krieger. Nachdem er auf einer Rheinreise sich zu Aachen bedeutungsvoll die Gebeine Karl's des Großen hatte zeigen lassen, dann die Festungen am Rhein inspicirt und in Mainz mehreren kleinen deutschen Fürsten Audienz ertheilt hatte, traf er Anstalten zur Krönungsfeier. Um aber seiner Krone die Weihe kirchlicher Bestätigung zu geben, veranlaßte er den greisen Papst Pius VII selbst nach Paris zu kommen, um ihn und seine Gemahlin zu salben: denn die Krone, als durch eigene Kraft errungen, wollte er sich selbst aufsetzen. Da der Papst nur unter der Bedingung kommen wollte, daß er sich von ihm die Krone aufsetzen lasse, so willigte Napoleon ein, um den Papst nicht von der Reise zurückzuscheuchen.

Als es dann am 2. Dez. 1804 in Paris zur Krönung kam, die mit allem Glanz eines modernen und doch mit allen Traditionsresten aufgeputzten Festgepränges im Dome zu „Unserer lieben Frauen" gefeiert wurde, so ergriff der Kaiser nach der Salbung die in den Händen des Papstes befindliche Krone und setzte sie sich selbst auf. Da Napoleon mit seiner Gemahlin Josephine nur durch eine Civilehe verbunden gewesen war, welche von der Kirche nicht anerkannt wird, so mußte, um dieß Hinderniß zu heben, Napoleon sich noch kirchlich trauen lassen: dieß geschah, um Scandal zu verhüten, in der Nacht vor der Krönung in einem kleinen Cabinet neben dem Schlafgemache Napoleons durch den Cardinal Fesch. Auch keine anderen, das Concordat und insbesondere die Legationen betreffenden Zugeständnisse konnte der Papst, wiewohl er den ganzen Winter über in Paris verweilte, von dem neuen Weltgebieter erlangen. Nur die aufrichtige Ehrerbietung des ihm auf der Hin- und Rückreise von allen Seiten zuströmenden Volkes gewährte ihm wenigstens den Trost, daß noch vielen Franzosen der kirchliche Sinn nicht abhanden gekommen sei.

2. Franz II Erbkaiser von Österreich. Napoleon's Erweiterung seiner Autokratie. Neue Verfassung Hollands. Napoleon König von Italien. Unglück der französischen Flotte.

Das neue Kaiserthum wurde am ersten von Spanien anerkannt, das von Napoleon's Willen ganz abhängig war. Rußland und Schweden verweigerten die Anerkennung; die übrigen Mächte zögerten nicht lange damit. Der Kaiser von Österreich, in dem Vorgefühl, daß das deutsche Reich demnächst in Trümmer gehen könnte, erklärte sich, mit Beibehaltung seiner Würde als deutscher Kaiser, am 11. Aug. 1804 zum Erbkaiser von Österreich und wünschte, daß Frankreich die Anerkennung an dem gleichen Tage aussprechen möchte, an welchem Österreich das französische Kaiserthum anerkennen wollte. Allein Napoleon bestand darauf, daß Österreich mit der Anerkennung vorangehe und ließ dann erst die seinige nachfolgen.

Dem gelungenen Hauptgriffe folgten nun in raschem Zuge noch andere, folgerichtig damit zusammenhängende, die Erweiterung der Autokratie bezweckende Akte. Am 15. März 1805 gab er der batavischen Republik, die er dem französischen Reiche einzuverleiben noch nicht wagte, eine neue der Monarchie sich nähernde Verfassung und setzte ihr den bisherigen holländischen Gesandten Schimmelpenninck als Rathspensionär vor, legte aber den ohnedieß durch ihn um ihren Handel gekommenen Holländern kaum erschwingliche Lasten auf.

Zwei Tage darauf, am 17. März, ließ er sich durch eine Deputation der italienischen Republik die monarchische Gewalt in derselben antragen und schon am 25. Mai setzte er sich im Dom zu Mailand die eiserne lombardische Krone mit den Worten: „Gott giebt sie mir; wehe dem, der sie antastet!" selbst auf das Haupt, und empfieng als König von Italien die Huldigungen der Italiener und die Glückwünsche der Gesandten der meisten europäischen Mächte, deren Beunruhigung über den Zuwachs seiner Macht er durch die Erklärung zu mindern suchte, daß er nur auf die Zeit seines Lebens dieses Reich mit Frankreich verbinde, nachher solle es ein unabhängiges Königreich werden! Zugleich ernannte er am 7. Juni seinen Stiefsohn Eugen (Beauharnais) zum Vicekönig von Italien.

Kaum war dieß geschehen, so bat die ligurische Republik durch ihren Dogen Durazzo um die Einverleibung in das neue italienische Königreich, und warum hätte Napoleon ausschlagen sollen, was in Befolgung seines — Willens geschah? Nachdem er noch Parma, Piacenza und Guastalla, was im Grunde zu einer Entschädigung für den König von Sardinien bestimmt gewesen war, dem Königreich Italien einverleibt hatte, machte er seinen Schwager Bacciochi zum Fürsten von Lucca und Piombino und seinen Schwager Borghese zum Fürsten von Guastalla und schloß damit vorerst die Reihe seiner italienischen Anordnungen.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich beschäftigte die Sorge wegen des nun schon seit zwei Jahren mit schweren Kosten betriebenen Landungsvorhabens auf's Neue seinen Geist, ohne daß noch abzusehen war, wie die Ausführung desselben bei der strengen Küstenbewachung der Engländer möglich werden würde, obgleich an 2300 Fahrzeuge seines Winkes zum Auslaufen gewärtig waren.

Um die englische Flotte zu einer Theilung ihrer Wachsamkeit zu nöthigen, hatte er einen Theil seiner Toulouner Flotte unter dem Admiral Villeneuve nach den Antillen gesandt, aber seinen Zweck nicht erreicht; ja als Villeneuve zurückkehrte, wurde er bei dem Cap Finisterrä am 22. Juli von der englischen Flotte angegriffen und erreichte mit Mühe den Hafen von Cadix, wo ihn zum größten Verdrusse Napoleon's die Engländer blokirten. Da fand es Napoleon gerathen, die

Landung noch aufzuschieben: denn wenn nicht für seine Flotte, doch für seine bei Boulogne vereinigte „große Armee“ sah er bereits im Geiste auf einer andern Seite sicherere Lorbeeren grünen.

3. Neue Coalition gegen Frankreich. Rußlands Concertvertrag mit England. Preußen neutral. Napoleon's Vertrag mit Bayern. Die Österreicher in Bayern. Mack in Ulm; seine Capitulation. Die Schlacht bei Trafalgar.

Es hatte sich nämlich länger her eine neue Coalition gegen ihn zu bilden angefangen, der es die höchste Zeit dünkte, seinem systematischen Umsichgreifen ein Ziel zu setzen. Denn die Stiftung eines französischen Kaiserreichs in Verbindung mit der Schöpfung eines italienischen Königreichs, so wie die fein berechnete Beiziehung des päpstlichen Stuhls ließ dem Tieferschauenden keinen Zweifel, daß es auf die weiteste Ausdehnung und Entwicklung einer galloromanischen Macht und auf die Unterdrückung des germanischen Elements abgesehen sei.

War es doch von jeher (wie wir schon an mehreren Stellen der Geschichte anzugeben nicht unterließen) das Bestreben der französischen Könige gewesen, sich in die Stelle der deutschen Kaiser einzudrängen, und nur dem guten Sinne der Mehrzahl der deutschen Wahlfürsten hatte man es jedesmal zu danken gehabt, daß wenigstens keinem französischen Könige oder Königszweige die deutsche Krone zufiel. Jetzt schien, nur unter anderm Namen und unter andern Formen, dem genialen Beherrscher dieser Nation das früher Angestrebte um so eher gelingen zu können, da er bereits die Extremitäten des alten, morschgewordenen Reichskörpers in seiner Gewalt hatte und von den übrigen Gliedern und Organen desselben mehrere sich entweder selbst schon abgetrennt hatten, wie Preußen, — oder durch Abhängigkeit von seinem Willen für den Dienst des Ganzen gelähmt waren, wie die süddeutschen Staaten.

Nur in dem Fürsten, der in diesem Augenblicke des alten Reiches Krone noch trug, in Kaiser Franz II, regte sich noch ein gewisses Bewußtsein der Pflicht, nicht ohne einen letzten Kampf die ihm von den Vätern überkommene heilige Hut dieses tausendjährigen römischen Reiches deutscher Nation aufzugeben.

Am klarsten aber stand es dem damaligen Leiter der englischen Interessen, Pitt, dem größten der englisch-toristischen Staatsmänner, vor der Seele, daß dem Wachsthum der französischen Herrschbegier ein Ziel gesetzt werden müsse, wenn sie nicht die ganze europäische Welt auch in leibliche Fesseln schlagen und damit Englands materielle Wohlfahrt untergraben sollte, gleich wie französische Bildung bereits den Continent Europa's sich geistig unterworfen hatte. Daher Englands rastloses Vorgehen zur See, wenn auch zunächst zu eignem Vortheil, und sein Bemühen, dem gehaßten Gegner auch auf dem Continente möglichst

viele Feinde nicht sowohl zu erwecken, — denn wahre Zuneigung zu Frankreich war seit der Revolution in keinem Cabinet, — als sie zur kräftigen Abwehr der einem Jeden von Frankreich her drohenden Gefahren zu ermuthigen.

Allein von denen, die noch nicht wie Spanien, die ober- und mittelitalienischen Staaten, die Schweiz und Holland sich Frankreich ganz und gar — oder wie die südwestlich deutschen Reichsfürsten, schon halb hingegeben hatten, blieben Dänemark, weil wegen der Zerstörung seiner Flotte gegen England scheu, und Preußen, weil durch Friedrich Wilhelm's III bedenkliche Vorsicht und durch des Ministers Haugwitz Franzosengefälligkeit bestimmt, in ihrer bisherigen Neutralität. Neapel, obwohl durch seine Königin, zumal seit sie ihre Tochter dem Vicekönig Eugen mit bittern Worten verweigert hatte, mit Napoleon persönlich verfeindet, konnte es kaum wagen, allein in Italien sich dem mächtigen Gebieter desselben zu widersetzen.

Nur Schweden's König, Gustav IV, hatte seit der Ermordung des Herzogs von Enghien sogleich alle Verbindung mit Frankreich abgebrochen (7. Sept. 1804) und sich an England anschließend demselben gegen Subsidien den Hafen von Stralsund und die Insel Rügen zum Waffenplatz überlassen. Rußland hatte aus dem gleichen Grunde und zudem noch aus Unwillen über Napoleon's Willkür gegen Piemont und Neapel, seit dem 26. Aug. 1804 gleichfalls allen diplomatischen Verkehr mit Frankreich abgebrochen, und schloß am 11. Apr. 1805 den sog. Concertvertrag mit England zur Herstellung des verlorenen europäischen Gleichgewichts.

Beide boten nun Österreich ihre Hülfe an, und dieses, seine schwergefährdete Lage erkennend, trat am 9. Aug. 1805 der Coalition bei, obgleich Erzherzog Karl, nichts Gutes ahnend, davon abrieth.

Alexander glaubte nach der Aufstellung der russischen Armee an der preußischen Gränze durch das Begehren, ihr den Durchzug durch die preußischen Lande zu gewähren, und durch das Anerbieten einer persönlichen Unterredung, dem König Friedrich Wilhelm die Wahl zwischen Frankreich und der Coalition erleichtern und den Entschluß desselben für letztere bestimmen zu können: allein Friedrich Wilhelm wies ein solches Drängen nur um so eher zurück, wiewohl zu seinem spätern Unglück; ja er gab den Befehl, die ganze Armee mobil zu machen, um sich von der Coalition nichts vorschreiben zu lassen. Die Russen mußten nun Preußen umgehen und durch Galizien ziehen, um Österreich die Hand zu reichen, welches, während es im Venetianischen ein Heer aufstellte, mit der Aufstellung eines andern in Deutschland noch beschäftigt war.

Als Napoleon sah, daß der Krieg unvermeidlich war, schloß er am 24. Aug. mit Bayern zum Zweck der Waffenverbindung einen Präli-

minarvertrag und führte am 27. August sein Heer von 160000 M. aus den bisherigen Lagern an den Rhein.

Vor dem Aufbruch der ganzen activen Armee hatte er in Frankreich nicht nur 80,000 Recruten zur raschen Einübung für die Vertheidigung des Innern ausheben, sondern auch auf Fouché's Vorschlag allenthalben die Nationalgarde wiederherstellen lassen. Die verschiedenen, zu gleicher Zeit gegen Österreich aufbrechenden Corps waren die fünf an der französischen Nordküste bisher aufgestellten Corps unter den Marschällen Davoust, Soult, Lannes, Ney und Augereau, die französische Armee in Holland, unter dem Marschall Marmont, das französische Occupationscorps in Hannover unter dem Marschall Bernadotte und die Cavalleriereserve unter Murat.

Da eilte Österreich, sich Bayerns zu versichern, rückte mit dem schlagfertigen Theile seines Heeres an die bayerische Gränze und forderte den Kurfürst Maximilian zum Beitritt auf. Dieser gerieth dadurch in die peinlichste Lage, bis sein in französischem Interesse wirkender Minister Montgelas sie dadurch endigte, daß er ihn bestimmte, mit dem Hofe und den Truppen (am 9. Sept.) nach Würzburg zu gehen und dort sich neutral zu erklären. Aber das österreichische Heer rückte, vom General Mack geführt, in Bayern ein, drang, ohne die Russen abzuwarten, bis Ulm vor und erwartete den Angriff Napoleons vom Schwarzwald her.

Aber wie erschrack Mack, als Bernadotte, der bis jetzt Hannover besetzt gehalten hatte, rasch, ohne in seiner Willkür die preußische Neutralität zu achten, durch Ansbach und Baireuth ziehend sich bei Würzburg mit den Bayern vereinigte und so in Mack's Rücken stand! Am 1. Oct. zog Napoleon selbst bei Straßburg über den Rhein, brachte Baden und Württemberg, die sich dem Stärkern fügten, zu einem Bündniß, ließ täuschend dem deutschen Reichstag in Regensburg erklären, daß er komme, um Deutschlands Unabhängigkeit gegen Österreich zu schützen, und eilte, sich mit Bernadotte zu vereinigen. Denn sein Plan gieng darauf hinaus, den Mack in Ulm zu umkreisen, ihn von den etwa noch nachrückenden Österreichern, so wie von den unter Kutusow aus Mähren heranrückenden Russen abzuschneiden, seine da und dort stehenden Corps einzeln zu schlagen und ihn dann selbst in Ulm einzuschließen.

Mack, in und um Ulm und an der Iller stehend, durchschaute das kunstreich angelegte Strategem Napoleons nicht und blieb zu seinem Verderben fortwährend in Ulm, ohne einen der beiden Rückzugswege, die ihm anfangs noch offen stunden, nämlich den nach Böhmen oder den nach Tyrol, zu benützen.

Alle vereinzelten österreichischen Corps wurden nacheinander geschlagen: so bei Münster von Vendamme, bei Donauwörth und Wertingen von Soult, bei Günzburg von Ney. Zwar wurde der französische General Duport bei Albeck und Haßlach zurückgedrängt und dadurch dem Mack die Rückzugslinie nach Tyrol wieder geöffnet; aber Mack war völlig rathlos. Am 14. Oct. zwang Soult bei Memmingen eilf österreichische Bataillone die Waffen zu strecken, und am gleichen Tage siegte Ney durch die Er-

stürmung der Brücke von Elchingen (daher ihn Napoleon nachher zum Herzog von Elchingen erhob). — In der Nacht desselben Tages trennte sich der Erzherzog Ferdinand mit 24,000 M., um seine Leute zu retten, von dem verblendeten Mack und schlug sich, wiewohl mit großem Verlust, über Nürnberg nach Eger in Böhmen durch.

Während Mack immer auf Entsatz hoffte und zuletzt in der sonderbaren Täuschung lebte, die Franzosen seien auf dem Rückzug begriffen, war er schon von Napoleon dicht umstellt. Noch am 15. Oct. erließ er an die Seinen das Verbot, von Übergabe zu reden, und am 17. sah er sich gezwungen, die Capitulation von Ulm einzugehen, daß er sich nämlich, wenn binnen acht Tagen kein Entsatz käme, ergeben wolle. Aber schon am 20. übergab er — auf Berthier's Wort, daß kein Entsatz möglich sei — die Festung, und die 23,000 M., die er noch hatte, mußten Paar um Paar vor Napoleon vorbeiziehend die Waffen strecken!

Einen Tag nach der Übergabe von Ulm erlitt die französische Flotte durch Nelson's blutigen **Sieg bei Trafalgar** (d. 21. Oct. 1805) einen schweren Schlag, der Napoleon's Triumph bei Ulm sehr verbitterte und ihn nöthigte, alle Gedanken an eine Landung in England aufzugeben. Der im Hafen von Cadix blokirte Admiral Villeneuve, den Napoleon seinen Unwillen fühlen ließ, wollte nämlich sich seines Gebieters Gnade wieder erwerben und lief in Vereinigung mit der spanischen Flotte, zusammen mit 40 Schiffen, aus dem Hafen aus, in der Gewißheit, den mit nur 18 Schiffen vor Cadix liegenden Nelson leicht besiegen zu können. Dieser aber hatte noch 9 Schiffe beim Cap St. Marie im Hinterhalt, und als beide Flotten bei Trafalgar auf einander stießen, theilte Nelson seine Flotte in zwei Colonnen, durchbrach die feindliche Mitte und legte sich mit seinem Admiralschiff Victory an den Bord des französischen Admiralschiffes Redoutable, so daß nun von beiden Seiten ein mörderisches Gewehrfeuer wüthete. Nelson trug eitler Weise alle seine Orden auf der Brust und vergebens bat ihn sein Capitän, sie abzulegen. Da traf eine Flintenkugel aus dem Mastkorb des französischen Schiffes den Admiral durch die linke Schulter und verletzte ihm das Rückgrath. Er stürzte zu Boden und wurde in die Cajüte getragen. Als man ihn verbinden wollte, litt er es nicht, denn er fühle, daß die Wunde tödlich sei. Unterdeß erfocht seine Flotte den vollständigsten Sieg, und als man ihm denselben meldete, rief er aus: „Jetzt sterbe ich ruhig: denn, Gott sei Dank! ich habe meine Pflicht erfüllt!" — So groß der Sieg und wichtig seine Folgen waren, so glaubte man doch in England, ihn mit dem Tode Nelson's zu theuer erkauft zu haben. — Villeneuve fiel mit 16 seiner Schiffe in die Hände der Engländer, die jedoch nur 3 davon nach Gibraltar brachten: denn die meisten davon scheiterten in einem Sturm. Villeneuve selbst wurde gemüthskrank und entleibte sich. — Obgleich Nelson schon 1797 bei der Erstürmung von Santa Cruz einen Arm verloren hatte, war er doch ein stets siegreicher Seeheld und wurde darum oft von seiner Nation durch hohe Geldgeschenke und von seinem Könige durch hohe Ehren ausgezeichnet; daher seine Titel: Baron von Nil und Burham Thorpe, Herzog von Brenta. Sein Leichnam wurde mit ungemeiner Pracht in der Paulskirche zu London beigesetzt. Sein unreines, für Neapel so verderblich gewordenes Verhältniß zu Lady Hamilton (XXV. 12, 1) bildet einen starken Flecken im Bilde dieses großen Seehelden.

4. Rückzug der Österreicher aus Italien. Friedrich Wilhelm und Alexander in Berlin. Napoleon in Wien. Die Schlacht bei Austerlitz. Waffenstillstand. Preußens Vertrag mit Napoleon. Der Presburger Friede.

Der Sieg bei Ulm, der dem Kaiser den Weg nach Wien öffnete, hatte tief eingreifende Folgen. Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer, der im Begriff war, mit 30,000 M. dem General Mack Entsatz zu bringen, zog sich auf die Nachricht von dessen Unglück auf Wien zurück, um die Kaiserstadt zu decken. Kutusow, der sich mit 50000 Russen schon der bayerischen Gränze genähert hatte, mußte nach Mähren zurückgehen, wo er hoffte, sich mit einem nachrückenden russischen Heere und mit dem in Böhmen sich wieder rekrutirenden Erzherzog Ferdinand vereinigen zu können. Sein Seitenangriff auf eine französische Division, welchen Mortier mit äußerster Tapferkeit abwehrte, konnte Napoleon's raschen Zug nicht aufhalten.

Der Erzherzog Johann mußte, durch Ney gedrängt, aus Tyrol nach Steyermark zurückgehen, und der Erzherzog Karl, der in Italien mit 100,000 M. bisher dem Massena entgegengestanden war, hatte sich (auf die Nachricht von dem schlimmen Stand der Dinge in Deutschland) genöthigt gesehen, den Rückzug anzutreten, den er sich durch seinen Sieg bei Caldiero (am 30. u. 31. Oct.) erkämpfte, um sich mit dem Erzherzog Johann zu vereinigen.

Wäre Preußen dahin zu bringen gewesen, der Coalition beizutreten so schien noch nichts verloren. Friedrich Wilhelm III hatte wohl, weil er durch die französische Verletzung des ansbachischen Gebiets schwer beleidigt war, den Russen den Durchzug durch Schlesien gestattet und das von den Franzosen fast ganz verlassene Hannover besetzt, um darin den Verbündeten zuvorzukommen; — allein ihn zu rechter Zeit ganz aus seiner Neutralität herauszubringen, dazu konnten ihn keine Anregungen und Anerbietungen bringen.

Mit steigender Besorgniß sah die durch Schönheit, Geist, Anmuth nnd Hochsinn ausgezeichnete und vom preußischen Volke mit wahrem Enthusiasmus verehrte Königin Luise die Macht Napoleons von Tag zu Tag wachsen und empfand bei dessen mehr und mehr sich äußernder Geringschätzung gegen Preußen einen tiefen Schmerz. Doch enthielt sie sich, dem Gewissen des edlen Gatten zu nahe zu treten und ihn zu einem Beschluß zu drängen, von dem ihn theils sein bedächtiges Wesen, theils die unzuverlässige Politik seines französischgesinnten Ministers Haugwitz zurückhielt. Zwar gelang es dem Kaiser Alexander bei seinem zweiten Besuch in Berlin (d. 25. Oct.), den König zu dem Vertrag von Potsdam (v. 3. Nov. 1805) zu bringen; aber obgleich in der Nacht darauf Friedrich Wilhelm und Alexander bei Fackelschein in der Königsgruft zu Potsdam über dem

Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft schloßen, so kam es doch preußischer Seits nur zu einstweiligen Drohungen gegen Napoleon, sich der Coalition anschließen zu wollen. Den Krieg selbst aber eröffnen wollte Friedrich Wilhelm vor dem 22. December nicht.

Unterdeß aber erreichte Napoleons Vorhut unter Murat schon am 13. Nov. das vom kaiserlichen Hof verlassene und nicht befestigte Wien und nahm es ohne Schwertstreich ein, worauf Napoleon sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn aufschlug.

Die über die Donau führende, damals nur hölzerne Brücke am Tabor bei Wien war von einem kleinen österreichischen Corps des Fürsten Auersperg besetzt. Als Murat, der die Stadt umgangen hatte, gegen die Brücke anrückte, befahl Auersperg, sie anzuzünden; aber ein voraneilender französischer Oberst rief dem damit beauftragten Artillerieoffizier zu, was er da thun wolle, es sei ja Waffenstillstand. Auch Murat, Lannes, Belliard, die ihren Soldaten voraus über die Brücke sprengten, versicherten ihm das Gleiche, und als dennoch ein Feuerwerker anzünden wollte, stieß ihn Lannes weg. In diesem Augenblick erschien Auersperg selbst, und Murat wiederholte ihm die Fabel. Während Auersperg nicht wußte, was er thun sollte, hatten die Franzosen die Brücke schon völlig gewonnen und nahmen nun den Fürsten Auersperg gefangen.

Alsbald erhielt Murat den Auftrag, den Kutusow an der Vereinigung mit General Buxhövden (dem Führer des zweiten unterdeß herangerückten russischen Corps) zu verhindern: aber Kutusow täuschte ihn durch das Angebot eines Waffenstillstandes. Murat gieng darauf ein, und während man von Napoleon die Bestätigung einholte, hatte Kutusow dem Murat schon zwei Tagmärsche abgewonnen, und einen dritten Tag verschaffte ihm noch die Tapferkeit Bagration's, der mit 6000 M. den Angriff von 30,000 M. einen ganzen Tag lang aushielt, so daß Kutusow sich glücklich bei Wischau mit Buxhövden vereinigte.

Während nun Kutusow bei Olmütz mit 84,000 M. eine feste Stellung hatte (nur daß es lange an hinreichenden Vorräthen gebrach), glaubte Kaiser Alexander, der von Berlin aus auch dort eingetroffen war, den König von Preußen durch einen raschen Schlag auf Napoleon am schnellsten zur Entscheidung vermögen zu können, und zog mit Kutusow aus jener festen Stellung bei Olmütz dem nur mit 65,000 M. in Brünn befindlichen Napoleon entgegen, in der Absicht seinen rechten Flügel zu umgehen, ihn in das böhmische Gebirg zu werfen und ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden. Allein Napoleon durchschaute den Plan der Verbündeten und sein ganzes Heer war voll Kampflust, da es der 2. December, also der Jahrestag der Kaiserkrönung war, an welchem nun die Schlacht bei Austerlitz oder die Dreikaiserschlacht (so benannt, weil sich auch Kaiser Franz vorher beim Heere eingefunden hatte) einen neuen Lorbeer um das Haupt ihres Imperators winden sollte.

Dem Plan gemäß rückte am frühesten Morgen Kutusow aus, um den rechten französischen Flügel zu umgehen: Nebel deckten noch die ganze Gegend, und als die Sonne blut-

roth aus denselben auftauchte, (die von Napoleon nachher oft erwähnte „Sonne von Austerlitz"), zeigte sich, daß Kutusow in eine durch Sümpfe ungünstige Stellung gerieth, während Napoleon sogleich den Schlüssel der Gegend, die Anhöhen von Pratzen, welche im Mittelpunct der Verbündeten lagen, erstürmen ließ. — Damit war den Verbündeten ihre Schlachtlinie durchschnitten, so daß es nur noch zu vereinzelten Kämpfen kam, in denen Napoleon's überlegene Tactik allenthalben siegte.

Der Sieg bei Austerlitz war ein entscheidender und die Niederlage der Verbündeten so groß, daß sie 15,000 Todte und Verwundete hatten, und 20,000 Gefangene mit 200 Kanonen in die Hände des Feindes fielen.

Da den Russen der Rückweg nach Polen abgeschnitten war und es ihnen an Lebensmitteln fehlte, die Österreicher also an den Russen keine wesentliche Stütze mehr hatten, so waren Alexander und Franz zum Frieden geneigt, und letzterer verabredete in einer Zusammenkunft mit Napoleon in einer Mühle am Bivouak von Saroschitz einen Waffenstillstand, dem ein Friede folgen sollte. Vorläufig sollten die Österreicher und Franzosen ihre Stellung behalten, die Russen sollten Deutschland, Mähren, Galizien und preußisch Polen räumen und die Erhebung Ungarns und Böhmens sollte eingestellt werden.

Noch am 5. Dez. aber — vor dem Bekanntwerden des Waffenstillstandes — fiel bei Iglau ein hitziges Treffen vor, in welchem die Österreicher unter dem Erzherzog Ferdinand die Bayern unter Wrede besiegten. — Kurz vor der Schlacht bei Austerlitz war der preuß. Minister Haugwitz zu Brünn vor Napoleon mit dem Auftrag erschienen, ihn zum Frieden aufzufordern oder, falls er nicht darauf eingienge, ihm den Krieg zu erklären. Allein der schwache Mann hatte sich den Mund schließen und sich an Talleyrand nach Wien weisen lassen, um dort das Ergebniß der Schlacht abzuwarten. Fünf Tage nach der Schlacht hatte Haugwitz wieder eine Unterredung mit Napoleon, der, seinen Anträgen zuvorkommend, sogleich erklärte, er gebe ihm nur wenige Stunden Frist, für Preußen zwischen Krieg oder Frieden zu wählen, worauf dieser, da ihm zum Einholen einer Vollmacht keine Zeit gelassen wurde, am 15. Dec. pflichtvergessen das ihm von Napoleon angetragene Bündniß annahm, welches dahin gieng, daß Preußen Hannover zwar behalten, aber seinen Antheil an Cleve (am rechten Rheinufer), die Festung Wesel und das Herzogthum Neufchatel an Napoleon, — Ansbach und Baireuth aber an Bayern abtreten würde. So entrüstet man in Berlin über des Ministers eigenmächtiges Vorgehen war, so mußte man sich doch darein fügen. Napoleon hatte aber seine Absicht erreicht, nämlich Preußen in sich selbst zu entzweien, es im Vertrauen Rußlands herabzusetzen und ihm England zum entschiedenen Feind zu machen. — Schon am 1. Dec. war Kaiser Alexander, die Hoffnung auf einen guten Ausgang aufgebend, nach Petersburg abgereis't.

Einige Wochen darauf, am 26. December, wurde der Friede zu Presburg geschlossen, in welchem Österreich alle seit dem Luneviller Frieden von Napoleon getroffene Anordnungen anerkannte, 40 Millionen Fr. Kriegskosten zu zahlen sich verpflichtete, und Venedig an das Königreich Italien, Tyrol mit Vorarlberg, Brixen, Trient und Passau an Bayern abtrat, wofür es nur Salzburg und Berchtesgaden von dem Kurfürsten von Salzburg (dem ehemaligen Großherzog von Toscana) bekam, der dafür Würzburg erhielt, aber noch Eichstädt an Bayern

abtreten mußte. Der Herzog von Modena mußte den Breisgau, die Ortenau und Constanz an Baden und mehrere Herrschaften an Württemberg abtreten, und erhielt das Versprechen einer Geldentschädigung, das ihm aber nicht gehalten wurde.

Somit wurden Bayern um 400 Q.-M., Württemberg um 40 und Baden um 20 Q.-M. vergrößert. Außerdem wurden am 1. Jan. 1806 Bayern und Württemberg zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogthum erhoben und durch die ihnen zugesprochene Selbständigkeit ihr Band mit dem deutschen Reiche aufgelös't. — Um seinem Hause „eine legitime Weihe zu geben" verschaffte Napoleon seinem Stiefsohne, dem Vicekönig Eugen, die Hand der schönen Tochter des Königs Max von Bayern, Auguste, und Josephinen's Nichte Stephanie erhielt der Erbprinz Karl von Baden zur Gemahlin.

5. Joseph Bonaparte in Neapel. Aufstand in Calabrien. Die Herzogthümer der Marschälle. Das Königreich Holland: Ludwig. Auflösung des deutschen Reichs. Napoleon Protector des Rheinbundes. (Palm's Hinrichtung.)

Am Tage nach dem Presburger Frieden erließ Napoleon aus Schönbrunn ein Decret gegen Neapel mit den Worten: „Das Haus Bourbon hat in Neapel und Sicilien aufgehört zu regieren." Da vorauszusehen war, daß Napoleon nach dem Sieg über Österreich und Rußland seine volle Macht nach Italien werfen werde, und sich bereits ein französisches Heer unter Napoleons Bruder in Bologna sammelte, von wo aus ein Theil desselben unter Massena die Gegend um Rom und bei Rieti besetzte, so verließen die Engländer und Russen (welche letztere nur als Österreichs Verbündete da waren), das neapolitanische Gebiet und der Hof entfloh wieder (am 23. Jan.) nach Sicilien; nur der Kronprinz als Vicekönig und Prinz Leopold blieben in Neapel zurück. Desgleichen blieben die Festungen Civitella del Tronto, Pescara und Gaëta besetzt; die übrigen neapolitanischen Truppen aber wurden unter Damas in Calabrien vereinigt, wohin sich auch bald der Kronprinz begab. Die nördlichen Provinzen hatten den Befehl, sich beim Einzug der Franzosen ruhig zu verhalten.

Darauf rückte Joseph, der am 1. April 1806 von seinem Bruder zum König beider Sicilien ernannt worden war, am 13. Mai mit 40,000 Franzosen unter Masséna in Neapel ein. Doch die Engländer schützten durch eine Flotte unter Commodore Sidney Smith die Bourbons im Besitze Siciliens. Im Neapolitanischen ergaben sich die Festungen Pescara und Civitella, und selbst der Widerstand in Calabrien wurde durch Reynier bald gebrochen, indem sich die Truppen theils zerstreuten, theils geschlagen wurden, und nur Wenige mit Damas und dem Kronprinzen nach Sicilien entkamen. Selbst Gaëta, das der Herzog

von Hessen-Philippsthal lange tapfer vertheidigt hatte, mußte nach dessen schwerer Verwundung capituliren (d. 18. Juli).

Nun aber traten viele Bandenführer in Calabrien auf und wurden bei Erhebung eines Volkskriegs von daselbst landenden Engländern (unter Stuart) unterstützt. Sie drängten den Reynier wieder zurück und rieben viele vereinzelte französische Posten auf. Als aber Massena mit 18000 M. von Neapel her gegen sie anrückte und die Engländer sich im Sept. nach Sicilien zurückzogen, wurde der Aufstand, wiewohl erst nach schweren Kämpfen, durch Massena's schonungsloses Morden und Brennen der Hauptsache nach niedergeschlagen.

Unter denjenigen Bandenführern, welche den Franzosen in die Hände fielen, befand sich auch der kühne Fra Diavolo, welcher, früher ein Räuberhauptmann, bei der Ankunft der Franzosen sich für den König erklärt und eine Bande organisirt, darauf, nach erhaltener Amnestie, Oberstenrang erhalten und in diesem Gebirgskriege dem Feinde großen Schaden gethan hatte. Er wurde durch Verrath in St. Severino gefangen und, ungeachtet die Engländer seinen militärischen Character geltend zu machen versuchten, von den Franzosen im Nov. zu Neapel gehängt. Seine Thaten giengen in Volkslieder und Volkssagen über.

Nachdem Napoleon am 15. März seinem Schwager Joachim Murat Jülich, Berg und Cleve als ein Großherzogthum zugesprochen hatte, theilte er am 30. März das venetianische Gebiet in zwölf Herzogthümer und belehnte damit nach und nach gegen Leistung des „Kaisereides" seine Marschälle, um sie noch fester an seine Dynastie zu knüpfen.

So wurde Soult Herzog von Dalmatien, Bessières Herzog von Istrien, Duroc von Friaul, Victor von Belluno, Champagny von Cadore, Clarke von Feltre, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Coulaincourt von Vicenza, Maret von Bassano, Arrighi von Padua, Savary von Rovigo. Die aufgehobene alte Republik Ragusa erhielt Marmont als ein Herzogthum. Außerdem machte er den Talleyrand zum Fürsten von Benevent, und den Bernadotte zum Fürsten von Ponte Corvo. Ferner erhob er den Marschall Berthier zum souverainen Fürsten von Neufchatel.

Aus allen diesen Belohnungen trat mehr und mehr Napoleon's Bestreben zu Tage, die einzelnen Länder, die seine Macht erreichen konnte, durch Familienbande mit seiner Dynastie zu vereinigen. Darum machte er nun auch am 8. Juni 1806 seinen Bruder Ludwig zum König von Holland, obgleich er den schwergedrückten Holländern stets jede neue Besteuerung durch die Zusicherung immerwährender Selbständigkeit zu versüßen gesucht, ja letztere noch so eben im Presburger Frieden anerkannt hatte. Er fühlte sich aber so mächtig, daß er sich über alle Vertragsformen hinwegsetzte, und nur Ludwig's rücksichtsvollerem Bemühen hatte es Holland zu danken, daß ihm das Loos der Einverleibung in das französische Staatssystem weniger unerträglich wurde.

Endlich erfolgte auch die von Vielen längst vorausgesehene, weil innerlich schon eingetretene Katastrophe der Auflösung des deutschen Reichs. Nachdem Napoleon den Cardinal Fesch zum Coadjutor des Kurfürsten und Reichserzkanzlers Karl von Dalberg ernannt hatte, traten

auf Napoleon's Betrieb unter Talleyrand's Beiwirkung die vier Kurfürsten Dalberg, Bayern, Württemberg und Baden, der Großherzog von Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Nassau, die Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen), die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein und die Fürsten von Lichtenstein (dieser nur gezwungen), Ahremberg und von der Leyen mit der Erklärung an den Regensburger Reichstag und mit dem Antrag an Napoleon hervor, daß sie kein deutsches Reich mehr anerkennen, sondern sich zu einem Rheinbund vereinigen wollten, der den Kaiser Napoleon zum Protector desselben wähle.

Napoleon säumte nicht, auch seiner Seits am 1. August zu erklären, daß er kein deutsches Reich mehr anerkenne und das Protectorat über den Rheinbund annehme.

Kaiser Franz II erließ hierauf am 6. August 1806 eine in würdiger Sprache abgefaßte Erklärung, daß er unter den gegenwärtigen Verhältnissen die bei seiner Wahlcapitulation eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr halten könne und daher alle Kurfürsten und Stände ihres geleisteten Eides entbinde; er lege daher die römische Kaiserkrone nieder, spreche alle deutschen Theile seines Reichs von ihren bisherigen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich los und stelle dieselben in Vereinigung mit seinen übrigen Landen forthin unter die österreichische Kaiserkrone.

Also zerfiel nach 1006 Jahren das heilige Römische Reich deutscher Nation, dessen Oberhaupt einst die erste weltliche Würde der Christenheit besessen hatte, das aber im Laufe der Zeit durch die Kirchenspaltung uneinig, durch die Sonderbestrebungen seiner Fürsten schwach, durch die mechanische, kraftlose Handhabung seiner Formen lahm und durch Mangel an nationalem Gemeinsinn faul geworden war und daher bei dem letzten Schwertschlag eines so gewaltigen Geistes, wie Napoleon, in Trümmer fallen mußte.

Übrigens sollte man doch nie vergessen, daß die altdeutsche Reichsverfassung zur Zeit ihrer vollkräftigen Erscheinung auch eine Seite hatte, von der aus betrachtet, sie den nachher auf sie gehäuften Spott nicht verdiente: denn in keinem andern europäischen Lande jener frühern Zeit waren allen Ständen und allen Klassen so vielfache Aussichten auf Mitbetheiligung am Reichsregimente eröffnet. Die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen Fürsten in der Wahl aus dem hohem Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räthe waren zumeist aus dem Mittelstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger- und Bauernstande. Demnach fand der sogenannte dritte Stand in keinem europäischen Staate eine solche Auszeichnung, als im deutschen Reiche durch das Collegium der Reichsstädte, wo „ein Magistrat von lauter Zunftmeistern und Handwerkern unmittelbarer Reichstand sein und an dessen Gesetzgebung theilnehmen konnte." Seit freilich diese Verfassung zu einem wesenlosen Schatten wurde und für diese Rechte kaum noch der Namen blieb, war der Fall des Gebäudes nur noch eine Sache der Zeit, deren Zahn eben jetzt die letzten Stützen zernagt hatte.

Der Sitz des Rheinbundestages war Frankfurt am Main, welche Stadt Napoleon einige Zeit zuvor unter dem Vorwand, sie habe

englische Waaren eingeführt, ihrer alten Freiheiten beraubt hatte, und die er jetzt dem „Fürst Primas" v. Dalberg gab, der den Vorsitz in der Bundesversammlung zu führen das Recht bekam. Doch behielt sich Napoleon das Recht vor, den jedesmaligen Nachfolger desselben zu ernennen, um stets den Bund nach seinem Gefallen lenken zu können. Wer von den Fürsten des Rheingebiets sich nicht zeitig genug dem Bunde anschloß, wurde mediatisirt d. h. seiner ehemaligen Reichsunmittelbarkeit beraubt und einem Andern unterworfen.

Die Fürsten des Rheinbundes wurden zwar im Innern ihrer Lande unumschränkte Souveraine und erhielten sogar noch alle Gebiete der in ihren Territorien angeseßnen „noch nicht mediatisirten" Reichsfürsten und Reichsstände; nichts desto weniger würden sie selbst durch diesen Tausch ihres Oberherrn nur noch abhängiger als zuvor. Denn sie mußten das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, an — Napoleon abtreten, ihm ihre Mannschafts-Contingente zur Verfügung stellen, und sich allen Forderungen seiner Herrscherwillkür fügen. Ihre Unterthanen verloren alle ihre ständischen Rechte, mußten sich französische Verwaltungsmaximen gefallen und selbst ihr heimisches Recht und ihren kirchlichen Glauben durch die systematische Anwendung der französischen Aufklärungstheorien untergraben lassen. So war denn der Rheinbund dem Wesen nach ein „Vasallenvertrag", durch welchen die Bundesglieder ihre äußere Selbständigkeit in die Hand einer fremden Macht gaben, und ist eben dadurch ein Beweis der damaligen politischen und nationalen Erniedrigung Deutschlands. Zwar mußte er dazu dienen, daß im Innern seiner Staaten wesentliche Verbesserungen angebahnt wurden, welche in der Folge auch dem übrigen Deutschland zu Gute kommen sollten: es sei z. B. an die bessere Ausbildung des Militärwesens, an die Vereinfachung des Steuerwesens, an die Verbesserung der Bildungsanstalten, an die Aufhebung der Schroffheit in den confessionellen Gegensätzen, an die Hebung der in der Entwicklung zurückgebliebenen geistlichen Territorien u. a. dgl. erinnert. Indeß wurden alle diese Reformen mehr „in der Weise eines aufgeklärten Despotismus" und nicht auf dem natürlichen, eigenthümlich-nationalen Entwicklungswege durchgeführt. Und hatte es auch den Schein, als ob die 13 Millionen rheinbündische Deutschen doch wieder eine gewisse Einigung gefunden hätten, wie das alte deutsche Reich sie kaum je aufzuweisen hatte, und als könnte diese Einignng für eine künftige Gestaltung des ganzen Deutschlands zur Wegweisung dienen, — so konnte doch unter einem Napoleon, der darauf ausgieng, diese mit ihm verbündeten Staaten, ja mit denselben auch noch das übrige Deutschland dem französischen Reiche einzuverleiben, ein solcher Bund in keiner Weise eine Brücke zur kräftigen Einigung Deutschlands sein, mußte vielmehr zu einem Hinderniß derselben werden. (S. die deutschen Einheitsbestrebungen, v. K. Klüpfel 1853.)

Noch in demselben Monat des Unheils, das mit der Errichtung des Rheinbundes über Deutschland gekommen, sollte eine Gewalthandlung des Protectors den schlagenden Beweis geben, wie die erworbene Unabhängigkeit der Rheinbundfürsten zu verstehen sei. Aus deutsch-vaterländisch-gesinnter Feder war eine kleine Schrift im Verlag des Buchhändlers Palm in Nürnberg erschienen, welche „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" darzustellen und in den Deutschen das eingeschlafene Bewußtsein ihrer alten Freiheit aufzuwecken suchte. Plötzlich ließ Napoleon den jungen Verleger festnehmen und nach Braunau führen, wo er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und, weil er sich edelmüthig weigerte, den Verfasser zu nennen, erschossen wurde. — Da giengen bereits Tausenden die Sinne auf, daß sie erkannten, wie weit es schon mit Deutschland gekommen und was Alles für dasselbe von dem allgemein bewunderten Fremdherrn noch zu befahren sein werde.

Hatte daher schon der förmliche Eintritt der Auflösung des alten deutschen Reichskörpers viele deutsche Gemüther, deren Gefühl nicht in Herrsch-, Hab- und Genußsucht erstickt waren, fast so schmerzlich berührt, wie uns der wirkliche Eintritt des längst vorausgesehenen Todes eines durch Pietät und Gewohnheit mit uns verbundenen hochbejahrten Verwandten betrübt, und war daher in vielen Gemüthern die Sehnsucht nach einer verklärten Wiedererstehung der alten Reichsherrlichkeit geblieben, so wurde diese gerade jetzt nach solchen Vorgängen um so lebendiger, je form- und rechtloser man von nun an fremde Willkür im heimischen Lande schalten sah.

3. Kapitel. Preußens Demüthigung und Deutschlands Erniedrigung.

1. England gegen Preußen wegen Hannover. Die Kriegspartei in Preußen. Entwurf eines norddeutschen Bundes. Preußens Bund mit Rußland, Schweden und England. Die Rheinbundarmee. Zustand des preußischen Heeres. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt. Folgen derselben.

Während ganz Frankreich und besonders Paris vom Triumphjubel wiederhallte und Kaiser Napoleon sich nun auch wieder im Glanz der Friedenswerke zu zeigen bemüht war, indem er Paris mit Siegessäulen und Triumphbögen nach antiken Mustern schmückte, Kanäle und Straßen bauen ließ, die (durch Ouvrard's Betrügereien gestörten) Finanzen ordnete, für eine Civilprozeßordnung sorgte, die Pariser Universität gründete, und so mit bewundernswürdiger Thätigkeit an seinem und Frankreichs Ruhm arbeitete, — war man in Preußen in der gedrücktesten Lage und trübsten Stimmung. Denn den Unwillen Englands über den Verlust Hannovers, das Preußen von Napoleon angenommen hatte, fühlte man bereits in der völligen Sperrung der Häfen und in der Störung des preußischen Seehandels auf das empfindlichste.

In England war nämlich am 23. Jan. 1806 der unverdrossene Bekämpfer des revolutionären und imperialistischen Despotismus, der große, besonnene Pitt, unter vielen Sorgen wegen eines traurigen Ausgangs des Continentalkriegs mit dem Seufzer: „Ach mein Vaterland!" gestorben, und sein Tod hatte den Kaiser Napoleon von seinem gefährlichsten Feinde befreit. Pitt's Nachfolger, der revolutions-freundliche, hastigvorgreifende Fox arbeitete dem Napoleon in die Hände, vorzüglich durch seine Feindschaft gegen Preußen, gegen das er im Parlament die Kriegserklärung vom 11. Juni durchsetzte, worauf sogleich die Beschlag- und Wegnahme einiger hundert preußischer Handelsschiffe erfolgte. — Gustav IV von Schweden, ein trotziglaunischer, leidenschaftlicher Mann von unklarem, queerem Urtheil hatte schon im Mai mit Preußen gebrochen und hielt gleichfalls die preußischen Küsten blokirt.

Aber nicht bloß die Handelswelt, sondern auch das Militär in Preußen war voll Unmuth, und besonders verwünschten die jungen Gardeoffiziere, welche auf der Tradition des preußischen Kriegsruhms aus der Zeit Friedrichs des Großen standen, die Politik des Ministers, welcher Preußen nun an den Siegeswagen Napoleons gebunden, ja ganz an denselben verrathen habe. Selbst der feurige Prinz Ludwig von Preußen und die muthige Königin Luise, über den innern Zustand des Heeres sich täuschend, ermuthigten die Kriegspartei. Nur von Berenhorst, ein älterer, und von Bülow, ein jüngerer Offizier, wiesen auf die vorhandenen Schäden des preußischen Kriegswesens hin, wurden aber verhöhnt und verfolgt.

Dem Könige dünkte vorerst Ruhe das Beste und er beschäftigte sich gern mit Haugwitzens Plan eines norddeutschen Fürstenbundes, der die noch übrigen freien norddeutschen Staaten vereinigen und dessen Protector er, der König, sein sollte.

Napoleon nahm in dieser Beziehung gegen das preußische Cabinet den Schein an, als billige er den norddeutschen Bund. Das that er aber bloß, um nicht von Preußen in den Friedensunterhandlungen gestört zu werden, welche um diese Zeit zwischen ihm und Rußland im Gang waren. Insgeheim aber ließ er Sachsen und Hessen durch Drohungen und Versprechungen, — die Hansestädte durch bestimmte Weisung vom Beitritt zu diesem Bunde abmahnen, und zwar die letztern durch die Versicherung, daß ihm ihre Unabhängigkeit von großer Wichtigkeit sei, während er doch in derselben Zeit die Hansestädte den Engländern als eine Entschädigung für den König Ferdinand von Neapel anbot, wenn dieser auf Sicilien verzichte, gleichwie er in seinen Unterhandlungen mit Rußland zu demselben Zweck die balearischen Inseln auf Kosten Spaniens angeboten hatte. — Das ist eine Probe napoleonischer Politik.

Bald aber zeigte sich's, daß Napoleon nur den rechten Zeitpunct abwarten wollte, um sein Joch auch auf Preußen und ganz Norddeutschland zu legen. So versagte er ihm die Entschädigung, welche Preußen für die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth zugesagt worden war; so nahm er die Festung Wesel für sich weg und duldete, daß Murat (als Großherzog von Berg) sich drei preußische Abteien zueignete, und nun bot er sogar insgeheim den Engländern Hannover wieder an, das er so eben an Preußen überlassen hatte.

Als Friedrich Wilhelm III darüber sichere Kunde erhielt, ward er höchst entrüstet und trat sogleich mit Rußland, Schweden und

England wegen einer neuen Vereinigung in Unterhandlung. Alle drei erklärten sich dazu bereit: denn in England war indessen Fox gestorben, in Rußland hatte man sich nur wegen Preußens unbestimmter Haltung Napoleon genähert; in Schweden war von Anfang an der Geist des Cabinets gegen Frankreich gerichtet. Österreich jedoch, das gleichfalls zum Beitritt eingeladen wurde, fühlte sich noch zu geschwächt und mißtraute auch Preußen, weil es von diesem in seinem Kampf mit Napoleon im Stich gelassen worden war.

Bereits hatte der König sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt, und mit ungeduldiger Kampfbegier erwarteten die jüngeren Offiziere den Befehl zum Losschlagen. Alles war im Voraus siegestrunken und hohe Worte tönten von den Lippen des jüngsten Lieutenants und Junkers: denn Jedem schien es eben so leicht als nöthig, die preußische Ehre an dem treulosen Corsen zu rächen. Wenige zweifelten, der Geist Friedrichs des Großen, an dessen Einrichtungen in Staat und Heer man bisher der Form nach so pünctlich, ja pedantisch festgehalten hatte, werde das Seine thun und die Tage von Roßbach und Minden erneuern.

Nur der vorsichtige König wollte noch mit Friedensunterhandlungen einen Versuch machen. Allein Napoleon, längst einen Zusammenstoß mit Preußen voraussehend, hatte noch an 150,000 M. in Süddeutschland stehen, die er selbst mit gewohnter Raschheit vermehrte. Und ehe man sich's versah, erschien er am 28. Sept. in Deutschland, wo er nicht nur die bisherigen Glieder des Rheinbunds zu den nöthigen Anstrengungen trieb, sondern auch demselben noch ein neues Glied an dem Großherzog von Würzburg gewann, ja sogar dem preußischen Bunde einen seiner Genossen, den Kurfürsten von Hessen, abwendig machte, indem er denselben zur Neutralität vermochte.

Schon rückten die Bundesarmeen Napoleons in ihre angewiesenen Stellungen, als Preußen, ohne die russische Hülfe abzuwarten, (denn „die preußische Ehre“, hieß es, heischt, daß man den Sieg allein erkämpfe), am 1. Oct. 1806 dem Kaiser mit Krieg drohte, wenn er nicht Wesel herausgäbe und mit seinem Heere hinter den Rhein zurückgehe. Obgleich man sich sagen konnte, daß Napoleon mit dem Schwert darauf antworten werde, so zauderte man doch an einem kühnen Vorgehen und rückte nur bis zu der Gränze des Thüringer Waldes vor, wo man zuwartend stehen blieb.

Dazu kam, daß der König aus einer gewissen Pietät den Oberbefehl dem greisen Herzog Ferdinand von Braunschweig übergeben hatte, dem es, einem Genie wie Napoleon gegenüber, eben so an allen nöthigen Eigenschaften fehlte, als es dem ihm untergebenen preußischen Heere an der Kriegsübung und Kriegsverwaltung gebrach, welche das aus der Schule der Revolution und des Bonapartismus hervorgegangene Heer des Gegners so wesentlich auszeichnete.

Die ältern Offiziere des damaligen preußischen Heeres entrissen sich ungern ihrem langgewohnten Garnisonsleben; die jüngern führten prahlende Reden und triumphirten vor dem Sieg. Die Gemeinen hatten kein Zutrauen zu ihren Offizieren, von denen sie meist nur mit Stolz, Brutalität und Tyrannei behandelt wurden. — Da die meisten Offiziere von Adel waren, so glaubten viele in ihrem Hochmuth den Soldaten und Bürger wegwerfend behandeln zu dürfen, und hielten Schwelgerei und Schuldenmachen für nichts Entehrendes. — Die Unteroffiziere und die Gemeinen bestanden, wie zu Friedrichs des Großen Zeiten, theils aus Ausgehobenen, theils und zwar meist aus Geworbenen und Fremden, die häufig desertirten. — Die Heeresverwaltung ließ es den Soldaten an ausreichender und gesunder Nahrung und angemessener Kleidung fehlen, so daß sie vor Kälte und Hunger nicht gehörig geschützt waren. — Da das preußische Heer nicht wie das französische aus Bivouakiren gewöhnt war, so vermehrten Zelte die Gepäcklast, welche von den Offizieren durch das Mitführen der sonderbarsten Bequemlichkeiten vergrößert wurde und die leichte Bewegung des Heeres erschwerte.

Weil man noch immer auf eine Antwort Napoleon's wartete, so nahm das preußische Heer eine Stellung, um dem Feind nach zwei Seiten (nach Westen und Süden) hin die Spitze bieten zu können. Der Herzog von Braunschweig mit dem Hauptquartier, worin sich auch der König und die Königin befanden, stund 57,000 M. stark anfangs bei Naumburg an der Saale, und der Herzog von Hohenlohe mit 23,000 Preußen und 19,000 Sachsen anfangs bei Chemnitz in Sachsen, bis der letztere mit dem noch ein besonderes Corps von 27,000 commandirenden, anfangs bei Erfurt aufgestellten General Rüchel zum Hauptheere stoßen mußte, das sich nun aus dem Saalthale heraus mehr gegen Weimar hinzog.

Allein Napoleon, dessen Heer von 200,000 M. sich bei Würzburg gesammelt hatte, schlug die Richtung über Hof ein, um die Preußen im Osten zu umgehen und sie auf der Seite und im Rücken zu fassen. Schon am 9. Oct. (dem Tag der preußischen Kriegserklärung) wurde zwischen Hof und Schleiz ein dort zurückgelassenes preußisches Corps unter Tauenzien von Bernadotte angegriffen und zum Weichen gebracht; Tags darauf wurde die Vorhut der Hohenlohischen Armee bei Saalfeld geworfen und Prinz Louis von Preußen, der sie führte und voll überkühnen Muthes der Übermacht nicht weichen wollte, in einem Reiterkampf getödtet.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Neffe Friedrichs des Großen, befehligte die Vorhut der Heeresabtheilung des Fürsten Hohenlohe. Er brach am 10. October mit 6000 M. noch vor Tagesanbruch von Rudolstadt nach Saalfeld auf. In der Nähe dieser Stadt stieß er auf den Feind, der mit Übermacht von der Höhe des Thüringer Waldes in das Saalthal zum Angriff vorrückte. Bereits hatte das Gefecht begonnen, als aus Hohenlohe's Hauptquartier der Befehl kam, nicht nach Saalfeld vorzugehen, weil dieß eine gefährdete Position sei. Der Prinz konnte aber das Gefecht nicht mehr abbrechen. Fünf Stunden lang focht er gegen den fünfmal stärkeren Feind; zuletzt wagte er noch mit seiner Reiterei auf die französische eine kühnen Angriff, der aber mißglückte, so daß die Seinigen in Flucht sich auflösten. Vergebens stemmt er sich den Fliehenden entgegen, er wird mit fortgerissen, sein Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen, er wirft sich aus dem Sattel und ergreift die Pistolen, zwei Feinde sprangen auf ihn zu, er schießt nach ihnen, streift den einen, verfehlt aber den andern, der ihm zu-

ruft, sich zu ergeben. Da ergreift der Prinz den Säbel und kämpft mit beiden Reitern, bis ihn ein Hieb in das Hinterhaupt zu Boden streckt, worauf der eine sich vom Pferde wirft und ihm mehrfach die Brust durchbohrt. Mit 13 Wunden bedeckt wurde der Leichnam des heldenmüthigen Jünglings von Bauern nach Saalfeld gebracht.

Dieser Tod war für den Muth der Kriegseifrigen im Hauptquartier zu Weimar um so niederschlagender, da sich dort die totale Unfähigkeit des Oberfeldherrn mehr und mehr herausstellte und in dem Kriegsrathe, wie außer demselben die entgegengesetztesten Meinungen sich begegneten, zumal gewichtige Stimmen, wie die des im Heere beliebten Feldmarschalls Kalkreuth, des alten Feldmarschalls Möllendorf und des tüchtigen Generals Rüchel, den Krieg als verfrüht und seine Führung als verfehlt laut mißbilligten.

Als Zersprengte von Saalfeld her in Jena anlangten, wo Hohenlohe sein Hauptquartier hatte, wurde man mit Schrecken gewahr, daß Napoleon von Gera her über Kösen und Naumburg anrücke, folglich sich im Rücken der preußischen Armee befinde. Der Wirrwarr, der nun im Heere entstand, war unbeschreiblich, zumal es an der rechten Verpflegung fehlte und die Sachsen mit den Preußen in erbitterten Streit darüber geriethen.

Nach diesem übeln Vorspiele erfolgte am 14. Oct. 1806 die für Preußens Geschick so unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, in welcher die preußischen Heere völlig geschlagen wurden und dadurch, so wie auf ihrem ungeordneten Rückzuge den Beweis gaben, daß sie es in ihrer veralteten Verfassung mit der neuen Kriegskunst Napoleons noch nicht aufnehmen konnten.

Der Fürst von Hohenlohe hatte das Saalthal geräumt und nur den General Tauenzien auf den Höhen von Dornburg zurückgelassen, aber vergessen, den wichtigen Landgrafenberg bei Jena zu besetzen, der die ganze Gegend beherrscht. Sogleich ließ Napoleon, dessen scharfer Blick diese Blöße auf der Stelle gewahrte, von Jena aus in der Nacht Kanonen hinaufschleppen und entzog durch die Besetzung dieses Berges den Preußen den Vortheil ihrer bisherigen Stellung. Nun gebot der Herzog von Braunschweig allen Truppenabtheilungen den Rückzug; aber Napoleon überfiel sie, ehe sie denselben antreten konnten. Hohenlohe, der in Kapellendorf sein Hauptquartier hatte, schlief noch, als der Kanonendonner ihn weckte und ihm kaum Zeit ließ, die nöthigen Anordnungen zur Schlacht zu treffen. Daher wurden seine Truppen geschlagen und selbst die ihm zu Hülfe eilende Division des Generals Rüchel wurde mit in die Flucht gerissen. Nur die sächsische Reiterei unter General Zeschwitz schlug sich durch.

An dem gleichen Morgen wurde Braunschweigs Heer bei Auerstädt (auf dem Wege von Weimar nach dem Kösener Paß) von Davoust und Bernadotte überfallen. Gleich im Beginn des Kampfes wurde der Herzog von Braunschweig beim Recognosciren einer Batterie von einer Flintenkugel in's rechte Auge getroffen, so daß ihm dadurch auch das linke aus der Höhle getrieben wurde und er besinnungslos zurück-, und vor den nachrückenden Truppen vorübergetragen werden mußte. Die preußische Reiterei unter Blücher machte einen muthigen Angriff, wurde aber zurückgeschlagen; eben so mußten zwei Divisionen Fußvolk der Übermacht weichen. Noch einmal machte Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) einen Reiterangriff, und eben so drang das Fußvolk unter dem Prinzen Wilhelm von Ora-

nien abermals vor; beide aber konnten die feindlichen Quarré's nicht durchbrechen und wurden zurückgeschlagen, so daß Kalkreuth dem Könige rieth, den Rest des Heeres zu retten und mit der Hohenlohischen Armee zu vereinigen, von deren Niederlage bei Jena man noch keine Kunde hatte. Daher gebot der König den Rückzug in der Absicht, die Schlacht am andern Tag zu erneuern. (Preußischer Seits wurden 10000 Todte und Verwundete und 18000 Gefangene beklagt.) Als man jedoch Hohenlohe's Unglück erfuhr, bezeichnete der König Magdeburg zum Sammelort, um von dort aus, nach Heranziehung der bei Halle stehenden Reserven, Berlin zu decken.

Während die zerstreuten preußischen Corps (jedoch nur zum Theil, denn des Königs Befehl hatte nicht alle erreicht) die Rückzugslinie nach Magdeburg einschlugen, eilte Napoleon, nachdem er in Jena mit kluger Berechnung alle sächsischen Gefangenen frei gegeben hatte, nach Weimar, wo er den Herzog Karl August zum Anschluß an den Rheinbund nöthigte, und ließ durch Murat und Ney das feste Erfurt berennen. Der alte Möllendorf, der sich nach der Schlacht bei Auerstädt verwundet dahin begeben und den Befehl in der Festung übernommen hatte, übergab sie in der Bestürzung ohne alle Vertheidigung mit 14,000 M. und 120 Kanonen.

Noch war Prinz Eugen von Württemberg mit der Reserve in unbegreiflicher Sicherheit bei Halle stehen geblieben; er wurde unversehens von Bernadotte überfallen und mit großem Verlust aus der der Stadt geworfen. Eine gleiche Demüthigung erfuhren auch die Heeresabtheilungen an der Elbe und Oder: die eine, unter Hohenlohe, ergab sich bei Prenzlau (an der Ukker) ohne Schwertschlag; das Gleiche thaten zwei andere bei Anclam und Pasewalk. Denn allenthalben schlug der Übermuth, der sich in vielen preußischen Führern gezeigt hatte, in Kleinmuth und Rathlosigkeit um. Nur Blücher, der nie den Muth verlor, entgieng mit seinem Corps von 5000 M. durch ein Finte glücklich einer ihm beim Rückzug in den Weg tretenden französischen Division und wendete sich, da er den Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau nicht mehr erreichen konnte, mit dem an sich gezogenen Corps des Herzogs von Weimar nach Lübeck.

Gebhard Lebrecht von **Blücher**, geb. d. 16. Dec. 1742 zu Rostock, Sohn eines aus einem Mecklenburgischen Adelsgeschlechte stammenden hessischen Rittmeisters, hatte schon einen Theil des siebenjährigen Kriegs mitgemacht, anfangs in schwedischem, dann, nach einer Gefangennehmung, im preußischen Dienst. Nachher als es zur ersten Theilung Polens kam, wurde er als Rittmeister eines Husarenregiments dahin geschickt. Da ihm daselbst einige seiner Husaren heimlich ermordet wurden und er einen polnischen Priester, der als Fanatiker bekannt war, für den Urheber hielt, befahl er ihn zu erschießen, ließ ihn aber mit der Todesangst davon kommen. Deßhalb erhielt er von Friedrich dem Großen, der die Polen geschont wissen wollte, seinen Abschied und bis zu des Königs Tod keine Anstellung mehr. Erst Friedrich Wilhelm II gab ihn seinem Regiment zurück und ernannte ihn bald zum Obersten desselben. In dieser Eigenschaft machte er die preußischen Feldzüge am Rhein bis zum Basler Frieden 1795 mit und erhielt das Commando der sog. Demarcationslinie. In der nun eintretenden Mußezeit schrieb er sein „Tagebuch der Feldzüge am Rhein“. Als Preußen 1806 die Waffen wieder erhob, war er bereits 60 Jahre alt, aber unter seinem schneeweißen Haupte schlug noch eine feurige Jünglingsbrust.

So wie im Felde die zerstreuten Theile der preußischen Armee mit geringer Ausnahme auf die kläglichste Weise die Waffen streckten, so ergaben sich auch die meisten preußischen Festungen zur Schmach ihrer Commandanten, welche meist alte, steifgewordene Zöglinge des altpreußischen Militärsystems waren. Gleich nach der schon erwähnten Einnahme von Erfurt ergab sich Spandau, darauf am 29. Oct. Stettin, der Schlüssel der Ostsee, ohne alle Vertheidigung; am 31. Oct. das feste Küstrin, gleichfalls ohne Gegenwehr auf fast verrätherische Weise; am 8. Nov. die wohlversehene Hauptfestung Magdeburg mit 22,000 M. an das nur 10,000 M. starke Corps des Marschalls Ney; am 21. Nov. Hameln, das dann geschleift wurde; am 25. Nov. die Festungen Pfaffenberg und Niendorf. Nur Blücher, der sich in der Noth in die neutrale Hansestadt Lübeck geworfen hatte, vertheidigte sich hinter den längst halbniedergerissenen Mauern aufs tapferste, wiewohl ohne Hoffnung auf Erfolg, nur um seiner Pflicht ein Genüge zu thun; er mußte aus Mangel an Schießbedarf dem in die Stadt stürmenden Bernadotte weichen und sich nachher dem Sieger ergeben. Die arme Stadt aber, die Schutzgenossin Frankreichs, mußte es auf das schwerste entgelten und drei Tage lang die ärgste Plünderung und barbarischeste Behandlung von den Franzosen erfahren.

Als Napoleon mit Sachsen Frieden gemacht hatte, überzog er mit einem Heer unter seinem Bruder Jerôme und Vandamme das schlesische Land, wo sich die Festungen mit etwas mehr Ausdauer, ja einige mit großem Ernst vertheidigten, wiewohl auch sie nicht auf Belagerungen gefaßt waren. So fiel am 2. Dec. nach dreiwöchentlicher Gegenwehr Glogau, dessen Geschütz dienen mußte, die übrigen Festungen zum Fall zu bringen. Breslau schien sich nur zum Schein zu vertheidigen und wurde an Vandamme den 5. Jan. 1807 mit 250 Kanonen zum Verdruß der gemeinen Soldaten übergeben, die ihren feigen Offizieren ihre Verachtung fühlen ließen. Am 12. Jan. fiel Brieg und wurde geschleift; am 16. Febr. ergab sich nach nur dreitägiger Beschießung die mächtige, mit 249 Kanonen und großen Vorräthen versehene Festung Schweidnitz. Am ehrenhaftesten vertheidigten sich Neiße, das General Steensen erst am 16. Juni — und Cosel, das Oberst Neumann an gleichem Tage übergab. Glatz wurde vom Grafen Götz auf's tapferste vertheidigt und blieb mit der Felsenfeste Silberburg in preußischen Händen.

2. Napoleon in Berlin. Die Continentalsperre. Napoleon und die Polen. Napoleon in Warschau. Die Schlacht bei Eylau. Schill in Colberg. Die Schlacht bei Friedland. Waffenstillstand. Die Königin Luise. Der Friede von Tilsit.

Napoleon selbst war in rascher Benützung des Siegs bei Jena von Weimar aus über Naumburg und Leipzig gegen Berlin vorgerückt, das wenige Tage zuvor (d. 24. Oct.) Davoust ohne Widerstand besetzt

hatte: denn der König und die Königin hatten sich nach Königsberg geflüchtet, um in Rußlands schützender Nähe zu sein. Am 28. Oct. hielt Napoleon von Potsdam aus, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, seinen Siegeseinzug durch das Brandenburger Thor, vor welchem er die „Victoria mit dem Viergespann" wegnehmen und diese Ehrenzierde Berlins sammt andern Kunstschätzen aus den königlichen Schlössern nach Paris bringen ließ.

Als er in Potsdam und Sanssouci mit seinen Marschällen die Zimmer Friedrich's des Großen betrat, und zwar mit abgenommenem Hut, um das Andenken dieses Genius zu ehren, nahm er den dort bewahrten Degen Friedrich's sammt seiner Standuhr mit, und da gerade dessen jährliches Gedächtnißfest einfiel, befahl er dasselbe in herkömmlicher Weise zu feiern, und ließ sich's gefallen, daß der Festredner Johannes Müller (der Geschichtschreiber) das Lob Friedrich's in das — des Kaisers Napoleon verwandelte.

W. Menzel a. a. O. erinnert mit Recht, daß J. Müller kurz zuvor in seinem Aufruf zum heiligen Krieg jeden Preußen für ehrlos erklärt hatte, der nicht gegen Napoleon die Waffen ergriffe, während er jetzt, von des Siegers gnädiger Begegnung bei der Audienz entzückt, seinen Lobredner machte. Überhaupt zeigte sich damals fast ganz Berlin, besonders die dortigen kön. Behörden und der Magistrat, in einem nicht eben sehr patriotischen Lichte! — Aber auch der Sieger benahm sich in seinen Bülletins durch vielfache Ausfälle auf die Königin von Preußen nichts weniger als groß. Theils kannte er schon ihre Gesinnungen gegen ihn aus den Berichten seiner Gesandten, theils hatte er sie aus ihren, bei der eiligen Flucht in ihrem Gemache zu Potsdam zurückgelassenen Correspondenzen ersehen. Daher suchte er sie in mehreren seiner Bülletins lächerlich zu machen und gab ihr in bittern Äußerungen Schuld, daß sie das Kriegsfeuer angeblasen und den König wider seinen Willen zum Krieg fortgerissen habe.

Ungeachtet sich die preußische Hauptstadt vor dem Gewaltigen so überschwänglich demüthigte, mußte sie ihm doch dritthalb Millionen Thaler erlegen; ähnliche Contributionsbefehle ergiengen auch an andere Städte der eroberten Provinzen. Gleiches Loos traf die verbündeten Länder. Sachsen erkaufte sich „Schonung" für 8 Mill. Thaler; Hannover mußte 9 Mill. Thlr., Weimar eine halbe Mill. zahlen; Braunschweig bekam seinen besondern Zorn zu fühlen und der unglückliche Herzog dieses Landes, der sich nach dem Verluste seiner Augen bei Auerstädt nach Braunschweig hatte bringen lassen, mußte, obgleich noch schwer leidend, sein väterliches Erbe verlassen und sich nach Ottensen auf das dänische Gebiet flüchten, wo er, von der Erschütterung der Reise im Gehirn verletzt, in kurzer Frist starb.

In Berlin war es auch, wo Napoleon, durch das Decret v. 21. Nov. 1806 die Continentalsperre verfügte, indem er gebot, alle englischen Waaren auf dem europäischen Festland wegzunehmen, auf alle Schiffe (selbst neutrale), die aus englischen Häfen kamen, Beschlag zu legen und jeden Handels- oder sonstigen Verkehr mit England einzustellen. Auch erklärte er, von seinen bisherigen und künftigen Eroberungen keine herausgeben zu wollen, bis England die Colonieen

herausgegeben haben werde, die es Frankreich und dessen Verbündeten weggenommen habe. Damit that er zwar den Engländern großen Schaden, aber nicht geringern auch der Continentalhandelswelt und allen Denjenigen, welchen gewisse Colonialwaaren zum täglichen Lebensbedürfniß geworden waren. Nur die französische Industrie zog bedeutenden Nutzen davon, indem Frankreich von da an den Markt des europäischen Festlandes mit seinen Producten versorgte.

Während nun Mortier mit einem Theil der Armee auf Norddeutschland lag, rückte das Hauptheer an die Weichsel. Napoleon selbst brach am 6. Nov. von Berlin nach Posen auf, um die Polen in Aufstand zu setzen. In Kurzem waren die preußischen Truppen aus preußisch-Polen vertrieben und zwei Festungen in den Händen der Insurgenten. Als eine Deputation der Polen den Kaiser in Posen um die Wiederherstellung ihres Reiches bat, gab er ihnen eine unbestimmte Antwort, weil er für jetzt Österreich nicht reizen wollte.

Unterdessen machten die Russen, von denen 60,000 M. unter Bennigsen gegen Warschau im Anzug waren, bei der Annäherung der französischen Armee eine rückgängige Bewegung, und Murat rückte am 28. Nov. in Warschau, Ney am 6. Dec. in Thorn ein, worauf Napoleon am 13. selbst nach Warschau kam und von da aus die wieder gegen ihn vorrückenden Russen in mehreren Gefechten, besonders aber im Treffen bei Pultusk am 26. Dec. schlug, aber seinen Sieg wegen der schlimmen Witterung und des dadurch unwegsam gewordenen Bodens nicht weiter verfolgte, sondern seine Truppen sich pflegen ließ.

Unversehens aber wurde Bernadotte von dem wieder vordringenden Bennigsen bei Mohrungen überfallen und geschlagen; doch da Napoleon seine Truppen schnell zusammenzog und den Bennigsen drängte, sah sich dieser, um Königsberg zu retten, gezwungen, am 7. und 8. Febr. 1807 bei preußisch-Eylau eine Schlacht anzunehmen. So mörderisch diese war, so unentschieden blieb sie und beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

Sie wurde im Schneesturm bei grimmer Kälte geliefert und 200000 M. standen einander gegenüber. Der Sieg war mehr auf Bennigsen's Seite; da ihm aber Napoleon an Streitkräften überlegen war, so zog er sich am andern Tag zurück. Napoleon wagte es aber nicht, ihn zu verfolgen: doch verließ er, um als Sieger zu erscheinen, erst einige Tage später das Schlachtfeld, worauf Bennigsen sogleich wieder Eylau besetzte. Jeder Theil hatte einen Verlust von wenigstens 25000 M., welche die Wahlstatt bedeckten. Darunter befand sich französischer Seits der Kern der Garde.

Hierauf bot Napoleon dem König von Preußen einen Frieden an, um ihn von Rußland zu trennen; der König wollte aber von Rußland nicht lassen, und schlug das Anerbieten aus. Auch die Festungen Colberg und Graudenz hielten sich durch den Muth und die Tapferkeit ihrer Vertheidiger. Danzig, dem die Engländer und Schweden versäumten zu Hülfe zu kommen, verstand sich erst nach Kalkreuth's 50tägiger,

muthiger Vertheidigung, aus Mangel an Munition d. 26. Mai zum Capituliren. Die Besatzung erhielt freien Abzug.

Die von Sümpfen umgebene Festung Colberg, an der Mündung der Persante in die Ostsee, war durch die Bemühung des tapfern Lieutenants Ferdinand von Schill (der aus der Schlacht bei Auerstädt entkommen war und mit einem kleinen Freicorps, auf diese Festung gestützt, den Franzosen viel Abbruch that,) reichlich mit Vorräthen versehen worden, wurde aber von einem schwachen „dienststeifen" Commandanten befehligt, der gewiß bald capitulirt haben würde, wenn nicht ein tüchtiger Bürger dieser Stadt, Namens Nettelbeck, obgleich schon 70 Jahre alt, durch seine in früherm Seedienst gestärkte Kraft und Gewandtheit, Entschlossenheit und Furchtlosigkeit, an der Spitze der Bürgerschaft, die Vertheidigung anfangs allein —, nachher in Verbindung mit dem neuen Commandanten, Oberst von Gneisenau, so geschickt und energisch geleitet hätte, daß die Franzosen unter Mortier, ungeachtet sie schon die Außenwerke genommen hatten, die Festung doch nicht in ihre Hand bekamen. (S. Nettelbecks treffliche Selbstbiographie.) — Graudenz wurde von Courbière vertheidigt, der, als die Belagerer ihm sagen ließen, der König vor Preußen sei nicht mehr in seinem Lande, es gäbe kein Königreich Preußen mehr, ihnen muthig entgegnete: „Nun gut, so bin ich König von Preußen!"

Das schwerbetroffne Königspaar war bereits nach Memel geflüchtet, wo Kaiser Alexander es durch seinen Besuch und durch ein engeres Bündniß zu trösten suchte, das beide Fürsten zu Bartenstein in einem förmlichen, von den Ministern von Hardenberg und von Budberg unterzeichneten Vertrage formulirten, worin die Wiederherstellung Preußens, die Auflösung des Rheinbundes, die Leitung Deutschlands durch eine Einigung Österreichs und Preußens und durch eine festere Anordnung der europäischen Territorialverhältnisse als Ziel aufgestellt war.

Inzwischen aber hatte General Bennigsen wieder ein neues Heer von 120,000 M. gesammelt, dem aber Napoleon ein Heer von 160,000 M. entgegenstellte. Ersterer begann den Kampf nicht unglücklich; allein Napoleon drängte durch das Treffen bei Heilsberg die Preußen von den Russen ab, worauf jene unter Lestocq sich nach Königsberg zogen, und besiegte dann die Russen den 14. Juni in der Schlacht bei Friedland, so daß Bennigsen Mühe hatte, sich mit dem Rest zu retten und, mit Lestocq wieder vereinigt, eine neue Stellung hinter dem Memel oder dem Niemen zu nehmen.

Bennigsen gehörte derjenigen Partei am russischen Hofe an, die sich an den Großfürsten Constantin anschloß und durch absichtlich herbeigeführtes Unglück im Kriege den Kaiser zum Frieden mit Napoleon bringen wollte. Bennigsen war es auch, der, als Danzig noch nicht gefallen war, unthätig blieb, bis Danzig den Franzosen übergeben war. — In der Schlacht bei Friedland fochten übrigens die Russen mit bewunderswerther Tapferkeit. Diese Schlacht dauerte von Tagesanbruch bis zur Nacht. Der linke Flügel der Russen wurde durch die französische Artillerie (unter Ney) massenweise hingestreckt, indeß Lannes und Mortier den rechten Flügel zürückdrängten und hinter ihrem Rücken Friedland besetzten. Dennoch drängten die Russen sie wieder hinaus und deckten ihren Rückzug mit solchem Geschick, daß er wenigstens in keine Flucht ausartete.

Da nun auch Königsberg in die Hände der Franzosen fiel, so trug Alexander, der den Krieg nicht in sein Land spielen lassen wollte

und durch Englands Unthätigkeit gekränkt war, auf einen Waffenstillstand an, den Napoleon in der Absicht annahm, die Freundschaft Alexanders zu gewinnen. Am 25. Juni kamen beide Kaiser in einem Gezelt, das auf einem Floß mitten auf dem Memelfluß errichtet war, zusammen, umarmten sich und suchten einer den andern an vertraulichen Freundschaftsbezeugungen zu überbieten. Am andern Tag überwand sich auch der König von Preußen, an dieser Zusammenkunft Theil zu nehmen, und erkannte gleich an der ihnen beiden von Napoleon gestellten Vorbedingung, die Minister Hardenberg und Budberg zu entlassen, daß damit zuvörderst der oberwähnte Vertrag von Bartenstein beseitigt sein sclle.

„In diesem Zeitpunct tiefster Erniedrigung (sagt Bischoff Eylert) benahm sich Friedrich Wilhelm gegen seinen mächtigen Gegner in keiner Weise niedrig oder kriechend: er bewahrte und behauptete seine persönliche Würde, gab keine schmeichelnden Worte, weil Heuchelei seiner Natur zuwider war", und blieb so ruhig und fest, daß Napoleon's Umgebung, die des Königs geraden Sinn nicht kannte, das Urtheil fällte, „er benehme sich, als wäre er der Sieger und sie die Besiegten."

Darauf wurde die Stadt Tilsit zu den Friedensunterhandlungen ersehen, die unter den Augen der drei Monarchen eröffnet wurden. Auch die Königin Luise erschien auf erfolgte Einladung am 5. Jul. in Tilsit, um durch ihren Einfluß zu retten, was möglich: — ein schwerer Gang für die erhabene Frau! Zwar ließ es hier Napoleon an der ihrer edlen Würde gebührenden Rücksicht nicht fehlen, gewährte aber ihren Wünschen und Klagen so viel wie nichts.

Als Napoleon ihr auf eine unzarte Weise zu verstehen gab, wie Preußen es habe wagen können, mit Frankreich sich zu messen, antwortete die Königin: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs des Großen, uns über unsere Machtmittel zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben." — Napoleon erzählte selbst später in seinen Gesprächen auf St. Helena, (wie W. Menzel a. a. O. zuerst erinnert) „die Königin habe eine Rose in der Hand gehabt; er habe sie darum gebeten und sie habe eine wenig gezögert, sie ihm zu geben, habe sie aber dann doch gegeben mit den Worten: „Warum sollte ich sie Ihnen so geschwind hingeben, da Sie selbst in Manchem, was ich von Ihnen wünsche, so unerbittlich sind? Napoleon fügte hinzu: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und kostbar war." — Gewiß „ein schönes Zeugniß Napoleons über die edle Königin, die er so tief beleidigt hatte." — An die Kaiserin Josephine zu St. Cloud schrieb er damals: „Tilsit d. 7. Jul. 1807. Meine Freundin! Die Königin von Preußen hat gestern mit mir gespeis't. Ich mußte mich gegen einige Concessionen vertheidigen, die sie mir noch zu Gunsten ihres Gemahls abdrängen wollte. Ich bin galant gewesen, habe mich aber an meine Politik gehalten. Napoleon."

Eben um die Klagen und Wünsche der Königin, die er wider seinen Willen achten mußte, abzubrechen, ließ er die Friedensverhandlungen beschleunigen. Als die Königin sah, daß es auf Preußens äußerste Schwächung und Verkleinerung abgesehen war, warf sie sich vor Kummer weinend in ihren Wagen, und schrieb kurz darauf an ihre Schwester nach Teplitz: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig."

So wurde denn der Friede von Tilsit und zwar am 7. Jul. mit Rußland, am 9. mit Preußen geschlossen. Preußen mußte nicht nur alles Gebiet, was es westwärts der Elbe besaß, dann preußisch-Polen mit Danzig und den bedeutenden Bezirk Bialystock, also über die Hälfte seines Königreichs abtreten und für Hannover sich mit dem (leeren) Versprechen einer Entschädigung von 400,000 Seelen begnügen, sondern auch noch (ungeachtet die Franzosen alle seine Kassen geleert hatten) 180 Millionen Franken (die nachher nur auf 140, endlich auf Alexanders Vorbitten auf 120 Mill. Fr. oder 32 Mill. Thaler ermäßigt wurden) zahlen und bis zur Zahlung die französischen Truppen im Lande dulden, insbesondere die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin pfandweise französischen Besatzungen überlassen und außerdem noch Militärstraßen von Magdeburg aus nach Dresden, Warschau und Danzig offen halten.

Von dem abgetretenen Gebiet wurde Danzig als freie Stadt unter Preußens und Sachsens Schutz erklärt und mußte französische Besatzung einnehmen; — aus preußisch-Polen und dem Cotbuser Kreis wurde das Großherzogthum Warschau gebildet und dem Kurfürstenthum Sachsen gegeben; Bialystock aber wurde an Rußland überlassen. Die übrigen preußischen Besitzungen bis zur Elbe, (also alle westfälischen, fränkischen, niedersächsischen Besitzungen und von den Marken die Altmark) wurden zu dem neuen Königreich Westfalen verwendet, das Napoleon mit Hinzunahme von Hessenkassel und Braunschweig zusammen aus 688 Q.-M. mit fast 2 Mill. Einwohnern bildete und seinem Bruder Jerôme übergab. Hannover behielt er noch unter seiner eigenen Verwaltung. — Das Herzogthum Jever wurde mit Holland vereinigt, das Großherzogthum Berg mit einigen Herrschaften vergrößert.

Das Kurfürstenthum Sachsen erhob er zu einem Königreich. Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Coburg wurden auf Rußlands Verwendung als Herzogthümer belassen; auch die kleinern sächsischen Fürstenthümer in Thüringen, so wie Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck wurden geschont, mußten aber alle in den Rheinbund eintreten.

3. Napoleon und Alexander. (Der gleichzeitige Krieg Rußlands mit der Türkei. Waffenstillstand. Thronwechsel in der Türkei.) Der Hof im Königreich Westfalen. Selbstwegwerfung in Deutschland. Napoleon in Paris. Besetzung des Kirchenstaats: Pius VII.

So war nun das deutsche Reich völlig zerschlagen, und Napoleon in der That Herr von Deutschland vom Rhein bis zur Elbe, von der Nordsee bis zu den Alpen. In deutschen Landen aber herrschte von nun an mit vermehrter Stärke der Druck des ranzösischen Joches in

despotischer Niederhaltung alles vaterländischen Sinnes und Geistes, den leider die meisten Deutschen längst gegen einen vagen, faulen Kosmopolitismus eingetauscht hatten, da eine sophistisch zersetzende Kritik ihnen den echten Grund des christlichen Glaubens und die von demselben getragene alte vaterländische Treue —, Vielen sogar eine characterlose Bewunderung der macchiavellistischen Politik des Weltbezwingers alle Unterscheidungsgabe zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Recht und Unrecht geraubt hatte.

Alle eroberten Lande mußten nun das Continentalsystem annehmen, und da auch Preußen und Rußland demselben beitraten, so war den Engländern der ganze Continent gesperrt.

Und so wie Rußland dem Gewaltherrn den ganzen Westen von Europa zu beliebigem Schalten überließ, so überließ dieser dem Czar, gegen Räumung von Cattăro in Dalmatien und der jonischen Inseln zu Gunsten Frankreichs den europäischen Osten, indem er ihm nicht nur gestattete, sich Finnland zu erobern, sondern ihm auch zu einer Theilung der Türkei Hoffnung machte.

Der Krieg, den Rußland während seines Kampfes gegen Napoleon mit der Türkei führte, war zunächst von den Engländern, welche die Türken beschäftigen wollten, um sich ungehindert in Ägypten festzusetzen, dadurch veranlaßt worden, daß sie dem russischen Kaiser eine Theilung der Türkei vorschlugen, ehe Napoleon, von Italien aus, seine Hand nach derselben ausstrecken könne, und sie ermunterten, in die Walachei und Moldau einzurücken und von dort aus den Serben die Hand zu reichen, welche seit 1806 unter Kara Georg sich gegen die türkische Herrschaft erhoben hatten. — Dieser Gefahr zuvorzukommen, versprach der damals in Constantinopel befindliche französische Gesandte, General Sebastiani, dem Sultan Selim III eine französische Hülfsarmee gegen die Russen, wenn er sich für Frankreich entschiede, widrigenfalls diese Armee sich gegen ihn kehren würde. Da der Sultan sich einschüchtern und sogar mit dem Orden der Ehrenlegion schmücken ließ, so brachen die Engländer mit einer Flotte durch die schlecht bewachten Dardanellen und erschienen vor Constantinopel. Jetzt wollte der Sultan den Engländern nachgeben; allein Sebastiani's Entschlossenheit, mit der er die Küstenvertheidigung anordnete, zwang die Engländer zum Rückzug, und kurz darauf schlug auch der tapfere Pascha von Ägypten, Mehemet Ali, die Engländer bei Rosette so, daß diese ihre Absichten auf Ägypten aufgaben.

Weil nun aber die von Sebastiani versprochene Hülfe nicht kam, die Russen aber bereits in den Donaufürstenthümern standen, so kam der Sultan mit seinen eignen Unterthanen in Conflict, die schon längst mit ihm unzufrieden waren, weil er europäische Institutionen einzuführen trachtete und das übermäßig bevorrechtete Corps der Janitscharen durch den Nizam-Dschedid d. i. durch eine angeworbene und auf europäische Art exercirte Armee bei Seite zu schieben suchte. Die Janitscharen überfielen das Serail und erhoben des Sultan's Neffen, Mustapha IV, auf den Thron. Selim wurde in Haft gehalten.

Nach dem Tilsiter Frieden bewirkte Napoleon zwischen Rußland und der Türkei einen Waffenstillstand, dem gemäß die Russen noch in den Donaufürstenthümern bleiben durften, und die Türken dieses dulden und zugleich der Continentalsperre beitreten mußten. — Die Serben, von den Russen verlassen, zogen den Kürzern und mußten froh sein, daß einstweilen die Drina die Fortschritte der Türken gegen sie aufhalten sollte.

In Constantinopel aber erhoben sich nun die Anhänger des verhafteten Selim, belagerten unter der Anführung des Pascha Bairaktar von Ruschtschuck das Serail und forderten die Herausgabe Selim's. Mustapha aber ließ ihn erdrosseln und seinen Leichnam über die Mauern des Serails werfen. Da erstürmte Bairaktar das Serail und setzte an Mustapha's Stelle dessen Bruder Mahmud II ein. Gegen diesen erhoben sich aber die Janitscharen sammt den strenggläubigen Mohammedanern, steckten die Caserne des Nizam-Dschedid und einen Theil der Stadt in Brand und schloßen den tapfern Bairaktar im Serail ein. Dieser, auf's Äußerste gebracht, sprengte sich mit den Seinen in die Luft. Darauf riefen die siegenden Janitscharen Mahmud II, als den allein noch übrigen Osmanssprößling, zum Sultan aus.

Noch in demselben Monate, da der Tilsiter Friede geschlossen worden, gab Napoleon auf seiner Rückkehr nach Paris zu Dresden dem neuen Großherzogthum Warschau seine Constitution. Da es die Scheide zwischen Preußen und Österreich bilden sollte, um so beide desto leichter unten halten zu können und insbesondere Österreich an jeder Stärkung zu hindern, erlaubte er auch dem König von Sachsen nicht, seine Tochter an den damals verwittweten Kaiser Franz II zu vermählen.

Bald darauf setzte sich auch der zum König von Westfalen gemachte Jerôme auf seinen neuen Thron in Kassel und richtete sich mit Hülfe dreier französischer Staatsräthe einen deutschen Hof ein. Indeß ließ sich nur ein kleiner Theil des alten Landesadels dazu herbei; aber der von Berlin gerufene schon genannte Schweizer Johannes Müller, der Geschichtsschreiber, gab sich her, als Minister dem Regierungswesen vorzustehen und bei der im darauffolgenden Jahre (im Aug. 1808) geschehenen Eröffnung der sogenannten westfälischen Ständeversammlung in geschraubten, das deutsche Volk entwürdigenden Phrasen die Napoleonidenherrschaft zu preißen, gegen die er zwei Jahre zuvor Deutschland in die Waffen zu rufen sich angestrengt hatte. — Nicht also das deutsche Volk der westfälischen Lande: es war von Anfang an dem neuen Herrscher abgewandt und wurde der französischen Herrschaft je länger, je mehr überdrüssig, da es nur dazu dienen sollte, dem verderblichen Hofe die Mittel zu seiner Verschwendung und Üppigkeit zu liefern und zugleich sein bestes Mark mit für die Bedürfnisse dessen herzugeben, der diese seine neue Staatsschöpfung als eine fort und fort auszubeutende Provinz betrachtete.

Es prießen aber auch andere Deutsche in Schriften und Zeitungen das große Tagesgestirn in einer mehr als sich selbst erniedrigenden Weise und fielen nicht selten mit Hohn über diejenigen her, in welchen sich, bei dem Anblick so arger Mißhandlungen des deutschen Volks, ein edleres Nationalgefühl zu regen begann. Haben doch nicht weniger als 90 Deutsche ihre Werke dem Kaiser Napoleon gewidmet! Bei keinem aber strafte sich diese Selbstwegwerfung härter, als bei Joh. Müller, mit dem (nach seines Verehrers, v. Hormayer's, Versicherung) der ganze westfälische Hof seinen Spott trieb. — Nur Jean Paul (Friedrich Richter), Ernst Moritz Arndt, Seume und Adam Müller, die damals schon das wachsende Verderben erkannten und, ein Jeder in seiner Weise, muthig ihre Warnstimme erhoben, machten eine ehrenvolle Ausnahme in jener Zeit tiefer Volkserniedrigung. In welcher Weise dann auch in Anderen die Liebe zum deutschen Vaterland erwachte und von ihnen die Keime zur künftigen politischen und kirchlichen Wiedergeburt desselben gelegt wurden, die späterhin so ungeahnet herrlich sich entfalten sollten, wird weiter unten des Näheren erwähnt werden.

Wenn Deutsche den merkwürdigsten und hervorragendsten Mann der Zeit als denjenigen hinstellten, „vor dem die Welt schweige, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben“, wie sollte es den Franzosen zu verdenken gewesen sein, wenn sie (wie Seguier) den nach so gewaltigen Thaten nach Paris zurückgekehrten Sieger als einen Mann prießen, der „jenseits der menschlichen Geschichte stehe, der die Bewunderung selbst überrage, und zu dem nur die Liebe sich emporranken könne!“ Begann er doch sogleich wieder neue Werke zur Verherrlichung seiner Selbst und seines Volkes aufzustellen, baute er doch nun einen „Tempel des Ruhms“, belohnte seine Marschälle und Minister fürstlich, gründete einen neuen Adel von Herzogen, Fürsten, Grafen und Baronen mit glänzenden Dotationen aus Gütern, die im Ausland lagen, ernannte wieder viele Marschälle zu Herzogen, beschäftigte die Proletarier mit Bauten von Straßen, Brücken, Canälen, Häfen, Schlössern und vielen öffentlichen Gebäuden, belebte durch die aus den eroberten und abhängigen Ländern gezogenen Summen, so wie durch die streng gehandhabte Continentalsperre die einheimische Industrie, machte Paris durch Vermehrung der aus allen Ländern zusammengebrachten Kunstwerke zum Mittelpunct der bildenden Künste, stattete die neugegründete Universität und das Nationalinstitut mit größter Freigebigkeit aus, vermehrte die wissenschaftlichen Sammlungen und förderte unter den Wissenschaften vorzüglich die sog. exacten, indem er auf Mathematik und Naturforschung das größte Gewicht legte, aber alles übrige, auf den alten Sprachen, der Geschichte und Philosophie beruhende Wissen als unnütze „Ideologie“ zurücksetzte. — War es da ein Wunder, wenn sich die französische Ruhmliebe und Eitelkeit auf's Höchste befriedigt und ein jeder Einzelne im Bewußtsein, der „großen Nation“ anzugehören, anderen Nationen und deren Gliedern gegenüber sich hocherhaben fühlte, und dieß mit oft drückendem Stolz geltend machte?

So fehlte denn dem Beherrscher des westeuropäischen Continents zur vollsten Herrschaft über die Gemüther nur noch die geistliche Macht, wie sie der osteuropäische Herrscher besaß. Um sie wenigstens auf indirectem Wege ausüben zu können, ersah er sich die Gelegenheit, die päpstliche Macht sich so dienstbar, wie möglich zu machen und sie dann durch seine Inspirationen zu lenken.

Schon seit 1805 hatte Napoleon durch die Ausdehnung des französischen Concordats auf Italien dem Papste die Macht über die italienischen Bischöffe entzogen; hatte im J. 1806 ihn genöthigt, alle Engländer und Russen aus dem Kirchenstaate zu entfernen; im J. 1807 nun muthete er ihm zu, alle Klöster in Italien aufzuheben, das Concordat auch im Kirchenstaate anzuerkennen, dreißig französische Cardinäle zu ernennen und die Engländer zu bekriegen. Deß alles aber weigerte sich Pius VII standhaft. Daher ließ Napoleon mehrere Legationen und zuletzt Rom selbst besetzen, ja den Kirchenstaat auf seine Rechnung verwalten. Nur

der Papst blieb persönlich noch unangetastet, und auch die übrigen Pläne in Bezug auf den Kirchenstaat überhaupt blieben späterer Ausführung vorbehalten.

4. Kapitel. Die Franzosen in Spanien: der spanische Volkskrieg bis zur Ankunft der Engländer.

1. Napoleon's Verhältniß zu Spanien und Portugal. Angriff auf Portugal. Flucht des Königs nach Brasilien. Das spanische Königshaus. Der Friedensfürst und der Kronprinz Ferdinand. Französische Heere in Spanien. Rücktritt Karl's IV. Verlockung der spanischen Bourbonen nach Bayonne. Gezwungene Entsagung Ferdinand's. Joseph König von Spanien, Murat König von Neapel.

Zunächst galt es, seine Idee eines neuen römisch französischen Kaiserthums durch Unterwerfung aller romanischen Völker vollends zu begründen und daher sich noch zum Herrn von Portugal und Spanien zu machen.

Obgleich Spanien bisher mit großen Opfern alle seine Kräfte zu Frankreichs Diensten gestellt, auch bereits das Continentalsystem angenommen hatte und seit dem durch den Friedensfürsten Godoy eingegangenen Vertrag von St. Ildefonso am 9. Aug. 1796 im Grunde ganz von Frankreich abhängig war, so genügte das dem Kaiser Napoleon doch nicht; er strebte auch nach der spanischen Krone für einen seiner Brüder und glaubte mit dem schwachen Königshause bald fertig zu werden; das Volk selbst brachte er gar nicht mit in Rechnung.

Don Manoel Godoy, geb. 1768 aus einem herabgekommenen Adelsgeschlechte in Estremadura, wurde 1787 durch die Bekanntschaft seines ältern Bruders mit einer Kammerfrau der Prinzessin von Asturien in die Leibgarde aufgenommen und stieg von da an als Günstling der Prinzessin die Militärstufen empor, bis er 1791 Feldmarschall und 1792 Grand von Spanien, Ritter des goldnen Vließes, Herzog von Alcudia und Minister des Auswärtigen wurde. Nach dem Basler Frieden erhielt er für seine Betheiligung dabei den Titel Principe de la Paz (Friedensfürst) und das Generalcapitanat der Armee, worauf er sich mit einer Prinzessin des königlichen Hauses, Maria Theresia von Bourbon-Vallabriga, vermählte, obgleich er schon mit einem Fräulein Josepha Tudo heimlich verheirathet war. Zwar wurde er vom Erzbischoff von Sevilla bei der Inquisition der Bigamie und des Atheismus angeklagt; allein da der Inquisitionsbeschluß der königlichen Bestätigung bedurfte, diese aber in Godoy's Händen lag, der im Grunde König war, so wandte sich der Großinquisitor Lorenzana an den Papst, der in einem Breve dem letztern befahl, seine Pflicht ohne Ansehen der Person zu thun. Dieses Breve aber wurde unterwegs in Oberitalien von N. Bonaparte zufällig aufgefangen, der es dem damals noch bestehenden französischen Directorium sandte, welches durch seinen Gesandten in Madrid dem Friedensfürsten die Alternative stellte, entweder die Veröffentlichung dieses Breve zu gewärtigen oder den Vertrag von Ildefonso einzugehen, wodurch Spanien sich ohne irgend ein Äquivalent in Frankreichs Abhängigkeit begab. Um sich zu retten, verrieth Godoy Spaniens Wohl, und gieng sogar bald darauf (1800) noch einen zweiten Vertrag ein, worin er dem Consul Bonaparte gegen Etrurien (für die bourbonische Linie

von Parma) Parma, Piacenza und Louisiana abtrat. Diese Verbindung Spaniens mit Frankreich machte es dem Napoleon möglich, dem von England abhängigen Portugal den Krieg zu erklären, der nachher mit dem Frieden von Badajoz schloß. — Im Jahre 1804, als der Krieg Frankreichs mit England auf's Neue ausbrach, mußte sich Godoy eine Modification des Vertrags von St. Ildefonso gefallen lassen und statt eines Kriegscontingents Geldsubsidien im Betrag von monatlich 6 Mill. Fr. entrichten, was für das mit Staatsschulden überbürdete Spanien höchst drückend war. Und dazu kam, daß Spanien, ungeachtet seines scheinbaren Friedens mit England, zur See durch die Engländer die größten Verluste litt.

Schon vor dem preußischen Kriege hatte Napoleon daher zu jenem Zweck dem König von Spanien Karl IV zum Schein Portugal versprochen, wenn er dieses in Englands Händen befindliche Land erobern und auch dort die Continentalsperre beobachten wolle. Bereits hatte Godoy, der nun auch die Würde eines Infanten erhalten hatte, ein Heer gegen Portugal aufbrechen lassen: weil aber inzwischen der preußische Krieg ausgebrochen war, glaubte Godoy diesen Umstand benützen zu können, um Spanien, dessen Hülfsmittel nun gänzlich erschöpft waren, aus der französischen Abhängigkeit zu befreien, und nahm mit seinem Heere eine feindliche Stellung gegen Frankreich. Unvermuthet aber kam die Kunde von Napoleons Siegen über Preußen, und erschrocken lenkte Godoy wieder ein und beeilte sich, dem Kaiser Napoleon Glück wünschen zu lassen. Allein Napoleon bestrafte ihn nun damit, daß er ihm gebot, die Hälfte dieses Heeres (15,000 M.) unter der Führung de la Romana's nach der Ostsee zu schicken, wo dieselben die dänischen Inseln gegen die Engländer schützen mußten.

Hierauf schloß Napoleon mit Spanien das Bündniß zu Fontainebleau (27. Oct. 1807) und schickte ein französisches Heer unter General Junot über die Pyrenäen, um in Vereinigung mit den Spaniern gegen Portugal vorzurücken, nachdem Napoleon in dem Decret vom 10. Nov. erklärt hatte, daß das Haus Braganza über Portugal zu regieren aufgehört habe. Unter vielen Kämpfen mit Mangel, schlechten Wegen und der Rache der Einwohner erreichte Junot die Stadt Abrantes (wovon er nachher den Titel „Herzog von Abrantes" bekam) und langte am 30. Nov. 1807 in Lissabon an. Allein der portugiesische Hof, bestehend aus der alten wahnsinnigen Königin Marie und ihrem für sie regierenden Sohne Juan VI, hatte sich bereits Tags zuvor mit allen seinen Schätzen und mit 15,000 der angesehensten Einwohner auf die zu diesem Zweck bereitstehenden englischen Schiffe begeben und war bereits auf dem Wege nach Brasilien begriffen. Da Niemand Widerstand leistete, und ein Aufstandsversuch in der Hauptstadt leicht niedergeschlagen wurde, so wurde das Land für Frankreich in Beschlag genommen und eine Contribution von 100 Mill. erhoben.

Nun kam die Reihe an Spanien. Dort stand der alte König Karl IV und seine gleichfalls schon bejahrte, aber immer noch gemeinen

Lüsten hingegebene Gemahlin Luise unter dem fortwährenden unbedingten Einfluß des Friedensfürsten Godoy. Dieser gieng nun darauf aus, den bei dem Volke beliebten Kronprinzen Ferdinand, als künftigen Regenten, von sich abhängig zu machen, gerieth aber dabei mit Napoleon's Plan in Collision, der auf den Untergang der spanischen Bourbons gerichtet war.

Der Infant Ferdinand war vorzüglich von dem Hasse seiner Mutter, der Königin, verfolgt, weil er die Tochter ihrer Erzfeindin, der Königin Karoline von Neapel, die Prinzessin von Asturien, Donna Maria Antonia, geheirathet hatte, und so der Mittelpunct der Hofopposition zu werden schien, von der auch Godoy für seine Stelle fürchtete. Plötzlich starb die Kronprinzessin unter Umständen, die einen schweren Verdacht auf Godoy warfen. Um nun den Kronprinzen an sich zu fesseln, bot Godoy ihm seine Schwägerin (die Prinzessin Louise von Bourbon-Villabriga) zur Gemahlin an, und als Ferdinand sich dieser Verbindung weigerte, drohten Godoy und das Königspaar mit Entziehung der Thronnachfolge. Von dieser Gefahr setzte Ferdinand den französischen Gesandten, Herrn von Beauharnais, (den Schwager der Kaiserin Josephine) in Kenntniß, und dieser bot ihm seine schöne Nichte, eine Tascher de la Pagerie, zur Gattin an und rieth ihm, sich bei Napoleon selbst um dieselbe zu bewerben. Ferdinand that es, aber Napoleon gab ihm keine Antwort, sondern ließ jene Nichte Beauharnais' anderwärts verheirathen. — Als Godoy hinter Ferdinands Schritte kam, ängstete er den König mit der Vorstellung einer Verschwörung und brachte es dahin, daß Ferdinand verhaftet wurde. Doch gab man ihm unter der Bedingung, daß er ein Schuldbekenntniß veröffentlichte und um Verzeihung bat, wieder seine Freiheit, in der Meinung, daß er sich nun dadurch bei dem Volk, das von ihm hoffte, er werde sich nach seiner Thronbesteigung von Frankreich unabhängig machen, um alles Vertrauen gebracht haben werde. Allein darin täuschte man sich: die Neigung des legitim gesinnten Volks zum Kronprinzen und der Abscheu gegen den verhaßten Friedensfürsten wuchs nur desto mehr.

Unversehens forderte Napoleon die Abtretung des Pyrenäenabhangs bis an den Ebro gegen einen Theil von Portugal, der dem Könige ohnedieß schon in dem Vertrage von Fontainebleau versprochen gewesen war, und setzte sogleich Truppen gegen Spanien in Bewegung, indem zuerst Dupont mit 24,000 M., dann Moncey mit 28,000 M. über die Bidassoa, später Duhesme mit 12,000 M. über Perpignan einrückten und sich der Festungen Figuera und S. Sebastian, so wie der Städte Pampeluna und Barcelona bemächtigten. Zuletzt erschien Marschall Bessières mit 35,000 Mann und gieng im Gefolge Murat's als Oberbefehlshaber aller französischen Truppen in Spanien auf Madrid los. Da nun Napoleon auch auf einer Ordnung der Thronfolge bestand, so sah der Friedensfürst seine Existenz in Gefahr und beredete die Königin zu einer Flucht mit allen Schätzen nach dem spanischen Amerika, während man dem König vorstellte, man wolle den Hof nur nach Sevilla verlegen, damit er im selbständigen Handeln nicht gehindert sei.

Die Vorbereitungen zur Flucht aber, die von Aranguez aus bewerkstelligt werden sollte, wurden vom Volke entdeckt, das nun in der Furcht, den Franzosen verrathen und überliefert zu werden, in einen ungestümmen Aufruhr ausbrach, der sich gegen Godoy's Palast wandte,

worin Alles zerstört und selbst der kostbare Schmuck ins Feuer geworfen wurde. Godoy's Gemahlin und Tochter behandelte man, als Glieder des königlichen Hauses ehrfurchtsvoll und geleitete sie in den Palast des Königs. Godoy selbst hatte sich, da auch seine Leibgarde sich schwierig zeigte, auf einen Speicher geflüchtet, wo er unter Matten versteckt, anderthalb Tage in Todesangst zubrachte, während das Volk nach seinem Blute schrie und ihn allenthalben aufsuchte. Vergeblich erklärte der König, daß er den Günstling absetzen wolle; das Volk ruhte nicht eher, bis es ihn fand und hätte ihn zerrissen, wenn nicht der König für das Leben desselben sich erboten hätte, die Krone an seinen Sohn, den Prinzen Asturien, abzutreten (den 19. März 1808). Darüber brach das Volk in einen allgemeinen Jubel aus, zumal der junge Prinz selbst herbeigekommen war, um seinen Feind großmüthig zu retten. Während man das Bild des jungen Königs triumphirend durch die Straßen trug, wurden Godoy's Bilder und Wappen zusammt seinem Palaste gänzlich zerstört. Noch am gleichen Tage setzte der neue König Ferdinand VII alle von Godoy verbannten treuen Diener wieder in ihre Ämter ein, und gegen Godoy und seinen Bruder wurde der Prozeß eingeleitet.

Drei Tage darauf rückte Murat in Madrid ein, nicht ohne die geheime Hoffnung, sich selbst noch auf spanischem Throne zu sehen. Allein schon am 24. März hielt Ferdinand VII unter dem Freudenjubel des Volks seinen Einzug in Madrid und Murat konnte nichts machen: denn eine solche Pietät des Volkes gegen ihr Königshaus war ihm und seinen Franzosen noch nicht vorgekommen. Daher suchte er auf anderm Wege störend einzugreifen. Denn als die Königin sich schriftlich um seinen Schutz gegen ihren Sohn an Murat wandte, benützte dieser das Familienzerwürfniß, verhieß dem alten Hofe sammt dem Friedensfürsten seinen Schutz und erklärte, daß man über die Thronänderung erst Napoleon's Gutachten erwarten müsse. Ferdinand, der Napoleons Absichten in keiner Weise kannte, bat in einem Schreiben an Napoleon um Anerkennung und um die Hand einer napoleonischen Prinzessin. Und da auch die alte Königin sich an Napoleon mit der Bitte wandte, er möge den Thron an den alten König zurückgeben, so nahm Napoleon daraus doppelten Anlaß, die beiden zwiespältigen Familienparteien vor sich nach Bayonne zu bescheiden, um beiden mit einander und somit dem ganzen Hause Bourbon in Spanien den Untergang zu bereiten.

Dem König Karl ließ er durch Murat rathen, eine Protestation gegen seine Abdankung aufzusetzen und sie auf den 20. März zurückzudatiren, damit er (Napoleon) daraus den Grund entnehmen könne, den Ferdinand nicht anzuerkennen. An Ferdinand aber schickte er den Savary, der ihn versichern mußte, Napoleon werde ihn als König anerkennen und seine sonstigen Wünsche erfüllen, nur wolle derselbe Alles mündlich mit ihm verhandeln und daher möge Ferdinand ihm bis Burgos entgegenkommen. Ferdinand gieng in die Falle; setzte eine Junta (mit seinem Oheim Antonio an der Spitze) als Regentschaft auf die Dauer seiner Abwesenheit ein, und reis'te, begleitet von seinem Minister und einigen andern Personen,

mit Savary nach Burgos. Natürlich war Napoleon nicht da: denn er wollte sich Ferdinand's auf französischem Boden bemächtigen. Man reis'te weiter nach Vittoria: auch da war Napoleon nicht; ein Schreiben Napoleon's vielmehr beschied den Reisenden nach Bayonne. Vergebens warnten ihn seine Freunde, sich nicht dahin zu begeben, und das Volk wollte ihn fast mit Gewalt nicht aus Vittoria lassen, indem es die Pferdestränge an seinem Wagen zerschnitt. Allein Ferdinand gedachte den Intriguen seiner Ältern zuvorzukommen, und setzte seine Reise nach Bayonne fort. — Schwieriger war es, das alte Königspaar mit der ganzen übrigen bourbonischen Familie (nämlich den beiden jüngern königlichen Kindern, der Königin von Etrurien, der man für Toscana einen Theil von Portugal versprochen hatte, dem Infanten Francesco und dem Oheim Antonio) ohne Aufsehen beim Volk nach Bayonne in die Gewalt Napoleon's zu bringen. Wirklich wollte das Volk die Abreise nicht zugeben und fiel, im Gefühl verletzten Nationalstolzes, über die Franzosen in Madrid her, so daß ein blutiger Straßenkampf entstand, der an vierhundert Franzosen und vielen hundert Spaniern das Leben kostete. Nach gedämpftem Tumult gieng die Abreise vor sich. Ähnliche Aufstände gegen die Franzosen wiederholten sich auch in den Provinzen.

Kaum war Ferdinand in Bayonne angekommen und von Napoleon mit Höflichkeit empfangen worden, als er noch am selbigen Tage die Weisung bekam, daß er die Regierung niederlegen müsse. Nachdem auch das alte Königspaar angekommen und mit Auszeichnung aufgenommen worden war, erklärte es, auf die Regierung verzichten und mit seinen Schätzen im Ausland leben zu wollen, wenn nur Ferdinand von der Regierung ausgeschlossen werde! So wurde es denn bei dieser gehässigen Gesinnung der Ältern, insbesondre der unnatürlichen Mutter gegen den Sohn, dem Kaiser ein Leichtes, sie dahin zu bringen, dem spanischen Throne zu Napoleon's Gunsten, und zwar für dessen Bruder Joseph, förmlich zu entsagen (d. 5. Mai 1808). Nur Ferdinand widerstrebte: da aber sein Vater den Stock gegen ihn hob, seine Mutter „wie eine Furie auf ihn losgieng" und Napoleon, obwohl selbst vor dieser Frau ein Grauen empfindend, Gehorsam erwartete, so unterschrieb Ferdinand zwar seine Thronentsagung, hatte sich aber bereits in einem geheimen Protestacte seine Thronrechte zu sichern gesucht und der in Madrid zurückgelassenen Junta die Vollmacht ausgestellt, in seiner Abwesenheit die königlichen Hoheitsrechte auszuüben.

Hierauf erhielt Ferdinand die Weisung, seinen Aufenthalt im Schloß Valencay (das dem Talleyrand gehörte) zu nehmen; die arme Königin von Etrurien, das nun mit Frankreich vereinigt wurde, mußte ohne irgend eine Entschädigung in's Kloster wandern, und das alte Königspaar begab sich nach Compiegne (später nach Marseille und zuletzt nach Rom) und lebte von einem ihnen ausgesetzten Jahresgehalte.

In einem Manifeste mußte Karl IV dem Volke die Abtretung Spaniens zu Gunsten Napoleons „als einen Beweis seiner väterlichen Liebe für Spanien" darstellen. Ferdinand trat dieser Entsagung in einem eigenen Vertrage bei und behielt sich bloß den Titel eines königlichen Prinzen vor. Da er sich seines Fürstenberufs in keiner Weise bewußt war, so fügte er sich leicht in sein Exil und prieß seinen Aufenthalt in Frankreich sogar für die glücklichste Zeit seines Lebens! — Godoy, den sich Napoleon nach Bayonne hatte ausliefern lassen, wo derselbe viel

dazu beitrug, daß das alte Königspaar seine Ansprüche an den spanischen Thron an Napoleon übertrug, folgte dem König Karl IV in's Exil und gieng zuletzt mit ihm auch nach Rom, wo er 1829 seinen Friedensfürstentitel ablegte und vom Papste den Titel eines römischen Principe bekam. Seine frühere Gemahlin Josepha Tudo war ihm mit ihren zwei Kindern nach Frankreich und Rom nachgefolgt. Dort schrieb er seine Memoiren und starb 1839.

Napoleon ahnete nicht, wie theuer ihm dieser kecke Griff in den fremden Bienenstock zu stehen kommen sollte! Am 6. Juni verlieh er die spanische Krone seinem Bruder Joseph, bisherigem König von Neapel nnd am 15. Juli gab er Neapel seinem Schwager, Joachim Murat, dessen Großherzogthum Berg er für Frankreich einzog und es nachher seinem Neffen Louis Napoleon, dem Sohne des Königs von Holland, schenkte.

2. Volkserhebung in Spanien. Vertheilung der französischen Heere. Die Junten. Saragossa und Palafox. Die Landmiliz um Barcelona. Valencia. Sevilla. Cadix. Die Capitulation von Baylen. Joseph's Rückzug nach Burgos. Junot's Capitulation in Portugal. Wellesley.

Um den neuen König von Spanien, der am 7. Juni in Bayonne eintraf, populär zu machen, hatte man die Junta in Madrid mit militärischem Nachdruck dahin gebracht, sich Napoleon's Bruder Joseph zum König zu erbitten, und hatte eben so eine Anzahl Deputirter nach Bayonne geschickt, um dort comödienartig die spanischen Cortes vorzustellen, mit denen derselbe die neue Verfassung für Spanien vereinbaren sollte. Sie mußten annehmen, was ihnen vorgelegt wurde, und erhielten mit Einemmale den ganzen Apparat der französischen Institutionen und Gesetze sammt dem Licht der französischen Aufklärung und Civilisation, das der dem Lande angethanen sündigen Unbill zum Deckmantel dienen mußte.

Allein das Volk von Spanien, in seinen alt-heimischen Rechten und Gewohnheiten, in seinen Lebensansichten und Glaubensüberzeugungen im tiefsten Innern verletzt, entbrannte allenthalben in glühendem Zorn gegen die aufgezwungene Herrschaft und rottete sich in Haufen zusammen, wo sich die Franzosen zeigten. Nur unter starker Bedeckung konnte Joseph, der ungern diese Rolle sich hatte aufbürden lassen, Madrid erreichen, wo ihn die Einwohner mit stummem Schweigen empfiengen, und als er ihnen Freudenfeste gab, sich ferne von ihm hielten, so daß er seinen Kummer darüber in häufigen Briefen an seinen Bruder aussprach. In Kurzem stand das Volk, obgleich von keiner militärischen Macht unterstützt, in allen Gauen auf und blutigroth loderte die Flamme eines furchtbaren Nationalkriegs empor, der Napoleon's Kräfte auf Jahre hinaus in vollen Anspruch nahm und so den ersten Anstoß zur Erschütterung seiner Macht gab.

Um dem Aufstand rasch und kräftig zu begegnen, vertheilte Napoleon seine in Spanien befindlichen Truppen in der Art, daß Dupont

mit seinem Corps sich von Madrid aus nach dem Südwesten —, Bessières nach dem Nordwesten wenden sollte, damit jener, wie dieser sich mit Junot in Lissabon leicht in Verbindung setzen könnte; Duhesme aber sollte im Osten Catalonien (von Barcelona aus) überwachen und Moncey südöstlich nach Valencia ziehen. Alle diese Corps trafen nirgends auf ein geordnetes spanisches Heer, weil, was davon noch vorhanden war, mit Junot nach Portugal gezogen war. Sie hatten also den Kampf nur mit dem aus Bürgern und Bauern bestehenden Volke zu bestehen, einem Volke aber, das — noch unverderbt und unangesteckt vom Gift französischer Frivolität, unbekannt mit den Neuerungen der Zeit, festhaltend an seinem heimischen Recht, ergeben seinem Königshause und treu seinem Glauben, dabei stolz auf seine Nationalität, gegen Fremdherrschaft, insbesondere gegen seine französischen Bedrücker, für die es schon so viele Opfer an Gut und Blut hatte bringen müssen, den tiefsten Haß empfand, der sich durch Napoleon's Benehmen gegen die königliche Familie zum wüthenden Fanatismus steigerte. Allenthalben bildeten sich Junten, welche, ausgehend vom Volk, auch die höhern Stände mit in den allgemeinen Kampf fürs Vaterland fortrissen; wer sich nicht anschloß, war verloren, und selbst Besonnenheit uud Vorsicht galt für Feigheit und kostete manchem Provincialgouverneur das Leben. Obgleich diese Junten in den verschiedenen Städten völlig unabhängig von einander handelten, so beseelte doch alle Ein Geist des Widerstandes; und mußte derselbe auch in seinen vereinzelten Anstrengungen, besonders im offenen Felde, bald da, bald dort den übermächtigen Angriffen der französischen Heere unterliegen, so erhob er sich immer wieder da, wo der Feind abgezogen war, oder wohin er nicht reichen konnte.

Die erste Junta bildete sich zu Oviedo in Asturien (d. 24. Mai 1808): sie stellte 18,000 M. auf und sandte Abgeordnete nach England mit dem Ruf um Hülfe, der gern aufgenommen wurde. Dem Beispiele von Oviedo folgte Coruña in Galicien und Santander in Catalonien. — Obgleich in Altcastilien zu Logroño, Segovia, Valladolid geschlagen, zwangen sie doch den Gouverneur von Leon, sie gegen Bessières' Heer zu führen, wurden aber von demselben bei Rio secco besiegt. Ein Hauptkampf aber erhob sich um Saragossa in Aragonien, und die heldenmüthige und glückliche Vertheidigung dieser Stadt durch Don Joseph Palafox bildet ein glänzendes Bild in der spanischen Geschichte.

Auch hier hatte sich das Volk am 24. Mai erhoben und durch den Marquis von Lazan und seinen Bruder Joseph Palafox die Franzosen am Übergang über den Ebro, jedoch vergeblich, zu hindern versucht. Die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes und Verdier drangen vor und begannen die Belagerung der Stadt. Während Palafox außerhalb der Stadt Streitkräfte sammelte, um damit die Franzosen von der Belagerung abzuziehen, schwuren die Saragossaner mit Lazan, sich bis auf den Tod zu vertheidigen (d. 26. Jun.). Obgleich die Stadt auf das heftigste beschossen wurde und ein Pulverthurm in die Luft sprang, so

fuhr man doch fort, durch Abgrabung der Straßen, Verwandlung der Klöster und Paläste in Castelle, Errichtung furchtbarer Batterieen ꝛc. sich auf's Äußerste zu vertheidigen. Als eine dieser Batterieen von den Franzosen demontirt wurde und alle ihre Vertheidiger dieselbe verließen, lief ein junges Mädchen, Namens Agostina, in die verlassene Batterie und feuerte eine noch unabgebrannte Kanone ab. Beschämt durch diesen Heldenmuth kehrten die Gewichenen wieder zurück und es gelang ihnen, die Batterie noch zu retten. Als der Kampf am hitzigsten wüthete, kam Palafox in die Stadt zurück, übernahm das Commando und leitete die fernere Vertheidigung so geschickt, daß die Franzosen am 13. Aug. die Belagerung aufgaben und sich mit einem Verlust von 3000 M. zurückzogen; auch auf Seite der Bürger waren 2000 M. geblieben, denen Palafox nun eine würdige Todtenfeier hielt.

In Barcelona waren umgekehrt die Franzosen von Anfang an Herren der Stadt und suchten von da aus das Volk in Catalonien niederzuhalten. Allein die Landmiliz (unter dem Namen Somatomes) schlug fast jedesmal die gegen sie ausgesandten Truppen zurück; nur Duhesme selbst brachte ihnen eine Niederlage bei, konnte aber die Festung Gerona nicht erobern.

Unter großen Verlusten erreichte Moncey Valencia, deren Einwohner selbst in Parteistreit mit einander waren; als er aber die Stadt berannte, wurde er so einmüthig und energisch empfangen, daß er mit großem Verlust abzog und auf dem Rückweg aus Rache die größten Grausamkeiten begieng.

Im südlichen Spanien erhob sich zuerst Sevilla und bildete eine Centraljunta für Spanien, die aber nur von den benachbarten Provinzen anerkannt wurde. In Cadix wurde die französische Flotte durch Einschließung gezwungen, sich zu ergeben. Dagegen mußte sich Cordova dem General Dupont ergeben und wurde geplündert, aber die Frevel, welche die Franzosen dabei verübten, wurden ihnen von dem Landvolk auf das schrecklichste vergolten, indem unter Anderm einige kirchenschändende Franzosen sogar gekreuzigt worden sein sollen. Als nun Dupont sich zurückzog, stieß er auf ein Insurgentenheer von 28,000 M., das von Castaños und Reding befehligt wurde und ihm so zusetzte, daß er, nachdem ihm 3000 M. getödtet und eben so viele vor Hitze verschmachtet, 1600 Schweizer aber zu den Spaniern übergegangen waren, sich durch die Capitulation von Baylen mit dem Rest seines Heeres (9400 M.) den Spaniern ergab und freien Abzug nach Frankreich erhielt. Allein die Junta von Sevilla war so unedel, die Capitulation für ungültig und jene für kriegsgefangen zu erklären.

Eben so gieng es dem Junot mit den Portugiesen, die das Beispiel der Spanier nachahmten und in Oporto eine Junta errichteten. Bald darauf erschien daselbst die von England versprochene Hülfe unter Sir Arthur Wellesley (dem nachherigen Herzog von Wellington), welchem bald auch eine andere Abtheilung Engländer unter dem Oberbefehlshaber Dalrymble folgen sollte. Ohne aber diesen abzuwarten,

zog Wellesley mit 15,000 M. gegen Lissabon aus. Da rückte ihm Junot entgegen, wurde aber von ihm bei Roleja und bei Vimeiro (den 17. und 21. Aug.) besiegt und mußte ebenfalls capituliren, was ihm um so schmerzlicher fiel, da er die portugiesische Krone im Geist schon auf seinem Haupte gesehen hatte. Die Franzosen erhielten durch die Convention von Cintra (den 30. Aug.) freien Abzug nach Frankreich sammt ihrem Gepäck. Diese Capitulation, die der unterdeß angekommene Dalrymble mit Junot abschloß, wurde in England wegen ihrer zu großen Milde sehr getadelt. Bis zum 30. Sept. war Portugal von den Franzosen geräumt; auch die Besatzungen der beiden Festungen Elvas und Almeida zogen kurz darauf ab. — Bald darauf kam auf englischen Schiffen der größte Theil jenes früher erwähnten spanischen Heeres unter de la Romana aus der Ostsee zurück, wo es gegen die Schweden gebraucht worden war, und ermuthigte die Vaterlandsvertheidiger zu fernerer Ausdauer.

Die nächste Folge dieser Unglücksfälle der Franzosen in Spanien war, daß sich der König Joseph in Madrid nicht halten konnte und sich auf die Nachricht von der Convention von Baylen nach Burgos zurückzog. Napoleon selbst aber erkannte, daß er alle Kraft aufbieten müsse, um die Ehre des französischen Namens zu retten und das Ansehen seiner Herrschaft im Ausland aufrecht zu erhalten. Er ließ daher in ganz Frankreich eine neue Truppenaushebung veranstalten, wobei er, um das Heer zur hinreichenden Stärke zu bringen, in frühere Conscriptionsjahre zurückgriff; auch zog er einen Theil seiner Truppen aus Deutschland zurück und gebot allen Rheinbundstaaten, ihm neue Contingente zur Fortsetzung des spanischen Kriegs zuzusenden. Um aber bei der neuen spanischen Expedition in Bezug auf Österreich, Preußen und Rußland den Rücken frei zu haben, lud er den Kaiser Alexander zu einer Zusammenkunft in Erfurt ein, in der Hoffnung, denselben durch ein innigeres Band für seine weitern politischen Absichten gewinnen zu können. (S. Kap. 5, 2 a. E.)

5. Kapitel. Die Ereignisse im europäischen Norden während der ersten Periode des spanischen Volkskriegs. Fortsetzung desselben.

1. Das englische Ministerium Castlereagh und Canning. Entführung der dänischen Flotte. Einfall der Russen in Finnland. Gustav IV in Schweden. Seine Absetzung. Friede: Finnland russisch. Karl XIII.

Was unterdeß — während jener Ereignisse in Spanien — seit dem Tilsiter Frieden bis zum Erfurter Congreß im übrigen Europa vorgegangen, möge hier seine Zwischenstelle finden.

Zunächst hatte in England schon seit dem März 1807 das neue Ministerium Castlereagh und Canning einen thatkräftigen Geist bewiesen, der sich durch die Verständigung der beiden größten Continentalmächte und durch die nun erst völlige Verschließung des Festlandes zur äußersten Anstrengung angetrieben fühlte. Vor allem suchten die Engländer eine Schließung des Sunds und eine Vereinigung der russischen und der französischen Flotte zu verhindern. Um daher Dänemark, das den Sundschlüssel in Händen hat, entweder zum Anschluß an England zu vermögen oder ihm die Sundschließung unmöglich zu machen, drang eine englische Flotte durch den Sund, landete, weil Dänemark den Anschluß an England verweigerte, am 16. Aug. auf Seeland und eröffnete vom Land und von der See aus ein furchtbares Feuer auf Kopenhagen. Der Kronprinz Friedrich vertheidigte die Stadt auf das muthigste, mußte aber der Übermacht nachgeben und am 7. Sept. eine Capitulation eingehen, nach welcher den Engländern die ganze dänische Flotte ausgeliefert werden mußte. Weil aber die Dänen standhaft ein Bündniß mit den Engländern ablehnten, so nahmen ihnen diese ihre westindischen Colonieen und besetzten außerdem noch die vor der Elbemündung liegende Insel Helgoland, welche fortan zum Betrieb des lebhaftesten Schmuggelhandels diente. Bald darauf starb der alte schwachsinnige König Christian VII, und sein Sohn Friedrich VI, der schon länger her für ihn regiert hatte, wurde sein Nachfolger (den 13. März 1808).

Drei Wochen zuvor hatte Rußland seinen Angriff auf Finnland begonnen, ohne den Schweden vorher den Krieg anzukünden. König Gustav IV hatte in seinem wunderlich eigensinnigen — heilsamen Rathschlägen wenig zugänglichen — Character versäumt, Vorkehrungen der Vertheidigung Finnlands zu treffen, und selbst jetzt hemmten seine sich widerstrebenden Anordnungen eine kräftige Abwehr. Dazu kam, daß zugleich Dänemark an Schweden den Krieg erklärte, so daß er nun seine Streitkraft theilen mußte und ein Heer zu einem Einfall in Norwegen verwendete, mit einem andern die Südküste Schwedens deckte, ein drittes aber nach Finnland schickte. Dieses letztere Heer war aber zur Behauptung dieses Landes zu schwach: ein Theil der Scheerenflotte gieng in den Gefechten gegen die russische Flotte zu Grunde; einen andern Theil, der im Hafen zu Abo eingefroren war, verbrannten die Schweden selbst, damit er nicht den Russen in die Hände fallen möchte, so daß nun selbst das granitne Sweaborg, „dieses nordische Gibraltar", an die Russen verloren gieng.

Eben so ungünstig verlief der Landkrieg in Finnland. Doch zog er sich wegen des für die Russen schwierigen, weil mit Sümpfen, Seen, Wäldern bedeckten Bodens und wegen des aufopferungsvollen, hartnäckigen Widerstandes der Finnen in die Länge, zumal ihnen die

Schweden nicht ausreichendere Hülfe sandten und auch England in egoistischer Politik die Russen gewähren ließ, ohne den Schweden irgendwie Hülfe zu leisten.

Der gegen Ende Novembers 1808 eintretende Waffenstillstand wurde von dem König Gustav gleichfalls schlecht benützt; ja Gustav überwarf sich nun auch mit England auf die thörichteste Weise, indem er gegen den englischen Gesandten den Degen zog und auf alle englischen Schiffe Beschlag zu legen befahl. Da wendeten sich die Schweden gegen ihren eigenen König: ein Theil seines Heeres rückte gegen Stockholm, und als er aus der Hauptstadt in das Lager seines zweiten Heeres floh, nahm man ihn daselbst fest, und als er den Degen zog, ward er entwaffnet und auf ein festes Schloß gebracht. Da die schwedischen Großen, die sich seinen alten Oheim, den alten Herzog Karl von Südermannland, zum Reichsverweser gaben, befürchteten, Rußland möchte noch weiter gehen und Schweden selbst angreifen, so überließen sie in dem am 17. Sept. 1809 geschlossenen Frieden Finnland an die Russen.

Kurz zuvor schloß Schweden mit Dänemark und einige Zeit nachher auch mit Frankreich Frieden. Die Absetzung des schwedischen Königs wurde auf dem Reichstag v. 10. Mai 1809 ausgesprochen. Er verließ dann gegen das Ende des Jahrs Schweden und lebte unter dem Namen Oberst Gustavson in Deutschland. Der Herzog von Südermannland wurde (mit Übergehung des jungen Kronprinzen) zum König als Karl XIII gewählt, jedoch nur nach vorhergegangener Beschränkung der Königsgewalt. Da er keine eigenen Kinder hatte, so wurde der Herzog Christian August von Holstein-Augustenburg am 18. Jul. 1809 zum Kronprinzen ernannt.

2. Preußen seit dem Tilsiter Frieden. Das Königspaar. Napoleon's wegwerfende Behandlung Preußens. Innere Erneuerung Preußens. Reformen im Heere und in der Verwaltung: Scharnhorst; Stein. — Österreich unter Stadion. Der Congreß von Erfurt.

Preußen war seit dem Tilsiter Frieden im Zustand der Unterjochung durch eine Tyrannei, unter welcher einst Friedrich der Große — bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Lage — „zu leben für ein Verbrechen, zu sterben für Pflicht" erklärt hatte. Friedrich Wilhelm III fühlte allerdings den Schmerz der Erniedrigung und Schwächung seiner Krone auf das allertiefste; aber sein Lenker in solcher Noth war ein anderer: er glaubte an Den, der mit seiner Allmachtshand den in den Wellen Sinkenden halten und vom Untergang retten kann. Auch gewährte ihm die Liebe seines Volkes eine weitere Stärke; denn allenthalben trat die Anhänglichkeit an das Königshaus auf rührende Weise hervor — in den ihm noch gebliebenen Landen durch Versicherungen unverbrüchlicher Treue, in den verlorenen durch die unverholenste Betrübniß, zumal der am 24. Juni 1807 vom Könige aus Memel erlassene „Abschied" alle Herzen ergriff.

Wie würdig sich das schwerheimgesuchte Königspaar im Unglück benahm, bezeugt zunächst eben dieser Abschied des Königs, in welchem er unter Anderm schrieb: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. — Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände geboten, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet: der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten Euch zu Euerm neuen Landesherrn; seid ihm, was ihr mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!" — Und wie groß die am schmerzlichsten betroffene Königin Luise dachte, bezeugen folgende Worte von ihr: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis. Unsere Gränzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen: dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaftern Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbünden müssen: jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbünden. Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Der König selbst bewies fortwährend eine ruhigfeste Haltung und dachte stets nur darauf, seinen Unterthanen die Noth zu erleichtern. „Von unerschwinglichen Forderungen gepreßt, von unbezahlbaren (Staats-) Schulden gedrückt, für sich mit seiner Familie auf das Nothwendigste beschränkt, wies er den Antrag, den Staatsbankrott zu erklären, mit Verachtung und mit den Worten zurück: „Auch im Unglück nie ehrlos!" Er schickt sein goldenes Tafelservice in die Münze, und will an seinem Tisch nicht eher Champagner trinken, als bis alle seine Unterthanen wieder satt haben." (Eylert.)

Mit der zunehmenden Bedrängniß wuchs die gegenseitige Liebe zwischen dem König und dem Volk in einem noch höhern Grade: denn nicht blos der Verlust an Land und Leuten war das Beugende, — weit kränkender für Preußen und seinen König war die seit dem Tilsiter Frieden immer mehr hervortretende Absicht des Siegers, die preußische Fürstenmacht und Volkskraft durch ausgesuchte Demüthigungen und Bedrückungen innerlich zu zerreiben und zu zersetzen, um sie wenigstens auf diesem Wege — der Vernichtung nahe zu bringen, vor welcher Napoleon nur um Rußlands willen stille gestanden war.

Nicht nur daß Preußen auf so lange, als es an den seine Kräfte übersteigenden Kriegskosten zu zahlen hatte, bis an die Weichsel hin von französischen Truppen besetzt blieb, und daß die Einkünfte des besetzten Theils für Frankreich eingezogen wurden: man erpreßte — dem Frieden zuwider — noch mehr freie Durchzugsstraßen, schlug das sog. Neuschlesien zu Warschau, vergrößerte zum Nachtheil Preußens das Umgebiet von Danzig und Magdeburg, überließ (auf polnischen Betrieb) alle innerhalb des Großherzogthums Warschau gelegenen preußischen Gutstheile (selbst das Eigenthum Privater und frommer Stiftungen) dem Könige von Sachsen gegen eine Entschädigung von 20 Mill., die er aber nicht an die preußischen Eigenthümer geben durfte, sondern an Napoleon ausliefern mußte, — und verbot dem Könige, binnen zehn Jahren mehr als 42,000 M. unter den Waffen zu haben.

Aber alle diese und unzählige andere kleinliche Peinigungen dienten in höherer Hand nur dazu, den bis 1806 theils in todtem Formwesen erlahmten, theils an falscher Selbstüberschätzung kranken Nationalgeist zur Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, zu bringen und ihn für eine spätere Wiedergeburt empfänglich zu machen. Ja schon im Kampf des Unterliegens hatte der König manche Gebrechen des alten Heersystems erkannt, wie er denn gleich von Memel aus die Untersuchung und Bestrafung der feigen Festungscommandanten und die Entlassung der bei Prenzlau gefangenen Offiziere anordnete.

Nach dem Frieden umgab sich der König mit zuverlässigeren Berathern, unter welchen besonders der ausgezeichnete Kriegsminister von Scharnhorst für die Verbesserung des Militärwesens sorgte.

Gerhard David v. **Scharnhorst**, geb. 1756 bei Celle in Hannover, von bürgerlichen Ältern, erhielt seine erste militärische Bildung, in der Artillerieschule zu Steinhude und hatte, als er in seinem 34. Jahre Artillerie-Hauptmann wurde, sich schon durch militärische Schriften einen Namen gemacht, so daß er, nachdem er in den Revolutionskriegen seine theoretischen Kenntnisse auch practisch bewährt hatte, nach Beendigung des Kriegs zum Oberstlieutenant ernannt und auf Empfehlung des Feldmarschalls Herzogs von Braunschweig in preußische Dienste gezogen wurde, wo er die gleiche Anstellung in Berlin erhielt. Seine vom damaligen preußischen Militärgeist abweichende bescheidene Haltung in Benehmen und Rede zog ihm anfangs Mißachtung bei seinen Untergebenen zu; allmählich aber erkannte man seinen Werth: er wurde Oberst, trat in den Generalstab und ertheilte Unterricht an der Kriegsschule, wobei er auf die durch Napoleon aufgebrachte neue Kriegsweise aufmerksam machte. Im darauffolgenden Kriege wurde er zu Lübeck gefangen, aber mit Blücher ausgewechselt. Darauf wurde er Chef des Generalstabs bei der Armee L'Estocq's, und wenn der russische Oberbefehlshaber, Graf Bennigsen, in der Schlacht bei Eylau seinen Rath befolgt hätte, wäre, glaubt man, der Erfolg ein anderer gewesen.

Es wurde nämlich durch Befehl vom 3. Aug. 1808 die bis dahin so dürftige Bekleidung der Mannschaft mehr dem Bedürfnisse angepaßt; es wurden die Übungen practischer eingerichtet, Geschütz und Waffen ersetzt und umgestaltet, die entehrenden Strafen (insbesondere die das menschliche Gefühl empörende Strafe des Gassenlaufens) abgeschafft; für die Offiziere wurde ein Ehrengericht gebildet und eine strenge Sittenordnung festgestellt, der Gemeine gegen rohe und ungebührliche Behandlung seiner Obern geschützt und die Einübung der Soldaten in der Art vorgenommen, daß alle Jahre die Eingeübten entlassen und neue zur Einübung einberufen wurden, so daß auf diese Weise zwar nur die zugelassene Zahl von 42,000 M. unter den Waffen stand, in der That aber nach mehreren Jahren ein mehrfach so großes Heer auf den ersten Wink aufgestellt werden konnte.

Von besonders wichtigen Folgen für die Schöpfung eines nationalen Heers war die Verordnung, daß jeder Staatsunterthan ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienst verpflichtet sei, daß bei der Ernennung der Offiziere nicht auf Geburt zu sehen und im Frieden nur Führung, Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur

Tapferkeit und Auszeichnung zur Beförderung für die höhern Grade erforderlich sei und daß das Heer von nun an nur aus Inländern bestehen solle. So wurden Soldaten aus Bürgern geschaffen und diesem Stande die ihm gebührende Ehre gegeben. Den Schluß dieser Reformen machte ein neues Exercierreglement, das dem Kamaschendienst ein Ende machte.

Einen ähnlichen Geist der Belebung und Veredlung des Volkssinnes und der Volkskraft brachte der Minister des Innern Freiherr von Stein aus Nassau durch Verbesserung der Verwaltung und durch seine Bemühungen um freiere Institutionen hervor.

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum Stein in Nassau an der Lahn, aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte, bildete sich zum Staatsdienst vor, lernte dann die Welt zuerst an Fürstenhöfen kennen und trat 1780 in preußische Dienste. Er machte als Bergrath bergmännische Reisen durch Deutschland und Großbritannien und wurde wegen seines männlichen und einsichtsvollen Eifers und seltenen Talents nach und nach Chef der Civilverwaltung der Provinz Westfalen. Im J. 1804 wurde er Finanzminister, zerfiel aber bei der franz. Invasion mit den andern Ministern und selbst mit dem Könige, so daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter zurückzog. Die Noth des Staates bewog den König, ihn wieder an die Spitze der innern Angelegenheiten zu berufen (5. Oct. 1807) und sich seines genialen Rathes zur Rettung des Vaterlandes zu bedienen. Obgleich zu brausendem Zorn und stürmischem Wesen geneigt, hatte er doch ein tiefes Gemüth und innigen Glauben an Gott. Feind alles Gemeinen und Schlechten, und schonungslos gegen alles Ungehörige und Unwürdige, war er besonders mit Schmerz über die Schmach des Vaterlandes erfüllt und voll glühenden Eifers, es wieder frei und mächtig zu sehen, so daß man ihn „der Deutschen Grund-, Eck- und Edelstein" nannte. (Vgl. Stein's Leben v. Perz; Beitzke's Gesch. d. deut. Freiheitskriege I.)

Auch er schnitt mit den auf seine Vorschläge sich gründenden Anordnungen viel faules Fleisch am Staatskörper weg, um die Heilung desselben zu bewirken. Das Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern wurde aufgehoben; der Bauernstand vom übermäßigen Druck des Adels befreit; die Städte erhielten zur Erhöhung des Gemeinsinns ihre alten Stadtrechte wieder; das Zunftwesen wurde aufgehoben und noch andere Veränderungen vorbereitet, wiewohl im edeln Eifer des Besserns manches Gute, was mit manchen alten Einrichtungen neben dem Schlechten noch verbunden war, zu wenig geschont und beibehalten, sondern, anstatt es zu reformiren, geradezu weggeworfen wurde: daher zum Theil auch an der Stelle alter Gebrechen neue sich einstellten, an die Stelle alten Unrechts neues trat, dessen Wegschaffung oder Verbesserung einer ruhigern Zeit vorbehalten blieb, welcher dann freilich dieses Geschäft, wo es gelang, doppelte Mühe machte und zum Theil noch jetzt da macht, wo es noch nicht zum Ziel gekommen ist.

Der edle Stein selbst konnte die Zeit der Reife bei der Ausführung seiner eigenen großartigen Ideen kaum erwarten und brachte sich dadurch in die Lage, seine persönliche Thätigkeit dem preußischen Staate auf eine Zeit lang entziehen zu müssen. Er hatte einen Brief an den Fürsten v. Wittgenstein geschrieben, worin er die Nothwendigkeit darstellte, die Erbitterung zu nähren, die sich allenthalben in Deutschland gegen Na-

poleon zeige. Dieser Brief wurde aufgefangen und kam in die Hände Napoleon's, der ihn im Moniteur veröffentlichte mit der spöttischen Bemerkung, daß er Preußen bedauere, einen so verkehrten Minister zu haben. Da er den Stein für einen Feind Deutschlands und des Rheinbundes erklärte und seine Güter einzuziehen befahl, so nahm Stein seine Entlassung und begab sich nach Österreich und von da nach Rußland, wo er übrigens für Deutschlands Rettung nur um so thätiger war.

So regte sich denn allenthalben in dem verkleinerten Preußen eine große, auf die Erhebung des Volks gerichtete Thätigkeit. In Schulen wurde mit Eifer die vaterländische Geschichte gelehrt; der Schulunterricht überhaupt durch methodische Behandlung gehoben; die Künste, besonders die Dichtkunst und Malerei, nahmen ihre Stoffe aus der deutschen Vorzeit und schöpften aus dem verfallenen Born einer großen Vergangenheit heilskräftige Begeisterung, wenn solche auch zum Theil von krankhaften Erscheinungen nicht frei war. Selbst die deutsche Philosophie, die ihre Weisheit auf eine Zeit lang aus dem Weltverbesserungscodex der westlichen Nachbarn geholt hatte, wendete sich jetzt, von nationalem Selbstgefühl ergriffen, gegen die ausländische Heimath ihrer Grundprincipien und sprach in „Fichte's Reden an die deutsche Nation" (XXV. 7, 2), mit prophetischer Begeisterung und einer Nachwirkung, welche sich bis auf unsere Tage erstreckt, von deutscher Ehre, Freiheit und Nationalität. Nicht minder machte sich die Moral auf und gelobte in der Form eines „sittlich-wissenschaftlichen Vereins," des „Tugendbundes," dem Vaterlande zur Neugeburt und Neukräftigung in allen Zweigen des Staatslebens zu verhelfen.

Nur der allein den Menschen von Grund aus erneuernde und wiedergebärende Christglaube lag noch gebunden, und es mußten noch Jahre schwerer Leiden und gewaltiger Kämpfe eintreten, um den Sinn auf das nahe Heilmittel zu richten, durch dessen Anwendung die einzelnen Menschen wie ganze Staaten genesen.

Auch Österreich, das in seinem Theile ebenfalls unter der Wucht des französischen Riesen seufzte und neuen Kämpfen mit demselben entgegensah, suchte sich, den Eingebungen des Ministers Grafen v. Stadion folgend, durch manche Verbesserungen im Innern für die Zukunft vorzubereiten, und hielt sich, während es mit Napoleon in gutem Vernehmen zu bleiben sich bemühte, die Wege zu einer nähern Verbindung mit Preußen und mit denjenigen Staaten offen, welche durch französische Übergriffe verletzt waren. Selbst mit Serbien unterhielt es Beziehungen, die einem Vordringen der Russen oder der Franzosen in die Türkei vorbeugen sollten.

Denn eben auf dem Congreß zu Erfurt, den Napoleon am 24. Sept. 1808 mit dem Kaiser Alexander hielt, um sich für die zu erneuernde Expedition nach Spanien den Rücken frei zu halten, kamen hauptsächlich die türkischen Angelegenheiten zur Sprache. Napoleon wußte wohl, daß er die Freundschaft Alexanders nur durch ein Opfer

gewinnen werde und überließ ihm die beiden Donaufürstenthümer, die derselbe bereits besetzt hatte, wollte jedoch Schlesien oder Böhmen dagegen haben. Doch Alexander gieng darauf nicht ein, sondern gab nur zu, daß Napoleon das im Tilsiter Frieden gegebene Versprechen, Preußen mit 400,000 Seelen für das demselben genommene Hannover zu entschädigen, zurücknahm und dadurch neues Unrecht an Preußen übte. Einen geheimen Antrag Napoleon's aber auf die Hand seiner Schwester, wodurch er den russischen Selbstherrscher aufs engste mit sich verbinden wollte, wies dieser geschickt durch die Hinweisung auf seine Mutter zurück; diese aber darum anzugehen, unterließ Napoleon, da sie allgemein als seine entschiedene Gegnerin bekannt war. Da somit durch den Erfurter Congreß im Ganzen nichts als nur eine vorläufige Ruhe vor Rußland gewonnen war, so kehrte Napoleon mit nur geringer Befriedigung nach Frankreich zurück.

Bei dieser Erfurter Zusammenkunft war Napoleon von fast allen Rheinbundfürsten umgeben und hatte seinen Gast auf das glänzendste und freundschaftlichste empfangen. Beide überboten sich wieder mit Zuvorkommenheiten und waren täglich die meiste Zeit bei einander zu sehen. Alexander brachte auch eine Theilung der Türkei zur Sprache; aber Napoleon lehnte es ab, darauf einzugehen, bis er Spanien bewältigt habe. Beide Monarchen machten damals den Engländern (von Seiten Napoleons zum Schein) ein Friedensanerbieten, das England unter der Bedingung annehmen wollte, wenn auch den Spaniern Antheil an den Verhandlungen zuerkannt würde. Da aber Napoleon im Begriff war, Spanien nachdrücklicher als bisher zu bekriegen, so zerschlug sich die Sache.

3. Fortsetzung des spanischen Kriegs. Napoleon in Spanien. Die Engländer in Coruña. Siege der französischen Marschälle. Joseph's Wiedereinzug in Madrid. Abzug der Engländer. Soult in Coruña. Napoleon's Rückkehr nach Frankreich.

Weil nun nach so großen Verlusten in Spanien Napoleons Ruhm und Namen auf dem Spiele stand, wenn es ihm nicht gelang, die Volkserhebung daselbst zu bemeistern, so beschloß er, in eigner Person sein neugerüstetes Heer von 250,000 M., worunter die deutschen Bundestruppen mitbegriffen waren, nach Spanien zu führen. Die Spanier hatten sich gleichfalls vorgesehen und zu Aranguez eine neue Centraljunta, bestehend aus Abgeordneten der verschiedenen Provincialjunten, zur Wahrung der Rechte Ferdinand's VII eingesetzt, woneben jedoch die jüngern Mitglieder dieser Junta den Zweck einer Verfassungsveränderung vor Augen hatten.

Von Außen unterstützt, wurden die Spanier nur von den Engländern, deren Aristokratie damals unter dem geisteskranken König Georg III mehr als je die Zügel der Regierung in Händen hatte, da der Kronprinz noch mit keiner Gewalt betraut war. Indeß war es den Lords mehr darum zu thun, die spanischen Colonieen mittels Aufreizungen zur Emancipation auszubeuten, als sich durch eine Expedition nach Spanien selbst stark zu verunkosten: sie sandten nur

11,000 M. unter dem Oberbefehl des Generals Moore, der in Coruña landete und sich mit den Portugiesen vereinigte.

Die Spanier selbst aber versäumten es, eine größere Vereinigung der militärischen Kräfte zu Stande zu bringen, und sahen sich von dem rasch einbrechenden Feind überrascht, der darauf ausgieng, sie in einzelnen Kämpfen aufzureiben. Sie zogen daher anfangs gegen die Übermacht und Kriegsgewandtheit der französischen Marschälle den Kürzern. So schlug Marschall Ney am 26. Oct. 1808 die Vorhut Castaños bei Logroño, Marschall Soult am 10. Nov. das spanische Heer Belvedere's bei Gamonal, die Marschälle Lefebvre und Victor das Heer Blake's und Romana's bei Balmaseda und (d. 10. und 11. Nov.) bei Espinosa; Marschall Bessières eroberte Burgos, Marschall Lannes brachte dem vereinigten Heere Castaños' und Palafox' bei Tudela (d. 22. Nov.) eine solche Niederlage bei, daß von 50,000 M. nur 15,000 entkamen, die Centraljunta entfloh und Madrid den Franzosen offen stand. Jetzt erschien Napoleon mit seinem Bruder Joseph über Vittoria und Burgos heranziehend vor Madrid, und während am 4. Dec. sein Heer einrückte, schlug er in einem Landhause vor der Stadt sein Hauptquartier auf, aus dem er sogleich die Aufhebung der Inquisition und die Einziehung der Klöster (zu zwei Drittheilen) decretirte und eine Amnestie erließ, von der nur zehn Mitglieder der Junta ausgenommen waren.

Die nähern Umstände der Einnahme von Madrid sind folgende: Bereits lagen nicht nur Altcastilien und Leon, sondern auch Neucastilien, Aragonien und Navarra wehrlos vor ihm da. Während Ney und Lefebvre die aus der Schlacht von Tudela entkommenen spanischen Truppen vollends aufzureiben den Auftrag hatten, von denen aber ein Theil unter Palafox in Saragossa Schutz fand, der andere Theil unter Castaños ohne weitern Verlust nach Siguenza entkam, wendete sich Napoleon selbst am 28. Nov. von Aranda de Duero aus mit seinen Garden, mit Victor's Division und den Reserven gegen das spanische Lager bei Sepulveda. Im Schrecken flohen die Spanier gen Segovia, und nur General St. Juan hielt noch den Paß von Somosierra mit etwa 12,000 M. besetzt, indem er von der Höhe aus durch eine Batterie von 16 Geschützen den in den Paß einrückenden Kaiser zu bewältigen gedachte. Allein Napoleon ließ rasch durch eine polnische leichte Reiterei einen plötzlichen Angriff auf jenes Geschütz machen, und obgleich dieses den Polen einen großen Verlust beibrachte, so erneuerte doch ihr Führer Krasinsky den Angriff, nahm die Batterie und warf auch die spanische Infanterie zurück, so daß nun auch dieses spanische Corps die Flucht ergriff. St. Juan rettete den Rest nach Segovia, von wo aus er, durch ein anderes Corps verstärkt, den Weg über das Gebirg einschlug, um Madrid zu decken. Auf

diesem Zuge aber wurde er von Neuem angegriffen und geschlagen, worauf ihn seine eigenen Leute, welche diese Verluste, anstatt ihrer eigenen Untüchtigkeit, nur der vermeintlichen Verrätherei ihrer Führer zuschrieben, ermordeten und seinen Leichnam an einen Baum banden.

Als hierauf die Franzosen von drei Seiten her — Napoleon mit Victor von dem erwähnten Passe aus, Lefevre von Segovia her und Ney von Guadalaxara aus — sich der Hauptstadt näherten, entfloh die Centraljunta von Aranguez nach Badajoz, und in Madrid gerieth Alles in die größte Verwirrung. Mehrere tausend bewaffnete Landleute hatten sich in die Stadt geflüchtet, und nun traten die Einwohner selbst in die Waffen und schienen mit den nur 6000 M. regulärer Truppen durch Barricaden und andere Vorrichtungen zur äußersten Vertheidigung bereit. Allein es fehlte an einer energischen Leitung: Keiner wollte gehorchen; alles schrie nach Munition und als Pulver ausgetheilt war, behaupteten die Empfänger, es sei mit Sand gemischt, und schoben die Schuld auf Verrätherei, so daß der Pöbel einen alten General und mehrere Offiziere ermordete. Da, als die Unordnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen war, erschien Napoleon und ließ sie zur Übergabe auffordern. Weil nun sein Parlamentär nahe daran war, von den Rasenden zerrissen zu werden, wartete Napoleon noch mit dem Angriff in der sichern Berechnung, daß ihm die Stadt, aus der schon viele der ruhigeren Bürger in sein Lager überliefen, von selbst in die Hände fallen werde. Als sodann seine Infanterie und Artillerie vollends eingetroffen war, ließ er etliche Granaten in die Stadt werfen und das dieselbe beherrschende Fort Retiro beschießen, zugleich aber auch noch eine Aufforderung der Übergabe ergehen. Bei der Unterhandlung gab er bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit, nach welcher er die Stadt in den Grund zu schießen drohte. Die Bürger wollten sogleich darauf eingehen, aber der Pöbel gab, obgleich die Franzosen schon bis in den Prado eingedrungen waren, den ganzen Tag über nicht nach, bis endlich in der darauf folgenden Nacht die 6000 M. regulärer Truppen mit dem Geschütz aus der Stadt abzogen und das Landvolk sich verlief, so daß am andern Morgen um 8 Uhr die Franzosen unangefochten in Madrid einziehen konnten.

Am 23. Jan. 1809 hielt König Joseph, der sich bis dahin in Burgos aufgehalten hatte, mit 6000 französischen Garden seinen Wiedereinzug in Madrid und ließ sich von den Bürgern huldigen, die man jedoch nur durch Drohungen und Versprechungen zur Eidesunterschrift hatte bringen können. Die Bildung einer spanischen Leibgarde kam nicht zu Stande, da sich kein Spanier dazu hergeben wollte, so daß Joseph seine Zuflucht zur Bildung einer Fremdenlegion nehmen mußte.

Zwar betrug die französische Heeresmacht, welche Napoleon in den verschiedenen Provinzen Spaniens vertheilt stehen hatte, an 330,000 M.

(darunter sich 120,000 M. Deutsche, Italiener und Polen befanden) und hätte, wenn Spaniens Land und Volk nicht so eigenthümlich gewesen wäre, wohl zur Bezwingung der Halbinsel hingereicht; allein der gebirgige Boden und der altererbte Freiheitssinn seiner Stämme spottete jedes Versuchs einer dauernden Unterwerfung, weil, wenn da und dort ein Theil niedergeworfen war, sich an andern Stellen der Widerstand immer erneuerte und durch englische Hülfe genährt wurde.

Da die vor der Einnahme Madrid's geschlagenen und zerstreuten Spanier sich noch in fast anarchischer Verwirrung und unter sich selbst in Uneinigkeit befanden, so hatte Napoleon Zeit, die Bewegungen des englischen Generals Moore zu beachten, der bereits von Coruña aus bis Leon vorgerückt war und ein Heer von 33,000 M. um sich hatte, mit denen er den gegen ihn aufgestellten Soult angreifen wollte. Allein als ihm Napoleon sammt Ney und Bessières mit 70,000 M. in den Rücken zu kommen und ihn abzuschneiden drohten, zog er in Eilmärschen nach Coruña zurück und entgieng mit Noth dem ihm zugedachten Schlag. Zwar verfolgte ihn Soult, wurde aber von ihm geschlagen und konnte den Engländern die Einschiffung nur erschweren, nicht aber sie daran hindern. Moore schlug noch siegreich Soult's Sturm auf Coruña ab, und obwohl er selbst dabei tödtlich verwundet wurde, (indem ihm eine Kanonenkugel die Schulter zerschmetterte und den Arm fast vom Leibe riß), so entkamen doch alle Engländer auf den Schiffen, und Soult besetzte nur die leere Stadt.

Hierauf beschloß Napoleon, die Fortsetzung des Kriegs seinem Bruder zu überlassen und nach Frankreich zurückzukehren, weil nicht nur Österreich, das die Verwicklung desselben in den spanischen Krieg für einen günstigen Zeitpunct zum Losschlagen hielt, bedeutende Rüstungen machte, sondern auch ganz Frankreich, das seine besten Kräfte in einem verderblichen Kriege vergeudet sah, von seiner unaufhörlichen Kriegslust das Schlimmste fürchtete. Dieser doppelten Gefahr zu begegnen, verließ er im Januar 1809 die pyrenäische Halbinsel, nachdem er auf Joseph's Wunsch den alten Marschall Jourdan zum Oberbefehlshaber über die französische Streitmacht in Spanien ernannt hatte.

4. Der Kleinkrieg in Spanien. Saragossa's Fall. Die Guerillasführer. Wuth und Grausamkeit beider Theile. Die Engländer unter Beresford. Soult in Oporto. Landung Wellesley's. Rückzug Soult's.

So wenig Einheit und Verbindung unter sich bei den spanischen Guerillas zu finden war, die in vereinzelten Haufen in den verschiedenen Provinzen den französischen Marschällen unausgesetzten Widerstand leisteten, so einmüthig war das Volk in hartnäckigster, muthigster Vertheidigung seiner Freiheit und seines Erbes. Da der spanische Nationalstolz durch

die erste rühmliche Vertheidigung Saragossa's so sehr gehoben worden war, so lag es Napoleon vor Allem daran, sich dieser Stadt zu bemächtigen, und darum erhielten Moncey und Mortier den Befehl, ihre Armeecorps zur Belagerung dieser Stadt zu vereinigen, welche unterdeß von Palafox noch stärker befestigt worden war.

Die Belagerung Saragossa's durch 35,000 Franzosen begann am 20. Dec. 1808, und am folgenden Tag die Bestürmung. Aber auch dießmal stießen sie auf den heldenmüthigsten Widerstand. Zweimal wechselte die Oberleitung der Belagerungsoperationen, indem jenes Marschallspaar von Junot und dieser von Lannes abgelös't wurde. Erst als der letztere, dieser „Ajax der französischen Armee", nach unausgesetzten Stürmen den Kampf zugleich durch Minen auch unter die Erde versetzte, und die Wuth des Schwertes, die Gewalt der Geschosse und am meisten die Tücke einer Seuche nicht weniger als 54,000 Einwohner dahin gerafft hatte, und zuletzt Palafox selbst erkrankte, so capitulirte der geringe Rest der heldenmüthigen Vertheidiger am 20. Febr. 1809, wurde aber deßungeachtet nach der Besetzung der Stadt von den Franzosen noch theilweise treulos niedergemacht.

Saragossa (Zaragoça), in einem langen Viereck auf dem linken Ebroufer liegend und auf der Langseite mit dem Flusse gleichlaufend, war durch doppelte Wälle und gewaltige Schanzwerke befestigt, und auf dem rechten Ebroufer durch ein auf dem Monte Torrero liegendes Fort gedeckt, das dort die ganze Ebene beherrschte. Von der frühern Vertheidigung her sich wohl bewußt, daß Rettung nur aus der eigenen ausdauernden Haltung seiner Bürger kommen müsse, hatten die Einwohner jedes Haus feuerfest, und die vielen Klöster, Kirchen und Paläste zu eben so vielen Citadellen gemacht; hatten, auf alles Gut, auf jede Bequemlichkeit verzichtend, die Thüren und Fenster ihrer Häuser zugemauert und nur Schießscharten nach der Straßenseite gelassen, die Communication der Stadttheile nur durch das Innere der Häuser mittelst Durchbrechung der Mauern geleitet und die Straßen selbst mit Erdwällen durchschnitten, welche mit Kanonen bepflanzt waren. Die Stadt war auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen und das Pulver (zur Verhütung von Explosionen) meist in seinem Roh-Material aufbewahrt, um davon jedesmal nur soviel zu verfertigen, als man bedurfte. — Die Besatzung bestand aus den eigenen Bürgern, aus 30,000 in die Stadt gezogenen Landleuten und 10,000 regulären Truppen und war auf Tod und Leben verbunden.

Der erste Angriff der Franzosen war auf das Fort Torrero gerichtet, das General St. Marc mit 5000 M. vertheidigte. Als er dem Ungestüm der Angreifer erlag, wäre St. Marc, der sich in die Stadt rettete, von den darüber wüthenden Saragossanern ermordet worden, wenn ihn nicht Palafox in Schutz genommen hätte. Der nächste Angriff auf eine Vorstadt am linken Ebroufer wurde glücklich zurückgewiesen. Als sodann die Stadt von allen Seiten eingeschlossen und nach Eröffnung der Laufgräben zur Übergabe aufgefordert wurde, gab Palafox die Antwort, Saragossa werde nicht, wie Madrid, sich verkaufen oder ergeben! Als nach der weitern Annäherung der Laufgräben der Sturm auf das Kloster St. Joseph begann, zogen die Belagerten das Geschütz desselben in die Stadt und ließen zur Vertheidigung in dem beschädigten Kloster nur 200 M. zurück, die dann alle den Heldentod starben. Nun aber erhob sich im Rücken der Belagerten das Landvolk der Umgegend im Aufstand, so daß sich die Belagerer fast selbst belagert und ihre Zufuhrverbindungen bedroht sahen. — Erst als Marschall Lannes die Oberleitung der Belagerung übernahm und die theilweise gelös'te Disciplin im Belagerungsheere herstellte, wurden die Angriffe der Franzosen wieder kräftiger und ungestümer;

aber auch bei den Belagerten wuchs der Muth und die Todesverachtung. Die Erbitterung beider Theile während dieses denkwürdigen Kampfes zeigte sich in rastlosen Stürmen und Ausfällen. Als nun die Franzosen Minen eröffneten, machte Palafox Gegenminen, und nun wüthete der Kampf sowohl unter, als über der Erde. Und als die Belagerer endlich durch Breschen eindrangen, tobte der Kampf in den Straßen um jedes einzelne Haus: denn die Spanier verkauften jeden Fuß breit um theures Blut. Die häufig auffliegenden Minen, die brennenden und einstürzenden Häuser, das unaufhörliche Donnern der Kanonen und Bomben, der Granaten und des Kleingewehrs, das Rufen der Streitenden und Geschrei der Sterbenden und Verwundeten — bot ein Bild grausiger Verheerung dar. Und doch war nach 50 Tagen ununterbrochenen Kampfes erst der vierte Theil der Stadt eingenommen. Tausende waren gefallen und noch waren die Saragossaner unbesiegt, und wer etwa von Übergabe sprach, wurde auf der Stelle an einen der Galgen gehängt, die auf allen freien Plätzen der Stadt zu diesem Zwecke errichtet waren. Die Franzosen dagegen brachen häufig über diese spanische Hartnäckigkeit in Verwünschungen aus und wären gerne vom Kampfe abgestanden, wenn Lannes nicht auch unbeweglich sein Ziel im Auge behalten hätte.

Da die Einwohner wegen des beständigen Bombardements schon seit Langem in den Kellern ihren Aufenthalt hatten nehmen müssen und an Allem Mangel litten, so raffte die Seuche so viele hin, daß an Einem Tage viele Hunderte starben. Lannes schritt daher zu einem allgemeinen Sturm. Nach der Sprengung des Universitätsgebäudes durch sechs Minen drangen endlich die Franzosen über den Coffo in die innere Stadt ein; aber jeder einzelne Theil derselben mußte theuer gewonnen werden, und erst, als fast die ganze reguläre Mannschaft Saragossa's getödtet und gefangen war und zuletzt Palafox selbst von der Seuche ergriffen wurde, so daß er das Commando dem Piedro Ric überlassen mußte, bot die Junta durch den Adjutanten desselben, gegen freien Abzug der noch übrigen Vertheidiger, die Unterwerfung an. Aber Lannes wies sie zurück und ließ dem weiteren Kampf seinen Lauf. So schien denn auch der übrige Theil der Stadt dem Untergang geweiht. Erst als nach dem Falle der meisten Glieder der ersten Junta eine neue Junta eingesetzt war, beschloß diese — in Erwägung, daß, da 15,000 Verwundete und Fieberkranke da lagen und die Seuche die Luft verpestet hatte, auch kaum noch 4000 die Waffen führen konnten, — wieder die Übergabe anzubieten, welche endlich unter der Bedingung gewährt wurde, daß die Besatzung mit kriegerischen Ehren abziehen, aber dann kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden solle. Während dieser Unterhandlungen hatte zwar in der Stadt die Kriegspartei wieder die Oberhand bekommen und wollte von Übergabe nichts wissen. Allein die Junta überließ in der darauffolgenden Nacht die wichtigsten Puncte der Stadt den Franzosen, um ferneren Widerstand unmöglich zu machen. So kam es, daß auch der kranke Palafox als Gefangener nach Frankreich gebracht wurde, wo er zwar genas, aber noch fünf Jahre lang in der Gefangenschaft schmachten mußte.

Auch in Catalonien vertheidigte sich unter andern Reding auf's tapferste und behauptete sich eine Zeit lang in Tortosa: zwar wurde er von Gouvion St. Cyr unweit Tarragona (d. 25. Febr.) geschlagen, deßungeachtet konnten die Franzosen Catalonien nicht erobern, noch gegen die beständig wieder sich sammelnden und in Kleinkämpfen den Feind an jeder Erholung und Ruhe hindernden Guerillas etwas ausrichten. — In Asturien lockte Romana den Marschall Ney in das Innere des Gebirgs, aus dem sich dieser kaum mehr herausfinden konnte; ebenso bereiteten ihm Quiroga und Ballasteros an andern Stellen des asturischen Gebirgs schwere Noth, bis es ihm gelang, Oviedo zu erreichen, das er ausplündern ließ. Unter den vielen Guerillasführern, die durch ihre Gewandtheit und Ausdauer den Franzosen großen Abbruch thaten, zeichnete sich noch besonders Empecinado aus.

Allenthalben in den spanischen Provinzen wurde der Krieg mit einer Erbitterung geführt, die sich auf beiden Seiten zur höchsten Wuth und schauderhaftesten Grausamkeit steigerte. Die Spanier betrachteten die Franzosen als unbefugte eingedrungene Räuber und Mörder, und scheuten sich daher nicht, sie todt zu schlagen, wo sie sie trafen. Nirgends fanden die Franzosen eine erträgliche, geschweige freundliche Aufnahme; kein Soldat im Quartier war seines Lebens sicher, daher denn auch die schwere Wiedervergeltung, zu der sich die meisten gegenseitig berechtigt glaubten. Am grausamsten und frevelhaftesten benahmen sich die Franzosen in ihrer Wuth, und nur die Deutschen hüteten sich — mit wenigen Ausnahmen — vor solchen Gräueln.

Als eine Schaar Spanier in der mörderischen Schlacht bei Ucles gegen den Marschall Victor unterlag, plünderten die Franzosen diese Stadt, ermordeten 69 Vornehme, mißhandelten 300 Frauen und Jungfrauen auf das Frevelhafteste und bedienten sich der gefangenen Mönche als Lastthiere zum Fortschaffen der Beute. Bei Victor's Corps waren auch Rheinbundstruppen, und unter diesen hat der badische Hauptmann Riegel diesen spanischen Feldzug genau und treu beschrieben. — Als Victor und Sebastiani ein spanisches Heer bei Medellin schlugen und das Schlachtfeld von 10,000 todten und verwundeten Spaniern bedeckt war, ließen die Sieger sie liegen, ohne die Todten zu begraben und sich der Verwundeten anzunehmen, so daß die bei der Hitze schnell verwesenden Leichen die Luft verpesteten und die Verwundeten auf eine wahrhaft schauderhafte Weise verschmachteten.

Auch die Portugiesen wehrten sich standhaft gegen das von Soult befehligte Armeecorps. Sie hatten in Lissabon eine Junta errichtet, die, unterstützt von dem englischen Lord Beresford, durch den General Silveira ein Heer von 20000 M. zur Vertheidigung der Hauptstadt aufstellte. Soult drang zwar nach einigen kleineren Siegen bis Oporto vor und nahm diese unbefestigte Stadt ein; aber der hartnäckige Widerstand, den er dabei von den Einwohnern erfuhr, machte ihn zaudern, das wohlverwahrte und vorbereitete Lissabon anzugreifen, ehe er Verstärkung bekam; und während er noch diese erwartete, landete zu Lissabon Arthur Wellesley mit einem englischen Hülfsheere von 20000 M. Vor diesem zog sich nun Soult in solcher Eile nach dem Norden zurück, daß er einen großen Theil seines Geschützes und Gepäckes verlor und der Gedanke an die portugiesische Krone für immer aufgegeben werden mußte.

Von nun an nahm Wellesley „den großen Krieg" auf der pyrenäischen Halbinsel in die Hand, während unzählige Freischaarenbanden unter kühnen Führern den Kleinkrieg daselbst in ungeschwächter Kraft fortführten. — Wir werden auf diesen merkwürdigen Kampf wieder zurückkommen, wenn wir zuerst die Ereignisse betrachtet haben werden, die seit Napoleons Entfernung aus Spanien in Deutschland während des Jahres 1809 vorfielen.

6. Kapitel. Österreichs erneuertes Erheben und Unterliegen. Andere Erhebungsversuche.

1. Ursachen des österreichischen Kriegs. Die österreichischen und französischen Streitkräfte. Erzherzog Karl. Napoleon's Sieg bei Abensberg. Schlacht bei Eckmühl und Sieg bei Regensburg. Hiller. Einnahme Wiens. Napoleon's Niederlage bei Aspern und Eßling. Erzherzog Karl als Mensch und Feldherr.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Österreich schon länger her insgeheim wieder Kräfte sammelte, um im nie erstorbenen Vertrauen auf seine Bestimmung, so wie im vererbten, durch die jüngsten Erfahrungen nur erstarkten Geist des innersten Gegensatzes gegen Frankreich sein gutes Recht und eine freie Stellung wieder zu gewinnen. Besonders war es Kaiser Franz II, der in ungebrochener gleicher Gesinnung den Kampf mit dem Manne wieder aufnehmen wollte, der mit so unerhörter Willkür in die europäischen Geschicke eingriff und offenbar nach einer Universalmonarchie strebte. Die Zertretung Preußens, die Gefahr einer Verbindung Frankreichs mit Rußland zur Unterdrückung Österreichs trieb zu vorbeugendem Handeln, und die Verwicklung Napoleon's in den spanischen Volkskrieg ließ gerade diesen Zeitpunct als den zum Losbrechen geeignetsten erkennen.

Bereits begann auch das Nationalbewußtsein wieder zu erwachen und es bildete sich unter dem Einflusse jener Fürsten und Minister, welche, wie der Kurfürst Wilhelm von Hessen, der Herzog von Braunschweig (-Öls), der Graf von Wittgenstein, der preußische Freiherr von Stein, der hannöver'sche Graf Münster u. A. vor Napoleon's Despotismus aus ihrem Wirkungskreise hatten weichen müssen und in Wien eine Zuflucht fanden, eine deutsche Partei, welche voll der gründlichsten Abneigung gegen die französische Zwingherrschaft war und darin mit der Aristokratie auch anderer Länder, selbst Rußlands, übereintraf.

Anfangs hielt Österreich auch das übrige Deutschland einer allgemeinen Erhebung fähig, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß man sich in diesem Kriege nur auf die eigne Volkskraft zu stützen habe. Diese concentrirte sich in einem bedeutendem Heere, das man allmählich aufgebracht und eingeübt hatte, und von dem die Hauptmasse, 175,000 M. stark, unter dem Erzherzog Karl an der westösterreichischen Gränze, ein kleines Corps von 35,000 M. unter dem Erzherzog Ferdinand an der polnischen Gränze, ein drittes von 80,000 M. unter dem Erzherzog Johann gegen Italien aufgestellt wurde.

Napoleon, der von diesen Absichten gegen ihn Kunde hatte und eben deßhalb Spanien verließ, fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich in seinem Volke ein nicht geringes Mißtrauen gegen die Beständigkeit seines „Sterns" und selbst im Heere, besonders bei manchen Generalen,

eine auffallende Mißstimmung vor: denn einige derselben waren unzufrieden, daß er fast alle Kronen nur an seine Brüder und Verwandte vergab; andere waren noch zu republikanisch gesinnt oder ihm heimlich feind, so daß sie sogar Verschwörungen anzettelten, die jedoch sogleich erstickt wurden.

Um alle diese Stimmen und Stimmungen sich indeß nicht kümmernd fand Napoleon's Genie bald Mittel zu einem energischen Feldzug gegen Österreich, auf dem er die Scharten, die sein Schwert in Spanien erhalten hatte, auswetzen und sein Haupt mit frischen Lorbeern schmücken wollte, die er sich um so sicherer versprach, da Rußland noch von Erfurt her sich ihm verpflichtet hatte, Preußen sich nicht rühren konnte und alle Rheinbundstaaten ein noch ungeschwächtes Vertrauen auf seine Übermacht hatten, zum Theil auch von der Bewunderung seiner Größe befangen waren.

Die französische und rheinbündische Streitmacht, zusammen 180,000 M. stark, hatte sich unter Berthier's Oberbefehl schon am 9. Apr. in Bayern aufgestellt, und zwar in sieben, von eben so vielen Marschällen und Generalen (von Lefebvre, Vandamme, Davoust, Massena, Oudinot rc.) befehligten Armeecorps, welche anfangs in so ausgedehnten Zwischenräumen standen, daß, wenn sich Erzherzog Karl rasch zwischen sie geworfen hätte, er sie hätte einzeln bewältigen können. Als dann Berthier diese Corps auf Napoleon's Geheiß concentrirte, begieng der Erzherzog den Fehler, die Seinigen weiter auseinander zu legen, so daß Napoleon den linken Flügel desselben, den der Erzherzog Ludwig befehligte, bei Abensberg zurück- und nach Landshut hindrängte, in welches Marschall Lannes nach Erstürmung der Isarbrücke eindrang. Als darauf der Erzherzog Karl, der ohne Nachricht von dem Schicksal seines linken Flügels war, sich gegen Davoust wendete, war nicht nur Napoleon, sondern auch Lannes mit Massena zu demselben gestoßen, so daß die Schlacht bei Eckmühl (am 22. April) für den Erzherzog verloren gieng und er sich mit einem Verlust von 7000 M. über Regensburg, wo er noch einen Angriff Napoleon's auszuhalten hatte, nach Böhmen zurückzog.

Obgleich Napoleon bei Regensburg am Fuß verwundet wurde, so hinderte ihn das doch nicht, gleich darauf eine Heerschau zu halten und Ehrentitel und Belohnungen in Fülle auszutheilen. Dabei wurde Davoust zum Herzog von Eckmühl, und Wrede zum Grafen mit bedeutenden Dotationen erhoben.

Hierauf beschloß Napoleon gerade nach Wien zu ziehen. Zwar wollte ihm General Hiller, der nun das Commando über den bei Landshut geschlagenen linken Flügel hatte, den Weg verlegen, wurde aber von Davoust bei Linz und von Massena bei Ebersberg geworfen und eilte nach Wien, um mit dem dort befindlichen Erzherzog Maximilian die Hauptstadt zu decken. Da sie aber unbefestigt war, so erzwang Na-

poleon durch eine kurze Beschießung die Übergabe Wiens (am 12. Mai) und verlegte sein Hauptquartier nach Schönbrunn. Weil jedoch Erzherzog Karl in raschem Anmarsch war, so beschleunigte Napoleon die Überbrückung der Donau da, wo sie die Insel Lobau (eigentlich Lobenau) bildet, um noch vor dessen Ankunft das jenseitige Ufer zu gewinnen. Als er am 21. Mai einen Theil seines Heeres über die Brücke geführt hatte, wurde er von dem dort bereits angekommenen Erzherzog Karl zwischen den Dörfern Aspern und Eßling in einem zweitägigen erbitterten Kampfe zum erstenmale auf deutschem Boden so vollkommen geschlagen, daß er sich unter großen Schwierigkeiten wieder über die Donau zurückziehen mußte, um in Wien neue Kräfte zur Wiederherstellung seiner Kriegsehre zu sammeln.

Die Ehre des Sieges hatte der Erzherzog Karl, der das österreichische Fußvolk persönlich anführte und mit ihm den furchtbaren Stoß von 12 ansprengenden Cürassierregimentern standhaft aushielt, ja sie mit einem mörderischen Feuer zurückwarf; der dann in der Nacht die von der Insel Lobau nach Wien führenden beiden Brücken zerstören ließ, um Napoleon den Rückweg abzuschneiden, und der auch am andern Tag den nochmaligen wüthenden Angriff Napoleon's wieder mit dem Fußvolk abschlug, indem er, selbst die Fahne ergreifend, den Muth der Seinen befeuerte. Bei dem Rückzug Napoleon's auf die Insel zerschmetterte eine Kanonenkugel dem Marschall Lannes, der die dahin führende Brücke zu decken hatte, beide Kniee. Als Napoleon, nachdem er durch Wiederherstellung der beiden zerstörten Brücken das rechte Donauufer wiedergewonnen hatte, den sterbenden Marschall besuchte, klammerte sich dieser krampfhaft an ihn und wollte ihn nicht lassen. „Wie schrecklich kam diesem jungen Helden das Sterben an! Laut rief er aus, der Arzt müsse gehangen werden, der einen Marschall nicht heilen könne. Napoleon hatte Mühe, sich von ihm loszureißen, und Lannes rief noch sterbend seinen Namen an, keinen andern Gott kennend, als seinen großen Kaiser.“ (W. Menzel a. a. O.)

Der Sieg bei Aspern kostete den Österreichern wohl an 20,000 Todte. Die moralische Wirkung desselben auf Deutschland wäre bedeutend gewesen, wenn nicht allenthalben die französische Polizei die Kunde davon durch die Presse unterdrückt und die Aufeinanderfolge der weitern Ereignisse den Eindruck verwischt hätten.

Um so mehr ist es hier am Ort, von der Persönlichkeit des Siegers von Aspern das Bild mitzutheilen, das Varnhagen v. Ense im II. Thl. seiner Vermischten Schriften aus eigner Anschauung entworfen hat: „Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend: er sah aus, wie ein tapferer, biederer, menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot; denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine, schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug; — — was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten. — Sein unerschrockner Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hiengen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte: durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen. Die Führung des Kriegs sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar sein.“

2. Erzherzog Johann in Italien; Erzherzog Ferdinand in Polen. Schlacht bei Wagram. Waffenstillstand zu Znaim. Der Friede von Wien. Verringerung Österreichs. (Attentat auf Napoleon.)

Unterdessen hatte Erzherzog Johann in Italien zwar den Vicekönig Eugen am 16. April bei Sacile besiegt, und war bis in die Nähe von Verona gekommen, hatte sich aber auf die Nachricht von dem Rückzug seines Bruders, des Erzherzogs Karl, auch zurückgezogen, um Wien retten zu helfen. Auf diesem Rückzug wurde er aber von Eugen und Macdonald verfolgt und erlitt bei Campana und bei Tarvis schwere Verluste. Er sammelte sich dann in Ungarn wieder und vereinigte sich mit dem dort sich bildenden Insurrectionsheere, wurde aber bei Raab geschlagen und entkam mit nur 15,000 M. nach Presburg, wohin ihn zwar Eugen nicht weiter verfolgte, doch sandte ihm Napoleon auf der andern Seite ein Beobachtungscorps entgegen, um seine Vereinigung mit dem Erzherzog Karl zu verhindern.

In Polen war Erzherzog Ferdinand anfangs glücklich, indem er sowohl Warschau, als auch Lemberg einnahm, aber theils der allgemeine Aufstand der Polen, theils der Anzug der Russen gegen Galizien, bewog ihn, Warschau wieder aufzugeben.

Während nun Napoleon die Armee des Vicekönigs an sich zog, auch andere Verstärkungen aus Frankreich und den Rheinbundstaaten erhielt, und dadurch sein Heer wieder auf 180,000 Mann mit 600 Kanonen brachte, war auch Erzherzog Karl auf der linken Donauseite thätig, und gegen Ende Juni's stand er mit 137,000 M. und 450 Kanonen auf dem Marchfelde seinem mächtigen Feind gegenüber, der vor Begierde brannte, die Schmach von Aspern zu rächen. Den Angriff begann Napoleon. Um die Österreicher in Betreff des Übergangsortes zu täuschen, ließ er da, wo der jenseits der Donau bei Aspern stehende Erzherzog Karl ihn erwartete, ein heftiges Kanonenfeuer eröffnen, das den Erzherzog bestimmte, sein Heer dort dritthalb Tag lang unter den Waffen zu halten. Zu gleicher Zeit aber hatte Napoleon weiter donauabwärts sechs Brücken über den Fluß schlagen lassen und am 4. Juli in der Nacht seinen Übergang bewerkstelligt, so daß am 5. Juli Abends die blutige Schlacht bei Wagram begann, welche am Nachmittag des andern Tages damit endete, daß Erzherzog Karl mit Rücksicht auf die Übermacht des Feindes die Schlacht abbrach und sich in großer Ordnung nach Znaim zurückzog, allerdings mit der traurigen Überzeugung, daß an eine glückliche Beendigung dieses Kriegs nicht mehr zu denken sei.

Napoleon hatte auch die schon erwähnte Insel Lobau an verschiedenen Puncten befestigen, daselbst 106 Feldstücke aufpflanzen und auf der Südwestseite der Insel eine Schiffsbrücke schlagen lassen, oberhalb und unterhalb welcher er, ungeachtet des ärgsten Wettersturms, noch fünf Schiffsbrücken legen ließ. Auch die nächsten kleinern Inseln waren durch Brücken mit der Insel Lobau verbunden. Von hier aus nun, und zwar auf der Ostseite derselben, ließ

er 60,000 M. über den Fluß setzen, welche jenseits desselben sogleich den überraschten Österreichern einige besetzte Plätze wegnahmen. Nun hatte zwar Erzherzog Karl die Westseite der Insel Lobau zu seinem Stützpunct gemacht, aber mehrere Abtheilungen seines Heeres standen drei Stunden entfernt davon und so hatte er den Stromübergang Napoleon's nicht zu hindern vermocht; und da noch fortwährend französische Truppen über den Fluß strömten und sich fächerartig entfalteten, so konnte der Erzherzog nicht hoffen, sie wieder zurückzuwerfen. Die Österreicher gaben daher ihre Verschanzungen auf der Westseite der Insel Lobau nebst mehreren diesseits des Flusses besetzten Dörfern auf und zogen sich, jedoch Schritt vor Schritt sich tapfer vertheidigend, zurück, bis sie gegen Abend zwischen Markgrafen-Neusiedel und Wagram ihre Stellung nahmen, während das französische Heer unter Massena eine Linie nach Großaspern bildete. Um die österreichische Stellung zu durchbrechen, befahl Napoleon noch Abends 6 Uhr dieselbe mit 90,000 M. zu Fuß und 7000 Reitern anzugreifen; allein da der Angriff nicht gleichzeitig erfolgte, so drängten die Österreicher die schon theilweise eingebrochenen Franzosen durch die Geistesgegenwart des Erzherzogs, der im dichtesten Kugelregen die Seinen da und dort befeuerte, wieder zurück und behaupteten ihre genommene Stellung. Die Nacht unterbrach diese Vorgefechte. Am folgenden Morgen begann der Erzherzog die eigentliche Schlacht. Von dem österreichischen Heere stand die kleinere Hälfte noch in der oben angegebenen Stellung; die größere Hälfte dehnte sich, jedoch in dünner Aufstellung, von Aderklaa bis Großaspern aus. Anfangs concentrirte sich der Kampf um Aderklaa, und Massena's und Bernadotte's Corps, welche dort durchbrechen wollten, wurden sogar zurückgedrängt. Allein diesen Moment benützten die Österreicher nicht schnell genug, weil sie noch auf das längst gehoffte Eintreffen der Verstärkung warteten, welche der Erzherzog Johann von Preßburg herführte. So kam es, daß sie bei einem erneuerten heftigen Angriff der Franzosen zwischen Breitenlee und Aderklaa in's Weichen geriethen. Zwar kam Erzherzog Johann nach Mittag herangezogen; aber an Sieg war nicht mehr zu denken. Daher brach Erzherzog Karl die Schlacht ab und trat am darauffolgenden Morgen einen geordneten Rückzug nach Znaim an, wo es noch zu einem letzten hartnäckigen Kampf kam, den aber die Nachricht von einem inzwischen unterhandelten Waffenstillstand beendete.

Wie furchtbar der Zusammenstoß der streitenden Mächte in dieser Schlacht war, ersieht sich daraus, daß jeder Theil an 30,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen zählte. Auch hier ertheilte Napoleon wieder viele Ehrenzeichen und Würden, wie er denn Berthier zum Fürsten von Wagram, Macdonald, Oudinot und Marmont zu Marschällen machte. (Eine anschauliche Beschreibung der Schlacht von Wagram s. im 2. Thl. der Vermischten Schriften Varnhagen's v. Ense, als eines Augenzeugen.)

Der Waffenstillstand, den der Erzherzog Karl in der Überzeugung, daß Österreich auf keine Hülfe rechnen konnte, von Napoleon erwirkte, ward am 11. Juli zu Znaim auf vier Wochen geschlossen. Darauf wurden in Schönbrunn die Friedensverhandlungen eröffnet, die am 14. Oktbr. zum Frieden von Wien führten. In diesem wurde Österreichs Landgebiet abermals verringert: denn es mußte Salzburg, Berchtesgaden, das ganze Inn- und halbe Hausruckviertel an Bayern, Krain und den Villacher Kreis, Croatien bis an die Sau und Dalmatien mit Triest an Italien, Westgalicien mit Krakau an Polen, und einen Theil des östlichen Alt-Ostgalicien an Rußland abtreten, 85 Mill. Fr. Kriegskosten zahlen und sein Heer auf 150,000 M. vermindern, dazu auch dem Continentalsystem beitreten. Durch diesen Frieden verlor Österreich jede Verbindung mit dem Meere und jeden Ausweg für seinen Handel.

Merkwürdig, daß am Tage vor dem Wiener Friedensschluß über Napoleon's Haupt eine große Gefahr schwebte. Ein junger Mensch, der Sohn eines Predigers aus Naumburg an der Saale, Friedrich Staps, machte sich in seine Nähe, um ihn zu tödten, wurde aber als verdächtig vom General Rapp festgenommen. Da man bei seiner Untersuchung einen Dolch bei ihm fand, so gestand er, er habe das Vaterland von diesem „Verderber" befreien wollen. Weil er nun weiter erklärte, er würde sein Vorhaben ausführen, wenn er frei wäre, so ließ ihn Napoleon erschießen.

Als Napoleon am 16. Oct. Schönbrunn verlassen hatte, um nach Frankreich zurückzukehren, kehrte Kaiser Franz unvermuthet und ohne alle Begleitung wieder in sein Wien zurück, dessen Bewohner in dicht gedrängter Menge mit freude-strahlenden Gesichtern seinen einfachen Wagen umwogten und ihm wie einem heimkehrenden Vater einen Willkomm bereiteten, der schöner war, als der glänzendste Triumph. Er hatte wenigstens die Genugthuung, das Seine gethan zu haben, um Deutschland von der Knechtschaft der Franzosenherrschaft zu retten, und nur das konnte den Vaterlandsfreund dabei schmerzen, daß „die Unglückstage von Regensburg und Wagram" zum großen Theil von Deutschen herbeigeführt wurden, welche für den längern Druck der Knechtschaft gegen das alte Kaiserhaus kämpften.

3. Aufstand in Tyrol. Andreas Hofer. Erstürmung von Innsbruck. Marschall Lefebvre. Hofer's dreimalige Befreiung Tyrols. Seine Hinrichtung in Mantua.

Daß jedoch mehr und mehr der deutsche Volksgeist die Last des Fremdendrucks unerträglich fand und auch anderwärts Versuche machte, sich desselben zu entledigen, beweist das kräftige Volk der Tyroler, das von Napoleon im Presburger Frieden von Österreich abgerissen und mit Bayern vereinigt worden war. Wenn das bayerische Ministerium Montgelas dieses an seinen religiösen und volksthümlichen Sitten und Gewohnheiten fest und treu hängende Volk wenigstens so schonend behandelt hätte, wie Napoleon die Schweiz behandelte, so hätten sich vielleicht die Tyroler gefügt. So aber hat Montgelas' Politik in der Absicht, die Tyroler mit der in Bayern eingeführten Constitution und Organisation zu beglücken und sie dadurch zur „Aufklärung" heranzubilden, durch sofortige Aufhebung aller Klöster und Klosterschulen, durch Trennung der Schule von der Kirche, durch Einziehung alles Klosterguts, durch Niederreißung und Veräußerung vieler Heiligthümer und Andachtsstätten, durch Gefangennehmung und Vertreibung ihrer Bischöffe, endlich durch Abschaffung ihrer alten, ihnen bei der Besitznahme gewährleisteten Landesverfassung und damit zusammenhängenden Gesetze und Rechte und durch eine bureaukratische, in der Ausführung sie nicht selten kränkende und drückende Verwaltung den Tyrolern so tief in das innerste Leben eingegriffen, daß sie mit dem tödtlichsten Haß gegen ihre neue Herrschaft erfüllt und von der größten Sehnsucht nach ihrem alten milden Herrscherhause erfaßt wurden.

Sie harrten indeß in Geduld bis zu der Zeit, da Österreich den Entschluß zu einem nochmaligen Krieg mit Napoleon faßte. Als sie im Dec. 1808 die geheime Kunde davon erhielten, bereiteten sie den Winter hindurch einen Aufstand vor und zwar mit so schweigsamer Thätigkeit, daß die Bayern kaum eine Ahnung von dem Schlage hatten, der über sie hereinbrechen sollte.

Die Seele der Unternehmung war der muthige, mit klarem Verstand und sicherm Blick begabte Sandwirth Andreas Hofer von Passeir, der schon 1796 als Schützenhauptmann gegen die eindringenden Franzosen tapfer gefochten hatte. Im Laufe des Aufstandes thaten sich auch viele Unterführer hervor, unter denen die kühnsten Joseph Speckbacher, ein gemeiner Bauer und kecker Wildschütze, und Joachim Haspinger, ein fanatisch-kühner Kapuziner waren. Als die Vorhut eines österreichischen, vom Marquis de Chasteler befehligten Corps am 9. April 1809 im Oberpusterthal einrückte, verkündeten theils Lärmzeichen auf den Bergspitzen, theils in die Bäche geworfene Sägespäne, Brettchen mit rothen Fähnchen und ähnlichen Verabredungszeichen in allen Theilen des Landes, daß die Zeit des Kampfes gekommen sei.

Allenthalben griff das Landvolk zu den Waffen, überfiel die bayerischen Vorposten und verlegte den von Italien nach Österreich ziehenden Franzosen den Weg. Am 12. April erstürmte Speckbacher Innsbruck, wobei der bayrische Oberst Dittfurth fiel und selbst General Kinkel mit seinem ganzen Regiment gefangen wurde. Eben so mußte sich am folgenden Tag ein von Bisson befehligtes Corps Franzosen bei Wiltau ergeben, so daß in diesen vier ersten Tagen des Aufstandes, noch ehe der zaudernde Chasteler mit seinem schwachen Corps ankam, sich schon 8000 Bayern und Franzosen in den Händen der Tyroler befanden und bereits ganz Tyrol, mit Ausnahme von Kufstein, befreit war.

Nun aber sandte Napoleon nach seinem Siege bei Regensburg den schon von Spanien her des Gebirgskriegs kundigen Marschall Lefebvre mit einem bayrischen Armeecorps nach Tyrol, wo er nach der Einnahme des Struber Passes den Chasteler im untern Innthal schlug und in den offenen Thälern durch Mord und Brand grausame Rache nahm, so daß sich ihm bald auch Innsbruck am 19. Mai ergab.

Da rief Hofer, der unterdeß Südtyrol vertheidigt hatte, ganz Tyrol in die Waffen, griff mit dem Kapuziner Haspinger an der Spitze des Landsturms die Stellung der Franzosen und Bayern (welche an der Stelle des wieder abberufenen Lefebvre von Deroy befehligt wurden) am Berge Isel an, schlug sie in einem furchtbaren Kampfe zurück und drang am 30. Mai in Innsbruck ein, während zugleich an andern Orten, wie beim Scharnitzer Paß und bei Hohenems, das Landvolk siegte, so daß ganz Tyrol abermals frei war, mit Ausnahme von Kufstein, das Speckbacher vergebens zu überrumpeln versuchte. Durch

den um diese Zeit eintretenden Waffenstillstand von Znaim wurde Tyrol auch von den Österreichern geräumt.

Dagegen entsandte nun Napoleon 30,000 M. Franzosen, Bayern und Sachsen wiederum unter dem Marschall Lefebvre, um Tyrol zu unterwerfen. Die Tyroler, neue Verheerungen fürchtend, zogen sich aus den Dörfern ins Innere der Gebirge zurück, so daß Lefebvre schon nach drei Tagen (am 30. Juli) wieder in Innsbruck einziehen konnte. Unter feierlicher Verwahrung gegen diese Verletzung des Waffenstillstandes (der sich jedoch nicht auf Tyrol erstreckte, das ja als bayerisches, nicht als österreichisches Land zu betrachten war), rief nun Hofer wieder das ganze Land unter die Waffen, und ehe sich's Lefebvre versah, wurde eine seiner Divisionen, die über den Brenner gegangen war, um in Italien einzudringen, im Eysackthal bei Sterzing, und zwar im Engpaß von Mittelwalde, von den sicher treffenden Kugeln der Schützen, hauptsächlich aber von herabgeworfenen Massen von Steinen und Baumstämmen theils vernichtet, theils gefangen.

Ähnlich ergieng es zwei anderen vom Marschall ausgesendeten Corps, und da er selbst wieder auch am Berge Isel eine Niederlage erfuhr, so zog er aus der Gegend von Innsbruck ab. Auch der General Rusca, der durch Mordbrennereien sich furchtbar gemacht hatte, mußte aus dem Pusterthal weichen, und als zuletzt die Bayern den Scharnitzer Paß verließen, so war Tyrol zum drittenmal von allen Feinden befreit.

Darauf übernahm Hofer in Innsbruck als „Obercommandant in Tyrol" die provisorische Regierung des Landes und hielt, treu unterstützt von allen seinen bisherigen Unteranführern und hochgeehrt vom ganzen Volke, eine strenge und weise Ordnung im Lande, bis der Wiener Friede geschlossen wurde.

Noch vor dem Frieden waren Haspinger und Speckbacher in das Salzburgische eingefallen, der letztere wurde aber bei Melek (unweit Reichenhall) geschlagen und rettete sich nur durch seine unbändige Tapferkeit mit dem Rest der Seinen.

Mit der Nachricht vom Wiener Friedensschluß, worin das Verbleiben Tyrols bei Bayern ausgesprochen wurde, erhielt Hofer vom Erzherzog Johann den Rath, die Feindseligkeiten einzustellen und den Landsturm heimzuschicken, weil Tyrol nur unter dieser Bedingung auf Amnestie rechnen könnte. Da legte Hofer am 4. November den Befehl nieder und viele Führer flüchteten sich außer Landes.

Allein wider Hofer's Willen blieben einzelne Volkshaufen unter dem wüthenden Kapuziner Haspinger in den Waffen und setzten den unter Wrede einrückenden Bayern Widerstand entgegen. Weil sie aber bald sahen, daß sie ohne Hofer nichts ausrichten würden, beredeten sie ihn, noch einmal an ihre Spitze zu treten. Er that's, weil er nicht aus seinem ihm an's Herz gewachsenen Vaterlande fliehen wollte. Der

Aufstand aber mißlang und wurde durch die bayrische und französische Heeresmacht nach mehreren Gefechten niedergeschlagen. Hofer verbarg sich in einer Sennhütte, wurde aber verrathen, gefangen und auf Napoleon's Befehl in Mantua am 19. Febr. 1810 erschossen.

In jener Sennhütte, die am Ötzthaler Firner lag, brachte Hofer mit seinem Weibe, seinem jüngern Sohne und einem seiner Getreuen einige Monate in der größten Winterkälte zu. Da auf seinen Kopf ein Preis von 1500 Gulden gesetzt war, gab ein gewisser Raffel, der ihn dort zufällig gesehen und erkannt hatte, seinen Zufluchtsort an. Plötzlich holte ihn ein Bataillon Franzosen, und führte ihn unter schrecklichen Mißhandlungen (wobei man ihm z. B. seinen großen Bart ausraufte) aus Tyrol hinaus nach der Festung Mantua. Nachdem ihm der Befehl Napoleon's, ihn binnen 24 Stunden zu erschießen, verkündet worden war, schrieb er einen rührenden Brief an sein Weib und gieng dann festen Muthes zum Tode. Ohne sich die Augen verbinden zu lassen, gab er selbst das Commandowort zum Feuern. Patriotische Tyroler gruben nachher seinen Leichnam aus und bestatteten ihn in vaterländischer Erde. Der Kaiser von Österreich erhob in der Folge seine Familie in den Adelstand. — Von den andern Insurrectionsführern wurde noch einer erschossen. Speckbacher rettete sich nur unter den leidenvollsten Lebensgefahren nach Österreich.

Um die Gesammtkraft der Tyroler zu brechen, schlug Napoleon durch das Decret vom 28. Mai 1810 Südtyrol zur Provinz Illyrien. Das übrige Land wurde von der bayrischen Regierung nun mit Schonung und Milde behandelt. Im Herzen aber blieb es fort und fort seinem alten Herrscherhause treu.

„Die rege Phantasie des Hirtenvolks sah überall Trost verheißende Zeichen: die Burgruinen sprühten Flammen und leuchteten in geheimnißvollem Glanz; Heiligenbilder weinten und winkten mit den Augen; auf den Gräbern der Gefallenen blühten die welken Blumen wieder auf, wann die Wittwen und Waisen in Liebe der Hingeschiedenen dachten; die einsame Sennerin sah Feuerzeichen am Himmel; der Hirt auf der hohen Alp hörte dumpfen Schlachtendonner in den Thälern. Und in den Winterabenden traten sie zusammen und sprachen von vergangenen Thaten, den gegenwärtigen Leiden und ihren Hoffnungen." Und diese erfüllten sich schneller, als man damals erwarten konnte. (Gr. Mailath in s. Gesch. d. österr. Kaiserstaats.)

4. Vereinzelte Erhebungsversuche in Deutschland gegen die Franzosenherrschaft; Katte; Dörnberg; Schill; der Herzog von Braunschweig-Öls. Verunglückte Expedition der Engländer auf der Insel Walchern.

Ebenfalls im Beginn jenes österreichisch-französischen Kriegs zeigten sich auch im Norden Deutschlands manchfache Bewegungen, denen eine aufgereizte Stimmung gegen die verhaßte Franzosenherrschaft zum Grunde lag. Österreich hatte eine gleichzeitige Erhebung gewünscht, ja den preußischen Hof mehrmals dazu aufgefordert, der aber die Zeit dazu noch nicht für reif hielt, auch insgeheim sich gegen Rußland zur Ruhe hatte verpflichten müssen. Dagegen giengen von Einzelnen, welche auf Österreichs Glück und Preußens alsbaldige Nachfolge hofften, da und dort Erhebungsversuche aus, die aber, weil Österreich später, als klug war, losschlug und dann im Verlauf des Kriegs keine handbietende Hülfe leisten konnte, sämmtlich unglücklich abliefen.

So hatte es der preußische Hauptmann von Katte mit einer bei Stendal gesammelten Schaar auf die Überrumpelung Magdeburgs abgesehen, fand aber keinen hinreichenden Anhang, mußte daher flüchten und führte sein Häuflein dem Herzog von Braunschweig-Öls in Böhmen zu, der dort eine größere Unternehmung vorbereitete. — Eben so stellte sich im Königreich Westfalen der Oberst der Jägergarde, Freiherr von Dörnberg, an die Spitze einer Erhebung gegen den König Jerôme, fand sich aber von den Truppen in Cassel verlassen und flüchtete zu dem aufständischen Theile des Landvolks, das er dann gegen Cassel führte: er wurde aber geschlagen und floh gleichfalls nach Böhmen zu Braunschweig-Öls.

Auch die entschlossenen deutschordensländischen Werthheimer, die Napoleon dem König von Württemberg zugesprochen hatte, erhoben sich gegen die neuen württembergischen Beamten, wurden aber mit Waffengewalt zur Fügsamkeit gebracht.

Am 28. April „zog aus Berlin ein tapferer Held", der preußische Major von Schill, — derselbe, der 1807 Pommern vertheidigt und Blücher's Auswechslung erwirkt hatte, — auf eigne Verantwortung an der Spitze seines Husarenregiments aus, gewann noch andere Truppentheile und Freiwillige und wollte Westdeutschland zum Aufstand bringen, um den König von Westfalen zu vertreiben. Allein der hessische Aufstand mißlang. Verläugnet von Preußen, geächtet von Napoleon und verfolgt von westfälischen, holländischen, dänischen und mecklenburgischen Truppen, schlug er die letztern bei Dammgarten und erreichte Stralsund, von wo aus er nach England zu entkommen gedachte. Weil aber keine Schiffe da waren, so suchte er die Stadt gegen die Angriffe der Holländer und Dänen zu vertheidigen. Doch diese drangen in die Stadt und bei dem nun entstandenen Kampf in den Straßen wurde Schill, als er eben dem holländischen General mit einem Säbelhieb den Kopf gespalten hatte, von allen Seiten angegriffen und starb so den „Heldentod."

Von seinen 1300 Fußgängern und 700 Reitern entkamen nur 16 Offiziere und 170 Reiter. Von den übrigen wurde auf Napoleon's Befehl ein Theil in Wesel erschossen, ein Theil auf die Galeeren nach Toulon geschickt; ein Theil entkam später aus der Gefangenschaft. Schill's Haupt, das die Holländer in türkischer Weise abgeschnitten hatten, wurde in Spiritus aufbewahrt und lange im Naturalienkabinet zu Leyden gezeigt, bis es 1836 in dem Denkmale, das seinen Waffengefährten in Wesel gesetzt wurde, eine würdigere Ruhestätte fand.

In Böhmen hatte der von Napoleon aus seinem Erbe vertriebene Herzog von Braunschweig-Öls theils aus braunschweigischen Flüchtlingen, theils aus andern Freiwilligen eine Racheschaar von 2000 M., die vom Volke wegen ihrer schwarzen Uniform und ihrer schwarzen Helme mit weißem Todtenkopf „die Schwarzen" genannt ward, — gebildet, mit denen er unter Österreichs Schutz während jenes Krieges das von Preußen ziemlich entblößte Sachsen (besonders Dresden, Leipzig, Zwickau) beunruhigte und mehrere Gefechte gegen sächsische

und französische Truppen bestand. Als Österreich den Waffenstillstand zu Znaim schloß, glaubte er sich vor Napoleon's Rache nicht mehr sicher und beschloß, sich nach England durchzuschlagen. Er stellte es den Seinigen frei, sich von ihm zu trennen oder ihm zu folgen: die meisten, 1200 Fußgänger und 700 Reiter, hielten bei dem ernsten kühnen Führer aus, und zogen mit ihm mitten durch Deutschland hindurch nach Elsfleth, einem Hafenorte der Weser im Oldenburgischen, wo englische Schiffe sie aufnahmen.

Am 31. Jul. 1809 kam er mit ihnen in seiner Vaterstadt Braunschweig an, und als der in Jerôme's Diensten stehende General Rewbell mit 6000 M. gegen ihn anrückte, schlug er mit seiner kleinen Schaar denselben tapfer zurück und entkam einem andern von Wolfenbüttel gegen ihn anrückenden Corps noch glücklich. Seine Schwarzen nahmen englische Dienste und fochten nachher mit den Engländern in Spanien gegen die Franzosen. Der Herzog fand später ein rühmliches Ende auf dem Schlachtfelde. Selbst Napoleon hatte vor ihm, als einem tapfern Krieger, Respect.

Alle diese mißglückten Erhebungsversuche hatten wenigstens den Erfolg, daß das übrige bis dahin noch apathisch schlummernde Deutschland geweckt wurde und den Gedanken der Möglichkeit einstiger Befreiung zu fassen begann.

Die Hülfe, welche das englische Ministerium Canning durch eine Expedition von 40,000 M., welche Lord Chatham befehligte, zur Unterstützung einer norddeutschen Erhebung absandte, landete viel zu spät auf der holländischen Insel Walchern und richtete daher nichts Wesentliches aus. Die Zerstörung des Vließinger Seehafens war Alles, was diese kostspielige Expedition zu Stande brachte. Im adriatischen Meere erschien zwar auch eine englische Flotte und beschoß Triest, das eben an Napoleon abgetreten worden war; aber zu der Zeit, wo sie Österreich eigentlich hätte nützen können, hatte sich kein englisches Schiff in jenen Gewässern sehen lassen!

7. Kapitel. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Beginnender Rückgang.

1. Die Aufhebung des Kirchenstaats. Besetzung Roms. Gefangennehmung Pius VII. Der napoleonische Katechismus. Rom französisches Departement. Hannover westfälisch. Vereinigung Hollands mit Frankreich.

Noch als Napoleon in Schönbrunn war, vier Tage nach der Einnahme von Wien, hatte er in der Gewißheit neuen Zuwachses seiner Macht ein folgenreiches Decret erlassen, das erkennen ließ, daß er sich als einen neuen Karl den Großen betrachtete, dem die Aufgabe zugefallen, zunächst alle romanischen Völker unter Einem Scepter zu vereinigen, um dann weiter von Deutschland aus seine Adler so weit als möglich

nach dem Osten zu tragen. Es ist dieß das berühmte Decret vom 17. Mai 1809, worin er der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende machte, um den Kirchenstaat mit Frankreich zu verbinden und so über ganz Italien, ohne Ausnahme eines Theiles, zu gebieten.

Schon ein Jahr zuvor, als er durch das Decret vom 8. April 1808 vier Provinzen vom Kirchenstaate losriß und zum Königreich Italien schlug, hatte er als Grund für diese Gewaltmaßregel angeführt, daß die Königreiche Italien und Neapel nicht durch eine feindlich dazwischen liegende Macht gestört sein dürften, und daß jene „Schenkung Karl's des Großen", den er seinen „erhabenen Vorfahren am Reiche" nannte, zum Wohl der Christenheit gemacht worden sei, und nicht zum Vortheil der Feinde des heiligen Stuhls. Vergebens hatte Papst Pius VII erklärt, daß der, in dessen Händen er (der Papst) „den Stab der Gerechtigkeit" gelegt habe, jetzt wider alles Recht ihm seine besten Provinzen nehme, wovor ihn schon ein tausendjähriger friedlicher Besitz hätte schützen sollen; nie werde er den Grundsatz anerkennen, daß der Papst dem Kaiser im Weltlichen unterworfen sei. Des Papstes feierliche Protestation schloß mit den Worten: daß aus dieser Ungerechtigkeit seinem Stuhlnachfolger kein Nachtheil erwachsen könne, ja daß er selbst wieder Besitz ergreifen werde, sobald es Gott gefalle, der mit Gerechtigkeit richte und auf dessen Gewand geschrieben stehe „König der Könige und Herr aller Herren!" Als hierauf der päpstliche Gouverneur von Rom und der Cardinal-Staatssecretär mit Gewalt von ihrem Posten entfernt wurden und auch der vom Papste neu ernannte Staatssecretär Cardinal Pacca im Quirinal verhaftet wurde, gieng der Papst selbst zu demselben und führte ihn in seine eigenen Zimmer mit der Erklärung, „daß er die Gefangenschaft desselben theilen wolle." Sogleich wurden die Aus- und Eingänge zu den päpstlichen Gemächern mit Wachen besetzt und Niemand ununtersucht zu ihm gelassen, auch alle seine Unterthanen, die sich den französischen Gesetzen nicht fügen würden, mit dem Tode bedroht, ja sogar einige derselben vor den Augen des Papstes hingerichtet. Da jedoch Pius standhaft diesen Unbilden die beharrlichste Verwahrung entgegensetzte, so erfolgte das Decret vom 17. Mai, das mit den Worten begann: „In Erwägung, daß Karl der Große, Kaiser der Franzosen, unser erhabener Vorgänger, als er dem Bischoff von Rom mehrere Grafschaften schenkte, dies nur unter dem Titel als Lehen und zum Wohl seiner Staaten that, und daß Rom durch diese Schenkung nicht aufhörte, einen Theil seines Reichs zu bilden, — in Erwägung ferner, daß die Sicherheit der Armeen, die Ruhe unserer Völker, die Würde unseres Reiches sich mit weltlichen Ansprüchen des Papstes nicht vereinigen lassen, beschließen wir: die Staaten des Papstes sind mit dem französischen Reiche vereinigt."

Der Papst sollte eine jährliche Pension von zwei Millionen Fr. bekommen und seine Schlösser und persönlichen Güter behalten dürfen, Rom aber hinfort eine freie kaiserliche Stadt sein. Am 9. Juni vollzog General Miollis die Besitznahme. Hierauf sprach Pius in einer Bulle vom 11. Juni über den Urheber und die Vollstrecker dieser Gewaltthat den großen Bann aus, zog sich dann in das Innere seines Palastes zurück und ließ die Haupteingänge vermauern. Nichts desto weniger ließ Miollis den Quirinal erbrechen, worauf der General Radet mit seinen Gensd'armen in das Zimmer des Papstes drang, der mit dem Cardinal Pacca in seiner Amtstracht mit dem Crucifix und dem Brevier in der Hand dastand und die Soldaten fragte, warum sie ihn in der Ruhe seines heiligen Aufenthaltes stören wollten? Bestürzt traten die Soldaten zurück, aber Radet sagte, daß er den Befehl habe, ihn nach Frankreich abzuführen. Dagegen erklärte

Pius, er sei bereit, ihm auch zur Hinrichtung zu folgen. Darauf wurde er durch die Reihe der Bayonette hindurch nach einem bereitstehenden Wagen geführt, der den unglücklichen Greis, ohne ihm Ruhe oder Erholung zu gönnen, in rastloser Eile über Florenz und Turin nach Grenoble brachte. Kaum war er dort angelangt, so traf ein neuer Befehl Napoleons ein, demzufolge der arme Abgemüdete wieder nach Italien zurückgebracht werden mußte, um in Savona in einer Art Haft zu leben.

Napoleon, der die Verbreitung jener Bannbulle verhindert hatte, suchte nun durch schlaue Unterhändler mit abwechselnden Schmeicheleien und Drohungen den Gefangenen zum Nachgeben zu bewegen; ja er wollte ihn in seine ganze Würde wieder einsetzen, wenn er den päpstlichen Sitz in Paris aufschlagen (also im Grunde französischer Papst sein) wollte. Allein Pius wies alle und jede Zumuthung fest von sich. Nun ließ Napoleon alle gefangenen und sonst erreichbaren Cardinäle, 28 an der Zahl, nach Paris kommen, stattete jeden mit 30,000 Fr. aus, und setzte über diesen neuen Kirchenrath den dienstbereitwilligen Cardinal Maury, den er zum Erzbischoff von Paris ernannte. Da aber Pius denselben nicht bestätigte, so ließ Napoleon im Zorn dem Papste Wagen, Pferde, Diener, Feder und Tinte wegnehmen, verbot allen französischen Unterthanen den Verkehr mit ihm und ließ durch einen Senatsbeschluß die vier Hauptartikel der gallicanischen Kirche aufs neue verkünden.

Auf diese Weise glaubte er das occidentalische Reich als ein Ganzes wieder aufgestellt zu haben, und damit Jedermann wisse, wie das Verhältniß des Kaisers zur Kirche zu fassen sei, ließ er einen Katechismus in den Schulen verbreiten, aus dem die Jugend lernen mußte: „Unsern Kaiser Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott selber ehren und dienen, denn er ist derjenige, den der Herr erweckt hat: die ihre Pflicht gegen den Kaiser Napoleon nicht erfüllen, würden sich auflehnen gegen den Willen Gottes und die ewige Verdammniß auf sich laden!" Und damit man nicht zweifle, wie gläubig er sei, ließ er den „ungenähten Rock Christi," den man in der Revolution aus Trier nach Augsburg gerettet hatte, feierlich nach Trier zurückbringen und ihn dem Volke zur Schau ausstellen.

Der Kirchenstaat selbst wurde in ein französisches Departement Rom verwandelt, und in Rom fanden sich leicht feile Menschen in allen Ständen, welche dem neuen Herrscher unmäßigen Weihrauch streuten. Indeß gab es auch nicht wenige römische Geschlechter und besonders Priester, welche den Huldigungseid entschieden verweigerten.

Auch in andern Ländern fanden um diese Zeit neue staatliche Combinationen Statt. So wurde am 14. Jan. 1810 Hannover zum Königreich Westfalen geschlagen. Bayern erhielt noch Bayreuth und Regensburg, für welches letztere der Fürst-Primas Frankfurt (mit Hinzufügung von Hanau und Fulda) als Großherzogthum erhielt (d. 1. März 1810). — Dem Könige von Holland entzog Napoleon die Besitzungen am linken Rheinufer, weil König

Ludwig den Engländern bei ihrer Landung auf der Insel Walchern nicht kräftig genug widerstanden habe. Da dieser sein Bruder, der stets aufrichtig das Wohl Hollands vor Augen hatte, schon längst der willkürlichen Eingriffe des Kaisers in seine Regierung müde war, so legte er mit einem zu ehrenden Selbstgefühl am 1. Juli 1810 seine Krone nieder und verließ Holland, das gleich am 9. Jul. mit Frankreich vereinigt wurde. Er lebte unter dem Namen Graf St. Leu zu Grätz (Graz) in Steuermark und wollte lieber „unter österreichischem Scepter ein Unterthan, als in Napoleons Kaiserreich ein König sein."

König Ludwig, den Napoleon im Zorn für abgesetzt erklärte, hatte bei seinem Abtreten nur zu Gunsten seines ältesten Sohnes Louis Napoleon entsagt, der damals erst 6 Jahre alt war. Der Kaiser aber kannte das Thronrecht desselben nicht an; doch ernannte er ihn (an der Stelle des zum König von Neapel gemachten Murat's) zum Großherzog von Berg. (Dieser Louis Napoleon, der 1831 starb, ist nicht zu verwechseln mit seinem vier Jahre jüngern Bruder gleichen Namens, der später wie sein Oheim sehr tief in die Geschicke der Welt einzugreifen berufen wurde.)

Die Vereinigung Hollands mit Frankreich erregte in dem Kaiser die Begierde, gleich auch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe zu besitzen, und noch in demselben Jahre 1810 vereinigte das Decret vom 13. Dec. alles Land vom Einfluß der Lippe bis zur Trave, folglich ganz Norddeutschland, mit dem französischen Reiche!

Eine schief durch Deutschland von Wesel bis Lübeck gezogene Linie bildete daher dort die neue Gränze Frankreichs. Es wurden also die drei Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, ein Theil Westfalens und Hannovers mit Münster, Osnabrück, Verden, Lüneburg sammt dem seit 1773 zum Herzogthum erhobenen Oldenburg und einem Theile des Bergischen unmittelbar französisch. Über dieses Gebiet wurde der Marschall Davoust zum Statthalter gesetzt.

2. Der fünfte Krönungsjahrestag. Napoleon's Scheidung und Wiedervermählung. Marie Luise. Das schwarzenbergische Kaiserfest. Der König von Rom. Napoleon im Zenith seiner Macht.

So hatte denn Napoleon durch den zweiten Triumph über Österreich die hie und da laut gewordene Unzufriedenheit in Frankreich wieder beschwichtigt, das Band zwischen ihm und seinen Verbündeten auf's Neue befestigt und überhaupt bei seinen Freunden den Glauben an die Beständigkeit seines Glücks gestärkt, bei seinen Feinden aber die Furcht vor seiner Macht vermehrt. Als er daher nach seiner Rückkehr von Wien in Paris den fünften Jahrestag seiner Krönung feierte, sprach er in der Versammlung des gesetzgebenden Körpers vor den dabei anwesenden verbündeten Königen und Fürsten, die er eigens dazu beschieden hatte, mit dem ihm eigenen Triumphatorenpathos: er habe seit der letzten Sitzung Aragonien und Castilien unterworfen und sei eben im Begriff gewesen, nach Lissabon zu ziehen, als man ihn genöthigt habe, seine Adler auf den Wällen von Wien aufzupflanzen; nur drei Monate hätten diesen vierten punischen Krieg entstehen und beenden sehen; wenn er

nun wieder jenseits der Pyrenäen erscheinen werde, dann werde der aufgeschreckte Leopard (England) in den Ocean flüchten müssen, um der Schande der Niederlage und Vernichtung zu entgehen. „Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten Genius über den bösen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung, Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Gesetzlosigkeit und verheerende Leidenschaften sein." — ? —

Bei diesem Act der Selbstapotheose waren die Könige von Westfalen, Holland, Neapel, Italien, Sachsen, Württemberg und der Fürstprimas zugegen. Der König von Spanien und der König von Bayern waren zwar erwartet worden, aber nicht gekommen. Der letztere, der edle, geradbenkende König Max fühlte das Drückende seiner Abhängigkeit von dem Willen des Eroberers gar wohl und sagte zu dem französischen General Rapp in Nymphenburg (wie dieser in seinen Memoiren selbst erzählt): „Wenn das so fortgeht, da muß ich den Schlüssel unter die Thüre legen und davon gehen."

Eines nur schien dem Kaiser noch zur Befestigung seiner Macht zu fehlen, die Verzweigung seines Namens mit einem der alten, hochstehenden Throngeschlechter Europa's, um durch die Verwandtschaft mit dem Blute Purpurgeborner auf sein Geschlecht den Schein der Legitimität überzutragen. Länger her schon hatte er (wie die oben K. 5, 2. erwähnte Anfrage bei Kaiser Alexander beweist) an eine Scheidung von seiner edlen, aber unfruchtbaren Gemahlin Josephine gedacht, und bereits am 16. Dec. 1809 nahm er diese Scheidung wirklich vor. Ein Formfehler bei der Vermählung mit Josephine (indem Cardinal Fesch die canonische Zeugschaft des Kirchspielpfarrers dazu zu nehmen unterlassen hatte) mußte zum Scheidegrund dienen, und ungerührt von den Thränen und Ohnmachten Josephinen's zwang er sie, die er früher selbst seines Lebens guten Genius genannt hatte, seine kalte Verstoßung zu ertragen und sich mit einer jährlichen Rente nach Malmaison zurückzuziehen.

Alsbald erschien Berthier als kaiserlicher Großbotschafter zu Wien und warb für seinen Herrn um die Hand der achtzehnjährigen schönen und liebenswürdigen Kaiserstochter Marie Luise. Mit schwerem Herzen und nur der politischen Nothwendigkeit nachgebend, entschloß sich Kaiser Franz zur Einwilligung. Die Ehe wurde durch einstweilige Procuration, wobei Erzherzog Karl die Stelle Napoleon's vertreten mußte, am 11. März 1810 geschlossen; die Civilehe erfolgte am 1. April zu St. Cloud, die kirchliche Trauung am 2. April zu Paris durch den Cardinal Fesch, der diesmal nicht verfehlte, den Kirchsprengelsgeistlichen beizuziehen.

Als Marie Luise zu ihrer Bestimmung abreiste, wurde sie an der österreichischen Gränze zu Braunau von Napoleon's Schwester, der Königin von Neapel, in Empfang genommen und von ihr und ihren neuen Hofdamen nach Frankreich geleitet. Napoleon fuhr ihr bis hinter Soissons entgegen. Bei der kirchlichen Trauung, wobei fünf Königinnen ihr die Schleppe hielten, sollten alle Cardinäle zugegen sein, aber 16 darunter, welche glaubten, diese Ehe als keine gültige betrachten zu können, blieben weg und wurden zur Strafe dafür gefangen auf verschiedene Festungen gebracht. Nach der Hochzeit machte das kaiserliche Ehepaar eine Mai-Reise durch die Niederlande.

Die Freudenfeste zur Huldigung Napoleon's und seiner neuen Gemahlin drängten sich allenthalben, obgleich es nicht an Solchen fehlte, welche, wie die Republikaner und Legitimisten, düstere Weissagungen an diese Ehe knüpften, und manche Politiker bereits den Grund zu einem Bruche mit Rußland darin sahen. Vielen schwebten die traurigen Folgen der frühern österreichischen Heirath vor Augen und der tragische Ausgang des glänzenden Freudenfestes, das der österreichische Gesandte, Fürst von Schwarzenberg, im Namen seines Kaisers am 1. Jul. 1810 dem Kaiserpaare gab, erinnerte an das ähnliche Omen, das sich bei Marie Antoinettens Vermählung mit Ludwig XVI zugetragen hatte. (XXIV. 2, 5.)

Es war zu diesem Feste eigens ein großes Saalhaus erbaut und das Innere desselben unter Anderm mit den reichsten Drapperien geschmückt worden. Die Menge der Festgäste vom höchsten Rang strahlte vom Glanz der mit Diamanten übersäeten Gewänder. Während man im Hauptsaale tanzte, wurde im Nebensaal ein Ballet aufgeführt, als plötzlich eine der Drapperien des letztern Saals sich an einer der brennenden Wachskerzen entzündete und im Nu der Saal in Flammen stand. Man stürzte in den Hauptsaal, der ebenfalls gleich vom Feuer ergriffen wurde. Die Verwirrung war unsäglich: Alles wollte fliehen und während des Gedränges brach die Decke und der Fußboden ein. Viele, von den Flammen ergriffen, verbrannten; Andere wurden zertreten oder sonst verletzt: das Unglück war entsetzlich. Napoleon hatte seine Gemahlin gleich anfangs in Sicherheit gebracht; die Gemahlin des Fürsten Schwarzenberg, die schon den Ausgang gewonnen hatte, kehrte noch einmal in die Flammen zurück, um ihre Tochter Pauline zu suchen, und verbrannte auf schreckliche Weise. Auch die Tochter hatte ihre Mutter gesucht, wurde gleichfalls vom Feuer ergriffen und starb bald darauf. (Siehe die lebendige Beschreibung dieses Festes von Varnhagen von Ense in seinen kleinern Schriften II. Thl.)

Obgleich dem Kaiser Napoleon dieses Unglück, als ein schlimmes Vorzeichen, Gedanken machte, so deutete er es doch nicht als ein Mene, Mene, Tekel auf sich, sondern glaubte drei Jahre darnach, bis wohin es ihm zu schaffen machte, es auf den vermeintlichen Tod des Festgebers deuten zu können, der jedoch seinen Sturz noch überlebte.

Der Schreckenseindruck gieng indeß bald unter den mannichfaltigen Bewegungen neuer Plane und Ereignisse vorüber, und nur das Selbstgefühl eines auf der Höhe seines Glückes Angelangten erfüllte die Brust des Mannes, der sich schon im Geiste in nicht ferner Zeit als den Herrn des ganzen Continents sah. Schon vor seiner Vermählung hatte er durch ein Decret v. 17. Febr. den von ihm erwarteten Sohn aus dieser Ehe zum König von Rom bestimmt, und nun ließ er auch für sich selbst in Rom den Quirinal zum Kaiserpalast einrichten, gleich als wolle er damit andeuten, daß er die alte römische Kaiserkrone auf seinem Haupte erneuern und auch dadurch den Italienern und Deutschen als ihr rechtmäßiger Oberlehensherr erscheinen wolle.

Und als vollends am 20. März des Cometenjahres 1811 Marie Luise ihm wirklich, wenn auch unter Lebensgefahr, doch am Ende glücklich, einen Sohn gebar, da war es, als ob der göttliche Wille selbst das Siegel auf die Dauer seiner Dynastie legte, und die glänzendsten Feste in allen Städten des Reichs, die Glückwünsche der Gesandtschaften

und Abgeordneten so vieler Nationen, dazu die Erleuchtung der ganzen Stadt Rom mit der Peterskirche und dem Capitol schienen auf den Gipfel seines Glücks den Lichtglanz höherer Weihe werfen, ja selbst den noch darüber hinausreichenden Entwürfen seines Geistes und Hoffnungen seines Herzens die vorauseilende Bestätigung geben zu wollen.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Napoleon's Sturz und Neuordnung der europäischen Staatenverhältnisse.

---

1. Kapitel. Die europäischen Staaten zur Zeit der Machthöhe Napoleon's.

1. Deutschland. Die Schweiz. Italien (Murat). Österreich unter Metternich. Preußen unter Hardenberg's Verwaltung und unter französischem Druck. Tod der Königin Luise. Der Tugendbund. Schweden unter Bernadotte.

Angelangt bis zu dieser Höhe der Macht hatte Napoleon bereits den größten Theil des continentalen Europa unter seinen Füßen; und so wie sein Genie und sein Glück zu diesem Machtbesitz gekommen war, so schien das, was ihm zur Herrschaft über das ganze Festland noch fehlte, seinem Willen gleichfalls noch dienstbar werden zu müssen. Sah er doch nun Holland, einen so großen Theil Italiens und von Deutschland den Nordwesten als Glieder seinem Frankreich eingeleibt, sah den ganzen rheinbündischen Südwesten um seine Füße geschmiegt, hatte zum Fang von Mitteldeutschland schon die Schlinge gelegt, für welche man das Decret vom 1. März 1810 ansehen konnte, das den Vicekönig Eugen von Italien zu Dalberg's weltlichem Nachfolger in dem bereits erweiterten und zum Kern eines mitteldeutschen Reichs bestimmten Großherzogthum Frankfurt ernannt hatte. Was schien in Deutschland nicht noch zu ermöglichen, da in dessen unterworfenen Theilen die ganze feile Presse, dem Zeitgeiste

huldigend, in die Posaune seines Ruhmes stieß, der größte Theil der Großen, der Gebildeten und der Beamten, sich selbst entehrend, in Red' und Schrift ihm den Opferduft der Schmeichelei entgegenbrachte, ja auch so viele rheinbündische Offiziere und Soldaten selbstgefällig den französischen Feuergeist zusammt dem französischen Übermuth nachzuahmen beflissen waren? Freilich das sogenannte Volk, das ein gewisses religiöses und vaterländisches Gefühl — ungleich der im Volllicht der Aufklärung wandelnden Klassen — noch nicht völlig ausgezogen hatte, blieb bei dem politischen Calcul des Gewaltherrn ganz außer Anschlag! Selbst die Friesen, Niedersachsen und Tyroler, die bei diesem Völkerverquickungsprozeß „am sprödesten“ sich erwiesen, kamen nicht mehr in Betracht! Sorgte doch die Polizei und sonstige Spionage, daß keine Bücher und Schriften mit Unabhängigkeitsgedanken in französisch-deutschen Landen eingeführt, keine vaterländisch-gesinnte Rede geduldet, keine Regierungsverordnung anders als in deutscher und französischer Sprache zugleich gedruckt wurde, damit französische Sprache und Gesinnung unvermerkt den Unterworfenen eingeflößt werde.

Gehen wir weiter in der Runde und betrachten kurz die Lage der übrigen europäischen Länder.

Die Schweiz, welche mittelbar Napoleon's Winken gehorchte, ließ er nach eingetretener Beruhigung der Parteien rücksichtlich der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten zwar unbeeinträchtigt, nichts desto weniger empfand sie an der Unterdrückung der Presse, an der belauernden Überwachung der Rede und Schrift, an der steigenden Verschärfung der Continentalsperre den Druck des Oberherrn schmerzlich, und wenn auch Manche unter den Gebildeten sich zur Schmeichelei erniedrigten und die Unthaten so gut wie die Großthaten desselben priesen, so hielt sich doch die Mehrzahl, gleich dem ehrenwerthen Landammann Reinhard, frei von diesem Flecken; ja der Patricier Haller von Bern wagte in einer Schrift den Versuch, „das Staatsrecht auf eine christliche Grundlage zurückzuführen“, wenn er auch höchst äußerlich und mehr nur negativ dabei verfuhr.

Italien war nach fast allen seinen Theilen ein Anhängsel Frankreichs. Das ehemalige Haupt des Kirchenstaats wurde zu Savona noch in Haft gehalten und weigerte sich standhaft, seinen Sitz in Paris aufzuschlagen und auf seine souveränen Rechte zu verzichten. Da berief Napoleon am 17. Juni 1811 ein Concilium von 104 französischen, italienischen und deutschen Bischöffen, um durch dasselbe wenigstens die vom Kaiser eigenmächtig ernannten Bischöffe, denen der Papst die Anerkennung versagte, bestätigen zu lassen. Weil aber dieses sogenannte Concil es nicht wagte, durch solchen Act sich über den Papst zu erheben und sich nur zu einem Vermittlungsversuch erbot, so lös'te Napoleon dasselbe wieder auf, ließ aber doch den Vermittlungsversuch machen, der, von einer Deputation unternommen, in so fern gelang, als der Papst Pius VIII,

wiewohl mit schwerem Herzen, jene Ernennung der Bischöffe bestätigte; doch behielt er sich das Investiturrecht, sowie den Besitz des Kirchenstaates vor. Daher ließ ihn Napoleon rasch von Savona nach Fontainebleau bringen und dort besser behandeln, um ihn leichter zum Nachgeben bewegen zu können.

Unteritalien beherrschte er durch Murat, der sich Joachim I, König beider Sicilien, nannte, obgleich Sicilien noch im Besitz Ferdinand's IV war. Voll Verdruß, daß ihm die Krone von Spanien oder Polen entgangen war, und überdieß gekränkt, daß ihm Napoleon die Königsrechte über Neapel sammt den Königsehren geschmälert hatte, dachte er, sich bei Gelegenheit von Napoleon's Willen unabhängig zu machen.

Murat war übrigens bei all' seiner Eitelkeit energisch und unternehmend, wie er denn bald nach seiner Besitznahme Neapels den Engländern die Insel Capri durch einen kühnen Überfall entriß und das überhand nehmende Räuberunwesen in ganz Unteritalien unterdrückte. Den Widerstand aber, den die Carbonari im gebirgigen Calabrien dem französischen Wesen entgegensetzten, vermochte er nicht ganz zu brechen.

Die Carbonari, zu deutsch Kohlenbrenner, waren eine geheime, in ähnlicher Weise, wie die Freimaurerei oder die Illuminaten organisirte Verbindung verfolgter Patrioten, die bei den Köhlern im Gebirge Schutz fanden und von einem gewissen Capobianco geleitet wurden. Ein „blutender Leichnam", der Christum darstellen sollte, war ihr Symbol, und ein Eidschwur verpflichtete sie zur Rache an dessen Mördern, worunter sie den König Joachim und den König Ferdinand IV verstunden. Ihre Verstecke nannten sie Baracken und ihre Versammlungen Kohlenmärkte. Weil ihnen von jenen beiden Königen Murat als der gefährlichere erschien, ließen sie sich für Ferdinand gegen das Versprechen gewinnen, daß er nach der Vertreibung Murat's aus Neapel daselbst eine Constitution einführen wolle. — Um nun Sicilien zu erobern, machte Murat einen Landungsversuch, der aber mißglückte. Hierauf bestimmten die Engländer durch ihren Gesandten Bentink den König Ferdinand zur Aufstellung eines sicilianischen Parlaments in Palermo, das bald zu dem Aufkommen einer mächtigen, mit den calabresischen Carbonari's in wahrscheinlicher Verbindung stehenden constitutionellen Partei Veranlassung gab. Um sich nun vor derselben zu schützen, wendete sich die königliche Familie sogar an ihren alten Feind Napoleon um Beistand. Die Engländer aber unterhandelten dagegen durch Lord Bentink mit Murat und versprachen ihm, ihn als constitutionellen König anzuerkennen, wenn er von Napoleon abfiele. Das sicilianische Parlament, von den Engländern influirt, brachte es bei dem bedrängten Ferdinand dahin, daß er zu Gunsten seines zweijährigen Sohnes Francisco (am 16. Jan. 1812) abdankte und die vormundschaftliche Regierung dem Parlamente und dem Lord Bentink überließ. Weil nun dieß von den Engländern beherrschte Parlament durch grelle Neuerungen das an seinem religiösen Cultus und politischen Verfassungszustand hängende Volk tief verletzte, so erhob sich dasselbe in einem Aufstand, den aber die Engländer durch ihre Truppenmacht (die sicilianischen Truppen fochten in Spanien) und durch die Drohung einer Beschießung Palermo's dämpften. Da man die Königin Karoline der Schuld an diesem Aufstand zeihte, mußte sie auf Betrieb der Engländer das Land verlassen, und nicht lange darnach starb sie in Wien vor Kummer.

Österreich war noch von der letzten Verblutung geschwächt; aber, obgleich seine Unterthanen auch durch eine starke Reduction der Staatsschuld empfindlichen Nachtheil litten, so wankte doch das Volk keinen Augen-

blick in der Treue gegen sein Kaiserhaus, und dieses selbst, von seinem ruhigen und würdigen Kaiser Franz vertreten und von seinem vorsichtigen, den französischen Interessen entschieden abgeneigten Minister Metternich, Stadion's Nachfolger, geleitet, widerstand den beständigen Opferanforderungen Napoleon's mit kluger Standhaftigkeit, und ließ sich insbesondere nicht bewegen, gegen Rußland feindlich aufzutreten, auch nicht, als dieses im Krieg mit der Türkei Serbien besetzte; denn es hatte von Alexander, mit dem es im besten Vernehmen stand, die geheime Versicherung, daß er sein Heer aus dieser türkischen Provinz wieder zurückziehen werde.

In Preußen, dessen Königspaar sich, nach dem Abzug des größern Theils der französischen Truppen nach Spanien, wieder nach Berlin zurückbegeben hatte, war seit Stein's Entfernung der König auf sich selbst angewiesen und fort und fort den feindseligen Zumuthungen Napoleon's ausgesetzt, der seinerseits wohl fühlte, wie abgeneigt ihm der König war. Um sich nicht unnöthigerweise durch die Wahl eines dem Kaiser Napoleon mißliebigen Ministers dem Zorne desselben auszusetzen, ließ er sich von Napoleon selbst die Annahme Hardenberg's gleichsam bestätigen, der im Juni 1810 das Amt eines Staatskanzlers erhielt und fortan dahin bestrebt war, alle Verwicklungen und Meinungsungleichheiten zwischen seinem König und Napoleon möglichst zu lösen und auszugleichen, und durch lavirende Nachgiebigkeit gegen Frankreich, insbesondere durch theilweise Adoption der liberalen Verwaltungsgrundsätze Stein's dem geschwächten preußischen Staate aufzuhelfen.

Karl August, Freiherr von **Hardenberg**, ein geborner Hannoveraner aus altadeligem Geschlechte, damals schon 60 Jahre alt, war schon 1792 preußischer Cabinetsminister und 1804 Minister des Auswärtigen gewesen, hatte dann eine Zeit lang dem Minister v. Haugwitz weichen müssen, dann 1806 das letztere Ministerium wieder bekommen, bis er 1807 ganz zurücktrat. In seinem Benehmen voll Würde und Anmuth, von Geist klar und vorurtheilsfrei, von Character redlich und uneigennützig, fehlte ihm aber bei einem weichen Gemüth, starken und entschlossenen Characteren gegenüber, die volle, staatsmännische Festigkeit. Ungeachtet seiner conservativen Richtung war er zu jenen Neuerungen geneigt, welche, zum Theil dem Princip der französischen Revolution entnommen, auf Vernichtung volksthümlicher Einrichtungen und ständischer Gliederungen, auf vollständige Ein- und Durchführung bureaukratischer Verwaltung, auf Verbreitung der Aufklärung mittels möglichster Steigerung rationeller Bildung zur Hebung der Intelligenz gerichtet waren. — Um zur Tilgung der Kriegsschuld an Frankreich neue Auflagen desto leichter aufzubringen, wurde eine Volksvertretung sowohl für die Provinzen, als auch für den ganzen Staat verheißen und in kurzer Frist eine Reihe tief eingreifender Reformen vorgenommen. Darunter waren die wichtigsten: die Gleichheit der Besteuerung, die Abschaffung des Zunft- und Innungswesens und allgemeine Gewerbefreiheit, die Aufhebung des Mühlen- und Brauereizwangs, die Erhöhung der Stempelabgaben, eine Consumtions- und Luxussteuer, die Aufhebung der Klöster, Dom- und andern Stifter, und Einziehung ihrer Güter, jedoch unter Zusicherung von Entschädigungen; der Verkauf der Krongüter, die erleichterte Ablösung der Domanialabgaben, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Verbindung mit einem Landesculturgesetz, die Gemeinheitstheilung der Städte, die Ertheilung des Staatsbürgerrechts an die Juden. Alle diese Reformen waren redlichst gemeint und viele von den ersprießlichsten Folgen, wenn auch anderseits ein Theil derselben, den revolutionären Ursprung an sich tragend, in der Folge neue Übel hervorrief.

Die durch die Noth der Umstände gebotene Erhöhung der Abgaben; der Verlust aus der von Napoleon allenthalben befohlenen Verbrennung englischer Waaren (der sich indeß in Preußen durch Begünstigung heimlicher Umgehung zum Theil verminderte); die Verarmung der durch die Franzosen ausgesaugten Provinzen; die Stockung alles Handels; die stets sich erneuernden, auf größere Schwächung Preußens abgesehenen Forderungen Napoleon's, insbesondere die vertragswidrige Vermehrung der französischen Besatzungen in den Festungen Magdeburg, Glogau, Danzig, Cüstrin und Stettin, welche von dem Lande ernährt werden mußten; die unaufhörlichen landbelästigenden Truppendurchmärsche; das gehässige, über ganz Preußen ausgebreitete Spähernetz — alle diese Plage und Noth lag drückend auf den preußischen Herzen und erfüllte die einen mit glühendem Zorn gegen den verhaßten Völkerunterdrücker, die andern mit tiefem, am Leben nagendem Kummer.

Dem letztern unterlag die edle Königin Luise, deren Herz die Leiden des Volkes doppelt empfand, so daß sie noch in der Blüthe ihrer Jahre am 19. Juli 1810 durch ihren unerwarteten Tod ihren treuen Gemahl und das ganze Preußenland in die unbeschreiblichste Trauer versetzte, aber auch in allen mannhaften Herzen, die mit Begeisterung an ihrem Hochbild gehangen, die Begierde steigerte, ihren Tod einst an dem Landesfeind zu rächen.

Die edle Frau hatte mit ihrem Gemahl einen Besuch bei ihren Ältern auf dem Lustschloß Hohenzieritz bei Strelitz gemacht, wurde aber dort unwohl und mußte den König allein nach Berlin zurückkehren lassen. Nach seiner Abreise wurde sie kränker; doch wechselte ihr Zustand. Bei allen Leiden lebte sie fortwährend mit den abwesenden Ihrigen; ihr Geist erhielt sich frisch und heiter und nahm an den Ereignissen der Zeit noch den lebhaftesten Antheil. Nach einer scheinbaren Besserung stellten sich aber heftige Brustkrämpfe ein, die alsbald ihren Tod anzeigten. Der König traf seine Gemahlin zwar noch lebend, aber dem Ende nahe. Beide waren auf's tiefste ergriffen und der König litt doppelt bei ihren Leiden. Als der letzte Augenblick nahte, sagte sie: „Herr Jesu, mach' es kurz!“ Einige Minuten darauf athmete sie aus und bald legte sich über ihr schönes Gesicht ein wahrer Glanz der Verklärung. — Am 23. Dec., „gerade an dem Tage, an welchem sie 17 Jahre zuvor als 17jährige Braut in Berlin eingezogen, und an dem sie ein Jahr zuvor aus den Drangsalen des Kriegs in die Hauptstadt zurückgekehrt war, wurde die Leiche der Königin aus dem Dom zu Berlin, wo sie am 30. Juli beigesetzt worden war, in das Mausoleum geführt, welches der König im Schloßgarten zu Charlottenburg hatte bauen lassen.“ (S. Adami's Leben Luisens von Preußen.)

Schon länger her hatten entschlossene Vaterlandsfreunde dem Drang ihrer ob dem Fremdendruck empörten Gefühle einen Ausdruck in der Stiftung des sogenannten Tugendbundes gegeben, der viele Glieder im Adel, unter den Beamten und im Heere hatte. Obgleich die Wirksamkeit desselben auf Napoleon's Betrieb durch ein königliches Verbot gehemmt schien, so war er doch im Stillen thätig und reichte auch nach Rußland hinein, wohin sich nicht wenige militärische Glieder des Bundes begaben, um im russischen Dienst bei vorauszusehender Gelegenheit wider den Feind ihres Vaterlandes zu stehen, das für die Gegenwart wenigstens zu jedem Widerstande unfähig schien.

Dagegen ließ sich die Regierung durch Ausstattung der neuen Universitäten zu Berlin und Breslau, durch Berufung ausgezeichneter vaterländischgesinnter Gelehrten (wie Fichte, Niebuhr, Steffens u. a.) und durch die Ausbildung des Volksschulwesens, namentlich mittels Begünstigung der damals viel verheißenden pestalozzischen Methode, einerseits die geistige — anderseits durch die anfängliche Unterstützung der Jahnischen Turnkunst die leibliche Kräftigung des Volkes angelegen sein. Nur an das Hauptmittel zur Verjüngung der Volkskraft — an die Erwärmung der vom Rationalismus und Unglauben erkälteten Herzen durch den christlichen Offenbarungsglauben dachte man noch wenig; man suchte überall das Heil anderswo, als im unverfälschten Evangelium. Noch lag der Außendruck lähmend auf den Gemüthern.

An einen Bruch mit Napoleon zu denken wagte das preußische Cabinet noch so wenig, daß der König vielmehr dem Kaiser Napoleon, dafern er ihm den Contributionsrest erließe oder eine Vermehrung des preußischen Heeres gestattete, ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß anbieten ließ. Doch Napoleon blieb in diesen Puncten unnachgiebig. Hatte er es doch schon bereut, Preußen nicht noch kleiner gemacht, ja vernichtet zu haben, gleich als ahnete er die Gefahr, die ihm von diesem Land und Volk noch drohen könnte! Schien er doch überhaupt Preußen und Österreich nur einer spätern Vernichtung aufbewahren zu wollen, um über sie hinweg zum letzten Zielpunct seiner Herrschaft zu gelangen!

Unter den nordischen Mächten, unter welchen Dänemark ein treuer Verbündeter Napoleon's war, trat um diese Zeit Schweden in ein eigenthümliches Verhältniß zu Frankreich.

Es ist schon oben (XXVI. 5, 1 a. E.) bemerkt worden, daß Christian August von Holstein-Augustenburg (aus dem in Rußland, Dänemark und bis dahin auch in Schweden regierenden Oldenburgischen Hause) am 18. Juli 1809 von Karl XIII an Sohnes Statt angenommen und zum Kronprinzen von Schweden ernannt wurde. Auch Napoleon billigte diese Wahl und räumte am 24. Febr. 1810 das schwedische Pommern. Aber schon am 28. Mai starb der Kronprinz plötzlich in Folge eines Sturzes vom Pferde, und der Verdacht entstand, es habe ihn der Reichsmarschall Graf Axel-Fersen (derselbe, der die königliche Familie von Frankreich bei ihrer Flucht nach Varennes unterstützt hatte) vergiftet. Daher fiel das Volk, das den Kronprinzen sehr lieb gehabt hatte, bei dem Leichenbegängniß desselben über den Grafen her und erschlug ihn!

Der Vorschlag einer Partei, die drei skandinavischen Kronen vereinigt auf das Haupt des Dänenkönigs Friedrich's VI zu setzen, hatte Napoleon's Beifall, weil eine solche Macht ein Gegengewicht gegen Rußland abgeben zu können schien. Allein die Schweden ließen sich dazu nicht herbei; doch wollten sie, um gegen Rußland einen Schutz zu haben und Finnland wieder zu gewinnen, sich an Frankreich anlehnen.

Daher lenkte bei der Designation eines neuen Kronprinzen der Oberst Mörner die Wahl auf den französischen Marschall Bernadotte, Herzog von Pontecorvo (Aug. 1811): denn man glaubte, er gelte bei Napoleon sehr viel und sei sehr reich. Napoleon willigte nur ungern in diese Wahl, da er sich von der Selbständigkeit Bernadotte's, der sich ihm nie gern untergeordnet hatte, bei dieser Erhebung nichts Gutes versah.

Bernadotte trat zur lutherischen Kirche über, kam im October nach Schweden und nahm den Namen Karl Johann an. Seinen festen Character bewies er gleich dadurch, daß er die Aufforderung Napoleon's, sich dem Continentalsystem anzuschließen und nie die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, zum Besten seines Landes abwies. Indeß mußte er nachher doch, wenn auch nur formell, dem Continentalsystem beitreten, begünstigte aber dafür den Schleichhandel in um so größerer Ausdehnung. Als daher Napoleon gewahrte, daß Bernadotte's Politik sich nicht binden lasse, sondern stets sich dahin wenden werde, wo ihm der größere Vortheil geboten würde — wie denn bereits England und Rußland um die Freundschaft desselben warben —: so ließ er rasch wieder Schwedisch-Pommern sammt Stralsund besetzen.

2. Fortsetzung des französischen Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel. Joseph in Sevilla. Die Junten. Abfall der spanisch-amerikanischen Colonieen. Massena und Marmont im Nachtheil gegen Wellington. Suchet. Die Guerillasführer. Joseph's trostlose Lage.

Napoleon aber ließ sich in seiner Berechnung auf die weitere Ausdehnung seiner Macht nicht irren, und selbst die noch gar sehr fragliche Bezwingung Spaniens gab er sich die Miene nur so nebenher zu betreiben, als sei dieselbe zweifellos. Er hatte im Jahre 1810 wieder eine Heeresmasse von 300,000 M. in drei Corps in die Halbinsel geworfen, von denen das eine unter Soult in Südspanien, das zweite unter Massena gegen die Engländer in Portugal, das dritte unter Suchet gegen Valencia operiren sollte. Bald konnte Joseph mit Soult in Sevilla einziehen und Hoffnung fassen, die Spanier würden seine Freundlichkeit erwiedern; und während Sebastiani Malaga einnahm und es plündern ließ, wandte sich Soult gegen Cadix, wohin sich von Sevilla aus die Centraljunta geflüchtet hatte, und bedrohte von der Küste aus die Insel Leon, auf welcher Cadix liegt.

In dieser Junta befand sich eine theils constitutionelle, theils republikanische, meist aus jungen Literaten, Advocaten und anderen Männern der Feder und des Worts bestehende Neuerungspartei, welche mit Unterstützung der Engländer, die ihren Vortheil dabei suchten, damit umgieng, die Cortes zu berufen. Diese kamen, aller Warnung der Besonnenen ungeachtet, zu Stande und wurden auf der Insel Leon (doch nicht in

Cadix selbst) am 24. Sept. 1810 eröffnet. Sie legten sich sogleich die volle Souverainetät bei und zwangen die ihnen widerstrebende, dem abwesenden König treue Regentschaftsjunta, sich aufzulösen.

Nach einer neuen aus drei Mitgliedern bestehenden Regentschaftsjunta hob man das bisherige Band zwischen dem Mutterland und den Colonieen auf, emancipirte dadurch das amerikanische Spanien und legte ihm bloß den Gehorsam gegen die Cortes auf.

Da diese revolutionären Neuerer, deren glänzendster Redner Arguelles war, sich „Liberales," und ihre Gegner, die von Thron und Altar nicht lassen wollten, „Serviles" nannten, so brachten sie damit eine Bezeichnung auf, die seitdem in der Politik allgemein üblich wurde. Der Character dieser spanischen, durch die französische Revolutionsphilosophie und Encyclopädistenweisheit aufgenährten Liberalen war aber ein in der Form des Constitutionalismus auftretender, dem Königthum und der Kirche feindlicher Republikanismus, der nur den Namen des Königs noch als Schild aushängte.

Die nächste Folge war, daß sich noch in demselben Jahre mehrere südamerikanisch-spanische Provinzen — darunter Venezuela, Buenos-Ayres, Neugranada — unter dem Schein der Anerkennung des Königs für selbständig erklärten und gleich von den Engländern darin anerkannt wurden. Diese Bewegung im spanischen Amerika fand erst in der nachherigen Unabhängigkeitserklärung sämmtlicher spanischen Colonieen einen Stillstand. Nach der Erklärung der Preßfreiheit machte man sich gleich an die Mißbräuche der Kirche, jedoch in der Absicht, die Kirche selbst abzuschaffen; dann unternahm man die Abfassung einer neuen Constitution zur Beschränkung der Königsrechte, decretirte die Aufhebung der Zünfte und Innungen, die Einführung der allgemeinen Gewerbefreiheit, die Abschaffung der Vorrechte der Provinzen und Communen, auch der bisherigen guten Gemeindeordnung, die Veräußerung der königeichen Güter, kurz man durchlief die ganze Tonleiter revolutionärer Reformen und brachte so einen neuen Abklatsch des französischen Constitutionalismus zu Stande, der späterhin die Schwungkraft der spanischen Nationalität lähmte.

Während dieser Thatenverrichtungen exaltirter Freiheitsredner setzten die Männer des Schwerts, darunter besonders die, welche der nationaleren, für König und Kirche glühenden Partei angehörten, den Kampf gegen die französischen Heere, theils im großen, theils im kleinen Krieg mit abwechselndem Glück, aber nie ruhender Kraft fort.

Dem gegen Portugal agirenden Massena stund dort Wellington gegenüber, der eine feste Stellung in der Sierra de Busaco genommen und von den Festungen Astorga, Ciudad Rodrigo und Almeida gedeckt war. Als aber diese Festungen in die Hände der Franzosen fielen und nun Massena auf den englischen Feldherrn selbst einen Angriff machte, schlug ihn Wellington zurück, und als Massena die Stellung desselben zu umgehen trachtete, zog sich Wellington hinter die ungemein festen Linien von Torres Vedras (vor Lissabon) zurück.

Massena folgte ihm, fand sie aber uneinnehmbar und gerieth in der rings von den Spaniern selber verwüsteten und von aller Zufuhr abgeschnittenen Gegend in die größte Noth, bis er sich, da Soult ihm zu helfen versäumte, zum Rückzug entschloß, auf demselben aber, von Wellington verfolgt und von den erbitterten Landleuten fast aufgerieben wurde. Nachdem er Almeida erreicht hatte, ward er abberufen und durch Marmont ersetzt.

Dieser wollte den Wellington an der Eroberung von Ciudad Rodrigo hindern, ward aber zurückgewiesen und mußte die Festung in Wellington's Hände fallen sehen, der deßhalb von den Cortes den Titel „Herzog von Ciudad Rodrigo" erhielt. Wellington eroberte hierauf auch Badajoz, das Soult vergebens zu entsetzen gesucht hatte. Von da wandte sich Wellington gegen Marmont und schlug ihn in der Nähe von Salamanca bei den Arapilen (zweien Hügeln) so völlig, daß derselbe mit dem Verlust eines Arms sich zurückziehen mußte und selbst Soult sich gezwungen sah, den Süden zu räumen und sich mit seiner allenthalben zusammengeraubten ungeheuern Beute nach Valencia zu wenden, das unterdeß Suchet vergebens berannt hatte.

Dennoch war Suchet der glücklichste unter den französischen Feldherren in Spanien. Denn nach Saragossa zurückgewendet, eroberte er Lerida, Tortosa und Tarragona, drang dann wieder in's Valencianische ein, erstürmte Murviedro (das alte Saguntum), schlug die Spanier bei Albufera (den 28. Dec. 1811) und nahm endlich das langerstrebte „schöne Valencia" ein, dessen Übergabe am 9. Jan. 1812 erfolgte und ihm von Napoleon die Marschallswürde und den Titel „Herzog von Albufera" eintrug.

In allen Provinzen waren neben den großen Kämpfen im Feld und bei Belagerungen auch die durch die vielen Gebirge begünstigten Guerillaskämpfe in ununterbrochenem Gang und rafften den Franzosen durch Überfälle und Handstreiche noch mehr Menschen hinweg, als durch Schlachten und Erstürmungen. Von den Guerillasführern aus dieser Periode des Kriegs sind, außer dem schon oben (XXVI. 5. 4) genannten verwegenen Empecinado, der in Neu-Castilien bis unter die Thore von Madrid streifte, die berühmtesten: der strenge Pfarrer Merino, der in Alt-Castilien —, der rastlose Eroles, der in Catalonien —, der „unerschrockene" Marquesito, der in Galicien und Biscaja —, der unermüdliche, dabei ritterliche und menschlichste Guerillero Mina d. Ä., welcher vorzüglich in Navarra dem Feinde schweren Abbruch that. Von den unerhörten Grausamkeiten aber, die in diesem Nationalkriege auf beiden Seiten verübt wurden, ließe sich ein schauderhaftes Gemälde entwerfen; aber auch in keinem Lande wurde einer Nationalität rücksichtsloser und gewaltsamer in das Lebensmark gegriffen und anderseits dieselbe standhafter und aufopfernder vertheidigt, als auf dieser Halbinsel.

Der arme Joseph spielte die trostloseste Königsrolle: denn die Generale kümmerten sich nicht um ihn, sondern alle suchten nur ihren eigenen Vortheil und gehorchten blos den Befehlen Napoleon's. Er hatte freilich den spanischen Thron nicht begehrt, sondern war von seinem Bruder gewissermaßen „dazu gepreßt" worden. Aus seinen vorhandenen Briefen an Napoleon sieht man aus jeder Stelle, wie tief er seine unglückliche Lage empfand und wie klar er „das Verderbliche der von seinem Bruder eingeschlagenen Bahn" erkannte. Um sich aber aus seiner traurigen Lage loszureißen, dazu fehlte ihm die Willenskraft seines Bruders Ludwig. — Nach Marmont's Niederlage glaubte sich Joseph in Madrid nicht mehr sicher, sondern flüchtete sich am 11. Aug. 1811 mit seinem Hof vor der Rache der Guerillas nach Valencia zu Suchet, worauf Empecinado in Madrid einzog und bald darauf Wellington es besetzte. Doch führten Soult und Suchet den König Joseph am 2. Nov. wieder in die Hauptstadt zurück, von wo aus Wellington zwei Monate vorher einen Zug nach Burgos gemacht hatte, ohne jedoch diesen festen Platz erobern zu können. Bei Soult's und Suchet's Annäherung zog sich Wellington wieder nach Portugal zurück, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Auf beiden Seiten war man nun gespannt auf den Erfolg, den Napoleon's Unternehmung auf Rußland nehmen werde, welche derselbe unterdeß zur Vergrößerung seiner Macht begonnen hatte.

2. Kapitel. Napoleon's Feldzug nach Rußland.

1. Rußland und die Türkei: Friede zu Bukarest. Alexander's Bündniß mit England und Schweden. Napoleon's Rüstungen. Aufbruch der großen Armee. Übergang über den Niemen. Napoleon in Wilna und Witepsk. Die Schlachten bei Smolensk und bei Borodino. Kutusow's Flankenstellung bei Kaluga.

Die zu Erfurt geschlossene Scheinfreundschaft Napoleon's und Alexander's war schon längst einer Spannung gewichen, die mit der gesteigerten Herrschbegier des westlichen Imperator's in einem Bruche enden mußte. Diesen sah Alexander voraus: daher er seinen Krieg mit der Türkei, den er um den Erwerb der ihm von Napoleon zugestandenen Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) begonnen hatte, ohne Nachdruck führte und nach einer Niederlage des Großvezier's durch Unterhandlungen zu beenden suchte. Diese führten am 28. (24.) Mai 1812 zum Frieden von Bukarest, durch den der Pruth die Gränze zwischen Rußland und der Türkei und also ein kleiner Theil der Moldau mit den Festungen Choczim und Bender sammt Bessarabien russisches Besitzthum wurde.

Schon gleich als Napoleon Oldenburg zu Frankreich gezogen hatte, war Alexander's Antwort auf diese Kränkung seine entschiedene Zurückziehung aus dem Continentalsystem und die Zulassung verschiedener englischer Einfuhrartikel (10. Dec. 1810.) Im März 1812 unterhandelte er ein Bündniß mit England und Schweden und betrieb die Aufstellung eines Heeres. Doch hielt er noch an sich und wollte selbst die Einverleibung Oldenburgs ungerächt lassen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als habe er den Krieg hervorgerufen.

Auch Napoleon schien diesen Schein meiden zu wollen und erbot sich als Ersatz für Oldenburg das Gebiet von Erfurt an den vertriebenen Herzog von Oldenburg (den Schwager Alexanders) herauszugeben und es noch zu erweitern, wenn Alexander Freundschaft halten wollte.

Dagegen verlangte Alexander die Abtretung des Großherzogthums Warschau. Dieses Ansinnen aber wies Napoleon ab und suchte nun England durch das Anerbieten, ihm Portugal zu überlassen, zum Frieden zu stimmen. Allein England, damals von dem Minister Castlereagh geleitet, der den Krieg gegen Napoleon mit neuer Energie zu betreiben im Plan hatte, gieng nicht darauf ein.

Somit blieben dem Kaiser nur Österreich und Preußen in Aussicht — die zwei Staaten, die er im Grunde schon dem künftigen Untergang geweiht hatte. Zunächst nahm er das ihm schon seit einem Jahr angetragene Bündniß mit Preußen am 24. Febr. 1811 nun endlich an; Preußen mußte aber seine Festungen und Vorräthe den Franzosen überlassen, in Spandau eine französische Besatzung einnehmen und ein Contingent von 20,000 M. stellen. Auch mit Österreich schloß er am 14. März einen Vertrag, der ihm 30,000 Österreicher unter Schwarzenberg's Führung zur Verfügung stellte, im Übrigen aber dem Staat eine Art Neutralität zuerkannte.

In einem Nebenartikel verhieß er dem preußischen Cabinet, sein Gebiet mit Kurland und Liévland vermehren zu dürfen. — Dieses Bündniß mit Napoleon empörte die preußischen Patrioten so sehr, daß Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Bojen, Clausewitz mit 300 Offizieren ihren Abschied nahmen. Clausewitz gieng nach Rußland, wo sich Stein noch aufhielt.

Durch diese Vorgänge veranlaßt, verlangte Rußland in einem Ultimatum die unbedingte Neutralität Preußens, und als Napoleon hierauf keine Antwort gab, stellte Alexander den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ein, schloß am 24. März einen Vertrag mit Schweden, dem er Finnland durch Norwegen zu ersetzen sich anheischig machte, und erwartete so, in seiner rechten Flanke durch Schweden, in seiner linken durch den Bukarester Frieden gedeckt, den Ausbruch des Kriegs, zu dem Napoleon seit längerer Zeit her in Frankreich, wie in den übrigen mit ihm verbündeten Landen die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatte.

Auf einmal — im Frühjahr 1812 zog sich von allen Seiten die „große Armee“, zu welcher schon seit dem Jahre 1811 sämmtliche Länder der Napoleonidenherrschaft ihre Contingente gerüstet hatten, zum Erstaunen aller Welt, in der nur die höhern Kreise eine Ahnung von Napoleon's Absichten gehabt hatten, gegen Nordosten zusammen, wohin auch der Eilfer Komet mit seinem großen Schweife, im Sinne der bangen Menge große Ereignisse verkündend, gewiesen hatte.

Während sich die Heeressäulen gegen die Elbe, Oder und Weichsel bewegten, begab sich Napoleon im Mai von Paris aus durch eine

Reihe von Triumphpforten deutscher Schmeichelei nach Dresden, um dort einen Congreß mit den deutschen Fürsten zu halten, unter denen sich auch die Monarchen von Österreich und Preußen einfanden, König Max von Bayern aber — fehlte. Alles huldigte ihm als der großen „Sonne", gegen welche (wie eine sächsische Inschrift besagte) die wirkliche Sonne an Größe und Helle zurückstehen mußte.

Von da aus über Königsberg eilend hielt er auf dem Schlachtfelde von Friedland eine große Heerschau und machte in dem Tagesbefehl vom 22. Juni der großen Armee mit großen Worten den Zweck ihres Zuges bekannt.

Das Heer betrug anfangs an 440,000 M. und wuchs mit den nachkommenden Zuzügen auf 610,000 M. mit 1375 großen Geschützen und ungeheuren Vorräthen an Munition und Lebensbedarf. Das Centrum, bestehend aus dem ersten von Davoust, dem dritten von Ney und dem vierten von Eugen geführten Armeecorps, und aus den Garden und der Reservereiterei unter Murat, zusammen 235,000 M., wurde von Napoleon selbst befehligt. Auf dem linken Flügel kommandirte Macdonald das zehnte, größtentheils aus den Preußen bestehende —, Oudinot das zweite, St. Cyr das sechste Armeecorps, zusammen 82,000 M. Den von Jerome commandirten rechten Flügel, der bei Grodno über den Niemen gieng, bildeten das fünfte aus den Polen unter Poniatowski, das siebente aus den Sachsen, das achte aus Franzosen unter Vandamme bestehende Armeecorps zusammt den Österreichern unter Schwarzenberg, die zuäußerst stunden und bei Drobiczin den Bug überschritten.

Am 24. Juni — eigentlich zu spät für das ganze Unternehmen — überschritt Napoleon mit dem Centrum im Paradeschmuck den Niemen, und beim Betreten des russischen Bodens versprach der glänzendste Sonnenschein und die Abwesenheit jedes Feindes dem Krieg einen glücklichen Anfang. Trat auch einige Tage darauf naßkaltes Wetter ein und zeigte sich auch die Gegend arm und öde, so schienen doch die mitgenommenen Vorräthe auf weithin auszureichen. Anstatt aber der Verpflegung wegen mit den Convois gleichmäßig vorwärts zu ziehen, drang Napoleon mit dem Heere ungeduldig vor, um rasch das unweit Wilna, der Hauptstadt Litthauens, stehende russische Heer zu erreichen und gleich durch eine Hauptschlacht dem Kampf eine entscheidende Richtung zu geben.

Der Kaiser Alexander hatte sich nämlich schon im April nach Wilna begeben, in dessen Nähe Barclay de Tolly mit dem Hauptheere gegen den Niemen hin stund, während Bagration mit einem andern Corps im südlichen Litthauen, Tormasow aber mit einem dritten in Volhynien aufgestellt war, und aus der Türkei das durch den Bukarester Frieden frei gewordene Heer erwartet wurde.

Weil aber die russischen Streitkräfte vorerst nicht halb so stark waren, als die der Franzosen, so lag es nachgewiesener Maßen im Kriegsplane der Russen, sich in das Innere des Landes zurück'zuziehen und dem nachrückenden Feinde nichts als öde, durch die Kosacken absichtlich verwüstete Gegenden zurückzulassen, damit Napoleon, je weiter er vordränge, desto weiter von seinen Hülfsquellen abgeschnitten

würde und in desto verderblichere Noth käme, die dann der Winter vollends aufs Äußerste steigern werde.

Ein neuster Beitrag zur Geschichte dieses Feldzugs (aus archivalischen Quellen von Friedr. v. Smitt 1861) weis't näher nach, daß in Rußland eine deutsch-russische Partei, zu der nächst Barclay noch Stein und außerdem auch die preußischen Offiziere, namentlich Clausewitz, Hofmann, Pfuel u. A. gehörten) den Plan gefaßt hatten, „Napoleon's Völkerheer durch Raum und Zeit zu vernichten, den ungestümen Sieger in das Innere der gränzenlosen Ebenen zu locken und ihn durch Hunger und Frost umkommen zu lassen." Barclay besonders war für diese Vertheidigungsart und auch Kaiser Alexander billigte diesen Plan. — Dagegen gab es eine andere Partei, die national-russische, am Hofe und im Heere, welche rieth, „dem Feinde durch einen Einfall in Polen zuvorzukommen und durch die ersten Erfolge Deutschland zu einer Erhebung mit fortzureißen." Auch wollte der größte Theil des Heeres nichts von einem Rückzug wissen.

Als Napoleon in Wilna, das die Russen geräumt hatten, eingezogen war, bat ihn eine Deputation des in Warschau zusammengetretenen polnischen Reichstags um die Wiederherstellung Polens, gleichwie der Reichstag auch kurz zuvor schon den König von Sachsen als Großherzog von Warschau ersucht hatte, dem Polenstaate wieder den Titel eines Königreichs zu verleihen. Allein Napoleon dachte nicht daran, den Polen dieses Verlangen je zu gewähren; doch ließ er ihnen durch die Ermahnung, alles Erforderliche zu thun, um in der Folge desto gewisser ihr Ziel zu erreichen, noch einige Hoffnung. Damit wollte er sich ihrer Anstrengung im bevorstehenden Kriege versichern und doch sich zu nichts verpflichten.

Nach seinem Aufbruch von Wilna durchzog er Litthauen, wo seine Soldaten, für deren Verpflegung er bei der Hast seines Vordringens keine Sorge getragen hatte, auf den Dörfern und Schlössern dieses Landes aus Hunger und Raubgier an Hohen und Geringen durch Brand und Plünderung oft ähnliche Gräuel, wie in Spanien, verübten, ungleich den Russen, die bei ihrem Rückzug die Litthauer absichtlich geschont hatten, um sich bei ihnen in besserem Andenken zu erhalten.

Während Jerome's Ungeschick das bereits halb abgedrängte Corps Bagration's über den Dnjepr entwischen ließ, (worauf er, weil Napoleon ihm dafür das Obercommando nahm, aus Verdruß nach Westfalen zurückkehrte), erreichte Napoleon, nach mehreren Gefechten seiner Vorhut mit Barclay's Nachhut, die Stadt Witepsk an der Düna, ohne das Hauptheer desselben zu einer Schlacht zu vermögen, indeß Barclay, der auch in Gefahr war, nach dem Norden abgedrängt zu werden, durch die Aufgebung des verschanzten Lagers bei Drissa sich seinen Rückzug mit der zweiten Armee ermöglichte und Smolensk erreichte, um sich dort mit Bagration zu vereinigen und so den begangenen Fehler einer Zweitheilung des Gesammt-Heers wieder gut zu machen.

Bei Witepsk hatte Napoleon — wider seinen Grundsatz, den Feind, ohne erst weitere Hülfe oder Glücksfälle abzuwarten, ungesäumt anzugreifen — den Fehler gemacht, daß er den Angriff auf den andern Tag verschob. Barclay wollte wirklich die Schlacht annehmen; als

er aber von Bagration die Nachricht erhielt, daß derselbe den Davoust bei Mohilew nicht habe zurückdrängen können, dieser sich daher nun leicht zwischen ihre beiden Armeen werfen werde, so brach Barclay, nachdem er jenen ganzen Tag über Miene gemacht hatte, als erwarte er Napoleon's Angriff, rasch auf und vollendete seinen Rückzug nach Smolensk.

Nachdem Napoleon in Witepsk seinen Truppen einige Tage Rast gegönnt und die Nachzügler an sich gezogen hatte, fand sich's, daß er unterwegs bereits ein Drittheil seines Heeres eingebüßt hatte. Anstatt nun aber mit desto größerer Vorsicht die Verbindung der verschiedenen Truppenkörper unter sich herzustellen und sie zu unterhalten, eilte er immer vorwärts, stets nach einer Schlacht strebend, durch die er den Feldzug mit Einemmale beenden zu können hoffte.

Die gelungene Vereinigung Bagration's mit Barclay in dem vom Dnjepr geschützten Smolensk bewog ersteren, einen Feldherrn aus Suworow's Schule, zu dem Entschluß, dem vordringenden Feinde hier Stand zu halten. Denn im Felde war keiner von beiden dem andern untergeordnet; auch herrschte unter beiden nicht die beste Eintracht. Ohnedies waren die meisten Offiziere (darunter mehrere hohe Generale, wie Bennigsen, Korsakow, der Herzog von Württemberg u. a.) schon längerher mit Barclay's retrograder Kriegsführung unzufrieden und meinten, es sei gerathener, die vereinzelten französischen Truppencorps nach einander zu schlagen. Daher sank Barclay's Ansehen mehr und mehr und die Schmähungen über seine Kriegsführung fiengen an, alle Gränzen zu übersteigen. So kam's, daß im Kriegsrath zu Smolensk der Beschluß durchgieng, auf der Witepsker Straße (am nördlichen Ufer des Dnjepr's) vorzugehen, wo die französische Hauptmacht stand und die Absicht hatte, nach ihrem Übergang auf das linke Ufer, vor Smolensk zu erscheinen und die russische Armee von den reichen Südprovinzen abzudrängen und sie nach dem armen Norden zu werfen.

Als Barclay, der dieses Vorgehen gemißbilligt hatte, die Absicht des Feindes erkannte, kehrte er, in der gegründeten Besorgniß vor einer Flankenumgehung, mit dem Heere schnell wieder nach Smolensk zurück und ertrug lieber den Spott im Hauptquartier um den Preis der Rettung Rußlands.

Der nun folgende Angriff der Franzosen auf diese alte, den Russen heilige Stadt, schlug anfangs fehl, und als erstere am dritten Tag dennoch in dieselbe eindrangen, stand sie, von den Einwohnern verlassen, plötzlich in Brand, das russische Heer aber hinter derselben in Kampfbereitschaft. Die Schlacht bei Smolensk, die nun erfolgte, brachte aber keine völlige Entscheidung. Daher fehlte es wieder nicht an Vorwürfen gegen Barclay, daß er die heilige Stadt selbst angezündet und dabei die einzige Armee Rußlands auf das Spiel gesetzt habe. Der schlimme Eindruck, den der Verlust von Smolensk auf das Volk und Heer machte, war so mächtig, daß selbst Alexander, der doch mit Barclay's Feldzugsplan vollkommen übereinstimmte, genöthigt wurde, „der Stimme von Moskau

und Petersburg" nachzugeben und den alten Kriegsfürsten Kutusow, diesen „zweiten Suwórow" und „Liebling der Russen", der damals in der Türkei stund, zum Generalissimus der russischen Streitkräfte zu ernennen; doch behielt er Barclay und Bagration, jeden an der Spitze seines Corps, bei.

Zwar hatte bei Smolensk Napoleon mit der Übermacht seiner Truppen das Feld behauptet; aber die Russen, die ihnen nichts desto weniger einen großen Verlust beigebracht hatten, zogen in guter Ordnung, Alles hinter sich verheerend, auf dem Wege nach Moskau ab, so daß Napoleon auf seinem Weiterzuge dahin alle Dörfer und Städte in Asche fand.

Bei Borodino aber, in der Nähe des kleinen Flusses Moskwa, hatten sich Barclay und Bennigsen mit 120,000 M., unter dem Oberbefehl des eben aus der Türkei angelangten Kutusow's, zusammengezogen, um den Franzosen, welche 180,000 M. stark daher zogen, doch noch den Weg nach dem „heiligen Moskau" zu verlegen: denn Alexander hatte den Seinen das begeisterte Wort zugerufen, sie sollten sich „das Kreuz im Herzen und das Eisen in den Händen" gegen den Feind vereinigen. Auch ihre Kirche hatte nicht minder die Stimme erhoben, den Glauben der Väter und den heiligen Boden des Vaterlands gegen den ehrgeizigen und unersättlichen Feind desselben zu vertheidigen. Dagegen wußte Napoleon in seinem Aufruf zur bevorstehenden Schlacht auf nichts, als auf den Siegesruhm, auf den Lohn eines guten Winterquartiers und auf baldige Rückkehr in die Heimath hinzuweisen.

Beide Theile brannten vor Begierde, sich zu schlagen. Und als nun am 7. September die Sonne sehr roth aufgieng, vergaß Napoleon nicht, die Seinen an die „Sonne von Austerlitz" zu erinnern, und eröffnete die blutige Schlacht von Borodino, welche bis zur einbrechenden Nacht währte und mit dem abermaligen, wiewohl geordneten Rückzuge der Russen endete, nachdem auf beiden Seiten an 80,000 M. theils gefallen, theils verwundet worden waren.

Die russische Armee war vor der Moskwa von Norden nach Südwesten in einem befestigten Halbkreise aufgestellt, dessen Hauptpuncte zur Linken Borodino, in der Mitte Gorka mit einer großen Redoute, und zur Rechten Semenowskoi waren. Napoleon griff auf zwei Hauptstraßen, welche sich hinter Borodino kreuzen, an, und es gelang zwar dem Ney und Davoust, unterstützt von Murat und von der Garde, den Bagration zu schlagen und Semenowskoi zu nehmen; aber um Borodino und um die Redoute von Gorka wurde den ganzen Tag hindurch mit wechselndem Glücke gekämpft, bis endlich beide in den Händen der Franzosen blieben, und dadurch der Rückzug der Russen nöthig wurde, jedoch ohne daß sie Gefangene verloren. — Auf russischer Seite fielen Fürst Bagration und viele andere Generale, auf französischer Seite zählte man 40 verwundete und gefallene Generale. — Weil sich Marschall Ney in dieser Schlacht durch besondere Tapferkeit auszeichnete, ward er von Napoleon zum „Fürsten von der Moskwa" ernannt. Die Noth der vielen Verwundeten war gräßlich, da nicht genug Mittel zu ihrer Verpflegung vorhanden waren. Als die Franzosen das mit Verwundeten angefüllte Städtchen Mosaisk einnahmen, warfen sie die verwundeten Russen aus den Häusern, um ihre Verwundeten unterzubringen, wie denn bei den Franzosen eine zunehmende Verwilderung wahrzunehmen war.

Ein gleich darauffolgendes kleines Gefecht, worin Miloradowitsch den Franzosen einige Tausend Mann tödtete, vermochte natürlich auch nicht, den Franzosen den Weg nach der Hauptstadt zu verwehren; um ihnen jedoch ihre Operationslinie zu bedrohen und sich zugleich durch Zuzug aus dem Innern verstärken zu können, nahm das russische Heer „die berühmte Flankenstellung bei Kaluga", welche Napoleon's Unternehmen wesentlich hemmte.

Eine von Bennigsen angerathene Stellung vor Moskau wurde auf Barclay's Andringen aufgegeben und viele Stimmen riethen, Moskau preiszugeben, um die Armee zu retten. Dafür wurde das Lager von Kaluga bezogen und zwar unter Barclay's Mitwirkung. Noch im September aber verließ Barclay die Armee, von den Meisten angefeindet, obwohl er sich und seinem Kaiser sagen konnte, daß der Erfolg diesen Feldzugsplan rechtfertigen und die Nachwelt ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Auf seine Anfrage bei dem Kaiser, ob er sich ihm persönlich vorstellen dürfe, schrieb ihm Alexander unter Anderm folgende merkwürdige Trostworte: „Der Feldzugsplan, den wir beide beschloßen, der einzige, wie ich noch immer glaube, welcher gegen einen solchen Feind, wie Napoleon, gelingen könnte, wie es auch die Erfahrung zu bestätigen scheint, mußte nothwendigerweise auf Mißbilligung und Herabsetzung bei einem Volke stoßen, welches — erfüllt von den Erfolgen, die es zuvor über weniger gefährliche Feinde oder ungeschickte Heerführer errungen, — natürlich über Heeresbewegungen ergrimmen mußte, die absichtlich den Feind in das Innere des Landes eindringen ließen. Auf diese Mißbilligung mußte man im Voraus gefaßt sein, und ich war darauf vorbereitet." (Fr. v. Smitt a. a. O.) — Solche großartige Festigkeit des Kaisers ist eben so rühmlich, als des abgetretenen Feldherrn resignirende Erduldung jener Schmähungen es war.

2. Napoleon in Moskau. Der Brand von Moskau. Napoleon's vergebliche Unterhandlungsversuche. Sein unthätiger Aufenthalt in Moskau. Angriff der Russen. Napoleon's langsamer Rückzug. Übergang über die Beresina. Auflösung des Heeres. Napoleon's Rückeile nach Frankreich.

Mit dieser Schlacht hatte sich Napoleon den Weg nach Moskau geöffnet und am 14. Sept. stand er vor der alten Czarenstadt, die ihm mit ihren hundert vergoldeten Kuppeln, mit ihren 295 Kirchen und 1500 Palästen, aus deren Mitte der Kreml, diese uralte Czarenburg mit ihren vielen Thürmen und bunten Kuppeln emporragt, von der Sonne beleuchtet entgegenglänzte und seine Hoffnung mehrte, reiche Vorräthe darin und gute Quartiere zusammt einer baldigen Botschaft vom Czar mit der Bitte um Frieden zu finden.

Allein weder von der Stadtbehörde, noch von dem Adel und dem Bürgerstande ließ sich vor den Thoren eine Unterwerfungsabordnung sehen. Als dann die französische Vorhut, von Murat geführt, durch dieselben einzog, waren alle Straßen öde, alle Paläste und die meisten Häuser leer. Während Mortier den Kreml besetzte, blieb Napoleon

in der ersten Nacht noch in der westlichen Vorstadt, weil er einen Hinterhalt befürchtete. Allein Alles blieb still und die Stadt erschien wie ausgestorben.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Rostoptschin, hatte mit allen Behörden, mit dem Adel, den Kaufleuten und andern Vornehmen unter dem Schutze des Militärs die Stadt verlassen und die Staatsschätze mitgenommen; das gemeine Volk mit den Geistlichen und Kirchenschätzen war gefolgt und nur Leute der untersten Klasse, zum Theil Fremde oder den Russen Abgeneigte waren geblieben und hatten sich versteckt.

Sir Robert Wilson (welcher von der englischen Regierung als Agent Englands dem russisch-preußischen Hauptquartier beigegeben war) erzählt in seinen Memoiren über den Feldzug v. 1812 folgende Scene, die sich damals auf einem Landgute Rostoptschin's zugetragen: „Bei Tagesanbruch erschien aus dem Dorfe eine Abordnung der Ältesten, welche meldeten, daß sie alle Anstalten getroffen, um sich mit den Truppen zurückzuziehen, und baten, man möge ihnen erlauben, sich auf ein Gut ihres Lehnsherrn in Sibirien zu begeben, da sie lieber dort oder in irgend einer andern Provinz des Reichs leben, als sich der französischen Herrschaft unterwerfen wollten. Nachdem sie diese Erlaubniß erhalten hatten, trat die ganze Colonie, 1700 Seelen, ihren Marsch an und zeigte eines der rührendsten Schauspiele, die ich je sah. Man hörte jedoch keine Klage: „Gott verleihe Sieg unserm Kaiser und Rußland! Des Himmels Segen walte über unsern Herrn!" das waren die einzigen Ausrufe, die ihren Lippen entfielen. Als ihre Erklärung in drei Sprachen an den Kirchthüren angeheftet war, begab sich Rostoptschin, da man hörte, daß die Vorposten bereits handgemein geworden und man den Feind in Bewegung sah, in seinen Palast und bat seine Freunde, ihn zu begleiten. Bei der Ankunft im Eingang erhielt jeder eine brennende Fackel. — Jedes Gemach wurde nun in Brand gesteckt, so wie man es betrat, und in Zeit von Einer Viertelstunde war das Ganze eine lohende Masse. Rostoptschin stellte sich dann vor das Gebäude und betrachtete das Umsichgreifen des Feuers und den Einsturz der einzelnen Theile des Schlosses. Als das letzte Stück der Cavallo-Gruppe fiel, sagte er: „Jetzt bin ich ruhig!" und da die feindlichen Kugeln bereits um ihn pfiffen, zog er sich mit seiner ganzen Begleitung zurück, indem er dem Feinde die folgende lehrreiche Inschrift an einem leicht sichtbaren Pfeiler hinterließ: „Ich habe acht Jahre lang diesen Herrensitz geziert, wo ich im Schooße meiner Familie ein glückliches Leben führte. Die Bewohner dieses Grundeigenthums, 1700 an der Zahl, verlassen es bei eurer Annäherung und ich stecke das Haus freiwillig in Brand, damit es durch eure Gegenwart nicht besudelt werde. Franzosen, ich überließ euch meine zwei Häuser in Moskau mit ihrer Ausstattung und Allem, was sie enthielten, im Werth von einer halben Million Rubel. Hier werdet ihr nur Asche finden!"

Entgegen dem strengen Befehle Napoleons, Zucht und Ordnung zu halten, drangen die französischen Soldaten, von Hunger und Ermüdung getrieben und nach der längst versprochenen Beute gierig, in die versperrten Häuser und suchten nach Speise und Ruhestätte. Gleich in der ersten Nacht aber brach da und dort in der Stadt Feuer aus, und als die Franzosen löschen wollten, gebrach es an den Löschgeräthen, welche bei dem nach Zünften geordneten Auszug der Bewohner von der militärisch-eingerichteten Löschmannschaft mit fortgenommen worden waren. Man hoffte nun, die Brände würden sich in sich selbst verzehren und ließ dem Feuer seinen Lauf. Aber als Napoleon am 15. Sept. im Kreml sein Hauptquartier aufgeschlagen und die strengsten Befehle zur

Bewältigung des Feuers und zur Wahrung der Ordnung gegeben hatte, nahmen die Brände mehr und mehr überhand, so daß man absichtliche Brandlegung argwohnte: verdächtige Russen wurden aufgegriffen und 26 Brandstifter (worunter 10 Polizeisoldaten) auf Napoleons Befehl erschossen; aber obgleich man ihre Leichname zur Abschreckung an den Straßen aufhängte, so ward doch dadurch dem Übel kein Einhalt gethan.

In der Nacht vom 15. auf den 16. mehrten sich in den verschiedensten Theilen der Stadt die Feuerausbrüche und ein sich erhebender Nordwind trieb den wachsenden Brand so rasch über die große Stadt hin, daß nur die hohen Thürme und Paläste schauerlich aus dem bewegten Flammenmeere herausragten, das seine rothen Wogen nun auch auf den Kreml zuwälzte, der bald wie in einem Feuerregen stand, so daß der aus dem Schlaf emporfahrende Kaiser in den entsetzlichen Brand schauend alle Hoffnungen, die er an die Einnahme Moskau's geknüpft hatte, in Rauch aufgehen sah.

Da den Tag über das vom Wind gepeitschte Feuer seine Zerstörungsarbeit an den Palästen und Kirchen fortsetzte und selbst den Kreml nicht zu verschonen drohte, verließ Napoleon die Czarenburg und verlegte sein Quartier nach dem Lustschloß **Petrowsky**, eine halbe Stunde vor der Stadt, worauf seine Soldaten über die noch unversehrten Häuser herfielen, um so viel als möglich noch zu erbeuten und ihre Lustgier zu befriedigen.

Bezeichnend schildert **Napoleon** selbst in Las Casas' Werke den **Brand von Moskau** und seine Empfindungen dabei mit folgenden Worten: „Nie kam etwas, trotz allen Schilderungen der Poesie, trotz allen Erdichtungen vom Brande von Troja in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. Es läßt sich kaum ein schauderhafterer Anblick denken. Am erstaunenswürdigsten war dieses Schauspiel in der Nacht des 16. auf den 17., als der Brand den höchsten Grad erreicht hatte. Das Wetter war schön nnd trocken und es herrschte fortwährend Ost- und Nordwind. In dieser Nacht, deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele schwinden wird, stand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannichfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthitze in die größte Entfernung. Diese nach allen Richtungen von dem Winde geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Geräusch und entsetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und Salpeters, des Öls und Weingeistes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glasirten Dachziegel flogen in weite Ferne; selbst große Holzbalken wurden weithin fortgeschleudert. Schrecken und Angst hatten alle Gemüther ergriffen."

Anfangs gab man den Franzosen die Schuld des Brandes; nachher lud man die Verantwortung desselben auf **Rostoptschin**, und auch Napoleon behauptete, daß der Befehl zum Anzünden der Stadt bloß von Rostoptschin ausgegangen sei. Doch hätte dieser wohl nicht **allein** die Verantwortlichkeit für ein so unerhörtes, in dieser Größe nie dagewesenes, mit tausend schmerzensvollen Verläugnungen verbundenes Opfer auf sich zu nehmen gewagt. War auch, wie es wohl sein mag, der Gedanke zuerst in ihm entsprungen, er mußte doch für den einmüthigen Entschluß zum Auszug und zur Preißgebung so großen Reichthums nicht nur die Großen und Vornehmen der Stadt gewinnen, sondern auch der Einwilligung und Zustimmung seines Kaisers und Herrn gewiß sein. Und daß **Plan und Ausführung** höchsten Orts

insgeheim gebilligt war, läßt sich jetzt mit Fr. v. Smitt aus den oberwähnten archivalischen Aufklärungen, — ja schon aus der „Proclamation“ entnehmen, die Alexander unmittelbar nach dem Brande von Moskau an sein Volk erließ, und in der es unter Anderm heißt:

„Dieser stolze Länderverheerer hoffte, als er sich Moskau's bemächtigte, unumschränkter Herr unseres Schicksals zu werden und uns den Frieden vorzuschreiben. Seine Erwartung wurde getäuscht. Er findet in Moskau weder die Mittel zu herrschen, noch seinem Heere das Leben zu fristen. Unsere Streitkräfte, welche sich täglich vermehren, umgeben Moskau und schneiden dem Feinde die Zufuhren ab. Bald wird er den Irrthum einsehen, den er begieng, als er sich einbildete, der Besitz von Moskau werde ihn zum Herrn des Reiches machen. Die Noth wird ihn endlich zwingen, mitten durch die Glieder unseres unverzagten Heeres zu fliehen, um dem Hungertode zu entgehen. Allerdings hat das Elend den höchsten Grad erreicht: man darf nur um sich blicken, um das Unglück des Kriegs in seiner schrecklichsten Gestalt zu sehen. Aber wir bieten allem Schrecken Trotz zur Erhaltung unserer Freiheit und zum Wohl der Menschheit überhaupt. Wir werden die Genugthuung empfinden, eine gute Handlung begangen zu haben, und unsterbliche Ehre wird der Lohn eines Volkes sein, welches durch seine Ausdauer nicht nur sich selbst, sondern auch den andern unglücklichen Völkern, die der Tyrann nach seinem Willen gezwungen hat, einen dauerhaften Frieden erringen wird.“

Gewisse Auskunft in Betreff der Urheberschaft des Brandes hat uns in neuester Zeit auch Varnhagen von Ense im IX. Band seiner Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften aus Rostoptschin's eigenem Munde in folgender Mittheilung gegeben: „Eines Abends (es war 1817 in Baden-Baden in einem vertrauten Kreise beim General Tettenborn) gab uns Rostoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und seiner Betheiligung dabei. — „Ich habe,“ sagte er, „die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzündeten sich die Pechfackeln leicht.“ Er legte seine Triebfedern und Empfindungen dar und gestand, daß er nichts gefühlt habe, als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke Moskau's gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem der Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel untereinander vertheilten, wiewohl dies Alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, so wie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Übereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von 500 Mill. Rubel und gegen 3000 Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt! — Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden; im Volk und Heere befestigte sich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rostoptschin selbst ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung.“ — Obgleich er nachher den Hauptantheil an dem Brande von Moskau in einer besondern Druckschrift läugnete, nahm er doch die Bewunderung gern hin, die ihm in der Folge gezollt wurde.

Sechs Tage lang dauerte der Brand, und vier Fünftheile der mächtigen Stadt lagen in Trümmern da, als plötzlich starke Regengüsse das Feuer löschten. Nun erst kehrte Napoleon nach dem Kreml zurück und kündigte der Welt in einem Bülletin an, daß Moskau nicht mehr existire, sein Heer aber dennoch auf lange hinaus an den vorgefundenen Kellervorräthen zu leben habe, während seine Vorhut schon auf der Straße von St. Petersburg stehe.

Nichtsdestoweniger war er um Rath äußerst verlegen; er sandte daher den General Lauriston in Kutusow's Hauptquartier in Kaluga und suchte mit dem Czar Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

In dieser Zwischenzeit war auf seinem linken Flügel Macdonald bei Riga angelangt und belagerte es; doch Riga, vom General Essen vertheidigt, hielt sich. Oudinot aber hatte nach einem Kampf mit Wittgenstein seine Vereinigung mit St. Cyr bewerkstelligt, und eine Stellung bei Poloczk genommen, wo sich beide gegen Wittgenstein's erneuerte Angriffe behaupteten. — Auf dem rechten Flügel schlug Schwarzenberg mit den Österreichern den General Tormasow bei Gerodesczna, blieb aber in Volhynien stehen, um die Erfolge des bis Moskau vorgedrungenen Centrums abzuwarten.

Napoleon, dem über seine verzweifelte Lage die Augen noch gehalten waren, erwartete in dem verbrannten Moskau von Woche zu Woche vergebens eine Antwort auf seine Friedensanträge, wiewohl er mit jedem Tag dem einbrechenden Winter näher und in die Gefahr kam, seine Verbindung mit Polen und Deutschland zu verlieren. Der schlaue Kutusow hatte ihm Hoffnung auf Annahme seiner Anträge gemacht, aber, um ihn länger hinzuhalten, den Gesandten nicht an den Kaiser abgehen lassen.

Endlich nach 34 vergeblich und zum Nachtheil seines Heeres verbrachten Tagen, erkannte Napoleon die Täuschung, und als Kutusow anfieng, die von Murat befehligte Vorhut zu überfallen, verließ Napoleon mit dem Befehl zur Sprengung des Kremls am 19. Oct. Moskau, um den Rückzug über Kaluga anzutreten. Allein da sein mit Beute beladenes Heer sich eben so langsam zurückbewegte, als es übereilt vorgedrungen war, so gewannen die den Weg nach Kaluga bewachenden Russen Zeit, ihn an den günstigsten Stellen anzugreifen und zunächst seine Vorhut bei Malo-Jaroslawetz in einen blutigen Kampf zu verwickeln. Um einem erneuerten Kampfe auszuweichen, verließ Napoleon seine bisherige Richtung und schlug den Weg über Wiazma ein, wo ein Theil seines Heeres unter Ney wieder einen Angriff auszuhalten hatte. Aber der Ruhm, Napoleon und die große Armee überwältigt zu haben, sollte nicht Menschen, sondern Gott allein gebühren und die in Alexander's Proclamation enthaltene Weissagung, daß er noch das Unglück in seiner schrecklichsten Gestalt sehen werde, in Erfüllung gehen.

Am 6. Nov. begann mit Schnee und Eis der gefürchtete russische Winter; zugleich trat Nahrungsmangel ein und die Pferde, denen das Futter gebrach, fielen zu Tausenden, indeß mit der steigenden Kälte bei jeder Biwacht eine Menge Menschen erstarrten oder, auf dem Wege zurückbleibend, eine Beute des Frostes und des Hungers wurden.

In Smolensk zwar schienen reiche Vorräthe der Noth ein Ende zu machen, aber das schon wieder um die Hälfte zusammengeschmolzene Heer ward schon nach etlichen Tagen zur Weitereile gezwungen, weil Kutusow bereits einen Vorsprung gewonnen hatte. Bald von dieser, bald von jener Seite angegriffen, von der Grimmkälte aufgehalten und

gemindert, und vom Hunger verzehrt, konnte die fliehende Armee nicht einmal Witepsk erreichen, das mit allen seinen Vorräthen in die Hände der Russen fiel. Er richtete daher mit den Seinen die Hoffnung auf Minsk und die dortigen Vorräthe; allein Tzitschakow kam ihm durch deren Wegnahme zuvor, und zu seinem Schrecken mußte nun Napoleon gewahren, daß Ney mit der Nachhut durch Kutusow von ihm abgeschnitten war. „Zwei hundert Millionen habe ich, rief der Kaiser vor Schmerz, daheim in den Tuilerien liegen, die gäb' ich für den Einen Mann!" Zum Glück aber hatte Ney sein Corps auf einem andern Wege gerettet und stieß wieder zu Napoleon, der ihn vor Freuden umarmte.

Indeß war die Zahl des noch in Reih und Glied mit Napoleon ziehenden Heeres auf 11,000 M. herabgesunken: alle Übrigen waren dem Frost und dem Hunger schon erlegen, oder vor Ermüdung zurückgeblieben, um zu verkommen.

Als Napoleon mit diesem Rest an der Beresina ankam, fand er zwar den Marschall Victor mit seinem Corps daselbst und erkannte mit Freuden, daß Kutusow noch weit zurück war; allein um weiterzukommen, galt es nicht nur die Beresina zu überschreiten, sondern auch zwischen den beiden nahen und an Zahl überlegenen Heeren Tzitschakow's und Wittgensteins hindurchzukommen. Nur dem mangelnden Zusammengreifen derselben hatte Napoleon, den sie außerdem vollends hätten vernichten können, es zu danken, daß er zwischen dem 24. und 26. Nov. Zeit fand, wenigstens zwei Brücken über den Fluß zu schlagen und Angesichts des Tzitschakow'schen Vortrabs den Übergang über die Beresina mit noch 30,000 Streitern und 250 Kanonen zu bewerkstelligen, worauf er den gleich darauf erfolgenden Angriff Tzitschakow's und Wittgenstein's mit bewundernswerther Tapferkeit abschlug, wiewohl dabei 13,000 Franzosen sammt vielem Gepäck in die Hände der Russen fielen. War doch nun der Weg nach Wilna geöffnet, wo Erholung zu hoffen war!

Daß Napoleon über die Beresina und nachher weiter über die russische Gränze entkam, wurde der allzu großen Vorsicht Kutusow's beim Verfolgen zur Last gelegt. Wohl kannte man im russischen Hauptquartier die arge Zerrüttung der „großen Armee" nicht, glaubte wenigstens nicht an sie; aber es hatte Kutusow schon vor dem Eintritt des frühen Winters manche gute Gelegenheit nicht benützt, und dennoch brachte sein vorsichtig zauderndes Verfolgen seinen Russen keinen Vortheil, denn nach der Schlacht an der Moskwa waren diese bis auf den dritten Theil ihrer Stärke zusammengeschmolzen. Daß er Napoleon entkommen ließ, brachte Rußland um eine große Stellung, durch welche dieses Reich ein für Europa furchtbares Übergewicht hätte bekommen können. Für Deutschland aber schlug jener Fehler gerade zum Glück aus: denn es sollte seine Befreiung mehr sich selbst zu danken haben.

Mühsam indeß wankte das abgemattete Heer durch die weiten öden Schneefelder fort, während die Kälte bis zum 26. Grade stieg und alle Schrecken des furchtbarsten Winters auf die Unglücklichen einstürmten.

Mehr und mehr lösten sich die noch übrigen Glieder des Heeresrumpfes ab, und nur die Garde und die aus 2500 tapfern Bayern bestehende Nachhut gaben auf dem mit todten Menschen und Pferden überdeckten Wege dem elend dahin sich schleppenden Zuge noch einigen Halt.

Da die beiden äußersten Flügel unter Macdonald und Schwarzenberg zu weit entfernt standen, so konnte Napoleon nicht hoffen, mit seinem schwachen Reste sich in Wilna gegen den überall herandrängenden Feind zu halten. Weil er demnach für seine Person der Armee hier nichts mehr, dagegen in Frankreich noch Vieles nützen zu können hoffte, so stellte er zu Smargoni am 5. Dec. die Armee unter den Oberbefehl Murat's, nahm von seinen Marschällen Abschied, und fuhr, von Duroc und zwei anderen Generalen begleitet, auf einem kleinen Schlitten so schnell als möglich nach Wilna, wo er incognito nur so lange weilte, bis er dem französischen Commandanten dieses Platzes die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte; dann eilte er durch Warschau über Dresden, wo er nur den König besuchte, nach Frankreich, um dem Eindruck der erlittenen Unfälle zuvorzukommen und von Paris aus ein neues Heer aufzubringen.

Wie erstaunte in Wilna der französische Gesandte de Pradt, als der große Welteroberer auf einem kleinen Schlitten an einem Wirthshause der Vorstadt anfuhr, da man bis dahin in ganz Polen und Deutschland von dem Unglück der französischen Armee noch nichts erfahren, sondern in allen bisherigen Bulletins nur von Siegen gelesen hatte! Machte doch Napoleon in Wilna über seinen Zug nach Rußland und Rückzug daraus selbst die Bemerkung, daß „vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei." Und als die polnischen Minister beim Wiedereinsteigen des sonst so Übermüthigen in den „demüthigen Schlitten" ihm das beste Befinden wünschten, antwortete er: „Ich habe mich nie besser befunden: wenn ich den Teufel hätte (quand j'aurois le diable), so würde ich mich nur um desto besser befinden!" — So wenig hatte das furchtbare Gottesgericht in dem russischen Feuer und Eis das Herz dieses Herrschers erschüttert. Ließ sich doch seine Selbstsucht im letzten Bulletin fast spottend über die Hunderttausende von Unglücklichen, die er in so namenloses Elend geführt, hinsichtlich seines Befindens also vernehmen: „Menschen, welche die Natur nicht genugsam gestählt hat, um über alle Wechsel des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune, und träumten von nichts, als von Katastrophen; diejenigen aber, welche sie (die Natur) Allem überlegen schuf, bewahrten ihren Frohsinn und ihr gewöhnliches Wesen und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten anderer Art, die sie zu überwältigen hatten. Seine Majestät hat sich nie wohler befunden." — ! — Daß freilich in seinem und seiner Bewunderer Sinn die Rettung seiner Person alle noch so großen Heere aufwog, schien sich gleichsam von selbst zu verstehen, und wirklich gebot er, obgleich Flüchtling und Feldherr ohne Heer, gleich in Wilna den Polen, ein neues Heer von 80,000 M. auszuheben, sowie den Österreichern 30,000 M. zu Schwarzenberg's Corps stoßen zu lassen, das sich bereits aus Volhynien nach Polen zurückgezogen hatte. Denn er rechnete noch immer auf „die verblendende Macht seines Namens" und auf seine Kunst, die Welt über das Augenfälligste zu täuschen. Und obgleich zwei Monate zuvor während seiner Abwesenheit in Rußland selbst in Paris der mißglückte Versuch eines Exgenerals, Namens Mallet, das neue Kaiserthum mittels Verbreitung einer falschen Nachricht vom Tode Napoleon's umzustürzen, ihm hätte zeigen können, wie wenig tiefe Wurzeln dasselbe geschlagen habe, so ahnete er doch nicht von ferne, wie rasch der stufenweise Sturz von seiner Höhe erfolgen werde.

Kaum hatte Murat den geringen Rest von 4000 kampffähigen Streitern mit 20,000 Ermatteten und Kranken nach Wilna gebracht, wo sie seit so Langem zum erstenmale wieder menschliche Nahrung und Verpflegung genoßen, als schon der Kanonendonner Wittgensteinischer Truppen wieder Angst und Schrecken unter Kranken und Gesunden verbreitete, und vollends der Anblick der ersten keck in die Stadt eindringenden Kosaken Jeden, den seine Beine noch trugen, zur Flucht trieb, so daß Murat die Stadt mit den 20,000 Kranken und mit 12 Millionen Kriegsgeldern den Russen überließ.

Als die Flüchtlinge, darunter nur 1600 Bewaffnete, am 13. Dec. die russische Gränze bei Kowno, nicht ohne nochmals mit den Kosaken sich schlagen zu müssen, erreicht hatten, eilte Murat nach Königsberg, um mit Macdonald noch einen letzten Damm gegen die Russen zu bilden. Doch diese überschritten die polnische und preußische Gränze nicht, sondern nahmen vorerst eine zuwartende Stellung.

Man hat berechnet, daß von den 610,000 M., 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, womit Napoleon nach Rußland zog, im Ganzen (die Trümmer des Centrums und die Macdonaldischen und Schwarzenbergischen Truppen mitgerechnet) nur 58,000 M., 18,000 Pferde und 120 Kanonen wieder zurückkamen, daß also auf dem verunglückten Zuge 552,000 M., 167,000 Pferde und 1252 Kanonen eingebüßt wurden. Von jener Menschenzahl verfiel eine halbe Million dem elendesten, zum großen Theil schauderhaftesten Tode, und darunter befanden sich Napoleon's älteste und beste Krieger, welche, um mit Murat zu reden, der „Wahnsinnige" nutzlos hingeopfert hatte.

3. Kapitel. Der deutsche Freiheitskrieg bis zum Schluß des Waffenstillstandes.

1. Eindruck der Niederlage Napoleon's in Deutschland. Murat in Königsberg. York's Abfall: der Vertrag in Tauroggen. Die Russen in Königsberg. Preußens Erwachen. Der König in Breslau: Befehl zu Rüstungen. Stein in Königsberg. Errichtung der Landwehr. Opferfreudigkeit der Provinz Preußen.

Die Freude über Napoleon's große Demüthigung war allenthalben in Deutschland bei den Vaterlandsfreunden groß und nirgends größer, als in Preußen, weil man sie da für den Beginn seines künftigen gänzlichen Falles ansah, wenn man auch in Preußen jene Freude und diese Hoffnung vorerst noch ganz für sich behalten mußte. Viele an den langen Druck der französischen Obergewalt gewöhnt, konnten an die außerordentliche Kunde selbst dann kaum glauben, als das letzte französische Bülletin vom 3. Dec. die Katastrophe eingestand.

In Königsberg z. B. glaubte man es erst vollständig, als Murat, der König von Neapel, am 19. Dec. mit einem einzigen, jämmerlich aussehenden Gardebataillon einrückte. „Das war der Überrest der so stolzen, beinahe 50,000 M. starken Garde! Die übrigen Corps hatten keine wehrhaften Streiter mehr. Was ankam, waren Jammergestalten, welche in Pelze,

Thierhäute, Weiberröcke und in alle mögliche Anzüge gekleidet, den Tod und verheerende Seuchen mitschleppten. Die Marschälle und Generale erschienen ohne Truppen, auf Schlitten und Wagen, tief verhüllt vor der Kälte, nur von einigen Offizieren begleitet. (Beitzke Gesch. der deutsch. Freiheitskriege I.) Im Ganzen kamen auf der Flucht nach einander durch Königsberg (amtlichen Berichten zufolge) 255 Generale, 699 Obersten, 4412 Capitäne und Lieutenants, 26,590 Unteroffiziere und Gemeine, unter denen kaum 10,000 die Waffen tragen konnten. Schon in Königsberg fehlte es nicht an Reibungen zwischen Preußen und Franzosen. Als Murat von seinem Fenster aus gewahrte, daß ein preußischer Recrut, dessen Kamerad von einem französischen Gensdarmen mißhandelt worden war, letzteren auf der Stelle todtschlug, entnahm er daraus die Stimmung der Preußen und machte sich schnell aus Königsberg fort nach Posen, wo er sein Obercommando an Eugen abtrat und nach Italien eilte, um sich sein Königthum in Neapel zu erhalten.

Viele hitzige, das Recht nur mit dem Maaßstab des natürlichen Menschen bemessende Gemüther wünschten und riethen zwar, augenblicklich die Fesseln der Schmach abzuwerfen. Andere aber, und mit ihnen vorweg Preußens König, hielten sich theils im Gewissen noch gebunden, so lange auszuhalten, bis Napoleon's weitere Haltung die Gewissen vollends entbinden werde, theils erkannten sie die Schwierigkeiten genauer, welche besonders darin lagen, daß in ganz Preußen alle, die den Franzosen abhold waren, insbesondere aber der König in Berlin persönlich, aufs Genaueste überwacht waren. Hatte Preußen doch gleich bei Eingehung jenes Bündnisses gegen Rußland, gleichsam zum Pfand seiner Treue, fast alle seine Festungen französischen Besatzungen überlassen müssen, so daß ohne die größte Gefahr — selbst für des Königs persönliche Freiheit — ein glückender Aufstand unmöglich erschien.

Da sollte ein unerwartetes Ereigniß den entscheidenden Wink zu einem Ausweg geben. Als der noch vor Riga liegende Marschall Macdonald den Befehl erhielt, sich mit Murat in Königsberg zu vereinigen, hatte der die 17,000 Preußen in Macdonalds Corps commandirende General von York, der schon zwei Tage zuvor von dem Unglück der großen Armee erfahren, aber gegen Macdonald davon geschwiegen hatte, auf dem Rückzuge von Riga mit seinen Preußen die Nachhut zu decken. Kälte, Schnee und Thauwetter aber nöthigten ihn, langsam zu ziehen, so daß er schon zwei Tagmärsche hinter dem Marschall zurück war, als der junge russische General Diebitsch, der zu dem Wittgensteinischen, den Franzosen nachrückenden Heere gehörte, sich durch seinen Adjutanten Clausewitz an den General York machte und ihn aufforderte, die französische Sache zu verlassen. Anfangs war York noch zurückhaltend, bis Wittgenstein mit dem russischen Hauptheere so nahe kam, daß es das Ansehen haben konnte, als sei York mit seinem Corps vom macdonaldischen Heere abgeschnitten, — da gab York mit dem Wort: „Ihr habt mich!" seine Bereitwilligkeit zu einem Waffenstillstand zu erkennen, den er mit Diebitsch in einer Mühle zu Tauroggen am 12. Dec. dahin abschloß, daß das preußische Corps eine

neutrale Stellung einnahm. Das war der berühmte Abfall York's, der zu Preußens Erlösung den Anstoß gab.

Hans David Ludwig von York (der Familientradition nach aus England stammend, wo sich zu Cromwell's Zeiten die deutsche Familie York abgezweigt haben soll) geb. d. 26. Sept. 1759, Sohn eines Capitäns, trat im 12. Jahr als Junker in ein Königsberger Regiment und erhielt nach körperlicher kräftiger Vorbildung im 17. Jahre das Lieutenantspatent. Frühe traten in seinem Character starke Phantasie, mächtige Leidenschaftlichkeit und ungewöhnliche Kühnheit hervor. — Im Jahr 1780 wurde er wegen einer unvorsichtigen Äußerung cassirt und auf eine Festung gebracht, wo er durch wissenschaftliche Studien die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen suchte. Nach überstandener Strafe trat er in holländische Dienste und erhielt wegen seiner Tapferkeit, die er in einem Seegefecht mit den Engländern bewies, eine Gardecompagnie, verkaufte sie aber, um seine Schulden zu zahlen, und trat als Capitän in ein englisches Werberegiment, in welchem er auf dem Cap und dann bei der Flotte des Seehelden Suffren auf Ceylon diente. Nach Holland 1785 zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied und kam nach Preußen zurück, wo er aber erst nach Friedrich's II Tode seine Wiederanstellung als Capitän fand. Von da an stieg er seiner ungemeinen militärischen Tüchtigkeit wegen von Stufe zu Stufe, bis er 1801 Regimentschef wurde. Im Jahr 1807 fiel er bei Lübeck schwer verwundet in französische Gefangenschaft, wurde aber mit Blücher ausgewechselt. Seiner Verdienste wegen wurde er 1811 zum Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen ernannt, und als 1812 der russische Feldzug eröffnet war, erhielt er, den General Grawert ablösend, den Oberbefehl über die preußischen Truppen, die unter dem französischen Marschall Macdonald standen. — „York war von unerschütterlicher Strenge in Allem, was den Dienst und die Zucht betraf." Vielen seiner Offiziere war „seine Nähe niederdrückend, sein Eisenherz abschreckend", aber „nach einem tapfern Gefecht fühlte man den Blick seines Beifalls." Von der eisernen Festigkeit des „alten Isegrimm", „von seiner kalten Ruhe und seinem preußischen Stolz" gieng jene moralische Kraft aus, die sein Corps vor andern auszeichnete, und ihn zu dieser Rolle befähigte. (S. das Leben York's von Droysen I. Bd.)

York's Abfall hatte das Einrücken der Russen in Preußen und dieses den Rückzug der Franzosen bis zur Warthe und Oder zur Folge. Denn nun hatten letztere keinen sichern Halt in Preußen mehr als Danzig, wohin sich bald an 36,000 Franzosen zogen, die alle dort, als Vertheidiger dieses festen Platzes, dem offenen und eigentlichen Kriegsschauplatz entzogen waren, während die Russen unter Wittgenstein am 6. Jan. in Königsberg einrückten.

Der König von Preußen, der in Berlin von Augereau und dessen Corps zu sehr umstellt war, um an einen Aufstandsversuch denken zu können, wurde durch York's Abfall in die peinlichste Lage versetzt. Er gab daher sogleich einerseits den Befehl, den York seines Amtes zu entsetzen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; anderseits ließ der König zugleich auf Hardenberg's Rath durch den Grafen Hatzfeld dem Kaiser Napoleon das Anerbieten einer Contingentsverstärkung bis auf 30000 M. machen, heischte aber als Preis für fortgesetztes Halten am Bündniß eine Länderentschädigung.

Inzwischen war des Königs Befehl zur Absetzung York's nicht zur Ausführung gekommen, da der königliche Flügeladjutant, der ihn überbringen sollte, von Wittgenstein angehalten und, weil derselbe zugleich

einen Antrag des Königs zu einem Schutz- und Trutzbündniß zu überbringen hatte, mit einer Bedeckung zum Kaiser Alexander geschickt wurde. Da nun dieser sich dem Bündnisse geneigt zeigte, von Napoleon's Seite aber keine Antwort an den König erfolgte, vielmehr eine französische Division vertragswidrig in Potsdam, wo der König residirte, einrücken sollte: so begab sich der König von da am 22. Jan. 1813 mit dem Hof und der Garde nach Breslau, um die Freiheit seiner bedrohten Person zu wahren. Von hier aus nun befahl er eine umfassende Rüstung in allen Provinzen.

Um die gleiche Zeit ließ auch Kaiser Franz, der ebenfalls dem Kaiser Napoleon gegen eine künftige Gebietsvergrößerung seine fernere Hülfe versprochen hatte, verstärkte Rüstungen vornehmen und rief den Schwarzenberg zurück. Dieser überließ daher den Russen Warschau und zog sich nach Galicien zurück, während Poniatowski mit den Polen sich nach Krakau rettete, wo ihn Kaiser Alexander, der, um die Bewegungen der Seinen zu leiten, sein Hauptquartier nach Wilna verlegt hatte, unangefochten ließ, da er die Polen für sich zu gewinnen bestrebt war.

Unterdessen war der Freiherr von Stein als Bevollmächtigter Alexander's (am 21. Jan.) nach Königsberg mit dem Auftrag gekommen, alle Militär- und Geldkräfte der Provinz Preußen zur Förderung der Unternehmung gegen Frankreich, insbesondere zur Bewaffnung des Heeres und Volkes zu verwenden. Da aber Stein, der nun vier Jahre aus Preußen abwesend gewesen war, in der irrthümlichen Meinung, der öffentliche Geist des preußischen Volks schlummere noch, auf das russische Heer gestützt, mit Dictatorsgewalt zu schalten begann, fand er in allen Kreisen des preußischen und litthauischen Gebiets entschiedenen Widerstand, weil namentlich Auerswald, Schön, York und andere hohe Beamte in Stein's Zumuthungen zu eigenmächtigem Vorgehen einen Abfall von der rechtmäßigen Gewalt sahen und mit Recht erkannten, daß „Alles, was in Preußen geschehen solle," nicht auf russisches Commando, sondern durch Preußen und mit des Königs Willen geschehen müsse. Stein, gereizt, daß man die beste Zeit zum Losschlagen versäume, trat nun um so rücksichtsloser auf und wollte nicht zugeben, daß der Mangel königlicher Genehmigung (die damals einzuholen nicht möglich war) wenigstens durch die Stimme eines zu berufenden Landtags ersetzt werden müsse. Allein die Festigkeit York's, dessen Stellung durch Stein's Hitze auf's äußerste bedroht war, und die vernünftigen Vorstellungen Schön's bewirkten doch, daß, als der Landtag sich versammelt hatte, Stein in seinem natürlichen Edelmuth erkannte, daß er der guten Gesinnung des Landes nun das Weitere überlassen könne und wieder von Königsberg abreis'te. — Der Landtag nahm hierauf einen von Clausewitz, Dohna, Schön rc. berathenen und von York gebilligten Antrag zur Errichtung einer Landwehr an, und in allgemeiner Begeisterung wurde eine von York bestätigte Generalcommission unter Dohna's Vorsitz gewählt, welche durch Specialcommissionen in allen Kreisen sich die schnelle Beförderung der beschlossenen außerordentlichen Maßregeln angelegen sein ließ. Ein Abgeordneter der Landstände, Graf Ludwig Dohna, wurde sodann an den König abgeschickt, um bei ihm die königliche Beistimmung zu den getroffenen Maßregeln zu erwirken. Der Empfang, den der Abgeordnete beim Könige fand, war zwar anfangs nicht freundlich, weil man letzterem vorher die Vorgänge in Ostpreußen in ein zweideutiges Licht gestellt hatte; doch erfolgte späterhin die königliche Bestätigung. — Die russischen Generale, welche vorher die Provinz Preußen bis zur Weichsel schon für Rußland behalten wollten,

und willkürlich vorgriffen, sahen sich daher in ihren Hoffnungen getäuscht, und auch Kaiser Alexander, durch den aus Königsberg zurückgekehrten Stein belehrt, erkannte, daß er nur im Bunde mit Preußen die Kraft des französischen Eroberers brechen könne: er verwies jenen seinen Generalen ihr vorgreifendes Benehmen und gab sogar den Befehl, 15,000 erbeutete französische Gewehre an die zu errichtende preußische Landwehr abzuliefern. In kurzer Frist war diese Provinz durch die Opferwilligkeit aller ihrer Bewohner die zuerst mit ihrer Ausrüstung fertige und kampfbereite.

2. Alexander in Kalisch. Bündniß Preußens mit Rußland. Die beiden Monarchen in Breslau. Der Aufruf: „An mein Volk." Begeisterung in allen Ständen. Allgemeine Landesbewaffnung. Die Lützow'sche Freischaar. Die Kriegserklärung an Frankreich. Allgemeine Opferwilligkeit.

Um sich nun vor Allem der Verbindung mit Preußen zu versichern, begab sich Alexander zu Kutusow's Heer nach Kalisch, das näher an Schlesien liegt, wo bereits ebenfalls Alles auf des Königs Rüstungsaufgebot mit unbeschreiblicher Freude und Opferbereitwilligkeit zu den Fahnen eilte, um sie im Kampfe mit dem verhaßten Zwingherrn wieder zu den verlornen Ehren zu bringen. Denn es hatte der König gleich nach seinem Eintreffen in Breslau das Heerwesen wieder dem General Scharnhorst übergeben, der mit unübertrefflicher Umsicht und Kraft jene Rüstungen leitete.

Dennoch war der König noch nicht entschlossen, das russische Bündniß anzunehmen, da man von Tilsit her noch an der Probehaltigkeit der russischen Freundschaft zweifelte, und Rußland so eben noch merkliche Lust nach Danzig und Thorn verspürt hatte, und vom Herzogthum Warschau etwas herauszugeben keinen Willen bezeugte. Diesen, die kostbarste Zeit raubenden Erwägungen machte die geheime Ankunft Stein's, den Alexander von Kalisch aus an den König sandte, ein Ende, indem dessen bündige Vorstellungen gegen ein ferneres Halten mit Frankreich und eine rasche Verbindung mit Rußland die Wahl der letztern entschieden, zumal zu gleicher Zeit die Nachricht von der entschiedenen Kraftäußerung der Provinz Preußen noch ein Gewicht hinzulegte. Hatte man doch schon die günstige Zeit zum Abschluß des russischen Bündnisses versäumt, in so fern das russische Cabinet bereits wußte, daß Preußen eigentlich keine andere Wahl mehr hatte. Dieß hatte die Folge, daß bei dem am 27. Febr. abgeschlossenen Bündniß von Kalisch Rußland in Bezug auf Danzig, Thorn und Warschau sich jeder bindenden Zusage enthielt. Das Bündniß selbst wurde erst am 23. März veröffentlicht, um Frankreich, das noch Truppen in Preußen hatte, nicht zu früh herauszufordern, und die Rüstungen ungestörter vollenden zu können. Napoleon sah zwar darin eine Untreue; allein sein fortwährendes Schweigen auf Preußens vorhergegangene Anerbietung war eine der Hauptursachen, den König auf Rußlands Seite zu treiben.

Die auf das Kalischer Bündniß erfolgende Zusammenkunft des Königs mit Alexander zu Spahlitz (bei Öls) am 15. März, der gemeinsame Einzug der nun engverbundenen beiden Monarchen in Breslau unter ungeheurem Volksjubel; darauf die am 17. März erfolgten Aufrufe des Königs „An mein Volk" und „An mein Heer," und die Verordnung über die Stiftung des eisernen Kreuzes, befreite alle Gemüther aus der langen Spannung, benahm ihnen alle Zweifel über den Zweck der großartigen Rüstungen und erfüllte jedes Herz mit dem Muth des höchsten Wagnisses in einem Kampf um die höchsten Güter des Lebens.

„Wir erlagen (sagt der Aufruf an mein Volk) unter der Übermacht Frankreichs, und der Frieden schlug uns tiefere Wunden, als der Krieg. Die Hauptfestungen blieben dem Feinde; das Mark des Landes war ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Handel vernichtet, das Land ein Raub der Verarmung. Durch die treueste Erfüllung aller Verbindlichkeiten gegen den französischen Kaiser hoffte ich mein Land zu erleichtern, aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermuth und Treulosigkeit vereitelt. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, aber ihr werdet sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Herrscher. Es ist der letzte entscheidende Kampf. Wir haben keinen andern Ausweg, als Sieg oder Untergang. Gott und unser fester Wille wird der gerechten Sache den Sieg verleihen!" — In dem Aufruf „An mein Heer" heißt es unter Anderm, der König werde mit den Prinzen seines Hauses und mit dem ganzen Volke im Kampf zum Heere stehen und ihm zur Seite ein anderes tapferes Volk als Hülfe für Preußen und Deutschland.

Bei jenen Rüstungen zeigten sich die Vortheile der neuen preußischen Heeresbildung, indem bei der Einberufung der Militärpflichtigen der dreifache Betrag der frühern von Napoleon zugelassenen Zahl sich stellte. Land und Volk, von Anfang an nicht anders denkend, als daß es der Befreiung von dem Unterdrücker gelte, fühlte sich zu den außerordentlichsten Anstrengungen mit einer Begeisterung getrieben, die einzig in der Geschichte dasteht und sich durch ihr alle Stände, Alter und Geschlechter durchdringendes, an- und ausdauerndes Feuer von dem wilden, flüchtigen Rausche einer falschen oder gekünstelten Erregung wesentlich unterschied.

Schon die frühere Aufforderung des Königs zu freiwilliger Bewaffnung führte sogleich zur Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferd, die in Abtheilungen den Infanteriebataillonen und Reiterregimentern zugeordnet und zu einer Pflanzschule für Offiziere bestimmt wurden. Von allen Seiten ergriffen edle Jünglinge freiwillig die Waffen, und zwar in um so größerer Zahl, je deutlicher allmählich die Wendung gegen Frankreich hervortrat.

Das Wort „freiwillig" fiel wie ein zündender Funke in alle Gemüther, welche der Liebe zum Vaterland fähig waren, und weckte schnell das lang unterdrückte Nationalgefühl auf: es galt ja der Rettung der deutschen Nationalität, der freien Entwicklung auf den Gebieten des Rechts, des Glaubens, der Wissenschaft; es galt dem Siege des germanischen Volksthums über das wälsche Fremdwesen! Wenn in Kämpfen auf Tod und Leben (wie mit Recht bemerkt wird) den Spanier der Ruf an die h. Jungfrau, den Russen seine Hingebung an den recht-

gläubigen Czar, den Engländer der Stolz auf seinen meerbeherrschenden Dreizack, den Franzosen die gloire zu Thaten spornt, so ist für den Deutschen der germanische Zug und Drang nach freier Selbstbestimmung das beste Reizmittel zum Kampf für die höchsten Güter des Lebens. Daß sich König Friedrich Wilhelm III an diesen selbstbewußten freien Willen seines Volkes wandte, ist ein Hauptblatt im Kranze seines Ruhms. Der König hatte anfangs zwar (wie Pertz in dem Leben York's III. bemerkt) „keinen Glauben an die Wirksamkeit des Aufrufs, und hatte erst auf wiederholtes Andringen Scharnhorst's nachgegeben. Wenige Tage nach dem Erlaß stand der König im Breslauer Schlosse am Fenster, als die Annäherung eines großen Wagenzugs gemeldet wurde: es waren gegen 80 Wagen mit Freiwilligen von Berlin. Auf Scharnhorst's Frage, ob Majestät sich nun überzeuge, antworteten die rollenden Thränen aus des Königs Augen. Die Rinde des Mißtrauens, welche die bittern Unglücksjahre um sein Herz gezogen hatte, war geschmolzen. — Neuntausend junge Männer zu Berlin ließen sich in drei Tagen in die Listen der Freiwilligen eintragen.

Das Feuer einer allgemeinen Erhebung glimmte da und dort unter der Asche; die höchste Vorsicht der Behörde vermochte kaum den Ausbruch hinzuhalten. In Berlin gieng man sogar damit um, „die französische Besatzung zu überfallen und zu vernichten", so daß es eine höchste Verordnung für räthlich fand, den Andrang durch einige nachträgliche Bestimmungen noch zu mäßigen. Allein die allgemeine Erhebung setzte sich über alle ängstlichen Rücksichten hinweg, und aus allen Gauen und Städten, besonders von den Universitäten her, drängte sich die waffenfähige Jugend zum freiwilligen Eintritt in die preußischen Jägercorps. Denn in Berlin sprach Schleiermacher unerschrocken von der Kanzel herab „Flammenworte" gegen die fremde Zwingherrschaft, und der Philosoph Fichte begeisterte in seinem „Reden an die deutsche Nation" die academische Jugend.

Die Begeisterung für Errichtung der freiwilligen Jägerschaaren erleichterte auch die Einführung einer allgemeinen Conscription, welche die Erhaltung der Nationalkraft ungemein förderte. Da es aber galt, das waffenfähige Volk in Masse aufzubieten, so erfolgte die Errichtung einer allgemeinen Landwehr, so wie auch die Bildung des Landsturms, und das Kreuz auf der Mütze des Landwehrmanns mit der vom Könige selbst glücklich gewählten Devise: „Mit Gott für König und Vaterland!" ward von da an die allgemeine Losung aller preußischen Vaterlandsfreunde. Durch diese Landwehr erschien das stehende Heer um 140,000 M. verstärkt.

Diese Landesbewaffnung zu organisiren, wurde das Land in vier Militärgouvernements getheilt, mit einem Militär- und einem Civilvorstand an der Spitze, in ähnlicher Weise, wie die Provinz Preußen ihre Generalcommission hatte. Die Bildung dieser Landwehr, wobei sich die Vaterlandsliebe in ihrem schönsten Lichte zeigte, bedurfte aber, alles Eifers ungeachtet, Zeit zur Vollendung, daher diese Wehrkraft erst später auf dem Felde der Thaten auftreten konnte.

Außer diesen regelmäßigen Wehrkörpern traten noch einige besondere Freischaaren auf, die aber zu den obgenannten freiwilligen Jägern gerechnet wurden; doch unterschieden jene sich von diesen dadurch, daß sie vorzugsweise Wehrmänner aus den verlorenen preußischen Gebietstheilen

in ihre Reihen aufnahmen, welche die Sehnsucht nach dem alten, geliebten Vaterland und der Haß gegen das französische Joch dazu trieb. Unter den so entstandenen drei Freicorps war das vom Major von Lützow errichtete das angesehenste: denn da die schwarze Kleidung, als „Farbe der Trauer über erlittene Drangsal und Knechtschaft," dazu der weiße Todtenkopf an der Mütze — dieses Corps zu einer Schaar todverachtender Rache machte, so drängte sich besonders die Blüthe der edelsten, namentlich der studirenden Jugend, auf deren Phantasie jene Symbole den tiefsten Eindruck machten, zur Aufnahme in die Lützow'sche Freischaar.

Besonders rührig war die Turnjugend, in welcher schon seit mehreren Jahren von dem Turnmeister Jahn der patriotische Sinn geweckt worden war. Es war im Mai 1810, als Jahn mit seinen Turnern durch das Brandenburger Thor hinausgieng und einen der Knaben fragte: Weißt du auch, was sonst da oben (auf dem genannten Thore) stand? Die Victoria! antwortete der Knabe, aber die Franzosen haben sie sich heruntergeholt! — „Nun und was denkst du dabei!" — Was soll ich mir dabei denken? nichts! — Patsch! gab ihm Jahn eine Ohrfeige: „daß wir sie uns aus Paris wieder holen müssen, das sollst du dir dabei denken!" Diese Ohrfeige trug reiche Frucht: sie durchzuckte „wie ein electrischer Schlag" die ganze preußische Turnjugend, und der nunmehrige Eintritt Jahn's mit vielen seiner Turnjünger in das Lützow'sche Corps — vollends der Eintritt Theodor Körner's, des bereits beliebten, patriotischen Dichters, in welchem „das Herz der Zeit am reinsten schlug," führte die edelsten Jünglinge den Reihen dieses Corps zu. „Deutschland steht auf (schrieb der begeisterte Jüngling an seinen Vater)! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit." Seine Freiheitslieder und Kriegsgesänge begeisterten Tausende zur höchsten Aufopferung und bereiteten die Triumphe der deutschen Waffen mit vor, wenn er sie auch nicht selbst ganz erleben sollte. Dasselbe gilt von dem edlen Freiheitssänger und Freiheitskämpfer Max von Schenkendorf. Auch der romantische Dichter Freiherr de la Motte Fouqué, der zu den reitenden Jägern trat und einer der Ersten war, der seinem Könige eine Schaar von 70 Freiwilligen nach Breslau zuführte, belebte sie und noch Viele durch sein frisches Lied „Frisch auf zum fröhlichen Jagen".

Als vollends die königliche Kriegserklärung an Frankreich erfolgte, da konnte es erst recht heißen: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los —!" Da eilte, was sonst noch zurück war, zu den Waffen, und in den Reihen der Freiwilligen aller Gattungen fanden sich Prinzen neben den Bürgersöhnen ein, Professoren neben den Studirenden: alle Lehrstühle und Lehrsäle entleerten sich, die Regierungscollegien und Gerichtshöfe wurden kleiner; der Handwerker verließ seine Werkstatt, der Kaufmann sein Comptoir, der Landmann seinen Pflug, der Familienvater Weib und Kind: alle eilten nach den Sammelorten; Niemand wollte zurückbleiben. Mütter entließen mit Selbstverleugnung ihre Söhne, Verlobte ihre Gesponsen; selbst der Furchtsame wurde vom Muth fortgerissen, und Viele, denen es noch an der nöthigen Körperkraft gebrach, boten sich an, und trauerten, wenn sie zurückgewiesen werden mußten; selbst im weiblichen Geschlecht erwachte männliche Kampfbegier, und manche Jungfrau kämpfte im Männerkleide in diesem Freiheitskriege mit.

„Das ganze Land wurde zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene

Gefühl, das Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte." (Beitzke.) — Als die hochherzigsten unter den freiwilligen Jägern müssen, nächst Körner, noch genannt werden: C. Fr. Friesen, „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden", wie ihn Jahn —, „ein Bild ritterlicher Kraft und jungfräulicher Unschuld," wie ihn E. M. Arndt nannte; ihm ähnlich Friedr. Eckardt, dann Christian Graf zu Stolberg, die Grafen Gröben, Canitz, Dohna, welche alle früher oder später den Heldentod für's Vaterland starben. Von kriegerischen Jungfrauen sind die Namen Eleonore Prochaska, Charlotte Krüger, Dorothea Sawosch die bekanntesten. Von Eleonore Prochaska, der achtzehnjährigen Tochter eines invaliden Unteroffiziers in Potsdam, welche heimlich das Älternhaus verließ und in Männerkleidung unter dem Namen August Renz in das Lützow'sche Freicorps eintrat, sind zwei Briefe an ihren 15jährigen Bruder vorhanden: im ersten Brief aus ihrem ersten Biwack (1813) schreibt sie: „Ich bin seit vier Wochen Soldat. Erstaune nicht, schelte aber auch nicht: Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Kriegs meine Brust beherrschte. — — Ich war in meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tyrol, wie da die Weiber und Mädchen handelten. Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Thlr., Hirschfänger und Czako zusammen um 3½ Thlr. Nun gieng ich unter die schwarzen Jäger. Meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. — Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert. Wir exerciren, tirailliren und schießen recht fleißig: ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe. Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder." — In ihrem letzten Brief schreibt sie: „Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen. Es ist also vielleicht das letztemal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in 5 Tagen wohl an 30 Meilen zurückgelegt. — Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben. Im Biwack habe ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich: da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Compagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgends als Soldaten haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn das nur auf dem rechten Flecke sitzt. Mit dem halte ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auch auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern. — — Durch den Gedanken gestärkt, daß Ihr mir nicht böse seid, gehe ich voll Muth und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwänglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl; dann, theurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl!" — — Es war wirklich ihr letztes Lebewohl, erwähnt Friedr. Förster in seiner Gesch. der Befreiungskriege I.: als in dem Gefecht an der Görde am 16. Sept. 1813 die Lützow'schen Jäger eine französische Batterie erstürmten, wurde dem Renz (Prochaska) der rechte Schenkel von einer Kanonenkugel zerschmettert. Im Niedersinken klammerte er sich krampfhaft an meinen Mantel an, riß seine Litefka auf und rief: „Lieutenant, ich bin ein Mädchen!" Sie war zum Tode verwundet und starb den schönen Tod für's Vaterland. So war damals, nach Niebuhr's Ausdruck, „die Hingabe an das Ganze gränzenlos".

Nicht minder thätig und bereit waren die, welche daheim bleiben mußten, im Geben und Sammeln patriotischer Beiträge sowohl für Solche, welchen die Mittel zur Ausrüstung für den Eintritt in die Freiwilligencorps fehlten, als auch im Allgemeinen für die verschiedenen Bedürfnisse des Kriegs: Geld und Silberzeug, Schmuck und Kleinodien, Pferde und Vieh, Waffen und Bekleidung, Naturalienvorräthe und Hülfsmittel aller

Art für die verschiedensten Bedürfnisse, Verzichtleistungen auf theilweise oder ganze Besoldung, große Kapitalien und kleine Ersparnisse, — wer zählt alle Gaben und Spenden, die von allen Seiten aus dem opferfreudigsten Drange zum Geben und Helfen floßen? Von diesem Drange waren besonders auch die **Frauen** und **Frauenvereine** zur Rettung des Vaterlands ergriffen, wie denn diese auch nachher durch Pflege der Kranken und Verwundeten in den Häusern und Lazarethen sich den Kranz hoher Ehren erwarben. Im freudigsten Vertrauen auf die gerechte Sache gab ein Jeder in Preußen sich und seine Habe für das große Ziel der Landesbefreiung hin; und wenn auch in der Folge erst der Verein mehrerer Mächte zum Siege führte, so wäre doch **ohne Preußens begeisterten und begeisternden Aufschwung** das große Ziel **schwerlich erreicht worden.**

Aus den unzähligen **Beispielen** von **Opfern und Gaben**, welche die Begeisterung von Alt und Jung, Hoch und Nieder, Arm und Reich auf dem Altar der Vaterlandsliebe niederlegte, seien zur Bezeichnung der Allgemeinheit und Größe der patriotischen Gesinnung jener Tage nur folgende herausgehoben: Kleine und große Geldgaben (namentlich zur Ausrüstung der Freiwilligen) floßen von allen Seiten herbei; eben so wurden viele Pferde unentgeldlich geliefert. Ein Bauer, der schon ein Pferd zur Remontirung fremder Truppen hatte hergeben müssen, stellte deßungeachtet noch zwei andere unentgeldlich. — Unter den vielen Trauringen, die dargebracht wurden, lieferte ein Ehepaar ihre beiden Ringe mit den Worten ein: „Wir haben durch das Kriegsunglück alles verloren; nichts blieb uns übrig, als unsere Trauringe: hier sind sie." — Unter den eingesandten werthvollen Dosen waren drei im Werthe von 5300 Thalern. — Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eintrat, sandte ihren Brautschmuck mit den Worten ein: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Werth haben als den, es dem Vaterland zum Opfer zu bringen." — Eine junge Wittwe sandte eine goldne Kette und wollte ungenannt bleiben, weil sie diese Kleinigkeit „nur zu ihrer Freude, nicht zur Schau für Andre darbringe." — Ebenso wurden unzählige Kostbarkeiten ohne Namensanzeige der Geber abgegeben. — Ein Geschwisterpaar equipirte einen Freiwilligen und sicherte ihm, wenn er verkrüppelt zurückkäme, eine jährliche Pension zu. — Eine arme Frau schickte 10 Thlr., ie sie sich zu einem Überrock erspart hatte, mit den Worten: die Jäger brauchen es nothwendiger, als ich. — Eine Jungfrau sandte ein Paar goldne Ohrringe mit der Zuschrift: „In dem Augenblicke, wo es gilt, für König und Vaterland zu handeln, ist es schmerzhaft, keine Reichthümer zu besitzen: so lege ich die geringe Gabe, die ich zu bieten vermag, auf des Vaterlands heiligen Altar, begleitet von dem Wunsche, daß jede Tochter des preußischen Staats eilen möge, sich ihres entbehrlichen Schmuckes zu entledigen." (Nach einer ungefähren Berechnung sind damals in Preußen gegen 160,000 goldne Ringe, Ketten und Ohrgehänge geopfert worden.) — Ein zehnjähriger Knabe lieferte ein paar silberne Medaillen mit dem Beisatz ein: „Alle Sparbüchsen müssen jetzt geleert werden!" — Ein Mädchen schrieb: „Mit dem Spruche: Gebt dem Herrn, was euch am liebsten ist, gebe auch ich, was mir das Liebste war: eine kleine goldne Uhr." — Ein paar wollene Socken enthielten die angeheftete Aufschrift: „das letzte bischen Armuth einer alten Soldatenwittwe." — Ein blinder Harfenspieler bot die Hälfte seines kümmerlichen Verdienstes zur Unterstützung eines erblindet zurückkehrenden Kriegers dar. — Das rührendste Geschenk aber kam von einer achtzehnjährigen Jungfrau in Breslau, welche ein ausgezeichnet schönes und volles blondes Haar hatte, das schon oft in den Gesellschaften der Gegenstand der Bewunderung und des Neides war. Sie gieng zu einem Haarkünstler und fragte ihn, was ihr Haar wohl werth sei. Er taxirte es auf 10 Thlr. und um diesen Preiß wollte sie es sich abschneiden lassen. Der Friseur beschwört sie, sich dieses schönen

Schmuckes nicht zu berauben und weigert sich, die Scheere anzusetzen. Ohne sich dadurch in ihrem Entschlusse wankend machen zu lassen, geht sie nach Hause, schneidet sich die ganze Haarfülle ab und sendet sie mit der Zuschrift ein: „Der Friseur hat für dieses Haar 10 Thlr. geboten: es macht mich glücklich, dem Vaterlande dieß kleine Opfer bringen zu können.“ Von diesem Haare nun ließ das Comité Ringe und Armbänder machen, welche als Andenken an eine so schöne Handlung der Vaterlandsliebe so theuer verkauft wurden, daß sie 250 Thlr. eintrugen.

Den ersten Anstoß zu den oberwähnten Frauenvereinen für Sammlung von Gaben und Opfern gab ein Aufruf der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im preußischen Staate v. 23. März 1813, davon der Eingang so lautet: „Das Vaterland ist in Gefahr! so sprach der König zu seinen treuen, ihn liebenden Unterthanen, und Alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien; Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutterthräne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines Jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen; auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen: der Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes. Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmüthigen Frauen und Töchter jedes Standes mit uns dazu beitragen, daß Hülfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe, in welche der Friede seine Segnungen ausströmen könne.“

Den Enthusiasmus, der sich in der allgemeinen Erhebung Norddeutschlands bekundete, schilderte der damalige spanische Gesandte in Berlin, Don Pizarro, an seinen Hof mit folgenden Worten: „In keiner Provinz dieses großen Landes ist das edle Gefühl nationaler Unabhängigkeit mit größerer Heftigkeit hervorgebrochen und zeigt mehr Übereinstimmung mit unserm glorreichen Spanien, als in den preußischen Staaten. Es ist unmöglich, nicht electrisirt zu werden, wenn man das Feuer sieht, mit welchem hier das Volk seinem Nationalgeiste Luft macht, der bisher unter der schmachvollen Herrschaft einer auswärtigen Politik erstarrt und unter dem drückenden Joch der französischen Legionen niedergehalten wurde. Die Schwester des Königs hat ihren sämmtlichen Schmuck dem Schatz übergeben, um zum Krieg verwendet zu werden, und auf der Stelle haben alle Frauen sich beeifert, für so lobenswerthen Zweck ihren Schmuck bis auf die geringsten Kleinigkeiten zum Opfer zu bringen. — Berlin bietet ein erhebendes und großartiges Beispiel dar. In den Straßen begegnet man nur Frauen, Kindern und Greisen; auf den öffentlichen Plätzen sieht man nur alte Krieger, welche die Jugend in den Waffen üben; — — gegenwärtig muß man die Größe dieses Berlins auf dem Felde der Ehre suchen. Ein von Natur armes Land, mit Sand und Haiden bedeckt, stellt dem Feinde eine Macht von 200,000 Kriegern entgegen. — Rechtsanwalten, Kaufleuten, Männern jedes Ranges und Standes, da und dort auch einem Staatsrathe, begegnet man mit Waffen. Der König ist der erste Soldat seines Heeres. Die offene Güte und Würde, welche auf seinem Gesichte glänzt, die Einfachheit seines Anzugs, seine Leutseligkeit, Sparsamkeit, bescheidenes Gefolge und seine lebhafte Theilnahme an dem Wohl seiner Unterthanen machen ihn zu einem würdigen Gegenstand der Verehrung und der Begeisterung der Preußen, welche nie größer erschien, als in der gegenwärtigen Zeit.“

3. York's und Bülow's Stellung. Rückdrängung der Franzosen aus Preußen durch die Russen. (York in Berlin.) Vereinigung der preußischen und russischen Waffen. Wittgenstein in der Mark, Blücher in Schlesien. Bündniß mit Schweden. Der Aufruf an die Deutschen. Das Schweigen der Rheinbundstaaten. Der König von Preußen wieder in Berlin.

Holen wir nach, was während und neben dieser Volksbewegung den Feldtruppen auf beiden Seiten für eine Aufgabe zufiel. Von der Ankunft des Königs in Breslau bis zur preußischen Kriegserklärung gegen Frankreich war leider so viel Zeit verloren gegangen, daß es zur Unmöglichkeit ward, dem Feinde, wie es gleich anfangs hätte geschehen müssen, einen Hauptstoß beizubringen und Österreich sammt den Rheinbundstaaten in einen allgemeindeutschen Aufstand mit fortzureißen.

Zwar gaben sich die Russen, die für sich allein zum entschiedenen Vorgehen noch zu schwach waren, alle Mühe, den General York aus seiner neutralen und den General Bülow aus seiner scheinbündischen Stellung zu Frankreich heraus zu locken. Beide verweigerten vor des Königs öffentlicher Entscheidung ihre Mitwirkung. Bülow besonders, der die zu ihm sich sammelnden Truppen seinem Könige zuzuführen bemüht war, konnte sich nur mit großer Festigkeit und Gewandtheit den russischen sowohl, als den französischen Anforderungen an seine Mitwirkung entziehen.

Daher hatten die Russen in den Monaten Januar und Februar allein die Aufgabe, die französischen Truppen aus den preußischen Landen zurückzudrängen. Gegen die Mitte Februars hatten sie dieselben bis zur Weichsel und von da bis zur Oder zurückgedrängt, wohin nun auch York und Bülow (über Stargard 2c.) sich bewegten. Am 20. Febr. forderte Tettenborn bloß mit einem Pulk Kosaken keckes Muthes die Franzosen in Berlin zur Räumung der Stadt auf; die Kosaken überrannten die ihm entgegengesandte Reiterei, jagten mitten in die Stadt hinein und führten einen französischen Obersten daraus hinweg!

Am 21. Febr. verließ der Vicekönig Eugen die Oder, rückte in die Nähe von Berlin und ließ die dortige Besatzung verstärken. Allein die Besorgniß vor einer allgemeinen Volkserhebung und vor der Übermacht der nahenden Russen bewogen den Vicekönig, nicht nur die Vertheidigung Berlins, sondern auch das rechte Elbufer aufzugeben, und sich — nach Wittgenstein's Übergang über die Oder — über die Elbe zurückzuziehen, so daß auch die Franzosen in und um Berlin, längst demüthiger geworden, die preußische Hauptstadt verließen, um die schützende Elbe zu suchen.

Am 4. März zogen sodann Czernitschew'sche Kosaken, die damaligen „Helden des Tages" — und am 11. März Wittgenstein selbst, der Held der Rußlandsvertheidigung, in Berlin ein und wurde

mit Jauchzen begrüßt. Schon am 1. März war York von seinem Könige wieder anerkannt und mit dem Oberbefehl über die Bülow'schen und Borstell'schen Truppen betraut worden, so daß er am 17. seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, und Preußens Hauptstadt mit unendlichem Jubel wieder seine eigenen Truppen und zum erstenmal den kühnen Mann begrüßen konnte, der die allgemeine Freiheitsbewegung veranlaßt hatte.

Als York Abends auch im Theater erschien, wo gerade „Wallenstein's Lager" gegeben wurde, stimmte das ganze Publikum laut mit in das darin vorkommende Reiterlied ein: „Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!", und als am Schluß zur Überraschung ein Transparent mit der Inschrift: „Heil dem Erretter des Vaterlands" sichtbar wurde, erhob sich das gesammte Publikum und brachte, gegen York gewendet, ihm unter dem Schall der Pauken und Trompeten ein dreifaches Hoch! — Der Armee gegenüber erhielt York von seinem Könige keine besondere öffentliche Anerkennung; in der Stille aber fehlte es an einem anerkennenden Zeugniß nicht. Vom Kaiser Alexander aber ward ihm mit einem ehrenvollen Schreiben der Alexander-Newski-Orden übersandt. — Um diese Zeit, am 10. März, als am Geburtstag der Königin Luise, wurde der Verdienstorden des eisernen Kreuzes gestiftet, zu dessen Statuten Scharnhorst den Entwurf gemacht hatte.

Als nun nach erfolgter Kriegserklärung die Vereinigung der preußischen und russischen Waffen erfolgte, so erhielt Wittgenstein den Befehl in der Mark und der zwar schon 70jährige, aber noch jünglingfrische Blücher den Befehl über die preußische Kriegsmacht in Schlesien.

Blücher's Wahl geschah, zum Verdrusse Wittgenstein's, auf den Rath Scharnhorst's, der auf Blücher's volksthümlichen Ruf beim Heere, auf seinen glühenden Franzosenhaß und seine völlige Freiheit von aller Menschenfurcht hinwies, und selber es nicht verschmähte, als Chef des Generalstabs zusammt seinem Freunde, dem Generalmajor von Gneisenau, unter diesem Heldengreise zu dienen. Über die vereinigte Heeresmasse aber erhielt der 77jährige Kutusow den Oberbefehl.

Während die russischen und preußischen Generale den Feldzugsplan beriethen, suchten die Cabinette der Verbündeten sich durch Bündnisse zu stärken. Schweden war leicht zum Beitritt zu vermögen, weil es Norwegen erwerben wollte. Ein sonstiges Interesse am Krieg aber hatte der schwedische Kronprinz Karl Johann (Bernadotte) nicht, und sein kühler Eifer für Deutschland's Sache sollte sich in der Folge fast nur hemmend beweisen. Österreichs Beitritt war nicht mehr zu ermöglichen, da es sich bei Napoleon's zwar erschütterter, aber noch nicht gebrochener Macht durch Zuwarten besser berathen glaubte.

Es galt daher, sich vorzüglich an die deutschen Völker der Rheinbundstaaten (denn deren Fürsten traute man nicht) durch Weckung des Nationalgefühls für die große Sache der Freiheit zu wenden. Dieß geschah in dem Aufruf vom 25. März „an die Deutschen," in welchem man den Völkern die Rückkehr der Unabhängigkeit und die „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs" verhieß, den Fürsten aber, welche „der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben würden," Vernichtung durch das Gericht der öffentlichen Meinung und „durch die Macht gerechter Waffen" ankündigte.

In diesem merkwürdigen Document (noch merkwürdiger dadurch, daß es blos vom russischen Oberfeldherrn Kutusow unterzeichnet war) wurde der Rheinbund als „eine Wirkung des Zwangs" für aufgelöst erklärt, dem wiedergebornen Deutschland politische Freiheit und eine „Verfassung" in Aussicht gestellt, „deren Gestaltung, hervorgegangen aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes und in Einheit gehalten, allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben sollte," während Rußlands Kaiser „über dieses Werk nur seine schützende Hand halten" wolle!! —

Allein die Rheinbundfürsten waren nicht gewillet, die ihnen durch Napoleon's Machtwort verliehenen Souverainetätsrechte, Würden und Landvermehrungen aufzugeben und sich wieder unter die Oberhoheit eines deutschen Kaisers zu stellen. Überzeugt, daß Napoleon, der unterdeß mit neuen Rüstungen auch nicht müßig war, noch stark genug wäre, sie zu halten, fürchteten sie vielmehr, wenn sie dem Rufe der nordischen Verbündeten folgten, beim Wiederhervorbrechen des französischen Herrschers für ihren Abfall von ihm schwer gezüchtigt zu werden.

Von allen Rheinbundstaaten schloß sich nur Mecklenburg, dessen Land durch preußisches Gebiet vom Verband mit Frankreich abgetrennt lag, an die Verbündeten an. Der König von Sachsen, vorlängst auf Preußen eifersüchtig und ihm vom siebenjährigen Kriege her abgeneigt, dazu sich wegen des polnischen Gebietszuwachses für eben so stark wie Preußen haltend, wollte von Napoleon nicht lassen. — Bayern, seit einem Jahrhundert mit Frankreich in politischer Verbindung, hatte ihm seinen Länderzuwachs zu danken und war mit Napoleon durch Bande des Bluts verbunden. Das Gleiche galt von Württemberg und Baden, welches letztere wegen Gränznachbarschaft am meisten für sich zu fürchten hatte. Die übrigen Rheinbundstaaten (Westfalen, Berg, Frankfurt) waren von französischen Fürsten beherrscht, denen deutsches Interesse ferne lag. Jener Aufruf half demnach nichts, trieb vielmehr die Rheinbundfürsten zum nähern Anschluß an Frankreich, und eben deswegen erklärte man späterhin diesen Aufruf für „apokryphisch". — Auch die Einzelaufrufe „an die Westfalen" und „an die Sachsen" fanden zwar gewaltigen Wiederhall in den Herzen des Volks, aber ohne seine Fürsten wollte es doch nichts unternehmen, und Thielemann's Versuch, das sächsische Heer den Verbündeten zuzuführen, schlug fehl. Denn der König von Sachsen, bereits 62 Jahre alt und seit 45 Jahren Regent seines Landes, war, obgleich katholisch und sehr ceremoniös, doch durch seine Ehrenhaftigkeit seinem Volke theuer geworden. Um nicht persönlich in den Kampf gerissen zu werden, verließ er mit seiner Familie und seinen Schätzen sein Land, gebot seinem Heere sich in Torgau einzuschließen und begab sich zuerst nach Regensburg, dann nach Linz und zuletzt nach Prag unter Österreichs Schutz, ohne zu ahnen, wie schwer er später für dieses kleinmüthige Sichselbstaufgeben büßen sollte. Eben dieses Verfahren des Königs von Sachsen wirkte auch lähmend auf die andern Rheinbundfürsten zurück.

Der König von Preußen hatte indessen, nach der oberwähnten Zusammenkunft mit Alexander zu Breslau, sich nach Potsdam zurückbegeben und am 24. März seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten, worauf die preußischen Truppen allenthalben, nach vorangegangener kirchlicher Feier, unter allgemeiner, von allem falschen Beischmack freier Begeisterung auszogen, um nach ihrer Vereinigung mit den Russen gegen den Feind in's Feld zu rücken. Überall in preußischen Landen machte sich das Gefühl erlaubter Freiheit geltend: denn der Landesherr selbst hatte sein Volk zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen;

König und Volk hatten nur Ein Strebeziel, das der Abwehr drückender Noth, der Abschüttelung schmählichen Jochs und der Wiederherstellung alter Ehre und Unabhängigkeit. Es galt aber nicht blos Preußens Befreiung, es galt die Befreiung von ganz Deutschland, dem Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" seine Gränzen vorhielt; es galt die allgemeine Freiheit, der Max v. Schenkendorf's „Freiheit, die ich meine," ihren Inhalt deutete; es galt eine neue Läuterung im Feuer muthigen Kampfes um die höchsten Güter, durch welches Körner's „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!" die Bahn zeigte: das Volk betrat sie und drang todesmuthig und opferfreudig hindurch zum Ziel.

4. Napoleon's Gegenrüstungen. Die Rheinbundscontingente. Napoleon in Erfurt und Weimar. Sieg York's und Bülow's bei Möckern über den Vicekönig Eugen. Sieg Napoleon's bei Groß- und Klein-Görschen. Schlimme Folgen für die Verbündeten. Napoleon vor Dresden; seine Vereinigung mit Sachsen. Schlacht bei Bautzen. (Duroc's Tod.)

Durch die oben angedeuteten anfänglichen Zögerungen, so wie durch die aus ihnen hervorgegangenen vergeblichen Versuche der Verbündeten, sich durch Theilnahme des übrigen Deutschlands zu stärken, hatte Napoleon desto mehr Zeit erhalten, sich auf's Neue zu rüsten und den Rheinbundstaaten das festere Halten an ihn zu erleichtern. Nach seiner plötzlichen Erscheinung in Paris, wo man ihn noch in Litthauen glaubte und noch nicht sein ganzes Unglück kannte, berief er zuerst den Senat, dann den Reichsrath, entschuldigte seine Niederlage mit der zu früh eingetretenen Kälte und zeigte die Nothwendigkeit, wieder „eine drohende Stellung einzunehmen." Zwar kränkte es ihn tief, daß ungeachtet so glänzender Beweise seiner Thatkraft, seine Dynastie von einem ruhmlosen Abenteurer, wie Mallet (K. 2, 2), beinahe gestürzt worden wäre und mehrmals ergieng er sich in Vorwürfen, daß man beim falschen Gerücht von seinem Tode nicht seinen Sohn als Napoleon II ausgerufen habe. Doch wußte er durch die Kraft und Umsicht seines Genies bald die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg in Gang zu bringen, versäumte nun aber nicht, zuvor für den Fall seines etwaigen Todes im bevorstehenden Kampfe — einen Gesetzentwurf über die Regentschaft einbringen und annehmen zu lassen, den er bestätigte.

Seine Darstellung der Lage des Reichs, welche nachwies, daß er „ungeachtet fortwährender Kriege" auf Werke des Friedens an 1000 Millionen Franken verwandt habe, gab den besorgten Gemüthern Beruhigung und neues Vertrauen, und von allenthalben her in ganz Frankreich brachten die Präfecten Treuversicherungsaddressen und Anerbietungen freiwilliger Opfer auf, durch die man dem Kaiser die nöthigen Unterstützungen zum Widerstand gegen Frankreichs Feinde versprach.

Der Abfall York's, der erwachende Volksgeist in Preußen und das Bündniß der beiden nordischen Monarchen bewogen ihn, seine An-

strengungen zu verdoppeln, und stolz ließ er bei der Nachricht vom Vorrücken der Preußen und Russen über die Elbe, im Moniteur verkünden, er werde, auch wenn diese, seine Feinde, auf dem Montmartre (bei Paris) stünden, auch nicht ein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben. Erst als ihm die Erhebung des preußischen Landsturms und der schon erwähnte Aufruf von Kalisch, worin die Herstellung eines deutschen Reichs verheißen war, zur Kunde kam, erkannte er die Gefahr, die er zu bestehen hatte, in ihrem ganzen Umfang.

Er suchte daher vor Allem Österreich durch den Wiedergewinn Schlesiens, so wie auch die Rheinbundstaaten durch andere Versprechungen in der Treue zu erhalten und sein Heer zur höchstmöglichen Größe zu bringen. In letzter Beziehung war ihm die Erschöpfung Frankreichs an reifen Streitkräften, so wie der Mangel an Pferden zur Neubildung der Reiterei sehr hinderlich: von der auszuhebenden Mannschaft fehlten (nach Fain) 160,000 Pflichtige, und die sich stellten, waren großentheils zu jung; doch diente die Herbeiziehung eines Truppentheils aus Spanien und die Stellung der neuen Rheinbundscontingente zur Ausgleichung des Mangels.

Schon in der zweiten Hälfte des März hatte „der große Meister in der Kriegskunst" mit der ihm eigenen Raschheit und Energie ein großes Heer in Deutschland bereit, um Magdeburg und Wittenberg, diese Hauptübergangsplätze über die Elbe, zu schützen. Auch waren noch an 60,000 Franzosen in einigen Oder- und Weichselfestungen, die den Feind aufhalten konnten.

Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit die Kaiserin Marie Luise zur Regentin ernannt hatte, verließ er am 14. April Paris (St. Cloud), verweilte vom 17. bis 24. in Mainz, wo ihm die Rheinfürsten — vom 25. bis 27. in Erfurt, wo ihm die sächsischen Fürsten huldigten, und fuhr am 28. in Weimar ein, wo er, während seine Vorposten sich der Saale näherten, mit den Worten zu Pferde stieg, er werde diesen Feldzug nicht als Kaiser, sondern als General Bonaparte machen, „anzudeuten, mit welcher Energie er zu handeln gedenke."

Daß man dem Kaiser Zeit gelassen, so nahe heranzukommen, davon war das zögernde Verfahren Kutusow's die Ursache, der, aus Abneigung gegen einen Krieg im Ausland, erst am 7. April von Kalisch aufbrach und am 24. an der Elbe ankam, so daß Blücher und Wittgenstein drei Wochen lang, jener im Sächsischen, dieser in der Mark, sich unthätig hatten verhalten müssen, nachdem vorher Wittgenstein die Befreiung Hamburgs und Lübecks (durch den Kosakenoberst Tettenborn) und die Besitznahme der ganzen Niederelbe so glücklich ausgeführt und dadurch den Muth der Nation gehoben hatte.

Hamburgs Befreiung geschah durch einen Volksaufstand gegen die französische Besatzung (am 24. Febr. 1813). Hamburg hatte schon lange her durch die Franzosen entsetz-

lich gelitten, da letztere die Ausfuhr aus der Elbe gehemmt und die Engländer die Mündung der Elbe blockirt hatten, so daß der Handel dieser Stadt völlig stille stand. Als sodann Mortier 1806 die Stadt für den französischen Kaiser in Besitz nahm, und vollends als sie (d. 13. Dec. 1810) dem französischen Reiche einverleibt wurde, ward sie von den verschiedenen über sie gesetzten Statthaltern durch unerschwingliche Lasten und unzählige Plackereien so mißhandelt und gedrückt, daß der niedrigste Handwerker die Schmach empfand. Bei der Nachricht vom Untergang der großen französischen Armee gerieth daher ganz Hamburg in die höchste Aufregung. Dies bewog den französischen Commandanten Cara St. Cyr Anstalten zu treffen, mit der kleinen Besatzung die Stadt zu verlassen. Da fiel das gemeine Volk über die Soldaten und Douaniers her, rissen die französischen Adler (Kuckuk's, wie sie sie nannten) überall herunter, hißte die alten Hamburger Flaggen auf und rächten sich dabei zugleich an denjenigen Einwohnern, die sich zu Vollstreckern der französischen Gewalt hatten brauchen lassen. Hierauf ließ St. Cyr die Stadt in Belagerungsstand erklären und ordnete Verhaftungen und Todesstrafen an. Dagegen forderte die Bürgerschaft von ihm Garantieen der Sicherheit. An der Spitze der Bürgerwehr stand der vaterländisch-gesinnte Buchhändler Perthes mit Dr. Heß: man schaffte Waffen herbei und in Kurzem zählte Hamburg an 30,000 Waffenfähigen. So lange St Cyr aus Schwedisch-Pommern Verstärkung zu erhalten hoffte, blieb er auf seiner Strenge; als aber ein russisches Streifcorps jene Verstärkung abschnitt, Kosaken anfiengen sich zu zeigen und auch die Dänen drohten, da zog St. Cyr von Hamburg ab, und kurz darauf zog Oberst Tettenborn, in dessen Hauptquartier sich Perthes und Heß eingefunden hatten, mit seinen Kosaken in die Stadt ein, wo sie mit unendlichem Jubel als Befreier aufgenommen wurden. (Vergl. das Nähere dieser Befreiung in Perthes' Leben und in Varnhagen von Ense's Schilderung dieses Einzugs.)

Die Stadt Lübeck wurde durch den russischen Oberstlieutenant Birkendorf bloß mit 300 Kosaken vom Joch der Franzosen befreit. — (Bremen, das von Vandamme's Übermuth bedrückt worden war, ward erst am 12. Oct. befreit.) — Auch Lüneburg suchte sich durch einen Aufstand zu befreien; die Franzosen unterdrückten ihn zwar und vertheidigten die Stadt, wurden aber von Russen und Preußen in einem hitzigen Gefecht überwältigt. (Während dieses Gefechts vor dem Lüner Thore zeichnete sich ein heldenmüthiges, zwanzigjähriges Dienstmädchen Johanna Steegen, dadurch aus, daß sie die Patrontaschen der gefangenen Franzosen leerte, und die von ihr gesammelten Patronen den preußischen Soldaten, die ihre Munition verschossen hatten, in ihrer Schürze zutrug, ohne vor dem Kugelregen und dem Kreuzfeuer von Feind und Freund, dem sie ausgesetzt war, im mindesten zu erschrecken.)

Bereits hatte man auch von Breslau aus sich der sächsischen Gränze genähert, und als Davoust mit roher Barbarei die schöne Elbbrücke bei Dresden zerstörte, kündigte man den Waffenstillstand auf, und nun erfolgte die Besetzung Dresdens durch Blücher, dem General der Cavallerie des Winzigerodischen Armeecorps, der am 27. März daselbst einrückte und von dem niedern Volke mit Jubel empfangen wurde, während sich die höhern Klassen noch zurückhielten. Von dort aus wagte es Blücher nachher keck bis ins Altenburgische vorzurücken.

Blücher, der jugendliche Greis, dessen frühere Verhältnisse oben XXVI. 3, 1. erwähnt wurden, war zwar kein Mann des Worts und der Feder, ja er konnte kaum richtig sprechen und schreiben; dafür war er ganz ein Mann des Volks und in einem Volkskriege völlig an seinem Platze. Marsch- und Schlachtenpläne zu entwerfen überließ er den tüchtigen Männern seines Generalstabs, einem Scharnhorst, Gneisenau, Müffling, Grolmann, Rühle u. A.; das Durchführen derselben mittelst muthigen und kecken, keine Menschenfurcht kennenden Dareinhauens war dann seine Sache. Da er von nun an häufig und entscheidend in den Gang des

deutschen Befreiungskriegs eingriff, so sei hier zur Characteristik seines Wesens das Bild mitgetheilt, das General v. Müffling, der sich während der drei aufeinander folgenden Feldzüge in seinem Stabe befand, von ihm entwarf: „Mit einem scharfen, durchdringenden Verstand war Blücher ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben; allein im Umgang mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Tact sich bewegend, erwarb ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchlose, gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, seine Ausdauer im Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in frühern Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus der man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. — Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben und daß der Tapfere ihn verlieren könne, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur eine einzige Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd; er stellte sich als Feldmarschall eben so gern vor eine Schwadron, als an die Spitze einer Armee. — Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur dann, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber und wenn sie dieses Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte Alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und geäußerte Besorgnisse machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, wenn er sie gut geheißen hatte, ganz wie seine eigene aus. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß der Feldmarschall in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft und unruhig war. Sobald die Truppen ihre Befehle hatten, konnte er die Ausführung kaum erwarten und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Character verlangte schnellere Entscheidung. — Als Blücher in Sachsen einrückte, bestand sein Armeecorps aus 26,000 M. Auf diesem Heerzuge waren der Prinz Wilhelm (der Bruder des Königs), die Prinzen August und Friedrich von Preußen und der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (der Bruder der Königin Luise) in seinem Gefolge. — Auch Stein, als Mitglied der Verwaltungsbehörde, erschien in Dresden, um den Anschluß der Sachsen an die deutsche Sache zu betreiben, zugleich aber auch, um die Theilnahme Österreichs an dem gemeinen Kampf zu gewinnen und überhaupt den Volksaufstand in ganz Deutschland zu organisiren. — Auch Jahn traf mit einer schwarzrothgoldnen Fahne ein, um in seiner Weise zu dem gleichen Zweck beizuwirken.

Da übrigens im Nordwesten Deutschlands die Russen mit allzugeringen Streitkräften operirten, so konnte von Magdeburg aus der Vicekönig Eugen es wagen, mit 37,000 M. einen Angriff auf Berlin zu versuchen; doch Wittgenstein sandte 17,000 Preußen, unter York und Bülow gegen ihn aus, die ihn am 6. April bei Möckern (oder Danikow) zurückschlugen.

Das Gefecht bei Möckern hatte anfangs auf Bülow's Befehl nur einen Scheinangriff zum Zweck, schlug aber durch die Hitze des Generals Hühnerbein in einen ernstlichen Kampf aus, der zu einem für die Preußen glänzenden Sieg führte. Der Held dieses Tages war der „tolle Platen", der zuletzt auf Bülow's Befehl mit nur 200 preußischen Dragonern, die brennende Pfeife im Munde, im Galopp über drei Gräben setzte und auf ein feindliches, von 1000 Chasseurs, Lanciers und Husaren zusammengesetztes Corps einstürmte und es theils nieder-

hieb, theils in die Flucht trieb. — Dieses siegreiche Gefecht that der Sache der Verbündeten großen Vorschub und wurde (sammt dem oberwähnten gleichzeitig erfolgten Sieg bei Lüneburg) mit einem Dankfest in allen Kirchen gefeiert.

Allein der Sieg bei Möckern konnte im Grunde nicht eigentlich benützt werden, weil Kutusow mit der großen russischen Armee noch immer bei Kalisch zurückblieb und Österreichs Neutralitäts-Erklärung und Zaudersystem auf jede freiere Regung, die sich da und dort in Sachsen, Franken, Thüringen und in den südlichen Rheinbundstaaten kund that, lähmend rückwirkte. Als aber Kutusow in Bunzlau erkrankte und am 28. April starb und Wittgenstein seine Stelle als Oberfeldherr der russischen und preußischen Heere erhalten hatte, beschloßen die beiden Monarchen mit ihrer zwar an Infanterie weit schwächeren, an Reiterei jedoch überlegenen Macht vorzugehen und den Kaiser Napoleon in den Ebenen von Leipzig zu einer Schlacht zu nöthigen, um durch einen Sieg ihren Rüstungen an der Oder und Spree Raum zu schaffen und dem österreichischen Cabinet Muth zum Anschluß zu machen.

Der Angriffsplan Wittgenstein's, der Napoleon's Heer zwischen Weißenfels und Leipzig überfallen und durch einen Flankenstoß zersprengen wollte, war besser angelegt, als er ausgeführt wurde. Der überlegene Geist Napoleon's trug in der nun folgenden Schlacht (zwischen den Dörfern Groß- und Klein-Görschen) bei Lützen am 2. Mai 1813 einen Sieg davon, der die Verbündeten hinderte, sich auf dem westlichen Elbufer zu behaupten und sie zwang, über Dresden und Leipzig nach der Lausitz zurückzuweichen.

Napoleon war den Verbündeten um 23,000 M. überlegen; doch hatten die Verbündeten mehr Reiterei und Geschütz. Am 1. Mai hatte sich Napoleon auf der Straße nach Leipzig mit dem Vicekönig vereinigt. In der Nacht dieses Tages gedachte Napoleon an die Schlacht, in welcher Gustav Adolf einst hier auf diesen Feldern von Lützen gefallen war, so lebhaft, daß er am nächsten Morgen in der Frühe ausritt, um sich die Stelle zeigen zu lassen, an welcher der Schwedenkönig gefallen. Er war Leipzig schon ganz nahe, als er in seinem Rücken angegriffen wurde. Der ihm zugedachte Flankenstoß hätte ihn schwer betroffen, wenn Wittgenstein der hartnäckigen Tapferkeit Ney's, der sich in den genannten Dörfern hinter Hecken, Häusern, Gräben und Sümpfen hielt, eine gehörige Übermacht entgegengesetzt und nicht die Zeit mit Einzelangriffen verloren hätte, bis der Kaiser mit dem übrigen Heere zu Ney's Unterstützung anlangte. Auch versäumte er, seine treffliche Reiterei durch eine Seitenbewegung diesem Hülfsheere entgegenzuwerfen, und als er die linke Flanke der Franzosen durch den Prinzen Eugen von Württemberg zu umgehen versuchte, war es zu spät und also der Plan, den Feind zu durchbrechen, vereitelt. Ein Seitenangriff, den Blücher, von Schmerz und Grimm erfüllt, noch in der Dunkelheit ausführte, mißlang, und so entschloß man sich, in der Nacht den Rückzug anzutreten, der Niemanden schwerer ankam, als dem König Friedrich Wilhelm, weil er darin den Anfang zu einem zweiten Gang nach Memel zu sehen glaubte. Über den Befehl zum Rückzug ereiferte sich ein alter preußischer General, der den Arm in der Binde trug, und rief mit lauter Stimme: „Was? All' das Blut soll umsonst geflossen sein? Nie und nimmer geh' ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen!“ Es war (erzählt General Wohlzogen in seinen Memoiren) „der — alte Blücher“, der nach einer 19stündigen Anstrengung noch zu Pferd geblieben war, obgleich er Mittags eine Wunde erhalten hatte. — Die

Preußen hatten 8000, die Russen 2000, die Franzosen mehr als beide verloren. Unter den Schwerverwundeten befand sich der treffliche Scharnhorst, der eigentlich den Schlachtplan, welchen Wittgenstein so ungenügend ausgeführt, entworfen hatte. Er starb nachher zu Prag an seiner im Diensteifer von ihm vernachlässigten Wunde. Mit ihm verlor Preußens Heer eine starke Stütze. — Übrigens hatte Napoleon keine Kanonen erobert und nur halb so viel Gefangene gemacht, als die Verbündeten.

Die Folge der verlorenen Schlacht war, daß Sachsen in Napoleon's Gewalt fiel und die Rheinbundsglieder auf's Neue im Gehorsam gegen ihn befestigt wurden, so daß jener Aufruf von Kalisch nunmehr fast zum Spott ward. Auch Österreich schien nun schwerer zum Anschluß zu bewegen, und so hatte unwidersprechlich die Sache der Verbündeten einen Stoß erlitten. Dazu kam, daß die Russen den Oberbefehl nicht aus den Händen lassen wollten und den Preußen, obwohl sie dessen bis jetzt bewiesenen Heldenmuth bewundern mußten, nur wie einen Hülfsmann betrachteten!

Der Rückzug, den beide Verbündete gesondert antraten, gieng indessen in der größten Ordnung vor sich und zwar längs der österreichischen Gränze, die ihnen zur Flankendeckung diente, da Napoleon das österreichische Gebiet meiden mußte. Dieser, erstaunt über diesen Rückzug, da er am andern Tag eine neue Schlacht erwartet hatte, rückte aus Mangel an hinreichender Reiterei langsam nach, während er den König von Sachsen, der seine Truppen noch in Torgau vor den Franzosen verschlossen hielt, durch die Drohung, ihm sein Land zu nehmen, zu neuem Anschluß an Frankreich brachte.

Als die Preußen und Russen nach einigen Gefechten ihrer Nachhut, worunter nur das bei Colding nennenswerth ist, unterhalb Dresden glücklich über die Elbe gesetzt hatten, rückte Napoleon vor Dresden und hielt den erschrockenen Bürgern eine drohende Strafrede. Obgleich die Russen alle Verbindungen zwischen den beiden Elbufern zerstört hatten und Miloradowitsch sogar noch die Neustadt Dresdens besetzt hielt, um durch seine Batterien die Franzosen vom Bau einer Brücke abzuhalten, so gelang es doch dem dringenden Eifer Napoleons, die steinerne Elbbrücke zu Dresden wieder herzustellen und am 11. Mai (nach dem Abzug der letzten Russen) 70,000 M. unter Ney's Befehl an Einem Tage über die Elbe zu schaffen, um eine Unternehmung auf Berlin auszuführen.

Am gleichen Tage übergaben die Sachsen auf Befehl ihres Königs, der sich weder durch Zureden, noch Drohen auf die Seite der Verbündeten hatte ziehen lassen, die Festung Torgau und vereinigten sich mit den Franzosen, worauf Napoleon am 12. Mai den König von Sachsen in seine Hauptstadt zurückführte, wo derselbe sich fortan zum willenlosen Werkzeug Napoleon's hergab.

An dem nämlichen Tage jedoch landete der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) in Stralsund und schickte sich an, Berlin

zu decken, während Österreich, weit entfernt, dem Napoleon nachzugeben, sich zu dessen Verdruß in strengerer Neutralität abschloß und unabhängige Schritte zur Vermittlung that.

Um sich nach allen Seiten vorzusehen, entsandte Napoleon den Davoust gegen Hamburg und den Vicekönig nach Italien, gab den Bayern (unter Wrede) eine Stellung gegen Böhmen, rief auf die Nachricht, daß das wiedervereinigte preußische und russische Heer bei Bautzen (in der Mitte der nach Berlin und Schlesien führenden Straßen) eine Schlachtstellung nehme, den auf dem Zug nach Berlin begriffenen Ney zurück, und stürmte nach dessen Annäherung mit 150,000 M. gegen die starken Schanzen der Verbündeten an, entschlossen, kein Menschenopfer zu scheuen, um durch einen entscheidenden Sieg die Macht seiner Feinde zu brechen und Österreich von einem Bündnisse mit ihnen abzuschrecken. So kam es am 20. und 21. Mai zur Schlacht bei Bautzen, welche der Sache der Verbündeten den Todesstoß gegeben hätte, wenn diese nicht einer völligen Niederlage durch ihren Rückzug nach Schlesien ausgewichen wären.

Die Nachtheile der Schlacht bei Bautzen mißt man besonders höherer Einmischung in den activen Heerbefehl Wittgenstein's bei. Alexander griff nämlich da und dort in die Anordnungen ein, indem er sich mehr Kriegsverständniß zutraute, als er besaß, und mit den Seinigen noch zu wenig auf den Rath der Preußen achtete, (worüber besonders Gneisenau klagte). Bei so zersplittertem Heerbefehl wurde der rechte Moment versäumt, da man den Kaiser Napoleon am 19. Mai noch vor der Annäherung Ney's mit aller Macht hätte angreifen und nach dem Wald von Bischoffswerda hätte zurückdrängen sollen. Der Gedanke, den mit 70,000 M. nahenden Ney mit nur 23,000 M. unter Barclay von der Vereinigung mit Napoleon abhalten zu wollen (wodurch man sich, Napoleon gegenüber, um so viel Mann schwächte) hatte die Folge jeder halben Maaßregel: Barclay wurde (nach einem übrigens glücklichen Angriff auf Ney's Vorhut bei Königswartha) von Ney wieder nach Bautzen zurückgeschlagen. — Am ersten Tage der Hauptschlacht, die Napoleon mit einem Angriff gegen den linken Flügel eröffnete, mußte man Bautzen aufgeben und sich im Centrum und auf dem rechten Flügel zusammenziehen, wo man sich jedoch glücklich behauptete. In diesem Zeitpunct, da Ney noch nicht eingetroffen war, hätten die Verbündeten (nach dem Urtheil aller Kriegskundigen) die Schlacht abbrechen und sich zurückziehen sollen, und das hätten sie mit Ehren gekonnt, weil Napoleon an Mannschaft einen vierfach größeren Verlust erlitten hatte. — Am zweiten Schlachttage, an dem die Schlacht bei Wurschen geschlagen wurde, konnte man nach Ney's Vereinigung mit Napoleon, im Centrum der Verbündeten die Kreckwitzer Höhen nicht behaupten, doch rettete die Tapferkeit Blücher's und der Preußen das Heer vom Untergang. (Die Stärke der Franzosen bei Bautzen an diesem Tage betrug nach R. Wilson's Tagebuch 160,000 M., die der Alliirten 80,000 M.) Der Verlust der Verbündeten betrug an Todten und Verwundeten 12,000 (nach Wilson 20,000 M.) Der Rückzug der Verbündeten aber (der auf General Knesebeck's weisen Rath angetreten wurde) gieng in größter Ordnung und Ruhe vor sich, und „nicht ein Karren" wurde im Stiche gelassen. Der Verlust Napoleon's war übrigens noch weit größer, weil er im Ärger, keine Gefangenen gemacht und kein Geschütz erbeutet zu haben, bei neuen Angriffen auf die Nachhut der Abziehenden das Leben der Seinen nicht schonte. — Dabei geschah es, daß auf der Anhöhe von Markersdorf sein liebster Vertrauter, dessen Rath er öfters gelten ließ, der Großmarschall Duroc, Herzog von Friaul, (in seinem 40. Jahre) von einer Kanonenkugel in den Unterleib getroffen und in

ein Bauernhaus gebracht wurde, wo er noch 14 Stunden lebte und unsäglich litt. Der Kaiser tröstete den Sterbenden mit der Hinweisung auf das Wiedersehen in einem andern Leben und versprach ihm für seine Tochter zu sorgen. Er hielt mit der Rechten die Hand des sterbenden Lieblings und „blieb eine Viertelstunde, den Kopf auf die Linke gestützt, im tiefsten Stillschweigen. Der Großmarschall unterbrach dieses zuerst: „Sehen Sie, Sire, dies Schauspiel macht Ihnen nur Kummer!“ Erschüttert stützte sich der Kaiser auf Soult und Coulaincourt und verließ das Zimmer, ohne ihm weiter etwas sagen zu können, als die Worte: „So leben Sie denn wohl, mein Freund!“ Der Kaiser gieng in sein Zelt und ließ die ganze Nacht Niemand vor sich. — Drei Tage nach der Schlacht legte Wittgenstein, im Gefühl, seine Stelle nicht mehr auszufüllen, den Oberbefehl in die Hände Barclay's de Tolly, auf dessen Rath schon während der Schlacht der Kaiser Alexander mehr gehört hatte.

4. Kapitel. Die Zeit des Waffenstillstands; Österreich's Anschluß an die Verbündeten.

1. Waffenstillstand. Verdruß und Schmerz des preußischen Volks darüber. Hamburg in Davoust's und Vandamme's Händen. Bülow bei Luckau. Das Lützow'sche Corps bei Görde. Hinterhaltiger Überfall desselben bei Kitzen.

Die Verbündeten verließen langsam und geordnet die Lausitz und zogen sich seitwärts in die Gegend der schlesischen Festung Schweidnitz, um, zum Theil an das Riesengebirg sich anlehnend, die Verbindung mit Österreich nicht zu verlieren. Zwar drang nun der neue russische Oberfeldherr Barclay darauf, den Rückzug nach Polen zu nehmen, aber Blücher ließ gegen diesen Vorschlag eine Denkschrift ausgehen, und als im Kriegsrath des Hauptquartiers der Verbündeten beschlossen wurde, sich auf das rechte Ufer der Oder zurückzuziehen, machte York Gegenvorstellungen und rieth, sich lieber von den Russen zu trennen und sie ihres Weges ziehen zu lassen, so daß es fast zu einem Zerwürfniß unter den Verbündeten gekommen wäre, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß eingetreten wäre.

Napoleon nämlich konnte sich zwar einer gewonnenen Schlacht, aber keines vollständigen Sieges, keiner Entscheidung rühmen. Er fühlte jetzt tief, daß er es nicht mehr blos mit Diplomaten und dressirten Soldaten, sondern mit dem Geist der Völker zu thun hatte, insbesondere mit dem erzürnten Geist des so lange von ihm mißhandelten Preußens, dessen erneuerte Kraft und gewaltiger Heldenmuth ihm bei allen diesen neuern Schlachten zum Bewußtsein gekommen war. Schon vor der Bautzener Schlacht hatte Österreich ihn zu einem Waffenstillstand behufs der Anbahnung eines Friedens aufgefordert, und Napoleon hatte diesen Antrag mit Begierde ergriffen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, das österreichische Cabinet an einem Anschluß an die Verbündeten wirksamer zu verhindern. Allein die Verbündeten hatten, seine Absichten durchschauend, ihrerseits den Antrag zurückgewiesen. Nach der

Schlacht aber giengen sie auf den österreichischen Vermittlungsvorschlag ein, und Napoleon, bewogen durch die Niedergeschlagenheit seines Heeres, durch die Geschwächtheit seiner Truppen, durch die Ungewißheit des Kriegsausgangs, durch die Hoffnung, inzwischen sein Heer ergänzen und Österreich zu sich herüber ziehen zu können, nicht weniger auch durch den Schmerz über Duroc's ihm ominös erscheinenden Fall, nahm den Waffenstillstand an, der am 4. Jun. im Dorfe Pläswitz auf einige Tage geschlossen, dann im Dorfe Poischwitz (bei Jauer) bis zum 20. Juli verlängert wurde.

Den Bedingungen gemäß gab Napoleon das von seinen Truppen besetzte Breslau wieder heraus und zog sein Heer hinter die Katzbach zurück, welche mit der Elbe die Scheidelinie während des Waffenstillstandes bilden sollte. Der Raum zwischen beiden Armeen mit Einschluß Breslau's wurde als neutral behandelt. Hamburg aber sollte dem gehören, der es innerhalb der Zeit bis zum 8. Juni zuerst besetzt haben würde. Wäre nun nach dem Abfalle Hamburgs bis zum Wiederanrücken der Franzosen (also in anderthalb Monaten) von Seite Tettenborn's für eine verstärkte Befestigung dieser Stadt gesorgt —, wären ferner die Dänen nicht dadurch, daß England und Rußland auf Abtretung Norwegens an Schweden bestunden, auf Frankreichs Seite gedrängt — und wären die den Hamburgern anfangs zu Hülfe gesandten Schweden nicht kurz vor der Wiedereinnahme Hamburgs auf Befehl des Kronprinzen von Schweden wieder zurückgezogen worden —, so wäre die Stadt durch den Eintritt des Waffenstillstands noch gerettet worden. So aber fiel sie acht Tage zuvor in die Hände Davoust's und Vandamme's, und mußte für ihren Abfall von Frankreich 43 Mill. Franken Strafgeld zahlen und sich auf's Neue die französischen Mißhandlungen und Quälereien gefallen lassen. — „Der Verlust von Hamburg, schrieb Stein, ist ewig zu beklagen! Der Kronprinz von Schweden kann sich nie rechtfertigen, vor seinen Augen mit einer disponiblen Macht von 34—35,000 M. nichts zur Vertheidigung dieses in aller Hinsicht so wichtigen Platzes gethan zu haben!“

Der Schmerz über diesen Waffenstillstand bei Preußens Volk und Heer, dem die geheimen Verhandlungen der verbündeten Cabinette mit Österreich unbekannt waren, war unbeschreiblich groß: denn Alle fürchteten einen unrühmlichen und gefährlichen Frieden, und traurig, wiewohl nicht verzagend, klangen nun Körner's Lieder: „Was zieht ihr die Stirne finster und kraus“ ꝛc. — und „Herz, laß dich nicht zerspalten durch Feindes List und Spott!“ durch die Reihen der Vaterlandsfreunde. Um die aufgeregte Stimmung des Landes zu beruhigen, erließ der König von Preußen eine Kundmachung, in welcher er zum Vertrauen und zu fortgesetzten Anstrengungen ermahnte; die Annahme des angebotenen Waffenstillstandes solle nur dazu dienen, die Nationalkraft vollends zu entwickeln. Dennoch wich bei Vielen der Unmuth noch nicht. Auf der andern Seite sah Napoleon in diesem Waffenstillstand die Brücke zu einem vortheilhaften Frieden, von dem er hoffte, daß er ihn bei seiner Macht erhalten und sie wieder befestigen würde.

Doch, Gott sei Dank! es irrten beide Theile: Napoleon's Vertrauen auf den Waffenstillstand führte ihn zum Sturz, und die Verzweiflung deutscher Herzen über diese Waffenruhe verwandelte sich zuletzt in den Triumph der deutschen Waffen!

Kurz vor dem Eintritt des Waffenstillstandes hatte der tapfere Bülow, wie schon erwähnt, ein französisches Corps des Marschalls Oudinot bei Luckau (9 Meilen von Berlin) zurückgeschlagen, als der Waffenstillstand ihn wieder auf preußischen Boden zurückgehen hieß. — Desgleichen hatte Czernitschew eben einen kühnen Überfall gegen Leipzig versucht, als er aus dem gleichen Grunde zurückgehen mußte. — Die Lützow'sche Freischaar, die kurz vorher ein rühmliches Gefecht bei Görde unweit Dannenberg bestanden hatte, aber den Versuch, Hamburg zu retten, hatte aufgeben müssen, drang eben durch Thüringen bis Plauen vor, als sie um des Waffenstillstandes willen wieder über die Elbe zurückziehen sollte. Um dies unangefochten thun zu können, ließ sich Lützow von Dresden einen sächsischen Marschcommissär geben. Als er eben bei Kitzen, zwei Meilen von Leipzig, eine Beiwacht bezogen hatte, ließ ihn der französische Commandant in Leipzig, General Arrighy, bedeuten, Halt zu machen und seinen Marsch von einem französischen Offizier leiten zu lassen. Major Lützow sandte einen Lieutenant an Arrighy nach Leipzig ab, um mit ihm deßhalb übereinzukommen. Da aber der Lieutenant gefangen zurückbehalten wurde und feindliche Truppen (5000 Württemberger) gegen Kitzen anrückten, ritt ihnen Lützow entgegen, um sich zu verständigen, ward jedoch an den nachrückenden französischen Reitergeneral Fournier gewiesen. Dieser herrschte ihm zu: „Waffenstillstand für Jedermann, nur nicht für Sie!" Rasch wendete Lützow sein Pferd und jagte zu seinen schwarzen Husaren zurück. In demselben Moment erfolgte ein Cavallerieangriff von Seite der Württemberger, wobei über 300 Lützower zusammengehauen wurden; nur eine Schwadron entkam über die Elbe. Lützow selbst mit 21 Reitern, darunter der verwundete Theodor Körner, rettete sich unter dem Schutz der Dunkelheit nach dem Harz zu und erreichte dann auf Umwegen das jenseitige Elbufer. — Die Weisung zur Vernichtung der Lützower Schaar war von Napoleon selbst ausgegangen, dem die Intelligenz und patriotische Begeisterung derselben verhaßt war und für die Folge gefährlich zu werden schien. Das sonstige freie Benehmen Lützow's auf diesem seinem Zuge durch Sachsen diente zum Vorwurf eines Waffenstillstandsbruchs. Die Entrüstung Deutschlands aber über diese hinterhaltige Handlung der Feinde war so groß, daß den Lützowern „ihre Niederlage in der öffentlichen Meinung beinahe so viel eintrug, als ein Sieg". Die schwarze Schaar erholte sich übrigens nie ganz wieder, und die Zutheilung derselben an das die Niederelbe deckende Corps des Generals Wallmoden ließ sie nie in den eigentlichen Vordergrund des Freiheitskampfes treten.

2. Österreichs vergeblicher Friedensvermittlungsversuch. Subsidienverträge der Verbündeten mit England. Napoleon's verstärkte Rüstungen. Metternich's Unterredung mit Napoleon in Dresden. Verlängerung des Waffenstillstands. Die Verhandlungen in Prag. Österreichs Kriegserklärung an Napoleon.

Nach dem Eintritt des Waffenstillstandes bot Österreich auch seine Vermittlung zu einem Frieden an und verlangte die Auflösung des Rheinbundes, die Theilung des Großherzogthums Warschau unter Rußland, Preußen und Österreich, die Räumung der Festungen sammt der Zurückgabe von Danzig, die Freigebung Norddeutschlands und die Zurückerstattung Illyriens an Österreich; dagegen sollte das Königreich Westfalen fortbestehen. Hätte nun Napoleon zu Gunsten seines Schwiegervaters nur einige dieser Opfer gebracht, ja nur Illyrien zurückgegeben, so hätte er sich wenigstens Österreich's Neutralität erkaufen können. Hatte dasselbe doch dem 18,000 M. starken polnischen Corps des Fürsten Poniatowski gestattet, von Krakau aus (doch ohne Waffen) durch Mähren und Böhmen nach Sachsen zu marschiren und dadurch die französische Streitkraft zu verstärken.

Allein Napoleon, der dem österreichischen Cabinet, weil es von der anfänglichen Versicherung unveränderten Zusammenhaltens mit Frankreich zur Drohung bewaffneter Vermittlung übergegangen war, nicht mehr traute, vermochte nicht, es über sich zu gewinnen, auf die österreichischen Vorschläge irgend einzugehen; und so wurde Österreich, das lange zwischen Napoleon und den Verbündeten geschwankt hatte, „gleichsam wider seinen Willen" den Russen und Preußen in die Arme getrieben, die sich gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes durch ein Subsidienbündniß mit England gestärkt hatten.

England nämlich, dessen Cabinet von Lord Castlereagh geleitet wurde, gab an Rußland zum Unterhalt von 160,000 M. zehn Mill. Thaler, an Preußen zum Unterhalt von 80,000 M. fünftehalb Mill. Thaler: während es aber dafür von dem mächtigen Rußland keine Gebietsabtretung forderte, verlangte und erhielt es von Preußen dafür die Abtretung des Fürstenthums Hildesheim, der Grafschaft Lingen und der Landschaft Ostfriesland mit Einschluß Emden's, des besten Hafens in der Nordsee, an das Kurfürstenthum Hannover! Die preußische Diplomatie ließ sich übervortheilen und erhielt nur noch die Garantie der vor 1806 im preußischen Staate bestandnen Einwohnerzahl. Es lag am Tage, daß Preußen in Englands Augen als eine geschwächte und darum wenig rücksichtsvoll zu behandelnde Macht galt. Dadurch brachte England den preußischen Staat durch die Abnahme dieser Nordseeküste in einen unersetzbaren Verlust.

Die englischen Subsidien setzten die Verbündeten in den Stand, ihre Ausrüstungen zu vervollständigen. Da aber auch Napoleon durch den Waffenstillstand Zeit zu umfassenderer Verstärkung bekommen hatte, so setzten sie ihre Bemühungen um Österreich's Beitritt zu ihrer Sache mit verdoppeltem Eifer fort. Denn schon drei Tage vor dem Waffenstillstandsabschluß hatten sie eine Art Bürgschaft der Vorneigung Österreichs in der Übersiedlung des Wiener Hofs und Ministeriums nach Gitschin bei Prag erhalten, wodurch der Kaiser Franz den Hauptquartieren der beiden Verbündeten näher rückte. Am 28. Juni hatten letztere mit ihm eine persönliche Zusammenkunft zu Josephstadt. Aus den begonnenen Verhandlungen (zu Reichenbach), welche der seit 1809 dem österreichischen Cabinet vorstehende Staatskanzler Graf Clemens Wenzeslaus Lothar von Metternich leitete, ergaben sich eben die obenerwähnten an Napoleon gestellten und von ihm zurückgewiesenen Forderungen.

Nun trat Österreich mit der entschiedenen Erklärung auf, daß sein bisheriges Bündniß mit Frankreich nur bedingt fortgelten könne: denn Kaiser Franz werde „jeder Verbindlichkeit entsagen, die sich der

Wiederherstellung des Friedens in den Weg legen sollte." Um aber noch einmal zu versuchen, was sich ohne Waffengewalt von Napoleon erlangen lassen könnte, begab sich Metternich selbst nach Dresden, um in einer persönlichen Unterredung dem Napoleon Friedensvorschläge zu machen.

Nach Thiers' Eingeständniß waren Metternich's Vorschläge zum Frieden nicht nur gemäßigt, klug und wohlerwogen, sondern boten auch die vortheilhafteste Lösung, welche damals überhaupt noch für Frankreich zu hoffen stand.

Der Waffenstillstand vom 4. Juni war, wie selbst Thiers durch Thatsachen und Documente beweis't, damals von Napoleon nicht geschlossen worden, um den Weg zum Frieden zu finden, sondern um seine Rüstungen zu vollenden: denn um den Preis von Polen, den Rheinbund, Illyrien und die Hansestädte wollte er keinen Frieden, wiewohl diese Bedingungen Frankreich noch in dem Besitz der Rheingränze, Belgiens, Hollands, Westfalens und ganz Italiens ließen, also von einer Erniedrigung Frankreichs im Ernste nicht die Rede sein konnte. Sein Stolz litt es nicht, in etwas nachzugeben, und so zog er sich selbst die Katastrophe zu. Nach Außen wollte er der Welt glauben machen, er wolle den Frieden und nur das maßlose Begehren Österreichs und der vermittelnden Gegner mache es ihm unmöglich, einen Frieden einzugehen. Daher er denn auch nicht einmal seinen Getreusten von den mäßigen Forderungen Österreichs etwas sagte.

Der schlagende Beweis, daß er den Frieden nicht wollte, lag in dem Hinhalten des österreichischen Gesandten Bubna mittels Formfragen und vieler Schwierigkeiten, die bloß darum gestellt wurden, um ausreichende Zeit zu Rüstungen zu bekommen, die er rastlos betrieb. — Gegen das Ende des Juni kam Metternich nach Dresden, wo zwischen ihm und Napoleon jene berühmte Unterredung vorfiel, welche von des letztern Seite weniger die Annäherung, als die Trennung förderte. Thiers erzählt: „Als Metternich die Vorzimmer des Palastes Marcolini durchschritt, fand er sie mit fremden Gesandten und Offizieren angefüllt. Er stieß namentlich auf Berthier, der den Frieden wünschte, aber diesen Wunsch doch nicht dem Napoleon zu sagen wagte, dagegen ihn nur denen kund that, vor welchen er ihn hätte verbergen sollen. Beim Erscheinen Metternich's sprach sich eine Art ängstlicher Sorge auf den Mienen Aller aus. Berthier, der ihn bis zum Zimmer des Kaisers führte, sagte zu ihm: „Nun, bringen Sie uns den Frieden? Seien Sie doch vernünftig und lassen Sie uns diesen Krieg beendigen! wir haben dringend nöthig, daß er aufhört, und Sie wohl eben so sehr, wie wir!" Aus diesem Ton konnte Metternich entnehmen, daß die Berichte seiner Kundschafter völlig gegründet waren, welche ihm sagten, daß man überall in Frankreich, selbst im Heere, den Frieden dringend wünsche, — eine Thatsache, die nur unglücklicher Weise nicht dazu beitrug, unsere Feinde zum Frieden zu stimmen. Es wäre (fügt Thiers hinzu) ohne Zweifel besser gewesen, die Liebe zum Frieden mehr vor Napoleon, als vor Metternich zu zeigen; aber so sind einmal die Höfe, wo man nicht zu reden wagt: oft sagt man vor aller Welt, was man nur dem Herrn selber sagen sollte."

In der nun zwischen beiden Männern am 28. Juni vorgefallenen Unterredung, welche ohne Zeugen Statt fand, schlug (nach Thiers) Napoleon gleich anfangs einen unfreundlichen und schroffen Ton an und redete sich im Verlauf des Gesprächs immer lebhafter in jene Hitze hinein, von der er sich so oft bei diplomatischen Unterhandlungen hat hinreißen lassen. Er sagte unter Anderm höhnend: „Wollt Ihr den Krieg mit mir haben? Die Russen und Preußen haben es gewagt, mich anzugreifen; ich habe sie tüchtig geschlagen, obgleich sie Euch das Gegentheil versichern. Wollt Ihr denn auch an die Reihe kommen? gut, es sei! Ich gebe Euch ein Rendezvous in Wien im nächsten October!" Auf diese Ausbrüche erwiederte Metternich ruhig und begütigend. Wie er aber auf Drängen des Kaisers die verlangten Bedingungen aufzählte, ließ sich derselbe „brüllend wie ein Löwe" vernehmen. „Er war (sagt Thiers) so zu

sagen außer sich und man behauptet selbst, er habe gegen Metternich beleidigende Worte ausgestoßen," was der letztere indeß immer in Abrede gestellt hat. — — Nach Beitzke (im I. Thl.) gerieth er dabei in solche Heftigkeit, daß er, „seiner nicht mehr mächtig, in die Worte ausbrach: Ha, Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu vermögen, eine solche Rolle zu spielen? Bei dieser starken Beleidigung verfärbte sich Metternich: ein tiefes Schweigen folgt auf die heftige Rede und man fährt fort, in großen Schritten auf und nieder zu gehen. Der Hut des Kaisers ist zur Erde gefallen; man geht mehrmals vorüber. In jeder andern Lage würde sich Metternich beeilt haben, den Hut aufzuheben, jetzt wehrt es ihm die erlittene Beschimpfung. Der Kaiser hebt ihn selbst auf. Von beiden Seiten braucht man einige Zeit, sich wieder zu fassen."

Die Rede nahm hierauf wieder einen ruhigeren Gang; aber was auch Metternich weiter vorbrachte, vermochte den stolzen Imperator nicht zu bewegen. Vielmehr versetzte (nach Thiers) Metternich's Hindeutung, daß bereits das letzte Aufgebot französischer Jugend zu den Waffen gerufen sei, den Kaiser von Neuem in Aufregung: „Sie sind nicht Soldat, mein Herr! — rief er ihm zu — und haben nicht, wie ich, die Seele eines Soldaten: Sie haben nicht im Lager gelebt und dort Menschenleben verachten gelernt, wenn es sein muß: was gelten mir 200,000 Menschen!" — „Öffnen wir, Sire, soll darauf Metternich geantwortet haben, — öffnen wir Thüren und Fenster, damit ganz Europa sie vernehme, und die Sache, die ich bei Ihnen vertrete, wird nichts dabei verlieren!" Obgleich nun Napoleon wieder ruhiger wurde, so blieb er doch im Puncte der ihm proponirten Bedingungen unbeugsam, und als Metternich ihm noch einmal vorstellte, daß er im Namen eines Verbündeten, Freundes, Vaters spreche, der seine Vermittlung für Napoleon auf die Gefahr hin einlege, daß die Welt sie parteiisch finden werde, brach der Kaiser wieder los und sagte: „Wie, Sie beharren darauf? Sie wollen mir immer nur Gesetze vorschreiben? Gut, Sie sollen Krieg haben, aber auf Wiedersehen in Wien!"

So ist denn jener französische Geschichtschreiber hierin der deutschen Auffassung gerechter geworden. Nach ihm ist in dieser Sache „Napoleon der Mann der Ränke und Winkelzüge, Metternich der sorgsame, aufrichtige Warner gewesen", während die französische Darstellung Fain's, Bignon's 2c. ihren Herrn und Meister als „das unschuldige Opfer der Ränke und Perfidie der Gegner" aufzuzeigen suchten.

Die Folge dieser Unterhandlung war, daß einerseits Napoleon auf die österreichische Forderung einer Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts nicht eingieng und lieber selbst auf das bisherige Bündniß mit Österreich verzichtete, anderseits daß Kaiser Franz nunmehr als unabhängiger Vermittler einen Friedenscongreß in Gitschin beantragte, welchen Napoleon, der sich nun allein stehend sah, nicht nur annahm, sondern ihn auch zu einer Unterhandlung über einen europäischen Frieden zu erweitern vorschlug. Ja er verlangte die Zusatzerklärung, „daß, wenn am 20. Juli eine der beiden kriegführenden Parteien den Waffenstillstand aufkündigen würde, die Unterhandlungen auf dem Congreß darum keine Unterbrechung erleiden sollten."

Obgleich sich Österreich auf den letztern Antrag nicht einließ, so erkannte doch nun Napoleon unbedingt das Vermittlungsamt Österreichs an und ließ sich auch die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. Aug. gefallen, um den in Prag am 5. Juli eröffneten Friedensverhandlungen den nöthigen Raum zu lassen. Denn einen Frieden hoffte er und brauchte er, und glaubte, daß auch die Verbündeten ihn ernstlich wollten.

Allein den Verbündeten konnte es bei Napoleon's geringer Nachgiebigkeit, bei der vorgerückten Ausdehnung ihrer Rüstungen, bei der allgemeinen Stimmung ihrer Völker und bei ihrer nun durch Österreichs Stellung errungenen Übermacht, unmöglich um einen Frieden zu thun sein, der dem französischen Imperator den größten Theil seines Machtbodens belassen und somit die Gefahr für Europa nur verlängert hätte. Daher suchten die preußisch-russischen Bevollmächtigten (Staatsrath Wilhelm von Humboldt und Staatsrath von Anstett) jede förmliche Unterhandlung zu meiden, und auch Metternich war bemüht, jede persönliche Annäherung der französischen Bevollmächtigten (Coulaincourt und Narbonne) an dieselben zu verhindern.

So kam der letzte Tag des Waffenstillstandes herbei und der Congreß „nahm ein Ende, ohne daß er einen Anfang genommen hatte." Zwei Tage darnach suchte nun zwar Napoleon sich durch seine Gesandten mit Österreich allein zu verständigen: er wollte Warschau hergeben, doch ohne Danzig; Illyrien abtreten, doch ohne Triest; Preußen herstellen, doch nur bis an die Oder; am Ende hätte er doch alles von Metternich Geforderte zugestanden, wenn nicht der Wiener Hof, der sich den Verbündeten so nahe gestellt hatte, erklärt hätte, daß es zu spät sei. Denn noch an demselben Tage, den 12. Aug. erließ Österreich seine Kriegserklärung an Napoleon und begleitete sie mit einer (von Fr. v. Gentz verfaßten) Denkschrift, worin es die Gewaltsamkeit der napoleonischen Politik darlegte, aber sich hütete, der deutschen Begeisterung und den nationalen Hoffnungen die geringste Nahrung zu geben.

Was somit die Weisheit der Cabinette zur Befreiung Deutschlands vom Fremdjoch zu ersinnen und zu thun sich bemühte, war wenig anzuschlagen; ohne Gottes besondere Fügung und Leitung wäre sie nicht zu Stande gekommen. Denn hätte Napoleon nachgegeben, so hätte der dadurch gewonnene Frieden doch nur die Fortdauer der Knechtschaft besiegelt und alles Feuer der Begeisterung hätte sich kläglich in sich selbst verzehrt, ohne dem Tag der Freiheit zu leuchten.

5. Kapitel. Fortsetzung des Freiheitskriegs.

1. Kriegsplan der Verbündeten: Stellung der Nordarmee, des böhmischen und des schlesischen Heers. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg; der Kronprinz von Schweden; Blücher. Stimmung im preußischen Volk und Heer. Stimmung im französischen Heer. Eintracht unter den Verbündeten.

Napoleon, der längst das von allen Seiten gegen ihn zusammenziehende Ungewitter erkannte, war während jener Friedensverhandlungen in aller Weise auf seine Verstärkung bedacht gewesen, so daß sich beim

Wiederbeginn des Kampfes seine Streitkräfte auf 515,000 M. beliefen, davon die um ihn bei Dresden versammelte und von ihm selbst befehligte Hauptarmee 181,000 M., die Armee Ney's in Schlesien 130,000 M., die zum Angriff auf Berlin bestimmte Armee Oudinot's 72,000 M., die Armee Davoust's in Hamburg 37,000 M., das bayerische Heer unter Wrede 25,000 M., die Armee des Vicekönigs in Italien 50,000 M. und die Reserve, meist unter Augerau, gegen 20,000 M. betrug.

Von den Verbündeten hatte das verkleinerte Preußen die meiste Anstrengung gemacht, da das ganze Volk in Waffen stand und alle Provinzen gewetteifert hatten, die nöthigen Streiter vom 17. bis zum 30. Jahre zu stellen, so daß die preußische Streitkraft an Zahl sowohl die russische, als auch die österreichische übertraf: denn Preußen allein stellte 277,000 M., Rußland 249,000 M., Österreich 264,000 M. und wenn man dazu die Schweden mit 18,000 M. (denn nur so viel brachte der Kronprinz anstatt der versprochenen 24,000 mit herüber) rechnet, so betrug die Gesammtzahl der verbündeten Heere 808,000 M. und überwog demnach die Streitkraft Napoleon's um 215,000 M. Da sich aber die Macht der Verbündeten sehr zertheilen mußte, so blieben zum Kampf gegen die französische Hauptarmee in Sachsen nur 130,000 M. zu verwenden.

Bereits am 9. Juli hatten der König von Preußen, der Kaiser von Rußland und der Kronprinz von Schweden mit ihren Stabsgeneralen und Diplomaten bei einer Zusammenkunft in dem Hatzfeldischen Städtchen Trachenberg (in Schlesien) den neuen Kriegsplan besprochen und die Entwerfung desselben dem Kronprinzen von Schweden mit dem preußischen General v. Knesebeck, dem russ. General Toll und dem schwed. Grafen Löwenhjelm übertragen. Diesem von den Monarchen gebilligten Entwurfe gemäß wurden drei Heere aufgestellt: 1. Das böhmische Heer oder das in Böhmen stehende, gegen Napoleon selbst bestimmte Hauptheer von 250,000 M. unter Wittgenstein und Barclay, in dessen Nähe sich Friedrich Wilhelm und Alexander befanden; 2. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, zum Theil gegen Davoust in Hamburg, größtentheils aber (an 80,000 M.) zum Vorgehen über die Elbe gegen Leipzig bestimmt; 3. Das schlesische Heer unter Blücher mit 100,000 M. mit der Bestimmung zum Übergang über die Elbe zwischen Torgau und Dresden und zur Vereinigung mit der Nordarmee. Je nachdem Napoleon das eine oder das andere dieser drei Heere angreifen würde, sollten die andern ihm in den Rücken zu kommen suchen. Im Allgemeinen sollten alle sich gegen den größten Machtvereinigungspunct des Feindes richten, einzeln aber der Übermacht desselben ausweichen.

Bei der Wahl eines Oberfeldherrn über alle verbündete Heere begaben sich die Monarchen jedes Anspruchs auf dieses Amt und übertrugen es dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Karl von Schwarzenberg, der in der Kraft der Jahre stehend, von Jugend auf im Felde gedient, in Ungarn seine Schule gemacht, in den französischen Revolutionskriegen am Rhein gekämpft und in den nachfolgenden Kriegen gegen Napoleon seine weitern Erfahrungen gesammelt, überall aber durch Tapferkeit und Einsicht sich ausgezeichnet, nicht minder auch bei diplomatischen Sendungen viel Geschick bewiesen hatte.

Der Oberbefehl über Heere so verschiedener Nationen war um so schwieriger, je mehr andersartige Einflüsse auf denselben sich geltend machten, namentlich je weniger sich Kaiser Alexander enthalten konnte, in denselben sich einzumischen, wobei er vorzüglich den Rath des französischen Generals Moreau aus der Zeit der Republik (s. XXV. 9, 3. XXVI. 1, 1.) benützte, welcher, von Haß gegen Napoleon getrieben, aus Amerika nach Europa zurückgekehrt und, der Einladung Alexanders folgend, von Gothenburg aus in das Hauptquartier der Verbündeten gekommen war. — Dazu kam, daß der Kronprinz von Schweden, als geborner Franzose, der früher 29 Jahre hindurch in den Reihen seiner Landsleute für sein Vaterland Frankreich gefochten hatte, nur mit Überwindung den Kampf gegen dasselbe aufnahm, dessen Ausgang ihm noch dazu so ungewiß erschien und dessen Zweck für ihn keine andere Bedeutung hatte, als seinem Schweden das ihm für den Verlust von Finnland versprochene Norwegen den Dänen abzuzwingen: daher er in diesem Freiheitskriege seine Schweden möglichst schonte und darum häufig nur hemmend und hindernd am Kampfe sich betheiligte. — Schon diesen Einflüssen und Hindernissen gegenüber besaß Schwarzenberg Besonnenheit, Selbstverleugnung und Geduld genug, welche letztere wohl jedem andern der damals in Frage gekommenen Kriegsführer bald ausgegangen wäre. Da er nun noch dazu von seines Hofes besonderer Politik abhängig war, so war es kein Wunder, wenn er oft überbehutsam verfuhr und aus Vorsicht und Rücksicht weniger Thatkraft, als außerdem, zeigen, noch überhaupt ein, der großen Zeit vollangemessenes Kriegsführertalent bekunden konnte.

Weit kühner und unternehmender, obwohl von geringerer kriegswissenschaftlicher Bildung war der alte kräftige **Blücher**, dessen Muth das Unglück des Jahres 1806 nicht gebeugt und dessen Vertrauen auf die Wiederherstellung Preußens nie gewankt hatte. Begabt (wie oben Kap. 3, 4. näher angegeben) mit einem Scharfblick für die Herausfindung des kriegerischen Werthes der ihm nahenden Männer, und fähig, mit schnellem Blick den entscheidenden Moment zu erkennen und zu erfassen, dabei erfüllt von einem gewaltigen Zorn gegen die Franzosen und ihren Herrscher, der sein preußisches Vaterland so erniedrigt hatte, war er, ungeachtet mancher ungeordneten Triebe und Gewohnheiten, durch seine natürliche Thatkraft und gewissermaßen gerade durch jenes Zornfeuer mehr, als alle Anderen, geeignet, an der Spitze eines Heeres alle Zaudernden und Zögernden mit sich fortzureißen und unbedenklich durch andringende Hindernisse hindurchzustürmen. Von den, seinen Stab bildenden Generalen waren es, nach Scharnhorst's Tode, noch der edle, tiefschauende Gneisenau und der treffliche Grolmann, die ihn wesentlich unterstützten. Damit er aber durch Übereilung und Sorglosigkeit nichts verderben könnte, übergab man ihm die schlesische Armee, der man nur eine Nebenstellung zu geben gedachte. Zu welch einer hohen Stufe des Ruhms der Heldengreis mit dem weißen Haar gerade mit diesem Heere emporsteigen werde, ahnete noch Niemand.

Von den vier verbündeten Nationen waren die Preußen, bei welchen es sich um Sein oder Nichtsein ihres Vaterlandes handelte, am stärksten und andauerndsten von patriotischer Kriegslust und enthusiastischem Thatendrang erfüllt. Die Russen spürten zum Kampf im und für's Ausland keine große Lust und folgten nur dem Willen ihres Kaisers, dem es um die vollkommene Demüthigung Napoleon's und um neue Ausdehnung des russischen Einflusses auf Mitteleuropa zu thun war. Die Schweden sahen sich durch ihren Führer von allem entscheidenden Eingreifen zurückgehalten; die Österreicher, welche durch keine solche Läuterungsschule, wie die Preußen, hindurchgegangen waren und noch vielfach in den Mißbräuchen des alten langsamen Kriegssystems

befangen waren, hatten nur die Erinnerung an das von Frankreich erlittene Unrecht und die Hoffnung ihres Kaisers auf den Wiedergewinn verlorener Provinzen zum Antrieb bei der Übernahme ihres kriegerischen Antheils. Diese vier Nationen hatte man, um die Sache der Verbündeten zu einer gemeinsamen zu machen, in den drei Heeren gemischt vertheilt, so daß das böhmische Heer aus Österreichern, Preußen und Russen, die Nord-Armee aus Preußen, Russen und Schweden, das schlesische Heer aus Preußen und Russen bestand.

Auf französischer Seite war die Einheit des Willens, der Hülfsmittelreichthum des napoleonischen Genie's und der Vortheil der centralen Stellung; dagegen große Entmuthigung des Heeres und merklicher Kriegsüberdruß unter den Generalen, die ihre einzige Hoffnung auf den Glücksstern ihres Kaisers und auf etwaige Fehler der Verbündeten setzten. Auf der Seite der Verbündeten fand sich Eintracht der Monarchen, die Übermacht an Reiterei und Geschütz und der Enthusiasmus des preußischen Volks, dagegen der vielfach sich widersprechende Einfluß der Politik und Kriegsführung und die Nachtheile einer peripherischen Stellung.

2. Schwarzenberg's Aufbruch gegen Dresden. Napoleon's Bewegung gegen Schlesien und Wiederkehr nach Dresden. Schwarzenberg's Verlust bei Dresden. Gleichzeitiger Sieg Blücher's an der Katzbach, Kleist's bei Kulm, Bülow's bei Großbeeren; Jubel in den deutschen Landen.

Als am 10. August die nächtlichen Feuerzeichen auf den böhmischen Bergen aufloderten, brach das schwarzenbergische Hauptheer mit den drei Monarchen aus Böhmen auf und nahm seine Richtung nach Leipzig, um von rückwärts her den Kaiser Napoleon aus seinem mit erneuerten und erweiterten Befestigungen umgebenen Mittelpuncte Dresden hinwegzulocken. Napoleon dagegen machte eine Bewegung nach Schlesien, um den Schwarzenberg von seinem Zuge abzulenken. Dieser aber ließ sich im Vorrücken nicht irren und stand am 24. Aug. zwei Meilen vor Dresden, wo St. Cyr mit nur 20,000 M. von Napoleon zurückgelassen worden war. Statt nun rasch den St. Cyr zu überfallen, zögerte Schwarzenberg mit dem Angriff und gab dadurch dem Kaiser Napoleon Zeit, nach Dresden zurückzukehren.

Die Schuld jener unglücklichen Zögerung wird vorwiegend der Eifersucht Barclay's auf Schwarzenberg zugeschrieben.

Unterdessen hatte sich auch Blücher in Bewegung gesetzt und, weil eine feindliche Abtheilung in das neutrale Gebiet gestreift war, sich durch die Übereinkunft, fünf Tage nach dem Schlusse der Waffenruhe noch keine Waffen zu gebrauchen, nicht abhalten lassen, hervorzubrechen. Als die noch versammelten Kriegscommissäre es ihm wehren wollten, antwortete Blücher schriftlich: „die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müssen

nun ein Ende haben, er werde den Takt ohne Noten schlagen!" Er drängte hierauf den Marschall Ney zurück und hätte ihn sicher bei Löwenberg und Haynau von seinem Hauptheere abgeschnitten, wenn der russische General Langeron dem Befehle Blücher's nicht den Gehorsam versagt hätte. So konnte Napoleon zu Ney stoßen und mit diesem Blücher'n bedrohen, der sich aber seiner Vorschrift gemäß vor der Übermacht zurückzog, dennoch aber noch durch einzelne Angriffe den Kaiser hinhielt, um ihn von Dresden abzuhalten, das Schwarzenberg anzugreifen im Begriff war. Als Napoleon dieß merkte, kehrte er nach seinem Zusammentreffen mit Murat in Görlitz, der aus Neapel, jedoch ohne Heer, gekommen war, nach Dresden zurück, um es noch zu retten.

Anstatt sich nun nach verfehltem Momente zurückzuziehen, begann Schwarzenberg am 26. Aug. den Sturm auf die Verschanzungen Dresden's und war schon in die Vorstädte eingedrungen, als Napoleon gegen Abend durch zwei Thore einen mächtigen Ausfall machte und die Verbündeten allenthalben zurückdrängte.

Am Nachmittag dieses Tages stürmten die Verbündeten die Redoute vor dem Moczinskischen Garten. Bereits hatte ein Theil die Höhe der Mauern erstiegen, keiner aber wagte sich noch auf die Brustwehr, weil das Feuern von der nahen Stadtmauer zu heftig war. „Da fiel mir ein (schreibt der schon erwähnte englische General Wilson) was ich Österreich, England und mir selbst schuldig sei; ich saß ab, kletterte über die Pallisaden und erreichte mit großer Anstrengung die Höhe der Brustwehr, schwang mich hinauf, nahm meine Mütze ab, rief dreimal Hurrah! und sprang in die Batterie hinunter. Mein Ruf wurde von allen Leuten jedes Rangs um mich her beantwortet, und fast augenblicklich war die Redoute von Hunderten erstiegen und besetzt." — Hatte auch diese Bravour keinen erheblichen Einfluß auf den weitern Gang der Schlacht, so ist durch die Gesinnung, die in jenen Worten des Engländers lag, höchst ehrenwerth. Wilson genoß auch Blücher's väterliche Liebe.

Die einbrechende Nacht hätte nun zu einem gesicherten Rückzug benützt werden können: so aber zögerte Schwarzenberg damit und gab dadurch Napoleon Zeit, eine bedeutende Verstärkung an sich zu ziehen. So kam es, daß der zweite Tag der Schlacht bei Dresden den Sieg in Napoleon's Hand legte und das Heer der Verbündeten, obwohl dessen Centrum noch unbesiegt war, mit einem Verlust von 2000 Todten und Verwundeten und 13,000 Gefangenen zurückweichen mußte.

Murat zersprengte nämlich den linken Flügel der Österreicher und schnitt einen Theil desselben vom Centrum ab; Ney schlug den rechten Flügel, wo Barclay es wegen des stark herabströmenden Regens am rechten Eingreifen fehlen ließ. Als aus dem französischen Centrum eine Batterie gegen die Röcknitzer Höhen zu feuern aufhörte, weil die Entfernung zu groß sei, befahl Napoleon dennoch fortzufeuern. Da zerschmetterte eine Kanonenkugel dem General Moreau, der gerade auf jener Höhe hinter dem Kaiser Alexander ritt, beide Beine. Der Verwundete wankte eine Zeit lang und warf sich dann vom Pferde; dieses aber sank jetzt auch um und wälzte sich sterbend auf seinen Reiter. Als man ihm Luft gemacht hatte, richtete er sich ein wenig empor, warf einen Blick auf seine zerschossenen Beine, und rief: C'est passé avec moi! Mon affaire est faite! Kaiser Alexander, davon tief ergriffen, befahl schnelle Hülfe, aber da sich kein Oberarzt in der Nähe befand, wurde der Verwundete zur Noth verbunden und nach Nöthenitz gebracht, wo der kaiserliche Leibarzt sich genöthigt sah, ihm beide Beine, eines nach dem andern, abzunehmen. Moreau benahm sich auf das Standhafteste und gab keinen Laut des Schmerzes von sich, ja verwies den Umstehenden, welche die Zeichen ihrer Theilnahme nicht zurückhalten konnten, ihren Kleinmuth. Hierauf wurde der Wundfieberkranke in einem Tragsessel mehrere Tagreisen weit nach Laun in Böhmen gebracht, wo er noch mit sicht-

licher Aufregung von den unterdeß erfochtenen Siegen der Verbündeten hörte: es waren Siege über Frankreich! daher er kein Wort mehr äußerte, sondern am andern Morgen darauf (den 30. Aug. sechs Tage nach seiner Verwundung) starb. Sein Tod diente zum Triumph Napoleon's, der mit allen Franzosen darin eine göttliche Strafe für seines ehemaligen Nebenbuhlers Verrath an ihm und an Frankreich sah.

Das Unglück bei Dresden und Napoleon's Triumph darüber wurde aber für die Verbündeten fast zu gleicher Zeit durch drei bedeutende Siege über drei französische Marschälle gemindert. Denn Blücher schlug mit dem schlesischen Heere den Marschall Macdonald, welchen Napoleon gegen ihn hatte stehen lassen, an der Katzbach so kräftig auf das Haupt, daß er nachher ungeachtet des darauffolgenden hitzigen Gefechtes bei Bunzlau über die Bober bis Bautzen vordringen konnte, wo ihm Napoleon wieder mit der Hauptmasse entgegentrat, vor der sich Blücher seiner Pflicht gemäß zurückzog, zufrieden, Schlesien gerettet zu haben. Auf einer andern Seite besiegten die Generale Ostermann und Kleist den Marschall Vandamme bei Kulm und retteten dadurch das im Rückzug von Dresden nach Böhmen begriffene Hauptheer Schwarzenberg's. Im Norden aber trug Bülow über den Marschall Oudinot, der die Nordarmee angriff, in der Schlacht bei Großbeeren, die er bei der berechneten Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden auf eigene Verantwortung übernahm, den Sieg davon.

Die Schlacht an der Katzbach (einem Gebirgsfluß mit dem Nebenflusse Neiße, zwischen Jauer und Liegnitz) begründete Blücher's Feldherrnruhm. Als nämlich Napoleon aus Schlesien zur oberwähnten Rettung Dresdens zurückeilte, ließ er den Marschall Macdonald mit 75,000 M. gegen Blücher stehen. Sobald Blücher gewahr wurde, daß ihm nicht mehr Napoleon gegenüberstehe, befahl er am 26. Aug. ein allgemeines Vorrücken, obgleich das schon erwähnte Regenwetter noch anhielt und den Seinen in's Gesicht schlug. Weil nun Macdonald glaubte, Blücher stehe mit dem schlesischen Heere noch bei Jauer, so dachte er noch ganz bequem über die Katzbach kommen zu können, und fieng an, an jenem selben Tage den Fluß zu überschreiten, um wo möglich Blüchern zu umgehen. Unterdeß war aber Blücher in die Nähe gerückt und voll Begierde nach einer Schlacht. Während die Franzosen über die vom Regen angeschwollene Katzbach und Neiße drangen und bereits die Vorhut der Preußen angegriffen und die steile Höhe bei Oberweinberg zu gewinnen im Begriff waren, hieß Blücher den General Sacken ein Kanonenfeuer eröffnen, den General York aber sich mit dem Angriff bereit halten, und feuerte selbst durch Reden alle Truppentheile an. Als der Feind nun größtentheils über die Katzbach gesetzt war und theilweise schon den Bergrand erstiegen hatte, sagte Blücher: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun Vorwärts!" Unaufhaltsam gieng's an den Feind. Weil wegen des Regens viele Flinten nicht losgiengen, so drehten die Soldaten eines brandenburgischen Bataillons die Gewehre um und erschlugen den größten Theil eines französischen Bataillons buchstäblich mit den Kolben. Als aber die französische Reiterei vorbrach und der Sieg sich auf die französische Seite wenden wollte, da zog Blücher selbst den Säbel und stürmte an der Spitze seines Geschwaders mit dem Ruf: „Vorwärts!" und „Hurrah!" in den Feind, und siehe: bald waren die Franzosen den steilen Rand hinab gegen die „wüthende Neiße" geworfen, wo sie entweder ertranken oder gefangen oder erschlagen wurden. Macdonald selbst, der die angeschwollene Katzbach noch im Rücken hatte, entkam mit genauer Noth wieder hinüber, indeß seine Nachhut von den Russen erreicht wurde. — In diesen verschiedenen Gefechten, welche den gemeinsamen Namen „Schlacht an

der Katzbach" bekamen, eroberte Blücher 103 Kanonen und nahm 3 Generale mit 18,000 M. gefangen. Die Franzosen hatten einen Verlust von 12,000 Todten oder Verwundeten, während der Verlust für die Verbündeten nicht bedeutend war. Seit diesem glänzenden Siege fiengen selbst die Russen an, vor Blücher Respect zu bekommen und gaben dem greisen Helden den Namen „General Vorwärts!"

Die Schlacht bei Kulm und ihr glücklicher Erfolg richtete den gedrückten Muth der schwarzenbergischen Hauptarmee wieder auf und dämpfte den französischen Jubel über den Dresdener Sieg. Als nämlich General Vandamme auf Napoleon's Befehl nach Überschreitung der Elbe in das böhmische Gebirg eindrang, um die nach Böhmen zurückgehende österreichische Hauptarmee von ihrer Verbindung mit den übrigen Heeren der Verbündeten abzuschneiden, erkannte Prinz Eugen von Württemberg, der auf dem äußersten rechten Flügel eine abgesonderte Stellung hatte, die Gefahr für die Hauptarmee und hielt mit seinem kleinen Corps den ganzen Tag (es war der 26. Aug.) den nachdringenden Vandamme auf; dann zog er sich am 27. auf das Corps des russischen Generals Ostermann zurück, der nun, gleichfalls die Nothlage erkennend, mit Gefahr völliger Aufopferung der Kaisergarde den auf Teplitz vordringenden Vandamme am 28. und 29. August mit aller Anstrengung in mehreren Stellungen aufhielt. Bereits sah der verdienstvolle Ostermann sich auf Kulm zurückgedrängt: da bekam er von dem Könige von Preußen, der von seiner Noth Kunde erhielt, eine Verstärkung, die aber noch zu schwach war, den Feind aufzuhalten. Indeß waren schon einige Tausende von der Garde gefallen und Ostermann selbst hatte durch eine Kanonenkugel seinen linken Arm verloren, als endlich größere russische Verstärkung erschien und dem Vordringen Vandamme's Einhalt that. Als Vandamme am folgenden Morgen, d. 30. Aug., seinen Angriff wiederholte, fand er die in der Nacht durch Barclay's Ankunft verstärkte russische Streitmacht so überlegen, daß er zu weichen begann. Da erschienen plötzlich auch die Preußen unter Kleist auf den Höhen von Nollendorf und fielen ihm in den Rücken. So zwischen zwei Feuer gekommen, wurde Vandamme mit 10,000 M. gefangen und bekam nachher im Kreml zu Moskau Zeit, dem geträumten Marschallsstab nachzusehen und über seine früheren (im J. 1807) an Schlesien und nachher während seiner Schreckensherrschaft in den Hansestädten (besonders in Bremen) begangenen Unbilden nachzudenken. — (In Bezug auf den durch das Kleist'sche Corps herbeigeführten günstigen Ausgang der Kulmer Schlacht bemerkt selbst Thiers, der französische Geschichtschreiber der Kaiserreichs: „Und dennoch wären die Alliirten bei Kulm nicht fertig worden, wenn nicht — — ein halb verlornes preußisches Corps einen verzweifelten Rettungsversuch gemacht und unbeabsichtigt für sie eine neue Wendung herbeigeführt hätte, deren Urheberschaft man dem Kaiser Alexander hat zuspielen wollen, die aber nur dem mannhaften Entschluß der Preußen, durchzubrechen oder zu sterben, zu verdanken war.")

Die Schlacht bei Großbeeren (zwei Meilen von Berlin) war zwar schon am 23. Aug. vorgefallen, die Nachricht davon aber erst am 29. an Napoleon gelangt. Der gegen die Nordarmee der Verbündeten von Napoleon mit 66,000 M. entsandte Marschall Oudinot traf zuerst auf das Corps Tauentzien's, drängte es zurück und hatte bereits das von Sümpfen umgebene Dorf Großbeeren eingenommen und in Brand gesteckt, als Bülow mit den Pommern und Brandenburgern dem Tauentzien zu Hülfe kam, und diese, weil von dem beständigen Regen jener Tage das Pulver naß geworden war, tapfer mit den Kolben losschlugen, bis die Franzosen flohen, während nur die Sachsen, wiewohl vergebens, stärkern Widerstand leisteten. Der Kronprinz von Schweden selbst hatte sich bei der ganzen Affaire nicht gerührt, und erst nach dem Siege der Preußen schickte er eine einzige Batterie ab, die noch hinterdrein schoß.

3. Rettung Berlin's durch das Gefecht bei Havelberg. (Körner's Tod bei Wöbbelin.) Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden. Bülow's Sieg bei Dennewitz über Ney. Der Teplitzer Vertrag unter den Verbündeten.

Da der Kronprinz von Schweden nach der Schlacht bei Großbeeren, seiner Sonderpolitik gemäß, die Verfolgung des Feindes nicht zugab, so machte Oudinot nach Wiedersammlung seiner Kräfte eine neue Wendung gegen Berlin; allein der preußische General Hirschfeld schlug den von Magdeburg aus vordringenden General Girard in dem glänzenden Gefechte bei Havelberg und rettete dadurch die Hauptstadt Preußens, wiewohl der Kronprinz parteiischer Weise diese Ehre dem russischen General Czernitschew zuzuschreiben suchte.

Kurz vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte Marschall Davoust in Hamburg von Napoleon den Befehl bekommen, von der Niederelbe aus vorzudringen und sich mit Oudinot zur Einnahme Berlin's zu vereinigen, die Schweden in's Meer zu werfen, Stettin und Cüstrin zu entsetzen und Danzig zu bedrohen. Davoust drang jedoch zu langsam vor, und als Oudinot's Unternehmung auf Berlin gescheitert war, zog sich Davoust in seine frühere Stellung zurück. Während dieser einzelnen Züge fielen zwischen ihm und dem ihm gegenüber gestellten Corps Wallmoden's einige kleinere Gefechte vor, und unter diesen am 26. Aug. (also zugleich am Tage von Katzbach) das Gefecht bei Wöbbelin. Die Veranlassung dazu gab ein Streifzug, den Major von Lützow mit einer kleinen Abtheilung seines Corps von Warsow aus nach Gottesgabe (3 Stunden westlich von Schwerin) machte: unweit Rosenhagen, rechts an der Straße von Gadebusch nach Schwerin, wurde ihm die Annäherung eines feindlichen Proviantwagenzuges gemeldet. Sogleich ließ er durch Kosaken den Transport aufhalten, indeß er selbst mit seinen Jägern der aus Infanterie bestehenden Bedeckung den Rückzug abschnitt, so daß diese sich theils in das nahe Gehölz, theils in die Gräben flüchtete und daraus auf die Lützow'schen Reiter feuerte. Da sprengte Theodor Körner, Lützow's Adjutant, auf seinem Schimmel über einen Graben, aus welchem Schüsse gefallen waren, und machte mit einigen ihm folgenden Kameraden einen Angriff, um den hinter Bäumen und Gebüsch hervorschießenden Feind aus dem Versteck aufzujagen. Vergebens ließ ein alter Rittmeister, der den ungleichen Kampf gewahrte, die Freiwilligen durch ein Trompetenzeichen zurückrufen. Da pfiff aus dem Dickicht eine Kugel, welche den 22jährigen Heldenjüngling und Freiheitssänger in die Brust traf. Während ein Theil seiner Kameraden seinen Fall rächte und die andern ihm zu Hülfe eilten, starb Körner mit den Worten: Lebt wohl! — Man brachte auf dem Weiterzug mit den erbeuteten Proviantwägen seinen Leichnam in ein Bauernhaus des Dorfes Wöbbelin, wo sich's fand, daß ihm die Kugel unter der Herzgrube bis in's Rückenmark gedrungen war. Seine vertrauten Freunde (darunter Ackermann, v. Nostitz und v. Thümmel) besorgten einen Sarg, bekränzten sein Haupt mit einem Eichenkranz und bestatteten ihn in der Nähe des Dorfes unter einer von den zwei auf der Feldflur einzeln stehenden hohen Eichen (jetzt die „Körnerseiche" genannt). In seiner Brieftasche fand man, mit Bleistift geschrieben, den letzten Erguß seiner vaterlandsliebenden Begeisterung: „das Schwertlied". — Zurückgekehrt von der stillen Bestattung in das Lager bei Wöbbelin mußte das Corps sich sogleich gegen ein ausgesandtes Detaschement Davoust's vertheidigen, der bei Schwerin stand und den Überfall jenes Transports rächen wollte. Doch blieb es nur bei einem Vorpostengefecht, weil Davoust aus dem oben angeführten Grunde für gut fand, wieder nach Hamburg zurückzukehren. Nun erst konnten Körner's Waffengefährten dem Gefallenen eine würdigere Todtenfeier bereiten, die bei mondheller Nacht durch einen Sängerchor an der Grabstätte abgehalten wurde.

Einige Wochen darauf, am 16. Sept., erhielt Lützow vom General Wallmoden den Befehl, mit seinem Freicorps am Gördewalde die feindlichen Vorposten anzugreifen. Als er

aus dem Walde hervorbrach, um sich auf die französische Reiterei zu werfen, zog sich diese hinter ihre Infanterie zurück, und nun entspann sich das hitzige Gefecht an der Görde, in welchem Lützow in den Unterleib verwundet und das oben (K. 3, 2. a. E.) erwähnte Heldenmädchen Eleonore Prochaska fiel. Das Gefecht gieng aber für die Verbündeten günstig aus: der Feind verlor 6000 Gefangene und brachte nur 2000 M. nach Hamburg zurück.

Die fortwährende Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden war so groß, daß die preußischen Generale den Verdacht faßten, „er suche absichtlich ihr Verderben." Selbst auf Bülow's anspornende Vorstellungen, über die Elbe zu gehen und den Feind zur Räumung des rechten Ufers zu zwingen, regte er sich nicht, sondern beschränkte sich nur auf Vorpostengefechte. Daher wollte Napoleon einen neuen Versuch gegen die Mark und Berlin machen und gab an Oudinot's Stelle dem unternehmenden Marschall Ney (dem „Roland des Heers") den Oberbefehl, obgleich derselbe eigentlich noch nie ein ganzes Heer im Feld befehligt hatte.

Da es der Kronprinz abermals vermied, den neuen, gegen das Nordheer anrückenden Feind anzugreifen, sah er sich vielmehr von diesem angegriffen. Nachdem Ney mit 75,000 M. die preußische Vorhut unter Tauentzien (bei Woltersdorf und Zalmsdorf), ja schon den linken Flügel des Nordheers zurückgedrängt hatte, erkannte General Bülow die Gefahr des Centrums und des rechten Flügels und beschloß, im Verein mit Tauentzien, dem Feinde in die linke Flanke und in den Rücken zu fallen. Es gelang und der am 6. Sept. mit 50,000 Preußen über den Marschall Ney erfochtene Sieg in der Schlacht bei Dennewitz (an der Straße von Wittenberg auf Jüterbogk) brachte dem feurigen und doch besonnenen preußischen Feldherrn unvergänglichen Ruhm.

Obgleich Bülow im Anfang dieser Schlacht bereits eine französische Division zur Auflösung gebracht hatte, war Ney doch noch übermächtig, und da der Kronprinz von Schweden den General Bülow nicht unterstützte, ja selbst das zum Bülow'schen Heere gehörige Corps Borstell's zurückhalten wollte, so wäre der Sieg noch lange zweifelhaft gewesen, wenn nicht General Borstell ohne Befehl des Kronprinzen dem Bülow noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre und tapfer beigetragen hätte, die Franzosen sammt den Sachsen und Württembergern in die Flucht zu schlagen, auf der sie zumeist von der preußischen Landwehr niedergemacht wurden. Ney entkam auf der Flucht, von einigen hundert Polen gedeckt, und verlor, außer vielen Todten und Verwundeten, 15,000 Gefangene. Preußischer Seits waren 9000 gefallen. Als der Sieg schon errungen war, kam der Kronprinz herbei, verweigerte aber seine Reiterei zur Verfolgung und suchte den Ruhm Bülow's in einem mehrfach unrichtigen Schlachtbericht zu schmälern. Bülow wurde aber von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben und mit dem Ehrennamen „von Dennewitz" geschmückt.

Napoleon, der diese Niederlage Ney's dießmal nicht verhehlen konnte, schob die Schuld derselben auf die Sachsen, die über diesen schlechten Dank für ihr treues Aushalten bei dem Unterdrücker Deutschlands von diesem Augenblick an sich voll tiefer Erbitterung im Herzen von ihm abwandten.

In preußischen Landen aber und wo man sonst noch deutsch fühlte, erregten die sich drängenden Botschaften so vieler Siege über den mäch-

tigen Imperator und seine berühmten Marschälle einen allgemeinen Jubel; immer mehr steigerte sich dadurch die Aufopferungsfähigkeit aller Geschlechter und Stände, immer mehr schwand die Furcht vor dem corsischen Gewaltherrn, immer lebendiger wurde die Hoffnung, noch ganz Deutschland von ihm zu befreien.

Aus dieser Zeit stammen die Jubellieder, die damals jedes Herz hoben: so z. B. Follen's Lied vom Marschall Vorwärts, Arndt's Kehrauslied, Rückert's Katzbachslied und Spottlied auf Ney.

Eine andere wichtige Folge dieser Siege war, daß Österreich durch Metternich im Teplitzer Vertrag vom 3. Sept. die Sache der Verbündeten zu der seinigen machte, daß die drei Hauptmächte in den geheimen Artikeln v. 9. Sept. sich gegenseitig den Bestand ihrer Staaten, und zwar der österreichischen Monarchie nach ihrem Umfang vor 1805, der preußischen nach ihrem Umfang vor 1806 garantirten und die Auflösung des Rheinbundes und die Herstellung des Hauses Braunschweig-Lüneburg beschloßen, und daß endlich England im Tractat von Reichenbach an Rußland und Preußen —, und (nach der Ratification des Teplitzer Tractats v. 3. Oct.) auch an Österreich Subsidien zahlte.

4. Napoleon gegen Blücher und dann gegen Schwarzenberg. Napoleon's abermaliger Rückgang nach Dresden. Schwarzenberg's Linksabmarsch über das Erzgebirg nach Sachsen; Bennigsen bei Dresden. Blücher's Rechtsabmarsch über die Elbe. York's Elbe-Übergang: die Schlacht bei Wartenburg.

Napoleon hatte nun bereits 120,000 M. eingebüßt, während das Heer der Verbündeten, nach einem Verlust von 80,000 M. doch noch doppelt so stark als die napoleonische Streitmacht war. Zu schwach, auf dem rechten Ufer der Elbe etwas zu unternehmen, hielt er sich mit desto zäherer Entschiedenheit an den Festungen dieses Stromes an und suchte noch vier Wochen lang, auf den Mittelpunct Dresden gestützt, bald das böhmische, bald das schlesische Heer zu einer Hauptschlacht zu locken und selbst wider die Ansicht seiner Generale die Elbe zu halten.

Dabei kam ihm die Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden zu Statten. Denn wiewohl sich das aufgelöste Corps Ney's auf das linke Elbufer zurückzog und es nun für das Nordheer an der Zeit gewesen wäre (da es keinen Feind mehr vor sich hatte) über die Elbe zu setzen und auf Leipzig vorzudringen, blieb der Kronprinz doch noch vier Wochen unthätig und verlor seine Zeit mit Belagerungen.

Hinsichtlich der Züge, welche während dieser Zeit auf beiden Seiten vorgenommen wurden, können hier nur ganz im Allgemeinen folgende in Betracht kommen. Zunächst wandte sich Napoleon wieder gegen das schlesische Heer, also gegen Blücher. Dieser zog sich wieder über die Neiße zurück, drang aber dann wieder vor und manövrirte den Marschall Macdonald nach der Spree zurück, ließ sich aber nicht weiter verlocken, sondern gieng, als er die Nähe Napoleon's gewahrte, wieder zurück. Verdrüßlich darüber beschloß Napoleon nun, sich gegen das Heer Schwarzenberg's in Böhmen zu wenden. Um diesen Angriff leichter bestehen zu können, ertheilten die drei Monarchen Blüchern

den Befehl, sein Heer mit der böhmischen Armee zu vereinigen, und Schlesien dem sog. polnischen Heere Bennigsen's zu überlassen, der aber erst im Anzug begriffen war und sobald noch nicht zur Stelle sein konnte. Hätte nun Blücher gehorcht, so wäre der Kronprinz von Schweden noch weniger dazu zu bewegen gewesen, die Elbe zu passiren und aus seiner Unthätigkeit herauszutreten. Er machte daher durch Rühle von Lilienstern Einwendungen und bekam glücklicher Weise die Zustimmung der Monarchen zu seinem Plan, durch einen „Rechtsabmarsch" die Elbe zu passiren und so den Kronprinzen zu entscheidenden Unternehmungen mit fortzureißen.

Am 8. Sept. zog nun Napoleon von Dresden gegen das böhmische Heer aus und rückte bis in die Nähe von Teplitz vor, konnte aber nicht durch den Gebirgspaß dringen. Doch versuchte er vom Gebirgskamm aus einen heftigen Angriff, der die Verbündeten besorgt machte. Am 16. Sept. rückte er sogar bis Kulm vor, ward aber durch die Batterieen Schwarzenberg's, dann durch einen plötzlich aufsteigenden Nebel und darauf folgende Regengüsse bestimmt, wieder nach Dresden zurückzugehen, wo er am 21. anlangte.

Inzwischen schnitten ihm in seinem Rücken viele, von den drei Heeren der Verbündeten ausgehende Streifcorps die Verbindung mit Frankreich ab. So z. B. nahm eines unter dem Kosakenhetmann Platow bei Weißenfels 1500 —, eines unter Thielemann in Merseburg 2300 Franzosen gefangen, und Letzterer schlug den Marschall Lefebvre bei Altenburg, wiewohl er von Augerau wieder geschlagen wurde. Czernitschew überfiel am 28. Sept. Cassel, vertrieb den König Jerôme und zwang das westfälische Heer zur Capitulation; ja 1500 Westfalen giengen gleich zu den Verbündeten über.

Nun aber zog sich über Napoleon selbst die Schlinge zusammen. Denn als sich das böhmische Heer durch das angelangte russische Reserve-Corps Bennigsen's verstärkt sah, machte Schwarzenberg am 26. Sept. seinen längst beabsichtigten „Linksabmarsch" über das Erzgebirg nach Sachsen, während Bennigsen auf Dresden losgieng. Am gleichen Tage brach auch Blücher, der unterdeß wieder einen Angriff Napoleon's in mehreren Gefechten ausgehalten hatte, nach dem Wiederabzuge desselben, von Bautzen auf und gab durch die Ausführung seines längst beschlossenen Rechtsabmarsches und durch den mit Gewalt erzwungenen Übergang seines Heeres über die Elbe dem ganzen Krieg eine veränderte Richtung und erst den rechten Schwung.

Er hatte sich nämlich der Mitwirkung der unter dem Kronprinzen von Schweden stehenden Generale Tauentzien und Bülow versichert und durch Rühle's Geschick am Ende selbst den Kronprinzen bewogen, sich seinem Plane zu fügen. Bei Wartenburg macht die Elbe einen großen Bogen und bildet eine durch Dämme geschützte Halbinsel, welche Marschall Ney, der so eben durch das Nordheer eine Schwächung erlitten hatte, durch den General Bertrand mit 20,000 M. hatte besetzen lassen. Den Angriff auf diese feindliche Stellung leitete General York, der am 3. October unter dem größten Feuer der französischen Batterieen über die Elbe gieng und die Halbinsel eroberte, worauf Blücher am 4. Oct. mit der ganzen Armee den Übergang bewerkstelligte, während der Kronprinz mit der Nordarmee bei Roslau und Aken den Fluß überschritt. Beide Heere vereinigten sich am 4. Oct. und ihre beiden Feldherren hatten zu Mühlbeck ihre erste Unterredung.

In Bezug auf jene Schlacht bei Wartenburg erzählt Beitzke zur Characteristik Blücher's Folgendes aus dem Munde des Dichters Fouqué, welchem Blücher selbst es mit der Bemerkung erzählte, „wie man zuweilen einen dummen Streich mache." „Ein Landwehr-bataillon, welches beim Dorfe Elster über die Brücke gehen sollte, — konnte mit dem Übergang aus Mißverständniß oder aus zufälligen Ursachen nicht sogleich fertig werden. Auf der Stelle fuhr Blücher auf dasselbe los: „Ihr Sch—zeug, Ihr scheint keene Lust zu haben, da drüben anzubeißen, aber Euch soll das Donnerwetter regieren: wenn Ihr nich fortmacht, laß ick Feuer uf Euch jeben!" — Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Front der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen; doch dieses Bataillon allein blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine (Ehren-) Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst, Kinder, seid doch keene dummen Deuwels nich, und globt, dat ick dat gestern im Ernst jement habe; ick weeß, daß Ihr alle büchtige Kerls seid: ick habe ja man gespaßt!" Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war dann die Antwort. — Ganz besonders tapfer hatte sich von York's siegreichem Corps das zweite Bataillon des Leibregiments gehalten. Als daher York am Abend das Fußvolk in's Lager rücken ließ und dieses Bataillon vor ihm vorüberzog, ehrte er es dadurch, daß er sein Haupt entblößte, bis der letzte Mann vorüber war. Von diesem Siege erhielt York hernach von seinem Könige den Namen York von Wartenburg.

5. Napoleon's Abzug von Dresden: seine Unthätigkeit in Düben; sein Aufbruch nach Leipzig. Zaudern des Kronprinzen. Bewegungen der Verbündeten nach Leipzig. Treffen bei Liebertwolkwitz.

Durch diese vereinten Bewegungen der verbündeten Heere sah sich Napoleon gezwungen, Dresden als Stützpunct aufzugeben, nur 30,000 Mann unter St. Cyr dort zurückzulassen und sich mit seiner Hauptmacht elbe-abwärts zu ziehen. Er wollte den Blücher bei Düben angreifen; allein dieser wich ihm über die Saale aus und Napoleon wußte in den vier Tagen, die er unthätig und hoffnungslos in Düben zubrachte, nicht, wohin er sich wenden sollte: seine Generale waren entmuthigt und seine Armee sehnte sich aus der Falle heraus nach Frankreich zurück.

Als Napoleon am 7. Oct. Dresden verließ, nahm er den König von Sachsen mit und ließ die Familie desselben nach Leipzig geleiten, um ein Pfand der Treue in Händen zu haben. Dadurch, daß er in Dresden den Marschall St. Cyr mit 30,000 M. zurück ließ, um es gegen Bennigsen zu behaupten, beraubte er sich der Mitwirkung dieses starken Corps beim letzten Entscheidungskampf, — ein Beweis, daß er damals die Gefährlichkeit seiner Lage noch nicht ganz erkannt hatte. Schon am 9. Oct. mußte St. Cyr ein heftiges Gefecht bei Dohna gegen Bennigsen bestehen. — Nach dem klugen Ausweichen Blüchers blieb Napoleon in Düben (einen Marsch von Wittenberg entfernt) fast vier Tage lang in gespanntester Erwartung über die Bewegungen seiner Gegner, theils viel beschäftigt mit Befehl-ertheilen, Briefschreiben, Berichte- und Ordonnanzen-Empfangen, theils auch nur mit sich beschäftigt und in seinem Zimmer abgeschlossen. „Mehrmals — berichtet sein damaliger Minister Coulaincourt — erschien ich an seiner Thüre, er antwortete nicht. Das Wetter war trüb und kalt, der Wind stürmte gegen die weiten Gemächer des Dübner Schlosses und machte die alten, mit Blei überladenen Fenster erklirren. Alles in diesem jämmerlichen Aufenthalte stimmte schwermüthig und unheimlich."

Endlich gedachte Napoleon sich mit seiner ganzen Macht über die Elbe zu werfen; aber gewohnt, nur der äußersten Nothwendigkeit nachzugeben, wollte er doch auch Leipzig nicht aufgeben, sondern seinen Feinden dort noch eine Hauptschlacht anbieten, um seinen zwanzigjährigen Kriegsruhm und Frankreichs Ehre zu retten, jedenfalls aber um freie Hand zu einem letzten Entschluß zu behalten. Plötzlich am 13. Oct. war sein Entschluß gefaßt. In der Meinung, es stehe ihm nur das böhmische und schlesische Heer, nicht auch das Nordheer gegenüber, ertheilte er allen seinen Corps den Befehl, sich bei Leipzig zu versammeln; alle gehorchten, nur St. Cyr in Dresden erfuhr nichts davon, da Kosaken den Befehl an ihn aufgefangen hatten.

Unterdessen aber hatte der Kronprinz von Schweden bei der ersten Nachricht, Napoleon wolle über die Elbe gehen, gleichfalls den Entschluß gefaßt, auf das rechte Ufer der Elbe zurückzukehren, um Napoleon von einem etwaigen Zug nach Berlin und Stralsund abzuhalten; er hatte sogar dem Blücher den Befehl über die Saale zugeschickt, er solle sich zu jenem Zweck mit ihm vereinigen. Allein der alte Vorwärts, die Ängstlichkeit des Kronprinzen und dessen Befehl nicht achtend, weil er die angefangene Bewegung Napoleon's zum Elbübergang für eine bloße Demonstration hielt, machte Gegenvorstellungen und wurde glücklicher Weise dabei durch den allgemeinen Befehl des Oberfeldherrn Schwarzenberg unterstützt, der allen verbündeten Heeren gebot, den Kaiser Napoleon, „Schritt für Schritt von allen Seiten einzuschließen und einzuengen“: denn die Entscheidung werde sich bei Leipzig begeben.

Jetzt sah sich der Kronprinz genöthigt, mit dem Nordheere auf dem linken Elbufer zu bleiben und gemeinsam mit dem rastlos drängenden Blücher zu agiren. Doch zog er nur hinter ihm einher und machte schon nach einem kurzen Marsch (in der Gegend des Petersberges) Halt, und gab den vereinten Vorstellungen der sämmtlichen Bundescommissäre bis zum 16. Oct. kein Gehör, entschlossen, nur nach Umständen sich an dem großen Kampf zu betheiligen oder — sich ihm zu entziehen.

Inzwischen hatten die beiden andern verbündeten Heere ihre Bewegungen nach Leipzig hin ausgeführt. Schon am 14. Oct. erreichte Schwarzenberg's Vorhut unter Wittgenstein, Kleist und Klenau den Feind, und die Reiterei dieser Vorhut unter dem russischen General Pahlen III traf mit Murat's Reitercorps bei Liebertwolkwitz zusammen und trug durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit und Schnelligkeit den Sieg über dasselbe davon, so daß Murat's beste Reiterregimenter, die eben erst aus Spanien angekommen waren, starken Verlust erlitten.

Bei einem der verschiedenen Reiterangriffe in diesem Gefechte zeigte sich der Geist der preußischen Reiterei in glänzendem Lichte. Als eben beide Theile zu einer neuen Attaque sich ordneten, sah Lieutenant Guido von Lippe den König Murat in seiner gewohnten

glänzenden Kleidung die Front seiner Linie entlang reiten, und faßte den Entschluß, den König entweder gefangen zu nehmen oder ihn niederzuhauen. Er sprengte plötzlich mit einigen seiner neumärkischen Dragoner mit solchem Ungestüm auf ihn los, daß das Gefolge desselben auseinander sprengte, und der König, nur von seinem Stallmeister begleitet, sich zu retten suchte. Schon war ihm der kühne Lieutenant mit dem Ruf: „Halt, König, halt!" nahe am Leibe, und würde, obgleich er von dessen Stallmeister einen Hieb in's Gesicht bekam, seinen Zweck erreicht haben, wenn er nicht zu hitzig den Seinen vorausgejagt und daher von den sich sammelnden Begleitern des Königs niedergestochen worden wäre.

6. Kapitel. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

1. Die Lage Leipzig's. Die Stellung Napoleon's und der Verbündeten. Beginnender Kampf am 16. October. Die Treffen bei Markkleeberg, bei Wachau, bei Lindenau. Napoleon's Sturm auf Güldengossa. Blücher's und York's Sieg bei Möckern. Napoleon's Waffenstillstandsvorschlag. Die Ruhe des 17. Octobers.

Immer näher rückte der Entscheidungskampf, der in jenen weiten Ebenen Sachsens, auf der schon öfters das Geschick von Ländern und Völkern zum blutigen Austrag gebracht worden war, auch dießmal gekämpft werden sollte.

Die von Wiesen, Büschen nnd Sümpfen durchzogene Niederung zwischen der Elster und Pleiße, welche sich nördlich bis Leipzig hin, von da westlich gegen Merseburg und von da wieder nördlich gegen Halle wendet, ist in zwei Flächen getheilt, die bloß durch Dämme und Brücken untereinander verbunden sind. Einer dieser Dämme mit fünf Brücken führt von Leipzig aus, das am rechten Ufer der Pleiße liegt, eine Stunde weit bis zum Dorfe Lindenau, und dieß war der einzige Damm, welchen Napoleon von Leipzig aus zum Übergang auf die linke Seite der gedachten Niederung benützen konnte, da die zwei anderen Übergänge oberhalb und unterhalb von den Verbündeten besetzt waren.

Da Napoleon seine Hauptstreitmasse auf dem rechten Ufer jener beiden Flüsse aufstellte, so fiel das Schlachtfeld auf diese Seite, und Leipzig's bis dahin schon vielfach heimgesuchte Bewohner erkannten mit Schrecken, daß die Kriegsloose so ganz in ihrer Nähe geschüttelt werden sollten. Das Schlachtfeld, eine mehrere Meilen weit bei Leipzig sich hinstreckende baumlose Ebene, ist durch die Partha, einen kleinen Fluß, der um Taucha herumbeugend unterhalb Leipzig in die Pleiße fällt, auch in zwei Theile getheilt, auf deren südlichem der Hauptkampf vorfiel.

Von dem 171,000 (nach franz. Berichten 150,000) M. starken Heere, das Napoleon hier zusammengezogen hatte, hatte bereits König Murat's Corps seine Stellung eine Meile südlich von Leipzig, und wurde am 13. Oct. durch Augereau's Corps verstärkt; am gleichen Tage rückte Marmont's Corps ein und stellte sich nördlich von der Stadt auf. Am 14. Oct. erschien Napoleon mit der Hauptmacht von Düben her nnd nahm seine Stellung nahe bei der Stadt (auf dem Galgenberg),

während noch der Geschützesdonner von Liebertwolkwitz her erscholl. Die Hauptlinie seiner Macht dehnte sich in einem Halbkreise von Paunsdorf nach Propsthaida bis an das Gehölz von Connewitz aus; seine Reserven standen näher gegen die Stadt hin.

Der 15. Oct., ein Regentag, verlief auf beiden Seiten mit Vorkehrungen zur Schlacht. Denn auch die Verbündeten waren großen Theils näher gerückt. Blücher mit dem schlesischen Heere, 56,000 M. stark, hatte sein Hauptquartier im Dorf Großkugel, und erhielt zum Gegner den Marschall Ney mit Marmont und Reynier; das böhmische Heer, 136,000 M. stark, hatte drei abgesonderte Stellungen: Schwarzenberg selbst mit 40,000 Österreichern stand zwischen der Elster und Pleiße gegen Connewitz hin und hatte sein Hauptquartier zu Pegau; eine zweite Abtheilung seines Heeres mit 50,000 M. war auf dem linken Ufer der Elster aufgestellt, davon 15,000 M. unter Giulay gegen den Paß von Lindenau, welchen Bertrand vertheidigte, um die Rückzugsstraße nach Erfurt zu decken; 35,000 M. aber unter Meerveldt standen in dem Winkel zwischen der Elster und Pleiße, um den Übergang über die Pleiße gegen Poniatowsky zu erzwingen; — die dritte Heeresabtheilung, 80,000 M. stark, stand unter Barclay und zwar mit den Russen unter Wittgenstein, mit den Preußen unter Kleist und mit den Österreichern unter Klenau, so wie mit den russisch-preußischen Garden auf dem rechten Ufer der Pleiße der Hauptstellung Napoleon's gegenüber, der zu Propsthaida selber befehligte. In der Nähe dieser Abtheilung, und zwar zu Güldengossa, befand sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm; Kaiser Franz war in Altenburg geblieben.

Der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheere (an 68,000 M.), stand noch in Köthen, und ließ sich durch Blücher's dringendste Mahnungen nicht zum Vordringen bewegen, so daß sich Schwarzenberg nur auf Blücher verlassen konnte; erst am 16. Oct., als Blücher von Halle her auf Leipzig losgieng, rückte der Kronprinz vor und in die schlesischen Quartiere um Halle ein. — Das Heer Bennigsen's, 41,000 M. stark, war erst noch auf dem Marsch von Dresden nach Leipzig begriffen. So war denn die Heermasse der Verbündeten fast doppelt so groß, als die Napoleon's. Zudem waren die Franzosen durch Mangel und Märsche geschwächt und auf einen engen Raum beschränkt, so daß sie nur den Vortheil der Befehlseinheit und das Vertrauen auf Napoleon's Genie und alten Siegesruhm hatten.

An diesem 15. Oct. erließ Schwarzenberg folgenden Aufruf an das gesammte Heer: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kriegs ist erschienen! Die entscheidende Stunde schlägt: wackere Krieger, bereitet euch zum Kampf! Das Band, welches mächtige Nationen zu Einem großen Zweck vereinigt, wird auf dem Schlachtfeld enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Euerer Söhne, für die Unsterblichkeit Euerer Namen. Alle für Einen, Jeder

für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist Euer!"

Am Abend desselben Tages um 8 Uhr stiegen aus Schwarzenberg's Hauptquartier in Pegau drei weiße Raketen hoch in die dunkle Luft, und gleich darauf leuchteten am Horizont gegen Halle hin aus Blücher's Hauptquartier vier rothe Raketen auf, als Signale für die verbündeten Heere, daß man allenthalben zur Aufnahme der Schlacht am folgenden Tage und zu gegenseitiger Unterstützung bereit sei.

Und nun begann am folgenden Morgen des 16. Octobers die ewig denkwürdige **Völker-Schlacht bei Leipzig**, die mit Recht diesen Namen trägt, weil fast alle europäischen Völker dabei zugegen oder wenigstens dabei vertreten waren und gemeinsam die Befreiung vom Joche der französischen Herrschaft erfochten. Diese Schlacht bestand eigentlich aus einer Reihe von Schlachten und Gefechten, die sich drei Tage hindurchzogen, bis der entscheidende Ausgang herbeigeführt wurde.

Am ersten Tage fielen drei wichtige Schlachten vor, bei Wachau, bei Lindenau und bei Möckern, von denen die beiden ersten zu Gunsten Napoleon's ausfielen, die letztere jedoch von dem, um die Mitte des Tages auf dem Kampfplatz eintreffenden Blücher gewonnen ward, der dadurch die Wagschale des allgemeinen Kampfes wieder in's Gleiche stellte.

Der Morgen des 16. Oct. war kalt und regnerisch und erst gegen 10 Uhr hellte sich's auf. Um 8 Uhr rückten die Heersäulen der Verbündeten vor: Kleist gegen Mark-Kleeberg, der Prinz Eugen von Württemberg gegen Wachau, Fürst Gortschakoff II gegen Liebertwolkwitz; Klenau gegen Holzhausen zu. Einige derselben verspäteten sich aber beim Ausrücken und das war nicht gut; am pünctlichsten und raschesten setzte sich Kleist in Bewegung.

Napoleon war frühmorgens aus seinem letzten Hauptquartier Reudnitz nach dem Galgenberg gefahren, wo er mit Murat, der ihn dort empfieng, durch ein Fernrohr die ausrückenden Angriffscolonnen der Feinde beobachtete. Eben als er sein Pferd bestiegen hatte und mit seinem Gefolge die Höhe verließ, um sich zu seinem Centrum bei Wachau zu begeben, erschollen auf der Seite der Verbündeten drei Signalschüsse, denen unmittelbar darauf eine fruchtbare Kanonade folgte, die von beiden Seiten fünf Stunden lang unterhalten wurde und durch ihr Dröhnen die Erde erbeben machte.

Zuerst kam es zu einem heftigen Kampf um Mark-Kleeberg, das Kleist mit seinen Preußen viermal hintereinander nehmen mußte, bis er es — und nur mit großem Verlust und mit äußerster Anstrengung — gegen Augerau behauptete.

Der Hauptkampf aber entbrannte bei Wachau, das Prinz Eugen von Württemberg mit der zweiten Säule (von Preußen und Russen) angriff. Anfangs war der Prinz im Vortheil, wurde aber dann durch die große Übermacht des Marschall Victor, der auch einen Theil der jungen französischen Garde herbeizog und mit 150 Geschützen in die Reihen der Preußen schmetterte, so schwer bedrängt, daß er nach dem Verlust der Hälfte seiner Streitkräfte sich nach Güldengossa zurückziehen mußte.

Inzwischen hatte sich auch Gortschakoff mit der dritten Angriffssäule in Bewegung gesetzt, aber da ihm Macdonald mit der Besetzung von Liebertwolkwitz zuvorgekommen war, so mußte er sich begnügen, nur in das allgemeine Kanonenfeuer einzustimmen, und sich zuletzt ebenfalls gegen Güldengossa hin zurückziehen.

Die vierte Angriffssäule unter Klenau, bestehend aus Österreichern und der preußischen Brigade Ziethen, besetzte den Colmberg, nordöstlich von Liebertwolkwitz,

und nahm zwar letzteren Ort ein, verlor aber darüber seine Stellung auf dem Colmberg an eine Division Macdonald's, mußte zuletzt dem Feinde auch Liebertwolkwitz wieder überlassen und sich, als ihm Sebastiani's Reiter in den Rücken fielen, wieder in seine frühere Stellung bei Großpössna zurückziehen.

Bei und in Lindenau bestand Giulay gegen Bertrand einen lebhaften Kampf, in welchem er Anfangs Lindenau eroberte, es aber dann wieder verlor, so daß Bertrand vom ganzen französischen Heere hoch gepriesen wurde, weil er durch seine Tapferkeit die dort hinausführende Rückzugsstraße nach Erfurt offen erhalten hatte.

Am schlimmsten ergieng es dem im Winkel zwischen der Elster und Pleiße aufgestellten Corps Meerveldt's, der beim Vordringen gegen Connewitz in einen sumpfigen Wald gerieth und den Übergang über die brückenlose, hochangeschwollene Pleiße, deren rechtes höheres Ufer mit feindlichen Batterieen gedeckt war und von Poniatowski's Polen tapfer vertheidigt wurde, nach verschiedenen unglücklichen Versuchen nicht erzwingen konnte.

Daher gab Schwarzenberg seinen schon früher von Blücher und auch von Alexander getadelten Plan auf Connewitz auf, und begab sich nach Güldengossa, nachdem er dem Meerveldt den Befehl zur Forçirung des Pleißeübergangs gegeben hatte, wo der Kampf den ganzen Tag über nicht aufhörte.

Unterdessen hatte Napoleon, dessen ganze erste Linie bei dem anfänglichen Glück Kleist's und Eugen's hatte etwas zurückweichen müssen, nach dem Rückzug des Prinzen Eugen und des Fürsten Gortschakoff gegen Güldengossa hin, erkannt, daß der Moment zu einem entscheidenden Schlage gekommen sei: er beschloß das Centrum der Verbündeten zu durchbrechen. Auf seinen Befehl zog König Murat an 9000 Reiter zusammen und mit dieser Reitermasse übernahm Latour-Maubourg einen furchtbaren Sturmstoß auf den zurückweichenden Prinzen Eugen, jagte zwischen den preußischen und russischen Infanterie-Quarré's durch, zersprengte die russische und österreichische Reiterei, nahm 26 Kanonen im Flug weg und stürmte gegen Güldengossa hin, wo die beiden Monarchen auf einem Hügel standen und nur das russische Gardecorps zur Beschützung um sich hatten.

Eiligst sandte Barclay den Anstürmenden eine Gardedivision entgegen, die aber von denselben über den Haufen geworfen wurde. Auf die Nachricht von der wachsenden Gefahr verließen selbst die Monarchen ihren Standpunct auf dem Wachberge bei Göhren, um nicht dem Feind in die Hand zu gerathen. In dieser Noth setzte sich Schwarzenberg selbst mit dem Grafen Orlow-Denisow an die Spitze des donischen Leibkosakenregiments und schlug mit ihm und mit den inzwischen zu Hülfe eilenden Dragonern Pahlen's den athemlos angelangten Feind, ungeachtet seiner Übermacht, glücklich zurück. Dabei wurde Latour-Maubourg tödtlich verwundet.

Als um 4 Uhr Nachmittags Napoleon fast alle Angriffe der Verbündeten zurückgeschlagen und selbst das Centrum der Verbündeten durchbrochen sah, hielt er die Schlacht im Allgemeinen für gewonnen und ließ in Leipzig und in dessen Umgegend alle Glocken zum Siege läuten, auch Siegesbotschaften nach Frankreich abgehen. Allein noch vor dem Abend dieses Tages entschlüpfte ihm die Gewißheit des Siegs, den er schon in Händen zu haben glaubte.

Denn bereits um 1 Uhr Nachmittags war Blücher von Halle her bei Möckern angekommen und hatte um 3 Uhr mit seinem rechten Flügel unter York den Marschall Marmont, der dieses Dorf besetzt hielt, durch den Major Hiller angreifen lassen. Dieser fand anfangs einen so furchtbaren Widerstand, daß er bald den schon eroberten Theil dieses Dorfes wieder aufgeben mußte; dessenungeachtet setzte York durch Herbeiziehung noch anderer Brigaden alle Kraft daran und erstürmte das Dorf. Aber auch Marmont verstärkte sich wieder und aufs Neue wurde mit der größten Anstrengung um den Besitz dieses Dorfes gestritten, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Da führte York seine letzte Brigade

vor, aber auch ihr gelang es nicht, sich des Dorfes wieder zu bemächtigen. Marmont's Kanonen sprühten unaufhörlich Tod und Verderben unter die preußischen Reihen.

Endlich stürmte der von York zu erneutem Angriff befehligte Major von Sohr — es war 5 Uhr Abends — mit seinen brandenburgischen Husaren unter dem Ruf „Vorwärts!“ mit solchem Ungestüm in den Feind, daß er gleich neun Kanonen mit fünf Pulverwägen eroberte. Gleichzeitig befahl York einen allgemeinen Angriff, der, begünstigt durch das Auffliegen mehrerer französischer Pulverwägen (wobei Marmont selbst verletzt und das Schlachtfeld zu verlassen genöthigt wurde) — den Feind so in Schrecken setzte, daß er sich vor der Wuth der preußischen Säbel und Bajonnette nicht mehr halten konnte, sondern aus Möckern nach Eutritzsch floh und sich unter dem rechten Flügel Ney's barg.

Dieser glänzende Sieg Blücher's und York's, bei welchem 53 Kanonen erbeutet und 2000 Gefangene gemacht wurden, kostete zwar den Preußen an Todten und Verwundeten 172 Offiziere und über 5500 Unteroffiziere und Gemeine, aber er war darum doch nicht zu theuer erkauft.

Zu gleicher Zeit hatte Langeron mit seinen Russen bei Groß- und Klein-Wideritzsch gegen Reynier und insbesondere gegen die Polen unter Dombrowsky einen hartnäckigen Kampf zu bestehen gehabt, bis es ihm gelang, seine Gegner zu vertreiben, die sich dann ebenfalls nach Eutritzsch retteten.

Noch wurde im Winkel zwischen der Elster und Pleiße, wo der Kampf den ganzen Tag hindurch gedauert hatte, fortgekämpft: denn noch gegen Abend hatte Schwarzenberg dem General Meerveldt den Befehl zu einem letzten Versuch, über die Pleiße zu dringen, zugesandt. Aber Poniatowsky hielt festen Stand, und zuletzt wurde Meerveldt bei einbrechender Dunkelheit von Truppen der alten Garde umringt und mit einem ganzen Bataillon gefangen genommen. Er wurde vor Napoleon gebracht, der ihn gütig behandelte.

So gieng der blutige Tag zu Ende und als es Abends 6 Uhr schlug, fiel der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau. Allmählich verlor sich auch das Kleingewehrfeuer, und viele tausend Wachtfeuer und eine Anzahl brennender Dörfer leuchteten durch das Dunkel der Nacht, die für beide Theile, besonders für die vielen tausend Verwundeten, eine schreckliche war. Napoleon blieb im Bivouak und ließ sein Gezelt in der Nähe der Mensdorfer Schäferei bei einer alten Ziegelhütte aufschlagen, mitten unter den Wachtfeuern seiner Garde. Sein Tisch im Gezelt war mit Landcharten bedeckt, in denen er, darüber sich beugend, eifrig forschte, während Adjutanten ab- und zugiengen und seine Befehle für den kommenden Morgen einholten. Dem Marschall Bertrand ließ er sagen, er solle um drei Uhr Morgens den Troß auf der Lützener Straße abziehen lassen, damit dieser das nachrückende Hauptheer nicht belästige: dem Marschall Mortier befahl er, mit den Garden den Paß von Lindenau zu wahren, und den Fürsten Poniatowski ernannte er zum Marschall. Auch ließ er seine Truppen sich enger um Leipzig zusammenziehen. Endlich unterredete er sich spät am Abend noch mit dem gefangenen Meerveldt und äußerte unter Anderm gegen ihn, man täusche sich in seinen Absichten; er wolle nur den Frieden und sich auf Frankreich beschränken; was man denn davon habe, wenn man ihn niederwerfe und Frankreich schwäche, als daß man sich an Rußland einen noch schlimmern Feind aufladen werde; übrigens wisse er, daß er Opfer

bringen müsse, und sei dazu bereit. Hierauf gab er ihm ein Schreiben an den Kaiser Franz, worin er sich erbot, alle Festungen in Deutschland zu räumen, Illyrien und Spanien abzutreten und auch Italien, ja selbst Holland frei zu geben. Indem er den General gegen das Versprechen, in diesem Feldzug nicht gegen Frankreich zu dienen, entließ, trug er ihm auf, die beiden Kaiser zu einem Waffenstillstand zu vermögen.

Napoleon rechnete auf die Annahme seiner allerdings sehr billigen Vorschläge so fest, daß er den ganzen 17. October — es war ein Sonntag — auf Antwort wartend es wider die Vorstellungen seiner Marschälle unterließ, die Schlacht zu erneuern und dadurch nicht nur die Gelegenheit zu einem Siege, den er vielleicht noch hätte erfechten können, so lange der Kronprinz von Schweden und Bennigsen noch nicht zur Stelle waren, sondern auch die Zeit zu einem geordneten Rückzug verlor, den er noch gut hätte antreten können.

Das Ausbleiben der Antwort, deren ihn die Monarchen nicht würdigten, und die jetzt erst eingetroffene Kunde von der Niederlage Ney's und Marmont's bei Möckern versetzte ihn in große Unruhe; allein den Gedanken, sich durch einen Rückzug für geschlagen zu geben, konnte seine stolze Seele nicht fassen, und so blieb er unthätig den ganzen Tag auf Antwort wartend.

Der 17. Oct. vergieng also im Ganzen ruhig: denn auch die Häupter der Verbündeten, die sich auf der Höhe von Güldengossa mit ihren Generalen beriethen, gedachten erst ihre Verstärkungen abzuwarten und daher den anfangs beschlossenen Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben; doch blieb man kampfbereit und kehrte Alles für die Entscheidung des folgenden Tages vor. Am Abend kehrten die Monarchen in ihre Hauptquartiere zurück, Alexander mit Schwarzenberg nach Rötha, wo sich auch Kaiser Franz einfand, der König von Preußen nach Borna.

Nur Blücher, der auf seiner Seite von den Entschlüssen des großen Hauptquartiers nichts erfuhr, gedachte diesen Tag nicht zu rasten, sondern beschloß, den Feind vom rechten Partha-Ufer zu vertreiben. Er befahl daher dem General Langeron, das oberwähnte Dorf Eutritzsch anzugreifen: das Dorf wurde genommen, der dort stehende Feind in die Flucht gejagt und bis an die Vorstadt von Leipzig verfolgt. Auch Blücher's rechter Flügel unter Sacken drängte Dombrowski's Polen bis Rosenthal und Pfaffendorf zurück. Eben gedachte Blücher, Leipzig selbst anzugreifen, als er die Botschaft von den Beschlüssen des großen Hauptquartiers bekam, die ihn nöthigten, seine Bewegungen einzustellen.

2. Der 18. October. Napoleon's Vorkehrungen zum Abzug. Die Hauptschlacht bei Leipzig: Angriff auf Mark-Kleeberg: Sturm auf Propsthaida. Übertritt eines sächsischen Corps. Spätes Eintreffen des schwedischen Kronprinzen. Sturm auf Reudnitz. Napoleon's Entschluß zum Rückzug. Beginnender Abzug der Franzosen.

Als noch am Abend dieses Tages endlich auch das Nordheer und Bennigsen's Corps sich dem Streitfelde näherten, und am folgen-

den Tag in den Kampf einzugreifen, sah Napoleon zu spät die Unklugheit seines Zuwartens ein. Mit sorgenvollen Mienen sah man ihn umhergehen und dumpfes Schweigen herrschte in seiner Umgebung. Es fieng an zu regnen, bis nach Mitternacht der Mond aufgieng und einen oft unterbrochenen Schein über die Gegend warf. Napoleon blieb die ganze Nacht wach und mit Anordnungen beschäftigt.

Nach zwei Uhr Morgens fuhr er nach seinem Hauptquartier Reudnitz zu Ney, mit dem er sich bis 5 Uhr berieth, dann um Leipzig herum nach Lindenau zu Bertrand, dem er auftrug, nach Weißenfels aufzubrechen und den Übergang über die Saale zu sichern; darauf kehrte er nach Stötteritz zu seinen Garden zurück.

Kurz vor 8 Uhr am hellen und heitern Morgen des 18. Octobers, als eben Napoleon frühstückte, begann die große, auf beiden Seiten vorbereitete Haupt-Schlacht bei Leipzig. Die veränderte Schlachtordnung Napoleon's bildete einen ohngefähr zwei Meilen langen Bogen um Leipzig mit ziemlicher Beibehaltung der frühern Stellung der einzelnen Corps unter einander: auf dem rechten Flügel Poniatowsky an der Pleiße, Augerau und Victor bei Propsthaida, Lauriston bei Stötteritz, Macdonald bei Holzhausen; auf dem linken Flügel Ney mit Marmont und Reynier längs der Partha bis an ihre Mündung. An Bertrand's Stelle bei Lindenau hüteten einige Divisionen der jungen Garde den Rückzugspaß. Napoleon selbst wählte seinen Standort bei einer Windmühle auf der Anhöhe zwischen Connewitz und Stötteritz. Seine ganze Macht betrug an 150,000 M.

Dieser Kreisbogen war von einer größern, aber gleichlaufenden Bogenstellung der Verbündeten umschlossen. Dem französischen rechten Flügel gegenüber stand Schwarzenberg mit 145,000 M. in drei Heerhaufen: der erste unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg bei Mark-Kleeberg, um Connewitz anzugreifen; der zweite unter Barclay (mit Wittgenstein und Kleist) zum Angriff auf Propsthaida; der dritte unter Bennigsen (mit Klenau, Ziethen, Bubna, Platow) zum Angriff auf Stötteritz und Holzhausen. Im Norden dem französischen linken Flügel gegenüber, stand Blücher (nebst York und Sacken) mit nur 25,000 M. Zwischen jene beiden Flügel sollte der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheer einrücken, erschien aber erst spät am Nachmittag. Außerdem hatte Giulay wieder die Aufgabe, gegen Lindenau vorzugehen. Die Gesammtzahl der verbündeten Macht betrug an 290,000 M., war also um das Doppelte stärker, als das französische Heer.

Schon in der Morgendämmerung erschienen Alexander und Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde. Beim Aufbruch der Angriffssäulen trat wieder der Übelstand ein, daß kein gleichzeitiges Zusammen-

wirken Statt fand. Barclay rückte erst um die Mitte des Tages vor, Bennigsen konnte erst um 2 Uhr zum Angriff kommen und der Kronprinz von Schweden zögerte damit bis 4 Uhr Nachmittags. Daher gelang es Napoleon sich an diesem Tage noch in seiner Stellung zu behaupten, so daß sich die Katastrophe noch bis zum folgenden Tag hinauszog. Ein Geschützesdonner aus mehr als 1000 Kanonen eröffnete die Schlacht, welche nach und nach an den verschiedenen Puncten mit der größten Wuth entbrannte und in ihrem Verlaufe sich auf Napoleon's rechtem Flügel um Propsthaida, auf dem linken Flügel um Schönfeld concentrirte.

Den frühesten Angriff machten die Österreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg auf Mark-Kleeberg, das sie sammt den französischen Positionen bei Dölitz und Dösen wegnahmen. Zwar wurde der Erbprinz schwer verwundet und mußte dem Feldzeugmeister Colloredo das Commando überlassen. Dennoch drangen die Österreicher bis an Connewitz vor und waren schon nahe an die Mühle, dem Standorte Napoleon's, gekommen, als sie hier durch die vorgesendete junge Garde wieder bis Dölitz und Dösen zurückgedrängt wurden, und nun zwar hier Stand hielten, aber auch nicht mehr vordringen konnten, weil Barclay mit dem zweiten Heerhaufen von Güldengossa aus zu spät aufgebrochen war.

Barclay drang nämlich mit Schwarzenberg und den beiden Monarchen erst um Mittag, anfangs unter glücklichen Gefechten gegen Propsthaida vor, das Napoleon als den Schlüssel seiner Stellung betrachtete, mußte aber, da Hessen-Homburg's Angriffscolonne sich erst wieder ordnen mußte und Bennigsen noch nicht angelangt war, stehen bleiben, um die Ankunft des letztern zu erwarten. Endlich konnte man den Sturm auf Propsthaida unternehmen. Der Kampf um diesen Ort war mörderisch, weil Napoleon seine Hauptmacht dort beisammen hatte und ein Corps um das andere, ja selbst einen Theil seiner alten Garden daran setzte, um den Platz zu behaupten.

Der große Verlust, den namentlich Kleist und Wittgenstein erlitten, und die weite Entfernung der Reserven, die man für den folgenden Tag schonen wollte, bewog zuletzt die Monarchen, auf 800 Schritte zurückzugehen, um ihren Truppen etwas Ruhe zu gönnen, und nur durch ein wohlunterhaltenes Kartätschenfeuer ein etwaiges Hervorbrechen des Feindes zu verhindern.

Erst um 2 Uhr griff Bennigsen, als er von der endlichen Annäherung des Nordheeres hörte, mit der dritten Heersäule in den Kampf ein. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte Klenau mit den Österreichern und Russen das Dorf Holzhausen erobern und den Macdonald daraus vertreiben. Eben so eroberte Ziethen Zuffelhausen und die Russen Zwei-Naundorf, so daß Macdonald's Verbindung mit Reynier bedroht war.

Schon Vormittags hatte Blücher, von Bülow unterstützt, durch Sacken den Marschall Ney von der Parthe vertrieben, und nach Überschreitung dieses Flusses das Corps Marmont's gegen Schönfeld hin gejagt, wo es sich an die Sachsen unter Reynier anschloß.

Da, als eben Bubna bei Paunsdorf das schwächere Corps Reynier's angriff, giengen die auf 4166 Mann zusammengeschmolzenen Sachsen, welche längst auf Napoleon erbittert und müde waren, für undeutsche Zwecke ihr Blut zu vergießen, zu den Verbündeten über. Sie hatten zuvor bei ihrem Könige darum anfragen lassen und die Antwort erhalten, jeder brave Sachse müsse jetzt mit vermehrter Anstrengung für das Vaterland und seinen König kämpfen. Sie nahmen diese Antwort in ihrem, nicht in des Königs Sinn, und — traten über, und zwar zuerst 1100 Reiter, die gleich in die vordersten Kampf-Reihen gegen Napoleon gestellt zu werden verlangten, aber von Blücher absichtlich nur zu York's Reserven gestellt

wurden; — eine halbe Stunde darauf erfolgte der Übertritt der übrigen Sachsen, die dann, sammt einer kleinen württembergischen Reiterbrigade, welche dem Beispiele der Sachsen gefolgt war, von Bennigsen auch in die Reserve gestellt wurden. (Der Übertritt jener Sachsen zur deutschen Sache rettete in der Folge ihrem Könige die Hälfte seines Landes: denn dieß war das einzige Argument, welches die fremden Mächte zur Erhaltung von Sachsen in Anwendung zu bringen vermochten." s. Beitzke a. a. O. Napoleon aber beutete nachher den Übertritt der Sachsen dahin aus, daß er ihm den Verlust der Leipziger Schlacht beischrieb!) — Die dadurch entstandene Lücke im Reynier'schen Corps füllte Napoleon mit Reserven und kam selbst herbei, um neue Anordnungen mit Ney und Reynier zu besprechen.

Der Kronprinz von Schweden, der sich die vorangegangene Nacht hinter dem ihn deckenden schlesischen Heere gehalten und sich noch überdieß zu seiner Verstärkung von Blücher das 30,000 M. starke Corps Langeron's hatte abtreten lassen, war erst Morgens 9 Uhr ausgerückt, um seine nicht länger mehr vorzuenthaltende Mitwirkung eintreten zu lassen. Er kam erst um 4 Uhr dazu, während überall um Leipzig herum der Schlachtensturm tobte und der Donner der Geschütze die Erde erschütterte. Er konnte daher nur noch wenige Stunden und zwar nur mit dem geringern Theile seines Heeres eingreifen. Doch leitete er mit Langeron den Angriff auf Schönfeld, das nach dreimaliger blutiger Eroberung endlich behauptet wurde, und ließ durch Bülow den Angriff auf Paunsdorf vollziehen, der ebenfalls günstig ausfiel. Als sodann die Russen bei der Verfolgung des Feindes das Dorf Reudnitz (dicht vor Leipzig) bestürmten, eilte Napoleon selbst herbei und wies die Vordringenden zurück.

Die eingebrochene Dunkelheit machte dem Kampfe dieses Tages ein Ende. Napoleon war zwar auf beiden Flügeln zurückgedrängt, hatte sich aber doch durch die bewundernswerthe Tapferkeit seiner Streiter im Centrum bei Propsthaida behauptet, ja er hatte das Glück, daß seine junge Garde den Rückzugspaß bei Lindenau den ganzen Tag über gegen Giulay mit Erfolg vertheidigte, da die Monarchen unterlassen hatten, diesen General durch Verstärkungen zu unterstützen. Weil sich Napoleon aber doch zur Herbeiführung eines glücklichen Ausgangs zu geschwächt fühlte, so war sein Entschluß zum Rückzug gefaßt, und noch am Abend, ehe der Kampf schwieg, meldete Giulay den erfolgten Abzug Bertrand's und vieles Heergeräthes auf der Straße nach Weißenfels.

Als die Monarchen auf dem Hügel, auf welchem sie die Schlacht beobachtet hatten, die Nachricht des Sieges erhielten, knieten sie — wie eine Überlieferung berichtet — nieder und verrichteten ein stilles Dankgebet zu Gott. Ist auch diese Überlieferung jener Zeit nicht urkundlich bestätigt, so drückt sie doch die Empfindung aus, welche sich in unzähligen vaterlandsliebenden Herzen lebendig regte. Wer hätte aber auch „mehr Ursache zum Dank gehabt, als die Fürsten, welche dieser Sieg aus der Schmach von Jena und Austerlitz wieder emporhob? Den Gewaltigen, der bis in diese letzten Stunden größer und überlegener war, als sie, hatte Gott mit blindem Übermuth geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Schwächeren im Staube lag!"

Alsogleich veranlaßten die verbündeten Häupter auf dem Monarchenhügel eine Versammlung der Heerführer, um die Maßregeln für den folgenden Tag zu berathen. Schwarzenberg und noch Andere waren der Ansicht, Napoleon werde die Schlacht am andern Tag erneuern, und wollten darnach die Anordnungen getroffen wissen. Kaiser Alexander aber und Blücher waren überzeugt, Napoleon denke nur auf Rückzug, und riethen, ihm auf demselben in die Seite zu fallen, allein sie drangen mit ihrer Meinung nicht durch. Dennoch

entsendete Blücher noch Abends das Yorkische Corps nach Halle, um den Rückzug zu beunruhigen. Auch Giulay erhielt den Befehl, mit den Seinen nach Naumburg aufzubrechen und den Paß bei Kösen zu besetzen.

Als die Nacht völlig eingebrochen war, ertheilte Napoleon in der Windmühle, aus der er den Tag über meistentheils die Schlacht geleitet hatte, dem Berthier Befehle, die den Rückzug betrafen. Dann ließ er sich einen hölzernen Schemel bringen, auf dem er erschöpft in Schlummer fiel. Düster und stumm standen die Generale und Adjutanten am Wachtfeuer, dessen Schein auf sein blasses Gesicht fiel. Doch schon nach einer Viertelstunde erwachte er wieder und „warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher", faßte sich aber gleich und fuhr fort, weitere Befehle zu ertheilen. Plötzlich schlug eine Granate ins Wachtfeuer und wühlte es auseinander. Als man es wieder anschürte, fuhr eine Kugel mitten in dasselbe hinein und löschte es vollends aus. Ruhig blieb Napoleon stehen und betrachtete sinnend die Kugel. Darauf — es war 8 Uhr — ritt er nach Leipzig hinein und stieg im Gasthaus zum — König von Preußen ab, wo er bis tief in die Nacht mit Berthier und Coulaincourt arbeitete.

Schon seit dem Beginn der Nacht zogen Theile des französischen Heeres (unter Victor und Augereau) mit Wägen und Geschützen durch die Stadt hindurch nach Lindenau zu, und andere bezogen die nächsten Dörfer der Umgegend und die Vorstädte Leipzigs, um die Stadt zu vertheidigen, bis die Reiterei und die Garden &c. abgezogen wären, worauf sie dann von Macdonald und Poniatowski abgelöst werden und unter dem Schutze dieses Nachtrabs fortziehen sollten.

Als die Nacht das Schlachtfeld bedeckte, stimmten russische Kriegsleute unwillkürlich ein religiöses Danklied an, und Tausende von Kriegern aller Stämme fielen andachtsvoll ein. „Es war die rechte, ungesuchte Siegesfeier dieses heiligen Kriegs."

3. Der 19. October. Napoleon's Abzug von Leipzig. Einnahme Leipzig's; Einzug der Monarchen. Die Sprengung der Elsterbrücke. Poniatowski's Tod. Verfolgung der Abziehenden. Napoleon in Erfurt.

Am Morgen des 19. Octobers, als noch Nebel die Gegend bedeckte, der nachher einer heitern Herbstsonne wich, gewahrten die Verbündeten, daß das französische Heer fast verschwunden war und nur noch Reste desselben der Stadt zueilten, während die Corps von Macdonald und Poniatowski von Connewitz und Stötteritz her sich auch nach dieser Richtung bewegten. Als man so die Gewißheit des französischen Rückzugs hatte, ordnete der Oberfeldherr mit den Monarchen die Verfolgung an, zu der jedoch nur die Corps von York, von Bubna und eine Abtheilung Giulay's bestimmt wurden, und ertheilten den übrigen Truppen den Befehl zur Erstürmung Leipzigs, zu welcher drei Heeresabtheilungen

— die Preußen unter Kleist in der Mitte, die Österreicher unter Colloredo jenen zur Linken, die Russen unter Wittgenstein zur Rechten — verwendet wurden.

Gegen 9 Uhr verließ Napoleon seine Wohnung in Leipzig und ritt nach dem Schloß, um von dem Könige von Sachsen, seinem bisherigen treuen Verbündeten, Abschied zu nehmen und ihm zu rathen, sich der Gnade der gegnerischen Mächte zu versichern. Von da ritt er durch das Peterstbor und wendete sich dann nach dem Ranstädter Steinweg, um von da über die Pleißebrücke zu kommen, fand aber denselben von einem verwirrten Gewühl abziehender Truppen, Geschütze, Wägen, Verwundeter, Fliehender, Schafe, Kühe und Schweine so verstopft, daß er und sein Gefolge nur einzeln unter Mühe und Noth sich durchwinden und endlich den Ausgang aus der Stadt bei der großen Funkenburg erreichen konnte. Bei Lindenau in einer Mühle schrieb er noch an Macdonald, und überließ sich noch auf eine kurze Zeit dem Schlaf.

Als die beiden Monarchen (Kaiser Franz war in Rötha geblieben) mit dem Oberfeldherrn an dem Thomberg angelangt waren, kamen Abgeordnete der Stadt und des Königs von Sachsen, um wegen der Übergabe zu unterhandeln, die unter der Bedingung gewährt wurde, daß alle noch in der Stadt befindlichen Truppen sich gefangen geben müßten. Da aber diese nicht einwilligten, so setzten die verbündeten Truppen ihren Marsch gegen die Stadt fort.

Voll Freude über den günstigen Ausgang dieser vier Kampftage ertheilten die Monarchen dem Oberfeldherrn ihre höchsten Orden; der Kaiser von Österreich erhob seinen Staatskanzler Metternich wegen seiner diplomatischen Verdienste in den Fürstenstand; der König von Preußen machte den Blücher zum Generalfeldmarschall, und eine Menge anderer Offiziere und Diplomaten erhielten nachher ähnliche Zufriedenheitsbezeugungen.

Nun begann der Sturm auf die verrammelten Thore der Stadt: Bülow mit den Preußen eroberte das Grimmaische Thor, Wittgenstein mit den Russen das Hospitalthor, Sacken und Langeron drangen durch das Hallische Thor, Blücher bestürmte das Gerberthor, hatte aber zufällig bloß Russen bei sich, denen er sich nur durch sein oft wiederholtes donnerndes „Vorwärts! vorwärts!“ verständlich zu machen wußte.

Allenthalben leisteten die Franzosen hartnäckigen Widerstand und noch in den Straßen tobte der hitzigste Kampf. Dem Ungestüm der Sieger aber mußten sie überall weichen und suchten über die Elsterbrücke durch die Ranstädter Vorstadt die Straße nach Lindenau zu gewinnen, auf der das Hauptheer abgezogen war. Am verzweifeltsten wehrte sich noch am Peterstbor Poniatowski mit seinen in diesen Tagen so sehr zusammengeschmolzenen Polen, und wich zuletzt nur der vielfach überlegenen Übermacht Bennigsen's. Eben als ihnen auf dem Glacis der obgenannten Vorstadt ihr Geschütz genommen worden war und sie sich gleichfalls nach der Elsterbrücke zogen, flog plötzlich mit lautem Krachen diese steinerne Brücke durch eine voreilig angezündete Mine in die Luft und mit Schrecken gewahrten die zuletzt weichenden Truppen

Macdonald's und Poniatowski's, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten war.

Napoleon hatte nämlich unter der Brücke Fladderminen anlegen lassen und bei seinem Abzug (um die Mittagszeit) befohlen, sie nach dem vollendeten allgemeinen Rückzug seines Heeres in die Luft zu sprengen, um die Verbündeten an der Verfolgung zu verhindern. Der Ingenieur-oberst Montfort, der damit beauftragt war, hatte sich von der Brücke nach Lindenau entfernt, um von Berthier nähere Befehle wegen der Sprengung einzuholen, und unterdeß einen Sergeanten mit vier Sapeurs bei der Brücke mit der Weisung zurückgelassen, „die Minen anzuzünden, wenn sich der Feind zeigen würde." Als nun russische Plänkler bis an den Mühlgraben vordrangen und einige ihrer Kugeln die Brücke erreichten, schritt der Sergeant (ohngefähr gegen 1 Uhr) zur Anzündung derselben, ohne zu bedenken, daß dadurch noch ein Theil der sich zurückziehenden rettungslos verloren war. — Ein Augenzeuge berichtet, daß der Schlag so heftig war, daß 15 Personen, die 100 Schritte davon in einem Garten standen, betäubt zu Boden geworfen wurden. Große Quaderstücke wurden zwei Stock hoch in den Saal eines Hauses geschleudert, das dadurch in seinem Grund erschüttert wurde. Ein französischer General, mit der Absicht der Sprengung unbekannt, kam in dem Augenblick an die Brücke, als sie in die Luft flog. Er wurde mit seinem Pferde in Stücke zerrissen, so daß ein Theil seines Körpers in den Fluß fiel, der andere in den benachbarten Garten flog. — „Das Krachen übertäubte plötzlich das Geräusch des Rückzugs, das Getöse der Wagen, das Geschrei und Rufen der Drängenden und Fliehenden: Balken, kleine und große Steinmassen, Menschen, Wagen, Pferde und Kriegsgeräthe wurden in die Luft geschleudert, um krachend niederzustürzen und Tod und Verderben um sich her zu verbreiten; eine ungeheure Rauchwolke wirbelte auf, um das Grauenhafte der Zerstörung dem menschlichen Auge auf wenige Minuten zu verbergen. Im Augenblicke der Explosion faßt (im Zuge der aus der Stadt nach der Brücke Fliehenden) der Zunächststehende, welchem Besinnung und gesunde Gliedmassen geblieben sind, krampfhaft seinen Nebenmann und fragt nach der Ursache des betäubenden Knalls; Niemand vermag Auskunft zu geben; die Nachdrängenden schieben auf's Neue den vor Schrecken starren Fluchtstrom vorwärts; dieser aber staut sich auf an der zertrümmerten Brücke und an der Verwüstung, welche das Auffliegen der Pulverladung umhergeschleudert hat. Der Zug stockt; die Vordersten beben entsetzt zurück, die Hintersten aber dringen angstvoll vorwärts; unrettbar sehen Alle Alles verloren: vor ihnen die angeschwollenen Fluthen der Elster, hinter ihnen das Feuer der russischen und preußischen Jäger!" (Fr. Förster a. a. O.)

Diese Katastrophe machte allem Widerstand ein Ende: die Masse der Zurückweichenden drängte sich nach dem Flusse zu, der gerade durch die Herbstregen angeschwollen war. Macdonald rettete sich noch glücklich über den Fluß; allein der bereits schwer verwundete Poniatowski stürzte, von seinem scheuen Pferde fortgerissen in den Fluß und ertrank zum tiefsten Leidwesen Aller auf Freundes- und Feindesseite, die den schönen und tapfern Polenhelden gekannt hatten. Tausende ertranken mit ihm, Tausende fanden noch ihren Tod durch die Geschosse der Verfolgenden; die Übrigen wurden gefangen oder ließen sich resignirt entwaffnen.

Der Marschall Fürst **Poniatowski**, 50 Jahre alt, in der Rechten den gezogenen Türkensäbel, die Linke in der Binde tragend, die Stirne mit einem Tuch verbunden, suchte auf seinem Roß sich einen Platz durch das Gedränge zu verschaffen, um der Flucht Einhalt zu thun. Vergebens! Seine Polen hatten sich zerstreut und nur wenige seiner Offiziere folgten ihm. „Laßt uns, rief er ihnen zu, mit Ehren sterben! Keine Gefangenschaft!" und warf sich den Feinden entgegen. Allein er wurde von dem Fluchtstrom mit fortgerissen, gerieth in einen Garten und

suchte dort über einen Graben zu setzen, welcher Arme der Elster und Pleiße verband: sein Pferd aber sprang zu kurz und blieb im Graben stecken. Der Fürst sprang nun in's Wasser und wurde von den Seinigen an das jenseitige Ufer gezogen. Erschöpft zwar von dieser Anstrengung und von seinen, diese Tage her empfangenen Wunden, bestieg er dennoch ein anderes Pferd und gelangte mit demselben an eine andere Stelle der Elster, die aber zum Übersetzen zu breit war; doch zwang er sein von nahen Schüssen scheu gewordenes Pferd, den Fuß in das Waßer zu setzen, in der Hoffnung, es werde schwimmend ihn hinübertragen. Allein eben als das Pferd mit ihm aus dem Wasser emportauchte, traf ihn eines preußischen Jäger's Kugel in die Brust, so daß er fiel und ihn die Elsterfluthen begruben. Sein Leichnam wurde erst nach 5 Tagen (von einem Fischer) aufgefunden und feierlich beigesetzt, dann später nach Warschau gebracht, wo man seine von Thorwaldsen gefertigte Reiterstatue errichtete.

Unter dem letzten Donner des Geschützes, beim Klang der Kriegsmusik und unter dem lauten Jubel der Bewohner Leipzigs hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm mit der Generalität durch das Grimmaer Thor ihren Einzug in die Stadt, und kurz darauf folgten ihnen auch der Kronprinz von Schweden, Bennigsen und Blücher. Auf dem Marktplatze gieng Kaiser Alexander auf Blücher zu, umarmte ihn und nannte ihn Deutschlands Befreier. Auch Kaiser Franz, der gegen Abend auf einige Stunden eintraf, bezeugte dem Heldengreis die gebührende Ehre.

Auch alles Volk im übrigen Deutschland, so weit sich in ihm Herzen für die deutsche Sache fanden, gab sich der großen, langersehnten Siegesfreude hin: denn Deutschland's Freiheit war durch diese Völkerschlacht erkämpft: alle Drangsal war vergessen über dem Glück der Gegenwart und über der Hoffnung auf eine große, jedes deutsche Herz befriedigende Zukunft.

Aber schwer wog der Preiß dieses Kampfes: denn der Verlust an Streitkräften betrug in diesen vier Tagen auf Seite der Verbündeten an Todten und Verwundeten an 51,000 M. (darunter allein 1904 Offiziere.)

(Die Preußen zählten nämlich an Todten und Verwundeten 15,380 Gemeine und 620 Offiziere; die Russen über 21,000 Gemeine und 864 Offiziere; die Österreicher berechnen mehr als 14,000 Gemeine und 420 Offiziere. Nur die Schweden waren mit dem bescheidenen Opfer von 100 M. weggekommen!) — Napoleon hatte neben 15,000 Todten und eben so viel Verwundeten noch 20,000 Gefangene verloren und 23,000 in Lazarethen zurückgelassen.

In den vielen Lazarethen Leipzigs lagen an 30,000 Kranke und Verwundete (meist Franzosen), die größtentheils von einer ausbrechenden Lazarethseuche hingerafft wurden. Vierzehn Tage lang hatte man zu thun, um die Leichname von Menschen und Pferden auf dem Schlachtfelde zu begraben. — Über das Elend der Verwundeten und Kranken ließ sich der hochverdiente preuß. Arzt Reil, der selbst ein Opfer seines edlen Eifers wurde, so vernehmen: „Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es in der Wirklichkeit vor mir fand. Die Kranken lagen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoff genug finden würde, oder in Schulen ohne Fensterscheiben und in gewölbten Kirchen, in welchen die Kälte-Atmosphäre in dem Maß wuchs, als ihre Verderbniß abnahm. Unter 20,000 Verwundeten hatte auch nicht ein Einziger ein Hemde, Bettuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Die mit zerbrochenen Gliedern waren zum großen Theil rettungslos verloren; viele wurden gar nicht oder nur selten

verbunden. Die Binden waren zum Theil aus Salzsäcken geschnitten, welche die Haut mitnahmen, wo sie noch ganz war. Mit rohen Dachschindeln wurden die zerbrochenen Glieder geschient; die Operationen oft versäumt, noch öfter von Unberufenen vollzogen." — Auf dem offenen Hof der Bürgerschule sah Reil einen Berg, der aus Kehricht und Leichen seiner Landsleute bestand; sie lagen nackt und wurden von Hunden angefressen, als wenn sie Missethäter gewesen wären. — Es thut Noth, mit Häusser daran zu erinnern, „um welchen Preis unser heimathlicher Boden wieder frei geworden war." „Die Zeiten der Schmach und Demüthigung, wie die, in denen der Übermuth der fremden Dränger uns gezüchtigt und gestählt hat, die Tage des schweren Kampfes, wie die des Sieges, sie sollten mit unauslöschlicher Schrift in allen deutschen Herzen eingegraben sein, damit die Nachgebornen wissen, was unsere Väter gelitten und geopfert haben um ihres Vaterlandes willen. Die Warnungsstimme, die aus diesen Erinnerungen spricht, sollte niemals durch sorglose Sicherheit übertäubt, das Gefühl frommen Dankes durch keine Verstimmung späterer Tage verbittert werden." — — Die Stadt Leipzig selbst war bei dem Sturm weniger beschädigt, als man hätte denken sollen. Aber um Leipzig herum waren an 30 Dörfer theils ganz zerstört, theils sonst verwüstet, und die ganze Gegend verödet und aufgezehrt von der ungeheuern Masse der Heere, deren Unterhalt sie hatte tragen müssen. — Von dem persönlichen Geschick des Königs von Sachsen ist zu erwähnen, daß ihm nach dem Einzug der Monarchen in Leipzig von dem Kaiser Alexander durch den russischen Geheimenrath v. Anstetten bedeutet wurde, die Verhältnisse geböten es, daß er sich von Leipzig entferne: in Aken werde er erfahren, wo in den preußischen Landen er seinen Aufenthalt zu nehmen habe. So verließ der königliche Gefangene mit seiner Familie am 23. Oct. unter russischer Bedeckung Leipzig, erhielt zu Aken preußische Begleitung und wurde sodann nach Berlin gebracht, wo er am 26. Oct. ankam und ihm eine Wohnung im Schloß angewiesen wurde.

Hätten die Verbündeten durch rechtzeitiges, rasches und einiges Zusammengreifen die Verfolgung des abziehenden Feindes eingeleitet und durchgeführt, so wäre Napoleon vom Rhein abgeschnitten und der Feldzug des folgenden Jahres unnöthig geworden. Allein die Unterlassung einer solchen energischen Verfolgung erleichterte dem französischen Heere das Entkommen. Mit dem Anbruch des 20. Octobers war es schon über Lützen hinaus und stieß auf dem Wege nach Weißenfels zum vorausgezogenen Bertrandischen Corps. Bertrand zog dann nach Naumburg, wo Giulay ihm den Saalübergang bis zum Abend wehrte, aber doch am Ende nicht daran hindern konnte.

Napoleon selbst, dem Paß von Kösen ausweichend — in der Meinung, die Österreicher seien mit größerer Macht da, gab die große Straße auf und wendete sich nach Freiburg, wo er mit Noth die Unstrut passirte, gerade als Yorks Corps nahte und seine Nachzügler aufhob. Als er bei Eckartsberga die große Straße wieder gewonnen hatte, erreichte er Erfurt, wo er bei seinem großen Vorsprung sein erschöpftes Heer am 24. Oct. rasten ließ und Munition einnahm.

Der Übergang über die Unstrut bot ein Bild großer Verwirrung. „Schon eine gute Viertelstunde (berichtet ein Augenzeuge) vor der Stadt Freiburg konnte Napoleon wegen des angehäuften Gemengsels von Truppen und Wagen nicht weiter fahren: er mußte aussteigen und sich mit vieler Mühe bis in die Stadt drängen. Französische Pontoniers hatten neben der von den Österreichern abgebrannten Brücke eine leichte Floßbrücke erbaut, welche von der hochangeschwollenen Unstrut hin und her bewegt wurde. Auf- und abwärts waren noch zwei

Nothbrücken gebaut worden. Als Napoleon ankam, drängten sich Mann und Roß mit Eifer und Angst hinüber. Die Kriegszucht hatte aufgehört; Jeder wollte sein Leben zuerst in Sicherheit bringen, und doch drohte diesem zügellosen Übergange die größte Gefahr: er war eine schreckhafte Erinnerung an die grauenhaften Tage an der Beresina. Die Morgensonne stand wie eine glühende Bombenkugel am Himmel; das Toben und Treiben der Truppen, der Kanonendonner bei Kösen und Hassenhausen, der in den Bergen zehnfach wiederhallte, vermehrte das Getümmel. Nur durch Napoleon's persönliche Gegenwart konnte die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt werden." Durch strenge Anordnungen wurde der Knäuel möglichst entwirrt und mit schwerer Noth der Übergang bewerkstelligt: er währte die ganze Nacht hindurch.

4. Übertritt der Bayern: der Vertrag von Ried. Wrede. Schlacht bei Hanau. Napoleon's Entkommen. Vorwärtsbewegung der verbündeten Heere. Friedensantrag der Verbündeten. Das rechte Rheinufer befreit. Rückkehr der vertriebenen Fürsten in ihre Lande. Die Capitulation von Dresden; ein Theil der Festungen befreit. Der Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark. Norwegen schwedisch.

Beim Weiterzug hatte Napoleon's Nachtrab unter Bertrand mit York's Vorhut noch ein Gefecht zu bestehen, worauf das französische Heer ohne weiteres Hinderniß — wiewohl durch Erschöpfung, Hunger und massenhafte Desertion der dabei befindlichen Deutschen noch mehr verringert, — nach dem Übergang über die Werra seinen Weg gegen Hanau nahm, wo sich ihm aber unerwartet ein neuer Feind entgegenstellte.

Schon im Beginn des ganzen Feldzugs hatte Bayern eine zuwartende Stellung eingenommen, da sein edler König Max I schon länger her mit Napoleon's Willkürherrschaft unzufrieden war und auch das Volk in Bayern angefangen hatte, sich der deutschen Sache zuzuwenden. Schon am 3. Sept. hatte König Max dem Kaiser Napoleon die offene Mittheilung gemacht, daß er deßhalb nur bis zum Nov. noch bei ihm aushalten könne. Als sodann der Schlag bei Dennewitz geschehen und der Übergang York's bei Wartenburg erfolgt war, schloß Bayern seine insgeheim mit Österreich angeknüpften Unterhandlungen in dem Vertrag von Ried vom 8. resp. 12. Oct. dahin ab, daß ihm der Besitz seines Länderbestandes, seine Königswürde und volle Souverainetät verbürgt wurde, worauf Bayern am 14. Oct. die Kriegserklärung an Frankreich und später Aufrufe an das Heer und an das Volk erließ. (Der Kaiser Napoleon behauptete später, der Abfall Bayerns sei es gewesen, der ihn bewogen habe, von der Elbe gegen Leipzig zurückzuweichen. Dem ist aber nicht so: er erfuhr den Abfall Bayerns erst nach dem ersten Tage der Leipziger Schlacht aus dem Munde des gefangenen Generals Meervelbt (s. oben Kap. 6, 1. a. E.). Zeuge deß ist der schon erwähnte R. Wilson, dem Meervelbt seine ganze Unterredung mit Napoleon dienstlicher Weise zu berichten hatte.)

Ein 31,600 M. starkes bayrisches Heer in Verbindung mit 25,000 M. Österreichern unter dem Oberbefehl des bayrischen Generals Graf Wrede war am 17. Oct. bei Donauwörth über die Donau und von da über Ansbach nach Würzburg, der Hauptstadt des französischen von Napoleon geschaffenen Großherzogthums, gegangen und hatte zwischen dem 24. und 26. Oct. diese Stadt, jedoch ohne die Festung, eingenommen. Ein Befehl der Verbündeten rief ihn von da nach Hanau, um den von der Werra her nach dem Main und Rhein fliehenden Franzosen entgegenzutreten. Am 27. brach Wrede von Würzburg nach Hanau auf, schwächte

aber sein Heer durch Entsendung verschiedener Corps (theils nach Gelnhausen, theils nach Frankfurt, weil es ungewiß war, ob Napoleon den Weg über Wetzlar oder über Hanau wählen würde), so daß Wrede mit dem ihm bleibenden 40,000 M. das um 25,000 M. stärkere Heer Napoleons nicht mehr aufhalten konnte. Daher wurde er am 30. Oct. in der Schlacht bei Hanau ungeachtet des tapfersten Angriffs zur Seite gedrängt und verlor 8000 M.

Obgleich Napoleon dabei an Todten, Verwundeten und Gefangenen 10,000 Mann einbüßte, so nahm er doch am folgenden Tag Hanau ein, und erreichte Frankfurt.

Der Durchbruch Napoleon's bei Hanau war von folgenden Umständen begleitet: — Hanau mit seiner geringen französischen Besatzung hatte sich am 27. Oct. einem rasch hineinsprengenden bayrischen Reiterregiment ergeben gehabt, als von Gelnhausen her, wo man den Paß zu schließen versäumt hatte, der Vortrab der großen französischen Armee heranrückte und die bayrischen Reiter zwang, die Stadt wieder zu verlassen. Diese aber kehrten, von Fußvolk und Geschütz verstärkt, zurück und nöthigten den französischen Vortrab wieder zum Rückzug. Verstärkt jedoch kam auch dieser wieder, nahm die Stadt wieder ein und sicherte dadurch zugleich den Vorbeimarsch einer französischen Colonne, die nach Frankfurt zog. Da traf Abends die bayrische Division Lamotte ein und warf mit einer Abtheilung die Franzosen abermals aus Hanau hinaus. Am 29. Oct. aber drangen von Gelnhausen her große feindliche Massen heran und stürzten wie ein Waldstrom nach Hanau zu: Die Bayern wichen, jedoch in geschlossener Ordnung, nach Langenselbold zurück, wo Lamotte die Gewichenen aufnahm. Doch ein französisches Corps von etwa 12,000 M. umgieng die bayrische Schlachtordnung auf beiden Seiten, nahm Langenselbold mit Sturm und nöthigte den General Lamotte und den österreichischen General Volkmann zum Rückzug auf Rückingen. Hanau war nur von einer österreichischen Brigade bewacht.

Inzwischen hatte Napoleon hinter dem unbesetzten Lamboywald sein Hauptheer zum Angriff geordnet; Wrede aber hatte seinen rechten Flügel auf den beiden Ufern der Kinzig, bis an den Bulauwald, sein Centrum vor dem Lamboywald mit 60 Stück Geschütz, seinen linken Flügel zur Linken der Gelnhauser Straße nach dem Puppenwalde hin aufgestellt, und eine Brücke über die Kinzig besetzt.

Um 8 Uhr am Morgen des 30. Octobers ließ Napoleon durch Macdonald das bayrisch-österreichische Corps bei Rückingen angreifen, so daß dieses sich auf die ihm bestimmte Stellung im Centrum zurückzog. Als nun gegen Mittag das französische Heer aus dem Lamboywalde hervorbrach, wurde es von den dort aufgestellten Geschützen so kräftig empfangen, daß die angreifenden Colonnen des Marschalls Victor wieder in den Wald zurückwichen. Da es Napoleon aber nicht um eine eigentliche Schlacht, sondern nur um einen eiligen Rückzug nach dem Rhein zu thun war, so galt es für ihn, auf Einem Puncte durchzubrechen. Daher richtete er einen ungestümen Angriff auf das Centrum, formirte, ungeachtet des heftigsten Geschützfeuers der Gegner, seine Reiterei in drei Treffen, deren erstes die bayrische Reiterei warf, aber beim Angriff auf das Fußvolk zurückwich und von der Reiterei des linken bayrischen Flügels verfolgt wurde. Plötzlich ließ Napoleon durch neu aufgefahrene Geschütze ein so mörderisches Feuer auf die Verfolgenden eröffnen, daß diese sich zur Flucht wandten. Da befahl Wrede einen erneuerten Angriff mit den 60 Geschützen zu machen, erhielt aber zur Antwort, daß der bayrisch-österreichischen Artillerie die Munition ausgegangen. Nun blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug anzutreten, der, wenigstens anfangs in guter Ordnung und Haltung erfolgte, so daß Napoleon nach geöffneter Straße noch in der Nacht einen Theil seines Heeres nach Frankfurt rücken lassen konnte, während er selbst noch in seinem Gezelte im Lamboywalde bivouakirte.

Um ein abermaliges Vordringen Wrede's und einen Ausfall aus Hanau zu verhindern, ließ er durch den Marschall Marmont die Stadt angreifen, und durch Bertrand die Kinzigbrücke forçiren. Stadt und Brücke wurden genommen. Als die deutschen Behörden von Hanau den Kaiser in seinem Lager um Schonung ihrer Stadt baten, herrschte er sie mit dem Vorwurf an, warum sie es nicht lieber mit Frankreich, als mit Rußland hielten? zur Strafe habe er die Stadt beschießen lassen; ob das Feuer Schaden gethan? Auf die Antwort: es habe große Verwüstung angerichtet, entgegnete er: „Das wollt' ich!" und als die Deputation eine Entschuldigung vorbringen wollte, sagte er: „Schon gut! die Behörden sind gut, aber die Bürger sind de la canaille!"

Nun brach auch der Kaiser nach Frankfurt auf und überließ es dem Marmont, den Kampf um Hanau zu Ende zu führen. Allein als Wrede mit gesammelten Kräften gegen diese Stadt rückte, gieng Marmont auf das rechte Kinzigufer zurück, um dem Kaiser nachzufolgen, und nur Bertrand's Corps blieb als Nachhut bei der Brücke zurück. Bei dem nun beginnenden Sturm auf die Stadt, erstieg Wrede zuerst den Wall, ein Bataillon Österreicher gewann ein Thor, und als die Stürmenden in die Stadt eindrangen, hatten die Franzosen schon sich nach der Kinzigbrücke zurückgezogen, die sie nun theilweise anzündeten und am jenseitigen Ufer mit Kartätschen vertheidigten. Schon war der ihnen nachsetzende Wrede bis an die Kinzigbrücke gekommen, als eine feindliche Kugel ihn in den Unterleib traf und er schwer verwundet zurückgebracht werden mußte. So lange es noch Tag war, hielten sich die Franzosen in der Vertheidigung der Kinzigbrücke, wie auch der Lamboybrücke gegen alle Angriffe so tapfer, daß sie in der Nacht unangefochten ebenfalls nach Frankfurt abziehen konnten.

Von Frankfurt aus, wo noch am 31. Oct. ein Gefecht Statt hatte, zog Napoleon über Höchst weiter und gelangte am 2. Nov. nach Mainz, wo er von den 300,000 M. und 3000 Kanonen die er im Frühjahre über den Rhein zur Vernichtung deutscher Freiheit und deutschen Volksthums geführt hatte, nur noch an 70,000 M. und 200 Kanonen zählte. Am 9. Nov. traf er in Paris ein.

Die Hauptheere der Verbündeten hatten schon vorher von der Verfolgung abgelassen. Nur einige russische Corps wurden nach Cassel geschickt, um den König Jerôme, der nach seiner vorigen Vertreibung wieder in diese seine Residenz zurückgekehrt war, aufzuheben. Er floh jedoch nach Frankreich und das Königreich Westfalen wurde für aufgelöst erklärt.

Die Nordarmee hatte keinen Theil an der Verfolgung genommen. Der Kronprinz von Schweden zog zwar langsam bis Hannover, um dem Davoust den Weg nach Frankreich zu verlegen, wandte sich aber gleich nach Holstein und Schleswig, um sich je eher, je lieber Norwegens zu versichern. Davoust aber zog sich nach Hamburg zurück. Ein Theil der andern verbündeten Heere, namentlich das Heer Bennigsen's war gleich theils zur Einschließung Dresdens, welches St. Cyr noch inne hatte, theils zur Einschließung der sämmtlichen Elbfestungen verwendet worden.

Das schlesische Heer unter Blücher, der bei Eisenach am Hörselberge noch mit Bertrand's Nachhut zusammengestoßen war und ihm einen Verlust beigebracht hatte, war schon bis gegen Fulda vorgerückt, als es von den Monarchen den Befehl erhielt, dem Kaiser Napoleon den Weg nach Wetzlar zu verlegen, weil man dachte, dieser werde, um dem Wrede auszuweichen, nicht den Weg nach Hanau nehmen. Als nun Blücher auf schwierigen Wegen Gießen erreichte, war Napoleon bei Hanau schon durchgebrochen: daher blieb Blücher bis auf weitere Befehle an der Lahn stehen.

Das böhmische Heer, bei dem sich die Monarchen befanden, war allmählich bis Thüringen gekommen, wo Kaiser Alexander sich eine Zeit lang zu Weimar bei seinen Verwandten aufhielt, und durch einen Agenten Napoleon's, Namens St. Aignan, der sich dort absichtlich hatte gefangen nehmen lassen, im Namen der Alliirten dem Kaiser Napoleon Frieden unter der Bedingung anbieten ließ, daß er sich mit der von den Franzosen sogenannten „natürlichen Gränze Frankreichs" (als welche man die Rheingränze gelten lassen wollte) begnüge; der Friede selbst solle auf einem Congreß in Mannheim formulirt werden. Napoleon gieng darauf ein; weil er sich aber zugleich durch neue Truppenaushebungen in Frankreich zum Kriege rüstete, so traute man ihm nicht und beschloß den Krieg bis zu seiner stärkern Demüthigung fortzusetzen.

Daher begannen wieder die Vorwärtsbewegungen. Blücher mit der schlesischen Armee wurde nach Coblenz vorzurücken befehligt; Alexander und Kaiser Franz kamen nach Frankfurt, und nachdem noch Bertrand von Hochheim vertrieben und der letzte Rest des fliehenden französischen Heeres den Rhein passirt hatte, war das ganze rechte Rheinufer vom Feinde befreit. Am Tage, da Napoleon über die Gränze gieng, erklärte Württemberg seinen Beitritt zur Sache der Verbündeten. Es beeilten sich nun auch die übrigen Rheinbundfürsten, gegen Gewährleistung ihres alten Besitzstandes zur Allianz zu treten. Auch die vertriebenen deutschen Fürsten von Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Braunschweig, Hannover und Oldenburg erhielten ihre Länder wieder; nicht minder nahm Preußen alle seine verlornen Länder wieder in Besitz. Über Sachsen aber (dessen König als Kriegsgefangener angesehen und behandelt wurde), so wie über die Großherzogthümer Frankfurt und Berg und den District von Erfurt wurden einstweilen Generalgouverneure gesetzt.

Mit der unbedingten Zurückgabe aller jener Ländertheile an ihre vorigen fürstlichen und obrigkeitlichen Besitzer wurden die Erwartungen vieler Patrioten, die, dem frühern Aufruf von Kalisch gemäß, die Wiederherstellung eines deutschen Reiches hofften, nicht erfüllt. Denn einerseits lag ein größeres einheitliches Deutschland, auf welches Rußland weniger Einfluß hätte üben können, nicht in den Absichten Alexander's; anderseits erschien dem Fürsten Metternich, als dem Lenker der österreichischen Politik, der deutsch-nationale Aufschwung gefährlich. Um daher die besonders in Preußen lebendigen Einheitsbestrebungen zurückzudrängen, ja wirkungslos zu machen, begünstigte Österreich die rasche Wiederherstellung aller Fürsten in den zurückeroberten Ländern, und schränkte insbesondere die schon seit dem Frühjahr eingesetzte und unter die Leitung des Freiherrn von Stein gestellte Centralverwaltungsbehörde für Deutschland in ihrer Wirksamkeit möglichst ein. Denn in Übereinstimmung mit Metternich betrachteten die wiederhergestellten Fürsten die Thätigkeit dieser Centralverwaltung als einen Eingriff in ihre, ihnen von Napoleon verschafften souverainen Rechte, so daß nur die oben zuletzt genannten, für den Augenblick noch herrenlosen Landestheile unter der unmittelbaren Verwaltung jener sogenannten Centralbehörde stunden, von der jene Generalgouverneure eingesetzt wurden.

Da vorauszusehen war, daß Napoleon sich bald wieder mit erneuter Macht erheben werde, so kam es vor Allem darauf an, zur Vermehrung der verbündeten Streitkräfte die auf jeden der ehemaligen Rheinbundstaaten treffenden Truppencontingente zu bestimmen. Es wurde deßhalb eine eigene Commission unter dem Vorsitz des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg niedergesetzt, welche verordnete, daß von dem bisherigen Rheinbunde acht Armeecorps, zusammen aus 290,000 M. (davon die Hälfte aus Landwehr) bestehend, aufgestellt und außer der Linie und Landwehr auch der Landsturm d. i. die allgemeine Volksbewaffnung organisirt werden solle. Nachdem über Eintheilung, Führung, Löhnung und Verpflegung dieser Truppen das Erforderliche angeordnet war, übertrug diese Commission die Ausführung dieser Anordnungen der oberwähnten Centralverwaltung. Dieser gelang es zwar, in jedem jener Staaten die Linie und Landwehr, freilich unter vielen Hindernissen, zu Stande zu bringen; doch die Organisation der Volksbewaffnung konnte nicht durchgeführt werden, — so daß unter allen deutschen Staaten Preußen allein sich durch diese, auch in der Folge von ihm beibehaltene Institution auszeichnet.

Schon ehe sich die beiden großen Heere der Verbündeten, nämlich das sog. böhmische unter Schwarzenberg und das schlesische unter Blücher wieder näher dem Rheine zu gegen Frankreich bewegten, hatte Marschall St. Cyr in Dresden, nach einem mißglückten Versuche, sich nach Torgau durchzuschlagen, sich zu einer Capitulation (v. 11. Nov.) gezwungen gesehen. Der österreichische Feldherr Klenau gewährte sie in der Art, daß die französische Besatzung, 35,000 M. an der Zahl, zwar für kriegsgefangen erklärt, aber in 6 Abtheilungen nach Frankreich solle geführt werden, wo sie 6 Monate lang nicht gegen die Verbündeten dienen und dann gegen eine gleiche Anzahl von den Franzosen gemachter Kriegsgefangener ausgewechselt werden sollten. Bereits war die Besatzung ausgezogen und unbewaffnet auf dem Marsch, als — die Nichtgenehmigung dieser Capitulation von Seiten des Fürsten Schwarzenberg eintraf; denn man fürchtete im Hauptquartier, Napoleon möchte diese starke Truppenzahl dennoch gegen die Verbündeten brauchen. Man stellte ihnen zwar frei, entweder in das ausgehungerte Dresden zurückzukehren und sich dort ferner zu wehren, oder in Deutschland kriegsgefangen zu bleiben. St. Cyr wählte natürlich das letztere. — Ein gleiches Geschick traf Danzig, das der tapfere General Rapp so lange vertheidigt hatte. Von Hunger und Krankheit genöthigt, kapitulirte er unter ähnlichen Bedingungen (am 30. Dec.) und am 1. Jan. 1814 sollte die Stadt übergeben werden. Allein Kaiser Alexander genehmigte diese Bedingungen aus dem gleichen Grunde nicht. Da Rapp sich aber nicht mehr halten konnte, so ergab er sich mit 15,000 M., 10,000 Kranken und 1300 Geschützen. Er selbst wurde nach Rußland in die Gefangenschaft geführt.

Gegen das Ende des Jahres ergaben sich Stettin und Torgau und in Polen Modlin und Zamoszk. Da aber das Beispiel Dresdens die übrigen französischen Commandanten (in Glogau, Magdeburg, Hamburg, Erfurt, Würzburg, Wesel und Mainz) von einer Capitulation zurückschreckte, so hielten sich diese Festungen noch bis zum Frieden.

Der Kronprinz von Schweden hatte, nach der Zurückziehung Davoust's auf Hamburg, die von dem Prinzen Friedrich von Hessen geführten Dänen gleich anfangs bis an die Eider zurückgedrängt, wo sie jedoch einige glückliche Gefechte (besonders bei Seestädt in

Schleswig) gegen ihn bestanden. Da sich aber der König von Dänemark von allen europäischen Mächten verlassen sah, so gieng er am 15. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel ein, worin er in die Abtretung Norwegens an Schweden willigte und sich mit Schwedisch-Pommern begnügte. Dazu tauschte er von Preußen die Insel Rügen gegen das Herzogthum Lauenburg ein.

7. Kapitel. Napoleon's Vertheidigungskampf in Frankreich bis zu seinem Sturz.

1. Napoleon's erneuerte Rüstungen. Angriffsplan der Verbündeten: Bülow's Einrücken in Holland. Schwarzenberg's Zug durch die Schweiz in's Burgundische (Wellington's Sieg bei Vittoria; die Schlacht an den Pyrenäen). Der Congreß in Chatillon.

Schon vor der Leipziger Schlacht hatte Napoleon durch seine Gemahlin Marie Luise, in einer feierlichen Anrede derselben an den Senat, eine Truppenaushebung von 280,000 M. vorschlagen lassen; allein diese Conscription hatte keinen rechten Fortgang gehabt, weil Jedermann in Frankreich einem fortgesetzten Kriege abgeneigt war. Als nun Napoleon, nach seiner Vertreibung aus Deutschland, am 9. Nov. nach Paris kam, befahl er sogleich eine neue Aushebung von 300,000 M. Darin erkannten die Verbündeten ein Mißtrauen in ihre Friedensvorschläge: sie erklärten daher in einem Manifest, daß sie keineswegs gegen Frankreich, sondern bloß gegen Napoleon's staatenbedrückende Übermacht Krieg führten; sie wollten nicht etwa Frankreich verringern, sie wünschten vielmehr, „daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatengebäudes sei: es solle einen größern Umfang haben, als es unter seinen Königen gehabt; allein es dürfe künftig nicht die Freiheit anderer Staaten beeinträchtigen, sondern müsse sich einem wohlbemessenen Gleichgewicht der Mächte fügen.

Hierin war das russische und österreichische Cabinet einig. England aber wollte jedenfalls die Niederlande von Frankreich wieder getrennt wissen. Die Preußen, welche so unerhörte Anstrengungen für Deutschlands Befreiung gemacht hatten, hätten eine größere Schwächung Frankreichs lieber gesehen; viele deutsche Patrioten, denen die Wiederaufrichtung eines deutschen Reiches am Herzen lag, dachten schon an die Wiedereroberung der rheinischen Kurfürstenthümer, ja selbst an die Rückgabe Lothringens und des Elsasses. Blücher vor Allen drang auf ein rasches Eindringen in Frankreich und Vorgehen auf Paris, ehe Napoleon Zeit gewonnen hätte, seine großen Rüstungen zu vollenden. Seine diplomatischen Gegner aber spotteten über ihn und nannten ihn einen „tollen Stürmer, wilden Spieler und verwegenen Husarengeneral."

Es war im Standquartier der schlesischen Armee zu Gießen, wo Blücher das erste Glas Rheinwein „auf einen baldigen Übergang über den Rhein" leerte und Gneisenau, Müffling, Rühle und Andere vom Generalstabe mit ihm darauf, sowie auch auf einen Zug nach Paris, anstießen. Gneisenau übernahm es, den Plan über den Rhein zu gehen und durch Eroberung Hollands den Frieden herzustellen, im Hauptquartier zu Frankfurt vor dem Kriegsrath zur Geltung zu bringen. Allein die Erwägung, daß das erste Armeecorps für diesen Zweck rücksichtlich der Bewaffnung, Kleidung und Munition sich in einem herabgekommenen Zustand befand, bewog den Kriegsrath, nicht darauf einzugehen. Blücher, der seinen Truppen schon Befehl gegeben hatte, sich in Mühlheim, Köln gegenüber, zusammenzuziehen, erhielt die Weisung, den Rheinübergang, den man allerdings beabsichtige, mit seiner schlesischen Armee nicht allein und abgesondert vorzunehmen, sondern einstweilen gegen Mainz aufzubrechen und die Truppen des böhmischen Heeres in der Blokade dieser Stadt abzulösen. Ungern gehorchte Blücher.

Auch das preußische Ministerium Hardenberg, dem gleichfalls das Feuer nationaler Begeisterung Sorgen machte, stimmte den beiden östlichen Cabinetten dahin bei, daß man Frankreichs Gränzen bis an den Rhein gelten lassen müsse; nur darin stimmte man Blüchern gegen die Stimme des Kronprinzen von Schweden bei, daß man Napoleon in Frankreich selbst bekämpfen und daher den Rhein überschreiten müsse. — Solcher Schwäche gegenüber fühlte sich Napoleon noch stark, und wirklich war er es allein in Frankreich, der noch Muth und Stolz genug besaß, sich nicht unbedingt der Discretion seiner Feinde zu ergeben.

„Nationen, sagte er im Senat, unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wann sie ihre ganze Macht entwickeln." Als darauf zwei Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, Lainé und Renouard, freimüthig erklärten, daß die Friedensanträge der Verbündeten vernünftig und billig seien, daß es wahnsinnig wäre, noch länger fortzukämpfen und Frankreichs Jugend zwecklos hinzuopfern; ja als Lainé sogar constitutionelle Ideen vorbrachte und der gesetzgebende Körper den Druck dieser Adresse beschloß: da beschied Napoleon (am Neujahrstag) alle Glieder dieses Körpers vor sich und warf ihnen vor, sie giengen darauf aus, den Kaiser von der Nation zu trennen; sie seien nicht Stellvertreter der Nation, nur Abgeordnete der Departemente, — er allein, der vom Volk Erwählte, sei der wahre Vertreter der Nation; nicht auf den Thron, der nur ein Stück Holz mit Sammet überzogen sei, sondern auf den Throninhaber komme es an. Er allein könne Frankreich retten. Jetzt, wo es gelte, den Feind von den Gränzen abzutreiben, sei es nicht an der Zeit, von Verfassungsänderung zu reden: der das gethan, sei ein Verräther. „Sollte (fuhr er fort) Frankreich eine andere Verfassung verlangen, welche mir nicht recht wäre, so würde ich sagen: sucht euch einen andern Herrscher. Die Feinde sind gegen mich noch mehr, als gegen Frankreich erbittert; allein sollte ich mir darum die Zerstückelung des Reiches erlauben? Opfere ich nicht meinen Stolz und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja ich bin stolz, weil ich Muth besitze; ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Kehrt in eure Heimath zurück! Selbst vorausgesetzt, ich hätte Unrecht, so steht es euch nicht zu, mir darüber Vorwürfe zu machen. Übrigens bedarf Frankreich meiner mehr, als ich Frankreichs bedarf!" — Gleichwohl schloßen sich einige edlere Männer, welche sich in Folge seines Despotismus zurückgezogen hatten, jetzt in der Zeit der Noth wieder an ihn an, wie z. B. Carnot, welchem die Vertheidigung Antwerpens übertragen wurde.

So hatten also die Friedensunterhandlungen nur dazu gedient, Napoleon Zeit zu lassen, seine Rüstungen zu vollenden: denn schon hatte er 220,000 M. auf den Beinen, welche, wenn nicht der Typhus, den die

aus Deutschland Heimgekehrten mit nach Frankreich eingeschleppt hatten, in wenigen Wochen 70,000 M. davon hingerafft hätten, den Verbündeten noch mehr würden zu schaffen gemacht haben, als es die 200,000 M. thaten, die er ihnen im Beginn des neuen Jahres entgegenstellen konnte. Doch auch diese mußte er allzusehr (theils in die Niederlande, theils an den Rhein bis zur Schweiz hin) vertheilen, so daß ihm zum Operiren im Innern Frankreichs nnr 70—80,000 M. zur Hand blieben.

Die Verwerfung des Blücher'schen Angriffsplans, bei welchem gerade jene vereinzelte Aufstellung der französischen Macht leichter zu bewältigen gewesen wäre, — dagegen die Annahme des Schwarzenbergischen Plans, der darauf hinausgieng, ganz Frankreich von verschiedenen Seiten her in von einander abgetrennten Heerestheilen langsam zu überziehen, konnte dem Kaiser Napoleon nicht erwünschter sein, der von jeher es liebte, sich auf die vereinzelten Theile der feindlichen Macht zu werfen und sie nacheinander zu vernichten: wenigstens hoffte er, daß es ihm auch diesmal gelingen werde.

Dem Schwarzenbergischen Plane gemäß sollte Bülow vom Norden her in Belgien, Blücher im Westen vom Mittelrhein aus, Schwarzenberg mit der Hauptarmee durch die Schweiz ziehend über Lyon in Frankreich eindringen, und alle drei dann sich gegen Paris vorbewegen.

Bülow mit einem Theile des bisherigen Nordheeres war schon im Anfang Novembers in Holland eingerückt und hatte den holländischen Patrioten Gelegenheit verschafft, in Amsterdam eine provisorische Regierung zu errichten, worauf der Prinz Wilhelm von Oranien (Sohn des letzten Erbstatthalters) einzog und von den Holländern als rechtmäßiger Fürst anerkannt wurde. Allenthalben im Lande wurden die Franzosen verjagt und einige der von Macdonald's Truppen besetzten Festungen bis gegen die Mitte Decembers hin erobert.

Am 20. und 21. Dec. zog Schwarzenberg mit seiner durch Rheinbunds*contingente* bis fast auf 230,000 M. verstärkten Hauptarmee (dem bisher sogenannten böhmischen Heere) mit fast 700 Geschützen bei Schaffhausen, Laufenberg und Basel über den Rhein durch die Schweiz (die sich durch die Aussicht auf Schonung ihrer Selbständigkeit zur Gestattung des Durchzugs verstand) in das Burgundische, zugleich mit der Absicht, dem aus Spanien her vorrückenden Wellington die Hand zu bieten.

In Spanien hatte das ganze Jahr hindurch noch der oben (K. 1, 2.) beschriebene Gebirgskrieg fortgedauert, besonders in Catalonien und Aragonien. Bereits im März aber hatte König Joseph Madrid verlassen und seine Residenz gegen die französische Gränze hin in Vittoria aufgeschlagen, während Marschall Suchet noch Valencia zu halten suchte. Da brach Wellington hervor und griff das um den König versammelte, vom alten Jourdan befehligte französische Heer an und besiegte es am 21. Juni 1813 in der Schlacht bei Vittoria (daher sein nachheriger Beiname Herzog von Vittoria) so nachdrücklich, daß sich der Rest der Franzosen eiligst in die Pyrenäen flüchtete. Dieser Schlag nöthigte auch den Suchet,

Valencia aufzugeben, und obgleich der von Napoleon aus Sachsen her nach Spanien entsendete Marschall Soult die Trümmer des geschlagenen Heeres an den Pyrenäen sammelte und sich in verschiedenen Gefechten, die man zusammengenommen die Schlacht an den Pyrenäen nannte, mit Wellington herumschlug, so konnte er doch nichts mehr aus richten. Denn als die Engländer St. Sebastian und Pampeluna zum Fall gebracht hatten, zog Wellington über die Pyrenäen, um den Soult bei Bayonne vollends zu vernichten.

So kam es, daß Napoleon schon im November Spanien aufgab und, um den Engländern in Spanien einen nationalen Damm entgegenzusetzen, den in Valencay gefangenen Ferdinand VII als König von Spanien unter der Bedingung anerkannte, daß er den französischen Besatzungen in Spanien ungehinderten Abzug verschaffe. Da aber Wellington sich um den König Ferdinand nichts kümmerte, sondern nur, wie bisher, die Cortes anerkannte, so ließ Napoleon den alten König noch als Geisel behandeln. — Den Papst aber hatte Napoleon ganz frei gegeben und in den Kirchenstaat zurückgeschickt, um den Verbündeten seine Friedensliebe zu beweisen. Und wirklich verstanden sie sich wieder, mit seinem Gesandten Coulaincourt zu Chatillon über den Frieden zu unterhandeln. Weil aber Napoleon nachher nach jedem Kriegsvortheil, den er errang, seine Forderungen wieder höher spannte, so konnte doch nur das Schwert den letzten Ausschlag geben.

2. Blücher's Rheinübergang. Napoleon gegen Blücher: die Schlachten bei Brienne und bei La Rothière. Verluste der Blücher'schen Armee in der Champagne. Napoleon gegen Schwarzenberg: Schlacht bei Bar sur Aube. Sieg Blücher's und Bülow's bei Laon.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1814, mit dem Schlag der Mitternachtsstunde, gieng Blücher's Heer an drei Puncten zugleich — bei Coblenz, Kaub und Mannheim — unter dem allgemeinen Jubel seiner vom Geist der feurigsten Vaterlandsliebe getragenen Streiter und selbst zur Freude aller Rheinanwohner über den vaterländischen Strom, rückte, da Marmont mit seinem schwachen Corps vor ihm zurückwich, ungehindert in Lothringen ein, und hatte vor, ohne sich mit Festungsbelagerungen aufzuhalten, sich mit Schwarzenberg's rechtem Flügel zu vereinigen.

Napoleon hatte jenseits der Marne gegen Blüchers und Schwarzenbergs Armeen seinen Marschällen Macdonald, Mortier, Victor, Ney und Marmont befohlen, sich sammt ihren, zusammen auf 70,000 M. sich belaufenden Corps mit ihm bei Vitry zu vereinigen, wo er sein Hauptquartier nahm. Sein Vertrauen zu seinem Schwert und Glück war wiedergekehrt, obgleich die Streitkräfte seiner Gegner ihm doppelt überlegen waren: denn er hatte seine Hülfsquellen in unmittelbarster Nähe hinter sich und seine Macht um sich concentrirt, während das verbündete Heer von einem bis zum andern Flügel in einer Ausdehnung von 40 deutschen Meilen stand. Sobald er nun gewahr wurde, daß zwischen Schwarzenberg und dem Blücher eine große Lücke gelassen worden war, so faßte er seinen Plan darnach.

Als Blücher rastlos vorwärts dringend mit einem Theile seines Heeres im Zug auf Brienne war, während York mit dem andern Theile (von 27,000 M.) noch in der Gegend von Metz war, stieß er unversehens

auf Napoleon, der sich weislich nicht das starke, langsam ziehende Heer Schwarzenberg's, sondern das an Zahl schwächere und jetzt noch dazu getheilte Heer Blücher's zum ersten Angriff ausersehen hatte. Zuerst wurde Blücher's Vorhut bei St. Dizier geworfen und Blücher selbst am 29. Jan. von Napoleon bei Brienne mit Übermacht angegriffen, so daß er Brienne aufgeben und sich zurückziehen mußte.

Bei Brienne hatte Blücher 30,000 M. (meist Russen und nur 900 Preußen) beisammen. Blücher selbst leitete von der Terrasse des Schlosses das Gefecht und gieng nach einer Stunde in's Schloß zu Tisch, ohne sich um die dort bereits einschlagenden Kugeln zu kümmern. Als ein zu Tische mitsitzender Freiwilliger (ein Professor) wegen der Bombenkugeln, die in den obern Stock einschlugen, Miene machte, dem etwaigen Einsturz der Decke auszuweichen, fragte ihn Blücher, ob ihm das Schloß gehöre? Auf das erfolgende Nein sagte Blücher: Na, dann man nich ängstlich! die Reparaturkosten haben Sie ja nich zu zahlen." — Am Abend des Tages schien es, als ob der Feind sich zurückzöge. Kaum hatte sich Blücher von der Beobachtung des Ganges der Schlacht wieder in's Schloß begeben und Befehle für die einbrechende Nacht ertheilt, als französische Reiter in den Park und gegen das Schloß eindrangen. Nun eilte man, das Hauptquartier in die Stadt zu verlegen; dort aber standen schon mehrere Häuser in Flammen. Da wollte Blücher selbst einhauen, aber einer seiner Generale ermahnte ihn, sich durch eine Seitengasse zu retten. Blücher widerstrebte; aber Gneisenau's Frage: „Wollen Sie denn im Triumph in Paris aufgeführt werden?" brachte ihn doch dahin, seinem Pferde die Sporen zu geben, und so entkam er glücklich der Gefangenschaft. — Napoleon hatte diesen Überfall selbst angeordnet: denn es waren ihm von seiner Jugend her alle Wege im Park und zum Schlosse bekannt.

Weil aber Napoleon zwei Tage lang unschlüssig in Brienne blieb, so konnte Blücher die ihm von Schwarzenberg unter dem Kronprinzen von Schweden, Wrede und Giulay zugesandte Verstärkung an sich ziehen und die ihm von Napoleon bei La Rothière angebotene Schlacht (am 1. Febr.) annehmen. In dieser erlitt nun Napoleon in seinem Centrum und auf seinem linken Flügel so bedeutenden Nachtheil, daß er am andern Tag die Schlacht nicht erneuerte, sondern, von den Bayern und Württembergern verfolgt, zurückwich und dadurch den Verbündeten die Champagne öffnete. Zwei Tage darauf besiegte York den Marschall Macdonald und nahm Chalons weg.

Großen Einfluß auf den Entschluß Blücher's zur Schlacht von La Rothière, so wie auf die Wahl des Schlachtfeldes, ja auch auf den Sieg hatte der Kronprinz von Württemberg, der Tags zuvor in Bar angekommen war und den Höhenzug von Trannes genau besichtigt und zu einer Schlacht geeignet gefunden hatte. Er stellte dies Blüchern vor, der bis dahin nicht gewillt war, hier eine Schlacht anzunehmen und schon den Befehl zum Aufbruch nach Bar sur Aube gegeben hatte. Blücher und sein Stab erkannten nun, daß der Kronprinz Recht habe, und ordneten die Schlacht an, bei welcher der letztere auf den rechten Flügel zu stehen kam. Die Disposition zur Schlacht entwarfen Müffling und Gneisenau. Die Souveraine nahmen ihren Stand auf den Höhen von Trannes. Die schwierigste Aufgabe hatte der Kronprinz mit seinen Württembergern: er hatte den Wald von Beaulieu vom Feinde zu säubern und diesen aus seiner festen Stellung in und bei la Gibrie herauszuwerfen. Beides gelang ihm vollständig. Eben so vertrieb Wrede die Franzosen aus Chaumesnil. Die Entscheidung der Schlacht erfolgte dann durch Sacken mittels der Sprengung des Centrums in La Rothière.

Nach diesen Siegen hielten Schwarzenberg und die Monarchen eine Zusammenkunft mit Blücher in Brienne, um die weitern Unternehmungen zu besprechen. Auch hier wurde Blücher, der auf einem raschen und zwar vereinigten Vordringen auf Paris bestand, wieder überstimmt und für den Zug nach Paris eine abermalige Trennung der Hauptheere beschlossen, weil allerdings der Unterhalt so großer Massen auf Einem Terrain schwierig war. Diese Trennung aber konnte dem Kaiser Napoleon nur erwünscht sein; und hatte er kurz vorher bei jenem Friedenscongreß in Chatillon seine Forderungen bis fast zur Nachgiebigkeit in der Gränzfrage herabgestimmt, so spannte er sie jetzt gleich wieder höher.

Denn nun warf sich Napoleon, ohne auf das langsame, auf Umwegen ziehende Schwarzenbergische Heer viel zu achten, wieder auf das an der Marne abwärts ziehende Heer Blücher's, und da dieses unvorsichtiger Weise in vier getrennten Abtheilungen dahinzog, so wurde jedes dieser vier Corps einzeln von Napoleon's Übermacht geschlagen, und zwar das erste unter Olsuwieff bei Champaubert von Napoleon selbst, das zweite unter Sacken bei Montmirail, das dritte unter York bei Chateau-Thierry und das vierte unter Blücher selbst bei Vauchamps, so daß York und Blücher nur durch die heldenmüthige, aufopfernde Tapferkeit der Preußen (unter Kleist und Ziethen) von dem Untergang gerettet wurden, die ganze schlesische Armee aber große Verluste erlitt.

Vor der Schlacht bei Champaubert am 10. Febr. hatte Napoleon genau erkannt, daß dort die offene Stelle sei, wo er eindringen und Blücher's Heerestheile aufreiben könne. Den ersten Stoß hielt Olsuwieff mit seinen Russen tapfer aus; anstatt aber vor der Übermacht den Rückzug anzutreten, harrte er in seiner bedrängten Lage vergebens auf Befehle von Blücher, der aber von einem Anzug Napoleon's so wenig unterrichtet war, daß er dem Olsuwieff auf dessen Meldung von dem Überfall die Behauptung seines Postens anbefahl: denn er glaubte, Napoleon's Hauptheer sei gegen Schwarzenberg gerichtet. So wurde denn Olsuwieff's Corps überwältigt und vernichtet, und Napoleon stand nun mit 35,000 M. zwischen Blücher (bei Vertus) und Sacken (bei Montmirail) in der Mitte — er, der allein anordnende, nur sich selbst verantwortliche Kriegsfürst mit einem unvermischten Nationalheere, das ihm blindlings gehorchte, gegenüber einem aus Preußen und Russen gemischten Heere unter einem uneinigen Hauptquartier und mit Unterfeldherren, die weniger den Befehlen dieses Hauptquartiers, als ihren eigenen Ansichten folgten.

Anstatt daß nun, nach solchem Schlage, York und Sacken mit ihren Corps gegen den Feind gemeinsam operirt hätten, nahm Sacken am 11. Febr. seinen Zug nach Montmirail, machte aber dem York von seiner Ankunft daselbst keine Mittheilung. In die Nähe von Montmirail war aber Napoleon bereits mit 25,000 M. vorgedrungen. Es kam dort zu einem Gefecht, in welchem Sacken den Fehler begieng, sich auf ein ungünstiges Terrain zu begeben, und als ihn einer seiner Generale darauf aufmerksam machte und ihm rieth, sich dahin zurückzuziehen, wo er von York Unterstützung erhalten könne, entgegnete er: „Wir werden heute allein mit dem Feinde fertig und bedürfen der Preußen nicht!" — Mehr und mehr aber kam Sacken in's Gedränge, und als York, von der Lage desselben unterrichtet, näher rückte, hatte Napoleon schon Montmirail inne. York unterließ es noch, in den Kampf einzugreifen, weil er erst auf

eine Disposition Sacken's, als des älteren Generals, warten wollte. Endlich ließ ihn Sacken bitten, den Feind in die linke Flanke zu nehmen. Nun säumte York nicht länger, griff an und machte den Russen Luft, so daß nun Napoleon von Sacken abließ und während sich dieser nach Chateau-Thierry zurückzog, sich gegen York wandte. Am darauffolgenden Morgen, den 12. Febr., verständigte sich York mit Sacken, daß sie beide bei Chateau-Thierry das rechte Ufer der Marne zu gewinnen suchen wollten. Anstatt aber diesen Rückzug auf das schleunigste zu vollziehen, zögerten sie, bis Napoleon ihnen zuvorkam und York's rechten Flügel umgehend den ungestümsten Angriff begann. Mit der äußersten Noth und unter den hitzigsten Attaken wurde endlich von beiden Corps der Übergang über die Marne bewerkstelligt, worauf sie die Brücken zerstörten.

Hierauf wandten sich beide Generale auf Befehl des Feldmarschalls nach Rheims. Dieser selbst aber, der in seiner Ungeduld dieses Mißgeschick schwer ertrug, beschloß am 13. Febr. ein abermaliges Vorgehen nach Montmirail, in der Hoffnung, das Schwarzenbergische Heer werde es dem Kaiser Napoleon unmöglich machen, sich noch länger mit dem schlesischen Heere zu beschäftigen. (Er konnte freilich nicht wissen, daß Schwarzenberg, der selbst in diesen Tagen noch kantoniren ließ, von dem Wiener Cabinet, wegen weiterer Friedensunterhandlungen in Chatillon, die geheime Weisung hatte, keinen Angriff auf den Feind zu unternehmen und besonders jedem neuen Zusammentreffen mit Napoleon selbst auszuweichen!) Als Blücher das Dorf Vauchamps erreicht hatte, zeigte sich der Feind, welcher sich hinter dem Wald und Bergzug von Beaumont verborgen gehalten hatte. Ein harter Kampf begann und endete, da Blücher nun wohl erkannte, daß ihm Napoleon's ganze Hauptmacht gegenüber stehe, mit seinem Rückzug, auf welchem er aber noch bei Champaubert sich durchzuschlagen und bei Etoges ein Nachtgefecht zu bestehen hatte. — Das schlesische Heer hatte in allen diesen Niederlagen einen Verlust von 15,000 M. erlitten.

Vom strategischen Standpunct erfuhr und verdiente Blücher allerdings starken Tadel; dennoch hatten diese Unglückstage in der Champagne keine entmuthigende Wirkung auf das Heer, vielmehr trieben sie dasselbe zu erneuten Anstrengungen. Blücher selbst nahm sich aus seinem nicht unverschuldeten Mißgeschick eine Lehre. Denn als er zuletzt bei Champaubert an seinem guten Glücke zu verzweifeln anfieng und sich, um nicht lebend in Feindeshand zu fallen, mehrmals dem heftigsten Feuer aussetzte, so daß General Nostiz, der das bemerkte, ihm warnend zurief: „Wenn Ew. Excellenz sich hier todtschießen lassen wollen, so wird die Geschichte nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben!" — sah Blücher ihn ernst an, wandte sein Pferd und sagte: „Na, wenn ich nicht heute umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden; ich hoffe aber, in der Zukunft alles wieder gut zu machen." — Auch führten diese Verluste den Vortheil mit sich, daß sie einen faulen und schlechten Frieden verhinderten: denn wäre Blücher ohne Aufenthalt gegen Paris vorgedrungen, so hätte Napoleon vielleicht die ihm in Chatillon angebotenen Friedensbedingungen, worin ihm Frankreich mit den Gränzen von 1792 gewährt werden sollte, angenommen, und alle bisherigen Anstrengungen der Verbündeten, Napoleon's Macht unschädlich zu machen, wären vergebens gewesen. Denn Napoleon selbst schrieb (wie Bignon berichtet) im Februar an seinen Bruder Joseph: „Hätte ich den Frieden mit den alten Gränzen unterzeichnet, so wäre ich zwei Jahre später zu den Waffen geeilt und hätte der Nation erklärt, das sei kein Friede gewesen, sondern eine Capitulation." — Zunächst freilich war das geschlagene Heer übel daran: bisher hatte es auf Blücher's Befehl Plünderung und Unordnung gemieden; nun aber trieb der Mangel an Unterhalt und an gehöriger Bekleidung die Einzelnen zu Gewaltthätigkeiten auf dem Lande, weßhalb sich die Franzosen in den Dörfern gegen sie zusammenschaarten. Überhaupt fieng nun das französische Volk, durch Napoleon's scheinbar wiederkehrendes Glück ermuthigt, in größerer Zahl an, wieder die Waffen für ihn zu ergreifen. — Auf die coalirten Häupter machte Napoleon's wieder erwachendes Glück einen tiefen Eindruck und die Friedenspartei trat wieder so stark auf, daß selbst Kaiser Alexander,

der sich Napoleon's Sturz zum Ziel gesetzt hatte, ihren Forderungen nach einem Waffenstillstand nachgeben mußte.

Nun glaubte Napoleon Blüchern so vernichtet zu haben, daß derselbe auf lange hinaus nicht werde wieder im Felde erscheinen können. Er hielt es daher, als er sich gegen das Schwarzenbergische Heer wandte, für hinreichend, eine bloße Frontstellung gegen dasselbe zu nehmen. Zunächst griff er den Kronprinzen von Württemberg bei Montereau an, der aber die Seinebrücke so lange tapfer vertheidigte, bis Schwarzenberg den Rückzug über Troyes nehmen und dem Napoleon ausweichen konnte. Triumphirend zog Napoleon in Troyes ein und schlug den Antrag der Verbündeten auf einen Waffenstillstand und daraus folgenden Frieden aus: „denn (ließ er seinem Unterhändler Coulaincourt sagen) ich bin jetzt Mainz wieder näher als Paris!"

Obgleich Blücher von Schwarzenberg (der insgeheim die Weisung hatte, die Seine nicht zu überschreiten) den Befehl erhalten hatte, sich auch zurückzuziehen, so that dieser es doch nicht und hatte dabei seinen König auf der Seite, auf den die so eben eingegangene Nachricht, daß die Russen Lust hätten, das von ihnen zurückeroberte Danzig zu behalten, einen üblen Eindruck gemacht hatte. Um den König zu begütigen, gaben die andern Monarchen nach und gestatteten dem Blücher, sich von Schwarzenberg zu trennen, mit dem aus Belgien heranrückenden Bülow sich zu verstärken und wieder angriffsweise zu verfahren. Blücher dankte dem Kaiser Alexander in einem eigenhändigen Schreiben vom 25. Febr. für die Erlaubniß, die Offensive zu beginnen, und äußerte, er werde nun auf Paris vordringen, er scheue den Kaiser Napoleon so wenig, wie dessen Marschälle. Dieses Schreiben stärkte die beiden Monarchen in ihrem Vertrauen, so daß auch Schwarzenberg nun die Weisung erhielt, sein beständiges Zurückweichen einzustellen, und als es letzterem gelang, die ihn beobachtenden Marschälle Oudinot und Macdonald bei Bar sur Aube zurückzuschlagen, erneuerten die drei Monarchen am 1. März zu Chaumont ihren Bundesvertrag.

In der Schlacht bei Bar sur Aube hatten vorzüglich die Russen unter Gortschako w mit den stets vordringenden Truppen des Marschalls Oudinot einen schweren Kampf zu bestehen, doch schlugen sie jeden Angriff durch ihre Standhaftigkeit und ihr überlegnes Geschütz zurück. Um 4 Uhr Nachmittags erhielt Wrede mit den Bayern den Befehl, die Stadt Bar anzugreifen; er erstürmte sie nicht ohne die äußerste Anstrengung, weil sich die darin liegende französische Division unter dem General Duhesme mit der größten Umsicht vertheidigte. Die einbrechende Dunkelheit begünstigte den Ab- und Rückzug der Franzosen, den sie durch die Furthen der Aube nahmen.

Vergebens hatte Napoleon die Vereinigung Bülow's und Blücher's zu verhindern gesucht, nach deren Vollzug das Blücher'sche Heer über 100,000 M. betrug. Da Napoleon's Absicht, den linken Flügel des Feindes zu umgehen und Laon früher zu erreichen, als das schlesische Heer, sich bald herausstellte, so beschloß Blücher rasch zum Angriff über-

zugehen und eine entscheidende Schlacht zu schlagen. Bereits hatte sich Napoleon, der nur 50,000 M. hatte, der Stadt Craonne bemächtigt, als auf Blücher's Befehl eine russische Infanterieabtheilung auf einem Plateau, anderthalb Stunden von dieser Stadt, Front machte. Der Angriff der Franzosen führte nun den 7. März zur Schlacht bei Craonne, der blutigsten im ganzen Feldzug jenes Jahrs, in welcher französisches Ungestüm und russische Ausdauer sich völlig die Wage hielten. Die Franzosen verloren zwar das Doppelte an Todten und Verwundeten, aber von keiner Seite wurden Gefangene gemacht, noch Kanonen erobert.

Jetzt erst erfuhr Napoleon, daß er es hier nur mit einem Theile des schlesischen Heeres zu thun gehabt hatte, und daß der andere Theil, die Preußen, noch in der Aufstellung begriffen wäre; auch erhielt er Nachricht von dem oberwähnten erneuerten Bundesvertrag der Monarchen. Sogleich beschloß er, es zu einer zweiten Schlacht kommen zu lassen, um Blüchern gründlich zu schwächen. Noch in der Nacht zog er seine Streitkräfte zusammen und ordnete eine Verfolgung des abziehenden Feindes an, die am 9. März die Schlacht bei Laon herbeizog, wo Bülow im Besitze der Stadt und ihrer Anhöhen war, York und Kleist mit dem linken Flügel beim Dorfe Athis standen, Langeron und Sacken aber bei der Reserve hinter einem Felsen ihre Stellung hatten. Napoleon's Plan eines kühnen Überfalls mißlang und der nun sich entspinnende Kampf führte an diesem ersten Tage zu keiner Entscheidung, bis er in der darauffolgenden Nacht durch die Tapferkeit der Preußen unter York und Kleist sich in der Niederlage des rechten französischen Flügels (unter Marmont) für die Verbündeten entschied. Dennoch blieb Napoleon noch den ganzen folgenden Tag stehen und zog dann erst ab, um sich wieder gegen Schwarzenberg zu wenden.

Blücher, damals an den Augen leidend und auch sonst unbaß, daß er sich noch drei Wochen lang fahren lassen mußte, hatte die Leitung dieser Schlacht an Gneisenau übergeben. Dieser wagte nach der Schlacht weder die Verfolgung Marmont's, noch einen neuen Angriff auf Napoleon, theils weil unter den Preußen ohnedieß der Argwohn bestand, daß Österreich und Rußland absichtlich die Preußen immer vorschöben, um sie in diesen Kämpfen sich aufreiben zu lassen, — theils und vorzüglich, weil er ihre Kraft für den bevorstehenden Kampf unter den Mauern von Paris gespart wissen wollte, wo sie bei den Friedensunterhandlungen dann leichter ihr Schwert in die Wagschale des Friedens legen könnten.

3. Schwarzenberg bei Arcis sur Aube. Napoleon's vergeblicher Operationsversuch im Rücken des Feindes. Zug der Verbündeten nach Paris. Marmont's Capitulation. Einzug der Verbündeten in Paris. Absetzung Napoleon's. Seine Verweisung nach Elba. Abschied von seiner Garde.

Weil nun Napoleon einen Aufruf an das französische Volk erließ, wodurch er es zu einer Erhebung hinter dem Rücken der Verbündeten und diese dadurch zum Rückzug an den Rhein bewegen wollte, und weil er auch zu gleicher Zeit seine Forderungen zu Chatillon unsinnig hoch

spannte, so brachen die Verbündeten endlich die Friedensunterhandlungen mit ihm gänzlich ab und ertheilten dem Fürsten Schwarzenberg den Befehl, den Angriff wieder aufzunehmen. Dieser fand bei Arcis sur Aube statt; doch brach Napoleon, als er merkte, daß er das ganze Heer Schwarzenbergs vor sich habe, die Schlacht schnell ab und rettete sich noch glücklich aus der Gefahr des völligen Untergangs.

Treffend bezeichnet Guizot in seinen Memoiren die falsche Lage des Kaisers, der fortwährend zwischen der Nothwendigkeit, Paris zu decken, und zwischen dem Wunsch, seine alten Eroberungen wieder an sich zu reißen, hin und her schwankte, mit den Worten: „Gott rächte die Vernunft und die Gerechtigkeit, indem er das denselben trotzende Genie verurtheilte, unter Schwanken und Ungewißheit dem Gewichte unerreichbarer Wünsche zu erliegen."

Auch in dem Treffen bei Arcis zeigte sich seine Verblendung. Eine Meile südlich von diesem Orte, das die Franzosen inne hatten, stand das ganze Schwarzenbergische Heer in Schlachtordnung. Als Napoleon um 1 Uhr Mittags von Rheims her in Arcis ankam, bemerkten ihm Ney und Sebastiani, daß Schwarzenberg's ganzes Heer im Anzuge sei. Er glaubte es aber nicht und wies den beiden Marschällen ihre Posten an. Noch einmal sprengte Sebastiani mit der gleichen Versicherung herbei: deß ungeachtet blieb Napoleon auf seiner Ansicht, Schwarzenberg wolle nur durch diese seine Aufstellung seinen Rückzug maskiren. Das Gefecht nahm aber für die Franzosen gleich einen sehr ungünstigen Anfang, indem ihre ganze Reiterei geworfen wurde und auch das Fußvolk zu wanken begann. Der Kaiser erkannte den gefährlichen Moment, warf vor einer Brücke, über welche sie fliehen wollten, sich den Flüchtlingen mit gezogenem Degen, mit zornglühendem Blick und dem Rufe entgegen: „Wer will über die Brücke eher als ich?" und brachte sie so wieder zum Stillstand. Der Kampf erneuerte sich und Napoleon selbst befand sich nicht selten im dichtesten Kugelregen, ja eine Granate platzte vor seinen Füßen und hüllte ihn in eine Wolke von Staub und Rauch, so daß man ihn für verloren hielt. Er war wirklich mit dem Pferde gestürzt, erhob sich aber rasch wieder, warf sich auf ein anderes Pferd und setzte den Befehl fort. Obgleich er mit nur 14,000 M. gegen 60,000 focht, so behauptete er sich doch an diesem Tage, und da er in der Nacht Verstärkung erhielt, so wollte er am andern Morgen den Kampf erneuern, immer behauptend, Schwarzenberg habe durch diesen Angriff nur seinen Rückzug decken wollen. Endlich als Schwarzenberg's Massen sich mehr und mehr entwickelten, sah Napoleon seinen Irrthum und seine höchst gefährliche Lage ein, und gebot eiligen Rückzug. Schwarzenberg, der immer mit dem Massenangriff zurückgehalten hatte, gewahrte Napoleon's Abzug erst nach zwei Stunden und befahl nun erst ein allgemeines Vordringen.

Hierauf faßte Napoleon den Gedanken, sich hinter den Rücken der verbündeten Heere zu werfen, um dadurch seine Gegner nach dem Rhein zu locken. Allein er ahnete nicht, daß gerade dieser Plan ihm Verderben bringen sollte. Zwar wußte man im großen Hauptquartier der Verbündeten noch nicht einmal, daß Napoleon bei Arcis am Vordringen gehemmt worden und bereits den Übergang über die Marne bewirkt habe, um hinter ihrem Rücken zu operiren; aber am 23. März kam ihnen ein von Blücher aufgefangener Brief Napoleons an seine Gemahlin Marie Luise in Paris zu, woraus man erkannte, daß er nach der Schlacht bei Arcis seinen Marsch nach St. Dizier gerichtet habe, woraus auf jenen Operationsplan zu schließen war.

Sogleich hielten Alexander, der König von Preußen und Schwarzenberg einen großen Kriegsrath, in welchem man zu der Überzeugung

kam, daß man jetzt dem Napoleon auf seinem Zuge nicht mehr zuvorkommen könne, sondern daß man ihm die Verbindung mit dem Rhein in ihrem Rücken preißgeben müsse. Um aber noch das Möglichste zu thun, beschloß man, das schlesische und böhmische Heer, welche beide sich so eben wieder vereinigt hatten, beisammen zu halten und alle Truppenkörper in der Gegend von Chalons zu versammeln.

Gleich nach diesem Kriegsrathe ließ Fürst Schwarzenberg, dem Kaiser Franz, der sich gerade zu Bar sur-Aube befand, sagen, er möge sich, der Sicherheit wegen und um die Verbindung mit Italien offen zu erhalten, nach Dijon zu der Südarmee begeben. Der Kaiser befolgte diesen Rath und zog mit seinem Cabinet (Metternich) und dem ganzen Diplomatencorps dahin. Darüber freuten sich Alexander, Stein, Pozzo di Borgo, Blücher und andere von der Kriegspartei höchlich: denn von da an trat der hemmende Einfluß des österreichischen Cabinets und der Diplomaten auf die unmittelbaren kriegerischen Unternehmungen zurück, und selbst Schwarzenberg wurde dadurch freier und den Wünschen der andern Factoren zugänglicher.

Da nun auch neuaufgefangene Depeschen des Polizeiministers Savary in Paris an Napoleon die schlimme Lage des Landes und die Schwierigkeiten der Kriegsfortsetzung klar darlegten, so entstand die Frage, ob man dem Napoleon nachrücken oder die frühere Idee eines vereinigten Zugs gegen Paris wieder aufnehmen solle. Schwarzenberg glaubte anfangs, dieß ohne Zustimmung seines Kaisers und des Königs von Preußen nicht thun zu können, und gab Befehl an die Heere, den Weg nach Vitry einzuschlagen. Allein Alexander, den der Gedanke eines vereinigten Vorgehens auf Paris, das auch Blücher's stetes Schlagwort gewesen war, mehr und mehr ergriff, blieb noch zurück und berieth sich mit den russischen Generalen Wolkonsky, Diebitsch, Barclay, Toll u. a. über den Marsch nach Paris. Anfangs waren die meisten dagegen; als aber Alexander durch seinen Adjutanten Wolkonsky aus aufgefangenen Depeschen und geheimen Nachrichten darthun ließ, daß Napoleon im Rücken der Verbündeten mit so geringen Streitkräften stehe; daß Paris so gut wie vertheidigungslos sei, indem die dort aufgestellten Marschälle Marmont und Mortier sich auf Napoleon's Befehl gen Vitry aufgemacht hätten, um zu ihm zu stoßen; daß die Bevölkerung von Paris in der niedergedrücktesten Stimmung sei; daß folglich Paris erobert werden könne, noch ehe Napoleon der Stadt könne zu Hülfe kommen: so leuchtete Allen diese Möglichkeit ein.

Hierauf übernahm es Alexander, den König von Preußen und den Fürsten Schwarzenberg persönlich dafür zu stimmen, und auf einer Anhöhe vor Vitry wurde von ihnen (sie blieben dabei zu Pferd) die Sache noch einmal reiflich überlegt. Und nun erkannte Schwarzenberg (ungehemmt von der abwesenden Diplomatie), daß der eigentliche

strategische Moment gekommen sei, in welchem der vom Beginn an im Allgemeinen oft gewünschte und geheischte Angriffszug auf Paris ausgeführt werden könne.

Allerdings gab nun die Zustimmung des Fürsten Schwarzenberg erst den Ausschlag, wie neuerdings v. Thiele nachzuweisen sucht, wobei er theils aus eigner Beobachtung, theils aus archivalischen Zeugnissen darlegt, daß der Fürst als Generalissimus der verbündeten Heere vielfach falsch beurtheilt worden, wie denn auch ein anderer Beurtheiler sich dahin äußert, daß der Fürst an kriegswissenschaftlicher Bildung, an Feldherrntalent und politischer Einsicht den Besten an die Seite zu stellen sei. „Von Niemand ward er an persönlichem Muth und kalter Verachtung in der Gefahr übertroffen, nicht minder an Entschlossenheit, wo er es an der Stelle fand oder wo er nicht durch einen höhern Willen oder durch Unfügsamkeit Anderer gehemmt gewesen." Als Oberfeldherr der Coalition und der verbündeten Heere verschiedener Nationalitäten hat er, ungeachtet so vielseitiger Hemmungen, dennoch die vom Beginn an dem großen Ganzen gestellte Aufgabe festgehalten und mit der größten Selbstverläugnung „mitten unter den oft maßlosen Prätensionen kleinlichen Ehrgeizes" hinausgeführt. (S. Alexander's und Blücher's Urtheile über ihn unten in K. 8, 2. a. A.)

Aber auch Blüchern, der von Anfang an mit seinem steten „Vorwärts auf Paris!" der allgemeinen Stimmung Vorschub that, gebührt hiebei ein großes Verdienst, und wenn Thiers in vielen Stellen seiner Geschichte des Kaiserreichs Blücher's Kriegsruhm herabzusetzen sucht, wenn selbst Bülow über seine Führung sich oft gehässig ausließ, so sagte doch selbst Napoleon (nach Fain's Manuscript v. 1814, S. 104, vergl. mit Damitz I. S. 385), daß „hinter dem plötzlichen Abmarsch Blücher's nach Paris einer der kühnsten Plane dieses Feldzugs versteckt liege und daß in wenig Stunden das Schicksal dieses Krieges sich gewandt habe." — Alexander's Verdienst dabei ist aus Obigem sichtbar.

So war denn der Würfel geworfen und noch an demselben Tage ertheilte Schwarzenberg veränderte Befehle zum Vorwärtsrücken. Das böhmische Heer zog in drei Säulen und bezog in Fère Champenoise ein Lager, wohin am 25. März das große Hauptquartier verlegt wurde. Das schlesische Heer drang auf einer andern Straße vor und schloß sich dann einlenkend an das böhmische an. Um sodann den Rücken zu sichern, wurde ein Reitercorps von 8000 M. auf St. Dizier mit der Weisung gesandt, den Napoleon glauben zu machen, als richte sich der Zug der ganzen Armee gegen ihn; andere Corps wurden anderwärts hingesendet, theils um jede Seitenbewegung Napoleon's zu beobachten, theils um die Verbindung mit der Südarmee offen zu erhalten. Nach dem Abgang aller dieser Corps war das gegen Paris ziehende Hauptheer doch noch 170,000 M. stark.

Am 24. März stieß man auf die beiden Corps der Marschälle Marmont und Mortier, welche, zusammen 25,000 M. stark, ohne von allen Vorgängen irgend etwas zu wissen, auf dem Wege waren, sich mit Napoleon zu vereinigen. Es kam bei Fère Champenoise zu verschiedenen heißen Reitergefechten, in welchen beide Marschälle geschlagen sich zurückziehen mußten, Pactod's und Amey's Divisionen aber gänzlich vernichtet wurden.

Die Franzosen verloren an 5000 Todte und Verwundete und nach ihren Berichten 14,000, nach den Berichten der Verbündeten 10,000 Gefangene (worunter der tapfere Pactod).

Wäre der Angriff, besonders von Seiten der Württemberger, nicht übereilt gewesen, sondern hätte man damit gewartet, bis die Infanterie zur Stelle gewesen wäre, so würden die Marschälle ebenfalls vernichtet und Paris ohne Schwertstreich genommen worden sein. So aber retteten sich beide, wenn auch mit Verlust, und zogen sich mit dem Reste ihrer Truppen schnell nach Paris zurück.

Hierauf rückte zunächst das schlesische Heer unter Blücher unaufgehalten weiter vor, während das böhmische Heer noch beim Marneübergang etwas aufgehalten wurde, und nachdem man eine Heerabtheilung unter Sacken und Wrede bei Meaux gelassen hatte, um Napoleon bei etwaigem Nachrücken aufzuhalten, erschien das große Heer der Verbündeten am 30. März vor Paris.

Die Bestürzung der unbefestigten und schlechtverwahrten Hauptstadt, in die sich auch alles Landvolk aus der Nähe geflüchtet hatte, war groß. Marie Luise mit ihrem Sohne, dem König von Rom, für solchen Fall von ihrem Gemahl angewiesen, verließ sogleich die Stadt und begab sich hinter die Loire nach Blois; König Joseph, der als Statthalter mit der Vertheidigung von Paris beauftragt war, erschrack bei der Annäherung der vom Montmartre aus erblickten Blücher'schen Husaren und verließ gleichfalls Paris, um sich zu der vom Kaiser für solchen Fall eingesetzten Regentschaft nach Blois zu begeben. Auch die anwesenden Großwürdenträger entflohen, und nur der schlaue Talleyrand, der mitzufliehen sich den Schein gab, kehrte gleich wieder in die Stadt zurück: denn er hatte bisher heimlich mit den Verbündeten verkehrt und hoffte mit Grund, sich ihnen unentbehrlich zu machen.

Nur Marmont und Mortier, die sich mit dem Rest ihrer geschlagenen Truppen nach Paris geflüchtet hatten, vertheidigten mit 15,000 M. und in Gemeinschaft mit den polytechnischen Schülern eine Zeit lang ernstlich die Stadt. Als aber das Heer der Verbündeten bereits in die Vorstädte von Paris eindrang, capitulirte Marmont, von Joseph dazu beauftragt, am Abend des 30. März, und am 31. Morgens 10 Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm mit ihren Feldmarschällen und Generalen an der Spitze ihrer Armeen den Einzug in die Hauptstadt Frankreichs.

Bei der Annäherung der Verbündeten Heere an Paris nahm Schwarzenberg mit dem böhmischen Heere eine Frontstellung gegen die Ostseite; Blücher mit dem schlesischen Heere hatte seine Angriffsstellung auf der Nordseite gegen den Montmartre. Auf Blücher's Seite bildete das Corps Langeron's den rechten, das Corps Kleist's den linken Flügel, das Corps York's die Mitte; die Infanterie unter Woronzow und Stroganow folgte als Reserve. — Auf Schwarzenberg's Seite bildete das Corps des Kronprinzen von Württemberg das Vordertreffen, das von Giulay die Reserve; sie hatten die Bestimmung, den Park von Vincennes zu erobern; im Centrum stand die russische Garde unter Barclay und das russische Corps Rajewski's gegenüber dem Plateau und (zwischen dessen Fuße und dem Ourcque-Canal) gegen das Dorf Pantin.

Auf französischer Seite wurde die Ostseite der Stadt auf jenem Plateau (zwischen dem Vincenner Wald bis zum Ourcque-Canal) vom Marschall Marmont —, die Nord-

seite sammt dem Montmartre vom Marschall Mortier, die Barrièren der Stadt von der Nationalgarde vertheidigt.

Bald nach Tagesanbruch rückte man in die nähere Umgebung von Paris vor. Nach der Einnahme des Dorfs Pantin begann der Angriff Rajewski's auf das Plateau, auf welchem aber Marmont den äußersten Widerstand entgegensetzte und den Russen durch sein Geschütz die Annäherung erschwerte. Nach einem langen blutigen Kampfe faßte Rajewski festen Fuß auf dem Plateau, hatte aber dann noch einen schweren Stand, bis ihm die Monarchen eine preußische Gardebrigade zu Hülfe sandten, welche unter Alvensleben und Müffling einen so gewaltigen Stoß ausführte, daß Marmont mit dem Verluste seines Geschützes nach der hintern Seite des Plateau's zurückgedrängt wurde.

Inzwischen begann auch der Sturm auf die Nordseite der Stadt. Den Befehl dazu hatte aber Blücher, weil der ihn überbringende Ordonnanzoffizier sich verirrt hatte, zwei Stunden zu spät erhalten, so daß der Sturm auf der Ostseite längst im Gange war und der alte Blücher, der seines Augenleidens wegen in einem Wagen fuhr, doppelt eilen mußte, um bei der Einnahme nicht zu fehlen. Erst um 2 Uhr Nachmittags konnte er nach der Aufstellung seines Heeres zum Angriff gegen den Montmartre kommen, bis wohin die preußische Garde auf dem Plateau gegen Marmont noch einen schweren Stand gehabt hatte. Auf dem Montmartre selbst hatte seit dem Beginn des Sturms König Joseph seinen Stand gehabt und lange geglaubt, daß man es nur mit einem Theile der verbündeten Hauptmacht zu thun habe; als er aber die Massen des schlesischen Heeres durch die Ebene heranrücken sah, entsank ihm der Muth und er gab dem Marschall Marmont die Vollmacht, sich, wenn er sich nicht mehr halten könne, in Unterhandlungen einzulassen und gegen die Loire zurückzuziehen; Joseph selbst aber verließ, um sich zu flüchten, den Montmartre und überließ dem Marschall Mortier die alleinige Sorge der Vertheidigung dieser Stellung, und dieser hatte nun den schwersten Stand gegen den Angriff des ihm fünffach überlegenen Heers, welches theils gegen die Vorstädte La Villette, La Chapelle, theils gegen den Montmartre selbst andrang. Er sah sich bei der großen Ausdehnung des Vertheidigungsraums bald genöthigt, um eine Waffenruhe anzuhalten, ward aber mit diesem Antrag zurückgewiesen.

Mittlerweile hatte der Kronprinz von Württemberg die Einschließung von Paris vollendet und nun gab Barclay den Befehl, den Kampf auf dem Plateau und über Pantin hinaus auf's nachdrücklichste fortzusetzen, so daß endlich Marmont bis ganz an den nördlichen Rand des Plateau's zurückwich, und Blücher's linker Flügel unter Woronzow und Stroganow schon anfieng, in die Vorstadt La Villette einzudringen. Nunmehr entschloß sich Marmont, um einen Waffenstillstand nachzusuchen, der ihm behufs einer Capitulation gewährt wurde, deren Bedingungen sich auch Mortier unterwarf: denn schon hatten die Verbündeten fast alle wichtigen Puncte auf der Nord- und Ostseite bis an die Barrièren von Paris inne.

Unzufrieden mit der nun beginnenden Capitulationsunterhandlung hätte Blücher es gerne gesehen, wenn man „das Nest" (Paris) zusammengeschossen hätte. Wirklich erstürmte das auch unter ihm stehende, durch seine Tapferkeit allgemein berühmte Corps Langeron's während der Unterhandlungen den Montmartre, und Blücher ließ eben 84 Kanonen auf diesem Berge aufpflanzen, als der Capitulationsabschluß allgemein bekannt wurde, in welchem der Stadt die größte Schonung zugesagt war. Aus ähnlicher Rücksicht erhielten sowohl die Tapfern Langeron's, als auch das tapfere York'sche Corps die Erlaubniß, in Paris mit einzuziehen, nicht. — In der Nacht wurden von den beiden Monarchen und ihren Diplomaten (Nesselrode, Metternich, Castlereagh) im Hause Talleyrand's, wo Alexander sein Absteigequartier genommen hatte, die Grundsätze festgestellt, nach welchen man Frankreich den Frieden gewähren wollte. An dem im frühern Manifest ausgesprochenen Versprechen, Frankreich solle immerhin noch größer bleiben, als es unter den Königen war, wollte man festhalten. In Betreff der Regierung Frankreichs wollten einige

Stimmen, man solle, um Österreichs willen, die Regentschaft Marie Luisen's anerkennen; anderntheils aber hatte England schon den Bourbonen Hoffnung gemacht, und auch Talleyrand war für sie, weil er hoffen konnte, sich ihrer Regierung unentbehrlich zu machen. Dem Vorschlage Talleyrand's für eine constitutionelle Regierung stimmten England und Kaiser Alexander bei, jenes, weil es in einer Constitution mehr Garantie für sich erblickte, dieser, weil er schon früher liberalen Ideen zugeneigt gewesen war. Doch wollte man das Nähere von den weitern Unterhandlungen mit den Bourbonen abhängig machen.

Der Einzug in Frankreichs Hauptstadt geschah unter den lebhaftesten Begrüßungen des Volks, die sich zuletzt in Jubel verwandelten und mit dem Hochruf für die Bourbonen untermischt waren. Ein Gegenstand bewundernder Neugierde war Blücher, dem zu Ehren nachher viele Pariser — Blüchermützen trugen. (Seiner Krankheit wegen legte er am andern Tage seinen Oberbefehl nieder, den dann Barclay de Tolly erhielt.)

Noch an demselben Tage erließ Alexander im Namen der Verbündeten ein Manifest, worin erklärt wurde, Napoleon habe zu regieren aufgehört und der Senat sei beauftragt, eine provisorische Regierung zu ernennen. Am folgenden Tag, den 1. April, erklärte der unterdeß von Talleyrand bearbeitete Senat die Absetzung Napoleon's, sprach sich für die Rückkehr der Bourbonen aus und bestellte bis zur Ankunft Ludwig's XVIII (des ältesten Bruders Ludwig's XVI) eine provisorische Regierung aus vier Mitgliedern, mit Talleyrand an der Spitze.

Sogleich sah man in der Umgebung der Monarchen Royalisten mit der weißen Kokarde, der bald die Tricolore auch in der Nationalgarde wich. — Alles wetteiferte in Paris, den hohen Gästen, insbesondere dem Kaiser Alexander, durch Feste aller Art „den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen." Und Alexander war nicht unempfänglich für die schmeichelnden Ehrenbezeugungen und Insinuationen der Pariser Welt, durch die er sich für Frankreich günstiger stimmen ließ, als es das allgemeine europäische Interesse, namentlich das deutsche, heischte. Alle hohen Beamten überboten sich in Ergebenheitsadressen, ein Jeder, um sich seine Würden und Einkünfte zu erhalten, so daß man aus dem großen und schnellen Abfall der Franzosen deutlich entnehmen konnte, daß das zwischen Napoleon und dem Volke bestandene Band kein geheiligtes, sondern nur ein künstliches, auf dem Interesse des Ruhms und Eigennutzes beruhendes gewesen war.

Inzwischen hatte sich Napoleon, nachdem er, auf seiner Richtung nach dem Rheine zu, inne geworden war, daß er in der Luft stehe, in Eilmärschen nach Paris gewendet und, von Troyes aus, seiner Armee vorauseilend, über Fontainebleau sich in die Nähe von Paris begeben. Als er nur noch drei Stunden davon entfernt war, erhielt er vom General Belliard, der bei dem Montmartre die französische Reiterei befehligt hatte, nähere Kunde über die Lage der Dinge in der Hauptstadt. „Ich muß nach Paris! (rief er), denn überall, wo ich nicht bin, macht man dumme Streiche!" Da aber sein Wagen nicht zur Stelle war, den er in vorstürmender Eile zurückgelassen hatte, so sandte er vorerst Coulaincourt nach Paris, um den Abschluß der Capitulation zu hintertreiben

und einen Vergleich abzuschließen, worin Napoleon noch Kaiser der Franzosen bleiben sollte. Da aber Coulaincourt nach einer Unterredung mit dem Kaiser Alexander die Nachricht zurückbrachte, daß es zu spät sei: die Capitulation sei (Nachts 2 Uhr), schon unterzeichnet worden und die Verbündeten würden am Morgen in Paris einziehen, kehrte Napoleon sogleich nach Fontainebleau zurück und faßte einen andern Plan. Er befahl seiner Garde, ihm nach Paris zu folgen, um es wieder zurückzuerobern. Am 2. April hatte er, mit den von Paris abgezogenen Truppen gerechnet, an 50,000 M. beisammen und setzte sich zunächst mit den Garden in Bewegung.

Aber die Verbündeten hatten bereits ihre Maaßregeln getroffen, hatten sämmtliche entbehrliche Corps, zusammen 100,000 M. auf dem linken Seineufer vereinigt und sogar den Marschall Marmont (den thatkräftigsten unter seinen Marschällen, der noch so eben Paris so nachdrücklich vertheidigt hatte) bewogen, mit 10,000 M. von Napoleon abzufallen und zu den Verbündeten überzugehen. So erwarteten sie in Ruhe Napoleon's Angriff.

Diesen wollte Napoleon am 5. April beginnen, und versammelte Tags vorher seine übrigen Heerführer, um sie für seine Absicht zu gewinnen. Nur einige der jüngern Generale und Offiziere bezeugten Lust; die älteren aber, welche klar erkannten, daß es mit Napoleon's Macht aus sei, und sich die Interessen ihrer Zukunft wahren wollten, riethen ihm durch ihren Wortführer Ney zur freiwilligen Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Daß auch die festesten Stützen seiner bisherigen Macht nicht mehr halten wollten, schmerzte ihn tief: indeß gab er nach und schickte am 4. April den Ney mit dieser Erklärung an den Kaiser Alexander. Wirklich wurde dieser zwischen ihm und den Bourbonen schwankend. Als jedoch, einem geheimen Vertrage mit Marmont zufolge, noch ein anderer Theil von Napoleon's Heer (unter Souham) sich von Napoleon trennte, und folglich von diesem nichts Ernstes mehr zu befürchten war, so erhielt Napoleon die Antwort, daß man sich in keine Unterhandlung mehr mit ihm einlassen werde: er müsse unbedingt für sich und seine Familie abdanken. Noch einmal dachte er an Widerstand, aber das tiefe Schweigen der ihn noch umgebenden Marschälle brach ihm den Muth: da setzte er sich hin und schrieb eine neue Abdankung, und zwar eine unbedingte für sich und seine Nachkommen in Bezug auf Frankreich und Italien (am 6. April).

Da der Kaiser von Österreich aus Achtung vor den legitimen Ansprüchen der Bourbonen nicht auf dem Vortheil seiner Tochter und ihres Sohnes bestand, so beließen die andern Verbündeten in Rücksicht auf diese seine Selbstverläugnung dem Napoleon den Kaisertitel und sicherten ihm den Besitz der kleinen italienischen Insel Elba mit 2 Mill. Fr. jährlicher Einkünfte zu; seine Gemahlin erhielt Parma mit Piacenza

und Guastalla als ein Großherzogthum; seine übrigen Verwandten durften nebst dem Prinzentitel nicht nur alle ihre Güter behalten, sondern erhielten noch dritthalb Mill. Fr. Einkünfte; Josephine bekam 1 Mill. besonders (sie starb aber schon in jenem Jahre); der Vicekönig Eugen, als Schwiegersohn des Königs von Bayern, erhielt die Anwartschaft auf ein mediatisirtes Fürstenthum (außerhalb Frankreichs) als Entschädigung für das zuletzt von ihm besessene Großherzogthum Frankfurt. Am 20. April verließ Napoleon Fontainebleau und am 4. Mai betrat er den Boden seiner neuen Herrschaft, eine Handfläche Landes, die er in wenigen Stunden durcheilen konnte!

Als er in Fontainebleau seine Angelegenheiten geordnet hatte, verließen ihn seine Marschälle, die er so groß gemacht hatte, einer nach dem andern, ohne Abschied von ihm zu nehmen, — selbst Berthier und Ney. — Nur Macdonald hielt aus, bis ihn Napoleon selbst aufforderte, sich, wie die andern, der neuen Regierung zu unterwerfen. Ehe er abreis'te, nahm er von seiner alten Garde (die auch geblieben war, indeß seine übrigen Truppen auseinander gegangen waren) in einer ergreifenden Rede Abschied, der die alten Grenadiere so rührte, daß sie weinten; dann küßte er ihren Adler, umarmte ihren General und stieg, nur von Bertrand und zwei andern Getreuen begleitet, in den Wagen, welcher ihn, unter dem schützenden Geleite der ihm von den Verbündeten beigegebenen Commissäre, durch das südliche Frankreich nach dem Hafen brachte, in welchem ihn ein englisches Schiff aufnahm, um ihn nach der Insel Elba überzuführen.

8. Kapitel. Der erste Pariser Friede und der Wiener Congreß.

1. Restauration der Bourbonen. Einzug Ludwig's XVIII in Paris. (Die neue Charte.) Der erste Pariser Friede. Dessen Bestimmungen in Bezug auf Belgien und Holland, Preußen, Spanien, Österreich. Besuch der Monarchen in London.

An demselben 4. Mai hielt Ludwig XVIII — nachdem er sich in einem Vertrag mit den Verbündeten zur Herausgabe aller noch in den Niederlanden, in Deutschland, Italien und Spanien von den Franzosen besetzten (52) Festungen verpflichtet hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris und in die Residenz seiner Ahnen.

Schon am ersten Ostertage war auf dem Platze, da 20 Jahre vorher das Haupt Ludwig's XVI unter dem rohen Freudengeschrei einer blutgierigen Mördermenge gefallen war, an einem auf der verhängnißvollen Stätte erbauten Altare im Beisein der Monarchen und ihrer Heere ein Hochamt gehalten und dadurch den Franzosen „der Gedanke an die Seele gelegt worden, daß fremde Völker —, die an der verübten Blutthat keinen Theil hatten, nach Paris kommen mußten, um statt ihrer den Sühnact zu feiern.“ Weit entfernt, die absolute Herrschaft seiner Vorfahren wieder herstellen zu wollen, war Ludwig XVIII vielmehr geneigt in constitutionelle Ideen einzugehen.

Doch dieser von Talleyrand mit dem Senate in Eile entworfenen Constitution, worin dem Könige die Krone nicht nach altem eignen Recht, sondern durch den Volkswillen zugestanden wurde und der Stand der Senatoren, unter denen sich noch zehn Königsmörder befanden,

erblich bleiben sollte, versagte Ludwig XVIII von vorne herein seine Genehmigung, versprach aber bis zum 10. Juni eine den Bedürfnissen Frankreichs angemessene Constitution dem Senate und Gesetzgebungskörper vorzulegen. Er hielt Wort, und schon am 4. Juni wurde die von ihm gegebene neue Charte eingeführt.

Diese Charte Ludwig's XVIII wahrte allerdings das legitime Recht des Königs; im Übrigen aber glich sie der von seinem unglücklichen Bruder am 23. Juni 1789 den Ständen vorgelegten Charte, indem sie die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt dem Könige und den beiden Kammern gemeinschaftlich übertrug, die Erhebung aller Abgaben von der Bewilligung der Stände abhängig machte, für die Grundsteuer insbesondere eine jährliche Bewilligung verlangte, daher den König verpflichtete, die Kammern jedes Jahr zu berufen, wiewohl sie ihm das Recht vorbehielt, die Kammern aufzulösen, jedoch unter der Bedingung, daß er binnen drei Monaten entweder dieselbe Kammer oder eine neue einberufe. — Daß diese Charte noch viel vom Stempel der Revolution an sich trug und dem französischen Character nicht völlig angemessen war, sollte erst eine weitere bittere Erfahrung lehren.

Am 30. Mai wurde sodann in förmlicher Weise der erste Pariser Friede geschlossen, in welchem Frankreich auf die Gränzen vom 1. Jan. 1792 zurückgeführt und ihm noch eine Gebietsvermehrung nicht nur mit den ehemals zum Kirchenstaat gehörigen Grafschaften Avignon und Venaissin, sondern auch mit 150 Q. M. in Savoyen und am Oberrhein zugestanden wurde.

Der Pariser Friede, der den Franzosen auch alle an England verlorne Colonieen (mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France) zurückgab, erließ ihnen noch überdieß jede Geldentschädigung für die vielen von ihnen den Völkern auferlegten Contributionen, so wie jeden Ersatz für die sonstigen ungeheuern Opfer; er bestimmte nichts über die Zurückgabe der geraubten Kunstwerke, von der man nachher aus Nachgiebigkeit ganz abstand (nur Preußen nahm die von Napoleon dem Brandenburger Thor zu Berlin zur Kränkung Preußens hinweggeführte Siegesgöttin wieder zurück); — ja die Großmuth der Sieger vergab sich in diesem Frieden gegen Frankreich sogar so viel, daß man die Schulden, die ehemals auf den an Frankreich abgetretenen Provinzen gehaftet hatten, und die von Frankreich übernommen worden waren, „durch Ankauf des Capitalbetrags der Renten" zu lösen sich anheischig machte. Auch die rechtsgültigen Forderungen von Privaten fanden in diesem Frieden keine Berücksichtigung.

Kein Wunder, daß man besonders in Deutschland und namentlich in Preußen, wo man die meisten Opfer gebracht hatte, mit diesem Frieden nicht zufrieden war, ja daß selbst die Gemäßigten, welche wenigstens das Sprachgebiet Deutschlands und die Gränzfestungen Straßburg, Landau und Hüningen an Deutschland hätten mögen zurückfallen sehen, sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen.

Anderseits fand dieser Friede selbst bei den Franzosen, denen er so große Vergünstigungen einräumte, nicht die erwartete dankbare

Anerkennung. Ihr Nationalstolz sah in den großen Concessionen der Verbündeten eine Art Furcht derselben vor der französischen Nationalgröße, und besonders ließen sich die vielen „Großen," welche in den eroberten und nun wieder verlorenen Gebieten ihre Dotationen einbüßten, und die noch größere Zahl der „Kleinen," die in jenen Gebieten ihre bisherigen Stellen verloren, klagend vernehmen, daß man französischer Seits sich zu stark habe reduciren lassen!

In Deutschland stellte der Pariser Friede anstatt der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs einen Staatenbund in Aussicht, dessen nähere Einrichtung auf einem deutschen Congresse angeordnet werden sollte. Preußen erhielt seine Länder jenseits der Elbe wieder und die Anwartschaft auf die Rheinlande, dazu den Wiederbesitz von Neufchatel.

Für Holland wurde eine selbstständige Regierung unter der oranischen Dynastie und eine Vergrößerung mit belgischen Gebietstheilen —; für die Schweiz die Unabhängigkeit und die Rückgabe des Genfer und Walliser Gebietes bedingt.

Die Rheinschifffahrt sollte frei sein „jusqu' à la mer" d. h. nach deutschem Verstand „bis in das offene Meer", nach späterer oranischer Auslegung „bis an das Meer", — ein Unterschied, der sich für Deutschland sehr nachtheilig erwies.

Mit dem Eintritt des Pariser Friedens kehrte auch die Ruhe in Spanien und Italien zurück.

In Spanien hatte auf die Nachricht von der Wendung der Dinge in Paris, Marschall Suchet in Catalonien am 18. April einen Waffenstillstand geschlossen, nachdem Tags zuvor Soult, der am 10. April bei Toulouse von Wellington geschlagen worden war, gleichfalls einen Waffenstillstand eingegangen war. Und nun wurde Ferdinand VII allgemein anerkannt. Er löste sogleich die bisherigen Cortes als usurpatorische auf und versprach die Einberufung der alten, rechtmäßigen Cortes, hielt aber in der Folge (XXVIII. 3, 1.) sein Wort nicht, sondern regierte mit absoluter Willkür, welche späterhin Thron und Volk in neues Verderben stürzte.

In Italien hatte Vicekönig Eugen den ganzen Winter hindurch die Lombardei und Mailand gegen die Österreicher unter Bellegarde behauptet, als plötzlich der wankelmüthige Murat, gelockt durch ein ihm von Österreich angetragenes Bündniß, ihm den Krieg erklärte und mit 22,000 M. von Neapel aus an den Po rückte. Dort aber blieb er unthätig stehen, weil ihn ein Theil der Carbonari, d. i. der liberalen italienischen Partei für ihr Streben nach Italiens Einheit und Selbständigkeit mit der Aussicht gewann, an die Spitze von ganz Italien berufen zu werden, während eine andere Corbonaripartei den Vicekönig dazu für geeigneter hielt. Indem Murat durch diese Intriguen die Österreicher täuschte, erfolgte der Umschwung in Paris, der den Vicekönig bestimmte, nach einer Übereinkunft mit Bellegarde Italien zu

räumen und durch Tyrol nach Bayern zu gehen. Darauf hielt es Murat für räthlich, wieder nach Neapel zurückzukehren, froh, sich, wenn auch nicht von den übrigen Mächten, doch von Österreich anerkannt zu wissen. Und um Österreichs willen gewährte man ihm Schonung.

Österreich nahm hierauf die Lombardei und Mailand (in welcher Stadt sich bereits das Volk gegen die Franzosen erhoben hatte) in Besitz; auch Illyrien mit Dalmatien und die Republik Venedig wurden an Österreich überlassen, als Entschädigung für die Niederlande und seine ehemaligen oberschwäbischen Besitzungen. Aus der Lombardei und Venedig bildete es das lombardisch-venetianische Königreich.

Piemont wurde dem König von Sardinien, Victor Emanuel (des resignirten und 1802 gestorbenen Karl Emanuel's Bruder) zurückgegeben, der am 20. Mai in Turin einzog. — Nach Florenz (Toscana) kehrte der Erzherzog Ferdinand (Bruder des Kaisers Franz) zurück, der seit seiner Vertreibung zuerst Kurfürst von Salzburg, nachher Großherzog von Würzburg gewesen war. — Modena bekam den Erzherzog Franz IV, der durch seine Mutter Erbe des Hauses Este war, und sich nun Modena-Este nannte. — Für Parma, das Marie Luise (mit Beibehaltung des kaiserlichen Titels) bekam, wurde Don Carlos, der Sohn des ehemaligen Königs von Etrurien aus dem bourbonischen Hause, mit Lucca entschädigt, welches er aber (nach einer spätern Bestimmung), wenn Parma nach Marie Luisen's Ableben an ihn wieder zurückfallen würde, an Toscana abtreten sollte. — Genua bekam seine republikanische Verfassung wieder, mußte sich aber vorläufig noch englische Schutzherrschaft und eine Besatzung von 9000 Engländern unter Lord Bentink gefallen lassen. — Den Kirchenstaat durfte Pius VII wieder in vollen Besitz nehmen und somit die Leitung der römischen Kirche auf dem ganzen Erdboden wieder antreten, wozu er die Rückführung des Jesuitenordens im ganzen Kirchengebiet, sowie die Herstellung aller übrigen geistlichen Orden für den Kirchenstaat aussprach.

Den Dank an seine siegreichen Feldherrn erstattete König Friedrich Wilhelm III durch Verleihung verschiedener Auszeichnungen. So erhielten Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Kleist, Tauenzien das Großkreuz des eisernen Kreuzes und die Grafenwürde mit bedeutenden Güterschenkungen. Blücher wurde überdieß in den Fürstenstand erhoben und ihm der Namen Fürst von der Walstatt beigelegt (nach dem Dorfe Walstatt, das dem Schlachtfeld an der Katzbach nahe liegt). Bevor die Monarchen und ihre Feldherren und Diplomaten die Rückkehr in ihre Staaten antraten, machten sie (mit Ausnahme des Kaisers Franz, der durch die Schweiz über Mailand und Tyrol nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, um die Vorbereitungen zu dem daselbst zu haltenden Congresse zu machen) auf Einladung des englischen Prinz-Regenten einen Besuch in London, und empfiengen dort die dankbaren Huldigungen des englischen Volks, das sich mit seinen Ministern bemühte, in seinen Ehrenbezeugungen zugleich seine Macht und seinen Reichthum an den Tag zu legen. Ein besonderer Gegenstand der Verehrung des englischen Volks war der Heldengreis Blücher, der vom Volke, das seinem Wagen die Pferde aus- und sich selbst anspannte, im Triumph durch die Stadt gefahren wurde,

und sich sonst noch der vielen Ehren, die ihm das Volk auf den Straßen und die Frauenwelt in den Salons erwies, kaum erwehren konnte. Der Besuch dauerte vom 7. bis 20. Juni, und verschaffte den englischen Diplomaten manchen verborgenen Sieg, davon die eine und die andere continentale Macht, besonders aber Preußen, bald die Folgen spüren sollte! — Als König Friedrich Wilhelm, nachdem er auch einen Besuch in Neufchatel gemacht hatte, am 7. Aug. in sein Berlin zurückkehrte, empfieng ihn großer Jubel, und Alles freute sich, daß er noch vor dem Eintritt in sein Schloß mit seinen Kriegern einem feierlichen Dank-Gottesdienst unter freiem Himmel anwohnte. Dabei wurde die von Paris zurückgebrachte und auf dem Brandenburger Thor wieder aufgestellte Victoria enthüllt, und ein nicht enden wollender Jubelruf der Menge begrüßte unter dem Schall der Feldmusik das dem Feinde wieder entrissene Palladium. „Nun erst hatte diese Victoria ihre wahrhafte Bedeutung gewonnen: sie war nicht mehr ein Sinnbild eitler Selbstschmeichelei, als welches sie nach dem verunglückten Feldzuge von 1793 aufgestellt worden war; nun konnte jedes Preußenherz sie als Schutzherrin des Vaterlandes betrachten." — Auch Kaiser Franz wurde von den Wienern mit dem lautesten Jubel begrüßt und zog zuerst zum Dankgebet in die St. Stephanskirche, ehe er seine Hofburg betrat.

2. Der Wiener Congreß. Kein deutsches Reich. Der Mächte-Ausschuß. Chaos der Interessen. Drohendes Zerwürfniß. Verhandlungen über Polen auf Kosten Preußens. Das neue Königreich Polen an Rußland. Theilung Sachsens. Das neue Königreich der Niederlande. Sardinien. Neue Ordnung der Schweiz.

Was in Bezug auf die europäischen Staatenverhältnisse im Pariser Frieden nicht im Einzelnen hatte festgesetzt werden können, das sollte nun auf dem großen Congreß in Wien durch gemeinsame Berathung in's Reine gebracht werden. Obgleich derselbe schon im Juli hatte eröffnet werden sollen, so verzögerten sich die Vorbereitungen dazu doch so, daß erst gegen Ende Septembers der Einzug der Monarchen Rußlands und Preußens in Wien Statt hatte, wo außer ihnen und dem Kaiser Franz noch die Könige von Dänemark, Bayern und Würtemberg und von den übrigen europäischen Staaten die bevollmächtigten Minister und Gesandten zusammenkamen. Es war diese Versammlung so hoher Häupter und Staatsmänner die glänzendste, die je, auch die Zeiten des ehemaligen römisch-deutschen Reichs nicht ausgenommen, in Deutschland gehalten worden war. Die Fürsten und sonstigen vornehmen Gäste mit ihren Gemahlinnen, bewegten sich in einem fortwährenden Zauberkreise von Festen und Vergnügungen, die von der großartigsten Gastfreundschaft des Kaisers Franz und von der Erkenntlichkeit der andern Monarchen zeugten. Auch hier bildete Kaiser Alexander den Mittelpunct der Huldigungen.

Der Feste in Wien zu jener Zeit, von deren Pracht und Glanz die Berichterstatter nicht genug zu rühmen wissen, waren unzählige. Es seien nur andeutungsweise erwähnt: das große Lustfeuerwerk im Prater am 1. Oct.; das große Ballfest in der Burg am 2. Oct.; das Volks- und Friedensfest im Augarten am 6. Oct.; das Zauberfest bei Metternich am 9.; der Wunderabend in Schönbrunn am 10.; das Reiher- und Falkenjagdfest in Laxburg am 12.; der große Hofball am 13.; das große Musikfest am 16.; die Siegesfeier am 18. Oct.; die Feste des Kaisers von Rußland am 19. und 20.; die Lustfahrt desselben mit den höchsten Gästen nach Ofen und

Pesth am 26.; dazwischen die verschiedenen Gesandtenbälle bis zur großen Redoute parée am 10. Nov.; darauf die großen Schlittenfahrten und anderen Wintervergnügungen, daneben stets fortlaufend Opern, Theater, Ballette, lebende Bilder u. s. w. Alle diese Vergnügungen wogten und drängten sich täglich: für jeden Tag war für neue Unterhaltungen und Überraschungen gesorgt; kaum war den hohen Gästen ein Tag zur Erholung gegönnt. Dabei thaten es die Festordner einander an Aufwand und Erfindung, an Pracht und Herrlichkeit zuvor.

Bei dem großen Militärfest, das an der oberwähnten Siegesfeier des 18. Oct. im Prater zu Wien gegeben wurde, geschah es, daß Kaiser Alexander, umgeben von vielen Fürsten und Generalen, nach abgehaltenem Gottesdienste den Fürsten Schwarzenberg, der sich in seiner Bescheidenheit unter die Generale zurückgezogen hatte, dadurch ehrte, daß er ihn hervorzog, vor dem ganzen versammelten Volke umarmte und folgende Worte an ihn richtete: „Es ist gerecht, daß, nachdem wir Demjenigen gedankt, dem wir Alles verdanken, wir auch Ihnen, Feldmarschall, unsern Dank darbringen, weil, nächst Gott, Sie es sind, dem wir unsere Erfolge schulden!" — (Eben so brachte, als im Jahr 1817 zu Karlsbad der Jahrestag von Waterloo gefeiert wurde, Fürst Blücher, ohne, wie Fr. Förster bemerkt, zu fürchten, seinen eigenen Ruhm dadurch zu beeinträchtigen, folgenden Toast auf Schwarzenberg aus: „Auf die Gesundheit des Helden, der gewußt hat, trotz der Anwesenheit dreier Monarchen in seinem Lager, uns zum Siege zu führen!")

Von dem Treiben der Wiener Congreßwelt in den Salons der Großen und in den politischen Kreisen der Diplomatie hat Varnhagen von Ense characteristische Schilderungen gegeben, die in seiner Weise mit mehr Rücksicht und Rückhalt abgefaßt sind, als die pikanten Darstellungen von Nostitz, Förster &c. Einem Manne wie Stein konnte freilich jenes Salongetriebe nicht gefallen; er schrieb aus Wien nach Berlin: „Ich vermeide die hiesige Gesellschaft, um nicht in das politische Geträtsch der Salons gemischt zu werden, durch welches man unfehlbar bloßgestellt wird, da man sich Meinungen, Gesinnungen, Schritte zugeschrieben sieht, woran man nicht gedacht hat. Die Salons haben einen verderblichen Einfluß auf die Geschäfte: sie vereinigen die Staatsmänner, die Ränkeschmiede und die Neugierigen, erleichtern die Verbindungen und die Ausplaudereien, und die Rückwirkung der Geschäfte auf das gesellige Leben ist nicht weniger verderblich; sie verursachen Zwang und Aufreizung und verbannen Fröhlichkeit und Zutrauen."

Zwischen und neben diesen Festen und Vergnügungen beriethen sich die Minister und andere Diplomaten in verschiedenen, je nach den Berathungsgegenständen abgetrennten Sitzungen über die Art und Weise, wie die durch die französische Revolution und durch die napoleonische Herrschaft verschobenen Besitz- und Territorialverhältnisse in ein neues, den Umständen angemessenes Gleichgewicht könnten gesetzt werden. Daß nun eine jede von den großen und kleinen Mächten theils mit alten Ansprüchen und wohlerworbenen Rechtstiteln, theils mit neuen Anforderungen und Begehrungen hervortreten würde, war vorauszusehen; ebenso, daß nicht alle gleichmäßig befriedigt werden könnten, vielmehr nicht wenige mit ihren übertriebenen oder völlig unbegründeten Wünschen würden zurückgewiesen werden müssen. Aber daß es dabei zu einem solchen Chaos von Verwickelungen und aufeinanderstoßenden Interessen kommen werde, hatte man sich nicht gedacht.

Da man Frankreich im Pariser Frieden so gnädig behandelt und ihm noch ein so großes Gebiet gelassen hatte, so hielten noch viele Deutsche es nur für gerecht, wenn man das von Frankreich so zerschlagene und zer-

rüttete Deutschland durch Herstellung seiner ehemaligen Macht und Ehre in Einem großen, nach Innen und Außen starken Reichskörper wieder ergänzen und aufrichten würde, wie es in den österreichischen Erklärungen von 1809 und zuletzt in den (freilich bloß von — Kutusow unterzeichneten) Zusagen von Kalisch verheißen worden war. Allein Kaiser Franz, von Metternich unterstützt, weigerte sich fest, die deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen, indem er darin für seine Hauskrone „mehr eine Gefahr, als einen Vortheil" erblickte, zumal er wohl erwog, daß Preußen und Bayern sich einem Kaiser nicht mehr unterwerfen würden.

Da besonders auch Rußland und England in einem mächtigen deutschen Reiche keinen Vortheil für sich sahen, so kam die Idee der Wiederherstellung desselben im Congreß gar nicht auf die Tagesordnung, sondern es handelte sich nur darum, wie Deutschland zu einem Bund unabhängiger Staaten umzuschaffen sey.

Um die Verhandlungen über die Vertheilung der napoleonischen Länderbeute zu vereinfachen und zu verkürzen, und um von dem Stimmendurcheinander so vieler kleinen Staaten nicht gehemmt zu werden, bildete man einen Ausschuß von acht Großmächten, denen die Entscheidung über die Hauptfragen zustehen sollte. Es waren dieß Österreich, Rußland, England, Frankreich, Preußen, Schweden, Spanien und Portugal. Obgleich die kleinern Mächte dagegen remonstrirten und namentlich Dänemark, Neapel, Bayern und Sardinien an Bedeutung mit Recht den Portugiesen nicht nachstehen wollten, so blieb es doch bei jener Zusammensetzung.

Die schwierigste Aufgabe für den Congreß war die Frage über die Bestimmung Polens, deren Beantwortung Rußland, Österreich, Preußen, England und Frankreich allein in die Hand nahmen: denn wenig fehlte, so wären dabei die eben genannten Mächte bis zum Schwertziehen mit einander entzweit worden.

Rußland verlangte, als Entschädigung für seine Anstrengungen in dem eben beendeten Weltkampfe das Großherzogthum Warschau. Weil aber Rußland im Frieden von Tilsit und Wien bereits andere Theile von Polen erhalten hatte, so wollten Österreich und England in diesen neuen Zuwachs russischer Macht nicht willigen, und als Frankreich (durch Talleyrand) sich gleichfalls dagegen aussprach, so warf Alexander den Franzosen Undankbarkeit vor und erlaubte, um zu seinem Zweck zu kommen, seinem Bruder Constantin, die Polen zur Behauptung ihres „politischen Daseyns" unter die Waffen zu rufen. Um diese Gefahr abzuwenden, schloßen Österreich, England und Frankreich einen Vertrag, um sich mit Waffengewalt dem russischen Beginnen zu widersetzen. — Preußen stand von Anfang an auf Rußlands Seite, weil dieses ihm den Besitz von ganz Sachsen versprochen hatte, wenn Preußen ihm Polen ließe. Dagegen hatte Österreich dem Könige von Sachsen versprochen, ihm sein Land nicht ganz nehmen zu lassen.

Endlich verglichen sich die streitenden Theile, aber zumeist auf Kosten — Preußens, welches, während Österreich sich (für die Niederlande und Oberschwaben) mit Venedig arrondiren und Rußland sich mit

Warschau vergrößern durfte, — für die Hingabe von Ostfriesland an Hannover (also für den Verlust seines Antheils an der Nordsee) und für die Abtretung von Ansbach und Bayreuth an Bayern — mit der kleinern und ärmern Hälfte Sachsens und einem Zuwachs am Rhein vorlieb nehmen mußte. Doch wurde bestimmt, daß Rußland von diesem seinem neuen polnischen Erwerb Posen an Preußen — und seinen im Wiener Frieden gewonnenen gallicischen Antheil an Österreich zurückgeben und überdieß auf Krakau, das eine freie Stadt wurde, verzichten solle. Der übrige größte Theil des vorherigen Großherzogthums Warschau fiel ihm als ein Königreich zu.

Eine andere große Schwierigkeit bot der Besitz von Belgien, das vor der Revolution österreichisch, also deutsch gewesen war. Anstatt es aber an Deutschland zurückzugeben und dort Preußen für Ostfriesland zu entschädigen, damit es doch vom Nordmeere nicht ganz ausgeschlossen wäre, bestand England darauf, Belgien mit Holland zu vereinigen und so durch ein neues Königreich der Niederlande ein starkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden.

Dabei aber gedachte das Cabinet von St. James durch eine Vermählung der Tochter des Prinz-Regenten mit dem neuen Könige von Holland über diese beiden vereinigten Lande künftig die bevormundende Hand halten zu können. Zugleich wollte es dadurch Holland für den Verlust des Cap's und seiner Besitzungen auf Ceylon entschädigen: denn diese ehemals holländischen Colonieen gab England nicht mehr heraus, und so mußte — allerdings seltsam genug! — „das siegreiche Deutschland den Holländern für die Verluste, welche sie von einem Dritten erlitten, Entschädigungen gewähren!“ — Hat auch Frankreich die Deutschen am Rheine schwer beraubt, so ist doch gewiß, daß England und Holland schon früher in ihren Seekriegen Deutschland noch größern Schaden zugefügt haben, indem sie die deutschen Seestädte zum Verzicht auf den großen Weltverkehr zwangen und sie auf den „Handel in zweiter und dritter Hand“ beschränkten. Darum ist der fleißige und thätige, aber zur See wehrlose Deutsche für seine täglichen Lebensbedürfnisse jenen beiden Nationen gleichsam tributpflichtig. Und so wie einst die italienischen Handelsrepubliken mit fremden Waffen und fremdem Blute ihre Kriege führten und dabei insbesondere auf Vernichtung fremder Handelsstädte und ihres Wohlstandes ausgiengen, so that Englands und Hollands Handelspolitik stets das Gleiche.

Da Rußland hiebei die Stimme Englands, zur Vergeltung für dessen Beistand wegen Polen, verstärkte, so wurde die neue Schöpfung beschlossen. Preußen erhielt dagegen außer Cleve die rheinischen Bisthümer, natürlich mit ihnen auch die Sorge der Gränzhut gegen Frankreich: denn dazu erschien Preußens Schwert ganz dienlich.

England selbst behielt Malta und Helgoland, so wie die meisten der eroberten Colonieen, und bekam die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln, aus denen man eine Föderativrepublik machte, die von einem englischen Gouverneur verwaltet wird. (Wie diese Verwaltung sich gestaltete, wird später gezeigt werden.)

Die sardinische Frage wurde gleichfalls zu Gunsten Englands entschieden, das in Italien zwischen Österreich und Frankreich einen star-

ken Zwischenstaat haben und daher Sardinien mit Genua verstärkt wissen wollte, nicht ohne die Absicht, durch die englische Flotte diesen Staat, im Fall eines Angriffs von Frankreich oder von Österreich, schützen zu können.

Die Schweiz und ihre Verhältnisse boten nach der Aufhebung der napoleonischen Mediationsacte Stoff zu einem langen diplomatischen Federkampf. Zwar verglichen sich die in der Schweiz einander entgegenstehenden aristokratischen und demokratischen Parteien selbst (am 8. Sept.) dahin, daß die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt bleiben, die Cantone Bern (mit Pruntrut), Tessin, Graubündten (ohne das an Österreich fallende Veltlin), Wallis, Genf, Neufchatel (jedoch unter preußischer Hoheit) — in die Eidgenossenschaft eintreten sollten. Doch erhielt dieser Antrag (wenigstens der Hauptsache nach), so wie die bisherige Föderativverfassung sammt einer beständigen Neutralität erst am 28. März 1815 die Gewährleistung des Congresses. Die 22 Schweizercantone sollten durch Gesandte in der Tagsatzung vertreten werden und in dieser die alten Cantone den Vorsitz abwechselnd haben.

Bei den diplomatischen Verhandlungen und Berathungen hatte allerdings Fürst Metternich einen wesentlichen Einfluß; den wichtigsten Theil der Geschäftsführung aber hatte der österreichische Geheime Hofrath Friedrich Gentz (geb. 1764 zu Breslau), der als Protokollführer der Congreßberathungen und als Mitglied vieler Commissionen und Ausschüsse einen europäischen Ruhm genoß. „Als kundiger Berather und lichtvoller Darsteller wurde er nach allen Seiten, auch den höchsten Personen, wichtig und die ersten Staatsmänner giengen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um.“ Der holländische Gesandte von Gagern schrieb von ihm: „Verschiedene Parteien zu hören, streitende Ansichten und Interessen zu vermitteln, ist keiner geschickter als Gentz. Stets ist er bereit, Auskunft und Rath zu geben oder thätige Hülfe zu leisten. Er greift lebhaft in die Debatten ein, ist vor Allen der stets fertige Arbeiter, so oft es ein Referat, eine Redaction gilt. Bei allen diesen Dingen bewährt er im höchsten Grade jenen Tact, dessen er sich selbst einmal rühmt, „lichtvolle Ordnung in die verwickeltsten Materien zu bringen.“ — Dabei war er aber ausschweifend in sinnlichen Genüssen jeder Art, einer der frivolsten Menschen und trotz Geist, Verstand und Bildung ohne irgend ein ideales, sittliches Princip, zugleich ein großer Verschwender, in dessen Kasse „Fluth und Ebbe stets wechselte“. Da er alle Menschen, mit denen er zu verkehren hatte, vergnügt und zufrieden sehen wollte, so machte er von den großen Summen, die ihm sein Talent eintrug, nach allen Seiten hin die reichlichsten Geschenke. Denn außer seinen großen amtlichen Einnahmen erhielt er von allen Fürsten Deutschlands bei verschiedenen Gelegenheiten bedeutende Geschenke. Wenn er gespart hätte (meinte man), würde er einige Millionen hinterlassen haben. Nach seinem Tode (1832) fand man in seinem Geldbeutel nur einige Kupferkreuzer und in seiner Brieftasche einen Fünfguldenschein. — In v. Andlaw's Erinnerungsblättern heißt es von Gentz: „Ein Mann, dessen eine Hand die herrlichsten Actenstücke, welche die diplomatische Welt kennt, schuf, während die andere sich nicht scheute, sich unwürdig zu bereichern; ein Mann, voll der belebendsten, nützlichsten Thätigkeit und wieder von großer moralischer Versunkenheit; ein scharfsinniger Schriftsteller erster Klasse und ein von Sinnlichkeit und Eitelkeit beherrschter Geck; ein oft liebenswürdiger Gesellschafter und einseitiger, aufgeblähter Professor, und über all diesem das unverkennbare Genie, klebend an einer verächtlichen Form, beengt und sich hundert Verirrungen des Geistes hingebend!“ (Näheres über ihn s. bei Varnhagen v. Ense, bei Fr. Förster a. d. a. O. und seine eigenen in neuester Zeit herausgekommenen Tagebücher.)

3. Der deutsche Staatenbund. Organische Bundesgesetze.

Die besondere Berathung über den zu errichtenden deutschen Staatenbund wurden zwar nur von deutschen Commissionsgliedern gepflogen, sollte sich aber nur auf die föderative Form, also auf die Verhältnisse der Bundesglieder unter einander beziehen; das Verhältniß des deutschen Bundes zu den europäischen Staaten aber zog der Congreß vor sein allgemeines Forum.

Als Glieder des deutschen Bundes wurden nur diejenigen Staaten und Landestheile, welche (mit Ausnahme Belgiens) zum deutschen Reiche gehört hatten und unter diesen Staaten nur die souverainen anerkannt. Diese sollten unter dem Vorsitz Österreichs in dem Bundestag zu Frankfurt a. M. durch besondere Gesandte repräsentirt werden.

Welche Staaten zu den souveränen gehören sollten, hieng bloß von der Bestimmung der größeren Staaten ab, welche erst später die kleineren zu den Berathungen zuließen.

Diese souveränen Staaten, wie sie sich bis zum später erfolgenden Schlusse der Bundesacte darstellten, waren: 1. Österreich in Bezug auf seine deutschen Provinzen, zu denen nun auch Tyrol, Salzburg mit dem Inn- und Hausruckviertel kamen; 2. Preußen mit seinen ältern und mit seinen neuern (den niederrheinischen, westfälischen, sächsischen und schwedisch-pommerschen) Provinzen, mit Ausnahme von Ost- und Westpreußen, Posen und Neufchatel; — 3. Bayern mit Würzburg, Aschaffenburg, Ausbach und Bayreuth und der überrheinischen Pfalz; 4. Das Königreich Hannover mit Ostfriesland; 5. Das Königreich Sachsen (in seiner Reduction auf 1,200,000 E.); 6. Das Königreich Württemberg; 7. Das Kurfürstenthum Hessen-Kassel mit Hanau; 8—13. Die Großherzogthümer Baden, Hessen-Darmstadt, Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und das zum Königreich der Niederlande gehörige Luxemburg; 14—20. Die Herzogthümer Braunschweig, Nassau, Gotha, Hildburghausen, Meiningen, Coburg und das zu Dänemark gehörige Holstein; 21—34. Die Fürstenthümer: Hohenzollern (Hechingen und Siegmaringen), Anhalt (Dessau, Bernburg und Köthen), Schwarzburg (Sondershausen und Rudolstadt), Lippe (Schaumburg und Detmold), Reuß (die ältere und jüngere Linie), Waldeck, Hessen-Homburg, Lichtenstein; 35—36. Die vier freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck. — Die Städte Luxemburg und Mainz wurden zu Bundesfestungen bestimmt.

Die Stimmen am Bundestag, der sich in einem weitern und einem engern Rath darstellte, wurden in der Art vertheilt, daß von den eilf größern Staaten (nämlich Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Kurhessen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, die Niederlande wegen Luxemburg) jedem eine Stimme, alle übrigen zusammen 6 Stimmen haben sollten, was im Ganzen 17 Stimmen gab. — Bei den wichtigsten Berathungen über sog. „organische" Bundesgesetze, wurden jedem der erstgenannten sechs Staaten fünf, jedem der fünf folgenden Staaten drei, jedem der drei folgenden zwei, von den übrigen aber jedem nur Eine Stimme gegeben. Beim Abstimmen sollte in den genannten Fällen Stimmeneinhelligkeit erforderlich

sein. — Die hemmenden Folgen dieses großen Mißverhältnisses in den Stimmen, insbesondere aber die Nachtheile des Erfordernisses der Stimmeneinheit stellten sich später auf eine in die Augen springende Weise heraus.

Vergebens heischten die mediatisirten Fürsten eine stimmberechtigte Theilnahme am Bunde: sie drangen nicht durch; doch versprach man ihnen bei den ständischen Verfassungen, die man zugleich sämmtlichen Bundesstaaten im Artikel 13 der Bundesacte zusagte, die Stellung als Standesherren. Außer einer Ständeverfassung wurden den Bundesgliedern Preßfreiheit, freie Rheinschifffahrt jusqu' à la mer, Freizügigkeit und confessionelle Gleichberechtigung zugesichert.

In Bezug auf ständische Verfassungen machte Hannover den Vorschlag, in allen deutschen Staaten die alten landständischen Vertretungen zurückzuführen; dagegen empfahlen die bisherigen Rheinbundfürsten das mehr im Geiste des französischen Liberalismus concipirte constitutionelle System. Wie der Forderung zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen in den einzelnen deutschen Staaten entsprochen wurde, wird weiter unten (XXVIII. 2, 1. u. 2.) erwähnt werden.

9. Kapitel. Napoleon's Wiederkehr, die hundert Tage und der zweite Pariser Friede.

1. Mißgriffe der Restauration und gefährliche Stimmung der Oppositionspartei. Landung Napoleon's bei Cannes. Ney's Übertritt zu Napoleon. Flucht Ludwig's XVIII nach Gent. Napoleon in Paris. Manifest des Wiener Congresses. Murat's Schilderhebung gegen Österreich. Murat's Ausgang. Ferdinand IV in Neapel.

Noch war man am Wiener Congreß nicht zum Schlußact gekommen, als ein unerwartetes Ereigniß — die kühne Flucht Napoleon's von Elba und seine Landung in Südfrankreich — wie Blitz und Schlag die diplomatischen Geister und Federn in Schrecken und alles bis jetzt Errungene auf's Neue in Frage setzte.

„Die Nachricht von den ersten glücklichen Erfolgen der Landung Napoleon's (erzählt der bei einem Ballfeste, das Metternich gerade gab, gegenwärtig gewesene Graf de la Garde, Verfasser einer Darstellung des Wiener Congresses) wirkte wie ein electrischer Schlag; der Walzer stockt, die Musik verstummt; man blickt sich an, man fragt. Jene vier Worte: „Er ist in Frankreich!" wirkten wie der Schild Ubaldo's, welcher in einem Augenblick die Zauberkünste Armidens vernichtete."

Die verschiedenen Parteien in Frankreich, mit Ausnahme der Royalisten, hatten von Anfang an — die Bourbonen als ihnen aufgedrungen betrachtet, und das Bemühen Ludwigs XVIII, die imperialistischen und constitutionellen Elemente durch Bezeugung einer liberalen Gesinnung zu gewinnen, als nicht ernstgemeint beargwohnt. Die mehr und mehr hervortretenden Ansprüche des emigrirten Adels auf Ersatz ihrer verlornen Güter und die von den Kammern votirte Zurückgabe der noch unverkauft

gebliebenen an ihre vorigen Besitzer, setzten besonders die Käufer der Nationalgüter in die Besorgniß, sie wieder zu verlieren. Unvorsichtige Äußerungen der stark reactionären Partei des Grafen von Artois machten besonders auf die Constitutionellen, zu denen der Bürgerstand gehörte, einen üblen Eindruck, und die Opposition derselben wurde in dem Cirkel der aus dem Exil zurückkehrenden Frau von Staël, worin besonders Benjamin Constant hervorragte, und durch die kecken Lieder des Volksdichters Beranger fleißig genährt.

Der gekränkte Stolz der Armee, welche durch die aus der Gefangenschaft und aus den aufgegebenen Festungen zurückgekehrten Tausende sich stark vermehrt hatte, über die von den europäischen Mächten erlittene Demüthigung im Allgemeinen, insbesondere aber der Mißmuth der auf halben Sold gesetzten Offiziere, die sich durch die Einreihung so vieler Edelleute der Emigration in's Heer zurückgestellt sahen und die Glanzzeit des Ruhmes schmerzlich zurückwünschten, steigerten die Kraft der Opposition aufs höchste.

Von dieser Stimmung in Frankreich durch seine Agenten unterrichtet, nicht minder auch über das Zerwürfniß der großen Mächte im Schooße des Congresses gut belehrt, ersah sich Napoleon, unter anscheinend ruhigen Beschäftigungen auf Elba, den rechten Augenblick, da gerade die ihn überwachende englische Flotte im Hafen von Livorno war, und schiffte sich insgeheim mit seinen 400 alten Garden, die er nach Elba hatte mitnehmen dürfen, am 15. Februar 1815 nach Frankreich ein.

Merkwürdiger Weise hatten die Mächte keine Gesandten bei Napoleon auf Elba, welche seine Schritte hätten beobachten können. Er hatte übrigens sich weder gegen seine Generale und Soldaten, noch sonst gegen Jemand auf der Insel über seinen Entschluß ausgesprochen, und selbst diejenigen, welche längst vermutheten, daß er etwas im Plane habe, hatten es nicht gewagt, sich darüber gegen ihn zu äußern. Erst als er den Tag der Einschiffung festgesetzt hatte, zog er die Generale Bertrand und Drouot ins Geheimniß. Da seine Truppen schon öfters mit Sack und Pack wie zur Übung ausgerückt waren, so fiel es nicht auf, als sie den Befehl erhielten, sich am 26. Febr. marschfertig zu halten. Tags zuvor gab seine Schwester, Prinzessin Borghese, einen Ball in Porto Ferrajo, auf dem er selbst erschien und sich meist nur mit den Damen unterhielt. Andern Tags, Abends 6 Uhr, ertönte der Generalmarsch und als sich die Soldaten aufgestellt hatten, riefen sie den neugierig zusehenden Bewohnern der Stadt ein „Adieu für immer!" zu, und auf einmal bestieg Napoleon mit jenen Marschällen und der Garde die Kriegsbrigg L'Inconstant, die mit ihnen aus dem Hafen lief und von noch drei kleinen Fahrzeugen begleitet war, welche 100 corsische Jäger, 100 polnische Lanciers und ein Bataillon Voltigeurs, zusammengenommen 1100 M. an Bord hatten. Die englischen Wachtschiffe waren zwar in der Nähe, da aber ihr Commandant sich gerade nach Livorno begeben hatte, so war die Überwachung nicht streng. Nachdem Napoleon auf dem Deck die Seinen gemustert hatte, rief er: „Grenadiere! wir gehen nach Frankreich, nach Paris!" und jubelnd erwiederten ihm die Soldaten mit dem altgewohnten Vive l'Empereur! So giengs beim Eintritt günstigen Windes aus dem Hafen.

Am 1. März landete er ungefährdet in der Bucht zwischen Cannes und Antibes und erließ sogleich nach allen Seiten hin Proclamationen, in denen er sich „als Befreier Frankreichs vom schimpflichen

Joche der Bourbonen" ankündigte und besonders die Soldaten aufforderte, sich unter ihrem alten Führer zu sammeln, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich „von Kirchthurm zu Kirchthum fliegen werde, um sich auf dem von Nôtre-Dame niederzulassen."

Sein erster Versuch auf das wohlbefestigte Antibes, in das er 25 Mann seiner alten Garde hineinschickte, mißlang: denn als sie „Es lebe der Kaiser" riefen, wurden sie gefangen zurückbehalten. Dagegen gewann General Cambronne mit 50 M. Cannes, worauf der Kaiser seinen Marsch in ununterbrochener Eile durch die Departemente des Var, der niedern und der obern Alpen nahm, wo er aber überall mit Mißtrauen beobachtet wurde. Erst als er in die Dauphiné eingerückt war, wurde der Kaiser mit freudigem Zuruf empfangen, so daß ihm der in Grenoble commandirende Marchand diesen festen Platz leicht in die Hände spielen konnte (den 7. März). Am 9. gieng in Lyon, wo kurz vorher die Herzoge von Artois und Orleans vergebens die Gesinnungen für die Bourbons zu beleben gesucht hatten, Volk und Besatzung jubelnd zu ihm über, so daß er es gleich jetzt an der Zeit hielt, in einem Manifest dem ganzen Europa seine Friedensabsichten zu versichern. Am 13. brach er nach Paris auf, bis wohin ihm von allen Seiten das Volk und die Armee zuströmte.

Zwar wurde er von Seiten des Königs als „Verräther und Rebell" erklärt und ihm der Marschall Ney mit Truppen entgegengesendet; aber obwohl dieser kurz zuvor dem Könige mit einem Handkusse versprochen hatte, sich Napoleon's zu bemächtigen, so gieng er doch, von der allgemeinen Bewegung hingerissen, wieder in den Dienst seines alten Kriegsherrn über.

Eben hatte König Ludwig XVIII den versammelten Kammern sein Vertrauen auf sie und auf die Verfassung erklärt, als Napoleon am 19. in Fontainebleau einzog, so daß der König es für gerathen hielt, noch in derselben Nacht mit den Prinzen, mit den Ministern und mit den Marschällen Berthier, Marmont, Macdonald, Victor, Oudinot und St. Cyr (die sich alle von Napoleon nichts Gutes versahen) Paris zu verlassen und sich, da er auch den Besatzungstruppen der nordischen Festungen nicht traute, über die Gränze nach Gent zu begeben, wo die Engländer ein Lager hatten. Der Herzog von Angoulême, der in Südfrankreich — und der Herzog von Bourbon, der in der Vendée einen Aufstand gegen Napoleon vergebens versucht hatte, entkamen zur See.

Am 20. März Vormittags nach dem nächtlichen Abzug des Königs sah man noch Nationalgarden mit weißen Kokarden die Wache in den Tuilerien halten und eine Anzahl Königlichgesinnter riefen nachträglich ihr Vive le roi! und forderten die Menge auf, mit einzustimmen. Gleich Nachmittags aber zog ein Schwarm Bonapartisten unter dem General Exelmans mit dreifarbigen Kokarden und einer dreifarbigen großen

Fahne und etlichen Kanonen gegen die Tuilerien heran und in ihren Ruf Vive l'empereur! stimmte die Menge mit ein; sie erzwangen sich den Eingang in die Tuilerien und in einem Nu wehte von den Zinnen derselben die dreifarbige Fahne, der Alles zujauchzte. Alsbald verschwanden die weißen Kokarden sammt dem Häuflein Royalisten; die Bevölkerung wogte unruhig auf und ab, die Bewohner einiger Vorstädte nahmen eine drohende Haltung an, die Läden schloßen sich, und als der Abend kam, fuhr Napoleon (der einen feierlichen Einzug vermeiden wollte, weil ihm die Stimmung von Paris zweifelhaft geschildert worden war) in einem einfachen, mit vier Postpferden bespannten Wagen die Stadt herein und vor die Treppe der Tuilerien, wo er, an seinem grauen Überrock und an seinem kleinen dreieckigen Hute kenntlich, ausstieg.

Da brach die Menge in einen endlosen Jubel aus und umwogte ihn vor Freuden so stürmisch, daß die ihm zujauchzenden Offiziere ihn die Treppen hinauftrugen, wo er von seiner Stieftochter, der Königin Hortense, mit offenen Armen, von mehreren seiner ehemaligen kaiserlichen Hofbeamten (Generalen, Ministern, Staatsräthen, darunter Fouché) mit den enthusiastischesten Huldigungszeichen empfangen wurde. Am andern Morgen, den 21. März, überraschte der Moniteur die Stadt Paris mit der Nachricht: „der König hat in der vorigen Nacht Paris verlassen; der Kaiser ist Abends 8 Uhr in seinem Palais der Tuilerien angekommen."

Sein Erstes war nun, nach den nöthigsten Verfügungen, die im Bureau des entflohenen Ministeriums vorgefundene Urkunde des neuesten, von der Bourbonenregierung mit Österreich und England geschlossenen Bündnisses dem Kaiser Alexander zu schicken, um ihn dadurch für sich zu gewinnen; allein er wußte nicht, daß sich die streitenden Congreßglieder schon vor seiner Flucht aus Elba wieder geeinigt hatten; auch hatte der beim Wiener Congreß anwesende Talleyrand verfügt, daß keiner von Napoleon's Boten und Briefen über die französische Gränze kam, und so blieben alle seine diplomatischen Noten und Anknüpfungsversuche unbeantwortet. Alle Congreßglieder hatten auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich allen Neid und alle Eifersucht auf einander bei Seite gesetzt, und schon am 13. März hatten die acht Unterzeichner des ersten Pariser Friedens in einem von ihnen erlassenen Manifest über Napoleon, als über einen Feind und Störer der Ruhe der Welt, die europäische Acht ausgesprochen, zu deren Vollziehung sie dem Könige von Frankreich den nöthigen Beistand zusagten. Darauf schloßen Rußland, England, Österreich und Preußen ein neues Bündniß, wobei sie auf Talleyrand's schlauen Betrieb erklärten, daß sie die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens aufrecht erhalten wollten, — womit gesagt war, daß sie Frankreichs Gränzen nicht weiter schmälern und die Bourbons ferner anerkennen wollten.

Schon während man in Wien einander noch verlegen ansah und sich ungern in seinen Vergnügungen gestört sah, hatte man in Berlin die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich willkommen geheißen und sich es gleichsam gelobt, wenn es wieder zu einem Siege kommen werde, sich eine bessere Entschädigung zu verschaffen, als der Wiener Congreß gewährt hatte. Gleich auf die erste Nachricht ließ sich der 73jährige Blücher, der seither in Berlin nur in schlichter bürgerlicher Kleidung einherzugehen pflegte, wieder in seiner Feldmarschallsuniform sehen, und obgleich seine Gesundheit seit dem vorigen Feldzug sehr angegriffen war, zeigte er die alte Rührigkeit des Geistes und Leibes wieder, tummelte im Thiergarten sein Schlachtroß, erschien täglich auf der Parade und sprach viel mit seinen Kriegsgefährten von einem neuen Einzug in Paris.

Während sodann die Kriegsrüstungen betrieben wurden, um diesen Bestimmungen gegen den Geächteten mit den Waffen Nachdruck zu verschaffen, eilten sie, die noch rückständigen Congreßfragen vollends in's Reine zu bringen und ihren sämmtlichen Beschlüssen durch ihre Unterzeichnung die nöthige Form und Gültigkeit zu geben. Am 26. März verließen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm die Congreßsitzung, und als die Bevollmächtigten am 8. Juni die deutsche Bundesverfassung, dieses Werk eiligen und ungereiften Compromisses, vollendet und unterzeichnet hatten, löste sich am 11. Juni 1815 der Congreß auf.

Mit der letzterwähnten Bestimmung des neuen Viermächtebundes (nämlich mit der Verpflichtung einer steten, unbedingten Vertheidigung der Bourbonen) war die Opposition in England nicht zufrieden, so daß das englische Cabinet bei der Ratification des Bündnisses einen Zusatzartikel machte, daß es „nicht im Sinne der Contrahenten liege, den Krieg darum fortzusetzen, um Frankreich eine bestimmte Regierung zu geben.“ Da auch die drei andern Mächte diesen Artikel annahmen, so wollte schon Napoleon ihn für sich ausbeuten und zunächst Österreich zu gewinnen suchen, — als sein Schwager Murat zum zweitenmal seinen Combinationen in die Quere kam und ihn und sich ruinirte.

Noch ehe der eigentliche Krieg gegen Napoleon am Rhein und in den Niederlanden wieder begann, eröffnete sich das Vorspiel desselben in Italien. Denn sobald Murat von der begeisterten Aufnahme Napoleon's in Frankreich hörte, beschloß er zu Gunsten desselben eine plötzliche Schilderhebung gegen Österreich.

Schon im Februar hatte er auf die Nachricht von der Uneinigkeit im Schooße des Congresses, alle seine Truppen, die er seit dem Frieden noch nicht völlig aus dem Kirchenstaate zurückgezogen hatte, wieder in das päpstliche Gebiet verlegt und von Österreich den Durchzug nach Oberitalien unter dem Vorwand begehrt, Frankreich zu bekriegen; — aber Österreich gieng nicht darauf ein. Als nun Napoleon in Paris wieder den Herrscherstab ergriff, erklärte Murat dem Papste, daß er „der Sache seines Schwagers nie fremd gewesen sei,“ zog mit 40,000 M. durch den Kirchenstaat und erließ zu Rimini am 30. März einen Aufruf an alle Völker Italiens, sie sollten die Waffen für ihre Unabhängigkeit ergreifen, das Fremdjoch abschütteln und ganz Italien zu Einem Reiche machen.

Zwar wichen die noch unvorbereiteten Österreicher bis an den Po zurück, und die Fürsten von Toscana und Modena entflohen; aber die von Murat aufgerufenen Völker blieben ruhig: denn sie verachteten die ihnen durch ihre Feigheit und Raubsucht bekannten Neapolitaner. Als daher die hinter dem Po gesammelten österreichischen Streitkräfte unter Bianchi (nachher unter Frimont) hervorbrachen, zogen sich Murat's Truppen in Unordnung zurück und hielten erst bei Tolentino Stand, wo sie (am 2. und 3. Mai) eine Schlacht wagten, aber geschlagen wurden. Murat entkam nach Neapel, floh aber von da nach Marseille, worauf Neapel am 20. Mai sich an die Österreicher ergab. Kurz darnach erschien der König Ferdinand IV aus Sicilien und nahm mit Einwilligung von Österreich und England (gegen Ersatz der Kriegskosten) seinen alten Thron wieder ein.

Murat wurde in Frankreich von Napoleon nicht angenommen. Er begab sich daher nach Corsika, fand aber auch hier keine Stätte, und faßte nun den verzweifelten Gedanken, mit 700 zusammengebrachten Söldlingen das Königreich Neapel wieder zu erobern. Ein Sturm zerstreute aber die sechs Schiffe, mit denen er übersetzte, so daß er mit nur 13 Mann in Calabrien bei dem Städtchen Pizzo an's Land trat. Als er das Volk zu den Waffen rief, nahm dieses den Abenteurer gefangen und überlieferte ihn der Provincialbehörde, die ihn dann auf königlichen Befehl am 15. Oct. 1815 nach einem kriegsgerichtlichen Spruch erschießen ließ.

2. Napoleon's Künste zum Zweck neuer Rüstungen. Das Maifest; Versammlung der Kammern. Beginn des Feldzugs an der belgischen Gränze. Die Schlachten bei Ligny und Quatrebras. Die Schlacht bei Waterloo. Napoleon's Flucht nach Paris.

Um sich zu halten, nahm Napoleon seine Zuflucht zur Verstärkung seines imperialistischen Anhangs mit den neuen constitutionellen und alten republikanischen Elementen, indem er in ganz Frankreich die Nationalgarden herstellte, die Deputirtenkammer zusammenrief, die politischen Clubs ungehindert sich bilden ließ, von dem Pöbel der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, denen er auf ihr Verlangen Waffen verabreichen ließ, einen Huldigungsaufzug annahm und am 1. Juni die politische Komödie eines großen Maifestes mit einem sogenannten Föderativlager gab, bei welchem alle politischen Richtungen vertreten waren und auf die neue Verfassung schwuren. Er wollte zunächst alle diese Parteien für den augenblicklichen Zweck benützen, um nach Erreichung desselben sie wieder mit der Wucht des vollen Imperialismus niederzuschlagen.

Nachdem er die Kammern eröffnet hatte, die ihm gleich anfangs in der Wahl des Präsidenten, zu dem sie nicht, wie er wünschte, seinen Bruder Lucian, sondern den constitutionellen Lanjuinais ernannten, entgegen war, begab er sich am 13. Juni zur Nordarmee, die, 130,000 M. stark und aus dem Kerne seiner Streiter bestehend, an der Gränze von Belgien gegen die Sambre hin sich zusammenzog, um dort die Engländer, welche an 100,000 M. (meist Hannoveraner, Holländer, Braunschweiger und Nas-

sauer) von **Wellington** befehligt wurden, zu überfallen, ehe sie sich mit den Preußen vereinigen könnten, die an 115,000 M. stark unter **Blücher** an der Maas vertheilt standen.

Wirklich erwarteten die Verbündeten auf dieser Seite keinen Angriff; vielmehr glaubten sie, Murat's Aufstand stehe mit einem Plane Napoleon's, im Süden loszubrechen, in Verbindung. Weder **Wellington** in Brüssel, noch **Blücher** in Namur dachten angegriffen zu werden, als plötzlich **Napoleon** sich zuerst auf **Blücher's vertheiltes Heer** warf, und ihn, da Wellington zu spät zu dessen Hülfe aufbrach, am 16. Juni **bei** dem Dorfe **Ligny** schlug.

Blücher hätte die Schlacht nicht angenommen, da er nur 80,000 M. beisammen hatte, wenn nicht **Wellington** bei einer Zusammenkunft auf einer Windmühlenhöhe bei Bussy geäußert **hätte, zur bestimmten Stunde mit Hülfe bei der Hand zu sein.** (Dieses Versprechen will von den bei der Unterredung anwesend gewesenen preußischen Generalen **Müffling nicht** gehört haben; dagegen berichtete Major **Damitz** nach **Grolmann's** Aufzeichnungen, daß man über die Art der gegenseitigen Unterstützung übereingekommen sei; und **Clausewitz** berichtet nach andern Ohrenzeugen, daß **Wellington**, als er wieder zu Pferd gestiegen war, dem **Blücher** zugerufen habe: „Um 4 Uhr werde ich hier sein!" Nach Grolmann's Mittheilungen hat übrigens **Wellington** nicht nur **während** jener Unterredung wider Gneisenau's Behauptung, daß Napoleon zuerst die Preußen angreifen werde, — sondern „selbst **noch auf dem Schlachtfelde**, bevor man über die Entwicklung des französischen Heeres Gewißheit hatte, **gezweifelt**, daß der Hauptangriff gegen Blücher gerichtet sein werde." Abgesehen davon läßt sich Wellington's Zögerung gar wohl, ohne dem Verdacht der Absichtlichkeit Raum zu geben, aus Ney's Angriff erklären, der unten erwähnt werden wird.) Die **Preußen** verloren 12,000 M. an Todten und Verwundeten. Dem greisen **Blücher** wurde gegen Abend das Pferd unter dem Leibe getödtet und er selbst **kam beim Sturz unter dasselbe zu liegen**, wurde aber zum Glück von den neben ihm vorbeistürmenden französischen Cürassiren nicht bemerkt. Sein Adjutant, **Graf Nostitz**, blieb bei ihm stehen, entschlossen, ihn mit dem Degen zu vertheidigen. Als bald darauf jene Cürassiere, von preußischen Uhlanen zurückgeworfen, wieder vorbeigejagt waren, hielt Nostitz einige Uhlanen an und mit ihrer Hülfe wurde **Blücher** glücklich und unbeschädigt unter dem Pferde hervorgezogen. Ohne sich Ruhe zu gönnen, bestieg er ein anderes Pferd und ritt mit **Nostitz** weiter, ohne zu wissen, wohin der **Rückzug** gehe, den bereits **Gneisenau** mit glücklichem Blick nicht rückwärts nach Namur, sondern **in die Nähe der englischen Stellung** nach **Wavre** dirigirt hatte. Auf diesem nächtlichen Rückzugs-Ritt bat der fieberkranke Feldherr seinen Begleiter mehrmals, ihm vom Pferde zu helfen und ihn auf der Erde ausruhen zu lassen, da er vor Schmerz wegen seiner Quetschungen vom Sturz das Reiten nicht mehr aushalte. Da aber Graf **Nostitz** aus Besorgniß, vom Feinde erreicht zu werden, ihn bat, nur noch bis zum nächsten Dorfe auszuhalten, that er es, bis man in **Melioreux** ankam, wo er in einer Bauernhütte auf einem Strohlager lindernde Umschläge und Milch zur Erquickung erhielt. Um die Besorgniß über den vermißten Feldherrn nicht aufkommen zu lassen, wurden noch in dieser Nacht Boten nach allen Seiten ausgesendet, um verschiedenen Commandirenden zu wissen zu thun, daß der Feldmarschall wohlbehalten in Melioreux sei: „Nun Gott sei Dank!" rief **Gneisenau** und eilte besorgt nach diesem Ort, wo er den alten Helden sein „Gutnachtpfeifchen" schmauchend traf und von ihm mit den Worten begrüßt wurde: „Wir haben Schläge gekriegt! müssen's wieder gut machen!" Nach kurzer Ruhe bestieg **Blücher** wieder das Pferd, auf dem er entkommen war, und langte in dem Städtchen **Wavre** an, wo er schnell die anderwärts stehenden Theile seines Heeres sich zusammenziehen ließ, um den Engländern gegen Napoleon zu Hülfe zu kommen.

Am gleichen Tage hatte auf Napoleon's Anordnung Ney mit 40,000 Franzosen bei Quatrebras eine Abtheilung des englischen Heeres angegriffen, um Wellington an einer wirksamen Unterstützung Blücher's zu hindern. (Quatrebras war ein Wirthshaus auf dem hochgelegenen Kreuzpuncte der beiden Chausseen von Charleroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur; in der Nähe dieses Punctes stand ein vierarmiger Wegweiser.)

Auf die Nachricht von Ney's Anzug brach Wellington bestürzt von Brüssel auf; der alte tapfere Herzog von Braunschweig-Öls (XXVI. 6, 4.) eilte mit seinen Schwarzen voraus und warf sich zuerst der feindlichen Reiterei entgegen, fand aber durch eine feindliche Kugel den Heldentod. Trotz empfindlicher Verluste behaupteten die Engländer das Schlachtfeld. Als Wellington am Morgen des 17. Juni die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Ligny erhielt, wich er zurück und zog nun seine anderwärts stehenden Corps etwa 70,000 M., in sein Lager von Mont St. Jean zusammen. Dagegen vereinigte sich Ney mit Napoleon, nachdem dieser von Ligny aus den Grouchy mit 36,000 M. zur Verfolgung und Beobachtung Blücher's abgeschickt hatte. Als hierauf Napoleon mit Ney wieder vordrang, fand er auf den Anhöhen von St. Jean vor dem Walde von Soignies die Engländer kampfbereit, und nun erfolgte am 18. Juni 1815 die große Schlacht, welche von den Engländern nach dem Dorfe Waterloo, von den Preußen nach dem dortigen Vorwerke Belle-Alliance genannt, den Fortbestand seiner Herrschaft oder ihren Untergang entscheiden sollte.

Noch am 17. Juni hatte Wellington bei Blücher anfragen lassen, ob er ihn für den morgenden Tag mit zwei Corps unterstützen wolle. „Nicht bloß mit zweien, mit meiner ganzen Armee!" hatte Blücher freudig geantwortet. — In der Nacht vor dem Kampftage regnete es stark, doch am Morgen des 18. (es war ein Sonntag) hellte sich's auf und die Sonne beglänzte das Schlachtfeld und die einander gegenüberstehenden Streiter, von denen Napoleon an 75,000, Wellington 67,000 M. befehligte, die aus Engländern, Schotten, Irländern, Holländern, Belgiern und Deutschen bestanden. Wellington's Schlachtordnung war mit Umsicht formirt. Sein Centrum befand sich zwischen den beiden Hochstraßen, die von Genappe und Nivelles nach Brüssel führen, und hatte eine ungemein feste Stellung. Napoleon's Schlachtordnung wird als „großartig, einfach und imposant" geschildert: sie gewährte diesem Schlachtenmeister alle Mittel, „einen Angriff von jedem Punct aus unmittelbar und kräftig zu verstärken und mit hinreichenden Massen einer Offensive entgegenzutreten." Seine Heersäulen gaben noch einmal „ein glänzendes Schauspiel durch den kriegerischen Pomp und durch die militärische Haltung, welche die Truppen bei ihrer Aufstellung entfalteten." Um Mitternacht erhob sich Napoleon von kurzer Ruhe und machte, trotz des starken Regens, mit Soult eine Runde bei den Vorposten, wobei er sich überzeugte, daß Wellington wirklich zu einer Schlacht entschlossen sei: „er glaubte aber, es mit den Engländern allein zu thun zu haben, indem er die Preußen vernichtet wähnte. — Da der vom Regen aufgerissene Boden die Aufstellung des Geschützes erschwerte, so zögerte Napoleon zu seinem Nachtheil mit seinem Angriff bis Vormittags 11 Uhr, da der Boden fester zu werden anfieng. Hierauf begann er den Sturm auf die von den Engländern besetzten Höhen von St. Jean. Der Kampf war hartnäckig und das französische Geschütz schlug furchtbar in die englischen Reihen ein, so daß manches Ba-

taillon auf 100 M. zusammenschmolz. Wellington, auf einem Hügel unter einem Baume stehend und von da aus fest und besonnen die Schlacht leitend, ließ da und dort durch Reserven die Lücken füllen, ritt selbst im dichtesten Kugelregen durch die Reihen, um mit kurzen Worten die Seinen zu ermuntern und die Ordnung zu erhalten, und äußerte kein Wort der Ungeduld über das Ausbleiben der von Stunde zu Stunde erwarteten Preußen, immer hoffend, die Schlacht noch ohne sie zu gewinnen.

Blücher war schon am frühsten Morgen, da es noch regnete, von Wavre aufgebrochen und hatte daselbst den General Thielmann mit einem schwachen Corps stehen lassen, damit der gegen das Blücher'sche Heer ausgesandte Grouchy seinen Abzug nicht merke. Als nachher Thielmann von Grouchy's Übermacht angegriffen wurde und, auf das Äußerste bedrängt, Boten über Boten an Blücher um Hülfe schickte, ließ dieser ihm sagen, er solle sich selbst helfen, so gut es gehe, die Hauptentscheidung liege da, wo Wellington stehe und Blücher nicht fehlen dürfe. — Aber der vom Regen aufgeweichte Boden, auf dem die Geschütze nur mit fast übermenschlicher Anstrengung fortgeschafft werden konnten, hielt seinen 8 Stunden weiten Marsch unglaublich auf. Bei jeder Stockung rief er seinen Soldaten sein ermunterndes: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" zu, und als sie über den Regen ungeduldig wurden, sagte er: „Kinder, scheltet mir nicht über den Regen: das ist ja unser alter Alliirter von der Katzbach her! da können wir dem König wieder Pulver sparen!" Als neue schwierige Stellen kamen und die Soldaten meinten, es gienge so unmöglich, rief er: „Es heißt wohl, es geht nicht! es muß wohl gehen! Kinder, wir müssen vorwärts! Ich hab's ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich ihm wortbrüchig werden soll!"

Unterdeß war es schon 4 Uhr Nachmittags geworden, und das Bülow'sche Corps hatte erst den schwierigen Paß des St. Lambertuswaldes zurückgelegt. Als Napoleon, der gleichfalls auf einem Hügel (bei Rosomme) seinen Standpunct hatte, die aus dem Lambertuswald hervorziehenden Preußen, die er durch Grouchy beschäftigt wähnte, am Horizont erblickte, schickte er ihnen gleich 10,000 M. entgegen, um sie aufzuhalten, und griff nun mit verdoppelter Heftigkeit die Engländer an; und als er die Preußen in immer größerer Zahl nahen sah, suchte er noch vor ihrer Ankunft mit seiner alten Garde Wellington's Centrum zu durchbrechen. Wellington setzte dem Ansturm die größte Kaltblütigkeit entgegen; aber seine standhaften Regimenter wurden mehr und mehr gelichtet, und als er sechs neue vom linken Flügel her dem Centrum zusandte, warf Napoleon in die durch dieses Absenden entstandene Lücke neue Massen. Mehr und mehr schmolz das englische Heer zusammen und zählte schon 18,000 Todte und Verwundete. Schon hatten die Engländer zwei ihrer Hauptpuncte, La Hayesainte und das Wäldchen Hougemont, verloren, ja schon wich ein Theil: die Straße nach Brüssel bedeckte sich mit fliehenden Holländern, und das englische Geschütz fieng an zu verstummen. Bereits traf Wellington Anordnungen zum Rückzug und wünschte „Blücher oder die Nacht!" herbei. Es war 7 Uhr Abends.

Da, im Augenblick der Entscheidung, erschienen die Preußen: Ziethen's Corps stürmte gleich mit 24 Feldstücken gegen den Hügel hin, auf welchem das die Gegend beherrschende Vorwerk Belle-Alliance lag. Nun bekam Wellington Luft und rief: „Da kommt der alte Blücher ganz, wie er ist!" Durch die Ankunft der Preußen von Neuem ermuthigt, sammelte nun Wellington seine Reiterei und machte einen Hauptangriff auf Napoleon's alte Garde. Diese hielt sich lange auf das standhafteste und begann erst nach der 29ten Salve zu weichen. Der Anblick der weichenden Garde entmuthigte auch die Übrigen, und nun begann die Niederlage des französischen Heers. Von den Engländern und Preußen, ganz nahe bei Belle-Alliance, umzingelt, wurden allein vier Bataillone der alten Garde fast gänzlich vernichtet. (Daß ihr Führer, General Cambronne, auf die vorhergehende Aufforderung, sich zu ergeben, gesagt habe: „Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht!" ist allerseits als poetische Ausschmückung erklärt worden.)

Als auch die junge Garde den Ort Planchenois, den sie auf's tapferste vertheidigt hatte, aufgab, löste der Schrecken das französische Heer vollends in Flucht auf und vergebens suchte Napoleon derselben Einhalt zu thun. Man sagt, er habe den Tod im Schlachtgetümmel suchen wollen, aber sein Adjutant Gourgaud habe, Napoleon's Pferd beim Zügel ergreifend, ihn mit Gewalt mit sich fortgerissen, um ihn zu retten. Es war über 9 Uhr Abends, als Blücher's Erstürmung von La Hayesainte die Niederlage der Franzosen vollends entschied. — Der Mond trat abwechselnd aus dem Gewölke und beleuchtete den verwirrten Rückzug der Franzosen. Napoleon selbst schrieb in seinen Erinnerungen (auf St. Helena) über den Ausgang dieser Schlacht: „Die Unordnung war entsetzlich; die Nacht vermehrte sie und hemmte Alles. Wäre es Tag gewesen und hätten die Truppen den Kaiser sehen können, sie würden sich gesammelt haben.“ Und an einer andern Stelle bemerkt er: „Die Armee war weiter nichts mehr, als eine confuse Masse!“ Im Dorfe Genappe versuchte er es, eine Nachhut zu bilden: es war ihm aber unmöglich und jede Hoffnung dahin.

Der Sieg der Engländer und Preußen war vollkommen, und als auf der Höhe von Belle-Alliance Wellington und Blücher zusammenkamen, erklärte der erstere dankbar, welchen großen Dienst ihm Blücher durch sein worthaltendes Eintreffen geleistet habe. Eine gemeinschaftliche Verfolgung lehnte Wellington ab, er müsse nun vor Allem sein Heer „retabliren“, und beim Abschied sagte er, er werde diese Nacht in Bonaparte's gestrigem Nachtlager zubringen, worauf Blücher, der zwölf Stunden nicht vom Pferde gekommen war, erwiederte: „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen!“ Darauf gab er an Gneisenau den Befehl, mit Bülow's Corps sogleich die Verfolgung des Feindes zu unternehmen, die dann noch während des Mondscheins begonnen wurde. Dabei erbeuteten die Preußen in Genappe Napoleon's Reisewagen, den derselbe auf das Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen verlassen hatte, um zu Pferd zu fliehen. Napoleon's Mantel und Fernglas nahm Blücher zu sich, Hut und Degen nebst den Ordenszeichen übersandte er als Trophäen seinem Könige.

Die Verfolgenden machten reiche Beute. Am besten bedachte sich dabei ein Major, der den zurückgelassenen Wagen Napoleon's, welchen der verfolgende Vortrab unversehrt gelassen hatte, um wo möglich den Kaiser selbst noch zu fangen, gleich als seine Prise erklärte und ihn ausleerte. Unter den vielen Kostbarkeiten befand sich eine Casette, welche eine Anzahl kleiner Wachstafeln enthielt, in welche viele hundert Diamanten jeder Größe eingedrückt waren. Unter den übrigen Pretiosen befand sich auch das kostbare Halsband, das die Fürstin Borghese dem Kaiser zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Die übrige werthvolle Beute kam noch vielen Andern zu Gute. — Gleich von Genappe aus schrieb Blücher noch am selbigen Abend an den General v. d. Knesebeck: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten, die bonapartische Geschichte wohl ziemlich zu Ende!“ Und an den Fürsten Hardenberg schrieb er am 22. Juni: „Napoleon hat Alles verloren: sein Geld, seine Juwelen und seine ganze Equipage sind Eigenthum meiner braven Truppen geworden; er wurde so überrascht, daß er aus dem Wagen sprang. Meine Kräfte fangen an abzunehmen. Sobald es hier zu Ende ist, so reise ich ab, sonst gehe ich drauf!“

3. Napoleon's vergebliche Versuche sich zu halten. Seine Thronentsagungsacte und Abreise nach Rochefort. Napoleon an Bord des Bellerophon. Einzug der Verbündeten in Paris. Zweiter Pariser Friede. Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. Napoleon auf St. Helena.

Obwohl sich nun auf dieser Flucht ein Theil der Truppen wieder zu Napoleon fand, und auch Grouchy mit dem größern Theile seines Corps sich einstellte, so sah Napoleon doch ein, daß er sich im Felde nicht mehr halten konnte, und eilte nach Paris in der Hoffnung, sich dort besser vertheidigen zu können. Allein die Pariser waren seiner müde, und als Carnot — der ehemalige Republikaner — in der Deputirtenkammer für Napoleon die Dictatur, durch welche allein Frankreich noch gerettet werden könnte, in Vorschlag brachte, und auch ein Theil der Armee noch bei ihm auszuhalten bereit war, stimmte die Kammer nicht bei. Zugleich versuchte ein Theil der Kammer und zwar auf den Antrag des alten Lafayette, — dieses „Veteranen der Freiheit", wie er sich nannte, — durch die Hinweisung auf die Tricolore des Jahres 1789 noch einmal das Traumbild einer Republik heraufzubeschwören. Dagegen schlugen Klügere vor, den jungen, damals in Wien befindlichen Sohn Napoleon's zum Kaiser zu machen.

Den letzten Vorschlag ergriff der schlaue Fouché, jedoch in der Hoffnung, durch die Annahme desselben, den Bourbonen, mit denen er in Unterhandlung stand, die Rückkehr zum Thron zu erleichtern.

Napoleon, von den Kammern mit Absetzung bedroht, falls er nicht augenblicklich abdanke, sah keinen andern Ausweg, und stellte daher am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon II, eine Thronentsagungsacte aus. Darauf bestellte die Kammer aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung, unter deren Mitgliedern auch Fouché und Carnot waren. Eine Kammerdeputation, bei der sich Lafayette, Benjamin Constant und Sebastiani befanden, begab sich nach Hagenau im Elsassischen, wo die unterdeß aus Deutschland mit den russischen und österreichischen Heeren herangezogenen Monarchen ihr Hauptquartier hatten, und wollte sie für die Thronbesteigung Napoleon's II gewinnen, fand aber weder für ihre Personen, noch für ihre Mission die gehoffte Anerkennung. Eine andere Abordnung gieng den immer näher rückenden Preußen entgegen, um ihnen die Abdankung Napoleon's anzuzeigen und sie zu bewegen, ihren Marsch einzustellen; aber Blücher gieng nicht darauf ein, sondern setzte seinen Zug auf die Hauptstadt fort.

Da trug Napoleon, der als Privatmann in Malmaison seinen Aufenthalt hatte nehmen müssen, der provisorischen Regierung seine Dienste als General zur Vertheidigung der Stadt an, nicht ohne die Hoffnung, sich durch seinen Einfluß auf die Armee wieder emporzubringen. Allein

man wollte nichts mehr davon wissen, sondern bestand darauf, daß er Frankreich verlasse und nach Amerika gehe, wozu man ihm zwei Fregatten bewilligte.

Als nun die Preußen sich bereits Malmaison näherten, reis'te Napoleon am 29. Juni nach Rochefort ab, um sich einzuschiffen. Allein Fouché hatte gesorgt, daß englische Schiffe den Hafen sperrten, um ihn gefangen zu nehmen. In dieser Noth erbot sich ein nordamerikanischer Schiffer, ihn auf einem kleinen Fahrzeuge nach Amerika zu retten. Napoleon zog es aber vor, sich an Bord des englischen Schiffes Bellerophon zu begeben, in dem Wahn, sich der Großmuth und Gastlichkeit der Engländer anvertrauen zu können. Auf den Bericht des englischen Capitän's Maitland über diesen Vorfall erklärten jedoch die Großmächte Napoleon für einen Kriegsgefangenen Europas und überließen ihn der englischen Regierung, die ihm, einem früheren Plane gemäß, die unwirthliche Insel St. Helena im atlantischen Ocean zu seinem künftigen Aufenthalte anwies.

Am 2. Juli schon war Blücher, den die Franzosen durch einige Gefechte (bei Versailles, bei Issy) vergebens aufzuhalten versucht hatten, vor Paris erschienen, und die mit ihm und Wellington eröffneten Unterhandlungen führten zu der am 3. Juli zu St. Cloud unterzeichneten Capitulation von Paris, welche den Abzug der französischen Truppen aus Paris und am 7. Juli den Einzug des englischen und preußischen Besatzungsheeres zur Folge hatte. Das Kammerspiel nahm trotz Manuel's (dem Mirabeau nachgesprochenem) Worte: „Wir sind hier durch des Volkes Willen und werden nur der Gewalt der Bajonette weichen!" ein plötzliches Ende und am 8. Juli hielten Ludwig XVIII und seine Anhänger, am 9. die drei verbündeten Monarchen ihren zweiten Einzug in Paris.

Blücher selbst wollte den Parisern nicht die Ehre seines feierlichen Einzugs gönnen, sondern behielt zu St. Cloud sein Hauptquartier und nahm in Paris nur ein Absteigequartier. Bis zur Ankunft der Monarchen suchte nun Blücher die beim ersten Pariser Frieden vorgekommenen Versäumnisse nach seiner Vorwärtsmethode bestens nachzuholen. In seinem Zorn auf die Pariser, die bloß um der militärischen Ehre willen am 3. Juli kurz vor der Capitulation noch einen Ausfall gemacht hatten, wollte er ihre „Brücke von Jena" in die Luft sprengen. Als Talleyrand durch den preußischen Gesandten ihn um die Erhaltung der Brücke bitten ließ, schrieb Blücher dem Gesandten, er möchte dem Petenten zu wissen thun, daß es ihm lieb wäre, wenn Herr Talleyrand sich vorher auf die Brücke setzte, um mit ihr in die Luft zu fliegen. Doch ließ es die Dazwischenkunft des Königs von Preußen nicht zur Ausführung kommen; der Brücke aber gab man den Namen „Brücke der Invaliden". Nachdem Blücher in Paris zuerst einen feierlichen Gottesdienst hatte abhalten lassen, setzte er auf Wellington's Vorschlag den General v. Müffling zum Gouverneur von Paris ein und machte den Obersten v. Pfuel zum Stadtcommandanten. Dann ließ er durch Militär die Deputirtenkammer schließen und die Vorstädte entwaffnen, besetzte die Tuilerien und andere Paläste, legte auf die Besitzungen der Anhänger Napoleon's Beschlag und verurtheilte die Stadt zu einer Contribution von 100 Millionen. Doch dieser letztern Auflage versagte sein König

die Zustimmung: denn die Verbündeten wollten Paris schonen. Ein besseres Schicksal hatte Blücher's Forderung, daß Paris alle in Preußen geraubten Kunstschätze, die man den Franzosen im ersten Pariser Frieden gelassen hatte, herausgeben müsse. Die Monarchen stimmten zu, und alle Staaten, die durch solchen Raub gelitten hatten, nahmen die ihnen gehörigen Werke der Malerei und Plastik sammt den geraubten seltenen Handschriften zurück. Der Papst, erfreut, die Schätze des Vaticans wieder zu erhalten, gab dafür einen Theil der im 30jährigen Krieg aus Heidelberg nach Rom geschleppten altdeutschen Handschriften an die dortige Universitätsbibliothek zurück (XXI. 2. 5.).

Die zweite Einnahme von Paris hatte für den Stolz der Franzosen, welche die erste Einnahme nur dem Verrathe zugeschrieben hatten, etwas sehr demüthigendes, da der nur 19tägige Krieg die Übermacht der verbündeten Waffen, unter denen noch dazu diesmal die russischen nicht waren, in's hellste Licht gestellt hatte, und die Inschrift, die am Geburtstage Friedrich Wilhelm's an dessen illuminirtem Hotel zu lesen war, (Parcere subjectis, at debellare superbos, Schonung den Unterworfenen, aber Niederwerfung den Hochmüthigen!) ließ ihnen keine beschönigende Ausflucht frei. Die Preußen konnten ihrer Hinweisung auf Jena nun Belle-Alliance entgegenstellen.

Jeder deutsche Vaterlandsfreund erwartete nun aber auch, daß man dießmal nicht so glimpflich mit Frankreich verfahren, sondern ihm die Rückgabe Lothringens und besonders des den Deutschen einst so schmählich geraubten Elsasses (XXII. 5, 1.) auferlegen werde. Allein die Monarchen, unter ihnen besonders Alexander, dem daran lag, Frankreich stark zu erhalten, hielten sich im Allgemeinen an ihren im ersten Pariser Frieden befolgten Grundsatz, und trennten von Frankreich auf der deutschen Seite nur die Festungen Philippeville, Marienburg und Bouillon, welche an die Niederlande —, Saarlouis und Saarbrück, welche an Preußen —, und Landau, welches bis an die Lauter an Bayern fiel, — auf der italienischen Seite aber den im ersten Pariser Frieden bei Frankreich gebliebenen savoyischen Antheil, der an Savoyen zurückgegeben ward, obgleich es schon Genua dafür bekommen hatte. Auch bedingte man die Schleifung Hüningens. Mainz, Luxemburg und Landau wurden zu Bundesfestungen erklärt.

Sodann mußte Frankreich zur Entschädigung für die Kriegskosten eine Contribution von 700 Millionen in bestimmten Fristen zahlen, davon man ein Drittheil für Festungsbauten an den französischen Gränzen bestimmte, 300 Millionen für Österreich, Preußen und Rußland zu gleichen Theilen, 100 Millionen für die kleinern Staaten der Allianz bestimmte, und außerdem an England und Preußen für ihre jüngsten Anstrengungen in den Niederlanden je 25 Millionen zuerkannte.

Endlich mußte sich Frankreich, zur Sicherung seiner innern Ruhe, die Besetzung seiner Nord- und Ostgränzen mit 150,000 preußischen und englischen Truppen unter Wellington, sowie die Verpflegung und Besoldung derselben auf fünf Jahre gefallen lassen. Die Eng-

länder mit den Hannoveranern und Niederländern bezogen Quartiere zwischen Paris und der belgischen Gränze, die Preußen in Paris und die Loire hinab bis zum Meere, die Russen in der Champagne und in Lothringen, die Sachsen und Badener im Elsaß, die Österreicher mit den Bayern und Württembergern in Burgund und in der Dauphiné.

Dieser zweite Pariser Friede wurde erst am 20. Nov. 1815 unterzeichnet.

Die restaurirte Regierung Ludwig's XVIII, eines gemäßigten, dabei auch verständigen Mannes, verfuhr gegen ihre Gegner mit nicht minderem Glimpf, wie die Verbündeten. Doch konnte der Abfall, den sich Einzelne während der „hundert Tage" hatten zu Schulden kommen lassen, nicht ungestraft bleiben, da die Mehrheit der herrschenden Partei mit Ungestüm darauf drang. Daher wurde der Oberst Labedoyère, der bei Grenoble mit seinem Regiment zuerst zu Napoleon übergegangen war, durch einen kriegsgerichtlichen Spruch, und der Marschall Ney durch einen Spruch der Pairskammer erschossen. Ney starb mit dem Muth eines Kriegers, und der Tod dieses Mannes, der einst zu den größten Siegen Frankreichs beigetragen hatte, bereitete der Restauration keine größere Sicherheit, vermehrte vielmehr die Zahl ihrer Gegner. Alle Napoleoniden wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, eben so alle ehemaligen Conventglieder, die für Ludwig's XVI Tod gestimmt hatten und nach Napoleon's Rückkehr von Elba ein Amt oder die neue Verfassung angenommen hatten.

Unter diesen Verbannten befanden sich auch der stets zweideutige Fouché, der „ehrliche" Carnot und der frühere Constitutionsmacher Siéyes. Den zum Tode verurtheilten Lavalette, Generaldirector der Posten, rettete seine Frau, die Nichte der Kaiserin Josephine, dadurch, daß sie im Gefängniß die Kleidung mit ihm tauschte und er so über die Gränze entkam. — Der Doppelgänger Talleyrand, der Leiter des Ministeriums, der sich lieber als Beschützer und Vormund der Bourbonen, denn als ihren Diener und Unterthanen ansah, und daher in dieser Stellung für den mit Geist begabten Ludwig etwas Verletzendes hatte, mußte bald zurücktreten und dem Minister Herzog von Richelieu (des bekannten Marschalls Enkelsohne) Platz machen, dessen fleckenloser Ruf allen Parteien Vertrauen einflößte. — Die Reaction führte übrigens in einigen Gegenden zu argen politischen Reibungen. Mit besonderer Wuth wurden im Süden von den Royalisten die Republikaner und Bonapartisten verfolgt, und in einigen Gegenden schlug die politische Verfolgung auch in die religiöse über, indem z. B. in Toulouse, in Poitiers und Nismes die Protestanten als vermeintliche Anhänger der Revolution blutig verfolgt wurden. Selbst königliche Befehlshaber, die dem Unfug solcher Verfolgungen steuern wollten, fielen als Opfer derselben, wie denn auch der Herzog von Angoulême mit seiner Gemahlin zu Poitiers aus diesem Grunde in Lebensgefahr schwebte.

Napoleon selbst — „der Urheber des über Frankreich gekommenen Unheils", „der Feind der Ruhe und Freiheit Europa's", „der Genius des Bösen", wie ihn nun die französischen Zeitungen nannten, während das gemeine Volk in Plymouth ihm Beweise großmüthiger Bewunderung gab und die Bedeutung der gefallenen Größe empfand, — war am 4. Aug.

an Bord des Schiffes Northumberland gebracht worden, das mit ihm am 8. Aug. Abends den Hafen von Plymouth verließ und am Morgen des 9. die französische Küste in Sicht bekam, wobei ihr Napoleon ein „Lebewohl, du Land der Tapfern!" zurief. Nach einer ungestörten Fahrt, auf der ihn die Schiffsbemannung mit der größten Rücksicht behandelte, wurde am 17. Oct. das Felseneiland St. Helena erreicht, das Napoleon am 18. betrat. Anfangs war er unter die Aufsicht des milden Gouverneurs Cockburn gestellt, der aber bald durch den strengen Hudson Lowe ersetzt wurde. Doch hatte Napoleon wenigstens den Trost, daß treugebliebene Freunde die Gefangenschaft mit ihm theilten: denn in seinem Gefolge befanden sich die Generale Gourgaud und Bertrand (letzterer mit seiner Familie), der Graf von Montholon und dessen Gemahlin, der Graf Las Cases und sein Sohn, der Kammerdiener Marchand, der Arzt Automarchi und zwei Abbés. Allein das an sich zwar nicht ungesunde, aber für Napoleon's Natur unzuträgliche Klima, die Unthätigkeit, deren sein rastloser Geist nicht gewohnt war, dazu der Ärger und die Ungeduld über die Beengtheit seiner von allzu großer Vorsicht aufs strengste überwachten Haft, beugten den stolzen Geist des ehemals Mächtigsten unter den Mächtigen der Erde, bis er nach sechsjähriger Seelenpein am 5. Mai 1821 starb.

So scharf und klar er in seinem Exil über die Verhältnisse seiner großen Vergangenheit urtheilte, so blind blieb er über alle von ihm begangenen Fehler, die seinen Sturz herbeiführten: er leitete die Grundursachen desselben immer von andern Personen und äußern Umständen her, und betrachtete Frankreich gleichsam als sein ihm mit Unrecht entrissenes Eigenthum. Dabei glaubte er fest an die Wiederherstellung seiner Dynastie, dachte aber dabei nur an seinen Sohn. Als seine Krankheit, die ihn im Februar an's Lager fesselte, zunahm und sein Ende ahnen ließ, dictirte er sein Testament, worin er nicht nur seine Verwandten, sondern auch die treuen Genossen seiner Gefangenschaft und viele andere Personen bedachte, die ihm einst besondere Dienste erwiesen hatten. — Im März sagte er zu seinem Arzte: „Nicht die Schwäche, sondern die Kraft vernichtet mich; das Leben ist's, was mich tödtet!" — Am 22. April meldete ein Diener, man habe in der vergangenen Nacht einen Kometen bemerkt: „Einen Kometen? rief er, ein solcher war der Vorbote von Cäsar's Tod!" Da er in seinem Testamente erklärt hatte, daß er im Bekenntniß des katholischen Glaubens sterbe, ließ er sich am 3. Mai die Sterbesacramente reichen. Noch am letzten Tage beschäftigte er sich in seinen Schlummerphantasieen mit den Grundideen seines Lebens, denn seine letzten Worte waren: „An der Spitze der Armee! Frankreich!" — Während er Abends (11 Minuten vor 6 Uhr) verschied, braus'te (wie bei Cromwell's Tode) über die Insel ein furchtbarer Orkan hin, der die Baumgruppe, unter welcher Napoleon oft hatte frische Luft zu schöpfen gepflegt, mit den Wurzeln ausriß. — Am 28. Mai wurde sein einbalsamirter Leichnam in seiner gewöhnlichen Uniform in einen vierfachen Sarg gelegt, und dieser mit dem Mantel, den der Held bei Marengo getragen, gedeckt; dann ward er von 24 englischen Unteroffizieren getragen und von dem Gouverneur, den Behörden und der Garnison begleitet, in der Nähe einer mit zwei Weiden beschatteten Thalquelle, an deren Wasser er sich oft erquickt hatte, unter dem Donner der Küstenbatterien und mit sonstigen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Als die Feier beendet war, brach sich jeder der Anwesenden ein Blatt von den Weiden, und ein gleiches Andenken nahm sich in der Folge Jeder der zahlreichen Fremden mit, die auf dieser Insel einkehrend das Grab des Helden besuchten, dessen Schwächen Vielen vor seiner Größe mehr und mehr zurücktraten.

Unbestritten gehört Napoleon I zu den großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, in deren Gang er als ein Werkzeug der Absichten Gottes mit der Menschheit so gewaltig einzugreifen bestimmt war, daß sich die Wirkungen der durch ihn eingetretenen Weltveränderungen auf weit hinaus erstrecken. Noch ist die Zeit nicht da, in welcher die Geschichte dieses außergewöhnlichen Menschen, der alle traditionellen Schranken mit der Macht eines Orkans durchbrochen und die Welt in neue Bahnen der Bewegung geworfen hat, allseitig und unbefangen kann dargestellt werden.

4. Die heilige Allianz.

Der wunderbar rasche Wechsel der Dinge, der in Napoleon's mächtigem Steigen und raschem Fallen, in dem plötzlichen Umschwung der Politik, die er geschaffen und mit so großer Kraft aufrecht erhalten hatte, so wie in der Vertreibung und Wiederzurückführung so vieler Fürsten –, sich vor den Augen aller Welt dargestellt hatte, verfehlte nicht, in den Gemüthern der Menschen, die in den höchsten, wie in den niedersten Kreisen davon berührt worden waren, den tiefsten Eindruck zu machen, und ernste Gemüther konnten nicht umhin, darin die augenfällige Hand Gottes zu erkennen, der allein solche „Gewalt übt mit seinem Arm, und zerstreuet, die hoffährtig sind in ihres Herzens Sinn, der da stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen."

Von dieser Stimmung, welche besonders in Deutschlands gebildeten Kreisen lebendig wurde, waren vor Allen die drei hohen Häupter erfüllt, welche den eisernen Stab des durch Gottes Macht vor ihren Augen niedergeschmetterten Weltbedrängers mehrmals schwer gefühlt hatten. Sowohl der religiös erregbare Kaiser Alexander, als auch die beiden ruhigen und bedachten deutschen Monarchen, König Friedrich Wilhelm III und Kaiser Franz II, hielten es bei der Betrachtung, daß in Napoleon's Entfremdung vom tieferen christlichen Lebensquell die Hauptursache seines Falles gelegen, für eine heilige Pflicht, nicht nur sich näher unter einander anzuschließen, sondern auch der Welt ihre Achtung vor dem christlichen Glauben zu erkennen zu geben. Daher schloßen sie am 26. Sept. 1815 einen Vertrag, unter dem Namen heiliger Bund, worin sie erklärten, einander im Sinne des Evangeliums brüderlichen Beistand leisten und ihre Völker in Liebe, Gerechtigkeit und Frieden regieren zu wollen. Auch luden sie alle andern Mächte, welche mit ihnen die Anwendung der christlichen Grundsätze auf die Politik anerkennen würden, zum Anschluß an diesen Bund ein. Die meisten erklärten nach und nach ihren Beitritt, doch England, Nordamerika, Frankreich und der Kirchenstaat versagten ihn: die beiden erstern, weil sie in solchem von unbeschränkten Mächten ausgehendem Bunde Keime des Absolutismus sahen; Frankreich, weil das damalige Parlament nicht darauf eingegangen wäre, indem dort nicht die Person des Herrschers, sondern die Nation das öffentliche Recht bilde und auslege; der Papst endlich, weil die römische

Hierarchie sich allein als Inhaberin der christlichen Wahrheit betrachtet und sich keiner andern, als von ihr ausgehenden religiössittlichen Anordnung unterwirft. (Erst als Frankreich das erwähnte Ministerium Richelieu und ein neues Parlament erhielt und darum der Monarchencongreß zu Aachen im J. 1818 der französischen Regierung auf ihre Bitten die Räumung Frankreichs von den Besatzungsheeren der Verbündeten bewilligte, bat Ludwig XVIII gleichfalls um die Aufnahme in den heiligen Bund und erhielt sie.)

Die heilige Allianz ist in sehr entgegengesetzter Weise beurtheilt worden, indem einerseits die Anhänger der absoluten Monarchie sie himmelhoch priesen, anderseits die Anhänger der Revolution und des Liberalismus sie als ein Werk der Täuschung und als ein klug ersonnenes Mittel zur Unterdrückung der Völker ansahen. Daß jene Fürsten, welche die Idee dieses Bundes faßten, es bei seiner Schließung redlich meinten, und nach der napoleonischen Ära ungerechter Vergewaltigung eine Ära des gerechten Waltens über die Völker heraufführen zu können hofften, ist mit Ehren anzuerkennen. — Das Bedenkliche bei diesem Acte lag nur darin, daß die Contrahenten glaubten, die bloße Subjectivität dieses Vereins könne eine objective, unverletzliche Garantie bieten, während doch die aus so vielen, größtentheils unwiedergebornen Elementen bestehenden Staaten einander noch vorherrschend in der bloßen Kraft des natürlichen Menschen gegenüberstehen und einander nach den eigensüchtigen Trieben ihrer Natur zu vervortheilen trachten. Daher ist auch die Idee dieses Bundes nicht zur vollen Ausführung gelangt, und wird in der Form der Politik auch nie dazu gelangen, weil das an das Tiefinnerste jedes Menschen gewiesene Evangelium mit der Politik seine Aufgabe nicht ohne die Gefahr, selbst Schaden zu leiden, theilen kann. Die Inconsequenz dieser, wenn auch noch so edel und fromm gemeinten, Vermischung stellte sich auch bald dadurch heraus, daß man zwar die Revolution nach Unten eifrig zu unterdrücken suchte, der Revolution von Oben aber, wie z. B. in Spanien, freien Spielraum gewährte, und daß sonst auch die wohlgemeintesten Ansätze zu einer durchweg christlichen Politik theils an dem innern Widerspruch ihres Begriffs, theils an der Macht äußerer Verhältnisse, hauptsächlich aber an der Entartung des Geschlechts scheiterten. Die Erkenntniß dieser Inconsequenz entbindet jedoch keinen Christen, auch den auf dem Throne nicht, von der Pflicht, seine Schritte in der Politik nach den Grundsätzen christlicher Moral zu richten: denn es bedurfte nicht erst einer heil. Allianz, um zu einem christlichen Regiment zu verpflichten, sondern diese Verpflichtung liegt bereits eben so im Glauben, in den Institutionen und in der Geschichte der christlichen Völker, wie in der Bestimmung der Menschheit überhaupt, und auch vor der heiligen Allianz gab es so manchen Fürsten, der, so viel an ihm lag, bestrebt war, im Sinne des Evangeliums sein Volk zu regieren und in diesem Sinne mit andern Staaten zu verkehren.

Acht und zwanzigstes Buch.

Die Zeit nach dem Wiener Congreß bis zur Julirevolution.

---

1. Kapitel. Stand der europäischen Bildung und Literatur am Ende des 18. und im ersten Dritttheil des 19. Jahrhunderts.

1. Deutsche Kunst in dieser Periode. Dichtkunst: Die Humoristen. Schiller und Göthe in der dritten Periode ihres Schaffens. Der Schiller'sche Nachfolgerkreis. Die Schicksalsdramatiker.

Vor der weitern Darstellung der äußern Entwicklung der neuesten Zeit ist noch die innere Seite dieser Periode des Weltlebens vom Ende des 18. Jahrhunderts an durch die Ruhezeit hindurch, welche die Wiener Congreßbeschlüsse herbeigeführt haben, in so weit darzulegen, als diese inneren Verhältnisse nicht schon in der Darstellung einzelner, die politische Gestaltung der Welt bedingender, sittlicher Momente berührt wurden. Demnach übrigt noch die Angabe der bis dahin vorgekommenen wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Religion und Kirche, so wie der merkantilen und industriellen Thätigkeit.

Um zunächst mit den Zuständen auf dem Gebiete der Kunst zu beginnen, so wollen wir von Deutschland ausgehen und zuerst einen Blick auf die poetische Literatur dieser Periode werfen. Noch ehe uns da die letzte Stufe der classischen Wirksamkeit Schiller's und Göthe's entgegentritt, von denen jener in mehr subjectiver, dieser in mehr objectiver Weise den Gegensatz der realen und idealen Welt künstlerisch zu versöhnen strebte, ist einer Dichtergruppe zu gedenken, deren poetische Thätigkeit in vorherrschend subjectiver Art das eigne Ich zum Gegenstand machte, in so fern es, von Außen ebenso gut durch Großes, als auch nur durch Kleines und Alltägliches angeregt, die augenblickliche Stimmung seines Innern bald in wehmüthigen und gefühlvollen, bald in gereizten und spottenden, jetzt in erhebenden, dann unmittelbar darauf in wieder niederschlagenden, möglichst originellen und darum überraschenden Ergüssen herauszugeben liebt, so daß die Theilnahme zwischen den also erzeugten

dichterischen Gestaltungen und der Person des Dichters getheilt bleibt, und vom stets contrastirenden Wechsel nicht festgehalten, sondern je nach der Laune des Dichters eben so schnell angezogen, als abgestoßen wird. Es ist dieß jene Dichtungsgattung, welche man Humoristik nennt. Sie kam zuerst (zum Theil wenigstens) in England durch die viel gelesenen, heute noch beliebten Romane von Sterne, Fielding, Smollet u. A. auf, und wurde in Deutschland zur Zeit der Gefühls= sowohl, als Originalitätsucht leicht angenommen und eigenthümlich ausgebildet. Sie wurzelt rein im Subjectiven und ist eine Mischung von tief=Gefühlvollem und muthwillig=Launenhaftem, von hoch=Idealem und niedrig=Realem, die im Einzelnen oft hoch ergötzt oder erhebt, im Ganzen aber bei andauernder Länge keine Befriedigung gewähren kann. Mischt sich dieser Dichtungsart die Satire und die Elegie bei, so verwundet jene nicht, auch wenn sie trifft, und diese geht leicht in zerfließende Empfindung über.

Von solcher Art waren: Theodor Gottlieb v. Hippel mit seinen „Lebensläufen in auf= und absteigender Linie," worin die elegische Stimmung — und mit seinen „Kreuz= und Querzügen von A bis Z," worin die satirische Stimmung, jedoch ohne satirische Wirkung vorherrscht; — Georg Christoph Lichtenberg in seiner witzigen Erklärung der hogarthischen Kupferstiche, worin zwar die Satire auch keine Spitzen hat, aber die Darstellung der beschriebenen Charactere schlagend und die Diction vortrefflich ist.

Am bedeutendsten in diesem Fach ist Jean Paul Friedrich Richter, der edelste Repräsentant des Humors, dessen eines Auge für die Thorheiten der Welt ein mildes Lächeln, dessen anderes Auge für das sittliche und sonstige Elend der Menschheit eine heiße Thräne hat, so daß er am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts — also zu einer Zeit, die selbst zwischen Ideal und Wirklichkeit auf das Contrastirendste getheilt war, — der „Liebling" der gebildeten Lesewelt war, wie er es zum Theil vorzüglich dem Jünglingsalter noch ist, das auch in jenen Zwiespalt von kleinen und großen Gedanken, von idealen und realen Bestrebungen gestellt und noch nicht zur klaren Entschiedenheit männlichfester Auffassung des Lebens gekommen ist.

Jean Paul hat besonders wegen der außerordentlichen Fülle der Phantasie, wegen der sehnsuchts= und wehmuthsvollen Innigkeit seines Herzens, wegen der sittlichen und idealen Richtung seiner Natur, wegen der sprühenden und leuchtenden Blitze seines reichen Geistes, zum Theil auch wegen der vielen dunkeln, räthselhaften und zu Lösungsversuchen auffordernden Stellen in seinen Schriften seine Bewunderer gefunden, welche darüber die große, daneben zusammengehäuft liegende, unverarbeitete Masse Stoffes, über die er künstlerisch nicht Herr geworden ist, gern mit in den Kauf nehmen. Gewiß ist, daß er bei allen seinen Fehlern ungemein viel Anregendes und Anziehendes hat, gewiß ist aber auch, daß, wer der Art und Weise Jean Pauls hingegeben bleibt, zu einem echten Kunstgeschmack nicht gelangen wird. Was seine Religiosität betrifft, so ist sie, so tief und wahr gefühlt sie mit ihrer rationalistischen Trias von Gott, Tugend und Unsterblichkeit durchweg in seinen Schriften hervortritt, dem positiven Christenthum abgewandt, das ihm nur in dem Gespenst einer todten und darum finstern Orthodoxie bekannt war, daher er auch seinem Sohne rieth, sich an das „heitere Christenthum eines Herder, Jacobi und Kant" zu halten. Von seinen Werken hat der „Titan" für Viele die meiste Anziehungskraft; der Hesperus, Quintus

Fixlein, die Flegeljahre, Katzenberger's Badereise, dann seine Vorschule der Ästhetik und Levana (eine Erziehlehre) gehören zu seinen Hauptwerken. Sämmtliche Werke in 33 Bänden sind von Ernst Förster herausgegeben.

An Jean Paul, meist aber nur an seine Fehler, schloßen sich noch andere Humoristen an, unter denen Amadeus Hoffmann, nachdem er anfangs in den „Serapionsbrüdern" eine Reihe origineller, meisterhafter Erzählungen geliefert hatte, später durch seine unheimliche, wilde, krankhaft-überreizte Phantasie die Welt, in der sich sein Geist bewegte, zu einem „sinnverwirrenden Zerrbild" machte. Der bessere unter ihnen ist Ernst Wagner, dessen philosophische Romane wenigstens von einer Gabe poetischer Gestaltung und lieblicher Naturschilderung zeugen, wenn ihr gleich die ihnen zum Grunde liegenden practischen Tendenzen oft schaden.

Betrachten wir nun die letzte Entwicklungsstufe der Schiller'schen und Göthe'schen Muse.

In Bezug auf Schiller ist schon oben (XXIV. 6, 5.) seines Strebens nach dem Idealen und seiner vorherrschend subjectiven Richtung erwähnt worden. Dabei wurde gesagt, daß ihn sein Studium der Geschichte und Philosophie, mehr aber noch sein naher Verkehr mit Göthe, dem plastisch-objectiven, vor den äußersten Abwegen des Subjectivismus bewahrt hat, wiewohl die „Geschichte" ihm nur das Mittel zur Verleiblichung seiner Ideale und erhebenden Empfindungen war, der Umgang mit Göthe aber seiner ureigenthümlichen Natur keine wesentlich andere Richtung geben konnte, und es auch nicht sollte.

Schiller gestand selbst in Bezug auf seine historischen Leistungen ganz offen: „Ich werde immer eine schlechte Quelle eines künftigen Geschichtsforschers sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden; aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden. — Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." — Die Ideen der „Freiheit" und „Menschheit," wie sich jene „im Kämpfen," diese im „Fortschreiten" darstellt, die zu seines Lebens innerstem Wesen gehörten, waren ihm auch die zwei einzigen Grundgedanken, die er in der Geschichte fand, und weil die ganze damalige von der französischen Revolution aufgeregte Zeit von denselben Ideen bewegt war, so fanden damals auch seine historischen Arbeiten einen um so größeren Leserkreis, je mehr dieser seine eigenen Gedanken und Urtheile in genialer Darstellung darin wieder erkannte. Wie die Geschichte ihm auch den von ihm glücklich gewählten Stoff zu seinen Dramen gab, ist schon erwähnt worden.

Neben einigen seiner oben schon gekennzeichneten Dramen gab Schiller in dieser dritten Periode seines Schaffens das Vorzüglichste in denjenigen seiner lyrischen Gedichte, welche wie der Spaziergang, das Glück, der Genius, das Ideal und das Leben, die innersten Geheimnisse seines dichterischen Geistes erschließen. Ungeachtet seiner großen Täuschung, das gesunkene Geschlecht durch die „Ausbildung des Schönheitssinnes zur sittlichen und politischen Freiheit" erheben zu können, giebt ihm jedenfalls sein Streben, den heiligsten Interessen der Menschheit zu dienen, so wie sein Glaube an eine „über die Sinnlichkeit und über den moralischen Zwang hinausliegende höhere Entwicklung der Menschheit" einen hohen Rang in der Literatur, und besonders werden die

noch in der Periode des Strebens und Ringens Stehenden und die dem Phantasie- und Gefühlvollen Geneigten, von ihm sich angezogen fühlen, während der durch vielfache Lebenserfahrungen hindurchgegangene Mannesgeist sich mehr aus Göthe's geistiger Kraft zu holen suchen wird, wenn auch beide über das Höchste und Letzte keinen Aufschluß zu geben vermögen. Wie hoch übrigens beide in künstlerischer Beziehung stehen und wie sie sich in ihrem Dichterwerth zu einander verhalten, ist auch schon oben angedeutet worden, desgleichen wie sich beide zum offenbarungsgläubigen Christenthum verhielten. (XXIV. 6, 5. a. E.)

Göthe's Dichtungen in der dritten Periode seines Schaffens sind: sein als „psychologisches" Drama weltberühmter Faust; seine freilich dem Stoff und der Form nach unharmonischen, weder ästhetisch, noch sittlich befriedigenden Meisters Lehrjahre; seine der Form nach meisterhaften, dem Inhalt nach eine „Krankheit der modernen Welt" psychologisch darstellenden Wahlverwandtschaften, die zwar durch die Vernichtung ihrer schuldigen Opfer auf eine sittliche Wirkung berechnet sind, aber nichts desto weniger unsittlich wirken; ferner die kunstvolle, als Dichtung und Wahrheit bezeichnete Darstellung „Aus meinem Leben", bei der er zwar Manches verschwiegen, aber nichts eigentlich ersonnen oder als Wahrheit ausgegeben hat; endlich sein „Westöstlicher Divan", welcher Göthe's Virtuosität, auch fremde Stoffe und Formen wiederzugeben und mit deutschem Geiste zu durchdringen, in glänzender Weise kund gab.

Der Faust, zu dem er schon frühe die Idee gefaßt, ihn aber erst 1790 und zwar als Fragment erscheinen ließ, trat 1808 als volle Tragödie an's Licht und steht in genauer Beziehung zu der Zeit, in der sie entstand, einer Zeit, in welcher die Individuen im „Überdruß am traditionellen Wissen" und im unersättlichen Streben nach den verschiedenartigsten Erkenntnissen (selbst nach übernatürlichen: es war die Zeit Cagliostro's), wie nicht minder von einem gewaltigen Drang nach Stillung des unbefriedigten Herzens mit unbestimmten, unklar gedachten Idealen erfüllt, und von einer Sucht nach selbsteignem Kosten aller möglichen Genüsse des Lebens befallen war. Göthe's Faust steht aber ebensowohl in genauester Beziehung zu dem Dichter selbst, der den Menschen, als solchen, darstellt, wie er in der Dualität seiner Natur „sich selbst gegenüber gestellt ist im Wissen und Wollen, im Erkennen und Genießen, in Kraft und Schwäche, in Gewißheit und Zweifel, in Wahrheit und Irrthum," und die Schranken seines Daseins zu überschreiten sucht, um das Unbedingte im Wissen und Genießen zu erreichen, aber — folgend dem mephistofelischen Zuge nach Unten und nur durch eine schwache Erinnerung an den Glauben seiner Jugend vorübergehend gehalten, — sich zuletzt dem Bösen für den Fall hingiebt, daß ihm je ein Genuß ganz genügen würde, und darum nun im Dienste des Bösen in die Untiefen der Lust und durch sie zu Verbrechen herabsinkt, worauf er nach also mißlungenem Versuch, durch Wissen und Genießen das Höchste zu erlangen, einen andern Weg betritt, der im zweiten Theil der Fausttragödie, welchen Göthe erst nach einem langen Zwischenraum gedichtet hat, angegeben wird. Es ist dies der Weg der That, den der Dichter seinen Helden nun betreten läßt, um ihn auf demselben zur Versöhnung mit Gott zu bringen. Dies geschieht aber nicht durch jene wahre und einzig passende That der von Christus geforderten gründlichen Metanoia (Buße) und vertrauensvollen Erfassung des Bürgen, um dessentwillen allein

Gott dem Gefallenen die vergebende, rettende Hand reicht, sondern es sind dies einzelne Thaten literarischer, künstlerischer, politischer und anderer gemeinnütziger Thätigkeit, die den Ruhe- und Rastlosen retten soll, bis ihn mitten in solchem Treiben und Jagen der Tod überrascht, worauf seine Seele, auf welche nun Mephistofeles Anspruch macht, durch die theilnehmende Liebe der Engel gerettet wird.

Somit wäre also — abgesehen von den sonst noch eingeflochtenen, tiefsinnig gedachten und von Andern tiefsinnig gedeuteten Allegorieen dieses zweiten Theils — der sittliche Werth und das ewige Heil der Menschenseele von nichts weiter abhängig gemacht als — auf Seite des Menschen — von einem bloßen abstracten Streben an sich, ohne die volle sittliche, nach Heiligung ringende Kampfesarbeit im Innern und ohne das vertrauensvolle Erfassen der nach unserer Rettung sich ausstreckenden Helfershand, anderseits von der liebenden Theilnahme höherer Geister, also zwar von der Barmherzigkeit Gottes, aber von einer Barmherzigkeit, die weder auf den Glauben, noch auf die aus dem Glauben kommende Liebe, noch auf die auf dem Glauben und der Liebe ruhende Hoffnung sieht. Es ist damit zugleich die bequeme Religionsansicht des Dichters ausgesprochen, der das positive Christenthum an Andern zwar ehrt, ja aus der Atmosphäre desselben selbst theilweise Odemzüge geschöpft hat, aber es als etwas Specifisches für sein eignes Bedürfniß entbehren zu können glaubt, wie seine ganze religiös-flache Zeit, deren Spiegel er in dieser Hinsicht ist.

Dem „westöstlichen Divan“ widmete er seine Zeit und Kraft in der Periode jener, alle deutschen Gemüther mit dem Feuer der Begeisterung erfüllenden Freiheitskriege, gegen welche sich Göthe's neutrale Natur eben so zurückhaltend und passiv verhielt, als er es in seinen jüngern Jahren bei der Bekämpfung der Revolution durch deutsche Kraft und deutschen Sinn war. Es ist bemerkt worden, daß Göthe, so wie er damals in Hermann und Dorothea in das Innere des häuslichen Kreises (wenn auch bei diesem Epos die Zeitbewegung den Hintergrund lieh) sich flüchtete, so sich nun vor dem Begeisterungssturm des deutschen Freiheitskrieges „gewissermaßen in den Orient zu retten“ suchte. Hatte er doch in den Zeiten politischer Unruhen und Bewegungen auch seine naturwissenschaftlichen Forschungen und Werke (die „Farbenlehre“ und die „Metamorphose der Pflanzen“) als einen Ableiter gegen das ihm mißbehagende Treiben der Außenwelt angewendet. Wie sehr seinem Ruhe liebenden, allem Stürmen und Drängen längst abgeneigten Geiste die Gedanken an Erhebung des nationalen Geistes und an Abschüttelung des französischen Fremdjochs fern standen, zeigt jene Äußerung Göthe's, deren Ernst Moritz Arndt in seinen „Erinnerungen“ gedenkt. Es trafen sich nämlich Göthe und Arndt zu Dresden im Hause von Theodor Körner's Vater, als eben dessen Sohn die Mittheilung machte, daß er in das Lützow'sche Corps eingetreten sei. Da Göthe die Freude des gleichfalls für die deutsche Sache glühenden Vaters sah, rief er mißbilligend aus: „Ja, schüttelt nur Eure Ketten! der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht brechen!“ Steht nun freilich Göthe in dieser Beziehung einseitig da, so ist diese Einseitigkeit eben auch auf Rechnung seiner plastischen Natur zu setzen, die alles Gährende, noch unruhig Bewegte, das ihn aus den ihm völlig bewußten Schranken seiner Individualität hätte hinausdrängen können, stets als ihn in seinen Conceptionen störend und verwirrend von sich ablehnte. Daß er in dieser Ablehnung „kalt“ und „vornehm“ allen Denjenigen erscheinen mußte, deren Natur auf anderem, weniger neutralen Grunde ruhte, ist begreiflich. Er blieb bis an's Ende diesem seinem marmorglatten, gerundeten Wesen getreu; aber aus dem gleichen Grunde brachte er auch nie etwas hervor, was nicht durch und durch aus seinem eigensten Trieb ungesucht und ungezwungen hervorgieng, und gerade darum haben auch seine Dichtungen eine so eindringliche Wirkung auf ihre ganze Zeit gehabt und werden sie auch in der Folgezeit haben.

Schiller und Göthe in ihrer verschiedenen Classicität haben ein Jeder seinen eigenen Nachfolgerkreis erhalten. Schiller's idealer und

freiheitsliebender Sinn, und mehr noch seine pathetische, reflectirende und sententiöse Darstellungsweise hat Viele zur Nachahmung bewogen; doch was bei Schiller ursprüngliche Natur war, wurde bei Manchen seiner Nachfolger zur Manier. Besonders hat der von ihm in der Braut von Messina (XXIV. 6, 5.) angeschlagene Ton die Gattung der an innerer Unwahrheit krankenden Schicksalsdramen hervorgerufen, von denen eine Zeit lang die Literatur und die Bühne heimgesucht war.

Zu den angeseheneren Dramatikern der fatalistischen Richtung gehören Zacharias Werner aus Königsberg († 1823), welcher seinen Dramen, besonders seinem Vierundzwanzigsten Februar, zugleich ein krankhaft mystisches Element beigemischt hat; Adolph Müllner († 1820) in Weißenfels, der sich zugleich als Lustspieldichter und schneidender Kritiker eine Zeit lang geltend machte; Franz Grillparzer, der aber den obgenannten Irrweg bald verließ, und in einer Reihe anderer Dramen seinen höhern und mehr selbständigen poetischen Sinn im Gewande edler und schöner Sprache bekundete. — Ernst von Houwald, der sich auch im bürgerlich sentimentalen Drama versuchte.

Ein begeisterter Verehrer Schiller's, besonders dessen Neigung zum Rhetorischen theilend, war Theodor Körner. — Eben so lehnen sich im Schwung der Sprache und im feurigen Gefühl der Vaterlandsliebe Max v. Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt an Schiller an, vereinigen aber damit in ihren Dichtungen zugleich (obwohl in sehr verschiedener Tendenz) das christliche Element. Arndt insbesondere hat durch sein ganzes Leben hindurch bis in sein hohes Alter ein glühendes Gefühl für echte deutsche Freiheit und Größe bewahrt und durch dieselbe einen kräftigenden und erfrischenden Einfluß auf seine Zeit gehabt.

2. Die Romantik: ihre Schwächen und ihre Bedeutung. Novalis; L. Tieck; die beiden Schlegel; Achim von Arnim und Clemens Brentano. Andere Romantiker. Die schwäbische Dichterschule. Rückert. Platen.

Da Göthe die Gabe, das menschliche Herz in seinen verborgensten Tiefen zu fassen, und seine Gefühle und Gedanken, so wie seine Charactere vollendet darzustellen, in einem hohen Grade besaß, so hat er bei der Allseitigkeit seines Genius und seiner Entferntheit von aller Manier für die zweite und dritte Periode seiner Dichterentwicklung keine so spezifisch ausgesprochenen Nachahmer haben können. Dafür gab es Viele, welche die eine oder die andere Phase seines Dichtergeistes herausgriffen und sich bei ihren Productionen an dieselbe anlehnten.

Indeß hat gerade die Universalität, die in Göthe's Geiste lag, so wie die Universalität der poetischen Bildung, die sich bereits durch ihn in seiner Umgebung zu Weimar, und seit seiner Verbindung mit Schiller auch in Jena, dem damaligen Sammelplatz so vieler andern geistigen Größen, im Leben geltend machte, eine Reihe poetischer Geister zu dem Gedanken angeregt, die Poesie in alle Kreise der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens einzuführen und so gewissermaßen die Einheit der Poesie und des Lebens herzustellen. Da aber das Leben der modernen Welt im Allgemeinen viel zu weit von jener Einheit ab-

stund, und insbesondre die Wirkung der Revolution sich auch in der Vernichtung der Poesie im Leben, alles Glaubens in der Kirche, im Staat und in der Familie geäußert hatte, so lag es jenen Geistern nahe, die Verschmelzung der Poesie mit dem Leben in dem germanischen Mittelalter mit seinem Ritterthum und seiner Cultuspracht, mit seiner Mystik und heiligen Kunst zu finden und nach diesem Muster das Leben der Gegenwart zu gestalten und dieselbe sammt ihrer Literatur von Allem durch die Aufklärung eingedrungenen Unschönen, Unsittlichen, Glaubenslosen und Gemeinniedrigen zu befreien.

Das Zurückgehen auf das Mittelalter und seine Anschauungen wurde zunächst durch das Anlehnen an jenen frühern Zug des göthe'schen Dichtergeistes nach dem Quell echter Volkspoesie eingeleitet, und da man diesen Quell in der deutschen Volksdichtung des 13. Jahrhunderts erkannte, so zog man zunächst jene Volkssagen und Volkslieder mehr an's Licht, sammelte alles sonst Volksmäßige auch aus andern Jahrhunderten und bildete jene Sagen in neuen Formen nach; auch zog man dabei nicht nur die Sagenpoesie des ganzen germanischen Nordens herbei, sondern knüpfte auch an Shakespeare, Cervantes und Calderon an. Dieses Streben wurde zugleich nach einer andern Seite hin durch die neue naturphilosophische Schule (XXIV. 7, 2.) begünstigt, in welcher Phantasie und Speculation sich innig begegneten und die Natur im Lichte der Poesie verklärt erscheinen ließen.

Aus diesen poetischen und philosophischen Bestrebungen einer Anzahl geistreicher Männer gieng bald eine neue Weltanschauung hervor, welche sie selbst die romantische, auch symbolische nannten. Diese Schule der Romantiker hat aber zwei Stadien der Entwicklung durchlaufen, die wohl unterschieden werden müssen.

Die Romantik in ihrem ersten Stadium war im Grunde eine verschlechterte Fortbildung des Humanismus, indem der Humanismus doch in der wissenschaftlichen Bildung und der Natur, diese Romantik aber bloß in der Kunst das Eins und Alles suchte und zu finden meinte. Die Kunst wurzelte aber diesen Romantikern in der von Verstand, Gefühl und Vernunft gleichsam gänzlich losgerissenen Phantasie, und „auf die Fragen: Was ist Wahrheit? was Leben? wo findet der Geist Ruhe und Seligkeit? hatte sie nur eine Antwort: die Kunst."

Selbst der damals noch „romantische" Schelling suchte zu beweisen, die Kunst sei als „die höchste Offenbarung des Absoluten zu betrachten, von der alle Wissenschaften ausgegangen seien und in die alle wieder zurückmünden." Daher erhoben die Romantiker alles zur Kunst: „Wissen, Leben, Liebe soll Kunst", jede „Tischunterhaltung ein Kunstwerk" sein; man solle „das Studium des Müssiggangs zur Kunst, ja zur Religion erheben!!"

Mit diesem Princip verfiel die Romantik allmählich auf die gröbsten Abwege, in sofern in ihr fast alle vorangegangenen verderblichen Richtungen und Tendenzen des emancipirten Ich's hervorbrachen und sich nur in einer schönern Hülle darstellten. Ein Abweg war

es schon, daß diese Romantiker bei dem Bestreben, das Leben vom Gemeinen zu befreien, das wirkliche Leben an sich als etwas Gemeines ansahen und es in ein pur phantastisches verwandelten, das zum Princip die Willkür hat, die sich in maßloser Überspanntheit gefiel und darum es auch nur zu „maß- und körperlosen" Gestaltungen brachte.

Weit schlimmer aber war es, daß die Romantiker in diesem Stadium zwar auch vom christlichen Glauben redeten, der aber damals auch bei den Besten unter ihnen von einer vorherrschenden Kunst- und Gefühlsschwärmerei durchzogen war. Genau besehen lag jedoch dieser ihrer Religion die Vergötterung des eigenen Ich's zum Grunde.

Jene Kunst- und Gefühlsschwärmerei tritt vorzugsweise in Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", in „Sternbald's Wanderungen" von Tieck, und in einem großen Theil von Novalis Schriften hervor; sie hat auf viele junge Kräfte lähmend gewirkt und sie von ernsteren und strengeren Studien abgehalten, wenn auch anderseits der Gewinn, den Manche für eine reinere und höhere Gefühls- und Ideenwelt, als die in der damaligen Gegenwart herrschende war, daraus schöpfen konnten, nicht geläugnet werden soll.

In Folge dieser absoluten Autonomie des Ich's oder des subjectiven Geistes trat die Sittlichkeit zu dem Glauben dieser Romantiker in ein schiefes Verhältniß, das sich auch in der Behauptung aussprach, der Mensch habe „nur so viel Moral, als er Sinn für Poesie und Philosophie habe"; und „die wahre Tugend sei — Genialität!" In Manchem riß jenes autonome Princip der Romantik die Schranken der Sittlichkeit, welche der Humanismus und die Philosophie doch noch geachtet hatten, geradezu nieder, als den „Selbstgenuß des Ich's" störend. Ja einer der Koryphäen dieses Stadiums der Romantik predigte ungescheut die Befriedigung der Fleischeslust, erhob sie zu einer „Kunst", kleidet sie in religiöse Formen und „machte sie durch scheinbare Vergeistigung zum Ziel des Lebens." Das geschah in Fr. Schlegel's Lucinde.

Auf diesem Punct angelangt, erschrack aber die Romantik über sich selbst und kehrte in andern ihrer Häupter von diesem Abweg um, indem sie offen bekannte, daß „weder in der Bildung, noch in der Philosophie, noch in der Kunst volle Ruhe und Versöhnung zu erlangen, sondern nur in der Rückkehr zum Glauben der christlichen Kirche das Heil zu finden sey."

Den ersten Schritt zu dieser Umkehr that Novalis, und einige der andern Führer gaben wenigstens die nüchterne Erklärung ab, daß sie mit jenen frühern romantischen Ideen „nur ein poetisches Spiel getrieben" hätten. Mit dieser Umkehr trat die Romantik in ihr zweites Stadium, worin sie sich bestrebte, „das Leben mit dem Christenthum zu durchdringen, eine christliche Poesie, eine christliche Literatur, eine

christliche Wissenschaft, einen christlichen Staat herzustellen." Sie machte nun zwar nicht mehr die Kunst, sondern den christlichen Glauben zum Mittelpunct ihrer romantischen Anschauung, ohne aber diesem Glauben die tiefere Begründung durch die heilige Schrift und durch die mit ihr übereinstimmende innere Erfahrung zu geben; vielmehr entschied bei ihr fortwährend „das Ich in letzter Instanz", also die subjective, von den jeweiligen Empfindungen, Gefühlen und speculativen Ansichten eingegebene Deutung des christlichen Offenbarungsglaubens, mit der bei ihnen (welche doch meist von Haus aus Akatholiken waren) die unbedingte Bewunderung der katholischen Cultusformen Hand in Hand gieng.

Bei allen Verirrungen der romantischen Schule hat sie indeß doch, wie keine andere poetische Schule aller vorangegangenen Perioden, die tiefste Wirksamkeit auf das geistige Leben der deutschen Nation geäußert und zu dessen weiterer Entwicklung ein Wesentliches beigetragen. Sie hat durch ihre begabtesten Geister mit liebender Hingebung die lange verachtet und verborgen gelegenen Schätze, welche unser deutsches Volk in Sang und Sage, in Kunst und Poesie sein eigen nennt, hervorgeholt, und durch Üebersetzung, Umbildung und Nachbildung den Sinn und das Verständniß dafür geweckt; — sie hat das von Herder schon eröffnete Verständniß fremdländischer Dichtungen weiter geführt und durch treffliche Übertragungen den Reichtum poetischen Stoffs und poetischer Formen vermehrt; — sie hat, der damals herrschenden, platten, geistlosen Aufkläreréi eines Nicolai und Consorten gegenüber, mit vollem Recht auf die selbständige Würde der Poesie gedrungen; — sie hat durch ihre poetischen Anregungen die deutsche bildende Kunst, insbesondre die Malerei und Sculptur, zu neuer Blüthe gebracht; — sie hat eine neue Wissenschaft, die Literaturgeschichte, begründet; — sie hat den Anstoß zu einer deutschen historischen Sprachforschung gegeben, in welcher die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm „eine Welt nie geahnter Ideen erschlossen"; — sie hat durch ihre kritische Sonde und Schneide, die Abscesse einer angefaulten oder marklosen Phantasie, wie sie in den rohen, aller Wahrheit baaren Ritter- und Räubergeschichten, in den ekelhaftschmutzigen Cramer- und Spießischen Romanen, in den sentimentalen und weichlichen Lafontaine'schen Familiengeschichten, in den unpoetischen, verflachenden Kotzebue'schen Bühnenstücken zu Tage traten, mit unerbittlicher, schonungsloser Hand aufgeschnitten und bloßgelegt, und so den Sinn der Bessern in der Nation von den geschmackswidrigen, geistlosen Erzeugnissen jener Literatur hinweg auf den höhern, edlern Geist der Poesie, welcher in den unvergänglichen Meisterwerken der verschiedenen Nationen Europas allmählich eine universelle Anerkennung fand, hingelenkt und diesen Geist auch in den ihr verwandten Künsten und zum Theil auch Wissenschaften zu dem bis jetzt herrschenden gemacht, wenn sie auch zuweilen in dem sich

selbst überschätzenden Wahne stand, selbst Göthen zu übertreffen und Schiller's Dichterweihe bezweifeln zu dürfen; — endlich hat sie gegenüber der damals herrschenden Verwerfung alles Positiven im Christenthum in die Kreise der Gebildeten die verlorne Achtung vor demselben zurückgeführt.

Die bedeutendsten Führer der romantischen Schule sind Novalis, Tieck und die beiden Schlegel, denen sich zunächst Achim von Arnim und Clemens Brentano anschloßen.

Novalis, eigentlich: Friedrich von Hardenberg, (denn jenen Schriftstellernamen führte er von einem Familiengut) geb. 1772 im Mansfeldischen, gest. 1801, hatte unter den Romantikern die tiefste Anlage für Poesie, die nur wegen seines zu frühen Todes nicht zur vollen Durchbildung gelangen konnte. In seinem unvollendeten Roman Heinrich von Ofterdingen, dem es an künstlerischer Handlung und Gestaltung fehlt, und in seinen naturphilosophischen Aphorismen bestrebte er sich, „die Natur durch Poesie zu verklären." Er huldigt darin bei all' seinem hohen Streben nach Wahrheit einer pantheistischen Mystik, auf die er durch das Studium Spinoza's und Jakob Böhme's gerieth. Ein bleibenderes Verdienst hat er in seinen geistlichen Gedichten, von denen einige Lieder auch in protestantische Gesangbücher übergegangen sind, während in den meisten übrigen sich eine begeisterte Hinneigung zum poetisch-idealisirten Katholicismus kund thut. Deßungeachtet hat der in allen seinen dichterischen Erzeugnissen waltende tiefsinnige, wenn gleich oft unklare, Geist Viele zu einer ernstern Lebensansicht angeregt. In Novalis finden sich die wichtigsten Characterzüge, welche nach ihm die romantische Schule entfaltet hat, „vereinigt beisammen", nämlich (nach Gelzer): ein obwohl noch ungeläutertes Zurückgehen auf das von der Zeitbildung aufgegebene Christenthum, zugleich Befreundung mit der Erscheinung desselben im Katholicismus und mit der Zeit, in welcher diese blühte, mit dem Mittelalter und seiner Poesie; Mystik des Gefühls, Phantasie in Naturbetrachtung versenkt, und doch wieder ein theilnehmender Blick auf die Gegenwart; Verkündigung einer neuen Zeit, einer großen, die zerrissene Zeit verjüngenden Religionsepoche."

Ludwig **Tieck**, geb. 1733 zu Berlin, seit 1805 Dramaturg in Dresden, 1840 von König Friedrich Wilhelm IV mit einem Jahrgehalt beehrt, gest. 1853) ist der vielseitigste und fruchtbarste unter den Romantikern. Er trat zuerst mit Novellen (Abdallah; William Lowell) auf, die von einem noch von dämonischen Leidenschaften und Zweifeln verwirrten Gemüthe zeugten, davon er sich nachher durch die Mystik Jacob Böhme's und Tauler's zu befreien suchte, ohne jedoch zur Heiterkeit und Klarheit des Geistes zu gelangen. Er gab sich dann, von der Liebe zur Poesie ergriffen und durch seine vertraute Freundschaft zu Wackenroder gezogen, der Schwärmerei für die Kunst hin und schrieb den unvollendet gebliebenen Roman „Sternbald's Wanderungen". Erfüllt von der steigenden Gluth des poetischen Triebs wandte er sich einerseits gegen das Gemeine und Philisterhafte in der Tagesliteratur und geißelte mit Humor und Ironie die herrschende Geschmackswidrigkeit in der Romanliteratur durch seinen Peter Lebrecht, seinen gestiefelten Kater, seinen Prinz Zerbino und seine verkehrte Welt. Anderseits stieg er hinab in den Schacht der deutschen Sagen- und Mährchenwelt und entwickelte in der Genovefa, im Fortunat, besonders im Kaiser Octavian und im Phantasus die Romantik zu ihrer vollen Blüthe. Darauf wandte er sich zu literarischen Studien, deren Früchte er in seiner Vorschule des Shakespeare und in seinen dramatischen Blättern niederlegte; er übersetzte mit Schlegel den Shakespeare und kehrte zuletzt zur Novellenpoesie zurück, von der er ausgegangen war und in der er sich durch seine psychologische Characterzeichnung (namentlich im „Dichterleben" und im „Krieg in den Cevennen") Ruhm erwarb, den jedoch seine letzte Novelle wieder schwächte. Auch als Meister im Vorlesen dramatischer Stücke war er berühmt. (Zu seiner nähern Charakteristik dienen die „Erinnerungen aus Tiecks Leben von Rudolf Köpke, Leipzig 1855).

August Wilhelm von Schlegel, geb. 1767 zu Hannover, seit 1818 Professor in Bonn, gest. 1845) beweist zwar in seinen lyrischen Dichtungen kein unmittelbares und tiefes Dichtertalent, hat es aber dabei in der Form zur Meisterschaft gebracht. Am bedeutendsten ist er übrigens als Kritiker und Ästhetiker in seinen kritischen Schriften und in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Er und sein unten genannter Bruder Friedrich kämpften in ihren Kritiken besonders gegen das Seichte, Platte und Geistlose in den Werken der Leiter der Tagesliteratur und brachten den Geist eines Lessing und Göthe zur Anerkennung. Besonders groß war in beiden Brüdern das Talent, die edelsten poetischen Erzeugnisse des Auslands mit Geist und Geschmack in's Deutsche zu übertragen. Durch die von ihm begonnene Übersetzung des Shakespeare und einiger spanischen Dramen des Calderon erwarb er sich ein ausgezeichnetes Verdienst, wie er denn als Sprachkenner auch das Studium der Sanskritsprache bei uns einführen half.

Friedrich von Schlegel, Bruder des vorigen, geb. 1772, seit 1808 zu Wien, gest. 1829, hatte als lyrischer Dichter mehr Anlage, als sein Bruder, entbehrt aber dessen Formgewandtheit. Den Eindruck seiner obberührten Verirrungen in der Lucinde hat er durch den hohen sittlichen Ernst seiner nachfolgenden Werke zu tilgen gesucht. Am hervorragendsten ist er als (wiewohl oft allzuscharfer) Kritiker, und besonders ihm verdankt die Geschichte der alten und neuen Literatur ihre jetzige Ausbildung. In seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte vertheidigt er den Katholicismus: denn an der Uneinigkeit und Zersplitterung des protestantischen Kirchenwesens (dessen Kern er übrigens nicht kannte) sich stoßend und an der Wiederherstellung einer befriedigenden Einheit im Glauben verzweifelnd, flüchtete er sich 1808 in den Schooß der katholischen Kirche, erwartete aber doch, gleich Novalis „ein drittes, ewiges Evangelium", sah den Katholicismus nur „als Gefäß für seine Mystik und für ein darin fußendes „höheres" Christenthum an, und äußerte in seinen letzten Jahren, daß es „bald minder darauf ankommen werde, ob man katholisch oder protestantisch, wohl aber, ob man überhaupt christlich sein wolle, dem Alles zersetzenden, um sich greifenden Unglauben entgegen." — An ihm ist jedenfalls die große Theilnahme zu rühmen, die ihn in seinen dichterischen und politischen Bestrebungen für die Freiheit des deutschen Vaterlandes belebte und ihn für die Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls durch Poesie und Geschichte zu wirken trieb.

Achim (Joachim) von Arnim, geb. 1781, gest. 1831) und Clemens Brentano geb. 1778, gest. 1842) haben ihrerseits die Bestrebungen der Romantik zunächst durch die gemeinsame Herausgabe des auch von Göthe freudig begrüßten „Wunderhorn," einer Sammlung von Volksliedern meist aus dem 16. Jahrhundert, (die sie jedoch großentheils neu einkleideten und auch mit andern von ihnen eigens künstlich nachgebildeten vermehrten), gefördert, indem sie das Bewußtsein über die poetische Vergangenheit der Deutschen in einer tiefergreifenden Weise weckten und nährten. — Arnim's eigene Romane (der Kronenwächter, die Gräfin Dolores) leiden an Formlosigkeit und Mangel innerer Einheit. Deßungeachtet zeugen sie von viel genialem Leben und von schöner Gesinnung. Reizender zum Theil, wenn auch dabei nicht beruhigender, ist die Poesie in Brentano's Romanen und Mährchen, wiewohl er nicht alles, was er so spannend und lieblich anfieng, fortsetzte und hinausführte. Seine nach Harmonie strebende, aber durch und durch unharmonische Natur bewegte sich übrigens in den stärksten Gegensätzen, die in seinen Werken unversöhnt blieben. — Seine begabte Schwester, Achim's Gattin, Bettina, hat in ihrem Romane „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" den Grundsatz der Romantik, das Leben mit Poesie zu durchdringen, festzuhalten gestrebt und sich dadurch einen Namen gemacht, dessen Schimmer jedoch die spätern socialen Schriften dieser „Sibylle der romantischen Literaturperiode" wieder verdunkelten.

Es wandte sich nun eine ganze Reihe von Dichtertalenten der Romantik zu, ohne daß jedoch jedes alle Tendenzen derselben verfolgt hätte; vielmehr stellten sich gerade die bedeutendsten darunter auch unabhängige Aufgaben, auf die ihr Talent sie wies. Die vorzüglichsten unter diesen letztern sind Uhland, das Haupt der schwäbischen Schule. — Als Vertreter einer römisch-katholischen Romantik ist der geniale Joseph v. Görres zu nennen, gleichwie Henrich Steffens zu einer protestantischen Romantik neigte. — Mit Rückert und Platen trat die Poesie aus der eigentlichen Romantik heraus, und letzterer bildet den Übergang zur Poesie der modernen Gegenwart, die wir in der folgenden Periode noch kurz berühren werden.

Ganz Romantiker, wiewohl von untergeordnetem Rang, ist Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. 1777 zu Brandenburg, gest. 1843 zu Berlin, in seinen theils aus den nordischen und germanischen Sagenkreisen entlehnten, theils die mittelalterliche Ritter- und Sängerwelt in zum Theil phantastischer Weise darstellenden Romanen, von denen übrigens dem Zauberring und den Fahrten Thiodolf's ein gewisser höherer poetischer Werth eingeräumt werden muß, den auch sein duftig-zartes Kunstmährchen Undine in Anspruch nehmen kann. Auch seine Lieder zeichnen sich durch eine reiche Phantasie und eine klangvolle Sprache aus.

Unter den romantischen Lyrikern sind Ernst Schulze wegen seiner durch den Schmelz der Sprache und den Wohlklang der Verse ausgezeichneten, aber an allzugroßer Weichheit leidenden poetischen Erzählung „die bezauberte Rose" zu nennen; desgleichen Friedrich Hölderlin (geb. 1770) der aber in seinen durch classische Form ausgezeichneten Gedichten nicht das Mittelalter, sondern den Geist der antiken Welt romantisch darstellte und in das moderne Leben zu verflechten suchte. (Er starb, umhüllt von der Nacht eines 36jährigen Wahnsinns 1843). — Adalbert von Chamisso (geb. 1771 in der Champagne, gest. 1838 in Berlin), verdient als formgewandter Lyriker der romantischen Schule, der er wenigstens der Form nach angehört, genannt zu werden. Er wanderte 1790 als Knabe mit seinen Ältern aus Frankreich in Deutschland ein und wuchs in deutscher Bildung auf, machte in den Jahren 1815 — 1818 die vom russischen Ministerium angeordnete Weltumseglungsreise mit, welche unter Otto von Kotzebue besonders die Südsee zu erforschen die Aufgabe hatte, und beschrieb selbst diese Reise. Er lebte nachher als Mitglied der Academie zu Berlin den Wissenschaften und seiner Neigung zur Poesie. In seinem mährhaften Roman Peter Schlemihl (dem Mann ohne Schatten) hat er, wie Manche annehmen, das schmerzliche Weh des aus seinem Vaterland und aus seiner Nation ausgestoßenen Verbannten aus sich herausgelöst't und poetisch gestaltet." Durch die meisten seiner Gedichte geht auch ein Zug des Schmerzes und ungestillter Befriedigung, der anzieht, ohne zu beruhigen. — J. v. Eichendorff schrieb Gedichte, Romane und Novellen, die zur ältern Romantik neigen.

Heinrich von Kleist, geb. 1776, 1811 durch Selbstmord untergegangen, hat in seinem romantischen Drama Käthchen von Heilbronn ein poetisches Talent kund gegeben, das nur nicht zur höhern Ausbildung gelangte. In seinem Kohlhaas bewies er eine treffliche Gabe psychologischer Erzählung. — Die oben (K. 1, 1.) angeführten Dramatiker sind, besonders von Seite ihrer Schicksalstragödieen, auch hieher zu ziehen.

Von den Vaterlandsdichtern, dem körnigfrischen Freiheitssänger und deutschem Gränzhüter E. M. Arndt, dem innigen, christlichdeutschen Max von Schenkendorf und dem feurigen Kriegssänger Theodor Körner war schon mehrmals oben die Rede. Auch gehört Fr. A. von Stägemann hierher.

Ein Hauptrepräsentant der romantisch-vaterländischen Richtung ist Ludwig **Uhland**, geb. 1787, seit 1829 eine Zeitlang Professor der Literatur in Tübingen, der Meister und Reihenführer der schwäbischen Dichterschule, dessen „frische, aus reiner deutscher Art entsprungene Lieder einen neuen Morgen deutscher Poesie" zu wecken schienen. Er hat sich durch seinen klarverständigen, sittlich-freien, vaterländischen Geist von den Schwächen der Romantik frei erhalten und seine Liebe zum Mittelalter that seinem Protestantismus keinen Eintrag. Zu den Früchten seiner Studien gehören seine „Auswahl alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder in echten Texten, desgleichen seine Biographie Walter's von der Vogelweide, mit dem er viel Geistverwandtes hat. — Seine nächsten Nachfolger in der Pflege deutscher Sitte und Gesinnung durch Lied und Dichtung waren Gustav Schwab und Justinus Kerner. Schwab († 1850) gieng von der romantischen Schule aus, wendete sich aber bald zur göthe'schen Objectivität und zeichnet sich, unterstützt von classischer Bildung, durch eine sinnige und sprachlich reine Darstellung vaterländischer Sagen und Geschichten aus. Bei Kerner herrscht mehr die Empfindung und Phantasie vor, neben welcher, unerachtet einer ungelösten Wehmuth und Schmerzensklage, doch auch ein guter Humor und Witz einhergeht, wie denn besonders seine Lieder den echten Volkston treffen, indem sie „schlagend, kurz, voll Seele und überraschender Bilder" sind. — Erwähnenswerth sind auch die volksmäßigen Lieder Wilhelm Müller's.

Zu diesen schwäbischen Dichtern sind in weiterem Sinne noch zu rechnen, die beiden Pfizer, Karl Mayr, Emanuel Fröhlich, Albert Knapp (der besonders als geistlicher Liederdichter ausgezeichnet ist), Ed. Mörike, Ed. Eyth u. a.

Ein gesundes Nebenfeld dieser Dichtungsweise, nämlich die Natur- und Volkspoesie im Volksdialect, bebaute Hebel (geb. 1760 zu Basel, gest. 1826 zu Schwetzingen) durch seine Gedichte in allemannischer Mundart, in denen sich die treuherzige, naive Sitte seines Volks dem Gebildeten verklärt wiederspiegelt und Natürliches und Sittliches im Volkston innig verwebt ist. — Durch seinen „Hausfreund" bahnte er eine Reform des Volkskalenders an.

Friedrich **Rückert**, geb. 1789 in Schweinfurt, schlug mehr in Herder's und Göthe's Geist die Bahn universeller Poesie ein, in der er sich überdieß selbständig bewegt und mit einem tiefen Gedankenreichthum die reichste Fülle der Formen verbindet. Er hat nach Göthe's Weissagung „die Tendenz einer Weltliteratur auf die Höhe geführt," indem er den indischen, persischen, arabischen und hebräischen Orient auf den Boden deutscher Dichtung verpflanzte und die poetischen Stimmen dieser Völker in seinen Gedichten mit voller Meisterschaft wiedertönen ließ. Mag man auch bei der Überfülle seiner poetischen Ergüsse Einzelnes an Form und Inhalt tadeln, immer wird man diesen ausgezeichneten lyrischen und didaktischen Dichter hervorheben können, „wenn es sich fragt, ob die Feinheit, Kindlichkeit, Allseitigkeit der Poesie sich mit der Schonung und Heilighaltung des sittlichen Gefühls vereinigen lasse." — Er ist „stets der ursprünglich deutschen Zucht treu geblieben und hat, von allen Influenzen des modernen Zerrissenheitswesens unberührt, die dem Deutschen (relativ) eigenthümliche Klarheit des Geistes und Gesundheit des Herzens bewahrt." — Rückert's früheste Gedichte, die er unter dem Namen Freimund Raimar herausgab, zeichneten sich zunächst durch seine Begeisterung für Deutschlands Befreiung aus. Dahin gehören seine „Geharnischten Sonette"; „Napoleon, eine polische Komödie"; „Kranz der Zeit". Nach seiner Reise nach Italien, wo er einen Winter über in Rom zubrachte, lebte er, begünstigt durch eine glückliche Ehe, den Musen und der Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen, aus der zunächst seine „Östlichen Rosen" entstanden, worauf er 1826, als Orientalist eine Professur in Erlangen erhielt. Im gleichen Jahre erschienen seine unübertrefflichen Makâmen des Hariri", welche seinem Dichtergenius, so wie seiner Sprachkünstlerschaft die höchste Bewunderung erwarben, und denen dann noch andere freie Übertragungen folgten, wie Nal und Damajanti, eine indische Ge-

schichte; die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht „voll der tiefsinnigsten Gedanken in den einfachsten Worten"; sieben Bücher morgenländischer Geschichten; Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte, u. s. w. Seine zahlreichen andern lyrischen Gedichte sammelte er in 6 Bänden, aus denen er nachher selbst eine Auswahl in Einem Band veranstaltete. — Im Jahr 1840 wurde er an die Universität Berlin berufen, vertrug aber die dortige Atmosphäre in mehr als einer Beziehung nicht lange und zog sich auf seinen Landsitz bei Coburg zurück.

An Gedankenreichthum und Reife der Gesinnung unter Rückert stehend, aber an Reinheit und Vollendung der Form und an künstlerischer Technik ihm und allen andern deutschen Dichtern überlegen, ist August Graf von **Platen**-Hallermünde (geb. 1796 zu Ansbach, gest. 1836 in Syrakus). Er machte zwar auch poetische Streifzüge in den Orient, fühlte sich aber dort nicht so heimisch, sondern suchte für sein Streben nach vollendeter Form die Vorbilder in Latium und Hellas. Die ganze Kraft seines großen Formentalents entfaltete er in der Odendichtung, in der vollen Ausbildung des von Fr. Schlegel mühsam bebauten Sonetts, in seinen polemisch-satirischen Dramen und in seinen politischen Tendenzliedern. Zwar wird er „mehr gepriesen, als gelesen," weil der Inhalt seiner Dichtungen oft kalt läßt, und die Unruhe seines Innern, die Heimathlosigkeit seiner Seele, und seine Bitterkeit über versagte Anerkennung den Genuß an den wahrhaft schönen Formen seiner Poesie öfters stört; dennoch aber wird seine begeisterte Liebe für Kunst stets anregend wirken. Wenn ihn andere Dichtergrößen an Reichthum der Gedanken, an Fülle der Phantasie, an Tiefe der Empfindung und Wärme des Gefühls übertreffen, so wird er doch in dem unabläßigen Ringen nach Wahrheit und Schönheit der Darstellung, um durch sie die Höhe der Kunst zu erreichen, stets als Muster gelten. — Außer seinen „Gaselen, Sonetten, Oden und andern lyrischen Gedichten sind Schau- und Lustspiele vorhanden, unter welchen letzteren „die verhängnißvolle Gabel" und „der romantische Ödipus hervorzuheben sind. An seine „Gesammelten Werke" schließt sich sein von Minckwitz herausgegebener „poetischer und literarischer Nachlaß" an. Sein sorgfältig geführtes Tagebuch kam 1860 heraus.

(Vergl. bei den Abschnitten 1. u. 2. die Literaturhistorien von Vilmar, Gödeke, Barthel, J. Schmidt, Minkwitz u. a.)

3. Die bildenden Künste: Malerei, Baukunst, Bildnerei. Die Musik.

Die bildenden Künste erfreuten sich seit dem Wiedereintritt des Weltfriedens in unserm Jahrhundert einer bedeutenden Förderung durch die Kunst-Academieen in Düsseldorf, München, Dresden und Berlin. Die Malerei hat sich fortwährend an dem Studium der alten italienischen Meister herangebildet, aber namentlich durch die deutschen Künstler zugleich einen selbstständigen Geist mit Glück zu entwickeln gestrebt. Die Maler P. **Cornelius**, Ludwig Schnorr (in Wien), W. Schadow, Peter Heß, Julius Schnorr (in Dresden), Overbeck, Bendemann, **Kaulbach**, Rugendas, Lessing, Veit, Voltz, Schraudolph sind deutsche Meister hohen Rangs. — In Frankreich stehen die Maler David, Horace Vernet, Gérard, Paul de la Roche oben an, verleugnen aber ihr nationales Naturell nicht. — In England können genannt werden West, Wilkie, Martin. Eine mächtige Anregung zum Wetteifer in höhern Kunstbestrebungen gieng von den aufgekommenen Kunstvereinen und wandernden Gemäldeausstellungen aus, durch welche manches Talent geweckt und allgemeiner Kunstsinn gefördert wird.

Die Baukunst und Bildhauerei wurde besonders durch den Kunstsinn des Königs **Ludwig** von Bayern, der schon als Kronprinz und nachher als König alle Hauptzweige der bildenden Kunst in seinen Schutz nahm und mit großer Freigebigkeit und ausgebildetem Kennersinn unterstützte, auf eine außerordentliche Weise gehoben. Die glänzendsten Zeugnisse dieses Kunstsinns und der von ihm angeregten künstlerischen Thätigkeit auf diesem Felde sind in München die Glyptothek, die Pinakothek, die Basilika, die Arkaden und die Au-Kirche, deßgleichen die der historischen Erinnerung an große Männer gewidmete Walhalla auf dem Regenstauf bei Regensburg, das Pompejanum bei Aschaffenburg, und neuerdings der restaurirte und mit Bildern von Schraudolph verschönerte Dom von Speyer. Allenthalben in Deutschland entzündete sich an diesem Beispiel der Sinn für Pflege der Kunst, der nun auch im Geist der romantischen Schule an die Wiederherstellung alter Baudenkmäler gieng, insbesondere an den Wiederaufbau verfallener Burgen und Kirchen, ja an den Ausbau des größten aller deutschen Bauwerke, an den seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts unvollendet gebliebenen Dom zu Köln im Sinne und Geist des wieder aufgefundenen ursprünglichen Bauplan's (XVI. 8, 6).

Unter den Baukünstlern der neuern Zeit sind Schinkel, Klenze, Gärtner, Zwirner, Semper, Hübsch, Heideloff die vorzüglichsten. Unter den Bildhauern sind der Däne **Thorwaldsen**, die Deutschen Dannecker, Rauch, Schadow, Tieck, **Schwanthaler**, die Schweden Overberg und Göthe, und der Engländer Flaxmann hervorzuheben.

Die Baukunst im Dienst materieller Interessen, unterstützt durch die technischen Erfindungen der Neuzeit (insbesondere durch die Benützung der Dampfkraft), hat Bauwerke geschaffen, die sich nicht nur den bedeutendsten Werken des Alterthums an die Seite stellen können, sondern sie in vielen Beziehungen übertreffen.

Die Musik, die in der vorigen Periode eine gewisse Höhe der Vollendung, vorzugsweise bei den Deutschen erreicht hatte (XXIV. 6, 6.), wurde seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts in alle Zeitströmungen mit hineingezogen und spiegelte die Unruhe und Zerrissenheit moderner Bildung wieder. So begeisterte sich Cherubini, dessen Musik sich übrigens an Haydn herangebildet hatte, zur Zeit der französischen Revolution in Paris an dem französisch-idealen Republikanismus und strebte in seiner Medea nach der antiken Großheit des musikalischen Stils; doch zog er sich bald bei dem Anblick der Gräuel der Revolution in sich selbst zurück und schrieb in der Kaiserzeit, deren Prunk ihn ungerührt ließ, ein „dramatisch-musikalisches Seelengemälde" (den Wasserträger), und in den Tagen der Restauration Kirchensachen. — In der französischen Kaiserzeit wurde Spontini „der musikalische Herold Napoleon's," dessen Tactik er (nach Riehl) in der Musik nachahmte, indem er „möglichst überraschend, schlaghaft die

größten Tonmassen auf einen entscheidenden Punct hinwarf." Nachher gieng er „von der Heldenoper der Kaiserzeit über zur Hof- und Prunkoper der Restauration." Da ihn aber das restaurirte Frankreich nicht mehr verstehen wollte, beugte er als preußischer Generalmusikdirector eine Zeit lang den deutschen Sieger unter das Joch seiner „plastisch-pompösen Manier." — Der eigentliche „Musiker der Restauration" aus den Tagen des Wiener Congresses war sodann Rossini, dessen „sinnlich-lüsterne, zierlich aufgeputzte Musik Hand in Hand gieng mit dem Wiederaufleben prunkhafter Hofhaltungen." Durch ihn und den „Sirenensang" seiner Opern schlug „das in seiner Nationalität geknickte Italien das eben erst in einem Weltkrieg siegreiche Deutschland in seine Fesseln," bis der deutsche Carl Maria von Weber kam und durch seine „tiefsinnig schwärmerische Romantik des deutschen Volksthums" die spontinische Parodie antiker Größe und das sinnlich-süße Getändel Rossini's, theilweise wenigstens, zurückdrängte, indem er das Volkslied idealisirte und über dasselbe den „mährchenhaften Zauberschein seiner romantischen Seelenstimmung" ausgoß, aber, gleich den Romantikern in der Poesie, nicht aus der lautern Quelltiefe gesunder Wahrheit schöpfte.

Einfacher war die deutsche Liedermusik Konradin Kreutzer's, der mit seinen Compositionen der bessern deutschen Romantik angehört und so sich gewissermaßen musikalisch an die schwäbische Dichterschule anschloß, nur daß er oft in den Fehler der Sentimentalität verfällt, den die naturgesündere Poesie der schwäbischen Schule nicht theilt.

Eine tiefere Richtung in der Musik nahm der geniale Geist **Beethoven's**, durch den sie eine wesentliche Weiterentwicklung erfuhr, indem er insbesondere die Instrumentalmusik ihrer Vollendung entgegenführte und dabei „riesengewaltig die Mächte des vollsten, bewegtesten Orchesters beschwur." Er ist wegen seines tiefsinnigen, sehnsuchts- und ahnungsvollen Empfindungs- und Ideenreichthums und wegen seines vom zartesten Gefühl und freiesten edelsten Walten an bis zur „grübelhaften Speculation" und oft fast „scholastischen Dialectik fortdringenden Erfindungsvermögens" stets ein nur von den Eingeweihten voll und richtig zu fassendes Tongenie, dessen characteristische Stellung unter den übrigen größten Tonkünstlern (von denen er in vielen Beziehungen abweicht) schwer zu bezeichnen ist.

Ludwig von **Beethoven**, geb. 1770 zu Bonn, gest. 1827 zu Wien, hat schon in seinem 11. Jahr durch seinen Vortrag von Seb. Bach's wohltemperirtem Clavier Aufsehen erregt und in seinem 13. Jahre Sonaten geschrieben. Nachdem er in Köln mehrere Jahre kurfürstlicher Hoforganist gewesen war, wurde er in seinem 22. Jahre nach Wien empfohlen, wo er Haydn's Unterricht genoß und seine eigentlich künstlerische Laufbahn begann. Auf dieser erwarb er sich bald solche Freunde, daß, als er 1809 k. westfäl. Kapellmeister in Cassel werden sollte, der Erzherzog Rudolf mit andern Gönnern ihn durch eine lebenslängliche Rente an Wien fesselte und ihn so in den Stand setzte, ohne Amt ganz frei seinen Ideen zu leben. Eine beginnende Harthörigkeit, die bald in volle Taubheit übergieng, löś'te ihn von allen äußern Einflüssen und Zerstreuungen ab, und führte ihn tiefer in das Innere des Tonreichs ein, worin ihm die Tongeister „sein eigenstes tiefinnerliches Leben und Sehnen immer

geheimnißreicher für die Nichtverstehenden, und immer ahnungsvoller, liebeerwärmter für die Mitfühlenden woben." Das Ringen und Sehnen seines Geistes nach entsprechender Darstellung seiner musikalischen Ideen „erschöpfte aber die Kräfte seines Körpers eher, als das eigne Vermögen und Wollen." Er starb an Entkräftung. — Seine Claviercompositionen waren das eigenste Gebiet seines Schaffens und sein reicher Künstlergeist hat „das einsame, sich selbst genügende Fortepiano zu seinem eigensten Organ erhoben." Seine gereiften Schöpfungen haben eine „Plastik der Empfindung, die den gleichartigen Gebilden seiner großen Vorgänger selten eigen ist." — Doch führte ihn das Schwelgen in Empfindungen oft „bis zur Unersättlichkeit," so daß „die Fassungskraft des Zuhörers eher ermattet, als das nie gestillte Verlangen und Sehnen seiner tieferregten Seele." — So reich und tief, wie seine Sonaten und Quartette, sind seine Orchesterwerke, je nach dem Vermögen des Orchesters noch großartiger und machtvoller, so daß seine Polyphonie nur mit der von Sebastian Bach zu vergleichen ist, abgesehen von dem ganz verschiedenen Grunde, dem sie entstammt ist: denn Bach's Tonkunst wandelt auf heiligem Boden (XXIV. 6, 6.) — Beethoven schrieb auch eine Oper, Fidelio, welche seit Mozart und neben dessen Meisterwerken als die vollendetste gepriesen wird. (S. d. Characteristik Beethoven's von A. B. Marx vergl. mit Ulibischeffs Urtheil über Beethoven).

Die Unruhe und Unfertigkeit einer überspannten modernen Civilisation spiegelt sich dagegen besonders in Meyerbeer's neuromantisch-französischer, reflectirender Tendenzmusik, die mit ihrer koketten Raffinirtheit und sinnlich-lüsternen Leichtfertigkeit auf die abgespannten Nerven der feinen Gesellschaft berechnet ist. — Es war daher Zeit, daß eine musikalische Reaction unternommen wurde. Damals, als im Beginn der dreißiger Jahre noch Rossini's verweichlichende Melodieen und Meyerbeer's überreizende Musik die feine Gesellschaft bethörte, trat in Mendelssohn-Bartholdy ein Tonkünstler auf, der, an Bach und Händel herangebildet, sich durch die ernstere, dem Höhern zugewendete Musik in seinen Oratorien, Cantaten, Symphonieen ꝛc. den zerfahrnen und verflachten Sinn der Zeit zu sammeln und wieder zu vertiefen bemüht war. So hat er allmählich in den gebildeten Kreisen Deutschlands eine tiefgreifende Bewegung hervorgebracht und „die ästhetische Liederlichkeit der modernen Salonsstücke" gezügelt und gesittigt, wobei ihm allerdings seine vielseitige Bildung und norddeutsche Feinheit und Gesellschaftsgewandtheit sehr behülflich war.

Felix Mendelssohn-Bartholdy, geb. zu Hamburg 1809, Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, kam in seinem 4. Jahr nach Berlin. Schon in seinem 9. Jahre bewunderte man an ihm ein außerordentliches musikalisches Gedächtniß und eine unglaubliche Fertigkeit auf dem Fortepiano. In seinem 15. Jahre hatte er bereits vier Opern componirt. Von 1829—32 machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Frankreich, Italien, England und Schottland, und erregte überall Staunen. Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb er unter Andern seine Musik zu Shakespeare's Sommernachtstraum, davon er die Ouvertüre schon vor seiner Reise componirt hatte. In Rom schrieb er seine „Lieder ohne Worte" und mehrere Kirchenmusiken. Von 1832—35 war er Musikdirector des niederrheinischen Vereins. Als Concertdirigent in Leipzig vollendete er 1836 sein Oratorium Paulus. Zehn Jahre darnach schrieb er das Oratorium Elias. — Zwar hat er keine neuen Gattungen musikalischer Formen geschaffen, aber er hat die alten „reformirt und geistvoll erweitert;" zwar trugen seine Werke nicht den Stempel des Genies, wohl aber den eines hohen, bedeutenden

Talents, das mit theoretischem Bewußtsein geistvoll durchdachte Werke schuf und dem jedenfalls „der Ruhm eines läuternden, reformirenden Wirkens" gebührt. Denn Tausende sind durch ihn zum Studium Händel's, Bach's und Beethoven's getrieben worden, deren Verständniß er erst anbahnte. Er war „der Glückliche, dem es allein gelang, streng, ernst, rein in seinen Schöpfungen zu bleiben und doch — populär zu werden." — In den Oratorien, Symphonieen, Sonaten und Quartetten (also in den Tonformen, die aus der Tiefe des deutschen Geistes entstanden sind) ist Mendelssohn „ein nationaler Meister, der seinen vollen Lebensberuf darein setzte, diese edlen Formen wieder zu Ehren zu bringen. Ebenso sind seine Lieder nicht sein letzter Ruhm." Durch ihn ist „der deutsche Volksgesang im tiefern historischen Sinn gleichsam wieder gefunden worden," und „im Liede war er selbst mit ganz freier Genialität schöpferisch." (Vergl. Riehl's musikal. Characterköpfe.) Mendelssohn starb zu früh für seine Kunst und für die Zeit (am 4. Nov. 1847). Seine jüngst herausgekommenen „Reisebriefe" zeigen ihn als Menschen in seiner Liebenswürdigkeit auf.

Über die allerneueste Musik, besonders über Wagner's „Musik der Zukunft" überlassen wir billig der Zukunft das Urtheil, wiewohl die Gegenwart schon das Richteramt angetreten hat.

4. Die Wissenschaften: Altclassische Philologie und Archäologie; deutsche Sprache und Alterthumsforschung. Pädagogik. Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Kirchengeschichte. Rechts- und Staatswissenschaft. (Römisches Recht. Strafrecht.)

Treten wir nun ein in das Gebiet der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, so begegnen wir darin, in Folge der allseitigen, erweiterten Förderung und Pflege, welche ihr unter dem Schutz edler Fürsten durch die thätigen Bemühungen der Academieen und Universitäten, der Gelehrtenvereine und einzeln für sich stehender Forscher zu Theil wurde, einer großartigen Entwicklung und Ausbreitung.

Wir beginnen mit der Sprachforschung und Alterthumskunde, welche beide eine vielseitige und tiefgehende Behandlung erfuhren, mit der nun besonders die Deutschen den übrigen Nationen vorangiengen. Die Vermehrung der philosophischen Seminare, in welchen Lehrer für höhere Schulen gebildet werden, förderten das Studium der alten Sprachen ungemein, so wie auch in der neuern Zeit die jährlich wechselnden oder wandernden Versammlungen der deutschen Philologen, die seit 1838 aufkamen und seit 1844 auch die Orientalisten und Germanisten in Sectionen bei sich aufnahmen, außerordentlich zur vielseitigen Anregung und gegenseitigen Anerkennung beitrugen.

Die altclassische Philologie und Alterthumskunde oder kritische Behandlung der alten Autoren und die Erläuterung der Alterthümer haben unter den Deutschen vorzüglich folgende Gelehrte gefördert: Friedr. Aug. **Wolf**, geb. 1759 zu Haynrode, bis 1807 in Halle, von da an in Berlin, berühmt durch seine Prolegomenen zum Homer, s. literar. Analecten und andere phil. u. archäol. Schriften, † 1824 zu Marseille; — Philipp K. Buttmann, geb. 1764 in Frankfurt a. M., bekannt durch seine griechische Grammatik, so wie durch seinen Lexilogus und Mythologus; — Böttiger, geb. 1762, gest. 1835 als Oberinspector der könig-

lichen Museen zu Dresden, berühmt durch seine archäologischen Forschungen. (Er war von 1797—1809 Redactor des „deutschen Mercur"); — Friedrich **Jacobs**, geb. 1764 zu Gotha, gest. 1847, zuletzt geh. Hofrath in Gotha, ein feiner und geschmackvoller Kenner des Alterthums und Verfasser verschiedener Elementarbücher der griech. und lat. Sprache, sowie auch mehrerer Erzählungen. — Friedrich Creuzer, geb. 1771 zu Marburg, gest. als Prof. der Philologie und alten Literatur in Heidelberg 1860, bekannt durch seine Symbolik und Mythologie der alten Völker, durch seine Briefe über Homer und Hesiod: Mitbegründer der Heidelberger Jahrbücher; — **Gottfried Hermann,** geb. 1777 zu Leipzig, gest. 1849, Prof. der Beredtsamkeit in Leipzig, gründlicher Erklärer verschiedener altclassischer Autoren; — **A. Lobeck,** geb. 1781 zu Naumburg, gest. 1859, Prof. der Philologie in Königsberg, berühmter Kritiker griech. und röm. Classiker; — Friedrich **Thiersch,** geb. 1784 im Thüringischen, seit 1809 vorzüglicher Kenner der Archäologie und Kunst, Übersetzer des Pindar, Gründer des philolog. Seminars in München, berühmt durch seine frühere einflußreiche Thätigkeit für das neue Griechenland und für die Gründung der dortigen Dynastie; — Friedr. Gottl. Welcker, 1784 zu Grünberg im Hess., zuletzt Prof. d. Archäol. und gr. Lit. in Bonn, Herausgeber des Aristophanes, der Fragmente des Alkman und d. Theognis 2c. — Immanuel Bekker, geb. 1785 zu Berlin, Prof. daselbst, Herausgeber der Anecdota graeca und verschiedener alter Autoren. — A. **Böckh,** geb. 1785 in Karlsruhe, Prof. der Poesie und Beredtsamkeit in Berlin, Herausgeber des Pindar, Verfasser der Staatshaushaltung der Athener, überhaupt feiner Kenner des Alterthums. — Außer diesen sind von deutschen Philologen und Archäologen noch zu erwähnen: Passow, Ast, Eichstädt, Heindorf, Matthiä, Orelli, Grotefend, Bernhardy, Walz, Rost, Hand, Göttling, K. F. Hermann, Reisig, Ottfried Müller, Zumpt, Döderlein, Schneidewin, Gerhard, Hase, Haupt, Nägelsbach, G. W. Nitzsch, Otto Jahn, Ellendt, H. Schmidt, C. L. Roth, Held, Kühner, K. W. Krüger, Seyffert, Klotz, Spengel, Köchly, Bähr, Wieseler, Mützell, Preller, Ritschel, Sauppe, Halm, Lübker, Gg. Curtius 2c. 2c.

Als bedeutende Philologen des Auslands sind erwähnenswerth die Engländer Elmsley und Arnold, die Niederländer van Heusde und Bake, die Franzosen Raoul-Rochette und Letronne, der Däne Madvig.

Um die nähere Kenntniß der orientalischen Sprachen erwarben sich besondere Verdienste: im Hebräischen: Gesenius, Ewald; — in Bezug auf die türkische Geschichte und Literatur Jos. v. Hammer-Purgstall; — in der persischen und arabischen Sprache Silvester de Sacy, zuletzt Prof. am College de France und an der Academie zu Paris; in der ägyptischen G. Seyffarth in Leipzig; — in der Sanscritsprache: A. W. von Schlegel, Franz Bopp, Benfey, Pott; — im Chinesischen Neumann in München. — Berühmt durch geistvolle und tiefgehende Untersuchungen über das Wesen und den Bau der Sprache, so wie durch Sprachenvergleichung ist Wilhelm von Humboldt, geb. 1767 zu Potsdam, von 1819—1820 Minister des Innern in Berlin, gest. 1835. — Ch. Lassen in Bonn trug zur Aufhellung persischer und indischer, Marx Niebuhr zur nähern Kenntniß assyrischer Alterthümer bei. — Durch Erforschung der altägyptischen Hieroglyphik und Aufstellung des phonetischen Systems in derselben hat sich der franz. Reisende Champollion d. J. —, durch Untersuchung der altägyptischen Alterthümer überhaupt hat sich neuerdings Lepsius, Prof. in Berlin, große Verdienste erworben. — Desgleichen haben in archäologischer Hinsicht der Franzose Botta und der Engländer Layard durch ihre Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ninive sich um die Aufhellung der altassyrischen Geschichte außerordentlich verdient gemacht.

Was die deutsche Sprache und deutsche Alterthumsforschung betrifft, so haben sich vor Allen die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm durch ihre sprachlichen und mythologischen Forschungen, so wie durch weitere Eröffnung und Ordnung des deutschen Sprachschatzes das höchste Verdienst erworben; nach ihnen muß Schmeller

(Oberbibliothekar in München), gest. 1852, Verfasser des bayrischen Wörterbuchs, mit hohen Ehren genannt werden; — desgleichen sind in diesem Fache noch hervorragend Graff, Lachmann, von der Hagen, v. Laßberg, Benecke, Moné, Maßmann, F. Pfeiffer, Simrock, Holtzmann u. a.

Neue Universitäten erhoben sich 1810 in Berlin, 1816 in Lüttich, Gent und Lemberg, 1818 in Bonn, 1821 in Petersburg, 1826 in München und in London, 1833 in Zürich, 1834 in Bern und Brüssel, 1837 in Athen.

Die Pädagogik bekam vorzüglich an Pestalozzi (XXV. 10, 2. a. E.) einen Hauptvertreter, der mittelst eines, von der Anschauung ausgehenden Unterrichts in naturgemäßer, stufenweiser Aufeinanderfolge des Lehrstoffs die geistige und leibliche Kraft des Zöglings zu entwickeln und zu bilden suchte. Wenn er auch nicht, wie seine Anhänger wähnten, eine allgemeine Umbildung des gesammten Unterrichtswesens bewirkte, so ist doch von ihm eine weit sich verbreitende, lebendige Anregung auf die Erzieherwelt ausgegangen, wenn gleich ihm selbst das practische Geschick abgieng.

Henning sagt von ihm: „Die Realien und die Ausprägung der Methode in denselben war dem Pestalozzi nicht das Centrum aller pädagogischen Wirksamkeit, sondern das Leben des Kindes, zu dessen Weckung und Erziehung die „Methode" (darunter verstand er „die gesammte richtige Behandlungsweise der Jugend") nur das Mittel sein sollte, und sein rastloses Ringen darnach in sich opfernder Selbstverläugnung ist und bleibt fruchtreich, wenn gleich nicht zu leugnen, daß es ruhiger und gesegneter gewesen sein würde, wenn er das höchste Bedürfniß der menschlichen Natur auch im Kinde — die Heiligung erkannt und das Wort des Herrn: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!" näher verstanden hätte." —

Practisch-verständiger freilich, wenn auch nicht mit gleicher Gefühlstiefe, ergriff Fellenberg in Hofwyl die Aufgabe Pestalozzi's: sein Armen-Institut daselbst wurde durch die rastlose Thätigkeit des edlen Wehrli gewissermaßen ein Vorläufer der später entstandenen Rettungsanstalten für die arme, verwahrloste Jugend. Diese spätern Rettungsanstalten erwuchsen übrigens rein auf dem Boden des lebendigen christlichen Glaubens und tragen (namentlich jetzt, nachdem sie durch Wichern im Rauhen Hause bei Hamburg eine so allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden haben), ein Wesentliches mit zur Linderung der socialen Noth bei. Die erste eigentlich christliche Rettungsanstalt war die von Zeller in Beuggen gegründete, von dessen gesegnetem Wirken selbst Pestalozzi, als er in der letzten Zeit seines Lebens die Beuggener Anstalt besuchte, bekannt hat, daß dort ausgeführt sei, was ihm bei seinen Versuchen der Volksbildung vorgeschwebt habe. (Züge aus Pestalozzi's Leben und Wirken von K. J. Blochmann; Karl v. Raumer's Gesch. d. Pädag.; „Meine Lebensschicksale" von Pestalozzi selbst).

Als Vorläufer Pestalozzi's, dieses pädagogischen Reformators, verdient der originelle, geistvolle Württemberger, J. F. Flattich, erwähnt zu werden, dessen unermüdliche Thätigkeit zwar auf einen bescheidenen Wirkungskreis beschränkt war, dagegen aus durchaus practischer, positiv-christlicher Erfahrung hervorgieng, welche jeder einseitigen Methodik zur Ergänzung dient. (S. Leben u. Schriften J. F. Flattich's von Ledderhose, 4. Ausg. 1859.)

Die Gymnasialbildung in Deutschland ruhte in dieser Periode wohl noch hauptsächlich auf der Basis des Humanismus oder der classischen Studien, die seit mehr als tausend Jahren der wesentlichste Bestandtheil des deutschen Geisteslebens waren und äußerlich und innerlich auch die vollste Berechtigung haben: denn sie waren es, denen die zweite clas-

sische Periode unserer deutschen Literatur ihr Dasein und der deutsche Geist überhaupt die Fähigkeit und Fertigkeit verdankt, fremde Stoffe in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und eigenthümlich neu zu gestalten. Es haben sich aber in dieser Periode nicht nur zu viele, die humanistischen Studien und ihre Wirkung allzusehr schwächende, dem bloßen Nützlichkeitsprincip huldigende Bildungselemente nebenher eingedrängt, wodurch der Hauptzweck der classischen Bildung, die formale und ideale Kräftigung des Geistes, litt, — sondern es wurde auch, allerdings mit einzelnen Ausnahmen, einseitig auf die bloße Ausbildung des Verstandes und auf den Umfang des Wissens das Hauptgewicht gelegt, die gleichmäßige Einwirkung auf Herz und Geist durch Belebung des christlichen Glaubens aber zumeist versäumt. Wenn auch die Gymnasien Spuren ihres christlichen Ursprungs noch an sich trugen, so gab doch ein schaler Rationalismus den meisten der höhern Schulen ein mattes Gepräge. Die schlimmen Folgen davon wurden erst in neuerer Zeit erkannt und die Wiedergeburt der Gymnasien in lebendig-christlicherem Geiste zuerst auf privatem Wege, dann einstweilen durch bessere Verordnungen von Oben und durch erneuten Eifer mancher Schulvorstände oder einzelner Lehrer angebahnt.

Denn erkannt ist es nun klar, daß der Humanismus nach seinem wahren sittlichen Werth weder das Christliche, noch das Nationale ausschließt, und daß es nur auf die rechte Verbindung dieser drei Factoren ankommt. Daß gerade die Kenntniß des nichtchristlichen Alterthums der christlichreligiösen Bildung der Jugend nützlich sein könne, behauptete schon selbst der Kirchenvater Basilius, und wie gerade der Gehalt und Werth der geoffenbarten Religion durch Vergleichung des Gegensatzes in der heidnischen Weltanschauung erst recht einleuchtend werde, haben neuerdings Palmer, Paldamus, C. L. Roth, Wiese, Dietsch u. a. überzeugend dargethan.

Die neben den Gymnasien aufgekommenen Realschulen ermangeln noch eines klaren Bewußtseins über ihre Stelle im Organismus der gesammten Bildung eines Volks, weil ihr Princip erst noch in dem Streben nach Consolidirung begriffen ist. Macht die Realschule Anspruch darauf, dem Gymnasium parallel zu stehen, daß sie denselben Grad der Bildung, daß sie die allgemeine Bildung, also nicht unmittelbare Vorbildung zu einem besondern Beruf geben will, so wird sie erst noch mehr, als bisher geschah, darthun müssen, daß in ihrem specifischen Unterrichtsmateriale dieselbe bildende Kraft liege, wie in den classischen Studien. Das wird sie aber in der angegebenen Beziehung nie vermögen, wenn ihr gleich in anderer Beziehung eine Berechtigung zukommt. (Vergl. Rümelin in s. beachtenswerthen Schrift: „Die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschule 1845.")

Mit der Erweiterung und Vertiefung der Sprachen- und Alterthumskunde hängen die Fortschritte in der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung zusammen, welche durch kritische Erforschung und Aufhellung der Quellen einer sichtlichen Vervollkommnung entgegengieng. In fleißiger und treuer Eröffnung und Benützung der Quellen, in gründlicher und geordneter Darstellung und im ernsten Streben nach Wahrheit und Unpartheilichkeit steht Deutschland voran, und wenn in der Leichtigkeit und Anmuth historischer Darstellung

die Franzosen den Vorzug ansprechen, so ist diese bei nicht wenigen ihrer Geschichtschreiber auf Kosten der Gründlichkeit und Wahrheit errungen.

Von den vielen deutschen Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts sind folgende die bekanntesten:

Heeren, geb. im Bremischen 1760 † 1842 als Prof. in Göttingen, durch große Klarheit der pragmatischen Darstellung: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt; Gesch. der Staaten des Alterthums rc.; — Hüllmann, geb. 1765, Prof. in Bonn, durch seine Gesch. des Städtewesens im Mittelalter; — J. Chr. Pfister, geb. 1772, † 1835: Gesch. v. Schwaben; Gesch. d. Deutschen; — **Schlosser**, geb. 1776 in Jever, Prof. in Heidelberg, besonders durch seine Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des franz. Kaiserreichs und durch seine Weltgeschichte für das deutsche Volk; er starb im Sept 1861. — Barthold Georg **Niebuhr**, geb. 1776, † 1831, war von 1816—1824 pr. Ministerresident in Rom, auf dem Gebiet der römischen Geschichte bahnbrechend; — Wilken, geb. 1777, † 1840, Prof. in Berlin, schrieb eine Gesch. der Kreuzzüge; — Luden, geb. 1780, Prof. in Jena, † 1845, eine Geschichte der Deutschen; — Friedr. v. Raumer, geb. 1784 zu Wörlitz, Prof. in Berlin: Gesch. d. Hohenstaufen; Gesch. Europa's seit d. Ende des 15. Jahrh. u. a. — Wachsmuth, geb. 1784, Prof. in Leipzig: Hellenische Alterthumskunde; europ. Sittengeschichte; alte Gesch. des röm. Staats; Gesch. Frankreichs im Revolutionszeitalter u. s. w.; — K. Adolph Menzel, geb. 1784, † 1855 Prof. u. Consf.-R. in Breslau: Gesch. der Deutschen; Gesch. der neuest. Zeit seit dem Tode Friedrich's II; — Dahlmann, geb. 1785, zwischen 1829 bis 1837 Prof. in Göttingen, dann in Bonn, † 1861: Gesch. Dänemarks; Gesch. der franz. und der engl. Revolution; — Löbell, geb. 1786, Prof. in Bonn: Fortsetzung der Becker'schen Weltgeschichte; Gregor von Tours und seine Zeit; Universalgesch. (erst begonnen) u. a.; — J. Voigt, geb. 1786, Prof. in Königsberg: Gesch. Preußens von d. ält. Zeit bis zum Untergang d. deut. Ordens; Handb. d. Gesch. Preußens bis zur Reformation; Pius II und sein Zeitalter; — Lappenberg geb. 1794, Archivar in Hamburg: Gesch. der deut. Hansa; Gesch. v. England; — Leop. **Ranke**, geb. 1795, in Berlin, mit der Gabe ruhiger Objectivität, feiner Beobachtung und schöner Darstellung: die Fürsten und Völker Südeuropa's im 16. u. 17. Jahrh.; Gesch. der serbischen Revolution, Gesch. d. röm. Päpste; deut. Gesch. im Zeitalter der Reformation; franz. Gesch. im 16. und 17. Jahrh.; englische Geschichte; — **Pertz**, geb. 1795, Oberbibliothekar zu Berlin: Monumenta Germaniae historica; Archiv für ält. deut. Gesch.; Leben des Ministers v. Stein. — J. Friedr. **Böhmer**, geb. 1795, Stadtbibliothekar in Frankfurt: die Regesten der deut. Könige und Kaiser, d. i. Auszüge aus den Urkunden von den Karolingern an bis zum Schluß der Regierung Ludwig's des Bayern (in denen der ganze thatsächliche Gehalt der mittelalterlichen Geschichte chronologisch und gesichtet vorliegt; Wittelsbachische Regesten.) — Heinr. **Leo**, geb. 1799 zu Rudolstadt, Prof. in Halle: Entwicklung der Verfassung d. lombard. Städte; Gesch. d. Mittelalters; Vorlesungen über deutsch. Geschichte; Universalgeschichte, — letztere im Geiste wissenschaftlicher, genialer Auffassung und entschieden christlicher Weltanschauung. — Barthold, geb. 1799, Prof. zu Greifswalde: Gesch. des Römerzugs Heinrichs v. Lützelburg; Georg v. Frundsberg; Gesch. d. deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums. — **Lassen**, geb. 1800, Prof. in Bonn: Forschungen über persische u. indische Alterthumskunde. — Aschbach, geb. 1801: Gesch. d. Westgothen; der Ommaijaden in Spanien; Gesch. Spaniens u. Portugals unter der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. — Friedr. Hurter: Gesch. des Papstes Innocenz III und seiner Zeitgenossen; Gesch. Österreichs unter Ferdinand II (vom kathol. Standpunct aus). — Droysen, Gesch. Alexanders d. Großen; Gesch des Hellenismus; Leben York's u. a. — Waitz: Deutsche Verfassungsgeschichte; Höck: röm. Gesch. — J. F. Chr. Kortüm, Prof. in Heidelberg, † 1859: Gesch. d. hell. Staatsverfassungen; Entstehungsgesch. d. städt. Bünde; Gesch. d. Mittelalters; Gesch. d. Griech. u. Römer; Wolfgang Menzel: Gesch. d. Deutschen; Gesch. der letzten 120 Jahre (in körniger Dar-

stellung); — Fr. D. Gerlach, Gesch. der Römer, ꝛc. — Häusser: Gesch. d. Pfalz; deutsche Gesch. v. Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Errichtung d. deut. Bundes, u. a.; — Th. Mommsen, röm. Gesch. — Ernst Curtius, Gesch. d. Peloponnes; Gesch. Griechenlands. — C. Hegel: Gesch. d. Städteverfassung v. Italien. — Ed. Arnd: Gesch. d. Ursprungs und d. Entwicklung d. franz. Volks; Gesch. d. franz. Revolution, u. a. — v. Sybel: Gesch. d. franz. Revolution. — A. Fr. Gfrörer, † 1861: Gesch. der ost- u. westfränkischen Carolinger; Gesch. Gustav Adolf's; — Stählin: Gesch. Württembergs. — K. Klüpfel: Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang; — Wattenbach: Deutsche Geschichtsquellen; — Giesebrecht's Gesch. der deutschen Kaiserzeit; — Gregorovius: Gesch. der Stadt Rom; — Andere Historiker in einem spätern Abschnitte.

Unter den französischen Historikern sind beachtenswerth: Sismondi, geb. 1773 in Genf: Gesch. der ital. Republiken des Mittelalters; Gesch. d. Franzosen. — de Barante, geb. 1782: Gesch. d. Herzoge von Burgund aus dem Hause Valois. — Augustin Thierry, geb. 1788, † 1856: Briefe über die Geschichte Frankreichs: Gesch. der Eroberung Englands durch die Normannen. — Guizot, geb. 1785 zu Nismes, Minister unter Louis Philipp: Versuch einer Gesch. Frankreichs; Gesch. der englischen Revolution; Gesch. der Civilisation in Europa, — in Frankreich, u. a. — Jos. Droz: Gesch. der (ersten) Regierung(s-zeit) Ludwig's XVI. — Thiers, geb. 1800, Minister unter Louis Philipp: Gesch. d. franz. Revol.; Gesch. des Consulats u. d. Kaiserreichs. (Einiges Nähere über die franz. Historiker s. XXIX. 7, 4.)

Unter den englischen Geschichtschreibern sind hervorzuheben: Lingard: Gesch. Englands seit der Revolution von 1688 (vom kathol. Standpunct). — Hallam: die europ. Staaten während des Mittelalters; die Verfassungsgeschichte Englands von Heinrich VII bis Georg II; Thom. Keightley: Geschichte von England; — Macaulay (spr. Mäkahleh) zeichnet sich in seiner Geschichte Englands und in seinen übrigen historischen Schriften durch lichtvolle Klarheit, lebensvolle Gestaltung und ungemeine Energie und Beherrschung der Sprache aus, ist aber oft zu subjectiv playdirend, und malt und schildert mehr, als es sich mit der historischen Wahrheit verträgt. Seine Weltanschauung bewegt sich aber so ausschließlich in den Ideen der herrschenden liberalen Richtung der Gegenwart, daß ihm zwar (ähnlich wie den politischen Historikern Thiers, Dahlmann u. a.) der vielstimmige Beifall der Mehrzahl seiner Zeitgenossen in ungewöhnlichem Maße zu Theil wurde, schwerlich aber das ernüchterte Urtheil der Nachwelt die gleiche Gunst erweisen wird, wenn ihm auch der Ruhm der Meisterschaft in der Darstellung unbestritten bleibt. — Gg. Grote: Geschichte Griechenlands, ein Zeugniß großer Belesenheit, durchweg aus dem Standpunct der demokr. Anschauung der Alten.

Bei den Italienern: Cäsar Cantu: Allg. Weltgeschichte (in kath. Auffassung); ist wichtiger für die Darstellung der italienischen Zustände, als für die übrigen Theile und Seiten der Geschichte.

Schwedische Historiker sind: Hallenberg, geb. 1748, Prof. zu Upsala: Allg. Gesch. d. neuern Zeit; Gesch. Gustav Adolf's. — Geijer, geb. 1783, Prof. zu Upsala, schrieb unter Anderm eine schwedische Geschichte. — v. Lundblad, geb. 1791, schrieb einen schwed. Plutarch und eine Geschichte Karl's X. — A. Fryxell: Leben Karl's XII.

Außer diesen Geschichtsschreibern sind noch zu erwähnen der Russe Karamsin (geb. 1765, † 1826), der eine Geschichte des russischen Reichs — und der Pole Lelewel, gest. 1861 (einer der Hauptanstifter der letzten poln. Revolution v. 1830), der unter Anderm eine Geschichte der Eroberungen Boleslaw's des Großen und eine Geschichte Polens unter Stanislaus August schrieb.

Um die Kirchengeschichte haben sich verdient gemacht bei den Protestanten: Schmidt, Plank, Neander, Gieseler, Guerike, Niedner, Rettberg, Richter, J. H. Kurtz u. A.; bei den Katholiken vorzüglich Leop. v. Stolberg, Möhler, Ritter u. A.

Die Literaturgeschichte haben angebaut und gefördert, und zwar die allgemeine: J. Fr. L. Wachler: Allg. Gesch. d. Literatur; Handbuch der allg. Gesch. d. liter. Cultur. —

J. G. Th. Grässe, Handb. d. Literatur aller Völker; — die vaterländische: Koberstein, deutsche Literaturgesch. — Wilh. **Wackernagel**: Gesch. d. deutsch. Literatur. — **Vilmar**: Vorlesungen über d. deutsche National-Lit. — Gervinus: National-Lit. (in liberalistischem Geiste); — K. Gödeke Grundriß d. deutschen Dichtung; — Julian Schmidt: deutsche Literaturgeschichte; — Hillebrand's Lit.-Gesch. — K. Barthel: Gesch. d. deutsch. National-Lit. der Neuzeit. — Die Handbücher d. deutsch. Literatur von Kurtz, Viehoff, Schäffer u. a.

Die **Rechts- und Staatswissenschaft** in Deutschland hatte sich in der vorigen Periode in zwei Richtungen dargestellt: die eine Richtung beschränkte sich darauf, den in den römischen Rechtsquellen enthaltenen Stoff gründlich zu untersuchen; die andere, speculative Richtung stellte eine sogenannte Naturrechtslehre auf, die, in einem kläglichen Scholasticismus befangen, einen großen Theil des 18. Jahrhunderts hindurch die eigentliche Rechtswissenschaft verkümmert hat. Diese Naturrechtslehre, die in dem Rousseau'schen Contract social sich am grellsten herausstellte, construirte ohne Ehrfurcht vor dem historisch-gewordenen Recht ein auf die republikanischen Ideen des Alterthums gegründetes, dem revolutionären Zeitgeist huldigendes Rechtssystem, das für das Staats- und Privatrecht aller Zeiten und Völker ausreichen sollte. Damit meinte man die höhere Aufgabe der Rechtswissenschaft gelöst zu haben, während man für das Privatrecht nur unlebensfähige (in ihren Kategorieen noch dazu dem römischen Recht entlehnte) Schematismen —, für das öffentliche Recht aber nur hohle, meistens heidnischer Staatsanschauung entnommene Vernunft-Theorieen erhielt, deren innere Consequenzen den Staat, den sie aufbauen wollten, von Grund aus zerstören mußten.

Gegen diese gehaltlosen und grundgefährlichen Rechts- und Staatstheorieen trat nun schon am Ende des 18. Jahrhunderts eine nothwendige und heilsame Reaction und damit eine Regeneration der Rechtswissenschaft ein durch die sogenannte historische Schule, als deren Bahnbrecher der Civilist Hugo, als deren vornehmste Führer und Leiter Savigny und Eichhorn erschienen.

Im Gegensatz zu jener frühern unhistorischen Schule wurde von ihnen hervorgehoben, daß das Recht bei den Völkern nicht ein bloßes Product freier Willkür sei, daß man also das Gesetz seiner Bildung nicht in allgemeinen Begriffen suchen dürfe, sondern daß es ein Organisch-gewordenes, aus den Sitten und Bedürfnissen der Völker Herausgewachsenes, also ein Positives sei, das sowohl seinem dogmatischen Inhalte nach, als auch in seiner historischen Entstehung und Entwicklung aufzuzeigen, die Aufgabe der Rechtswissenschaft sei.

Was **Savigny** (geb. 1779 zu Frankfurt a. M., zwischen 1842 und 1848 Justizminister in Preußen, gest. 1861) für die historische Erforschung und dogmatische Erkenntniß des römischen Rechts leistete, that K. Fr. Eichhorn (geb. 1787, zuletzt Prof. in Berlin) bahnbrechend für das (öffentliche und private) deutsche Recht, wiewohl viele seiner Forschungen durch die fortschreitende germanistische Wissenschaft wieder umgestoßen wurden. Von den nachfolgenden zahlreichen Vertretern dieser historischen Richtung wurde auch die bis dahin noch nicht angebaute Rechtsgeschichte (d. h. die Gesch. des deutschen und des römischen, des öffentlichen,

wie des Privat-Rechts) mit fruchtbarem Erfolge bearbeitet. — Der historischen Schule gegenüber steht die rationelle, welche durch Thibaut, Zachariä, Vangerow repräsentirt ist.

Auf den Principien der historischen Rechtsschule fußend, aber sie mit einem von jenen Forschern übersehenen Momente ergänzend, trat in der neuesten Zeit eine noch in der Entstehung begriffene historisch-philosophische Rechtsschule auf, welche den wahren und ganzen Beruf der Rechtswissenschaft in der Verbindung und Durchdringung der historischen Richtung mit der philosophischen sieht. Diese Schule war mit vorwiegend philosophischer Betonung von F. Jul. Stahl, mit mehr historischem Accent von Bluntschli vertreten. Beide erkennen den Staat als ein sittlich-organisches Gemeinwesen, als eine moralische Persönlichkeit, die in genauester Beziehung zum Urgrund aller sittlichen Ordnung und zu dem Schöpfer und Erhalter aller Persönlichkeit, zu Gott, stehe; sie weichen aber darin von einander ab, daß Bluntschli den Staat mehr aus dem Princip des „Humanen", Stahl aus dem des positiv-Christlichen zu construiren unternimmt.

Stahl weis't in seiner „Philosophie des Rechts" — dem Hegel'schen Pantheismus gegenüber — nach, daß die Probleme der Rechtsphilosophie nicht ohne das Princip der Persönlichkeit Gottes gelöst werden können. Die großen Thatsachen und Wahrheiten des Christenthums sind das Fundament, auf dem sein dialectisch durchgebildeter Geist das System der Rechtsphilosophie aufbaut. Ihm nach ist „das Christenthum die Wahrheit, und nur von der Wahrheit kann das Heil kommen. Entweder Europa giebt sich seinen wundervollen Wirkungen hin und es beginnt eine neue Ära des Segens und der Herrlichkeit, oder es geht in immer trüberen und matteren Zuständen zur gänzlichen Erschlaffung und Verwesung über. — Eine Staatslehre im Geiste des Christenthums zu entwerfen, ist daher die Aufgabe der Wissenschaft, — sie in diesem Geiste mit practischem Genie zu verwirklichen, die Aufgabe der Staatskunst in unsern Tagen. Was ohne diesen Geist Wissenschaft oder politische Klugheit und Geschäftsgewandtheit leisten mögen, ist vom Eitlen, und wenn es gleich durch vorübergehenden Schimmer den Beifall eines oberflächlichen Zeitalters gewinnen mag, so wird es dennoch spurlos vorübergehen, wie das Gras, das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird." — (Die gleiche Ansicht vertritt Leo im VI. Bd. s. Univ.-Geschichte: „Die rechte Erkenntniß Gottes und seiner heiligen Ordnungen ist die einzige feste Grundlage auch für die Wissenschaft des Staates sowohl, als für das Leben der Staaten und das der Einzelnen im Staate. Darum kann der Mensch im Staate — — nur Gottgegebenes (theils als Natur des Staates, als Natur der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt Gegebenes, theils als Natur der besondern einzelnen Nationen Gegebenes) entwickeln, und es ist deutlich, daß diese Entwicklung eine dem Untergang und der Vernichtung entgegenführende ist, wo sie entweder mit Bewußtsein eine Gott nicht achtende, Gott ausschließende sein will, oder wo sie (wie im Heidenthum und in allen falschen Religionen) ihrer Thätigkeit eine falsche Gotteserkenntniß zum Grunde legt. Nur im wahren lebendigen Christenthum hat auch der Staat die Gewähr seiner Wahrheit und seines Lebens; in ihm hat er seine Weihe, seine stete Erfrischung — den Baum des Lebens, von dessen Früchten genießend er allein den Tod von sich abwehrt. Es ist in keinem andern Namen Heil." A. a. O. p. 783).

Bluntschli, ein tüchtiger Bearbeiter des germanistischen Feldes (durch seine Züricher Staats- und Rechtsgeschichte und sein deutsches Privatrecht) abstrahirt seine Rechtsanschauung aus der vergleichenden Beobachtung der historisch gewordenen Rechtsbildungen und giebt von diesem Standpunct aus eine universalhistorische Begründung des allgemeinen Staatsrechts. Ihm ist übrigens die sittlich-organische Persönlichkeit des Staats eine

„menschliche", die „gemeinsame Natur des Menschen abspiegelnde, wiewohl nicht die einzige leibliche Darstellung der Menschheit," da ihm „die Kirche in ihrer irdisch-sichtlichen Erscheinung auch eine Gemeinschaft, ein Leib der Menschheit" ist. Staat und Kirche faßt er als relativ getrennt, da der Staat als Persönlichkeit die Religion nicht entbehren könne. Daher soll sein „humaner" Staat auch ein „christlicher" sein, der „seine Gesetze dem Geist und den Anforderungen des Christenthums anpaßt." — Stahl, der den Staat mehr aus dem christlichen Princip selbst herausconstruirt, geht in seiner Rechts- und Staatslehre von der Persönlichkeit und Freiheit Gottes (nicht des abstract theistischen oder pantheistischen, sondern des lebendigen, in Christus geoffenbarten Gottes) aus, die für das ganze ethisch-politische Gebiet der entscheidende Moment ist. Ihm nach verhalten sich Staat und Kirche, wie Moral und Religion, die auch zusammengehören: denn „der Staat bezweckt die Vollendung des Menschengeschlechts in ihm selbst, die Kirche die Einigung der Menschheit mit Gott." Daher „Staat und Kirche, so wie bürgerliche Ordnung und Moralität des Einzelnen, obwohl nach ihrer Idee und ihrer Vollendung sich untrennbar durchdringend, doch auf Erden immer von einander unabhängig und unvermischt bleiben müssen, deßungeachtet aber vermöge jener ihrer ursprünglichen Bestimmung zur Einheit in einem Bande stehen sollen, so wie sie schon thatsächlich die mächtigste Wechselwirkung zu üben nicht unterlassen können."

In Bezug auf die übrigen Disciplinen der Rechtswissenschaft zeichneten sich aus und zwar im römischen Recht (neben Savigny) G. F. Puchta, der das positive Recht zu einer vorzüglichen dogmatischen Darstellung brachte und die Erkenntniß der geschichtlichen Entwicklung des römischen Rechts förderte. — Auf die dogmatische Darstellung des gemeinen deutschen Strafrechts, das in den tiefsten Verfall gerathen war, hatte einen eingreifenden Einfluß P. J. A. von Feuerbach, der sich in Reaction gegen die Willkür der Practiker an die Spitze einer neuen criminalistischen Schule, der sog. Rigoristen, stellte, welche ein richterliches Arbitrium im Gebiete des Strafrechts verwerfen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzes unterwerfen. Er ist der Begründer der sog. Zwangs- und Abschreckungstheorie, wornach „der Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden soll, daß man ein psychologisches Gegengewicht gegen dasselbe in der, durch das Strafgesetz hervorgebrachten Gewißheit der Strafe, als eines dem Verbrechen folgenden Übels, aufstellt."

Dagegen hat die unterdeß fortgeschrittene Criminalwissenschaft — wenigstens in Deutschland — die Unrichtigkeit aller relativen Strafrechtstheorien (zu welchen die Feuerbachische gehört) und die ausschließliche Berechtigung der absoluten dargethan, wornach „die Strafe eine unmittelbar nothwendige, um keines äußern Zwecks (weder der Abschreckung, noch der Besserung ꝛc.), sondern nur um der Gerechtigkeit willen eintretende Folge des Verbrechens ist." Mit Recht wurde auch das Ausschließen alles richterlichen Ermessens bei der Strafzutheilung als ein Fehler dieses Systems erkannt, und wo man diesen so tief, wie in Bayern, dessen bisheriges Strafgesetzbuch von Feuerbach herrührt, empfunden hat, hat man bereits den Weg der Abhülfe eingeschlagen, der endlich 1861 zur Aufstellung und Annahme einer neuen Strafgesetzgebung führte.

5. Die Naturwissenschaften. Geographie. Physik und Chemie. Medicin. Technische Künste. Industrie. Die materiellen Interessen. Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit.

Am meisten bebaut wurde das Feld der Naturwissenschaft und zwar nach allen Seiten hin, und einige Zweige derselben erreichten eine nie geahnte Höhe der Ausbildung. Die großen Reisen um die Welt, welche zur Durchforschung ferner Länder und ihrer Natur von den Russen durch Krusenstern und Otto von Kotzebue, — von den Engländern durch Parry, Roß (Entdecker des Magnetpols), Wilkes, Dease, Simpson und den mit seinen Gefährten auf seiner letzten Reise im Eismer verunglückten Franklin, von den Franzosen durch Dumont d'Urville, — unter den Deutschen durch Prinz Paul von Württemberg gemacht wurden; die naturwissenschaftlichen Reisen, welche Alexander von Humboldt in Amerika und Asien, Spix und Martius in Brasilien, Prinz Maximilian Alex. Phil. von Wied in Brasilien und Nordamerika (dem man die nähere Kenntniß der Botokuden verdankt), die Gebrüder Lander, Rüppell, v. Minutoli, Schimper, Vogel, Overweg, Lepsius in Ägypten, Moritz Wagner in Nord- und Centralamerika, in Algerien, in Armenien, im Kaukasus und den Uferländern des schwarzen Meeres bis in Persien; Prinz Waldemar von Preußen in Indien; Barth und Vogel im Innern von Afrika, die Gebrüder Schlagintweit nach Centralasien — unternahmen, erweiterten die Kenntniß der Erde und Naturreiche in außerordentlicher Weise. Und was diese Länderforscher und Entdecker zu Tage gefördert haben, verarbeiteten entweder sie selbst oder andere Männer der Wissenschaft in bedeutenden Werken. So legte der universelle Alexander von Humboldt (geb. 1770 † 1860), der in allen Erdtheilen als Autorität anerkannt ist, die Masse seines vielseitigen, auf seinen weiten Reisen in Amerika und Asien, so wie durch sein Studium gewonnenen Wissens in seinem Kosmos zusammengefaßt nieder; Karl Ritter durchdrang die Geographie mit einem wissenschaftlichen Geiste und gab ihr eine neue Gestalt, die von Berghaus und andern seiner Schüler weiter gebildet wird. Der französische Zoologe Cuvier (geb. 1769 zu Mömpelgard) erwarb sich Verdienste um die vergleichende Anatomie und allgemeine Physiologie. — Oken stellte ein neues, scharfgegliedertes System der Naturgeschichte auf, dem der naturphilosophische Satz zum Grunde liegt, daß Alles in der Natur durch Entwicklung —, die Natur selbst als ein Leib aus Organen besteht: auf diesen Organen beruht seine Eintheilung der Pflanzen und Thiere. — Der Engländer Brewster und der Deutsche Leopold von Buch erweiterten die Geognosie, die deutschen Gelehrten Bischoff in Bonn, Rudolf Wagner in Göttingen die Physiologie; als Zoologen sind zu erwähnen Bechstein, F. A. A. Meyer, Andreas Wagner

(† 1862 in München); als Mineralogen sind Breithaupt, Walchner, Brogniart, Murchison, Cotta; als Geologen: v. Fuchs, v. Leonhard, Lyell, Karl v. Raumer (als Krystallograph) zu erwähnen; als Botaniker: Decandolle, Endlicher, Link, v. Reichenbach, Schleiden. Und während die Astronomen Olbers, Gauß, Bessel, Zach, Mädler, Struve, Littrow u. a. durch die mächtigen Teleskopen und Refractoren Fraunhofer's und März-Reichenbach's, so wie die Fernröhren Rosse's, die Wunder des Himmels tiefer erschloßen, zeigten Ehrenberg's mikroskopische Untersuchungen dem staunenden Auge die Wunder der Welt im Kleinen.

Der Fraunhofer'sche Refractor zu Dorpat, dessen Länge 13 Fuß 7 Zoll — und dessen Durchmesser oben 10, unten 7 Zoll beträgt, gestattet eine 1420fache Vergrößerung des betrachteten Objects. Durch diese neuen Refractoren hat die Astronomie bereits, außer 8 größeren und mittleren, mehr als 30 kleine Planeten aufgezeigt, an 20 Mill. Sterne in der Milchstraße entziffert, an 6000 Nebelflecken aufgefunden, 2800 Doppelsterne und eine Unzahl Kometen nachgewiesen: ja sie glaubt einen gewissen Stern in den Plejaden (die Halcyone) als Centralsonne des Weltraums bezeichnen zu dürfen! — Durch mikroskopische Untersuchungen hat Ehrenberg Unmassen von Infusorien in Erde, Luft und Wasser entdeckt; und eben so hat er aufgezeigt, daß ganze Kreidefelsen aus kieselschaligen Infusorien, Kalkgebirge zur Hälfte aus Schnörkelkorallen bestehen.

Außerordentliche Fortschritte machten die Physik und Chemie nicht nur als Wissenschaften an sich, sondern auch in ihrer Anwendung auf Industrie, Handel und Ackerbau. Als bedeutende Physiker und Chemiker traten auf — in Frankreich: Lavoisier (der in der französischen Revolution guillotinirt wurde), Gay-Lussac, Thenard, Orfila, Biot, Arago, Dumas, Laurent u. A. — in England: Davy und Faraday: in Schweden: Berzelius, als Gründer des electro-chemischen Systems; der Däne Örstedt als Entdecker des Electromagnetismus; in Deutschland: Döbereiner, L. Gmelin, (der Verfasser eines mit unermüdlichem Fleiß und umfassendem Wissen bearbeiteten, noch jetzt unübertroffenen großen Handbuchs der Chemie), Poggendorf, Mitscherlich, H. Rose, Wöhler, Bunsen, und besonders J. v. Liebig, dessen tief-anregende Leistungen nicht nur auf die Bildung überhaupt, sondern insbesondere auch auf Agricultur und Gewerbe von unberechenbarem Einfluß sind.

Der Einfluß der fortgeschrittenen Physiologie machte sich besonders in der Medicin und deren Zweigen geltend, und in ihr ragen die Namen Hufeland, Chelius, Dieffenbach, Schönlein, Pfeuffer, Dietrich u. A. hervor. — Noch sind Gall wegen seiner Schädellehre, Hahnemann als Begründer der Homöopathie, Priesnitz (auch Eucharius Örtel) als Begründer der Hydropathie oder Wasserheilkunde zu erwähnen.

Die Fortschritte in den naturkundlichen und mathematischen Wissenschaften, insbesondere in der Physik, Chemie, Mechanik ꝛc., giengen mit

wichtigen und zahlreichen Erfindungen und Entdeckungen Hand in Hand, und hatten auf Verbesserungen technischer Einrichtungen und durch diese auf die Hebung und Erweiterung der Industrie, des Handels und des Verkehrs einen tiefeingreifenden Einfluß. — Von den Erfindungen seien hier nur die wesentlichsten hervorgehoben; dabei gehen wir bis zur Gegenwart herab.

Die mächtigste aller Erfindungen ist die Anwendung des Dampfes bei der Schifffahrt, bei den Eisenbahnen und bei noch unzähligen anderen Zweigen menschlicher Thätigkeit. Denn es möchte wohl kaum ein Gegenstand des Gewerbswesens zu finden sein, bei dessen Herstellung nicht der Dampf, entweder bei Erzeugung des Rohmaterials oder bei dessen Verarbeitung, mit Vortheil in Anwendung käme.

„Der Dampf, dieser neugeborne Riese, reicht mit seinen Eisenarmen in die Eingeweide der Erde, er fördert Tausende von Centnern ihrer Schätze an das Tageslicht herauf und verwandelt das geschmolzene Metall durch Schmieden und Walzen zum gewichtigen Barren oder zur feinsten Nadel. Wie auf das Gebot eines Zauberers entspringt aus der unförmlichen Masse das schlanke eiserne Schiff: der Dampf baut es, der Dampf bringt es in sein Element und durch den Dampf überflügelt es in seinem Laufe seine hölzernen Mitkämpfer, deren eichene Rippen Jahrhunderte bedurften, um die gehörige Stärke zu erhalten. Selbst die Buchdruckerkunst, diese größte aller menschlichen Erfindungen, tritt mit ihrem Abstande gegen die abschreibenden Mönche in den Schatten, gegen diesen Schnellschreiber, der in einer einzigen Stunde mehrere tausend wohlgelungene Abdrücke liefert, in welcher die Handpresse kaum einige hundert giebt. — Der Dampf mahlt das Mehl, spinnt die Wolle, webt sie und druckt die reiche Pracht der Blumen auf das leichte Gewebe. Tausende von Rädern werden durch den Dampf bewegt; jedes derselben könnte mit einem einzigen Drucke einen Menschen zu Staub zermalmen, und dennoch ist der Druck der schwächsten Kindeshand im Stande, diese gewaltige Triebkraft zu hemmen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab dem menschlichen Geiste die Mittel an die Hand, über die Unwissenheit und den Aberglauben zu siegen, die Erfindung der Benutzung der Dampfkraft setzt uns in den Stand, die Hindernisse zu überwinden, welche in früherer Zeit der physischen Kraft des Menschen unübersteigliche Schranken entgegenzustellen schienen." (Bergmann.) — Die früheren Dampfmaschinen wurden durch Engländer und Deutsche ausgebildet, bis der Schotte James Watt (geb. 1736, gest. 1817) sie schon auf einen hohen Grad der Vervollkommnung brachte. Watt war es auch, der die erste Idee der Locomotiven auffaßte, die sein Freund Robinson mit den Schienenbahnen der Bergwerke in Verbindung brachte und den Gedanken äußerte, „daß eine Zeit kommen werde, wo alle Straßen Englands und des Continents mit eisernen Schienen belegt sein und Dampfmaschinen nach allen Richtungen laufen und mit Windeseile Güter und Reisende von einem Ende Europa's zum andern befördern würden." Und siehe, so ist es gekommen. — Die Idee, den Dampf zur Bewegung der Schiffe zu verwenden, gehört dem Nordamerikaner Robert Fulton, der auch der erste war, der ein Dampfschiff zu Stande brachte: im Jahr 1838 fuhr das erste Dampfschiff von England nach Amerika. Seitdem regiert der Dampf auch Kriegsschiffe und Kanonenboote und hilft die stärksten Bollwerke zerstören.

Eine gleichgroße Erfindung ist die der electromagnetischen Telegraphie: denn diese Benachrichtigungskunst kommt der Gedankenschnelligkeit am nächsten: in wenig Secunden sendet der Telegraph des Menschen Gedanken hunderte von Meilen weit über Berge und Flüsse hinweg, ja durch das Meer hindurch an noch so entfernte Orte, und es ist gleich,

ob die Nachricht eine oder tausend Meilen zu gehen hat: sie langt im gleichen Zeitraum an. Bereits bedecken netzartige unzählige Telegraphenlinien nicht nur den Boden Europas, sondern verbinden auch an mehreren Orten unterseeisch die durch das Meer getrennten Länder, und sind so das wunderbarste und wirksamste Vehikel, den Gang der Ereignisse und Begebenheiten, somit den Gang der Geschichte, zu beflügeln.

Die ältere, einfache Telegraphie war schon 1794 durch den Franzosen Claude Chappe sehr verbessert worden, so daß man eine Nachricht von 150 Stunden weit her in nicht ganz 7 Minuten bekommen konnte. Im Jahr 1833 wurde sie aber durch die electromagnetische Telegraphie überboten, welche von den deutschen Naturforschern Gauß und Weber (damals noch in Göttingen) erfunden, von Steinheil in München 1837 genauer für die Anwendung vorbereitet, und dann von den Engländern und Amerikanern practisch weiter ausgebildet und vereinfacht wurde. — Um einen nähern Begriff von der Schnelligkeit dieses Telegraphen zu geben, hat man berechnet, daß eine Nachricht rund um die Erde, also eine Strecke von 5400 Meilen, kaum den zehnten Theil einer Secunde bedarf; daß ferner die Strecke von der Erde bis zum Monde, also 50,000 Meilen, von einer electromagnetischen Nachricht in noch nicht einer Secunde durchlaufen würde; ebenso, daß dieser Telegraph, um eine Nachricht bis in die Sonne zu bringen, welche 20 Mill. Meilen von uns entfernt ist, nur 5 Minuten und 22½ Secunden Zeit brauchen würde, während das Licht zu dieser Reise 8¾ Minuten Zeit nöthig hat, — eine Entfernung, welche die menschliche Vorstellung weit übersteigt: denn „ein Dampfwagen von größter Schnelligkeit würde mehr als 400 Jahre brauchen, um diesen Raum zu durchlaufen."

An die Telegraphie läßt sich die Stenographie oder Schnellnachschreibekunst anknüpfen, in so fern sie eben so schnell, als der Redner spricht, den Vortrag desselben mit besondern Zeichen zu Papier bringt. Unter den verschiedenen Schreibkürzungsmethoden ist die von Franz Xav. Gabelsberger in München († 1849) erfundene, die sinnreichste und verbreitetste.

Noch heben wir aus der langen Reihe neuer Erfindungen die Erfindung der Lithographie oder des Steindrucks durch Aloys Senfelder (geb. 1771, † 1834), desgleichen die Photographie oder Lichtbildekunst hervor, welche sich in die Daguerreotypie (Lichtbildnerei auf Metallplatten, also auf glänzender Oberfläche) und Talbottypie, Lichtbildnerei auf Papier, also auf matter Oberfläche) abzweigt, und in wenigen Secunden jeden, selbst auch den bewegtesten Gegenstand auf das naturgetreueste — besonders bei der ersteren bis in die feinsten Züge und Linien hinein — wiedergiebt.

Die Daguerreotypie erfand der Landschafts- und Decorationsmaler Daguerre aus der Normandie, derselbe, der auch das Diorama erfand (in welchem sich gemalte Landschaften rc. mit optischer Täuschung und wechselnder Beleuchtung die Natur nachahmend darstellen). Doch brauchte er anfangs zur Hervorbringung eines Lichtbildes, selbst beim hellsten Sonnenschein, fast ganzer 25 Minuten, so daß diese Kunst zum Portraitiren lebender Personen und bewegter Gegenstände noch nicht zu brauchen war. Erst ein Deutscher (Prof. Petzval in Wien) erfand eine Vorrichtung, welche jene Zeit auf 5 Minuten verkürzte; andere Deutsche verbesserten dann die sinnreiche Einrichtung so, daß man in neuester Zeit kaum eine Secunde zur Erzeugung eines Lichtbildes braucht. — Die Talbottypie (eine Erfindung Talbot's) war der Daguerreotypie vorangegangen und wurde nur neuerdings wieder hervorgeholt und

verbessert, ist aber umständlicher und ihre Bilder bedürfen der Nachhülfe durch Künstlerhand. — Seit 1854 verband man auch die Photographie mit der Lithographie in der sog. Photolithographie, indem man auf lithographischen Steinen Lichtbilder erzeugte, die sich sofort abdrucken ließen, ohne daß ein Zeichner eine Hand daran legte. — Von den Lichtbildern kann man nun auch jetzt durch Galvanoplastik Abdrücke oder Copien machen. Dennoch wird die Photographie im Portraitiren die Zeichnungskunst und in Bezug auf Vervielfältigung die Lithographie nie ganz verdrängen, weil diese es vermag, im Portrait den Geist und die ideale Seite der Personen mehr hervorzuheben. — Die Lichtbildnerei führte auch auf die Stereoskopie d. i. auf die Kunst, Gegenstände flacher Bilder als verkörperte Gegenstände erscheinen zu lassen, so daß man von den Gegenständen nicht bloß Länge und Breite sieht, sondern auch Tiefe, also wirkliche Körper zu sehen wähnt. — Im Vorübergehen sei auch noch die Erfindung des Leuchtgases oder des Gaslichtes erwähnt.

Die Regsamkeit auf dem Gebiete der materiellen Interessen ist in unserer Zeit ohne Beispiel groß, die Ergebnisse derselben haben sich in den neuen Kunst- und Industrieausstellungen, die sich zu Weltausstellungen erweitert haben, in nie gesehenem Umfang dargestellt.

Allerdings hat die industrielle Thätigkeit in ihrer steigenden Vervollkommnung auch ihre volle Berechtigung, und die Förderung derselben kann an sich nicht zum Vorwurf gereichen, wenn anders diese Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes nicht als Zweck, sondern nur als Mittel, und zwar als Mittel zur Förderung des Gottesreiches auf Erden erkannt und verwendet werden, dessen Bürger selbst beim Überfluß an irdischen Gütern in Selbstverläugnung dieselben „besitzen, als besäßen sie nicht," noch ihrer mißbrauchen, vielmehr durch ihren rechten Gebrauch sich und Andern zugleich einen reichen Lebensgenuß bereiten, dem kein Lebensüberdruß auf der Ferse nachfolgt.

Ist jedoch nur egoistisches Genießen Triebfeder und Ziel jener Thätigkeit, so tritt der Cultus der Materie ein, der, weil er erfinderisch ist in Herbeischaffung und Schöpfung von Dingen, die eine Sinnenlust in sich bergen, das Leben „mit falschen Göttern bevölkert", und so ein neues Heidenthum gebiert, dessen ungezügelte Barbarei sich vergebens mit den schönsten Namen umhüllt, während sie mit ihrer Lügenhülle, die Gräuel und Scheuel des Todes und Moders bedeckt. Ist einmal ein Volk durch Entäußerung der ewigen Wahrheit und aller mit ihr zusammenhängenden höhern Güter des Lebens — der Genußsucht verfallen und dadurch dem Dienste des goldnen Kalbes, dann ist auch die Wüste nicht ferne, in welcher sein Abfall vom lebendigen Gott mit dem Zerfallen seines Leibes gestraft wird.

6. Die deutsche Philosophie: Schelling; Hegel. Stand der protestantischen Theologie: Schleiermacher. Der Supranaturalismus. Kantischer Rationalismus. Der alte Kirchenglaube. Die Bibelgesellschaften. Die evangelischen Missionen.

Die Philosophie endlich trat in dieser Periode in eine neue Phase ihrer Entwicklung ein.

So viel Anregendes Fichte's idealistische Subjectivitätslehre (XXIV. 7, 2.), besonders in ihrer practischen Anwendung auf Religion und Politik, namentlich für diejenigen hatte, die seine beredten Vorträge hörten, so wenig brachte Fichte es zu einer eigentlichen Schule, und keiner seiner Anhänger hat durch wesentliche Leistungen im Fichte'schen Ideenkreise sich ausgezeichnet, so daß von einer Vertiefung und Weiterbildung seiner Lehre nicht die Rede sein kann.

Dagegen suchten andere Philosophen die kantische Lehre tiefer zu begründen und weiter zu bilden, wie z. B. Jac. Fried. Fries, der es unternahm, vermittelst „einer neuen analytischen Bearbeitung der Theorie des menschlichen Geistes“ die kritische Methode Kant's zu vervollkommnen, indem er der kantischen Kritik eine „anthropologische Kritik der (erkennenden und handelnden) Vernunft“ entgegenstellte, nach deren Grundsätzen er dann auch eine Darstellung der übrigen Theile der Philosophie gab.

Abgestoßen von der Einseitigkeit des Idealismus, insbesondere der Fichte'schen Subjectivitätslehre, dagegen angezogen von Spinoza's genialer, phantasiereicher Speculation suchte **Schelling** (XXIV. 7, 2.) für seine metaphysischen Speculationen nach einem höhern philosophischen Standpunct und strebte nach einer allumfassenden Einheit, in welcher „alle dem logischen Denken sich darstellenden Gegensätze der Wirklichkeit mit vernünftig erkennbarer Nothwendigkeit enthalten und vermittelt“ wären. Ihm nach besteht „das Absolute (Gott) in der Einheit des Idealen und Realen“ und offenbart sich in dem allumfassenden Leben der Natur „als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität bildendes Princip“. Nach diesem stellte er die „Naturphilosophie“ und die „Transcendentalphilosophie“ (Idealphilosophie) als die beiden philosophischen Grundwissenschaften auf, denen beiden eine Fundamentalwissenschaft zum Grunde liege, die er das „absolute Identitätssystem“ nannte.

Diese damalige Philosophie Schelling's besteht in der „Erkenntniß und Wissenschaft des Göttlichen“, das mit dem wirklichen Absoluten gleich sei. Dieser Ansicht nach ist Gott nichts anders, als „das Sein“ und „erfüllt allein und ganz die Sphäre der Wirklichkeit“; er ist „kein Wesen, das bloß durch den Gedanken ergriffen werden könnte, sondern er ist das allein Anschauliche und das in allem Anschaubaren allein Angeschaute;“ — er existirt nicht blos in der Gedankenwelt, sondern auch in der wirklichen Welt der Natur; in ihm ist die reale und ideale Welt nicht als Gegensatz vorhanden. Die Natur ist ihm „nicht blos Product einer unbegreiflichen Schöpfung, sondern diese Schöpfung selbst,“ nicht nur die Erscheinung oder Offenbarung des Ewigen, vielmehr „zugleich dieses Ewige selbst.“ — Schelling's, des Naturphilosophen, Gott ist also wesentlich die Natur und die Natur wesentlich Gott. Dieses absolute, alle Gegensätze in sich vereinigende Sein wird „nicht von dem Verstand im reflectirenden Denken, sondern nur durch die Vernunft in der ihr eigenthümlichen unmittelbaren intellectuellen Anschauung erfaßt.“

Auf diesem seinem Identitätsstandpuncte aber konnte Schelling den Widerstreit der Gegensätze nicht in einem methodisch-rationalen Denken,

sondern nur in der von ihm sogenannten „intellectuellen Anschauung" vereinigen, und brachte es auf diese Weise nur zu einer geistreich dichtenden Speculation über die Natur der Dinge. Deßungeachtet aber hatte sie auf die geschichtliche Fortentwicklung der Philosophie einen tiefeingreifenden Einfluß. Auch erzeugte diese schellingische Philosophie eine Schule, indem viele talentvolle Anhänger seiner absoluten Identitätsphilosophie, angeregt durch „das Kühne, Großartige und Vielversprechende" in Schelling's Ansichten, entweder seine philosophische Naturbetrachtung oder die ideale Seite seines Systems fortzubilden suchten und namentlich diese letztere auf die Psychologie, auf die Ästhetik, auf die Mythologie und Geschichte anwendeten.

Zu denen, welche Schelling's Lehre auf einen oder den andern Zweig der Wissenschaft und Philosophie anwendeten, gehören Henrich Steffens, Joseph Görres, Oken, Franz v. Baader (über diesen jedoch s. XXIV. 11, 3.), Solger, Joh. Jak. Wagner, Eschenmayer u. a. — Wie namentlich die Romantiker sich mit ihren Phantasiegebilden an Schelling's Naturphilosophie anschloßen, ist oben (K. 1, 2.) gesagt worden. — Schelling's Verdienst auf dieser Stufe seiner philosophischen Thätigkeit bestand jedenfalls darin, daß er der beschränkten Vorstellungsweise Kant's von der blos subjectiven Bedeutung des menschlichen Erkennens entgegentrat und dem mechanisch trennenden Gegensatz zwischen Geist und Natur die Behauptung einer „organischen Einheit beider" entgegensetzte. Sein Mangel an strenger Methode aber verleitete viele seiner Anhänger zur Vernachlässigung der Kritik in Behandlung ihrer wissenschaftlichen Felder, so wie auch zur Geringachtung eines logisch-methodischen Verfahrens, so daß selbst Schelling über solche Schüler Klage führen mußte. — Daß in der Folge Schelling seiner Philosophie eine Umbildung in's positiv-Christliche gab, davon weiter unten (XXIX. 11, 3.) — Im Gegensatz gegen den „subjectivistischen Idealismus" Kant's und gegen die Schellingische Identitätslehre stellte J. Fr. Herbart ein neues System auf, das einen zwischen Idealismus und Realismus in der Mitte stehenden „Monismus" vermittelst einer eigenthümlichen „Kritik des Erkennens" zu begründen sucht.

Dem Mangel einer strengwissenschaftlichen Methode in Schelling's damaliger Philosophie suchte nun G. Wilh. Fr. **Hegel**, der im Allgemeinen Schelling's Identitätslehre als richtig annahm, dadurch abzuhelfen, daß er von dem Standpunct der absoluten Identität aus „die philosophischen Begriffe in einer, ihrem Inhalt angemessenen Form systematisch zu entwickeln" unternahm. Dabei bildete er den in Schelling's Lehre liegenden pantheistischen Keim zu einem vollständig dialectisch ausgeprägten System des Pantheismus aus. Die Hegel'sche Philosophie, als „die sich selbst im angemessenen Denken vollkommen erfassende und wissende Idee" zerfällt in drei Hauptheile, nämlich in Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Das in dieser Dreigetheiltheit niedergelegte Hegel'sche System ist unter allen philosophischen Systemen das systematischeste, und regte das wissenschaftliche Denken und philosophische Forschen nach Wahrheit in einem hohen Grade an. Auch ist hervorzuheben, daß sie noch eine objective und positive Seite hat, nach welcher sie sogar auch die christliche Kirchenlehre

wissenschaftlich auffassen zu lehren sucht. Nichts desto weniger steht sie mit dem Cardinalpunct des Evangeliums im innersten Widerspruch.

Denn nach Hegel enthüllt sich Gott auf der höchsten Religionsentwicklungsstufe „als der dialectische Prozeß des Absoluten, das vermittelst der Rückkehr aus der Natur im menschlichen Vorstellen und Denken zum Selbstbewußtsein gelangt"; — nach Hegel ist „die individuelle Persönlichkeit des Menschen etwas Vergängliches, ein vorübergehendes Moment im dialectischen Verlauf der Besonderung und Vereinzelung des Absoluten." — Hegel hat also nur scheinbar den positiven Glauben gefördert; denn in seinem System herrscht doch nur wieder, wie in den vorhergegangenen Systemen Kant's und Fichte's, und wie in dem humanistischen, sentimentalen und romantischen Subjectivismus, das Ich als „der Gott in Menschengestalt" vor, und ist auch hier, wie dort, „Selbstherrscher und Souverain," der sich nicht unter die Objectivität des h. Schriftworts beugt.

Wie ein Theil seiner vielen Anhänger, die sogenannte Hegel'sche Linke (die „Hegelingen"), die Souverainetätsrechte dieses Ich's ausgebeutet hat, wird sich zeigen, wenn wir weiter unten auf die neuste Phase der philosophischen und religiösen Bewegungen unserer Zeit noch einen kurzen Blick werfen werden (XXIX. 11, 3.).

Der wechselnde Einfluß der Zeitphilosophie und der allgemeinen Weltbildung auf den Stand der Theologie war auch in dieser Periode nicht zu verkennen.

Die meiste Verwüstung hatte seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts der aus dem französischen Revolutionsgeist entstandene Materialismus und deistische Naturalismus, desgleichen das flache Aufklärungsbestreben der Menschenvervollkommnungsideen der Illuminaten und der aus Semmler's Schule (XXIV. 9, 4.) selbst wider seine Absicht hervorgegangene vulgäre Rationalismus allenthalben in den obern Schichten der Gesellschaft angerichtet.

Mitten in diesem von allem Offenbarungslichte verlassenen, allem evangelisch-Kirchlichen abgewandten, dem trüglichen Schein und Schimmer der Weltbildung hingegebenen Geschlechte war es schon ein Gewinn, wenn unter den Theologen ein mit dem Geist vielseitigster Bildung, mit überlegener Schärfe des Denkens und auch mit Wärme des Gefühls ausgestatteter Mann auftrat und — wenn auch mit Hintansetzung des Kirchenglaubens — sich wenigstens der damals in den höhern Gesellschaftskreisen verachteten Religion annahm und späterhin weitergehend das Christenthum, so weit er es erfaßt und an sich erfahren hatte, wieder zu einem Theil seiner verlornen Ehren zu bringen suchte.

Es war dieß **Schleiermacher**, der 1799 durch seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" mächtig in die Gott- und Christus-entfremdete Zeit eingriff und durch seine, wenn auch einseitige (weil subjective und aprioristische) Aufstellung der beiden

Begriffe des Abhängigkeitsgefühls und der Erlösungsbedürftigkeit, auf die er die frommen Seelenzustände zurückführt, manchen seiner Zuhörer und Nachfolger den Übergang aus dem Unglauben in den Glauben vermittelte, obgleich ihnen der letztere nachher erst auf anderem Wege zum vollchristlichen werden konnte, während freilich Andere gerade durch das Stehenbleiben auf seiner Dogmatik dem biblisch-christlichen Offenbarungsglauben fremd blieben.

Friedrich Schleiermacher, geb. d. 21. Nov. 1768 in Breslau, erhielt seine frühere Bildung in den Anstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, in welchen Keime der Frömmigkeit in ihn gelegt wurden, die, obgleich er nachher die Verbindung mit der Brüdergemeinde aufgab, in ihm aufgiengen, und, wenn auch durch seine Philosophie zum Theil zurückgedrängt, doch noch an seinem Lebensende wieder stark hervortraten. Er wirkte von 1796—1802 als Prediger am Charitéhause in Berlin, ward dann (nach kurz vorübergehender Hofpredigerwirksamkeit in Stolpe) von 1802 bis 1807 Professor und Universitätsprediger in Halle, hielt hierauf Vorlesungen in Berlin, durch die er auch begeisternd auf die deutsche Erhebung gegen das französische Fremdjoch einwirkte, und bekleidete (von 1810 an) eine Professur in Berlin, wo er 1834 starb. Er hat sich auch als Übersetzer und Erklärer des Plato großes Verdienst erworben. — Seine Reden über Religion waren (auch nach Lücke's Urtheil) mehr „Schutzreden für die Religion überhaupt, gehalten im Vorhofe der Heiden"; sie hatten noch nichts mit dem Christenthum zu thun. Es ist in ihnen sogar noch von keinem persönlichen Gott und von keiner persönlichen Unsterblichkeit die Rede; ja sie streifen öfters an den Pantheismus. Dennoch war seine Ansicht von Gott wärmer und lebendiger, als der frühere kalte Glaube des Deismus, der zwar einen persönlichen Gott annahm, aber sich unter Gott ein von der Welt getrenntes, selbstgenügsames, um Welt und Menschen sich nichts kümmerndes Wesen dachte. Im Übrigen freilich liegt diesen Reden nur das Princip der Autonomie des Ich's, von dem die ganze Zeit erfüllt war, ebenfalls zum Grunde, und „Selbsterhebung, Selbstgenuß, Selbststärkung" heißt hier Religion, hebt also damit eigentlich die wahre Religion auf. — Zwanzig Jahre später endlich (1821) trat Schleiermacher in seiner „Glaubenslehre" für das „evangelische Christenthum" auf, wie er es nämlich mit seinem religiösen Selbstbewußtsein auffaßte. Ihm nach beruht der christliche Glaube nicht auf dem philosophischen Wissen, das er von der Theologie ganz getrennt wissen will, sondern auf dem „Gefühl der Abhängigkeit von Gott". Nicht wie Gott an sich ist, sondern wie er sich zu diesem frommen Gefühle verhält, will er darthun. Während er aber in diesem seinem individuellen Glauben das Allgemeingefühl der christlichen Kirche auszusprechen glaubte, sprach er nur sein subjectives Gefühl aus und war noch weit davon entfernt, sich dem Worte Gottes, über das er sein Gefühl oder inneres Selbstbewußtsein zum Richter setzte, völlig zu unterwerfen. Da er aber der innigen Überzeugung lebte (und in dieser auch starb), daß nur in dem historischen Christus, mit welchem die Herrschaft der Sünde aufhöre und das Reich der Gnade oder die Herrschaft des göttlichen Geistes beginne, einzig das Heil zu finden sei, so hat er, wenn auch keine eigentlich reformatorische, doch eine tiefgehende Anregung auf das theologische Studium seiner Zeit geäußert. Wie diese Zeit beschaffen war, ersieht man daraus, daß die Rationalisten ihn bald für einen Pietisten, bald für einen völligen Pantheisten, die kirchlich Rechtgläubigen aber, welche der Dialectik seines vom Gefühl getragenen Verstandes mißtrauten, ihm allen Sinn für Gläubigkeit absprachen. — Ein nüchternes Urtheil aber spricht ihm allerdings diesen Sinn mit vollster Überzeugung zu, verwahrt sich aber gegen das Ansinnen, dem Schleiermacher'schen Standpuncte eine andere Bedeutung, als eben die eines Übergangsschrittes zunächst zum Theismus, der dann unter dem Hinzutritt anderer, außer der Consequenz der Schleiermacher'schen Ansicht liegenden Momente zur Erkenntniß schriftgemäßen Offen-

barungsglaubens führen kann, was jedoch nur für die historische Entwicklung, noch nicht aber schon für die persönliche Entwicklung gilt.

Nur eine kleine Zahl damaliger Gottesgelehrten suchte wenigstens im Supranaturalismus, also mit Preißgebung der alten Kirchenlehre, die wesentlichen christlichen Heilswahrheiten möglichst festzuhalten. Er stellte sich dar in Württemberg (und zwar im Geiste der aus der vorangegangenen Periode her noch wirksamen Theologie Bengel's S. XXIV. 7,4.) in der sogenannten Tübinger Schule durch die Theologen Storr, Flatt, Süßkind. Auch Knapp in Halle und Reinhard in Dresden huldigten dem Supranaturalismus, der zugleich seine Vertheidiger gegen die Angriffe der Deisten in dem großen Mathematiker Euler, in dem großen Physiologen Albrecht von Haller und in den Kirchenhistorikern Schröckh in Wittenberg und Plank in Göttingen fand.

Von Bengel, an dessen Geist die Tübinger Schule sich anlehnte, sei zur nähern Verständigung nachträglich Folgendes erwähnt: Seine Ansicht war, daß die Kirche sich auf den Grund ihrer Ordnungen natürlich entwickele, und er war nicht dafür, daß „man den verfahrenen Karren der Kirche stehen lasse und davon gehe"; aber wohl drang er darauf, daß die lebendigen Glieder der Kirche sich zusammenhalten müßten, um von diesem Punct aus das Leben in der Kirche wieder zu erwecken," und billigte daher die privaten Erbauungszusammenkünfte der Gläubigen. Sein XXIV. 7, 4. erwähntes Gnomon, eine lateinisch verfaßte Erklärung des Neuen Testaments für Bibelfreunde und Bibelforscher (nun von C. F. Werner übersetzt) ist eine wahre Fundgrube, da es „kurz, originell, kräftig redend und lebendig aus inniger Liebe und Erkenntniß des heil. Textes" hervorgegangen ist. (S. Bengel's Leben, von Chr. Burk.) Bengel hat zahlreiche Schüler hinterlassen, unter welchen sich der geistvolle Ötinger, Crusius, Hahn, der fromme Liederdichter Hiller u. a. befanden und zugleich auf die verschiedenen Kreise gläubiger Laien einen gesegneten Einfluß ausgeübt haben, aus denen wir nur einige, wie Hoffmann, den Gründer der Gemeinde Kornthal, und Michael Hahn, den begabten Verfasser einer Reihe von Erbauungsschriften, nennen wollen.

Dagegen prägte sich der kantische Rationalismus vollständig aus in der Dogmatik eines Gabler, Stäudlin, Ammon, Paulus, so wie in der rationalisirenden Theologie eines Wegscheider, Bretschneider und Röhr, die zwar den frühern nackten, durchaus von Gott und allem Göttlichen abgelösten Naturalismus verdrängen halfen, nichts desto weniger aber durch ihre mehr oder minder unverholene Verwerfung positiv-christlicher Wahrheiten dem modernen theologischen Unglauben durch eine täuschende Anschließung an die christlich-kirchliche Sprache auch im Volke Eingang zu verschaffen bemüht waren.

Die Aufstellung eines förmlichen Systems des Unglaubens gieng zumeist von Wegscheider in Halle aus, der von der h. Schrift nur das beibehalten wissen wollte, was die menschliche Vernunft sich zurechtlegen könne. (Das Merkwürdigste war, daß er diese seine Dogmatik „den Manen Luther's" widmete!) Damit wurden gerade die spezifischen Grundlagen des Christenthums beseitigt, und es blieben nichts, als die drei Postulate der practischen Vernunft (des Gewissens), nämlich der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit nebst einer kraftlosen Werkthätigkeit zurück, also eine Religion, wie sie auch von der Weltbildung aufgestellt wurde. — In ähnlicher Weise lehrten Gesenius in Halle, Bretschneider in Gotha und Röhr in Weimar. Letzterer nannte den Augustinus (XIII. 13, 2.) wegen seiner

kirchlichen Lehre von der Sünde und Gnade einen Entheiliger des Evangeliums, dagegen den Pelagius (XIII. 13, 2.) einen ehrwürdigen Vertheidiger der Vernunft gegen die Unvernunft, die Lehre von Christi Erlösungs- und Versöhnungstod eine Dichtung unwissender und spitzfindiger Kirchenlehrer, und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn alle christlichen Dogmen früher oder später fallen würden, sich die Menschen in der christlichen Moral einigen würden. Auch machte er ein eigenes rationalistisches Glaubensbekenntniß und erwartete von ihm, daß es die evangelische Kirche annehmen werde.

Indeß hatte der alte Kirchenglaube auch in dieser öden Zeit des dürrsten Unglaubens noch immer eine Anzahl Prediger und Seelsorger, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben, und vorzüglich war noch im Volk ein Kern von Glaubenstreuen vorhanden, welche, als die Kanzeln leere, lose Speise boten, ihre geistliche Nahrung aus den Schriften älterer Glaubensmänner holten, — und statt der verstümmelten Lieder moderner Gesangbücher die Kernlieder der gläubigen Väterzeit wenigstens beim Hausgottesdienst oder in Erbauungszusammenkünften sangen und den Spott und Hohn der Welt nicht scheuten, welche, vom Haß ungläubiger Geistlicher und ihrer Anhänger getrieben, sie verfolgte und da und dort selbst obrigkeitliche Einschreitungen gegen sie veranlaßte.

Dergleichen „stille" Kreise biblisch-gläubigen Christenthums, das mit dem Namen „moderner Pietismus" bezeichnet wurde, gab es von jeher, vorzüglich im Württembergischen, in mannichfaltiger, zum Theil freilich auch in mehr oder weniger gefärbter Art; und in den preußischen Rheinlanden hat das Wupperthal in seinen Geistlichen und Gemeinden dem lebendigen Christenthum einen entschiedenen Halt gewährt.

Außerhalb Deutschland war die Neologie besonders in den Niederlanden verbreitet. Als man in Amsterdam der deutsch-lutherischen Gemeinde einen rationalistischen Prediger aufdringen wollte, riß sich ein Theil der Gemeinde los und behauptet sich seitdem selbständig als „wiederhergestellte lutherische Kirche". — In Norwegen trat der lutherische Bauer Nielsen Hauge mächtig gegen die falsche Aufklärung auf. — In Schweden bildete sich 1803 die Gesellschaft der Leser, die sich mit dem Lesen der Bibel und Schriften Luther's erbaute. — In England setzten viele Dissenters dem lauen Wesen der Staatskirche ein lebendig-thätiges Christenthum entgegen.

Dem Bedürfniß nach Schriftkenntniß suchten die zuerst in England aufgekommenen Bibelgesellschaften abzuhelfen, indem der Mangel an Bibeln in Wallis schon 1787 zur Errichtung einer solchen Gesellschaft veranlaßte, die sich auf Hughe's Vorschlag 1804 zur „großen britisch-ausländischen Bibelgesellschaft" erweiterte, und als solche die Mutter aller nachfolgenden Bibelgesellschaften in andern Ländern wurde.

Der erste Vorsitzer jener großen Bibelgesellschaft war Lord Teignmouth, den drei Secretaire unterstützten (Hughe, aus der Staatskirche, Owen aus den Dissenters und Dr. Steinkopf, der Prediger der deutsch-evangelischen Kirche in London). Nach dem Muster derselben bildeten sich viele Bibelgesellschaften und Hülfsvereine. Im J. 1806 entstand die irländische, dann folgte die niederländische in Amsterdam; 1813 wurde durch die Bemühungen der schottischen Agenten die russische gestiftet und vom Kaiser Alexander I genehmigt, der selbst Mitglied wurde und der Gesellschaft 25,000 Rubel schenkte. Im J. 1814 trat die dänische und die schwedische, 1816 die schleswig-holsteinische in's Leben.

Die erste deutsche Bibelgesellschaft (nach der mit dem Francke'schen Waisenhause verbundenen Canstein'schen Bibelanstalt in Halle) kam 1804 in Nürnberg zu Stande

Selbst mehrere deutsche Katholiken wurden vom Eifer, die Bibel zu verbreiten, ergriffen, bis 1816 der Papst die Thätigkeit der Bibelgesellschaften in den heftigsten Ausdrücken verdammte, so daß dadurch die Wirksamkeit jener Gesellschaften in katholischen Landen gehemmt wurde. Einen desto größern Aufschwung nahmen sie im evangelischen Preußen, wo der Prediger Jänicke in Berlin dafür wirkte und König Friedrich Wilhelm III seine Theilnahme bethätigte, so daß 1814 die preußische Hauptbibelgesellschaft mit vielen Hülfsvereinen entstand. Im gleichen Jahre folgten Hannover, dann Stuttgart und Dresden, und so nach und nach fast alle übrigen deutschen Lande nach. — In der Schweiz war es besonders Basel, wo eine große Thätigkeit für Bibelverbreitung lebendig wurde. Gleichermaßen erfolgte das Aufkommen der Bibelgesellschaften in Frankreich und in andern Ländern Europa's; eben so in Nordamerika und Asien. — Im Ganzen hat bis heute die britische Bibelgesellschaft die h. Schrift in 152 Sprachen, von denen 125 ganz neu übersetzt werden mußten, in Umlauf gebracht, und 38 Millionen Bibeln verbreitet, so daß mit Hinzurechnung der übrigen, von ihr unabhängigen Gesellschaften in Europa und Amerika die Zahl der verbreiteten Bibeln über 60 Millionen beträgt, während im Beginn der bibelgesellschaftlichen Thätigkeit nicht mehr als 5 Millionen Bibeln in der Welt vorhanden waren. — Im Anschluß an diese Bibelgesellschaften entstanden dann Gesellschaften zur Verbreitung christlicher Literatur, sogenannte Tractatgesellschaften, für evangelische Bücher z. B. in London und Berlin und der norddeutsche Verein; für katholische der Piusverein in Köln &c.

Dieser Eifer für die Verbreitung der h. Schrift steht in genauem Zusammenhang mit dem früher erwachten Triebe zur Verbreitung des Christenthums in Heidenlanden überhaupt durch evangelische Missionen, wie denn die schon fast 100 Jahre zuvor gegründete dänisch-ostindische (lutherische) Missionsgesellschaft (XIII. 5, 3.) sowohl, als die Mission der Brüdergemeinde (XIV. 7, 3.) ihre gesegnete Wirksamkeit fortgesetzt hatten. Der Sinn dafür erwachte jetzt auch in andern Kreisen. Nachdem 1792 die Methodisten eine Missionsgesellschaft gegründet hatten, vereinigte sich 1795 eine große Anzahl lebendiger Christen in England aus allen evangelischen Dissenterparteien zur „Allgemeinen Londoner Missionsgesellschaft", und ihrem Beispiel folgte 1796 die schottische und 1799 die staatskirchliche Missionsgesellschaft für die auswärtigen Besitzungen Englands. — Auf dem Continent gründete sich 1797 die niederländische und 1816 trat die evangelische Mission in Basel hervor. In Berlin war Jänicke seit 1800 für die Mission thätig, worauf 1824 daselbst eine eigentliche Missionsgesellschaft zusammentrat. Im J. 1829 trat die rheinische Missionsgesellschaft in Barmen und zehn Jahre darnach die lutherische zu Dresden in's Leben. — Die Mission überhaupt war es, welche — in Deutschland unter dem stillen aber gesegneten Einfluß der Brüdergemeinde — allmählich die Wiedergeburt einer lebendigen Kirche wesentlich förderte, und in der Mission haben die Gläubigen aller evangelischen Confessionen das „Panier" gefunden, unter dem sie sich sammeln und stärken zu dem Streite, der mit dem Heidenthum in entfernten, wie in heimischen Landen zu führen ist, um in Verbindung mit den Arbeiten der allgemeinen evangelischen Kirche, als

deren Diaconie sie im Grunde zu betrachten ist, dem Siege Christi allenthalben Bahn zu machen.

Außerdem entstanden von 1814 bis 1840 in Schottland drei Missionsgesellschaften, in Amerika noch mehrere, von welchen die Amerikanische allgemeine, die methodistische, die baptistische und die bischöffliche als die bedeutendsten anzuführen sind. Man berechnet, daß die Bevölkerung der Erde sich auf 1300 Mill. beläuft, wovon 335 Mill. Christen, 5 Mill. Juden, 160 Mill. Muhammedaner und 800 Mill. Heiden sind. — Unter diesen arbeiten etwa 35 Missionsgesellschaften, wovon die 15 größten im Jahre 1857 auf 862 Hauptstationen 1581 Missionare mit 1311 Gehülfen und etwa 12,000 eingeborenen Missionsarbeitern beschäftigten.

Während die englischen Gesellschaften vermöge des Colonialinteresses eine allgemeine nationale Theilnahme finden und daher über bedeutendere Mittel zu verfügen haben (jährlich gegen 6 Mill. Gulden), zeichnen sich die deutschen durch Unabhängigkeit von jeder weltlichen Tendenz und ihre Arbeiter durch gründliche Bildung, Anspruchlosigkeit und Hingebung aus. (Von den deutschen Missionen siehe in XXIX. Kap. 10, 4. ein Näheres.)

7. Die Harmsischen Thesen. Die preußische Union. Die Breslauer Lutheraner. Restitution des Papstthums. Convertiten.

Als sodann im Jahr 1817 die Feier des 300jährigen Reformationsjubiläums bei allen deutschprotestantischen Parteien eine neue Begeisterung für den Protestantismus im Allgemeinen erweckte, trat der lutherische Archidiacon Klaus Harms in Kiel in seinen 95 Thesen gegen den auf Kanzeln und Kathedern herrschenden Rationalismus, als gegen ein Pabstthum der Vernunft, auf und forderte mit der ihm eigenen volksthümlichen Kraftsprache zur Rückkehr zum lutherischen Glauben und zur alten frommen Sitte der Väter auf. Aus Anlaß dieser Thesen entspann sich ein heftiger theologischer Streit über Vernunft- (Denk-) und Offenbarungsglauben, der die Folge hatte, daß in Gemeinden und Häusern, welche im geistlichen Tode gelegen hatten, bei den Einzelnen wieder mehr Theilnahme an positiver Religion erwachte.

Da in den meisten Gliedern der beiden bis dahin allenthalben noch getrennt bestandenen Confessionen der Lutheraner und Reformirten, und zwar in der Wissenschaft, wie im Leben, das Bewußtsein des Sonderbekenntnisses gänzlich zurückgetreten war, so konnte das ebengenannte Reformationsjubiläum den von Seite der Calvinisten je und je gehegten Wunsch einer Vereinigung der getrennten protestantischen Confessionen um so leichter beleben, da dieselbe schon in frühern Zeiten, namentlich vom reformirten brandenburgisch-preußischen Hause, versucht worden war.

Weil nun besonders der aus dem deutschen Freiheitskampf in religiöser Beziehung zur Erneurung angeregte preußische Staat den Beruf eines Vorkämpfers für den Protestantismus in sich fühlte, so fand König Friedrich Wilhelms III Aufruf zu einer lutherisch-calvinistischen Union eine große Theilnahme, so daß nach mannichfachen Verhandlungen die Vereinigung selbst im J. 1821 zu Stande kam, die so-

dann fast gleichzeitig, auch in Nassau, Rheinbayern, Anhalt, Baden, in den beiden Hessen, in Weimar, Württemberg — jedoch nicht allenthalben ohne Übereilung oder auch nicht ohne hie und da angewandte künstliche Mittel — eingeführt wurde.

Um den unionistischen Gottesdienst in Preußen zu regeln, und der liturgischen Willkür besonders der rationalistischen Geistlichen, welche bei der h. Taufe und dem h. Abendmahl die Einsetzungsworte jämmerlich veränderte, ein Ende zu machen, — ließ Friedrich Wilhelm III eine Agende entwerfen. Diese Agende genügte aber keinem der vereinigten Theile und konnte daher erst nach mannichfachen Überarbeitungen im J. 1830 in Kraft treten. So war nun die evangelische Kirche in drei Tropen oder Formen vorhanden, als lutherische, als reformirte (welche beide die Unterscheidungslehren noch festhielten, aber sie nicht als trennend ansehen wollten), und als real-unirte, welche die Unterscheidungslehren für unwesentlich erklärte. Daß die Art der Einführung der Agende das Werk der Union nicht vollkommen befestigte, noch weniger ihm zum Sieg über die beiden ältern Confessionen verhalf, zeigte sich in der folgenden Periode.

Schon durch alle jene Erörterungen über die Agende war vielen Lutheranern ihr altes Bekenntniß wieder zum Bewußtsein gekommen, und ihr Widerspruch gegen die Union führte zu einem hitzigen Kampf, in welchem der Wortführer der Breslauer Lutheraner, Dr. Scheibel, 1832 seines Pfarramts und seiner Professur entsetzt, mehrere andere Geistliche mit Gefängniß gestraft, andere im Amte suspendirt und ihren Gemeinden die Agende mit Militärgewalt aufgedrungen wurde. Als darauf die suspendirten Geistlichen 1835 eine Synode hielten und beschloßen, jedes rechtmäßige Mittel zur Rettung der lutherischen Kirche zu versuchen, so wurden die Verfolgungen gegen die Weigerer gesteigert, und viele sahen sich dadurch genöthigt, nach Amerika und Australien auszuwandern. Von da an trat mehr Milde ein, und als Friedrich Wilhelm IV zur Regierung kam, wurden die gefangenen Geistlichen ihrer Haft entlassen und den separirten Lutheranern gestattet, als eine eigene von der Staatskirche unabhängige Religionsgesellschaft zu bestehen. (S. XXIX. 5, 2.)

Der durch solche Unionsbestrebung erregte Sinn für Herstellung einer „allgemeinen Volkskirchlichkeit" suchte einen Halt in der Aufstellung einer Presbyterialverfassung, wodurch die Geistlichkeit mit der Gemeinde, — oder doch einer Synodalverfassung, wodurch wenigstens die Geistlichen unter sich in nähere Verbindung gebracht und dadurch hauptsächlich die „überwiegend juristische und centralbüreaukratische Consistorialverfassung" gemildert werden sollte. Allein einerseits Furcht vor einem „Kirchenstaat in der Staatskirche", anderseits Gleichgültigkeit und hie und da auch Abneigung gegen kirchliche Disciplin ließ es vorerst nur in einigen Ländern, wie z. B. in Bayern und Baden (der Form nach schon seit 1821), in Rheinpreußen und Westfalen zu Synodalverfassungen kommen.

Was das Reformationsjubiläum für die Protestanten war, das war für den römischen Katholicismus die 1814 erfolgte Restitution des

Papstthums, das sich gleich durch die von Pius VII mittelst der Bulle Sollicitudo omnium gebotene Wiederherstellung des Jesuitenordens und durch die von Leo XII erneuerte Inquisition wirksam erwies. Es erwachte wieder ein großer Eifer für die in Verfall gerathene katholische Mission daheim und in den Heidenländern, und der im J. 1825 ausgeschriebene Jubelablaß fand eine ungewöhnliche Theilnahme in der katholischen Christenheit.

Bereits wurde der milde, versöhnliche Geist des Bischoffs Sailer, der vorher bei vielen Katholiken Eingang gefunden hatte, als zu sehr dem protestantischen Princip sich zuneigend, von Oben zurückgewiesen und die streng-tridentinische Lehre durch ihre wissenschaftlichen Vertreter (Möhler, Klee, Döllinger) wieder in den Gemüthern befestigt, während die Übertritte eines Friedrich Leopold von Stolberg, Friedrich Schlegel, Hurter u. a. aus dem Protestantismus in den Schooß der katholischen Kirche der Wiederherstellung ihres Ansehens Vorschub leisteten.

Anderseits wendeten sich aber auch vom evangelischen Glauben ergriffene Katholiken, wie Martin Boos, Goßner, Henhöfer u. a. der protestantischen Schrift- und Rechtfertigungslehre zu, und die beiden letztgenannten giengen mit einem Theil ihrer Gemeinden zur evangelischen Kirche über und wirkten mit großem, tiefgehendem Segen auf ihre Umgebung. — Die der Abweichung vom kirchlichen Dogma beschuldigte Richtung in der Lehre des katholischen Professors Hermes in Bonn († 1831) gewann Anhang unter einem Theile der Geistlichkeit, wurde aber vom Papst Gregor XVI verdammt. — Die weitere Restauration der katholischen Kirche durch die wiederauflebende Hierarchie in ihr ist das Strebeziel der neusten Bewegungen auf diesem Gebiete. (S. XXIX. 11, 5.)

2. Kapitel. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten bis zur Wiener Schlußacte.

1. Der 13. Artikel der deutschen Bundesacte. Die constitutionellen Staaten Deutschlands. Österreich. Preußen und die Provincialstände. Die politischen Parteien: Conservative und Liberale.

Mit dem Schlusse des Wiener Congresses und des zweiten Pariser Friedens, so wie mit dem Eintritt der mit letzterem zusammenhängenden heiligen Allianz trat für Europa eine neue Zeit ein. Die Beziehungen der auswärtigen Politik traten hinter die Bewegungen zurück, welche in Folge der Bestimmungen jener Verständigungsacte sich nunmehr im Innern eines jeden Staates kund gaben, um seinen Ausbau oder seine neue Einrichtung zu fördern. Man dachte nicht mehr auf Krieg und Eroberung: man wollte durch allen Aufwand geistiger Mittel das Wiedererrungene ordnen, sichern und zum höchsten Ertrag der Kräfte bringen.

Dabei strebten jedoch die größern Staaten nach vorwiegendem Einfluß auf die kleinern, um dadurch unter sich theils eine

Gleichgewichts=, theils eine Übergewichtsstellung zu behaupten. Die kleinern Staaten auf dem größern politischen Schauplatze, den fortan die fünf Großmächte einnahmen, traten mehr und mehr zurück, fanden jedoch in den inneren Gegensätzen der Pentarchie einen größern Schutz für ihre Selbständigkeit, als in den aufgestellten Congreß= und Bundesbeschlüssen.

Das politische Leben im Innern der meisten westeuropäischen Staaten, bethätigte sich vor Allem in den Verfassungskämpfen, welche auf parlamentarem Boden, unterstützt von der steigenden Macht der freieren Presse, dazwischen aber auch mit den Waffen im Hin= und Herdrängen bald revolutionärer, bald reactionärer Kräfte gekämpft wurden.

Was zunächst das deutsche Volk betrifft, so wendete es sich, froh der wiedergewonnenen Selbständigkeit und Sicherheit, im Allgemeinen der Wiederordnung seiner häuslichen und staatlichen Angelegenheiten zu, und überließ sich der Hoffnung, daß allmählich Alles, was in den neuen Bundesstatuten in Aussicht gestellt war, sich erfüllen und das darin Mangelhafte sich verbessern lassen werde.

Im Allgemeinen aber fand sich das vaterländische Interesse der Deutschen durch die Neugestaltung der Verhältnisse nicht befriedigt, weil dadurch der deutschen Nation, als solcher, nach Außen keine politisch genügende und hinreichend ehrenvolle Stellung in der europäischen Völkerfamilie angewiesen, nach Innen dem Volke kein so großer Antheil an der Gesetzgebung und Regierung, als man nach den Opfern der Freiheitskriege erwartet hatte, zugestanden und ein zu großer Theil der Sorge für die Gesammtwohlfahrt dem unbestimmten guten Willen der Regierungen überlassen worden war.

Am wenigsten befriedigte die deutsche Bundesverfassung Diejenigen, welche sich die Wiedererrichtung eines deutschen Kaiserthums geträumt hatten. Auch die beiden deutschen Großmächte fühlten, daß zu einer kräftigeren Durchführung der Gesammtbeschlüsse nach Innen und zu einer vollkommeneren Repräsentation Deutschlands nach Außen noch Vieles fehle. Daher schlugen sie ein von ihnen beiden geführtes Directorium vor, als oberste Vollziehungsbehörde, neben einem engeren Fürstenrath und einem weiteren, aus Fürsten und Abgeordneten der Bundesstaaten zusammengesetzten Gesetzgebungs= und Berathungskörper. Dabei sollte Deutschland in Kreise getheilt und mit Kreisobersten, als Untervollziehungsbehörden, versehen werden. Ein Bundesgericht sollte die innern Streitigkeiten schlichten und kein Bundesglied für sich allein mit fremden Mächten Bündnisse schließen oder Krieg führen können. — Diesem Vorschlage aber traten die größern Staaten des ehemaligen Rheinbundes entgegen und wurden in ihrem Widerspruch von den auswärtigen Mächten unterstützt, in deren Rechnung ein starkes Deutschland nicht paßte. Da nun auch Österreich nicht gerade fest darauf bestand, so mußte Preußen, das am meisten für diesen Vorschlag war, Stück für Stück nachgeben, und selbst das Bundesgericht, auf dem es am längsten bestand, fallen lassen. — Daß man dann, anstatt einer starken Executivbehörde neben einer gesetzgebenden Behörde nur ein Mittelding zwischen beiden aufstellte, sollte sich für die Folge in Deutschlands Verhältnissen nach Innen und Außen bitter bestrafen.

Desto fester hielt sich daher der vorstrebende Theil der deutschen Nation an den 13. Artikel der Bundesverfassung, der alle deutsche Staaten zur Wiederherstellung oder Einführung landständischer Verhältnisse verpflichtete. Es hatte nämlich früher in Deutschland allenthalben Landstände gegeben und dem Rechte nach bestanden sie in einzelnen Staaten noch, wenn auch in veränderter und geschwächter Wirksamkeit; in andern waren sie ganz außer Wirksamkeit gekommen. Sie wiederherzustellen und mit zeitgemäßen Verbesserungen auszustatten, erschien Manchem als das Natürlichste. Allein theils hatten selbst die Leiter des Wiener Congresses, welche die absolutistischen Regierungsgrundsätze des 18. Jahrhunderts als der Neuzeit allzu widersprechend erkannten, schon den Ideen der letztern theilweisen Raum bei sich gegeben, theils machte die Zusammensetzung einzelner Staaten (aus aufgehobenen geistlichen Fürstenthümern, aus mediatisirten Landestheilen und aus eingetauschten Ländern) eine völlige Wiederherstellung der alten Landstände unmöglich. Daher schien die Ansicht gerechtfertigt, daß so grundverschiedene Landestheile nur durch eine neue, allgemeine landständische Verfassungsform zu einer Einheit verbunden werden könnten. Ja einzelne Staaten glaubten selbst über den Artikel 13 hinausgehen und eine eigentliche Vertretung des Volks gewähren oder in Aussicht stellen zu dürfen.

Diejenigen deutschen Staaten, in welchen die alten landständischen Formen in Abgang gekommen waren und die Regierungsgewalt keine bestimmten Gränzen hatte, waren Österreich und Preußen. Zu denjenigen Staaten, in welchen noch altlandständische Verfassungen, aber mit einzelnen Abänderungen bestanden, gehörten Sachsen, Hannover, Kurhessen, die vier freien Städte und andere kleinere Staaten Norddeutschlands. Staaten endlich, welche aus vielen neuhinzugekommenen Ländertheilen zusammengesetzt waren und in welchen die verschiedensten ständischen, landschaftlichen und corporativen Einrichtungen gegolten hatten, waren die rheinbündischen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, von welchen jeder darum auch eine neue, allgemeine Constitution für sich nöthig erachtete.

Die neugeschaffenen allgemeinen Constitutionen, welche sich nun die ehemaligen rheinbündischen Staaten gaben, nahmen zwar von der ersten, durch Talleyrand und Fouché entworfenen Charte Ludwigs XVIII viele einzelne Züge auf und bewiesen dadurch, daß es nicht so leicht war, in diesen Beziehungen ganz aus der geistigen Atmosphäre des westlichen Nachbars, an dessen Schicksal diese Staaten eine geraume Zeit gebunden waren, herauszutreten; sie unterschieden sich aber doch von ihrem Muster nicht unwesentlich dadurch, daß sie gleich das Zweikammerprinzip aufstellten, die Wahlen nicht bloß von der Besteurung, sondern auch von der Beschaffenheit des Besitzes abhängig machten und keine unmittelbare Vertretung des Volks, sondern der in ihm vorhandenen adeligen, bürgerlichen und ackerbauenden Eigenthümer einführten. Aber eben dieser theilweise ständische, theilweise parlamentäre Character dieser Constitutionen gab ihnen in der Anwendung etwas

Schwankendes, Halbes, sogar den Schein und die Täuschung Begünstigendes, wenn sie auch in die so lange an passive Haltung gewöhnte Masse viel Leben und Bewegung brachten.

Bayern hatte durch seinen König **Maximilian I** Joseph schon 1811 eine Gesammtverfassung bekommen, durch welche die alten Landstände in den bayrischen Provinzen aufgehoben wurden: sie war aber nicht ganz durchgeführt worden. Als nun der 13. Artikel der Bundesacte die Einführung oder Erneuerung der Landstände verlangte, diese aber bei der eingeführten Centralisation in Bayern zurückzuführen nicht möglich und räthlich schien, so gab König Max am 26. Mai 1818 eine neue Reichsverfassung mit einer Reichsrathskammer, deren Mitglieder ihre Würde theils vererbten, theils vom König auf Lebenszeit bekamen, und mit einer zweiten oder Abgeordnetenkammer, die aus Vertretern des begüterten Adels mit Gerichtsbarkeit, der drei Landesuniversitäten, der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, der Städte und Marktflecken und der Landbesitzer ohne Gerichtsbarkeit bestehen. Diese neue Constitution wurde überall im Lande mit Freude und Dank begrüßt und erhöhte die ohnedieß große Popularität Königs Max des Guten. Das von ihm 1817 abgeschlossene Concordat mit dem Papste Pius VII fand weniger Beifall, weil durch dasselbe das Recht des Staats zu sehr beschränkt erschien und gewisse Theile desselben mit der Verfassung im Widerspruch stunden, dessen versuchte Lösung viele Schwierigkeiten verursachte.

In **Württemberg** hatte die Gewaltherrschaft des Königs Friedrich I die Unzufriedenheit des Volks längst in einem hohen Grade hervorgerufen, so daß der König nach dem Sturze Napoleon's und nach der Festsetzung des 13. Artikels der Bundesverfassung fühlte, daß er etwas thun müsse, um sich zu halten. Er eilte daher vom Congreß hinweg in seine Hauptstadt, und gab am 15. März 1815 seinem Lande eine ständische Verfassung und zwar nach dem Einkammersystem, in welcher die Gesetzgebung und Besteurung von der Beistimmung der Stände abhängen, die jedesmalige Eröffnung gesetzlich bestimmt und die Freiheit der Berathung gewährleistet sein sollte. In der Zahl der Abgeordneten befanden sich auch mehrere Virilstimmen und erbliche Mitglieder. Allein seine Stände wollten von diesem „liberalen Geschenke moderner Staatsweisheit" nichts wissen, sondern verlangten ihr „gutes altes Recht", und zwar Altwürttemberg seine „alte" Verfassung, Neuwürttemberg die früher besessenen Rechte seiner mediatisirten Landestheile. Ja sie baten sogar in einer Beschwerdeschrift an die beim Congreß noch versammelten Monarchen um Vermittlung, und drohten das Volk von den Steuern zu entbinden, wenn man ihnen nicht hülfe. — Während dieses hartnäckigen Streites starb König Friedrich I in der Nacht vor dem 30. Oct. 1816, und sein Sohn und Nachfolger König **Wilhelm I**, der selbst viel Hartes von seinem Vater erlitten hatte und als Kronprinz schon die Hoffnung des gedrückten Landes war, suchte mit einer ständischen Commission eine neue Verfassung zu vereinbaren, die aber nur nach langen und großen Mühen — und erst, nachdem der König durch viele und wesentliche Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung die Hartnäckigkeit des Altwürttembergers und das Mißtrauen der Neuwürttemberger besiegt hutte, zu Stande kam und am 27. Sept. 1819 von den Ständen angenommen und vom Könige bestätigt wurde. Sie hatte zwei Kammern, in deren erster auch die ehemaligen Reichsstände, in deren zweiter die Vertreter des ansässigen Adels &c. mitsaßen und gewährte ein ausgedehnteres Wahlrecht, sowie mehr Schutz gegen die Beamtenherrschaft, daher sie für noch freisinniger galt, als die bayrische.

In **Baden**, das aus der reformirten Rheinpfalz, aus dem katholischen Breisgau und aus den Gebieten vieler ehemaliger Reichsstände entstanden war, hatten sich die verschiedenen landständischen Rechte während der Rheinbundsperiode gänzlich verloren, und der Großherzog Karl Friedrich, welcher 1811 starb, hatte unumschränkt regiert, jedoch mit einer so weisen Mäßigung, daß sein Volk zufrieden war. Allein die verschwenderische Regierung Ludwig's, welcher seinem Neffen Karl († 1818, einem Enkel Karl Friedrich's) auf dem

Throne folgte, erweckte eine solche Unzufriedenheit, daß die ehemaligen pfälzischen Theile den Wiederanschluß an Bayern, die Breisgauer den Rücktritt unter die ehemalige österreichische Herrschaft laut verlangten. Der Wiener Congreß jedoch wollte an dieser Gränze Frankreichs einen zusammenhängenden Staat haben und willigte in keine Zertrennung. Die durch den frühen Tod eines Erbprinzen eingetretene Kinderlosigkeit Karl's und die bestrittene Ebenbürtigkeit der aus der morganatischen Ehe Karl Friedrich's erzeugten Grafen von Hochberg stellte noch einmal den Bestand des Landes in Frage. Um das Aussterben des badischen Hauses zu verhindern, erhob der Großherzog Karl die Grafen von Hochberg zu Markgrafen und Prinzen von Baden und erklärte sie für successionsfähig. Dieser Act erhielt die Sanction des Bundestags und damit wurde auch der Bestand des Landes aufrecht erhalten. — Da nun die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassungen nicht möglich erschien, so wünschte das Volk eine neue Gesammtverfassung; nach langem Zögern ertheilte Großherzog Karl am 22. August 1818 eine Constitution mit zwei Kammern, in deren erstern die Mediatisirten noch größere Vorrechte, als in Bayern und Württemberg bekamen, während die zweite Kammer mit allen Rechten einer Volksvertretung ausgestattet wurde, so daß in der Folge die Weiterbildung der badischen Verfassung im Sinne des „Fortschritts“ gerade dieses Land zum „Brennpunct des politischen Meinungskampfes“ in Deutschland machte.

Die hessen-darmstädtische Verfassung wurde, nach verschiedenen Kämpfen um das Mehr oder Weniger der Bewilligung, am 28. März 1819 gegeben. Die Verfassung in Nassau war schon am 2. Sept. 1814 ins Leben getreten.

Im Königreich **Sachsen** hielt die Rücksicht auf das Unglück des bereits betagten Königs und der zähe Widerstand der von Alters her bevorrechteten Stände noch eine Zeit lang die alte Staatseinrichtung aufrecht.

Im Königreich **Hannover**, das seit Georg I, der den englischen Thron bestieg, in politischer Beziehung einer englischen Colonie glich, traten zwar schon im Jahr 1814 die alten Landstände zusammen, ließen aber Alles beim Alten, da wegen der Abwesenheit des Regenten im fernen London das hannöverische Ministerium, auf eine starke Aristokratie gestützt, eine fast unumschränkte Macht erlangt hatte. Endlich erließ der Prinz-Regent 1819 eine Verfassung, in der aber der ansässige Adel ein unverhältnißmäßiges Übergewicht hatte.

In Kurhessen wurden die alten, vor 1806 bestandenen Landstände wieder hergestellt, konnten aber vom Kurfürsten Wilhelm I keine Erweiterung ihrer Rechte erlangen und verzehrten ihre Kraft in fortgesetzter „Abwehr der Regierungsforderungen“.

In den übrigen norddeutschen Staaten, so weit sie auf die alten Landstände zurückgiengen, wurden da und dort einzelne Verbesserungen erstrebt. — Eine neue Verfassung in sehr liberalem Sinne erhielt Weimar durch seinen hochgebildeten Großherzog Karl August. — In den vier freien Städten machte sich die Rückkehr zu ihrer alten reichsstädtischen Verfassung am leichtesten, bei der man jedoch einzelnen Verbesserungen Eingang ließ, andere dagegen verschob.

In **Österreich's** deutschen Provinzen bestanden die alten Postulatentage zwar noch, doch hatte man ihnen längst das Steuerbewilligungsrecht genommen und ihnen blos die „Aus- und Umschreibung“ der von der Regierung geforderten Steuern belassen, und mit dieser dürftigen Einrichtung gedachte man dem 13. Artikel zu genügen! Bloß den Tyrolern hatte man beim Rückfall ihres Landes an Österreich etwas mehr von ihren alten Freiheiten gelassen; die übrigen blieben ihnen vorenthalten, weil gegenüber den andern Provinzen eine zu große Ungleichförmigkeit vermieden werden sollte.

In **Preußen** endlich war es am wenigsten möglich, überall auf alte landständische Einrichtungen zu fußen, weil sie in den alten Landestheilen durch die selbstherrliche Regierung Friedrich Wilhelm's I und Friedrich's des Großen in Ab-

gang und neue Einrichtungen an ihre Stelle gekommen waren. Friedrich Wilhelm III erklärte daher in einer Cabinetsordre vom 22. Mai 1815, in den ältern Provinzen Provincialstände einführen und die in den neuerworbenen Ländern geltenden Provincialstände erhalten und beleben zu wollen. Ja er stellte sogar eine Reichsverfassung mit Volksvertretung in Aussicht, welche „zu dauerhafter Bewahrung durch eine schriftliche Urkunde" verbrieft werden sollte. Er glaubte diesen Beweis von Vertrauen seinem Volke, zum Dank für dessen begeisterte und ausdauernde Vertheidigung des Thrones und Landes geben zu sollen. Allein bei der so großen Verschiedenartigkeit der Landestheile, aus denen Preußen durch die Congreßacte zusammengesetzt ist, und bei der großen Mannichfaltigkeit der frühern Rechte und Institutionen darin — stieß die Entwerfung einer solchen allgemeinen Constitution auf große Schwierigkeiten, so daß der bedachte Monarch die Arbeit der hiezu niedergesetzten Commission erst noch länger prüfen lassen und zur Veröffentlichung und Einführung einer Gesammtverfassung erst noch eine ruhigere Zeit abwarten wollte, als die war, in welcher in West- und Süddeutschland ein ungewöhnlicher Geist der Opposition sich regte und in Spanien und Italien unerwartet revolutionäre Gährungen ausbrachen, von denen weiter unten (Kap. 3) wird berichtet werden.

Während einerseits die Regierungen und bevorrechteten Klassen in den unbeschränkten sowohl, als in den altlandständischen Staaten nicht geneigt waren, die Ansprüche des Volks an politische Mündigkeit anzuerkennen und durch zeitgemäße Zugeständnisse zu befriedigen, und daher sich bemühten, den aufstrebenden Geist der Opposition möglichst niederzuhalten, begnügte sich anderseits ein Theil der Regierten in constitutionellen Ländern nicht, auf dem gesetzlichen Weg vernünftiger Reformen die wahre Freiheit zu erstreben, sondern gab in oft ungestümen Forderungen einen revolutionären Sinn kund, der in manchen Geistern, mehr oder weniger bewußt, nach einem gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden hindrängte.

So stellten sich allenthalben zwei entgegengesetzte politische Parteien heraus, eine die aus den Conservativen (in ihrer äußersten Spitze Aristokraten genannt), die andere, die aus den Liberalen (auf ihrem äußersten Flügel Demokraten, auch Radicale genannt) bestanden. Zwischen beiden bildete sich später aus den gemäßigten Fractionen beider Theile eine Mitte oder ein Centrum, das die beiden Extreme in einer dritten Partei zu vermitteln suchte, oder auch eine indifferente nach beiden Seiten fluctuirende Stellung einnahm.

2. Die deutsche academische Jugend: die Burschenschaft; die Wartburgfeier. Kotzebue's Ermordung. Die Carlsbader Beschlüsse. Der Wiener Congreß und die Wiener Schlußacte.

Da der deutsche Bund, als eine Nothschöpfung des Wiener Congresses, selbst den besonnen denkenden, geschweige den freiheitsbegeisterten Theil Deutschlands nicht befriedigte, bemächtigte sich die Sehnsucht nach Verwirklichung der Ideale, welche viele Theilnehmer an dem Freiheitskriege von einer Wiedergeburt Deutschlands in sich trugen, besonders der

academischen Jugend: denn gerade von den Universitäten und manchen ihrer berühmten Lehrer war durch Wort und Schrift ein nicht geringer Anstoß zur Bekämpfung der Fremdherrschaft ausgegangen, und gar viele studierende Jünglinge hatten sich an der Waffenerhebung betheiligt. Der rohe mittelalterliche Geist, welcher so lange her auf den deutschen Universitäten unter dem Schutze ihrer alten Privilegien geherrscht hatte, war durch einen so ernsten Kampf um die höchsten Güter dem Streben nach einer Reform des academischen Lebens gewichen. Die daraus hervorgegangene Errichtung der allgemeinen Burschenschaft, die von Jena ausgieng, hatte einestheils Reinigung der Sitten, Bewahrung deutscher Art und Belebung des Studieneifers, anderseits auch im Geiste ihrer Leiter die Anstrebung einer zwar zunächst theoretischen, aber in Zukunft in die Praxis übergehenden volksthümlichen und staatlichen Einheit Deutschlands zum Zweck. Sie nahm daher auch die Pflege der Turnkunst in sich auf, die nach der Absicht ihres schon erwähnten Schöpfers Jahn, als Mittel zur Kräftigung des jungen Geschlechts, auf eine nationale Wiedergeburt und staatliche Erneuerung Deutschlands mit vorbereiten sollte.

Allein an der Unbekanntschaft dieser Jugend mit der wirklichen Welt und mit den Gränzen der Möglichkeit, so wie an der Selbstüberschätzung und sanguinischen Verblendung einiger ihrer Leiter und Förderer in Betreff der entgegenstehenden Hindernisse scheiterte die idealistische Unternehmung. Das Wartburgfest, das die aus meist protestantischen Norddeutschen bestehende Burschenschaft am 18. Oct. 1817 zum Andenken an die Reformation Luthers und zugleich an den Sturz der französischen Herrschaft durch die Leipziger Schlacht feierte, ließ die tiefer liegende Tendenz erkennen, und die dadurch hervorgebrachte Aufregung führte zu weitern bedenklichen Symptomen eines am deutschen Volkskörper im Verborgenen schleichenden Fiebers.

Die Wartburgfeier schloß nämlich mit einer Nachahmung der von Luther und den Wittenberger Studenten vorgenommenen Verbrennung der päpstlichen Bannbulle und des kanonischen Rechts, indem man mehrere den deutschen Patrioten anstößige Schriften höherer Staatsmänner und Staatswissenschaftslehrer — wie z. B. Ancillon's Schrift über Souverainetät und Staatsverfassung, v. Kamptz's Codex der Gensd'armerie, v. Haller's Restauration der Staatswissenschaft und alle Schriften des Geheimerath Schmalz, der den Tugendbund angegriffen und die Befreiungsthat des deutschen Volkes ihres Verdienstes schmählich zu berauben versucht hatte, — als der Reaction dienend unter Hohn und Spott verbrannte. — War schon das ein Mißgriff bei diesem Feste, daß man, im Widerspruch mit der beabsichtigten Geisteseinigung Deutschlands das protestantische Princip so stark hervortreten ließ und dadurch den katholischen Theil Deutschlands zurückstieß, so war diese materiell-handgreifliche Art der Beleuchtung und Widerlegung gegnerischer Ansichten um so mehr übel gewählt, weil die Reaction hinter dieser Demonstration die Beabsichtigung noch größerer Gewaltthätigkeiten argwöhnte.

Als nun hierauf Oken's und Luden's Zeitschrift, begünstigt durch die freie Presse in Weimar, welche die gegen die vorhandene Reaction

gerichteten Meinungen mit nicht hinreichender Mäßigung in weitere Kreise zu bringen unternahmen, waren die Anhänger des Alten um so thätiger, den Neuerungsgeist zu bekämpfen, wobei dann so weit gegangen wurde, daß eine deutsche Regierung selbst die Jahresfeier der Leipziger Schlacht verbot! Dazu kam, daß zwei in ausländischem Dienst stehende Aufpasser durch Übertreibung der Gefahr Öl in's Feuer goßen: der russische Staatsrath v. Stourdza, welcher in einer Schrift über Deutschland den Geist der deutschen Professoren und Studenten als entsetzlich schlecht schilderte, und der gleichfalls im russischen Dienst stehende, in Weimar und nachher in Mannheim lebende Schriftsteller August von Kotzebue, welcher aufgestellt zu seyn schien, durch seine journalistische Thätigkeit und insbesondere durch seine Berichte an den Kaiser von Rußland über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland — dem seit dem Befreiungskrieg erwachten freien Geiste entgegenzuwirken. Obgleich Kotzebue im Grunde keine bedeutende Persönlichkeit war, von der Deutschlands Heil oder Unheil abhieng, so sahen doch Viele in ihm einen gehässigen Verräther des Vaterlandes, und die in allen liberalen Kreisen, besonders aber unter der academischen Jugend umlaufenden Urtheile über diesen Mann, so wie die daran sich knüpfenden Wünsche für eine baldige, aus irgend einer Katastrophe hervorgehende Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse — fielen zündend in das tiefe, aber melancholische Gemüth eines durch sonstige Strenge der Sitten ausgezeichneten, aber geistig unklaren jugendlichen Schwärmers, des in Jena studierenden Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der ganz allein und ohne Mitwissende, nach Mannheim reis'te und dort den Staatsrath Kotzebue am 23. März 1819 erdolchte, in dem Wahne, dadurch Deutschland von seiner größten Gefahr gerettet zu haben.

Da er nach der That sich selbst den Dolch zweimal in die Brust stieß, aber sich nicht zum Tode traf, so ward er in's Gefängniß gebracht und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, welche jedoch die anfängliche Vermuthung eines Complottes oder einer geheimen Vehme, von der er abgesandt sei, völlig widerlegte. Als seine schweren Wunden bis auf einen gewissen Grad geheilt waren, wurde er zu Mannheim öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet. Er blieb übrigens bis an sein Ende in seinem Wahne, Deutschland einen Dienst erwiesen zu haben, befangen, und kam nicht zur Erkenntniß seines Unrechts.

Seine Hoffnung, ganz Deutschland werde sich erheben, um die Ideen zu verwirklichen, welche ihm den Dolch in die Hand gegeben hatten, blieb unerfüllt: Niemand erhob sich. Dagegen benützten die Regierungen, von Metternich beeinflußt, diesen blutigen Vorfall, der in eine gefährliche Untiefe der politischen Zustände blicken ließ, zu Maßregeln, welche die bedrohte Ordnung und Sicherheit durch Zurückdrängung der bisher gestatteten gesetzlichen Freiheiten schützen sollten.

Um die innere Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten zu beschränken und der Gewalt des Bundestages eine größere Ausdehnung zu geben, brachte Fürst Metternich den Gesandtencongreß zu

Carlsbad zu Stande, auf welchem die Aufhebung der Preßfreiheit, die Einführung der Censur für Schriften unter zwanzig Druckbogen, die Niedersetzung einer Centraluntersuchungs=Commission in Mainz, die Unterdrückung der demagogischen Umtriebe, die Aufhebung der Burschenschaften und Turnanstalten und die Überwachung der Universitäten sammt der Beaufsichtigung der academischen Vorträge der Lehrenden durch eigene Universitätscommissäre beschlossen wurde. Diese verhängnißvollen Carlsbader Beschlüsse wurden am 20. Sept. 1819 vom Bundestag bestätigt.

Und nun begann eine Zeit beengender Reaction gegen den in Deutschland sich regenden Geist volksthümlicher Bewegungen, die man als Folgen einer zum Umsturz der deutschen Regierungen bestehenden Verschwörung ansah. Es folgten zunächst in Preußen, in Folge von Haus= und Papier=Untersuchungen verschiedene Verhaftungen junger Männer, die im Verdachte der Demagogie standen, und selbst Jahn und E. M. Arndt, welche beide einst durch Wort, Schrift und Beispiel so viel zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft beigetragen hatten, wurden nun als Begünstiger demagogischer Umtriebe ihrer Ämter entsetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Um aber den Geist der Demagogie noch sicherer zu bannen, brachte Fürst Metternich noch im Nov. des gleichen Jahres als eine Fortsetzung des Carlsbader Congresses den Wiener Congreß zu Stande, dessen Bestimmung dahin gieng, aus den süd= und westdeutschen Verfassungen Alles zu entfernen, was einer eigentlichen Volksrepräsentation gleichkam und dafür das landständische Wesen auszubilden, welches dem monarchischen Princip eine sicherere Garantie versprach. Diese in Wien gefaßten Bestimmungen wurden in die sog. Wiener Schlußacte zusammengefaßt, welche am 8. Jun. 1820 von der Bundesversammlung bestätigt wurde und als ein Grundgesetz der Deutschen eine der Bundesacte gleiche Kraft erhielt.

Daher hielt Preußens König, den alle diese Ereignisse im Innern Deutschlands, verbunden mit den Nachrichten über die in den südeuropäischen Staaten überall ausgebrochenen Revolutionen höchst bedenklich und besorgt machten, mit Ertheilung einer Verfassung zurück, ja er verschob auch die Ausführung des von ihm gefaßten Gedankens einer Reichsständeversammlung auf günstigere Zeiten, und beschränkte sich bloß auf Einführung von berathenden Provinciallandständen, die am 5. Jun. 1823 in Preußen eingesetzt wurden.

Durch jene von den Großmächten ausgegangenen Reactionsbeschlüsse verschärfte sich — weniger in Preußen, das im Ganzen der Maßhaltung seines im Unglück bewährten Königs vertraute, als vielmehr in den durch solche Beschlüsse am meisten betroffenen constitutionellen Staaten Deutschlands — das politische Parteiwesen und trat, von gleichzeitig sich regenden religiösen Gegensätzen angetrieben, immer schroffer hervor,

so daß sich nach und nach durch das ganze Leben der Nation eine gewisse Spaltung, zum Nachtheil der mehr und mehr verschwindenden Innerlichkeit des Familienlebens und einer gleichmäßig fortschreitenden Entwicklung des Staatenlebens, hindurchzog. Dieß wird sich besonders nach der Rundschau zeigen, die wir nun über die verschiedenen europäischen Staaten antreten wollen, in welchen der Mehrzahl nach das politische Parteitreiben einen besonders gefährlichen Character annahm und nachher durch seinen rückschlagenden Einfluß auch einer gesunden Entwicklung deutschnationaler Politik Eintrag that.

In Deutschland lähmte der auf dem ungestümen Vordrängen der Reformpartei entstehende Rückschlag auch die gemeinsame Kraftentwicklung des ohnedieß auf schwachem Grunde errichteten Centralorgans. Die eintretende Schwäche und Unthätigkeit des Bundestags im J. 1822 und 23 hängt einerseits zusammen mit der Demagogenfurcht, die ihn beschränkte, anderseits mit der „Sprengung der von einigen süd- und mitteldeutschen Staaten angebahnten Verbindung zu einer selbständigen Stellung, und dieses Ereigniß, das sich äußerlich durch Wechsel der Gesandten kund gab, ist von großer und dauernder Bedeutung, indem mit diesem Siege der großen Mächte jene oft beklagte Unthätigkeit begann."

3. Kapitel. Rundschau über die außerdeutschen Nationen Europas' in der Zeit der ersten Restauration bis zur Julirevolution.

1. Spanien. Ferdinand VII und seine Camarilla. Der spanische Liberalismus. Verschwörungen und Aufstände. (Riego. Abisbal.) Die neuen Cortes von Cadix und Wiedereinführung der Constitution von 1812. Die politischen Parteien.

Treten wir nun die Rundschau über die außerdeutschen Nationen und ihren Entwicklungsgang seit den Befreiungskriegen und den Feststellungen des Wiener Congresses an! Wir beginnen bei Spanien, wo das Volk als Masse dem französischen Unterjocher, und zwar einzig aus Nationalgefühl, „wie ein Mann von Herz" (nach Napoleons eigenem Ausdruck) mit den Waffen widerstanden —, die „aufgeklärte" Partei im Volke aber, des weltlichen und geistlichen Despotismus der alten Regierung überdrüssig, diesen Kampf zugleich zu einer „Regeneration im Innern" zu benützen versucht hatte.

Die Entfernung des bourbonischen Königshauses, der fortgesetzte Freiheitskampf, das Gefühl bestehender Mißbräuche und mißglückte Versuche theilweiser Reformen hatten zur Errichtung der Cortes von Cadix geführt, welche die Königsgewalt auf's Äußerste beschränkten, dem Adel seine frühern Vorrechte, und der Kirche ihre Güter nahmen, ohne daß davon dem Volke etwas zu Gute kam. Daher war das eigentliche Volk den Bestrebungen der constitutionellen Partei wenig geneigt; vielmehr trat nach der Beendigung des Kriegs die verhaltene Abneigung des Volks gegen die neue Constitution deutlich hervor.

Es wäre nun an dem auf den Thron zurückgekehrten Königshause gewesen, eine verständige Vermittlung der extremen Parteien anzustreben. Allein Ferdinand VII, damals 30 Jahre alt, ein Mann ohne angeborne Würde und ohne Regierungsweisheit, durch sein Unglück noch mehr im absoluten Herrschersinn bestärkt, erkannte, unterstützt vom Volk, von der Geistlichkeit, von einem Theile des Heeres unter Elio, ja sogar von einem Theile der Cortes selbst, die Cortes nicht an und erklärte am 4. Mai 1814 von Valencia aus die von den Cortes gegebene Constitution für einen Eingriff in seine Souverainetätsrechte, versprach aber die früheren mittelalterlichen Cortes (der Procuratoren von Spanien und Indien) einzuberufen und die Rechte Aller zu berücksichtigen.

Nach seinem Einzug in Madrid, wobei ihn Elio's Truppen umgaben und das Volk ihn mit der größten Begeisterung empfieng, wurden die bedeutendsten Cortesmitglieder verhaftet. Anstatt nun aber versprochenermaßen die alten Cortes zu berufen, regierte Ferdinand nur nach seinem willkürlichen Belieben und nach den Eingebungen seiner aus Höflingen und Geistlichen bestehenden Camarilla.

Ferdinand VII hob sogleich die Preßfreiheit auf, verbot alle fremden Zeitungen im Land, stellte alle Mönchsorden wieder her, entzog mit Gewalt den Käufern der Nationalgüter das Erworbene und verbannte viele von Denen, die unter Joseph eine Beamten- oder Offizierstelle angenommen hatten; er führte die spanische Inquisition wieder ein, ließ im Gerichtswesen überhaupt die von den Cortes abgeschafften Mißbräuche (sogar die Folter) wieder aufkommen, führte das System der Monopole und Privilegien wieder zurück und ließ alle Freunde der Freiheit, die ihre Dienste und Kräfte der Befreiung des Landes gewidmet hatten, z. B. die Generale O'Donnoju, Alava, Calvo de Rosa, den großen Redner Arguelles, den Dichter Martinez de la Rosa und viele sonstige Cortes- und Juntasmitglieder, Cortesminister und Staatsräthe und viele freigesinnte Männer unter den Offizieren und Geistlichen — in den Kerkern der Inquisition oder in den Festungen schmachten, oder in den Hafenstädten Zwangsarbeiten verrichten.

Es bildeten sich daher geheime Gesellschaften und bald brachen da und dort Aufstände aus, die aber schnell unterdrückt wurden. Der Liberalismus breitete sich indeß weiter aus, da auch sonst ruhige und besonnene Naturen den vielen Übelständen einer offenbaren Mißregierung abgeholfen sehen wollten. Eine Vereinigung der Neuconstitutionellen mit den Absolutisten in den alten Cortes schien des schroffen Gegensatzes wegen unmöglich; und doch war auch unter den Liberalen kein rechter Zusammenhang, weil es überhaupt an einer hervorragenden Persönlichkeit fehlte und die bisherige Decentralisirung des Landes keine rechte Gemeinsamkeit der Unternehmungen aufkommen ließ.

Die erste größere Verschwörung brach 1814 in Cadix aus; sie wurde aber, da General Morillo den König davon in Kenntniß setzte, sogleich erstickt. Ein gleiches Schicksal hatte die Verschwörung des patriotischen Generals Diaz Porlier. Ebenso betrieb Lacy eine Verschwörung der Liberalen, die mit der Einnahme von Barcellona begann: sie wurde aber unterdrückt und Lacy hingerichtet. — In Valencia herrschte Elio mit eiserner Willkür gegen die ganze Bevölkerung, und alle Gefängnisse füllten sich mit Angeklagten. Daher bildete

sich unter dem Oberst Vidal eine geheime Verschwörung; aber auch er wurde mit seinen Anhängern verhaftet und hingerichtet. Elio ließ 119 der Angeklagten foltern.

Endlich gab der Plan Ferdinand's, die abgefallenen südamerikanischen Colonieen wieder zu unterwerfen, Veranlassung zu einer allgemeinen Bewegung.

An der Spitze des Armeecorps, das zu Cadix nach Südamerika eingeschifft werden sollte, stand der Graf Abisbal, der die Befreiung Spaniens von Ferdinand's Joch im Sinne trug, aber, durch Porlier's und Lacy's Schicksal gewarnt, es nicht wagte, loszuschlagen. Dagegen faßte einer seiner Offiziere, Rafael Riego, den Muth, am 1. Jan. 1820 sein Bataillon in einem Dorfe der Halbinsel Isla de Leon, in der Nähe von Cadix, die Constitution von 1812 beschwören zu lassen, und wollte sich der Stadt Cadix bemächtigen, die aber von treuen königlichen Truppen vertheidigt wurde. Er wendete sich daher mit seinem Anhang nach Andalusien, fand aber bei der dortigen Bevölkerung keine Unterstützung nnd war genöthigt, sich in die Schluchten der Sierra Morena zu werfen, wo sich sein bereits zusammengeschmolzenes Corps vollends auflöste.

Indeß hatte dieser Erhebungsversuch auf ganz Spanien eine electrische Wirkung. Er fand bald Nachahmung bei der Besatzung von Coruña: sie beschwor die Constitution, verhaftete den Gouverneur und setzte eine Junta ein, die in ganz Galicien Gehorsam fand. Plötzlich tauchte in Navarra auch Mina wieder auf und fand Anhang. Auch in Catalonien und Aragonien regte sich allenthalben der Geist des Aufstands.

Jetzt trat Graf Abisbal hervor, vereinigte sich in Ocana (in der Nähe von Aranjuez) mit seinem Bruder O'Donnel, gewann das Regiment desselben, so wie die Garnisonen benachbarter Städte und gab sich den Titel „Oberbefehlshaber des Nationalheers".

Durch alles dies bewogen, entschloß sich Ferdinand, um einem allgemeinen Aufstand zuvorzukommen, am 7. März 1820 die alten Cortes einzuberufen; allein es war zu spät: man bestund auf der Einberufung der neuen Cortes von Cadix, und König Ferdinand sah sich gezwungen, die Constitution von 1812 anzuerkennen. Ganz Spanien, so weit es nämlich liberal zu nennen war, brach in Jubel aus und gab sich im Vertrauen auf die „Loyalität" des Königs den besten Hoffnungen hin.

Obgleich sich nun Ferdinand in die ihm aufgedrungene Lage, in der er sich mit Ministern und Räthen der Revolutionspartei umgeben mußte, äußerlich fügte, unterhielt er doch immer Verbindungen in verschiedenen Theilen des Landes mit Königlichgesinnten, welche die Hoffnung in ihm nährten, es werde ihm ein abermaliger Umschwung in der Ge-

sinnung des Volks oder eine Hülfe vom Ausland wieder seine unumschränkte Königsgewalt verschaffen.

Denn die plötzliche Revolution hatte den größten Theil des Volkes überrascht; ihr Zweck war demselben unklar und darum gleichgültig, ja Vielen verhaßt: denn das Landvolk fühlte sich durch die Aufhebung der Klöster und durch die Einziehung der geistlichen Güter —, die Geistlichkeit selbst durch die Abschaffung des Zehnten ohne Entschädigung —, der Adel durch die Ausschließung seiner Vertretung in den Cortes und durch die Abschaffung der Ritterorden gekränkt —, manche Provinzen aber, namentlich die baskischen, sahen sich durch die Entziehung ihrer Fueros oder uralten Rechte schwer beeinträchtigt, während alle Theile von den wirklichen Verbesserungen, welche die Cortes einführten, noch keine Früchte spürten. Und da auch die Cortes ihrerseits jeden Vorschlag zu mäßigenden Abänderungen der radicalen, in vielen Stücken den Sitten und Gewohnheiten des Volks widerstrebenden Verfassung hartnäckig zurückwiesen, insbesondere dem Könige auch nicht die billigste Erweiterung der allzueingeschränkten Kronrechte einräumen wollten, so war an keine Einigung der Gegensätze zu denken. Das ganze Land theilte sich in Absolutisten oder Servile und in Constitutionelle oder Liberale, von denen die Extremsten die Communeros mit ihren jacobinischen Grundsätzen, die Freimaurer und die Descamisados waren, welche alle in ihren geheimen Clubs durch den Mißbrauch der Presse, durch Aufhetzung des Pöbels und durch Einschüchterung der Gegner das Land mächtig unterwühlten und in beständiger Aufregung erhielten.

Da aber die spanischen Liberalen, besonders die Cortes, zwar nicht Mangel an guten Rednern (wie Arguelles, Alcala Galiano, Martinez de la Rosa, Toreno u. a.), aber unter sich keine großen, practisch unternehmenden Geister hatten, so führte bei der Gleichgültigkeit der Masse die Revolution zunächst zu keinem anderen Ergebniß, als dem einer beständigen Spannung der Gemüther und einer zunehmenden Zerrüttung des Volkswohlstandes, bis ein Anstoß von Außen (die französische Intervention) eine unerwartete Wendung herbeiführte, von der weiter unten, K. 6, 2. näher die Rede sein wird.

2. Portugal unter englischem Einfluß. Die Regentschaft. Lord Beresford. Die Verschwörung Freyre's. Die Junta von Oporto. Provisorische Regierung. Die constituirenden Cortes. Rückwirkung auf Brasilien. Rückkehr König Johann's. Die Königin und Don Miguel. Palastrevolution. Sturz der Königin und Don Miguel's Verweisung. Der Abfall Brasiliens. Don Pedro Kaiser. Johann's Tod: die Regentschaft.

Auch auf Portugal hatte die spanische Revolution eine merkliche Rückwirkung. Seit das Königshaus Braganza sich in Brasilien

aufhielt, wurde Portugal durch eine Regentschaft verwaltet, in welcher der Patriarch von Lissabon den Vorsitz hatte. Allein die Regierungsgewalt lag eigentlich in den Händen der Engländer, die nach dem Frieden den Lord Beresford als Befehlshaber der portugiesischen Armee in Lissabon beließen, um durch ihn in politischer Hinsicht die Regentschaft nach dem Willen und Interesse Englands zu lenken.

Diese Schiedsrichterstellung Beresford's und der Engländer empörte das Nationalgefühl der Portugiesen um so mehr, als Beresford zugleich eine gewisse Geringschätzung gegen die Portugiesen an den Tag legte und Portugal wie eine englische Colonie zu behandeln schien.

Daher bildete sich eine Verschwörung, deren Haupt der Generallieutenant Freyre (eigentlich Gomez Freyre d'Andrade, aus einem altadeligen Hause) war, an den sich noch andere Glieder der höheren Aristokratie und verschiedene Offiziere des Heeres und der Miliz anschloßen. Man wollte sich Beresford's und einiger anderer Engländer gewaltsam entledigen, dem Freyre den Heerbefehl übergeben und an die Stelle der Regentschaft eine provisorische Regierung setzen.

Das Geheimniß wurde aber von einer vornehmen Dame zweideutigen Rufs dem General Beresford verrathen, doch wußte sie keinen der Verschwörer anzugeben. Längst gehegter Argwohn und Bestätigung desselben durch (auf der Post) geöffnete Briefe führte zur Verhaftung Freyre's und mehrerer anderen Verschwornen. Der nun gegen diese Männer eingeleitete Prozeß endete mit ihrer Verurtheilung und am 19. Oct. 1817 wurde Freyre mit acht seiner Genossen durch den Strang hingerichtet. Ihre Leichname wurden verbrannt und die Asche in den Tajo gestreut. Das Schicksal vieler anderen Verschwornen war Einkerkerung oder Zwangsarbeit in Festungen.

Einige Jahre hielt die Furcht den Haß gegen Beresford nieder; in geheimen Clubs, mit denen sich das Land bedeckte, sann man auf Mittel, Freyre's Tod zu rächen. Beresford, der aus einzelnen Anzeigen die Stimmung gegen ihn kannte, fühlte, wie unsicher er stand, und wollte sich daher persönlich vom Könige Johann VI (Joao), der in Brasilien seit 1816 den Thron bestiegen hatte, mit größeren Vollmachten versehen lassen. Er reis'te daher nach Rio Janeiro und glaubte, daß die Furcht vor ihm unterdeß Alles in Ruhe erhalten werde.

Kaum aber hatte er sich entfernt, als in Oporto, der zweiten mächtigen und zugleich reichsten Stadt des Reichs, dem Hauptherde des Liberalismus, die Opposition, vom Militär unterstützt, unter dem Oberst Sepulveda in der Nacht vom 23/24. August 1820 den Plan zu einer provisorischen Regierung und zur Einberufung der Cortes behufs der Abfassung einer Constitution entwarf. Am andern Tag traten die geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt dem Beschlusse bei: man

errichtete eine Junta zur Verwaltung der Stadt und Provinz und verständigte das Volk durch ein Manifest.

Die Regentschaft in Lissabon drohte zwar und schickte ein Regiment gegen die aufrührerische Stadt; allein das Regiment schloß sich selbst dem Aufstand an, und da die Regentschaft keine weitern Mittel zur Unterdrückung desselben hatte, so versprach sie, die Cortes berufen zu wollen. Allein die Junta von Oporto zog bereits mit bewaffneter Macht gegen Lissabon, wo sie von dem Heere und der Miliz mit Jubel empfangen wurde. Sogleich wurde die Regentschaft aufgelöst, eine provisorische Regierung eingesetzt und zur Einberufung der Cortes geschritten.

Da erschien Beresford, von Brasilien zurückkehrend, im Hafen von Lissabon und vernahm mit Schrecken von der eingetretenen Umwälzung. Er wollte mit Gewalt einschreiten, aber man ließ ihn nicht landen und lachte seiner Drohungen. Es blieb ihm nichts übrig, als nach England zurückzukehren. Mit ihm entfernten sich auch mehrere andere vornehme Engländer, ja selbst viele portugiesische Adelige, die mit der Revolution nichts zu thun haben wollten.

Das Ausland, ja selbst England, erhob gegen die neue Ordnung der Dinge in Portugal keinen Einspruch, weil die provisorische Regierung dem Könige Johann treu bleiben zu wollen erklärte und dieser selbst durch ein eingesandtes Decret die Einberufung der Cortes genehmigte, unter denen er freilich nur die alten sogenannten Cortes von Lamego verstand.

Alsbald traten am 27. Jan. 1821 die constituirenden Cortes zusammen, in denen jedoch bald die demokratische Partei über die aristokratische und klericale das Übergewicht bekam. Daher wurden nicht bloß alte schreiende Mißbräuche, wie namentlich die Inquisition, abgeschafft, sondern man behandelte den Adel, die Geistlichkeit und das Volk mit eben so geringer Rücksicht, wie in Spanien. Die revolutionäre Bewegung äußerte ihre Wirkung auch in dem entfernten Brasilien, wo man ebenfalls die Einführung der Cortesconstitution verlangte. Der Kronprinz Don Pedro, nach möglichst baldiger Selbständigkeit strebend, unterstützte die Neuerung. König Johann, schwach wie er war, gab nach, verließ aber im Unwillen darüber Brasilien, nachdem er seinen Sohn Don Pedro zum dortigen Reichsverweser bestellt hatte, und kehrte nach Portugal zurück, wo er am 3. Juli zu Lissabon mit Freudensbezeugungen aufgenommen wurde.

Ohne sich den Plänen einer im Stillen sich vorbereitenden Reaction hinzugeben, bestätigte und beschwur er am 1. Oct. 1822 die von den Cortes entworfene Verfassung, und hätte sie für seine Person vielleicht gehalten, wenn nicht aus seiner eigenen Familie heraus in die Entwicklung

derselben eingegriffen und dadurch Portugal auf die Bahn neuer Unruhen geworfen worden wäre.

Seine Gemahlin Carlotta, Schwester Ferdinand's VII, die früherhin einen zügellosen Wandel geführt und nun mit ihrem Gemahl weder in ehelicher, noch in politischer Hinsicht harmonirte, war — mehr aus „Selbstsucht und Hochmuth", als aus reinem „Interesse für Kirche und Königthum" — nicht nur allen Beschränkungen der Krongewalt, sondern auch allen wirklichen Verbesserungen abhold und setzte alle möglichen Mittel in Bewegung, um mit Hülfe des unzufriedenen Adels und Klerus die früheren Zustände zurückzuführen.

Bei diesem ihrem Bestreben hatte sie an ihrem, ihr im Charakter ähnlichen, zügellosen und rohen Sohne Don Miguel ein passendes Werkzeug. Auch wußte sie ein Glied der höhern Aristokratie, den reichen Grafen Amarante, der wie die meisten seines Standes die constitutionelle Regierung haßte, durch die Aussicht auf hohe Auszeichnungen dahin zu bringen, daß er einen Aufstand organisirte und am 21. Febr. 1823 zu Villa Real die Herstellung der absoluten Monarchie proclamirte. Er wurde von der constitutionellen Macht geschlagen und über die Gränze nach Spanien gesprengt, wo ihn der in Galicien befehligende General Morillo, der selbst mit Abfallsgedanken umgieng, duldete.

Unterdeß hatte ein Verwandter Amarante's, Sampayo, einen Theil des constitutionell-portugiesischen Heeres gewonnen und sich mit Don Miguel vereinigt, der nun zu Villafranka sein Hauptquartier aufschlug. König Johann wollte ihn zum Gehorsam bringen, aber da er und die Cortes fast ganz von der Militärmacht verlassen waren, so lösten sich am 2. Juni die Cortes auf und viele ihrer Glieder flohen nach England.

König Johann, auf diese Weise wieder zum unumschränkten Monarchen gemacht, wollte nun zwar eine gemäßigtere Constitution entwerfen lassen; aber sie kam nicht zu Stande. Doch blieb sie stets ein Lieblingsgedanke des Königs, in welchem ihn unter den Hofbeamten der Marquis von Loulé, der Graf (nachmals Herzog) von Palmella und der General Graf Subserre bestärkten. Daher waren diese Männer — der Königin, dem Don Miguel und dem Klerus verhaßt. Eines Morgens ward Loulé im königlichen Vorzimmer ermordet gefunden und die öffentliche Meinung enthielt sich nicht, ihre Vermuthung über den Urheber der That laut auszusprechen.

Weil nun der König auf Palmella's Rath einige seiner absolutistischen Minister mit gemäßigt-freisinnigen ersetzte, so beschloß die Königin, ihren Gemahl durch eine Palastrevolution zur Thronentsagung zu zwingen. Don Miguel, als Generalissimus der Armee, machte die Truppen glauben, der König sei „von Feinden des Altars und Throns" umgeben, und ließ unter gleichzeitiger Verhaftung mehrerer

hundert Constitutionellgesinnter den König bewachen, mit dem Vorwand, es geschehe dies, ihn gegen ein bestehendes Complott zu sichern.

Der König willigte anfangs aus Furcht in Alles, was man von ihm begehrte; als er aber den Trug gewahrte, bat er das diplomatische Corps um Beistand und entzog sich mit Hülfe des englischen und französischen Gesandten seinen Gegnern dadurch, daß er auf ein englisches Schiff gieng. Als dem Volke die wahre Sachlage bekannt wurde, erklärten sich einige Regimenter für den König. Da gab die Königin ihre Sache verloren und entfloh; Don Miguel aber mußte seinen Vater um Verzeihung bitten und sich in's Ausland begeben, wo er zu Wien einige Jahre lebte.

König Johann berief nun die (alten) Cortes von Lamego, um mit ihrem Rath Verbesserungen im Staate einzuführen. Zugleich benützten die Engländer diese Gelegenheit, den unterdeß erfolgten Abfall Brasiliens, das sich unabhängig vom Mutterland erklärt und den Don Pedro zum Kaiser erhoben hatte, zu ihren mercantilen Zwecken zu benützen, und setzten es bei dem Könige Johann durch, daß er die den Brasilianern bis dahin verweigerte Anerkennung ihrer Selbständigkeit aussprach.

Nachdem die Königin noch verschiedene, aber vergebliche Versuche gemacht hatte, eine Restauration zu bewirken, wurde sie zuletzt im Palast von Queluz unter strenge Aufsicht gestellt. König Johann aber erlebte die von ihm beabsichtigte neue Ordnung nicht: er starb am 10. März 1826, nachdem er eine Regentschaft ernannt und seine Tochter Isabella an die Spitze derselben gestellt hatte. Die von ihm unbestimmt gelassene Erbfolge sollte in der Folge noch zu einem traurigen Bürgerkrieg führen.

3. Italien. Haß der Liberalen gegen Österreich. Reaction in Sicilien, im Kirchenstaat, in Toscana, Modena, Sardinien. Die österreichische Regierung in Lombardo-Venetien. Die Carbonari. Der Aufstand in Neapel. Nationalparlament. Der Aufstand auf Sicilien.

Kein Land hatte Napoleon's tiefgreifenden Einfluß mehr erfahren, als Italien; keinem hatte er seine Gunst in höherem Maaße zugewendet, als dieser „Wiege seiner Größe", und dennoch sah sich keines in seinen Hoffnungen auf ihn mehr getäuscht. Ein großer Theil derjenigen Italiener, die er bei seinen italienischen Feldzügen begünstigt hatte, um durch sie das Volk für sich zu gewinnen, hatte gehofft, er werde ganz Italien in eine einheitliche Form bringen und dadurch eine selbständige Nationalität begründen, eine Hoffnung, die sich Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit in den Italienern geregt hatte.

Statt dessen hatte Napoleon, außer der Gründung der kleinen Königreiche Italien und Neapel, alles übrige Italien mit Frankreich vereinigt, so daß die Italiener ihn, den sie anfangs als Befreier bejubelt hatten, zuletzt als den Unterdrücker ihrer Nationalität ansahen und sich über seinen Sturz freuten.

Nichts desto weniger hatten die Italiener durch ihn und ihre Verbindung mit Frankreich große politische Güter, namentlich Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit der Culte, des Eigenthums, der Gewerbe und Befreiung von vielen Mißbräuchen und drückenden Einrichtungen errungen und dadurch ein so gesteigertes Selbstbewußtsein bekommen, daß gerade jede Hoffnung auf einstige Erlangung einer völligen Selbständigkeit nur um so reger in der Brust Vieler fortlebte.

Als daher nach dem Sturze Napoleon's die alten Regentenhäuser wieder in ihre Länder und Rechte eingesetzt wurden, ohne daß man den einzelnen Staaten ihre während der französischen Herrschaft gewonnenen Rechte gewährleistete, so warf die liberale Partei in den verschiedenen italienischen Staaten einen desto größern Haß auf Österreich, dem durch seine Stellung in der Lombardei ein so starkes politisches Übergewicht über die andern italienischen Höfe zugefallen war, welche nun unter österreichischem Schild alle sich beeiferten, die frühere unbeschränkte Regierungsgewalt wieder herzustellen.

So hob König Ferdinand von Sicilien nach seiner Rückkehr in Neapel die französischen Einrichtungen — mit einziger Ausnahme des einträglichen Steuerwesens —, in Sicilien aber auch diejenige Verfassung wieder auf, die er selbst im J. 1812 den Sicilianern auf Betrieb der Engländer gegeben hatte, und führte die unumschränkte Regierungsgewalt wieder ein. — Im Kirchenstaat hatte der 1814 zurückgekehrte Papst Pius VII nach Abschaffung aller französischen Institutionen die Inquisition und den Jesuitenorden wieder zurückgeführt. — In Toscana stellte der Großherzog Ferdinand die frühern Einrichtungen her; weil er aber im milden Geiste seines edeln Vaters Leopold (aus dem österreichisch-lothringischen Hause) regierte, so fügte das Volk sich leicht in sein Regiment und öffnete später, als alle andern italienischen Staaten, den Forderungen des liberalen Zeitgeistes sein Ohr. — In Modena regierte der wiedereingesetzte Herzog sein sonst gefügiges Volk mit viel Willkür und erbitterte es dadurch. — In Sardinien, wo man den französischen Einrichtungen am meisten anhieng, machte der zurückgekehrte Victor Emanuel sich es zur Aufgabe, alles Französische auszurotten; dagegen vermehrte er die Bisthümer, übergab den Jugendunterricht den Jesuiten, ließ das Rädern wieder in der Gerichtspflege aufkommen, beschränkte die Juden wieder auf besondere Stadttheile und erregte durch solche grelle Reaction, so wie überhaupt durch ein Gemisch von klerikal-militärischem Regiment eine allgemeine Unzufriedenheit.

In dem lombardisch-venetianischen Königreiche schlug Österreich einen vernünftigeren Weg zur Befriedigung seiner italienischen Unterthanen ein, indem es zwar die Erinnerungen an die Revolution und an Napoleon zurückzudrängen, aber das Volk durch eine geordnete Verwaltung und rege Sorge für die Hebung des Wohlstandes an seine Herrschaft zu fesseln suchte.

Es wurde zwar die französische Gesetzgebung beseitigt, doch aber die französische Gemeindeverwaltung beibehalten, im Übrigen aber sowohl für die Lombarden (in Mai-

land), wie für die Venetianer in Venedig eine Centralcongregation eingesetzt, der man sogar einen Schein von Volksvertretung bewilligte. Mit weiser Umsicht gestattete die Regierung der Geistlichkeit keinen übermäßigen Einfluß, begünstigte den Adel mit Maaß und ließ den Einheimischen, mit Ausnahme derer, die zur systematischen Opposition gehörten, Theil an der Verwaltung, sorgte für unparteiische Rechtspflege und förderte Handel und Gewerbe in jeder Weise.

Allein gerade in dem lombardisch-venetianischen Italien lag der meiste Stoff zur Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge. Dort hatten sich schon tiefere Ansätze zu einer italienischen Nationalität bilden können und selbst Napoleon hatte dem Streben darnach dadurch Vorschub geleistet, daß er nach seinem Sturz äußerte, er habe die Absicht gehabt, wenn ihm ein zweiter Sohn geboren würde, diesem die Herrschaft über ganz Italien zu geben.

Anfangs trat die Unzufriedenheit mit der neuen Regierung in den mittlern Ständen in einzelnen Angriffsversuchen heraus, die aber durch Bestrafung unterdrückt wurden. Alsdann betheiligten sich auch Glieder des höhern Adels an feindseligen Unternehmungen, die eine verdoppelte Strenge in der Überwachung nöthig machten. Vor dieser zogen sich dann die Patrioten in das Dunkel geheimer Gesellschaften zurück, die in dem schon früher vorhandenen Bund der Carbonari ihren Vereinigungspunct fanden.

Der Carbonaribund, so genannt von dem aus dem Köhlergewerbe entnommenen Rituale, soll schon im 17. Jahrhundert in Neapel entstanden und anfangs nur gegen den hierarchischen Druck gerichtet gewesen sein. Als die französische Herrschaft in Italien eindrang, wirkten ihr die Carbonari anfangs entgegen und strebten die Bourbonenherrschaft wieder zurückzuführen. Mit der Zeit ergriffen sie die Idee der politischen Einheit Italiens und waren daher auch nicht von Murat zu bewegen, ihn bei seinem Versuch der Wiedergewinnung Neapels zu unterstützen. Ihre gegen das Bestehende in Kirche und Staat gerichteten Grundsätze hatten sich allmählich in ganz Italien verbreitet, und die gegliederte, in mystische Symbole und Ceremonien gehüllte Verfassung, die sie sich unterdeß gegeben hatten, übte besonders auf die Jugend und überhaupt auf die lebhafte Phantasie des Italieners eine große Anziehungskraft. Die neapolitanischen Carbonari giengen übrigens damit um, nicht das Königthum abzuschaffen, sondern nur es durch eine freie Verfassung zu beschränken, und Allen eine politische und religiöse Gleichberechtigung zu verschaffen. Selbst viele Weltgeistliche und Mönche gehörten dieser Verbindung an.

In dieser Zeit allgemeiner Gährung fiel die spanische Revolution von 1820 „wie ein Blitzstrahl" in den vorzüglich in Neapel aufgehäuften Brennstoff. Um dem Brand zuvorzukommen, griff Ferdinand's Regierung zu einem Mittel, das den Umsturz nur beschleunigte: sie zog unter dem Vorwand einer Heerschau die Armee in Einem Lager zusammen, um ihren Gegnern zu zeigen, daß sie auf Alles gefaßt sei. Allein gerade dieses Übungslager gab den Carbonari's aus den verschiedenen Provinzen Gelegenheit, sich nur desto genauer zu verständigen, und selbst viele der obern Offiziere (besonders die aus Murat's Zeit) gaben sich den carbonarischen Grundsätzen um so eher hin, da sie

sich durch die Anstellung eines Österreichers, des Grafen Nugent, zum Oberbefehlshaber — zurückgesetzt sahen.

Plötzlich am 2. Juli gab die Besatzung von Nola, wo den Carbonarismus sogar ein Canonicus, Namens Minichini, zu fördern bemüht war, das Zeichen zum Aufstand und verband sich mit der Besatzung von Avellino, der Hauptstadt der Provinz, wo man sogleich die spanische Constitution von 1812 verkündigte. An die Spitze der Bewegung trat nun der schon aus Napoleon's und Murat's Zeit durch militärisches Geschick bekannte Wilhelm Pepe, der unverweilt die Aufständischen nach Neapel führte, die dortige Bevölkerung fortriß und den König zur Anerkennung der Constitution zwang. Ein feierlicher Einzug der Carbonaria in Neapel, die Beschwörung der Constitution, die Errichtung einer Junta und die Berufung eines Nationalparlaments folgten sich rasch aufeinander. Da sich nirgends Widerstand fand, so gieng Alles ohne Blut ab.

Nur in Sicilien fand diese Revolution mit ihrer spanischen Constitution keine Beistimmung. Die Inselbevölkerung erhob sich zwar auch, aber nur, um die ihr 1815 entrissene Constitution von 1812 wieder zu erlangen. Bei dem hitzigen Temperament der Sicilianer war aber der Aufstand mit blutigen Ausschweifungen des Hasses und der Grausamkeit verbunden, am meisten in Palermo. Daher sandte die constitutionelle Regierung in Neapel den Bruder Pepe's, Florestan Pepe, mit Truppen nach Sicilien. Es gelang ihm, Palermo einzunehmen und die Stadt zu entwaffnen, worauf nachher General Coletta mit neuen Truppen die neapolitanische Constitution in ganz Italien durchsetzte.

4. Fortsetzung: der Monarchen- und Ministercongreß in Laibach. Unterdrückung des neapolitanischen Aufstandes durch die Österreicher. Der Aufstand in Piemont; Prinz Carignan; Abdication Victor Emanuels; Unterdrückung des Aufstands.

Diese Revolutionen und ihre Wirkung auf das übrige Italien legten den auswärtigen Regierungen, in deren Ländern ebenfalls der Principienkampf zwischen Legitimität und Volkssouverainetät lebhaft angeregt war, die Pflicht auf, das in Italien ausgebrochene Feuer zu dämpfen, um dessen weiteres Umsichgreifen zu verhüten. Die nächste und größte Gefahr erkannte Österreich darin für den ruhigen Bestand seiner italienischen Provinzen, und dem diplomatischen Geschick des diesen Kaiserstaat leitenden Staatskanzlers Fürsten Metternich gelang es, den Kaiser Alexander von Rußland und den König Friedrich Wilhelm III von Preußen zu einem Monarchen- und Ministercongreß und diesen zu einem bewaffneten Einschreiten zu vermögen. Der Congreß wurde zu Troppau in Schlesien eröffnet, aber schon nach den ersten Tagen nach Laibach (in Krain) verlegt.

Bei diesem Congreß war Alexander anfangs gegen eine bewaffnete Intervention; als aber zufällig in Petersburg ein Garderegiment gegen seinen harten Obersten eine Meuterei stiftete, ließ sich Alexander, dadurch erschreckt, zu einem Vertrag bewegen, in welchem Rußland, Preußen und Österreich sich anheischig machten, jeder revolutionären Bewegung, zunächst der in Neapel, entgegenzutreten. Englands und Frankreichs Bevollmächtigte klagten zwar über Hintansetzung, mußten aber geschehen lassen, was sie nicht ändern konnten, da auf Metternichs Betrieb auch die Gesandten der andern italienischen Mächte für ein bewaffnetes Einschreiten stimmten. Selbst König Ferdinand von Neapel erschien auf Einladung der Monarchen bei dem Congreß: denn sein Parlament hatte ihn dahin gehen lassen, in dem Wahn, er werde dort die neue Verfassung bei den Monarchen günstig befürworten.

Da Österreich schon länger her seine italienische Armee auf dem Kriegsfuß hatte, so bot die rasche Ausführung dieses Beschlusses keine Schwierigkeit. Im Februar 1821 brach das österreichische Heer unter General Frimont auf und erschien schon nach 18 Tagen an der Gränze Neapels, wo man zwar in Eile ein Volksaufgebot erlassen, aber es noch nicht eingeübt hatte und aus Mangel an hinreichenden Kriegsbedürfnissen keineswegs in der Verfassung war, einem Angriff von Außen zu begegnen. Dazu kam, daß die ganze Revolution nicht in der tiefsten Überzeugung aller Volksklassen wurzelte, sondern bei den Meisten nur aus einer schwindelhaften und darum bloß vorübergehenden Begeisterung hervorgegangen war, welche jede pomphafte Idee der Volksredner schon für baare Realität nahm.

An der Spitze der zusammengerafften Streitkräfte Neapels standen Wilhelm Pepe und der gleichfalls schon aus der napoleonisch-muratischen Zeit her bewährte General Carascosa. Der erstere griff am 7. März die österreichische Vorhut bei Rieti an und warf sie anfangs; da es ihm aber an Reiterei zur Verfolgung gebrach, ward er von den österreichischen Reserven auf zwei Seiten so gepackt, daß sich sein Heer in volle Flucht auflöste.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage wollte Carascosa mit dem Hauptheere sich näher auf Neapel zurückziehen, um nicht von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden; aber kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als das ganze Heer ohne einen Flintenschuß auseinander lief und Capua sich sogleich ergab, so daß die Österreicher am 24. März in Neapel als Sieger einzogen, und kurz darauf der zurückgekehrte König unter Freudensbezeugungen des Volks wieder in seine frühern Rechte eingesetzt werden konnte.

Neapel erhielt hierauf nach österreichisch-italienischem Muster zwei Centralcongregationen, deren Mitglieder der König selbst ernannte; dasselbe geschah in Sicilien, das aber seine eigene Verwaltung erhielt. Die Häupter der Revolution entzogen sich der Bestrafung durch die Flucht; andere Carbonari wurden hingerichtet und ihre Güter eingezogen. Insbesondere übte der Polizeiminister Canosa eine so grausame Reaction,

daß selbst Österreich auf seine Entfernung dringen und mehrere Jahre lang das Land besetzt halten mußte, um neue Revolutionsversuche niederzuhalten, zu denen das unvernünftig regierte Volk sich nun fortwährend geneigt zeigte.

Die Revolution in Neapel hatte in Piemont Nachahmung gefunden, die aber noch einen schnellern Verlauf und Ausgang nahm.

Das sardinische Königreich bestand aus Savoyen, Piemont, Genua und Sardinien. Von diesen Provinzen war Savoyen durch seine eigenthümliche Sprache und Abstammung, Genua durch die Erinnerung an seine ehemalige republikanische Größe, Sardinien durch seine insularische Lage und Besonderheit den Bestrebungen der italienischen Carbonari mehr oder weniger fremd: dagegen hatte in Piemont der demokratische Liberalismus seinen Herd. Von dem König Victor Emanuel und seinem Bruder Karl Felix, welche beide kinderlos waren, hatten die Carbonari keine Begünstigung zu erwarten, desto mehr aber von dem jungen Prinzen Karl Albert, aus der Seitenlinie Savoyen-Carignan, der in seiner Unerfahrenheit sich insgeheim ihren Bestrebungen hingab.

Man knüpfte mit den Unzufriedenen in der Lombardei Verbindungen an und bereitete einen Aufstand vor, der, als die Österreicher auf dem Zug gegen Neapel begriffen waren, losbrechen und sich über ganz Mittelitalien verbreiten sollte. Schon sah sich der junge Prinz im Geiste als König von Italien. Indeß wurde er wieder schwankend, wenn er daran dachte, daß bei einem ungünstigen Ausgang auch seine sardinische Erbberechtigung auf dem Spiele stand.

Da rief unversehens die Besatzung von Alessandria die Constitution von Cadix aus, und andere Besatzungen folgten ihrem Beispiele. Am 12. März besetzte man die Citadelle von Turin, und Carignan's Artilleriecorps schlug sich sogleich zu den Aufständischen. Erschreckt dadurch, entsagte der König Victor Emanuel, der seiner Überzeugung nicht untreu werden und doch auch keinen Bürgerkrieg veranlassen wollte, der Krone zu Gunsten seines Bruders Karl Felix. Da aber dieser sich in Modena aufhielt, so ernannte er den Prinzen von Carignan zum einstweiligen Regenten.

Der Prinz-Regent wollte aber in diese Constitution nur unter der Bedingung gewisser Abänderungen willigen und setzte einstweilen zur Einberufung eines Parlaments eine Commission nieder, an deren Spitze der Marquis von Santa Rosa stand, der ein edler Character, aber leidenschaftlicher Enthusiast in der Politik war.

Indessen giengen dem Prinzen mehr und mehr die Augen über die Gefahr auf, welche dem Lande und seinem eigenen künftigen Thronrechte von dieser demokratischen Constitution drohte. Zugleich hatte er in Erfahrung gebracht, daß Österreich und seine übrigen Verbündeten jeden

Versuch einer revolutionären Änderung in den italienischen Zuständen mit den Waffen niederschlagen würden. So übereilt und unbesonnen der Prinz anfangs der Revolution beigetreten war, so übereilt und wenig besonnen handelte er bei seinem Rücktritt.

Als er nämlich (von Modena aus) seine Zustimmung zu einer Constitution verweigerte und ihre Anhänger für Rebellen erklärte, anderseits eine österreichische Armee unter Bubna sich bereits gegen Piemont in Bewegung setzte, verlor der Prinz von Carignan den Kopf, entfloh heimlich nach Novara, legte dort die Regentschaft nieder und stellte sich dem von Karl Felix abgesandten Stellvertreter, dem General de la Torre, „zur Verfügung".

Santa Rosa brachte in der Verzweiflung ein kleines constitutionelles Heer auf und wollte die Constitution noch halten oder wenigstens eine Modification erzwingen, mußte aber der Übermacht des treugebliebenen Theils der königlichen Truppen in ihrer Vereinigung mit den österreichischen zuletzt weichen, welche am 10. März in Turin einzogen.

Santa Rosa entkam nach Frankreich; einer der andern Hauptleiter wurde hingerichtet, und von den übrigen eine Anzahl mit Gefängniß bestraft. Ein österreichisches Corps hielt auf Ansuchen des Königs 14 Monate lang die Festung Alessandria und deren Umgebiet besetzt, und allmählich trat Alles in Piemont wieder in's alte Geleise.

4. Kapitel. (Fortsetzung der Rundschau.) Griechenlands Befreiung vom türkischen Joch.

1. Griechenland. Die Griechen des Festlands. Die Inselgriechen. Die Phanarioten. Gegensatz in der griechischen Geistlichkeit. Das stets lebendige Freiheitsgefühl der Griechen. Die Hetärie.

Gehen wir nun von Italien über nach den türkisch-europäischen Ländern, wohin um diese Zeit der große Befreiungskampf der Griechen gegen die türkische Herrschaft die Augen von ganz Europa zog.

Die Griechen hatten sich, ungeachtet ihrer politischen Abhängigkeit, von ihren Unterdrückern nie ihrer nationalen Eigenthümlichkeit entkleiden lassen. Diese stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit des Griechen, so wie seine geistige Gewandtheit, seine ungemeine Befähigung für merkantile und nautische Thätigkeit und die jedem Einzelnen innewohnende, mehr oder weniger deutliche Erinnerung an eine ruhmvolle historische Vergangenheit, ließ ihm sein Joch leichter tragen, weil die Hoffnung, es irgend einmal abzuschütteln, nie in ihm erloschen war.

Die kurzsichtige Unwissenheit und sorglose Trägheit des Siegers hatte von Beginn der Eroberung des Landes an bis dahin mehrere griechische

Stämme in einer gewissen Unabhängigkeit belassen, so daß die Gegenden, darin dieselben lebten, oft Zufluchtsstätten für Verfolgte und Unzufriedene aus andern Stämmen wurden, und von da aus manchmal Versuche der Selbstbefreiung ausgiengen, die, wenn sie auch nicht gelangen, doch der Pforte viele Noth bereiteten. Dergleichen Stämme auf dem Festlande waren die Hirtenvölker in den gebirgigen Gegenden Macedoniens, die Sulioten in Epirus und die Mainotten auf der Halbinsel Morea. In noch größerer Unabhängigkeit hielten sich besonders die Inselgriechen, wie z. B. die Hydrioten, die Ipsarioten, die Spezzioten, die Sphakioten auf Kandia, die Griechen auf Lesbos, Samos und Rhodus —, welche sämmtlich zugleich tüchtige Seeleute waren und des altgriechisch-nationalen Blutes mehr in ihren Adern rinnen hatten, als die Festländer, welche zwar keineswegs gänzlich, vielleicht aber vorherrschend slavischen Ursprungs sein mögen.

Dem Character nach wesentlich verschieden von dieser mehr unabhängigen und nach Freiheit leidenschaftlich strebenden Klasse von Griechen war eine andere Klasse, die unter dem Namen Phanarioten (so benannt von dem Phanar, einem Stadttheile Constantinopels, den sie bewohnten) eine Art Aristokratie mit gewissen, durch das Herkommen erblich gewordenen Vorrechten und Vorzügen ausmachten und ein Verbindungsglied zwischen der Pforte und dem christlichen Ausland darstellten, indem sie durch ihre Geschmeidigkeit und ihre Kenntniß der europäischen Verhältnisse sich der Pforte bei deren Unterhandlungen mit den christlichen Mächten unentbehrlich gemacht und sich dadurch großen Reichthum und Einfluß verschafft hatten.

Aus den Phanarioten wurden in der Regel die Hospodare der Walachei und Moldau und die Beamten für andere hohe, den Christen zugängliche Ämter genommen. Ihr an die Unterdrücker ihrer Nation sich eigennützig hingebender Character bildete einen starken Gegensatz zu den freiheitsliebenden, thatkräftigen Gebirgs- und Inselgriechen.

Ein ähnlicher Gegensatz bestand unter der griechischen Geistlichkeit, indem der höhere Klerus, der im Rufe besserer Bildung, aber auch eines habsüchtigen Wesens stand, und dessen Amtsernennung oder Amtsbestätigung ein Vorrecht der Pforte war, einen bedeutenden Einfluß auf die Rechtspflege und Verwaltung hatte, so weit sie Christen anvertraut war; dagegen die niedere, mit dem Volke eng verwebte Welt- und Klostergeistlichkeit, ungeachtet ihrer Armuth und Unwissenheit, in der Masse der Nation am kräftigsten das religiöse Bekenntniß und das griechische Volksthum lebendig erhielt.

War auch der Grieche, besonders der mit Fremden verkehrende, durch die lange Unterdrückung mit manchen „sittlichen Gebrechen“ behaftet, und war auch namentlich sein „Mangel an Treu' und Glauben“ (die graeca fides) sprüchwörtlich geworden, so zierten ihn doch auch anderseits achtbare Tugenden, vornehmlich eine gewisse Reinheit des Familienlebens, Heilighaltung der Verwandtschaftsbande, Anhänglichkeit an das Christenthum und ein lebhaftes Gefühl ihrer hellenischen Abstammung,

welchen letzteren Zug der gemeinste Grieche mit dem vornehmsten theilt. Eben sein stets lebendiges Freiheitsgefühl gab sich leicht dem geringsten Strahl der Hoffnung hin, der seinem Vaterlande Befreiung vom türkischen Joche versprach, so schwer er auch oft seinen leichten Glauben mit bitterm Verluste büßen mußte.

Als z. B. die Russen 1770 die Moldau und Walachei besetzten, die türkische Flotte wegnahmen und auch auf der Küste Morea's landeten, erhob sich diese Halbinsel, um das türkische Joch abzuschütteln. Dafür mußten sie, als Katharina II dann mit der Pforte den Frieden von Kutschuck-Kainardsché (XXIV. 1, 2. a. E.) schloß, ohne für die Griechen Amnestie zu bedingen, die Rache der Türken so schwer fühlen, daß ihrer 80,000 theils dem Schwerte, theils der Sclaverei verfielen.

Doch diese Unglücksfälle schlugen ihren Muth nicht darnieder, sondern stärkten durch ein gesteigertes Bewußtsein der großen Kluft zwischen „Kreuz und Halbmond" ihre Hoffnung auf endliche Befreiung nur um so mehr. Gelehrte Griechen belebten durch ihre Schriften die Erinnerung an die glorreiche Vorzeit des Griechenthums; handelsreiche Griechen in Triest und Livorno, in Marseille, Amsterdam und London sandten ihrem Vaterlande Beiträge zur Errichtung von Schulen; Söhne wohlhabender Griechen besuchten italienische und deutsche Universitäten und kehrten mit befestigten Ideen zur Wiedergeburt ihres Vaterlandes zurück. In Paris studierende Griechen stifteten zu diesem Zweck einen politischen Bund, der den Namen Hetäria führte und sich bald über alle Theile Griechenlands verbreitete. Bereits drohte diese Hetärie mit einem furchtbaren Aufstand, als die Hinrichtung des griechischen Freiheitsdichters Rhigas (1798) den Ausbruch desselben für eine Zeit lang erstickte. — Betrachten wir nun vorerst auch die Lage der Türkei.

2. Die Türkei. Reformversuche Selim's III. Aufstände: Paßwan Oglu und Czerny-Georg. Entthronung Selim's III und Mustapha's IV. Mahmud II und der Janitscharenaufstand. Mehemed Ali von Ägypten. Blutbad der Mameluken. Ali Pascha von Janina.

Schon 1795 hatte Sultan Selim III den Anfang zu Reformen gemacht sowohl im Heerwesen durch Bildung einer neuen regulären Kriegsmannschaft (der Seymen), als auch in der Verwaltung durch Errichtung von Schulen, durch Veränderung des Kalenders und besonders durch eine neue Steuerordnung. Da diese neue Besteuerungsart den Erpressungen der Beamten ein Ziel setzen sollte, und sich auch auf solche ausdehnte, die vorher steuerfrei gewesen waren, so zeigte sich allenthalben die größte Unzufriedenheit, die auch an den Janitscharen, welche sich durch die Errichtung jenes neuen Truppencorps in ihrer bisherigen Alleingeltung beeinträchtigt sahen, eine starke Stütze fand. Daher Empörungen über Empörungen von Seiten

der Pascha's, welche der Pforte nur in so weit gehorchten, als sie ihren Vortheil dabei gewahrten.

Schon früher hatte der Pascha von Widdin, Paßwan Oglu, durch einen Aufstand sogar Constantinopel bedroht; er wurde zwar (1798) in Widdin eingeschlossen, wußte sich aber doch im Besitze seines Paschaliks bis an seinen Tod zu behaupten, der 1807 erfolgte. — Im Jahr 1804 erhob sich in Serbien Czerny-Georg (eigentlich Georg Petrowitsch), um sich Unabhängigkeit oder wenigstens Gleichstellung mit den Hospodaren der Walachei und Moldau zu erkämpfen. Als er 1806 die Stadt Belgrad eroberte und die Russen zu seiner Unterstützung in Jassy und Buchareſt einrückten, erklärte (auf Napoleon's Betrieb) die Pforte an Rußland und England den Krieg, der nachher mit dem Frieden von 1809 beendet wurde. (S. XXIV. 3, 3.)

Die oberwähnte Unzufriedenheit der Janitscharen brach 1807 in einen Aufstand aus, in welchem Selim III durch Mustapha IV entthront und nach einem vergeblichen Versuche, sich wieder des Throns zu bemächtigen, ermordet wurde. Der Usurpator hatte das gleiche Schicksal und mußte an Sultan Mahmud II den Thron überlassen. Als dieser mit Reformversuchen fortfuhr, entstand 1808 ein neuer Janitscharenaufstand, der nur durch Wiederherstellung der Privilegien dieser Soldatesca gestillt werden konnte.

Einige Jahre darnach brach auf Englands Betrieb jener ebenfalls schon erwähnte Krieg der Pforte mit Rußland aus, der 1812 zu ihrem Nachtheil mit dem Frieden von Bucharest ausgieng und den Pruth zur Gränze zwischen Rußland und der Türkei machte. — Im Jahr 1813 griffen die Serbier wieder zu den Waffen und legten sie nicht eher nieder, als bis ihnen die Pforte in Czerny-Georg einen eigenen Fürsten zugestand.

Eben so machte sich der Pascha von Ägypten fast unabhängig. In Arabien hatte sich nämlich die muhammedanische Secte der Wechabiten (auch Wahabiten, so benannt von ihrem Stifter Abd-ul Wahab, der in Muhammed keinen Propheten, sondern nur einen Heiligen sah und eine Reform des Koran's anstrebte) mit der ganzen Kraft ihres Fanatismus erhoben und die heiligen Städte Mekka und Medina erobert. Da der Pascha von St. Jean d'Acre sie nicht hatte bewältigen können, so trug die Pforte die Bekämpfung desselben dem Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, auf, der sich 1806 durch „Beseitigung" mehrerer Mameluken-Bey's zu dieser Stelle emporgeschwungen und sich durch kluge Verwaltung bedeutende Mittel und ein auf europäische Weise disciplinirtes Heer zu verschaffen gewußt hatte.

Bevor Mehemed Ali in den Kampf gegen die Wechabiten auszog, ließ er die Mameluken, von denen er während seiner Entfernung einen Aufstand besorgte, durch ein mit Hinterlist veranstaltetes Blutbad völlig vernichten. Er konnte nun zwar die Wechabiten nicht ganz unterwerfen, befreite aber doch Mekka und Medina und behielt von da an nicht nur Arabien unter dem Einfluß seiner Herrschaft, sondern

dehnte diese auch bis Darfur und Kordofan aus. Und um sich gegenüber der Pforte in einer gewissen unabhängigen Stellung zu erhalten, unterhielt er ein großes Heer und eine wohlbemannte Flotte, zog viele Ausländer in seinen Dienst, und suchte sich durch viele auf Civilisation abzweckende Unternehmungen bei den europäischen Mächten Ansehen und Geltung zu verschaffen, hatte aber dabei nicht das Wohl seiner Unterthanen, sondern nur die Befriedigung seiner Selbstsucht zum Ziel.

Auch Ali Pascha von Janina (in Epirus) strebte nach Unabhängigkeit und stützte sich dabei auf die Hülfe der Sulioten, die 1820 für ihn die Waffen erhoben, nicht ahnend, daß nachher der Tyrann sie auf grausame Weise zu unterdrücken suchen werde.

3. Der Befreiungskampf der Griechen; Erneuerung der Hetärie. Verunglückter Aufstand Alexander Ypsilanti's. Der Aufstand in Morea. Ermordung des Patriarchen in Constantinopel. Die Mainotten. Die provisorische Regierung. Siege der griechischen Flotten. Die Unabhängigkeitserklärung. Die Philhellenen.

Unterdessen hatte sich in Griechenland die Hetärie (schon während des Wiener Congresses) erneuert und sich durch Aufnahme fast aller bedeutenden und reichen Griechen im In- und Auslande gekräftigt. Ermuthigt durch die zunehmende, aus dem Abfall so wichtiger Provinzen entstehende Schwäche der Pforte, durch die allenthalben bestehende Unzufriedenheit der christlichen Bevölkerung in der Türkei und durch die damals in Spanien, Portugal und Italien ausgebrochenen Revolutionen glaubten die Leiter der Hetärie, an deren Spitze Alexander Ypsilanti stand, den Augenblick gekommen, darin sie das türkische Joch zerbrechen könnten.

Fürst Alexander Ypsilanti, ein Phanariote, Sohn eines in der Verbannung gestorbenen Hospodar's der Walachei, hatte unter Katharina II im russischen Dienst gegen Napoleon gestritten und bei Dresden einen Arm verloren. Er befand sich als General und Adjutant des Kaisers Alexander zur Zeit des europäischen Congresses in Wien, von wo aus er insgeheim die Hetäristen nach der Moldau und Walachei dirigirte, um dort im Vertrauen auf die Nähe Rußlands gegen die Pforte loszubrechen. Zuvor aber trat er aus dem russischen Militärverband, um den Kaiser Alexander nicht zu compromittiren, auf dessen Unterstützung er sich und seinen Freunden Hoffnung machte.

Den Kern der Unternehmung bildeten 500 Hetäristen unter dem Namen „die heilige Schaar", an die sich noch etwa 700 Streiter anschloßen. Von Michael Suzzo, dem Hospodar der Moldau, insgeheim unterstützt, überschritt das kleine Heer den Pruth und zog ohne Widerstand in Jassy ein, von wo aus Ypsilanti in Proclamationen ganz Griechenland zur Erhebung aufrief.

Zugleich erhob auch in der Walachei ein Hetärist, Namens Wladimiresko, die Fahne des Aufstands; allein da die Walachen nicht lange zuvor von einem phanariotischen Hospodar hart behandelt worden waren,

so konnten sie die Griechen nicht leiden, und auch die walachische Regierung leistete nur negativen Vorschub. Zwar zog Ypsilanti ohne Widerstand auch in Buchareſt ein; allein allenthalben waren es nur die wenigen Griechen im Lande, die sich ihm anschloßen, während die eigentlichen Walachen sich zurückhielten. Nun suchte Ypsilanti Serbien zum Anschluß zu bewegen: aber Fürst Milosch von Serbien wehrte ihm den Durchzug durch sein Land. Von Rußland aber war keine Hülfe zu erwarten; vielmehr tadelte Kaiser Alexander die unbesonnene Erhebung.

Unterdeß hatte die Pforte die Pascha's von Ibrail und Silistria mit ansehnlichen Streitkräften ausgesendet, um den Aufstand zu unterdrücken. Zwar schlug Fürst Georg Kantakuzenos in der Moldau die Türken und brachte in Jassy die schon zurückgefallenen Bojaren wieder zur Unterwerfung; allein die türkische Übermacht zwang den Fürsten Ypsilanti, sich gegen Siebenbürgen hin in das Gebirg zu ziehen, wo er zu Terzawist sich verschanzte. Von da aus überfiel er die Türken bei Dragaschan (Dragetschan), wurde aber mitten im Gefecht von dem walachischen Theil seiner Truppen verlassen und verlor ungeachtet der außerordentlichen Tapferkeit der Seinen die Schlacht. Der Rest hielt sich unter Giordaki noch eine kurze Zeit in der Moldau, bis er der Übermacht erlag und sich nach dem heldenmüthigsten Widerstand in einem verschanzten Kloster, das die Türken stürmten, mit seinen letzten tapfern Kampfgenossen in die Luft sprengte. Ypsilanti selbst gewann die österreichische Gränze, wurde aber dort verhaftet und nach der ungarischen Festung Munkacz gebracht, wo er nach sechs Jahren starb. Kantakuzenos zog sich nach blutigen Gefechten auf das russische Gebiet zurück.

Dennoch war durch diesen unglücklichen Ausgang die Sache der Griechen nicht verloren. Sie hatten Europa den Beweis gegeben, daß es ihnen an Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit nicht fehle. Die Türken selbst erkannten nur zu gut, daß dem griechischen Aufstand ein tiefes religiöses und politisches Moment zum Grunde liege, und daß es sich um eine eigentliche Revolution handle, welche an die Stelle des Halbmonds das Kreuz zu setzen gedenke. In allen Türken erwachte daher mit der Furcht die äußerste Wuth, die sich im Blute der Christen zu sättigen lechzte.

Noch während des nordgriechischen Aufstandes hatten sich auch die Griechen in Morea, angefeuert durch den kriegerischen Bischoff Germanos, der selber mit dem Schwert in der Hand Patras bestürmte, erhoben, und bald war die ganze Halbinsel von der Flamme der Freiheitsbegeisterung ergriffen. Da sie sich durch jene Niederlage Ypsilanti's nicht entmuthigen ließen, so rief Sultan Mahmud II im Zorn die muselmännische Bevölkerung in Constantinopel zu den Waffen,

was die Folge hatte, daß am Ostertag 1821 wilde Haufen in die dortige griechische Hauptkirche drangen, den alten Patriarchen Gregorius vom Altar rissen und ihn unter dem Eingang aufknüpften. Mehrere der vornehmsten Phanarioten und 300 der reichsten griechischen Kaufleute wurden hingerichtet und einige griechische Kirchen niedergerissen. Ähnliche Gräuel erfolgten in fast allen Städten, besonders in Adrianopel, Thessalonich, Smyrna.

Allerdings protestirten die europäischen Gesandten in Constantinopel gegen diese Schlächtereien: ihr bloßes Wort war aber ohnmächtig. Das christliche Volk im übrigen Europa verdachte es daher den Großmächten, daß sie das Kreuz von den Türken so ruchlos konnten mit Füßen treten sehen, ohne rasch einzuschreiten. Besonders war man auf England erzürnt, das den fortwährenden Christenmord (wie sonst auch den so lebhaft betriebenen Christenverkauf) duldete, ja es sogar nicht hinderte, daß seine Kaufleute, von Malta und den jonischen Inseln aus, den Türken Waffen und Kriegsvorräthe verkauften!

Um so entschiedener und furchtbarer widerstunden die Griechen der Halbinsel, wo bereits Pietro Mauromichalis, Fürst der Mainotten, ein Schrecken der Türken geworden war. Während in Kalamata eine provisorische Regierung zusammentrat, besiegten da und dort die Griechen, geführt von Demetrius Ypsilanti (einem Bruder Alexander's), von Maurocordato, Kolokotroni, Nikitas, Karaiskaki, Odysseus und andern tapfern Häuptlingen, die Türken mehrmals im offenen Felde, nahmen Athen und Theben ein und verbreiteten den Aufstand bis Thessalien und Macedonien hin. Im October erstürmte Bischoff Germanos Tripolizza; selbst Navarin fiel in die Hände der Griechen. Auch die Sulioten, damals noch die Stütze Ali Pascha's von Janina, brachten unter Marko Bozzaris und Tsavellas den Türken schwere Verluste bei.

Die höchste Begeisterung aber ergriff die Inselgriechen, besonders die Bevölkerungen von Hydra, Ipsara und Spezzia, deren Handelsschiffe sich in Kriegsschiffe umwandelten und, nachdem sie alle Waffenfähige an Bord genommen, der ganzen türkischen Flotte so zusetzten, daß diese sich nach den Dardanellen zurückzog, zumal alle Inseln des Archipels in Aufregung waren.

Im December 1821 erklärte die provisorische Regierung, die sich den klugen, mit der europäischen Civilisation und Politik bekannten Fürsten Alexander Maurokordato, einen Phanarioten, zum Präsidenten gegeben hatte, durch das „organische Gesetz von Epidaurus" die Unabhängigkeit Griechenlands und gab darin der gesammten Nation eine republikanische Verfassung. Aus diesem Grunde mißbilligte der europäische Congreß von Verona (s. unten K. 6, 1. a. E.) den griechischen Aufstand, in welchem alle Mächte eine Gefahr für das monarchische Princip, und Österreich insbesondere einen Anlaß zur künftigen Vergrößerung Rußlands sah, dessen Macht durch den Anfall der Türkei das europäische Gleichgewicht wesentlich bedroht haben würde.

Nichts desto weniger richtete das ganze Abendland, besonders die nicht geringe Zahl derer, die ihre Bildung zum Theil aus dem Born der altclassischen Literatur Griechenlands geschöpft hatten, die Blicke mit Begeisterung auf den Heldenkampf der Neugriechen, die man so gern als „Söhne der alten Hellenen" sich dachte. Es bildeten sich in vielen Ländern unter den Philhellenen oder Freunden der Griechen Vereine, welche ihnen Geld- und Kriegsvorräthe sandten, und besonders bewies der edle Eynard, ein Banquier zu Genf, eine unermüdete Opferthätigkeit. Viele Philhellenen zogen persönlich aus, um sich an diesem Freiheitskampfe selbst zu betheiligen.

Unter ihnen sind nennenswerth der württembergische General Normann, der französische General Fabvier; auch der englische Dichter Lord Byron opferte sein Vermögen und Wohlsein der griechischen Sache, und wenn er auch bald nach seiner Ankunft in Griechenland starb, so hat doch sein Anschluß auf die Engländer einen solchen moralischen Einfluß geübt, daß sie seitdem den Griechen eine weit thätigere Theilnahme bewiesen, als vorher. — Besonders ermunternd und hochehrenwerth waren die Anstrengungen, welche König Ludwig I von Bayern, als der einzige unter den europäischen Fürsten, für die Sache Griechenlands machte. Ihm hat die Sache der Griechen viel zu danken.

4. Glänzende Thaten der Griechen zur See und zu Land. Parteiungen unter den Griechen. Ibrahim Pascha auf Morea. Missolunghi's Fall. Der Londoner Vertrag. Die Schlacht bei Navarin. Landung der Franzosen. Die Gränzen des neuen Griechenlands.

Anfangs waren die Türken durch ihren gleichzeitigen Kampf mit Ali Pascha von Janina gehemmt. Als sie aber denselben bezwungen hatten (er kam durch Verrath ums Leben, im Febr. 1822), verwandten sie ihre ganze Kraft gegen die Griechen. Lange aber konnten die türkischen Heere gegen die kühnen Freiheitshelden nichts ausrichten, obgleich sie, wo sie ihnen beikommen konnten, die abscheulichsten Grausamkeiten gegen sie verübten. Die glänzenden Thaten, welche die Griechen in diesem Kampfe verrichteten, stehen nicht unwürdig den Thaten ihrer hellenischen Altvordern zur Seite.

Die Insel Chios hatte sich zu unvorbereitet erhoben. Daher war es dem Kapudan Pascha oder Großadmiral der türkischen Flotte ein Leichtes, sich der Insel zu bemächtigen und die wehrlose Bevölkerung theils der Wuth des Schwertes zu opfern, theils sie in die Sclaverei fortzuschleppen. Empört über die dabei verübten Gräuel suchte die vereinte Flotte der Ipsarioten und Hydrioten die türkische Flotte auf und griff sie ungeachtet ihrer Übermacht an. Zwar blieb der Kampf unentschieden, aber in der Nacht vom 18. zum 19. Juni nahten sich der Ipsariote Constantin Kanaris und der Hydriote Georg Papinis mit Brandern den türkischen Schiffen und zerstörten sie so völlig, daß selbst der Kapudan Pascha mit 3000 Türken umkam. Auch Miaulis schlug in einem Vierteljahre dreimal die übrigen türkischen Flotten (1824).

Im westlichen Livadien (auf dem Boden des alten Acarnaniens) kämpfte Maurocordato mit einer ausgesuchten Schaar Tapferer, unter denen sich Marko Bozzaris mit seinen Sulioten und ein Corps Tactiker (d. h. auf europäische Art eingeübter Krieger befanden, anfangs mit Glück, wurde aber am 16. Juli (1824) bei Peta durch den Verrath eines

abfallenden albanesischen Häuptlings geschlagen. Unter den 2000 dabei Gefallenen waren auch viele deutsche, vom General Normann befehligte Philhellenen; Normann selbst wurde schwer verwundet. Dagegen schlugen Kolokotroni und Nikitas ein Heer von 3000 Türken in der Nähe von Argos, und Maurokordato vertheidigte im westlichen Griechenland das feste Missolunghi, das zu Wasser und zu Land schwer bedrängt wurde, mit so außerordentlicher Tapferkeit, daß die Türken sich zurückziehen mußten.

Obgleich nun der Krieg — hauptsächlich durch die Uneinigkeit der Griechen, bei denen sich die Partei der Kapitani's (oder Palikaren) mit der Partei der Politiker nicht vertrug, — eine Zeit lang matt geführt wurde, so konnte doch der Sultan mit eigenen Kräften den Aufstand nicht bewältigen. Denn wenigstens in Morea und in Livadien zog jeder Grieche den Untergang der Unterwerfung vor, wie denn der kühne Marko Bozzaris vor seinem Sturm auf das türkische Lager „einem Leonidas gleich" sich mit seinen Getreuen dem Tode weihte und dann mit ihnen ganze Türkenschaaren erlegte, bis ihn selbst der Todesstrahl traf.

Daher sah sich der Sultan gezwungen, seinen mächtigen und übermüthigen Vasallen, den Pascha Mehemed Ali von Ägypten aufzufordern, mit ägyptischen Truppen den Aufstand in Morea zu dämpfen. Mehemed Ali, gelockt durch das Versprechen, Kandia und Cypern mit seinem Paschalik verbinden zu dürfen, und getrieben von der Hoffnung, seinem Unabhängigkeitsziele dabei näher zu kommen, schickte seinen Sohn, den wegen seiner Tapferkeit und Grausamkeit gleichmäßig gefürchteten Ibrahim Pascha, mit 20000 Mann und 150 Kanonen nach Morea ab, wo derselbe im März 1825 landete und durch seine große Streitmacht dem Kriege bald eine der Pforte günstigere „Wendung" gab.

Ungeachtet die Griechen sogleich ihren Hader durch eine Versöhnung ausglichen und in den nun folgenden schweren Kämpfen ihre äußerste Kraft anstrengten, so konnten sie doch nicht hindern, daß Ibrahim Navarin erstürmte und in Vereinigung mit einem neuen türkischen Heere unter Sengen und Brennen, Plündern und Morden ganz Morea verwüstend durchzog und zuletzt nach langer Belagerung (im Apr. 1826) Missolunghi erstürmte, dessen Einwohner, nachdem sich der dritte Theil derselben unter Noto Bozzaris durchgeschlagen hatte, theils niedergemacht wurden, theils sich selbst in die Luft sprengten.

Missolunghi lag auf einer Landzunge an einer Bai des Meerbusens von Patras und war ehedem der Schlüssel zum Peloponnes. Nachdem es 1822 von Maurocordato und 1823 von Marko Bozzaris tapfer vertheidigt und das erstemal von den Griechen entsetzt, das zweitemal durch eine Seuche im türkischen Heere befreit worden war, wurde es 1825 unter Noto Bozzaris auf's Neue, dießmal von Reschid Pascha, eingeschlossen. Zwar brachte Miaulis ungeachtet der Seeblokade Proviant auf einige Wochen hinein; ein zweiter Versuch aber mißlang ihm, da inzwischen Ibrahim Pascha die beiden Inselforts eingenommen hatte. Den Hungertod vor Augen, beschloßen die in Missolunghi eingeschlossenen Sulioten einen Ausfall zu wagen, um sich in das Gebirg durchzuschlagen. Dem ersten 3000 Mann starken Haufen, mit Weibern und Kindern in der Mitte, gelang es, sich durch den Feind hindurch Bahn

zu brechen und das Gebirg zu erreichen; ein zweiter Haufe aber fiel unter dem Schwert und an 4000 Weiber und Kinder wurden nach den Sclavenmärkten abgeführt. Die in der Stadt zurückgebliebenen Greise und Priester sprengten sich und die eindringenden Türken in die Luft.

Unterdessen aber hatte sich die griechische Regierung (schon im Aug. 1825) an die Engländer um Hülfe oder Vermittlung gewendet und bei dem freigesinnten Ministerium Canning Theilnahme gefunden. Entschlossen, das heldenmüthige Griechenvolk zu retten, aber auch zugleich dem Kampfe überhaupt, dessen Ausgang doch noch zur Schwächung der Türkei und dadurch zur Befriedigung der russischen Plane auf dieselbe hätte führen können, — ein Ende zu machen, suchte Canning die übrigen dabei betheiligten Großmächte zum Einschreiten zu bewegen.

Da die griechische Nationalversammlung, welche sich zur leichtern Herstellung der Einigung den in russischen Diensten stehenden, aus Corfu gebürtigen Grafen Capo d'Istria zum Präsidenten gewählt hatte, den Gedanken an eine Republik aufgab und erklärte, sich eine constitutionelle Monarchie unter einem fremden Fürsten geben zu wollen, so hatte Österreich keinen Vorwand mehr zum Widerstand, und Frankreich und Rußland zeigten sich in ihren neuen Throninhabern (Karl X und Nikolaus) nunmehr den Griechen geneigt. Daher kam zwischen England und Rußland am 6. Jul. 1827 zu London ein Vertrag zu Griechenlands Gunsten zu Stande, dem dann auch Frankreich beitrat.

Während sich die Flotten der Verbündeten im Mittelmeere zusammenzogen, wurde die Pforte eingeladen, der griechischen Nation gegen Tribut eine den Donaufürstenthümern ähnliche Stellung zu gewähren, und als die vereinigte Flotte unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Codrington der türkischen Flotte in der Bucht von Navarin gegenüber lag, wurde Ibrahim Pascha auf Morea aufgefordert, die Feindseligkeiten einzustellen. Er versprach's; dennoch aber geriethen die beiden feindlichen Flotten am 20. October 1827 an einander und in wenigen Stunden war die türkische Flotte vernichtet. Das war die Seeschlacht von Navarin, welche von dem neuen englischen Ministerium (Canning war einige Zeit vorher gestorben) als ein „unerwartetes Ereigniß" bezeichnet ward. Denn die Verbündeten wollten einen Krieg mit der Pforte vermeiden und daher beschränkten sie sich fortan auf bloße Unterhandlungen, während Ibrahim's Macht, von Ägypten abgeschnitten, auf Morea fortlastete.

Endlich als im August des folgenden Jahres (1828) eine französische Flotte bei Koron landete, bequemte sich Ibrahim zur Räumung der Halbinsel, worauf ein Vertrag der Verbündeten den Griechen Morea und die Cycladen als einen eigenen, unter dem Schutze der Pforte stehenden Staat zu garantiren verhieß. Weil sich aber die Moreoten und Inselgriechen von ihren Brüdern in Mittel- und

Nordgriechenland nicht trennen lassen wollten, so wurde ihnen durch einen neuen Vertrag (v. 22. März 1829) eine Erweiterung der Gränzen zugestanden, welche aber Sultan Mahmud erst durch einen andern Zwang von Außen zuzugestehen veranlaßt werden mußte. Dieser Zwang gieng von Rußland aus, wohin wir uns nun zunächst wenden müssen.

5. Kapitel. (Schluß der Rundschau.) Rußland und die Polen. Rußland und die Pforte. Das neue Königreich Griechenland. England.

1. Die polnische Constitution. Der nördliche und südliche Geheimbund in Rußland. Tod des Kaisers Alexander. Die Thronentsagung Constantin's. Czar Nicolaus. Der Aufstand in Petersburg und in Kiew. Unterdrückung desselben. Regierungsthätigkeit des Kaisers. Krieg mit Persien. Paskéwitsch-Eriwansky. Das kaspische Meer russisch.

Im russischen Reiche waren seit mehreren Jahren wichtige Veränderungen vorgegangen. Kaiser Alexander, früher so geneigt zu freisinnigen Grundsätzen, nach welchen er sogar dem ihm zugefallenen Königreiche Polen eine constitutionelle, der französischen Charte Ludwigs XVIII nachgebildete Verfassung gewährt hatte, war theils durch eine inzwischen gewonnene tiefere religiöse Richtung, theils durch die in Portugal, Spanien, Neapel und Piemont ausgebrochenen Revolutionen — den liberalen Ideen abgeneigt worden: denn es schienen ihm ihre Consequenzen zu Umwälzungen zu führen, Rußlands Verhältnisse aber so geartet zu sein, daß, wenn, wie in jenen südeuropäischen Staaten, das Militär, das in Rußland die Hauptgrundlage der öffentlichen Ordnung war, von dem gleichen Geiste der Neuerung ergriffen wurde, auch die Sicherheit der Krone, und zwar noch mehr als anderwärts, würde gefährdet werden. Aus diesem Grunde sah er auch die Erhebung der Griechen nur mit Besorgniß, weil er ihre Tendenzen von denen der südeuropäischen Freiheitsmänner um so weniger zu unterscheiden vermochte, als sich die Griechen anfangs für eine Republik aussprachen.

Diese Zurückhaltung gegen die Griechen, die der Czar selbst auch in jener Zeit, da der griechische Patriarch ein Opfer türkischer Rohheit wurde, nicht aufgab, zog ihm bei den vornehmen Russen den Tadel der Inhumanität, bei dem niedern Volke den Tadel religiöser Gleichgültigkeit zu. Die stille Unzufriedenheit mit des Kaisers politischer Gesinnungsänderung überhaupt schlug besonders in der Armee, bei deren Offizieren der Feldzug nach Frankreich und der Aufenthalt daselbst freie Ideen geweckt hatte, um so tiefere Wurzeln, als gleich nach der Rückkehr aus Frankreich in Petersburg viele höhere Civil- und Militärpersonen in

geheimen, der Freimaurerei nachgeahmten Gesellschaften mit dem Zweck zusammengetreten waren, auch im russischen Reiche verschiedenen politischen Reformen den Eingang zu verschaffen. Diese Gesellschaften mit ihren politischen Grundsätzen bildeten sich nachher, als Alexander an der Gränze der Donaufürstenthümer eine Armee zur Demonstration gegen die Pforte zusammenzog und sie auch nach erfolgter Beilegung der Differenzen noch stehen ließ, im Lager dieser Truppen noch weiter aus, so daß im russischen Reiche nun ein nördlicher und ein südlicher Geheimbund bestand, von denen jener in Petersburg unter der Leitung des Fürsten und Gardeobersten Trubetzkoi und anderer Großen die unbeschränkte Monarchie in eine beschränkte verwandeln wollte, — dieser, der südliche Bund, vorzüglich in Kiew unter der Leitung des Obersten von Pestel eine der nordamerikanischen Verfassung ähnliche Staatseinrichtung erstrebte.

Die politischen Umtriebe des südlichen Bundes nahmen am Ende den Character einer förmlichen Verschwörung an, indem man eine Truppenmusterung, welche Kaiser Alexander in Südrußland im künftigen Frühjahr (1826) abhalten wollte, zur Ermordung desselben und zum Umsturz der Regierung zu benützen gedachte.

Als der Kaiser von einigen Seiten her in Betreff dieser Gefahren Winke und Warnungen erhielt, ließ er zwar mehrere Verhaftungen vornehmen, konnte aber auf keine sichere Spur kommen. Daher bemächtigte sich seines ohnedieß seit mehreren Jahren zur Zurück- und Abgezogenheit geneigten Wesens eine gewisse Schwermuth, die ihn bestimmte, noch im Sommer 1825 zur Wiederherstellung seiner tief angegriffenen Gesundheit eine Reise in die milden Gegenden der taurischen Küsten am asowischen Meere zu machen. Es war seine letzte Reise: er starb zu Taganrog am Fieber, den 1. Dec. 1825.

Schon als Kaiser Alexander Petersburg verließ, blickte er noch einmal nach dieser Stadt mit der Ahnung zurück, daß er sie nicht wieder sehen werde. Der milde und schöne Süden Tauriens und der Umgang mit seiner ihm nachgereisten Gemahlin zu Taganrog stimmte ihn zwar heiterer; allein eine Erkältung, die er sich bei einem Spazierritt an der Meeresküste zugezogen hatte, verursachte ihm ein Fieber, das, weil er ärztlichen Beistand verschmähte, in ein Gallenfieber ausartete und jenen unglücklichen Ausgang nahm. Der Gedanke, den Tod seines Vaters (XXVI. 1, 5.) nicht durch strengere Bestrafung der Schuldigen gesühnt zu haben, bereitete ihm noch in den letzten Tagen manchen Schmerz. Auch hatte er vor, nach seiner Genesung die Regierung niederzulegen. „Mit ihm starb ein edler Fürst, dessen Namen in die wichtigsten Ereignisse des europäischen Staatenlebens verflochten war, ja der eine Zeit lang die Geschicke Europas in seiner Hand gehabt hatte. Vermöge der in ihm vorherrschenden Phantasie, mit der er auch die Religion erfaßte, „idealisirte er die Welt“ und mißkannte oft die Wirklichkeit. Die ihm begegnenden „Täuschungen“ vertauschte er dann gegen andere, und wenn er sie sich nicht mehr verbergen konnte, war Verstimmung und Schwermuth die Folge. Der Grundton seines Gemüthes war aber edel: er wollte das Gute, liebte die Gerechtigkeit über Alles und wollte als Menschenfreund Alles durch Liebe beglücken.“ (Eylert.)

Der Tod Alexander's und die bestehende Unklarheit der Thronfolge setzte alle Parteien im Reich in die äußerste Spannung, und besonders fühlten die Verschwornen, daß die Zeit der Entscheidung gekommen sei, daß aber diese zunächst von Petersburg ausgehen müsse. Der nächste Thronerbe war eigentlich der Großfürst Constantin, dem sein Bruder Alexander nach Errichtung der polnischen Constitution den Oberbefehl über die polnische Armee und nachher die Vicekönigswürde über Polen anvertraut hatte. Der leidenschaftliche Character dieses Fürsten aber, der mit despotischer Willkür und Ungerechtigkeit schaltete und in die den Polen verbriefte Constitution, welche doch Alexander mit großer Gewissenhaftigkeit achtete, einzugreifen sich erlaubte, so daß ganz Polen sich mit Furcht und Abscheu von ihm wandte, hatte den Kaiser Alexander schon im J. 1822 bewogen, dem Großfürsten (bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer Polin) die Verzichtleistung auf die russische Thronfolge zuzumuthen. Constantin, der selbst seine Unfähigkeit zum Regieren fühlen mochte, jedenfalls die größere Ungebundenheit seiner jetzigen Stellung vorzog, gieng darauf ein. Das Abdications-Document ward aber nicht veröffentlicht, sondern nur im Reichsarchiv und in der Kathedrale von Moskau niedergelegt.

Weil sonach diese Thronentsagung im Grunde noch nicht die rechtliche Form eines Staatsgrundgesetzes hatte, so hielt sich sein jüngerer Bruder, der Großfürst Nicolaus, an welchen nun die Reihe der Thronfolge kam, aus Ehrfurcht vor dem monarchischen Recht verpflichtet, in Petersburg mit seinen Garden seinem in Warschau befindlichen Bruder Constantin, als dem legitimen Czar, den Eid der Treue zu leisten, den er auch den übrigen Truppen und allen Behörden im Lande auferlegte. Allein Constantin beharrte auf seinem Rücktritt und erneuerte öffentlich seine Verzichtleistung. Jetzt erst hielt sich Großfürst Nicolaus berechtigt, den Thron zu besteigen, und setzte den Tag der Huldigung auf den 26. December fest.

Nicolaus Paulowitsch, geb. den 6. Jun. (n. St.) 1796, war unter den 10 Kindern Paul's und Maria Feodorowna's (einer geb. württembergischen Prinzessin) das neunte und 20 Jahre jünger als sein Bruder, der verstorbene Kaiser Alexander. Schon als Knabe versprach er leiblich und geistig bedeutend zu werden. Von Natur ernst und abgeschlossen, zeigte er späterhin unter der strengen Hülle auch eine schöne Milde, und besonders gegen die Seinigen die innigste Hingebung. Als Rußlands Krieger „den Stahl in der Faust, das Kreuz im Herzen" sich gegen Napoleon aufmachten, bat der 15jährige Großfürst in einem Briefe seinen Bruder den Kaiser, auch am Kampf für's Vaterland Theil nehmen zu dürfen, was Alexander ihm jedoch versagen mußte. Unter den Studien, die er machte, zog ihn (obwohl er auch malte und in der Musik componirte) das Geniewesen so an, daß er in der Folge „sein eigener größter Ingenieur" wurde. — Hoffesten und Salonsunterhaltungen abgeneigt, gieng er, bloß mit seinem Bruder Michael vertraut, einsam seinen ernsten Weg. Nachdem er mit diesem Bruder einen Theil Deutschlands, Frankreichs und Englands bereis't und am Hofe zu Berlin den preußischen Militärdienst gründlich erlernt hatte, vermählte er sich am 13. Jul. (n. St.) 1817 mit der Prinzessin Friederike Luise Charlotte Wilhelmine von Preußen, der großen Königin Luise eben so

liebenswürdigen, als mit Würde ausgestatteten Tochter, die ihm 1818 den Prinzen Alexander, 1819 die Prinzessin Maria (nachmalige Herzogin von Leuchtenberg) und 1822 die Prinzessin Olga (nachmalige Kronprinzessin von Württemberg) gebar. In dieser gesegneten Verbindung entwickelten sich mehr und mehr auch die innern edlen Eigenschaften, deren er fähig war. Seine ganze Erscheinung hatte für Jedermann etwas Imponirendes, zumal er die edelste Männergestalt besaß, die man sehen konnte, und sich das Herrscheransehen in seinem ganzen Benehmen ausdrückte. Er sprach mit Lebhaftigkeit, doch stets mit eben so großer Einfachheit als Würde, dabei ohne alle Verstellung, obwohl in die Gedanken seines Innersten einzudringen Keinem möglich war. — So große Loyalität er bei der Übernahme der Krone bewies, so sollte ihm doch dadurch „die furchtbare Prüfung nicht erspart" werden, „die er an der Schwelle seiner Regierung bestehen sollte". (G. Hesekiel nach Jerrmann.)

Inzwischen hatten sich die Verschworenen unter der Führung des alten eitlen Trubetzkoi verabredet, den Huldigungstag zur Ausführung ihres Umsturzplanes zu benützen. Zu dem Ende bearbeiteten sie die Soldaten in den Kasernen durch die Vorspiegelung, Constantin, der rechtmäßige Regent, sei in's Gefängniß geworfen worden und Nicolaus wolle über ihn hinweg den Thron besteigen, und brachten sie dahin, daß sie mit dem Rufe: Es lebe Constantin und die Constitution! in Waffen den Isaaksplatz besetzten.

Als Kaiser Nicolaus durch den Stadtgouverneur, Grafen Miloradowitsch, von diesem Verrath benachrichtigt wurde, umarmte er schweigend die Kaiserin, nahm seinen kleinen Sohn auf den Arm und trat mitten unter die Wache des Palastes, mächtig rufend, ob auch sie zu den Meuterern gehöre? hier sei er mit dem Thronfolger und übergebe sich ihrer Gewalt. Auf das laute Hoch! das ihm diese Veteranen zuriefen, übergab er ihrem Kapitän Dolgorucki seinen Sohn mit dem Vertrauenswort, daß sie ihn als den Thronfolger gewiß schützen würden, falls er selbst fallen sollte. Dann warf er sich auf's Pferd und sprengte mit Miloradowitsch und einigen Adjutanten nach dem Aufruhrplatz, den die kampfbereite Masse der verführten Soldaten zusammt einer großen tobenden Volksmenge besetzt hielt.

Dort angekommen, ritt gleich ein aufständischer Offizier mit gespanntem Pistol auf ihn zu, kehrte aber auf des Kaisers festen Blick und Zuruf: „Was willst Du von mir?" wieder um, und sagte laut zu seinen Leuten: „Er sah mir in's Auge und ich konnte ihn nicht tödten." Eine Zeit lang war der Kaiser, von nur wenigen Getreuen umgeben, allein dem Mordsinn der Empörer ausgesetzt, und nur seine feste Haltung machte sie stutzen.

Inzwischen hatten sich auch die dem Kaiser treu gebliebenen Gardegrenadiere der Preobraszenkoischen Kaserne mit dem Großfürsten Michael an der Spitze, um ihren Herrn gesammelt, und von einer andern Seite her rasselte ein Artilleriepark heran und stellte sich mit brennenden Lunten neben dem Kaiser auf. Die Aufrührer zauderten, indem sie auf Trubetzoi's Befehl zum Angriff warteten; allein dieser erschien nicht, weil ihm der Muth entfallen war. Doch pfiffen schon einige Kugeln, so

daß Großfürst Michael den Kaiser, der vor der Fronte hielt, um das Zeichen zum Angriff bat. Dieser aber wollte das Blut der Seinen schonen: denn, sagte er, ist das erste Geschütz abgebrannt, dann muß auch der letzte Mann fallen!

Während nun eine Todtenstille eintrat und aller Augen auf den Kaiser gerichtet waren, fiel aus den Reihen der Aufrührer ein Schuß, der den edlen Miloradowitsch niederstreckte. Darüber empört brannte ein Artillerieoffizier sogleich sein Geschütz ab, und auf des Kaisers Ruf zum Angriff, ergoß sich ein Kartätschenregen auf die Empörer, von denen Hunderte fielen, während die Übrigen theils gefangen wurden, theils die Waffen von sich werfend ihr Heil auf der Flucht suchten.

So hatte die Geistesgegenwart des Kaisers den Thron gerettet. Er drückte dem treuen Miloradowitsch die Augen zu und kehrte dann nach seinem Palast zu seiner Gemahlin zurück, die er mit den wehmüthigen Worten umarmte: „Das also ist der Anfang unserer Regierung!" Als er seinen Sohn holen ließ, wollten ihn die Getreuen an keinen Andern herausgeben, als an den Kaiser selbst, der ihnen denselben anvertraut hatte. Gerührt gieng der Kaiser zu ihnen und empfieng ihn aus ihren Händen zurück.

Unterdeß hatten auch die Verschwörer des südlichen Bundes den Entschluß gefaßt, am 1. Jan. 1826 loszuschlagen. Allein der Anschlag wurde verrathen, und der General Diebitsch, Adjutant des kurz vorher verstorbenen Kaisers Alexander, nahm es über sich und ließ an demselben Tag, da der Aufstand in Petersburg ausbrach, den Obersten Pestel mit noch vielen andern hohen und niedern Offizieren verhaften. Zwar sammelte der Oberstlieutenant Murawiew-Apostol einige Bataillone, wurde aber nach einem kurzen Gefecht auch gefangen und mit den Andern nach Petersburg gesendet. Hiermit war der allgemeine Aufstand vollends gedämpft.

Allenthalben im Reiche wurde nun dem Kaiser der Eid der Treue ohne Widerrede geleistet. Seine Unerschrockenheit und Festigkeit fand im In- und im Auslande die höchste Bewunderung, und auf lange Jahre hinaus zeigte sich von Verschwörungen und Aufständen in Rußland keine Spur mehr.

Durch ein niedergesetztes Gericht wurde über sämmtliche gefangene Empörer die Strafe verhängt: 36 wurden zum Tode, 17 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken, andere zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, viele weniger Betheiligte begnadigt. Doch wurde die Strafe der Hinrichtung (durch den Strang) nur an fünfen vollzogen, unter denen sich Pestel und Murawiew-Apostol befanden. Trubetzkoi wurde nur verbannt und nach einiger Zeit begnadigt. Allmählich wurden auch den Andern die Strafen erlassen und bis zum Jahr 1842 waren alle begnadigt.

Die Untersuchungen gegen die Theilnehmer an den geheimen Gesellschaften hatten den Kaiser auf eine Menge von Mißbräuchen und Gebrechen aufmerksam gemacht, welche sich in der letzten Regierungszeit

Alexanders, der sich von Allem zurückgezogen hatte, durch Verschwendung am Hofe, durch Unterschleif öffentlicher Gelder, durch Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Beamten ꝛc. eingeschlichen hatten. Daher faßte Kaiser Nicolaus den festen Entschluß, alle Ungehörigkeiten abzustellen und durch eine ununterbrochene Aufopferung von Zeit und Kraft — Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes einzuführen und Rußland auf der Bahn der Civilisation wesentlich vorwärts zu bringen. Nicht leicht hat ein Fürst einen so großen Plan mit mehr Selbstverläugnung und Willensausdauer vom Beginn seiner Regierung an festgehalten und bis an sein Lebensende verfolgt.

Er hielt fest an seiner eingeführten Tagesordnung und gestattete sich nie eine müssige Stunde, wobei ihm sein starker Körper und seine feste Gesundheit zu Statten kam. Nach dem Aufstehen von seinem eisernen Feldbett sah er im ganzen Schlosse nach und ordnete zunächst Alles an, was heute in Bezug auf die Erziehung seiner Kinder geschehen sollte. Dann machte er im Sommer wie im Winter einen Gang durch die freie Luft. Um 9 Uhr arbeitete er mit dem Kriegsminister; um 10 Uhr begrüßte er die Kaiserin und widmete sich einige Minuten der Familie. Die übrige Zeit bis 2 Uhr gehörte den Staatsgeschäften, wobei er nie eine Minute auf sich warten ließ. Von 2 bis 4 Uhr fuhr er einspännig aus und besuchte öffentliche Anstalten. Um 4 Uhr speis'te er einfach bei mäßigem Getränke. Auch der Abend gehörte meist den Staatsgeschäften und im Sommer zuweilen eine Stunde der Landschaftsmalerei. Auch in der Nacht sprang er oft vom Lager auf und nahm einen überraschenden Inspectionsbesuch in einer der öffentlichen Anstalten vor: denn er wollte sich von Allem selbst vergewissern; in der Regel beobachtete er dabei das Incognito. So war er in seinem weiten Reiche der einzige Mann, der Tag und Nacht im Dienste war, dem er selbst seine Familienfreuden, für die er so sehr viel Sinn hatte, häufig nachsetzte.

Seine „riesenhafte" Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedenen Gebiete des Staatsdienstes. In der Gesetzgebung, Verwaltung, Polizei, Industrie, im Kriegswesen — „überall wurde die sichtende, schlichtende, strafende, ordnende und belohnende Hand des Alleinherrschers sichtbar. Des Kaisers eigene Kanzlei war die große reformirende Behörde, und die hundert Generaladjutanten flogen als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle wie Blitze durch das Reich; wo es aber den letzten, den höchsten Ernst galt, da war der Kaiser selbst."

Bald nach seinem Regierungsantritt sah er sich veranlaßt, auswärtigen Gegnern das Gewicht der russischen Waffen fühlen zu lassen. Als die Nachricht von Alexander's Tod und der Petersburger Empörung nach Persien drang, ließ der Schah Feth Ali seinen Sohn Abbas Mirza in Süd-Georgien einfallen, um die von ihm im Frieden von Tiflis 1814 an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erobern. Allein der russische Gouverneur von Transkaukasien, der kräftige General Yermoloff, schlug in zwei siegreichen Schlachten die Perser wieder über die Gränzen zurück.

Da der Czar aber bei der Fortsetzung des Kriegs den politischen Grundsätzen Yermoloff's nicht traute, so mußte dieser sein Commando an den General Paskéwitsch abtreten, der, mit eben so großer Kühnheit

als Klugheit die Abneigung der Tartaren gegen die Perser benützend, in Persien eindrang und Eriwan erstürmte. Dadurch sah sich Abbas Mirza zu einem Vertrag genöthigt, nach welchem das ganze Chanat Eriwan (diesseits und jenseits des Araxes) sammt noch einem andern Chanate an Rußland abgetreten, 18 Mill. Silberrubel gezahlt und das kaspische Meer ausschließend den russischen Kriegsschiffen überlassen werden sollte. Der Schah weigerte sich zwar, den Vertrag zu genehmigen; als aber Paskéwitsch die Feindseligkeiten wieder begann und eine wichtige Festung erstürmte, bestätigte der Hof von Teheran den Tractat (1828).

Zur Belohnung wurde Paskéwitsch in den Grafenstand erhoben und mit dem Titel Eriwansky beehrt. Nicht lange darauf sollte er auch gegen die Türkei das Glück der russischen Waffen bewähren.

2. Die Pforte. Mahmud's Heeresreform. Vernichtung der Janitscharen. Der Vertrag von Akjerman: Suzerainetät der Donaufürstenthümer. Krieg mit Rußland. Diebitsch-Sabalkansky. Paskéwitsch in Erzerum. Der Friede von Adrianopel.

Die Pforte hatte nämlich unterdeß die größten Anstrengungen gemacht, um des griechischen Aufstandes Herr zu werden. Sultan Mahmud, überzeugt, daß er ohne eine Reform des türkischen Heerwesens durch Einführung europäischer Tactik und Disciplin seinen Feinden nicht gewachsen sei, daß sich aber die zuchtlosen, eigenwilligen Janitscharen nie dazu verstehen würden, erließ mit Zustimmung des Mufti und der Ulema's den Hattischerif vom 28. Mai 1827 über die Errichtung eines regelmäßigen Fußvolks, das neben den Janitscharen bestehen sollte. Natürlich erkannten darin die Janitscharen sogleich den Anfang zu ihrer Beseitigung und machten deßhalb im Jun. 1827 einen gewaltigen Aufstand. Dieser aber gab dem Großherrn den gewünschten Anlaß, sich dieser entarteten Soldateska durch eine blutige Bestrafung für immer zu entledigen, und ein neues auf europäischen Fuß eingerichtetes Heer aufzustellen, das er durch fremde, besonders französische Offiziere einüben ließ.

Nachdem die Janitscharen in der Nacht vom 14. Jun. die Paläste der Großen geplündert und zerstört hatten, sammelte sich am Morgen die Masse derselben auf dem großen Platz der ehemaligen byzantinischen Rennbahn zu weiterem Angriff. Allein Mahmud, darauf gefaßt, ließ die Fahne des Propheten aufpflanzen, durch den Mufti den Fluch über die Janitscharen aussprechen und die Topschi's (eine neugeschaffene Artillerie) mit den Geschützen gegen sie anrücken. Da die Janitscharen kein Geschütz hatten und ihr Aga es mit dem Sultan hielt, so konnten sie dem Kartätschenfeuer nicht widerstehen: ganze Schaaren wurden niedergeschmettert, die andern flohen in ihre Kasernen, worin sie so lange widerstanden, bis auch diese in Brand geschossen waren. Was den Kartätschen nicht erlag, verfiel dem Beile des Henkers, das acht Tage hindurch nicht ruhte. Ein Ferman erklärte sodann das Institut der Janitscharen für abgeschafft. — Es dauerte aber lange, bis das religiöse und nationale Vorurtheil gegen das neue, von christlichen Lehrmeistern eingeübte Militär überwunden war.

Schon länger her hatte Rußland die Absicht, in der Moldau und Walachei festern Fuß zu fassen und darum von der Pforte (auf den Grund eines frühern Vertrags) die Räumung dieser Provinzen von türkischen Truppen und Schadensersatz für die Einbußen verlangt, welche die dort befindlichen Russen erlitten hatten. Um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden und Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, hatte die durch den Kampf gegen die Griechen bedrängte Pforte mit dem Kaiser Nicolaus am 25. Sept. 1826 den Vertrag von Akjerman eingegangen, worin bestimmt ward, daß die Pforte zwar ferner die Hospodare der Moldau und Walachei zu ernennen das Recht habe, daß sie dieselben aber ohne Zustimmung des Czars nicht von diesen Stellen solle entlassen dürfen. Dadurch verwandelte sich die Souverainetät der Pforte über diese Provinzen in eine Suzerainetät (in bloße Lehensoberhoheit) und die Hospodare waren im Grunde jetzt mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig.

Gern hätte Canning dieses Vorschreiten Rußlands verhindert; aber da ihm daran lag, diese Macht für die Befreiung Griechenlands zu stimmen, so ließ er gewähren, zumal Kaiser Nicolaus fest darauf bestand, daß er in seinen Differenzen mit der Pforte keine fremde Einmischung dulden werde. So kam (einige Wochen nach jener Janitscharenkatastrophe) der bereits erwähnte Vertrag der drei Großmächte v. 6. Jul. 1827 zu Stande, der im October darauf die Schlacht von Navarin (s. oben K. 4.) und die Errichtung eines hellenischen Staats mit der schon erwähnten anfänglichen Einschränkung zur Folge hatte.

Durch die von den drei Großmächten bei Navarin erfahrne Friedensverletzung erachtete sich die Pforte ihrer aus dem Bucharester Frieden fließenden Verpflichtungen gegen Rußland enthoben und rüstete mit aller Anstrengung zum Krieg. Kaiser Nicolaus hatte bereits seinen Gesandten abberufen, und stellte nun sein 70000 M. starkes Heer am Pruth unter den Oberbefehl des alten Feldmarschall Grafen von Wittgenstein, während er seinem Feldherrn in Asien, dem Perserbesieger Paskéwitsch, den Befehl ertheilte, von Georgien aus gegen die türkische Gränze vorzugehen.

Am 7. Mai 1828 überschritt das russische Hauptheer unter den Augen des Kaisers den Pruth und besetzte ohne Widerstand die Moldau und Walachei. Am 4. Juni erfolgte die russische Kriegserklärung. Bald waren zwar die kleinern Donaufestungen Isaktschi, Brailow rc., auch Varna erobert; aber der tapfere Widerstand der Türken im verschanzten Lager bei Schumla und einreißende Krankheiten zwangen die Russen, mit dem größten Theil des Heeres die Winterquartiere in der Walachei und Moldau zu beziehen. — In Asien eroberte der kühne Paskéwitsch zwar die Festung Kars, mußte sich aber wegen zu geringer Streitkräfte wieder nach Georgien zurückziehen.

Im Feldzug des folgenden Jahres (1829) trat Rußland an der Donau mit größern Streitkräften auf, die jetzt unter den Oberbefehl eines kräftigeren Feldherrn, des Generals von Diebitsch, eines gebornen Preußen, gestellt waren, der alsbald am 12. Juni den Großvezier bei Kulawtscha (in der Nähe von Schumla) schlug, am 18. Silistria eroberte, am 20. Juli den Balkan überstieg (weshalb er den Ehrentitel Sabalkansky erhielt) und am 20. August in Adrianopel einrückte. — Auch Paskéwitsch war unterdeß in Asien glücklich vorgedrungen und hatte Erzerum, die Hauptstadt Armeniens, erobert. Es war augenfällig: der Thron des Großherrn wankte in seinen Grundfesten.

Alle Welt hoffte oder fürchtete, je nachdem man den Türken den Untergang wünschte oder das wachsende Übergewicht der Russen besorgte, Nicolaus werde sich nicht enthalten können, auch in Constantinopel (dem Ziele der russischen Wünsche seit Katharina II) als Sieger einziehen. Allein er hielt sein Wort, gab den übrigen Großmächten Gehör, und bot die Hand zum Frieden von Adrianopel, der unter Preußens Vermittlung am 14. Sept. 1829 geschlossen wurde. Nichtsdesto weniger legte dieser Friede den Grund zum vergrößerten Übergewicht Rußlands im Orient, indem er das moralische Ansehen der Pforte schwächte und „die Welt daran gewöhnte, Rußland für den Schiedsrichter in den türkischen Angelegenheiten" anzusehen.

Rußland erhielt in diesem Frieden zwar nur ein Stück von türkisch Armenien mit den Städten Achalzik und Achalkalaki, anderthalb Mill. Ducaten als Entschädigung für die Verluste russischer Unterthanen in den Donaufürstenthümern und zehn Mill. Kriegskostenersatz, auf welche letztere Summe aber die Großmuth des Czars späterhin fast ganz verzichtete. Außerdem mußte aber die Pforte die frühern Verträge in Betreff der Moldau und Walachei erneuern und sich verpflichten, die Hospodare auf Lebenszeit zu ernennen. Der Inhalt jener Verträge gab den Russen gewissermaßen das Recht, sich in die innere Verwaltung jener Fürstenthümer zu mischen. Zugleich wurde das schwarze Meer den Schiffen aller mit der Pforte in Frieden lebenden Nationen mittels der freien Fahrt durch die Dardanellen und den Bosporus geöffnet, und russische Schiffe sollten auch die Donau befahren dürfen. Zu dem letzten Zweck mußte die Pforte die in den Donaumündungen liegenden Inseln an Rußland abtreten. Dadurch bekam dieses einen die Donaufürstenthümer bedrohenden Besitz, indem es auf einer Insel der Sulinamündung eine Quarantaineanstalt und ein Zollhaus errichtete.

3. Griechenland unter Capo d'Istria's Verwaltung. Prinz Leopold's Ablehnung der griechischen Krone. Die Ermordung Capo d'Istria's. Die Londoner Conferenz. Otto, König von Griechenland. Die neuen Gränzen. Die bayrische Regentschaft.

Da der Friede von Adrianopel für die Pforte zugleich die Bedingung in sich schloß, die von den drei Großmächten den Griechen gewährte Freiheit anzuerkennen, und auf Oberhoheit und Tribut zu verzichten, so trat damit Griechenland, wiewohl in sehr verengertem Umfang, in die

Reihe der unabhängigen Staaten (4. Jan. 1830) und sollte einen auswärtigen Fürsten zum Monarchen bekommen.

Die Verwaltung Griechenlands hatte bisher Capo d'Istria, als Präsident der Nationalversammlung, in Händen gehabt. Überzeugt, daß sich ein Volk, das 400 Jahre lang unter einer so despotischen Herrschaft, wie die türkische, gestanden war, bei seiner Neigung zur Ungebundenheit und zu einem sich gegenseitig aufreibenden Parteiwesen, noch nicht selbst regieren könne, gieng derselbe darauf aus, die Griechen in allen Beziehungen zu bevormunden und jede ihrer bisher gewohnten freisinnigen Regungen und Einrichtungen — anstatt bloß die Auswüchse derselben zu beschneiden und die nöthigen Schranken mit weiser Berücksichtigung der nationalen Eigenthümlichkeiten zu ziehen, — möglichst schnell zu unterdrücken. Er löste die Nationalversammlung auf, schaffte die Gemeindeordnung ab, ernannte aus eigner Macht die Obrigkeiten und begünstigte dabei bloß die russischgesinnte Partei, indem er denen, welche sich zu Frankreich oder England neigten, allen Einfluß entzog.

Dadurch, so wie durch die Einführung eines stehenden und bezahlten Heeres, einer zahlreichen Beamtenschaft, einer complicirten Rechtspflege und einer erhöhten und streng controlirten Besteuerung, entfremdete er sich einen großen Theil der Griechen, insbesondere das Landvolk, die Palikarenhäuptlinge der livadischen und mainottischen Gebirgsländer und die Häupter der Inselgriechen, welche alle in dem Freiheitskampfe so viele Opfer gebracht und durch tapfere Thaten sich Ruhm und Ansehen errungen, aber freilich auch einen trotzigen Unabhängigkeitssinn bewahrt hatten, dem der zu straff angezogene Zügel nicht behagte.

Als der von den Schutzmächten zum König designirte Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, Schwiegersohn des Königs Georg von England, sich zur Übernahme der Krone bereit erklärte, schilderte Capo d'Istria demselben (in der Absicht, ein Übergewicht des britischen Einflusses zu verhüten) die innern Zustände Griechenlands mit so abschreckenden Farben, daß Prinz Leopold die griechische Krone ablehnte.

Da sich Capo d'Istria im Übrigen keiner unrechten Absichten bewußt war und als ehemaliger russischer Minister für Griechenland nur in dem confessionell-verwandten Rußland das wahre Heil sah, so ahnte er nichts von dem tiefen Haß, den diejenigen Griechen gegen ihn fühlten, die ihn nicht nur eines antinationalen Regierungssystems, sondern, wiewohl fälschlich, des Bestrebens beschuldigten, sich selbst eine erbliche Herrschaft gründen zu wollen.

Plötzlich sagten sich die Mainotten unter der Führung Petro Bei's, des Hauptes der Familie Mauromichalis, desgleichen viele Inselgriechen unter der Führung des berühmten hydriotischen Seehelden Miaulis von der Regierung los. Daher ließ Capo d'Istria

den Petro Bei verhaften, und gedachte mit Hülfe der Schutzmächte die Flotte Miaulis' zu bezwingen. Dieser aber, in die Enge getrieben, verbrannte im Hafen von Poros seine 28 griechischen Fahrzeuge, um sie nicht in die Hände der Regierung gerathen zu sehen.

Während nun Capo d'Istria Anstalten machte, die Nationalversammlung wieder zu berufen, wurde er am 9. Oct. 1831 in Nauplia beim Gang in die Kirche von Constantin und Georg Mauromichalis ermordet.

Nun erwachte das Parteiwesen in voller Stärke. Um die Verwirrung zu beendigen, berief der bisher zurückgesetzte Senat zur Einsetzung einer neuen Regierung drei Männer: Augustin Capo d'Istria, Kolokotronis und Kolettis, davon die beiden ersten unter russischem, der letztere unter französischem Einfluß stand, und die unter argen Wahlumtrieben zu Stande gekommene Nationalversammlung wählte den Augustin Capo d'Istria zu ihrem Präsidenten. Da dieser aber zu parteiisch im russischen Sinne waltete, bildete sich eine Gegenregierung, welche gleichfalls eine Nationalversammlung aufstellte.

Um dieser Zwietracht, durch welche die Griechen ihre Unfähigkeit, sich ohne einen fremden Fürsten selbst zu regieren, deutlich an den Tag legten, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei Schutzmächte in der Londoner Conferenz vom 7. Mai 1832 zur Erhebung des Prinzen Otto, zweiten Sohnes des Königs Ludwig I von Bayern, auf den Thron von Griechenland, das sie zu einem Königthum mit noch etwas erweiterten Gränzen erhoben. Eine neue Nationalversammlung der Griechen zu Napoli di Romania bestätigte am 8. Aug. diese Erwählung.

Zwar trat, bis der neue König kam, auf eine Zeit lang wieder unter den Parteien Griechenlands eine wahre Anarchie ein; sie wurde aber unter Mitwirkung französischer Truppen bekämpft, so daß nun König Otto am 30. Jan. 1833 auf griechischem Boden erscheinen und die freudige Huldigung der Nationalversammlung empfangen konnte.

Die Unterhandlungen mit der Pforte über eine Erweiterung der Gränzen des neuen Königthums zu dem jetzigen Umfang (mit der Nordgränze von dem Meerbusen von Arta bis zum Meerbusen von Volo), der Abschluß einer Anleihe von 60 Mill. Fr., welche die Schutzmächte der neuen Regierung gewährten, und die Ausrüstung eines bayrischen Schutzheeres hatten die Ankunft des Königs in Griechenland so lange verzögert. Da König Otto erst 18 Jahre alt war, ihm also noch zwei Jahre zu seiner Mündigkeit fehlten, so wurde eine Regentschaft gebildet, die aus dem bayrischen Staatsrath Grafen von Armansperg, dem Staatsrath von Maurer und dem General von Heidegg bestand. Diese ertheilte in einer Proclamation Amnestie und entwickelte sodann eine große Thätigkeit, um der argen Verwirrung durch eine verbesserte Verwaltung überhaupt, insbesondere durch Sicherung des Eigenthums und Herstellung eines gesetzlichen Zustandes ein Ende zu machen.

4. England. Zunahme seiner Macht seit dem Sturze Napoleon's. Die Kluft zwischen Reichen und Armen. Die Kornbill. Die Strikes. Die Radicalen und die Reformers. Der Prinz-Regent als Georg IV. Castlereagh. Der königliche Ehescheidungsprozeß. Die Bandmänner und die Oranienmänner in Irland. O'Connel's Repealverein. Canning's Reformen. Abschaffung der Testacte. Wellington. Emancipation der Katholiken.

Die Londoner Conferenz, welche die Einrichtung des griechischen Königthums bewirkte, erinnert uns, einen Blick in die Entwicklung der englischen Zustände zu thun, wie sie sich seit dem Sturze Napoleons gestaltet hatten.

England hatte aus dem Sturze Napoleon's unter den europäischen Staaten die meisten Vortheile gezogen. Es hatte durch den Rückfall Hannovers an das englische Königshaus wieder einen festen Fuß in Deutschland —, durch die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln eine verstärkte Stellung im Mittelmeere —, durch die von Dänemark abgetretene Insel Helgoland eine Station zur Bedrohung der Weser- und Elbemündungen —, durch die Vermehrung seiner Colonieen auf der westlichen Hemisphäre einen Einfluß auf das amerikanische Festland —; durch Verträge und Eroberungen in Ostindien eine Erweiterung seines asiatischen Besitzes und durch die Besetzung verschiedener fester Puncte in der Südsee eben so viele weitere Knoten seines großen, über die Erde ausgespannten Machtnetzes gewonnen, so daß es an Machtumfang und Reichthum obenan stand.

Ungeachtet seiner freien, jedoch die Erhaltung einer reichen Aristokratie begünstigenden Verfassung, die jedem Engländer Gleichheit vor dem Gesetz verbürgt, bestanden doch in diesem Handelsstaate die grellsten Unterschiede des Vermögens und der Bildung. Der Umstand, daß der im Vergleich zur großen Masse der Bevölkerung kleine Stand der Aristokratie einen so großen Grundbesitz hatte, während die Freeholders oder kleinen Landbesitzer (die doch einst die „englische Freiheit" gegründet hatten), im Laufe der Zeit theils verschwunden, theils um alle Bedeutung gekommen waren, — hatte das Übel zur Folge, daß die großen Eigenthümer ihre Besitzungen verpachteten und diese Pächter hinwiederum nur durch wandernde Taglöhner das Feld bebauten.

So kam es, daß in England eine große Kluft zwischen Reichen und Armen entstand, die durch keine Übergangsstufen vermittelt war und einen Revolutionskeim in sich barg, dessen Entwicklung allerdings der, durch einen so lange her geübten Gebrauch der Freiheit an Gesetzlichkeit gewöhnte Sinn der Nation nicht begünstigte, zumal die englische Aristokratie für das Wohl und die Größe des Landes auch Opfer zu bringen wußte.

Dazu kam, daß die englische Industrie und Fabrication auch im Ausland eine mächtige Concurrenz erhalten hatte, und daß das fortgeschrittene Maschinenwesen viele Menschenhände überflüssig machte, welche der Armuth (besonders in den Manufacturstädten) anheimfielen. — Die 1814 gegebene Kornbill zur Beschränkung der Einfuhr fremden Getreides und die dadurch im Innern erhöhten Fruchtpreise vermehrten die Noth der arbeitenden Klasse, welche sich daher durch sogenannte Strikes d. i. durch Einstellung der Arbeiten behufs der Erzwingung höherer Löhnung oder durch Zerstörung der Maschinen ꝛc. zu helfen suchte, bis späterhin die theilweise oder volle Zulassung fremden Getreides wieder eine Erleichterung brachte.

Während so die öffentliche Aufmerksamkeit dahin gerichtet war, den aus dem langen Kriege hervorgegangenen inneren Nothständen abzuhelfen, führte die Frechheit, womit die Raubstaaten, namentlich Algier, den Seeraub selbst auf Schiffe unter englischer Flagge ausdehnten, die Beschießung dieser Stadt durch eine englische und niederländische Flotte unter Lord Exmouth und die Vernichtung der im Hafen liegenden Schiffe im Aug. 1816 herbei, vermöge deren der Dey genöthigt wurde, sämmtliche christliche Sclaven (über 3000) frei zu lassen, das Geld herauszugeben, welches er seit einem Jahre für solche erpreßt hatte und auf den Menschenraub für immer zu verzichten: — eine Expedition, welche in ganz Europa Beifall fand.

Während des langen Kriegs hatte sich die Seeräuberei im mittelländischen Meere soweit ausgedehnt, daß nicht nur viele Handelsschiffe weggenommen, sondern auch von der Küste von Spanien und Italien viele Menschen ohne Rücksicht auf Alter, Rang oder Geschlecht in die Sclaverei geschleppt wurden, wo sie meistens der grausamsten Mißhandlung erlagen, wenn sie sich nicht durch hohes Lösegeld ihre Freiheit wieder erkaufen konnten. Da die Räuber dabei jede Collision mit den großen Seemächten, namentlich mit England, zu vermeiden wußten, so konnten sie lange ihr abscheuliches Gewerbe ungestraft forttreiben. Nun aber trat der Fall ein, daß die Mannschaft von jonischen und neapolitanischen Schiffen, welche unter englischem Schutze standen, während sie an der Küste von Algier das Fest der Himmelfahrt feierten, plötzlich von Türken überfallen und theils niedergemacht, theils in die Sclaverei geschleppt wurden, und daß der englische Consul, als er in Algier deren Freilassung verlangte, eine ähnliche Behandlung erfuhr. — Dadurch war denn England um so mehr gezwungen, Gewalt zu brauchen, als schon bisher die öffentliche Meinung über seine Unthätigkeit gegen die Seeräuber entrüstet gewesen war und sie selbstsüchtigen Motiven zuschrieb.

Der Prinz-Regent, der im Namen seines in Wahnsinn verfallenen Vaters Georg's III regierte, hatte die anfänglichen Hoffnungen von seinem versprechenden Äußern nicht erfüllt und sich durch ein zügelloses Leben um die Achtung der Nation gebracht. Auch das sittenwidrige Leben seiner von ihm getrennt lebenden Gemahlin Karoline (von Braunschweig) konnte zum Theil ihm zur Last gelegt werden.

Aus dieser Ehe war eine Tochter, die Prinzessin Charlotte, vorhanden, die als Thronerbin galt und 1816 an den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg vermählt wurde, aber zum Leidwesen des Volks schon im folgenden Jahre starb.

Sein Minister Castlereagh war die Stütze der Tories, die sich politischen und kirchlichen Reformen abgeneigt erwiesen. Die Regierungsgegner im Volk zerfielen in zwei Parteien, in Radicale unter der Führung Hunt's und in Reformers unter der Leitung des Sir Franzis Burdett, während die Parlamentsopposition im Oberhaus von Lord Grey, im Unterhaus von Lord Brougham (spr. Brohm) geführt wurde. Die Radicalen giengen auf einen völligen Umsturz der Verfassung aus, verlangten allgemeines Wahlrecht, geheime Abstimmung, Abschaffung der Adelsvorrechte &c., und glichen den ehemaligen französischen Demokraten. So weit nun giengen die Reformers bei weitem nicht; aber weil die Tories die Grundsätze derselben für eine Brücke zum Radicalismus ansahen, bestunden sie mit um so zäherer Festigkeit auf dem Alten.

Die heftigen Angriffe dieser Parteien auf das Regierungssystem führten am 20. Febr. 1817 zur (wiewohl vorübergehenden) Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte (XXI. 9, 3.), zur Beschränkung des Versammlungsrechts, zur Verschärfung der Preßgesetze und im Laufe des Jahres zu einer Reihe von Verurtheilungen und Executionen.

Eine große Aufregung im Lande verursachte der Skandal des königlichen Ehescheidungsprozesses. Als nämlich der Prinz-Regent nach dem 1820 eingetretenen Tode seines Vaters unter dem Namen Georg IV die englische Krone erhielt, machte seine in Italien und auf Reisen lebende Gemahlin Karoline Anspruch auf den Mitgenuß der königlichen Würde, und als er ihr denselben auf den Grund ihres Lebenswandels verweigerte, bestand sie desto hartnäckiger darauf und kehrte nach England zurück, wo ihr die Volksgunst zur Seite stand. Nun brachten die Minister des Königs eine Anklagebill gegen sie vor das Parlament, die aber beim zweiten Lesen mit nur so geringer Majorität durchgieng, daß das Ministerium die Bill zurückzog und den Prozeß fallen ließ. Weil aber doch ihr Anspruch auf Mitkrönung zurückgewiesen wurde, so starb sie an den Folgen des darüber empfundenen Verdrusses.

Die tiefe Unzufriedenheit in einem Theile des Volks mit der Regierung wurde vorzüglich durch zwei Übelstände verstärkt, nämlich einerseits durch die mit dem Geiste der freien Verfassung Großbritanniens im Widerspruch stehende bürgerliche Beschränkung der Katholiken, denen der Zutritt zum Parlament und den höheren Ämtern fortwährend verschlossen war, — anderseits durch das, aus dem Wachsthum der Bevölkerung allmählich entstandene Mißverhältniß der Volksvertretung im Unterhause.

Der letztere Mißstand kam daher, daß nicht wenige kleine Orte, und selbst manche herabgekommene Burgflecken (rotten boroughs) das Recht hatten, einen Abgeordneten in's Parlament zu senden, während große Manufacturstädte, ungeachtet ihrer hochgestiegenen Einwohnervermehrung, nicht stärker vertreten waren, als es vor derselben der Fall gewesen war. Daß dieß dem Einfluß der Aristokratie zu Gute kam, lag auf der Hand. Dennoch würden die Tories eher in einige Reform hierin

gewilligt haben, wenn sie nicht gefürchtet hatten, daß sie dem Radicalismus zur Brücke dienen möchte.

Der erstere, die Katholiken betreffende Mißstand wurde am Meisten in Irland gefühlt, wo sie bei weitem die Mehrheit bildeten. Die höheren Klassen der irischen Bevölkerung suchten daher auf gesetzlichem Wege durch Rede und Schrift die Gleichstellung der Iren mit den Briten herbeizuführen; das niedere katholische Volk aber auf dem Lande gieng durch Stiftung geheimer Vereine (z. B. der Bandmänner, der Weißburschen rc.) darauf aus, an seinen protestantischen Grundherren oder Pfarrern, theils für die Härte, womit manche derselben den Pachtzins eintrieben, theils auch bloß aus Mißwillen wider diese Abgaben an sich, durch Mord und Brand Rache zu nehmen.

Dagegen suchten sich die Protestanten in Irland gleichfalls durch ähnliche Vereine (z. B. der Oranienmänner rc.) gegen die Überfälle ihrer Gegner zu schützen, und die Regierung suchte durch vermehrte Strenge die Ruhe der Insel aufrecht zu erhalten, so daß die Erbitterung der Iren nun noch höher stieg.

Da führte am 12. Aug. 1822 unversehens die Selbstentleibung Castlereagh's (der in der letzten Zeit seiner Verwaltung den Titel Marquis von Londonderry geführt hatte) eine Veränderung des Regierungssystems herbei. Sein Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen war der schon früher wegen seiner großen Beredtsamkeit und Umsicht hochgeachtete Georg Canning, der sich, „obgleich ein Zögling Pitt's und in den Reihen der Tories emporgekommen", zu freisinnigen Grundsätzen neigte und daher dem Hofe nicht zu Sinne war. Die Tories glaubten sich zwar an den Premierminister, Graf Liverpool, halten zu können; da aber dieser sich Canning's Eingebungen hingab, so zeigte sich bald in allen Zweigen der Verwaltung ein neuer, dem bisherigen entgegengesetzter Geist der Regierung Englands.

Zunächst verhinderte Canning (auf dem Congreß zu Verona im Dec. 1822) den Plan einer bewaffneten Dazwischenkunft in Spanien, so wie nachher Ferdinand's VII Plan einer Unterstützung des portugiesischen Infanten Don Miguel; er verschaffte den südamerikanischen Republiken die Anerkennung; er schloß mit Rußland und Frankreich den Vertrag zur Befreiung Griechenlands; er gab dem Verbot des Sclavenhandels durch die Bedrohung mit Todesstrafe mehr Nachdruck; er minderte in England die Getreideeinfuhrsteuer und den Zollsatz und bereitete die Emancipation der Katholiken vor. Er würde noch viele und große Reformen hervorgerufen haben, wenn er nicht am 8. Aug. 1827 der Last übermäßiger Arbeiten erlegen wäre.

Das nachfolgende Ministerium des Lords Goderich war ein aus Tories und Whigs gemischtes, und wohl darum in seinen Entschließungen schwankend. Nach dem freiwilligen Abtreten Goderich's bildete

der Herzog von Wellington im Jan. 1828 ein neues Ministerium, in welchem er als Lord des Schatzes erster Minister war. Als ehemalige Stütze des Lord Castlereagh huldigte er zwar torystischen Grundsätzen, und umgab sich allmählich mit torystischen Collegen im Ministerium, aber dennoch trug er mit gesundem Sinne dem von Canning angebahnten Geist der Zeit Rechnung. Das bewies er durch Abschaffung der Testacte (XXI. 9, 2.) und andere das Volk erleichternde Maßregeln, vorzüglich aber durch seine Beförderung der Katholiken-Emancipation, die nach O'Connel's mächtiger Agitation für diesen Zweck den Irländern nicht länger mehr vorenthalten werden konnte.

Und so wurde denn durch Parlamentsspruch vom 30. März, resp. 13. April 1829 den Katholiken der so lange her angestrebte Zutritt zum Parlament und zu allen Staatsämtern (mit Ausnahme des Lordkanzleramts und der irischen Vicekönigsstelle) unter der Bedingung gewährt, nie etwas gegen die protestantische Staatskirche unternehmen zu wollen.

Schon Canning hatte diese Bill durch's Unterhaus gebracht, war aber damit im Hause der Lords gescheitert. Selbst Wellington aber erkannte, daß man Irland nicht länger ohne Schaden für England unter dem Druck der Ausnahmsgesetze belassen könne. Bisher hatte es zwar dem „grünen Erin" (wie die Irländer gerne ihre Insel nennen) nicht an zeitweisen Kämpfern für sein Recht gefehlt; aber erst in dem irländischen Advocaten Daniel O'Connel fand sich der mit eben so felsenfester Kraft, als flammender Beredtsamkeit ausgerüstete Volksmann, der gewaltige „Agitator", welcher mit allen Gründen der Religion, der Moral und des Rechts, wie mit allen Künsten der Dialectik seine bis in die entferntesten Winkel der Insel dringende Stimme für die Aufhebung jener Ausnahmsgesetze erhob. Um desto eher durchzudringen, trat er als Bewerber um einen Parlamentssitz für die irische Grafschaft Clare auf, und wirklich wurde er im Juli 1828 mit großer Stimmenmehrheit unter stürmischem Jubel zum Parlamentsglied erwählt. Weil aber das Oberhaus noch nicht zur Zustimmung geneigt war, so verbot Wellington zwar den Irländern den von O'Connel gestifteten Repeal-Verein, (der mit der Auflösung der legislativen Union Irlands und Englands drohte), gab ihnen aber dabei zu verstehen, daß das Ministerium mit der Katholikenemancipation umgehe. Als er sodann die Sache wirklich vor das Parlament brachte, erhob sich im Lande protestantischer Seits die heftigste Opposition. Allein Wellington, „seiner einmal gewonnenen Überzeugung treu" und der Majorität in beiden Häusern gewiß, überwand am Ende die Bedenklichkeiten des Königs und des Volks, und so gieng die Katholiken-Bill glücklich durch beide Häuser. In Kurzem saßen acht katholische Lords im Parlament.

Die englischen Besitzungen im nördlichen Amerika, welche seit 1791 sich als Ober- und Unter-Canada darstellten, und eine der englischen ähnliche Verfassung haben, boten dem britischen Cabinet noch keine Schwierigkeiten, wiewohl seit 1820 daselbst eine stärkere Opposition aufzutreten anfieng. — Ein Krieg mit den nordamerikanischen Staaten (1812 bis 1814) endete mit dem Frieden zu Gent und lehrte die Engländer, daß es am besten sei, sich mit dem aufstrebenden Freiheitsstaate lieber stets im Frieden zu vertragen.

Wir schalten hier einen kurzen Abriß der Geschichte der **Vereinigten Staaten Nordamerika's** von 1797—1825 ein, deren Entwicklung wir oben XXIV. 5, 6. bis zum Tode Washington's verfolgt haben. — Den Anhängern der föderalistischen Politik Washington's gelang es, nach dem Tode desselben den Johann Adams auf den Präsidentenstuhl zu erheben (1797—1801). Dieser hat die verschiedenen Versuche der französischen Directorialregierung, die nordamerikanischen Freistaaten durch Abbrechung alles Verkehrs zur Theilnahme am europäischen Krieg zu vermögen, mit Festigkeit zurückgewiesen. Unter ihm wurde der Sitz der Bundesregierung von Philadelphia nach Washington verlegt, das im District Columbia, welchen Virginien und Maryland an den Bund abtraten, erbaut und zur Bundesstadt erklärt worden war.

Weil Adams dadurch, daß er zur Abwehr französisch-revolutionärer Einflüsse eine Fremdenbill und ein Aufruhrgesetz durchgesetzt hatte, unbeliebt worden war, so wurde er bei den Wahlen im J. 1801 übergangen und der antiföderalistisch gesinnte Jefferson zum Präsidenten gewählt. Dieser erhielt sich zwei Quatriennien hintereinander (1801—1809) auf dem Präsidentenstuhl. Als Napoleon die europäische Continentalsperre einführte, ordnete Jefferson durch den Staatencongreß ebenfalls eine Handelssperre für Nordamerika an, die aber das Volk nicht vertrug, so daß sie wieder aufgehoben werden mußte. Bei seinem Abtreten folgte ihm der Ruhm, den Frieden mit Europa aufrecht erhalten und die Staatsschuld um 36 Mill. Dollars vermindert zu haben.

Dagegen ließ sich sein Nachfolger Madison, der auch zweimal hintereinander gewählt wurde (1809—1817), ungeachtet des Einspruchs der Föderalisten oder Whigs, 1812 zu einer Kriegserklärung gegen England drängen, das nicht auf das Durchsuchungsrecht der neutralen Schiffe verzichten wollte und auch die Freiheit der amerikanischen Bürger durch Matrosenpressen beeinträchtigte. Obgleich die Angriffe des nordamerikanischen Landheers auf Canada mißlangen, so bewies doch die Flotte einigemal, daß es ihr nicht an Muth und Geschicklichkeit fehle, mit der englischen anzubinden. Freilich waren damals die Engländer durch den Kampf mit Napoleon anfangs sehr gehemmt; als ihnen aber die Beendigung desselben gestattete, den Krieg mit Amerika nachdrücklicher zu führen, so empfanden die Freistaaten allerdings die Übermacht ihrer Gegner: die englische Flotte unter Cochrane blockirte die Ost- und Südküste, und ein englisches Landungsheer unter General Roß drang bis Washington vor und verheerte diese Stadt, wobei selbst das Capitol in Flammen aufgieng. Schon faßten die Engländer den übermüthigen Gedanken, sich die nordamerikanischen Freistaaten wieder zu unterwerfen; allein der muthige Congreß gewährte alle Mittel zur energischen Behauptung der Freiheit. Schon hatten die Nordamerikaner eine englische Flotille auf dem Champlainesee weggenommen und General Jakson einen Angriff der Engländer auf New-Orleans (im Jan. 1815) tapfer zurückgeschlagen, als die Kunde von dem unterdeß zu Gent im Dec. 1814 abgeschlossenen Frieden zwischen beiden streitenden Theilen in Amerika anlangte. Er bedingte die Herausgabe der gegenseitigen Eroberungen und stellte die Grundsätze einer Gränzregulirung auf.

Während dieses Krieges hatten die Nordamerikaner auch einigemal mit den von den Engländern aufgereizten Indianern an der Nord- und Westgränze (namentlich mit den Creeks) zu kämpfen gehabt: nach dem Frieden wurden die Verträge mit ihnen erneuert. Auch wurden die nordafrikanischen Seeraubstaaten wegen ihrer Seeräubereien zur Genugthuung angehalten. — Um die beständigen Conflicte mit den Schwarzen zu mindern, bildete sich eine Gesellschaft zur Gründung der Colonie Liberia auf der westafrikanischen Küste mit der Bestimmung, die freien Farbigen Amerika's aufzunehmen und „dem Sclavenhandel durch die Civilisirung der Neger entgegenzuwirken“.

Der eingetretene Friede richtete die gemeinsamen Kräfte Nordamerikas besonders auf die Förderung des materiellen Wohls, durch welche sich vorzüglich die auf Jakson's Präsidentschaft folgende Regierung Monroe's auszeichnete, der gleichfalls zweimal den Präsi-

dentschaftsposten bekleidete (von 1817 bis 1825). Während die einzelnen Staaten den Verkehr durch Kanäle, Straßen, Eisenbahnen, Dampfschifffahrt zu beleben suchten, baute der Congreß die große Cumberlandsstraße, welche, über das Alleghanigebirg führend, Washington mit der Ostküste verbindet; — er hob die Zollschranken im Innern auf und schloß Handelsverträge mit England und Frankreich, auch einen Vertrag mit Spanien, durch den die Vereinigten Staaten im J. 1819 die beiden Florida's erwarben, deren Südgränze dann der kräftige Jakson, als Gouverneur, dadurch schützte, daß er die stets feindseligen Seminolen zur Ruhe brachte (1821).

Die Präsidentschaftsperiode Monroe's, während welcher auch die innern Parteikämpfe einen mildern Character annahmen, war eine so glückliche, daß man sie in der Folge die „Ära der guten Gesinnung" nannte.

6. Kapitel. (Fortsetzung.) Das restaurirte Frankreich bis zum zweiten Sturz der Bourbonen.

1. Ludwig's XVIII constitutionelle Treue. Die Ultraroyalisten. Bonapartisten und Revolutionäre. Der Congreß von Aachen. Das Ministerium Decazes. Die Parteien in der Kammer. Ermordung des Herzogs von Berry. Beschränkung der geheimen Clubs. Bonapartistische Aufregung durch Napoleon's Tod. Das Ministerium Villèle. Der Congreß von Verona. Intervention in Spanien.

Es ist Zeit, zu sehen, was in der Zwischenzeit das restaurirte Frankreich für Anstrengungen machte, sich in der ihm angewiesenen Richtung zunächst in sich selbst zu befestigen.

Das wiedereingesetzte bourbonische Königthum hatte die schwierige Aufgabe, die legitime Monarchie gegen die geheimen bonapartistischen und revolutionären Strebungen zu befestigen und dabei die ultraroyalistischen Ausschreitungen seiner Anhänger zu zügeln. Ludwig XVIII, selbst ein durch bittere Erfahrungen gereifter, politisch richtig blickender Fürst, hatte die beste Absicht, innerhalb der Gränzen eines gemäßigten Royalismus auch den Gegnern durch genaue Einhaltung der Charte gerecht zu werden.

Geistreich characterisirt J. de Maistre die damalige Lage mit den Worten: »On se tromperait infiniment, si l'on croyait, que Louis XVIII est remonté sur le trône de ses ancêtres. Il est seulement remonté sur le trône de Bonaparte. — La revolution fût d'abord démocratique, puis oligarchique, puis tyrannique, aujourdhui elle est royale, mais toujours elle va son train. L'art du prince est de regner sur elle et de l'étouffer doucement en l'embrassant, la contredire de front ou l'insulter serait s'exposer à la ranimer et à se perdre du même coup.« Besonders schwierig war es für den König, für sein Ministerium die geeigneten Männer zu finden, weil fast alle Talente seiner Zeit entweder der Revolution oder der Schule Napoleon's oder der gleich ungeeigneten Richtung der Emigranten angehörten. Darum gelang es dem jungen Decazes, dem Sohne eines Beamten in Libourne (Gironde), welcher sich durch seine Brauchbarkeit zum Polizeipräfect aufgeschwungen hatte und während der 100 Tage treu geblieben, daher von Napoleon von Paris verbannt worden war, aber keiner jener beiden Richtungen angehörte, des Königs Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben, daß er ihn zum Polizeiminister erhob.

Sein Ministerium hatte gegenüber den damaligen leidenschaftlich reactionären Kammern, von deren Unterstützung die Minister abhiengen, eine unsichere, und besonders in Zeiten der Aufregung unselbständige Stellung. Der schon oben (XXVII. 9, 3.) genannte Herzog von Richelieu mußte, um sich zu halten, den Ultraroyalisten in manchen Stücken nachgeben. In welcher Weise die Reaction gegen ihre gestürzten Feinde verfuhr, ist schon oben (XXVII. 9, 3.) erwähnt worden.

Die Reaction war damals immer noch im Gang. In den Provinzen hatten sich royalistische Comité's und Nationalgarden der Gewalt bemächtigt und zwangen die Regierung, viele Beamte auf bloße Verdächtigung zu entlassen; keiner war mehr seiner Stelle sicher und die Beamten wurden ebenso gefürchtet wie das Militär. Zugleich votirten die Kammern Gesetze gegen indirecte Anreizung zum Aufruhr und gegen Verdächtige, welche ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt werden konnten. Endlich wurden sog. Prevotalhöfe (d. h. Gerichte ohne Jury) für politische Vergehen errichtet und selbst das Recht der Begnadigung des Königs auf solche eingeschränkt, welche diesem von den Höfen dazu empfohlen würden. — Solche Einrichtungen ließen dem Parteihaß zu großen Raum und erzeugten in den zahlreichen Opfern derselben einen Haß, welcher später den Bourbonen verhängnißvoll werden sollte.

Um den Klerus zu befriedigen, dem man freilich seine alten Privilegien nicht wiedergeben konnte, wurde sein Budget um 5 Mill. erhöht und zugleich gaben die Kammern ihm das Recht zurück, Grundeigenthum zu erwerben und fromme Geschenke anzunehmen, und schafften die von der Revolution eingeführten Ehescheidungen wieder ab. Um den Adel für die in der Revolution erlittenen Einbußen seines Grundvermögens zu entschädigen, trugen sie auf eine theilweise Geldentschädigung an, welche aber noch nicht gewährt wurde.

Da sich die Geistlichkeit und der Adel stets mit der unerfüllbaren Hoffnung trugen, die Rechte privilegirter Stände wieder zu erlangen und ihre Bestrebungen häufig mit Anmaßungen und Verfolgungen verbunden waren, nahmen die revolutionär- und die bonapartistisch-Gesinnten (besonders im nördlichen und östlichen Frankreich) davon Veranlassung, Verschwörungen zu stiften, die in Lyon, Grenoble, Paris zu Ausbrüchen kamen, aber entdeckt und mit Strenge unterdrückt wurden.

Um daher die von dem blinden Ungestüm der Ultraroyalisten, wie von den Frevelthaten der Antiroyalisten gefährdete constitutionelle Charte zu retten, löste Ludwig XVIII nach dem Rath des Ministers Decazes durch Ordonnanz vom 16. Sept. 1816 die Kammer auf, welche der Spott die „unauffindbare Kammer" (la chambre introuvable) genannt hatte und es gelang ihm, auf Grund des neuen Wahlgesetzes eine fügsamere Kammer zu bilden, worin die Mehrzahl auf Seiten der Regierung stand und die Extreme nur durch Minoritäten repräsentirt waren.

Vor Allem kam es nun dem Könige und dem Herzoge von Richelieu darauf an, die Räumung Frankreichs von der noch auf dem Lande lastenden Occupationsarmee zu bewirken, welche nicht nur

große Kosten verursachte, sondern auch der Würde des Bourbonenthrons nachtheilig erschien. Daß die Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen dem Antrage des französischen Hofs auf diese Räumung bei dem im Herbst 1818 eröffneten Congreß von Aachen wohlwollend entgegenkamen und daß selbst ein Nachlaß der Kriegsentschädigungskosten gewährt wurde, worauf Frankreich der Conföderation der Mächte beitrat, ist bereits (XXVII. 9, 3.) erwähnt worden.

In dem Vertrage von Aachen wurde festgesetzt: 1) daß (vom 30. Nov. 1818 an) Frankreich von den fremden Truppen geräumt werden, 2) daß es für den Unterhalt derselben nur noch 256 Mill. Fr. zahlen, 3) daß es fortan zu allen Congressen und Verhandlungen der verbündeten Mächte zugezogen werden sollte. — Zugleich erklärten Rußland, England, Österreich und Preußen, den Bourbonenthron in Frankreich mit bewaffneter Hand gegen jeden revolutionären Versuch schützen zu wollen.

So groß der Jubel in Frankreich über die Räumung des Landes von den fremden Truppen war und so laut man deßhalb den Bemühungen der Regierung Anerkennung zollte, so wenig nahmen die Parteikämpfe in Frankreich ab. Denn nachdem sich herausgestellt hatte, daß das Ergebniß der neuen Wahlen ein der liberalen Richtung günstiges war, sammelten sich nicht nur die Ultra's um den Grafen von Artois zu erneutem Widerstand, sondern der Herzog von Richelieu fand es auch mit seinen Grundsätzen nicht verträglich, länger Minister zu bleiben. Er zog sich daher am 28. Dec. 1818 als Premier zurück und machte dem Ministerium Decazes Platz.

Armand Herzog von Richelieu, geb. 1766, war 1785 in russische Dienste getreten und hatte unter Suworow die Belagerung von Ismail mitgemacht, war dann während der Revolution in die Emigrantenarmee unter Condé eingetreten und nach deren Auflösung 1794 nach Rußland zurückgekehrt, wo ihm Alexander das Gouvernement der Donauprovinzen anvertraute, während dessen er bei einer vortrefflichen Verwaltung den Seehafen von Odessa gründete. Im Kriege 1812 begleitete er den Kaiser Alexander nach Paris, wo er 1814 in die Dienste seines Königs trat und Frankreich besonders in den Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten unermeßliche Dienste leistete. Er fand so allgemeine Anerkennung, daß ihm Ludwig XVIII mit Zustimmung der Kammern ein Domanialgut von 50,000 Frcs. Renten zum Geschenk machte, was er jedoch im Hinblick auf die Noth des Landes edelmüthig ablehnte, indem er es vorzog von seinen höchst spärlichen Einkünften zu leben.

Das neue Cabinet (ergänzt durch unabhängige Männer, wie General Desolles, de Serres, die Barone Portal und Louis, und Gouvion St. Cyr) schlug zwar anfangs eine entschieden freisinnige Richtung ein, welche dem wohlwollenden König um so mehr zusagte, als er dadurch die Mehrzahl der Nation zu befriedigen hoffte. Es wurden sämmtliche Verbannte amnestirt und wieder in ihre Stellen eingesetzt; es wurden viele ausgezeichnete Männer der liberalen Partei in der Civilverwaltung und im Militär angestellt, (darunter Royer-Collard, Barante, Mounier, Portalis, Cuvier, Guizot, de Broglie &c.); — die Freiheit der Presse hergestellt u. a. m. Allein die Heftigkeit der extremen Parteien führten die Nothwendigkeit herbei, sich bald auf die eine, bald

auf die andere zu stützen, wodurch das Ministerium einen schwankenden Charakter erhielt und „ministère de bascule“ (Schaukelministerium) genannt wurde.

Die Führer des Centrums in der Kammer waren: Lainé, Pasquier, Bignon; die der royalistischen Rechten: Villèle, Corbière, Chateaubriand, — die der Linken: der Banquier Lafitte, C. Jourdan, später Foy, Manuel, Dupont de l'Eure, Benjamin Constant rc.

Am schwierigsten war jedoch die Stellung des neuen Ministeriums der ersten Kammer gegenüber, wo die Ultra's das ihnen ungünstige neue Wahlgesetz zu bekämpfen nicht abließen und einen Antrag Barthelemy's gegen dasselbe mit großer Majorität durchsetzten. Dadurch wurde die Leidenschaft von Neuem erregt, und die geheimen Gesellschaften fuhren fort, den Haß gegen die Bourbonen zu schüren, der sich gar bald und sicher seine Opfer aussuchte.

Die Hoffnung der Royalisten nämlich ruhte, da Ludwig XVIII sowohl, als der ältere Sohn des Grafen von Artois, der Herzog von Angoulême kinderlos waren, auf dem zweiten Sohne des Grafen von Artois, dem Herzoge von Berry, der mit Maria Caroline, der Enkeltochter des Königs von Neapel und Sicilien, vermählt war und Aussicht auf Nachkommenschaft hatte. Er war ungeachtet eines reizbaren Temperaments doch wegen seines gütigen und großmüthigen, heitern und offenen Characters bei den Royalisten und wegen seiner Achtung vor der Charte auch bei den Constitutionellen beliebt. Außerdem besaß er Geist und Kunstsinn, den er während seines Aufenthalts in Italien ausgebildet hatte.

Plötzlich wurde dieser Prinz von dem Sattlergesellen Louvel, einem Bonapartisten, am Ausgang des Theaters ermordet, und dieses furchtbare Ereigniß setzte ganz Frankreich in Schrecken (den 13. Febr. 1820).

Der Herzog war mit seiner Gemahlin in der Oper. Mitten im Stück wünschte die Herzogin aus Ermüdung nach Hause und wurde von dem Herzoge, welcher der Vorstellung bis zum Ende beiwohnen wollte, bis an den Wagen begleitet. Eben als er vom Wagen hinweg zur Rückkehr in's Opernhaus umwendete, ward ihm ein Dolch bis an den Griff in die Brust gestoßen, so daß er, als er das Eisen stecken fühlte, ausrief: „Ich bin ein Mann des Todes!“ Schnell warf die Herzogin sich wieder aus dem Wagen und nahm ihren sinkenden Gatten in ihre Arme, den man sogleich in ein Zimmer neben seiner Loge trug, wo er unter der Opernmusik (die man, um Aufsehen zu vermeiden, nicht hatte unterbrechen lassen) mit dem Tode kämpfte. Alle königlichen Verwandten eilten bestürzt herbei; auch der greise Ludwig hatte sich nicht zurückhalten lassen. Der sterbende Herzog tröstete seine Gemahlin, die von Schmerz außer sich war, und bat sie, sich um des jungen Lebens willen, das sie unterm Herzen trüge, zu schonen. Als man ihm den Namen des Thäters, den man eingefangen hatte, nannte, beklagte er es, durch die Hand eines Franzosen sterben zu müssen, und bat den König um dessen Begnadigung. Als man ihm noch seine kleine Tochter brachte, segnete er sie mit dem Zusatz: „Möchtest du glücklicher sein, als deine Angehörigen!“ Nachdem er gegen Morgen unter den Klagelauten der Seinen verschieden war, drückte ihm König Ludwig mit standhafter Ruhe die Augen zu. — Der Thäter, bei dessen Prozeß sich herausstellte, daß er ohne Mitwisser war, wurde hingerichtet. Seine Absicht, die Hoffnung der Bourbonen auf Erhaltung des Throns durch einen Stammhalter zu vernichten, sollte durch ihn nicht er=

reicht werden. Denn die Herzogin gebar später einen **Posthumus**, auf den dann die Royalisten ihre Hauptshoffnung setzten.

Damals sprach **Chateaubriand** jene denkwürdigen Worte, welche, obgleich übertrieben, doch viel Wahres enthalten. „Die Hand, welche den Stoß geführt hat, ist nicht die schuldigste. Diejenigen, welche seit vier Jahren daran gearbeitet haben, demokratische Gesetze in die Monarchie einzuführen, — welche die Mörder Ludwig's XVI zurückgerufen — welche gestattet haben, daß die Journale Souveränetät des Volks, Aufruhr und Mord predigen, ohne die Gesetze gegen sie in Anwendung zu bringen — welche Verrath belohnt und Treue bestraft haben — welche alle Ämter mit Feinden der Bourbonen und Creaturen Napoleons besetzt haben — welche, von der öffentlichen Entrüstung gezwungen, versprochen haben, ein verderbliches Gesetz (das Wahlgesetz) zurückzunehmen und in drei Monaten nichts gethan haben, offenbar um den Revolutionären Zeit zu lassen, ihre Dolche zu schleifen: — diese sind die wahren Mörder des Herzogs von Berry rc."

Die Ermordung des Herzogs **verstärkte die Reaction** und führte zunächst zum **Sturz des Ministers Decazes**, welchen die Ultra's in der zweiten Kammer, seit er selbständiger auftrat, aus Rache der geheimen Mitschuld an Louvel's Verbrechen ziehen und ihn in Anklagestand versetzen wollten. Der **König**, von seines Ministers Unschuld überzeugt, willigte zwar nicht ein, mußte aber, von allen Seiten bestürmt, ihn entlassen; doch ehrte er ihn dadurch, daß er ihm den Gesandtschaftsposten in London ertheilte.

Nun trat der **Herzog von Richelieu** wieder an die Spitze des Ministeriums, das sich aber sammt dem König auf Andringen der Ultra's genöthigt sah, im Widerspruch mit der Charte **ein neues Wahlgesetz**, **die Einführung der Censur** und die **Beschränkung der persönlichen Sicherheit** zu genehmigen. Die Folge war, daß die feindlichen Parteien sich in **geheime Clubs** zurückzogen und **Verschwörungen** anzettelten, welche jedoch immer unterdrückt wurden.

Die Freude aller Wohlgesinnten über die Geburt des **Herzogs von Bordeaux** am 20. Sept. (jenes oberwähnten nachgebornen Sohnes, des Herzogs von Berry) als über ein Ereigniß, das der Revolution und dem Absolutismus die Wiederkehr abschneiden könnte, schien den Parteikampf eine Zeit lang zu beschwichtigen. Allein die Gegensätze waren unvereinbar, und nur **Ludwig's** klarem Sinne und angestrengter Thätigkeit gelang es, beide in Schranken zu halten und durch eine gemilderte und gemäßigte Ausführung des aufgestellten Ausnahmezustandes die Ruhe zu bewahren, so leidenschaftlich oft die Parteien in den Kammern sich bekämpften.

Eine Hauptstütze für sein Bestreben, **eine gemäßigte Restauration des constitutionellen Royalismus** durchzuführen, fand der **König** in der Person des Kammermitglieds, **Joseph von Villèle**, der, obgleich zur Rechten gehörend, durch seine Kenntnisse in der Finanzverwaltung, durch seine Klarheit und Präcision im Vortrag und durch seine kluge Mäßigung die Anerkennung aller Parteien genoß. Der König

zog ihn daher in's Ministerium (jedoch vorerst ohne Portefeuille) und da der Herzog von Richelieu keinen Theil mehr befriedigte, so galt Villèle bald als sein Nachfolger.

Um diese Zeit (im Jul. 1821) gelangte die Nachricht vom Ableben Napoleon's auf St. Helena (XXVII. 2. a. E.) nach Europa und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit eine Zeit lang von den Tagesdebatten ab auf den großen Todten, dessen rückkehrende Unglücksgefährten durch ihre Berichte von seinem Leben und Leiden eine eigene Literatur hervorriefen, welche in der Einbildungskraft des Volkes um das Haupt des Hingeschiedenen eine neue Strahlenkrone legte und besonders den bonapartistischen Theil der Nation zu neuer Begeisterung für alles das, was mit dem Namen Napoleon zusammenhieng, mächtig entzündete.

Da nun auch die Anhänger der Revolution ihre Rechnung bei diesen den Bourbonen unangenehmen Kundgebungen fanden, so kam es, daß die gesammte Opposition wieder mehr Stärke bekam, indem gerade zu jener Zeit sich die Majorität der Royalisten so entschieden im Übergewicht befand, daß das Ministerium ihr gegenüber alle Haltung verlor.

Vergebens suchte der Herzog von Richelieu „auf dem Boden der Verfassung eine selbständige Stellung" zu gewinnen: er verlor das Vertrauen von beiden Seiten; selbst Villèle trat aus dem Ministerium, um nicht in seinen Sturz gezogen zu werden. Als sich der Herzog in der Minorität sah, zog er sich mit dem ganzen Ministerium zurück.

Nun ließ der König durch Villèle ein neues Ministerium bilden, in welchem der Vicomte von Montmorency das Äußere, v. Peyronnet das Siegel, v. Corbière das Innere, Villèle die Finanzen übernahm.

Villèle, der durch seine Finanzoperationen dem Handels- und Gewerbswesen einen neuen Aufschwung gab, suchte im Innern das Gleichgewicht zwischen den Ultra's und den Constitutionellen möglichst zu erhalten und die Auswüchse des einen, wie des andern Theils zu entfernen, was um so schwieriger war, da sich um diese Zeit in Spanien, in Neapel, in Piemont durch die zahlreichen geheimen Gesellschaften der Carbonari's genährt, der Geist des Umsturzes, in Frankreich, Deutschland, Polen, Holland wenigstens der Geist großer Unzufriedenheit regte und den Beweis gab, daß das Wort noch nicht gefunden war, das den Frieden und die Ruhe in die Herzen der Völker hätte zurückführen können.

Das gefährliche demoralisirende Treiben des Carbonarismus hatte im Jahre 1821 in Frankreich seine weiteste Ausdehnung erlangt. Unter der verborgenen Leitung einer Centralgewalt in Paris, welche sich in den Händen von Männern, wie Lafayette, Manuel, Dupont de l'Eure, d'Argenson, Graf Thiard, General Taragre u. A. befand, bestanden,

durch das ganze Land verzweigt, geheime Gesellschaften, deren nächster Zweck Sturz der Regierung und der Bourbonen, deren Endziel Herstellung der Republik war. Jedes Mitglied mußte einen Schwur leisten: „vor Allem an der Freiheit festzuhalten und für die Zwecke der Gesellschaft, wie für ihre Glieder auf das erste Signal hin Blut und Leben einzusetzen." — Es brachen daher, durch sie angestiftet, eine Reihe von Verschwörungen aus (in Thouars, La Rochelle, Colmar, Marseille, Toulon), welche zwar sämmtlich mißlangen und manchen Betheiligten auf das Schaffot brachten, aber noch keineswegs die eigentlichen Urheber und den großen Umfang der Gefahr enthüllten, wie solcher erst im Jahre 1830 hervortreten sollte. Ursache der langen Verborgenheit war der Umstand, daß die eigentlichen Leiter der Gesellschaften nur sehr wenigen Gliedern bekannt waren, daß sie nie schriftlich, sondern nur mündlich verkehrten, und daß jeder Verräther des Todes gewärtig sein mußte.

Die nächste Beachtung erheischte Spanien, dessen Revolution auch auf Frankreich einen bedenklichen Einfluß äußerte. Der nach der Beilegung der italienischen Unruhen durch die österreichischen Waffen im Dec. 1822 eröffnete Monarchen-Congreß von Verona billigte daher (mit Ausnahme der Stimme Englands) eine bewaffnete Dazwischenkunft in Spanien, und überließ Frankreich die Ausführung derselben. Die vom Congreß und von Frankreich ausgehende Aufforderung an die spanischen Cortes, die Constitution in gemäßigtem Sinne zu ändern, wurde von denselben trotzig zurückgewiesen und so mußte zum Ernst geschritten werden.

Nachdem an der Stelle des Herzogs von Montmorency Chateaubriand zum Minister des Äußern berufen worden war, wurde der Plan der Intervention in Spanien den Kammern vorgelegt, in denen er zwischen den Ultra's und Liberalen, welche letztere gegen den Krieg waren, die heftigsten Kämpfe hervorrief.

Als in der Hitze der Debatten ein Mitglied der äußersten Linken, Namens Manuel, sich eine beifällige Anspielung auf den Tod Ludwig's XVI erlaubte, erklärte ihn die Majorität der Kammer seines Stimmrechts verlustig und ließ ihn, weil er seinen Sitz nicht gutwillig räumen wollte, durch Gensd'armen entfernen. Diese Gewalthandlung der Ultras bewog 62 andere Glieder der Linken, Verwahrung dagegen einzulegen und freiwillig die Kammersitzungen zu verlassen. Der Eindruck, den dieser Schritt auf die Massen machte, bereitete der Restauration große Verlegenheit.

In den Kammern gieng übrigens durch Chateaubriand's glänzende Beredtsamkeit der Interventionsantrag mit großer Majorität durch, und am 7. April 1823 überschritt ein französisches Heer von 100,000 M. unter dem Oberbefehl des Herzogs von Angoulême die spanisch-französische Gränze.

2. Die Lage Spaniens: das Heer und das Volk. Einrückung des französischen Heers in Madrid. Flucht der Cortes mit Ferdinand nach Sevilla und dann nach Cadix. Die Franzosen vor Cadix: die Erstürmung des Trocadero. Wiedereinführung der absolutistischen Regierung.

Die spanischen Machthaber hatten sich in ihrer Stärke und in der Gesinnung des Volkes getäuscht. Das spanische Heer war in kläg-

licher Verfassung; denn die Cortes hatten fest darauf gerechnet, die Liberalen der französischen Kammer würden im Stande sein, die Intervention zurückzuweisen. Die tapfersten Führer, wie Mina und Empecinado, hatten sich nur im Kleinkrieg hervorgethan, und die Generale O'Donnel (Graf von Abispal), Morillo und Ballesteros im regelmäßigen Krieg unter Wellington nur untergeordnete Stellen bekleidet, und waren den französischen Generalen aus Napoleon's Schule nicht gewachsen.

Das Volk selbst, diesmal nicht wie früher gegen Napoleon von der Geistlichkeit zum Kampf angefeuert, sondern vielmehr von ihr zurückgehalten, verhielt sich aus Abneigung gegen die Theorien der Cortes gleichgültig.

So konnte das französische Heer, begleitet von einer spanischen Junta, die sich aus der spanisch-absolutistischen Regentschaft von Seo d'Urgel gebildet hatte, ohne bedeutenden Widerstand über Saragossa am 23. Mai bis Madrid vordringen, das die Cortes verlassen hatten, um sich nach Sevilla zu flüchten, wohin sie den König Ferdinand zu folgen zwangen.

Während in Madrid das Volk seine Abneigung gegen die Constitution der Cortes und seine Freude über einen Umschwung durch rohe Plünderung der Häuser der Entflohenen und durch Mißhandlung der Constitutionellgesinnten bezeugte, bildeten „die Behörden der alten Monarchie" (der Rath von Castilien und Indien) auf die Dauer der Abwesenheit Ferdinand's eine einstweilige Regentschaft und stellten an deren Spitze den Herzog von Infantado, der sich aus den Anhängern des absoluten Königthums ein Ministerium schuf, das gegen die Liberalen mit Gefängniß und Gütereinziehung vorschritt.

Von der Geistlichkeit, insbesondere von den Mönchen, angetrieben, welche durch die Cortesconstitution am meisten verloren hatten, wandte sich auch die Mehrheit der Südspanier von den Cortes ab, und da selbst O'Donnel (Abispal) zu den Franzosen abfiel, so sahen sich die Cortes genöthigt, sich nach Cadix zurückzuziehen, wo sie auf eine Erhebung der Gebirgsbewohner und auf eine energische Vertheidigung des sehr festen Platzes rechneten. Allein sowohl Morillo, als Ballesteros verließen am Ende ihre Sache und verglichen sich mit den Franzosen, welche, wenig aufgehalten, gegen Cadix zogen und es, nachdem sie sich durch Überraschung am 31. Aug. 1823 des Trocadero bemächtigt hatten, theils durch Unterhandlung, theils mit Gewalt einnahmen.

Der Trocadero war eine Befestigung der Landzunge, die den Zugang zum innern Hafen von Cadix vertheidigte. Als auch das Fort San Petri und die Insel Leon eingenommen war, suchten die Cortes durch Unterhandlung Garantieen für die Zukunft zu erlangen. Da aber der Herzog von Angoulême, der zugleich dem König Amnestie und die Einberufung

neuer Cortes anempfahl, unbedingte Ergebung verlangte, so setzten die Cortes den Vertheidigungskampf fort. Als sodann das Bombardement und der Sturm auf die Stadt selbst begann, nöthigten die Einwohner selber die Cortes zur Nachgiebigkeit. Sie gaben am 28. Sept. dem König Ferdinand die absolute Gewalt zurück und lösten sich auf. Die noch widerstrebenden Milizen beschwichtigte der König durch Versprechungen, welche aber nicht gehalten wurden. — Von allen Anhängern der Cortes setzten nur Mina und einige andere Guerilleros den Kampf fort und legten erst sechs Wochen nach der Einnahme von Cadix die Waffen nieder. — Riego aber, der sich zuletzt in's Gebirg geworfen hatte und nach einer Gelegenheit aussah, sich zur See zu retten, wurde gefangen und am 7. Nov. zu Madrid nach kriegsgerichtlichem Spruch hingerichtet.

Hierauf erklärte der befreite König alle seit dem März 1820 erlassenen Gesetze für ungültig und wurde bei Wiedereinführung der absolutistischen Regierung von der Geistlichkeit, dem Adel und den wieder eingesetzten Civil- und Militärbeamten nur zu eifrig unterstützt: denn die Verfolgungen gegen alle Liberalen „im Namen des Thrones und Altars" nahmen einen so strengen und unmenschlichen Character an, daß selbst der Herzog von Angoulême ihnen durch eine Ordonnanz von Andujar (8. Aug.) ein Ziel zu setzen suchte. Da er aber nicht Gehör fand, verließ er Spanien so bald als möglich und kehrte nach Frankreich zurück; doch ließ er zu Ferdinand's Sicherheit den größten Theil des französischen Heeres noch eine Zeit lang in Spanien zurück.

Welchen Einfluß der Ausgang der spanischen Constitution auf die Aufhebung der Cortesverfassung in Portugal hatte, wurde oben (K. 3, 2.) erwähnt, wo bereits die portugiesische Geschichte bis zum Tode Johann's VI fortgeführt wurde.

3. Günstige Kammerwahlen in Frankreich. Verlängerung der Wahlperiode. Entschädigung für die Ausgewanderten. Tod Ludwig's XVIII. Karl X. Parteistreit über das Entschädigungs- und über das Sacrilegiengesetz. Villèle und Chateaubriand. Das Ministerium Martignac; das Ministerium Polignac.

Die in Spanien gelungene Zurückführung der absoluten Regierung hatte die Ultra's in Frankreich mit um so kühnern Hoffnungen erfüllt, da die französische Armee bewiesen hatte, daß sie auch den Lilien ihren Dienst mit Hingebung zu widmen bereit war.

Hierdurch sicher gemacht, ließ sich das Ministerium Villèle verführen, obwohl auf gesetzlichem Wege, die öffentliche Freiheit noch mehr zu beschränken und auf die Herstellung des alten Regime's hinzuarbeiten, — und da man kein Mittel verschmähte einen beherrschenden Einfluß auszuüben, so fielen die Wahlen des Jahres 1824 für die Anhänger der Legitimität besonders günstig aus. Um dann eine so geneigte Kammer länger beibehalten zu können, als das bisherige Wahlsystem, das eine alljährliche Erneuerung des fünften Theils der Kammer vorschrieb, es gestattete, so brachte das Ministerium Villèle die Verlängerung

der Wahlperiode auf sieben Jahre (nach welchen dann eine allgemeine Wahl eintreten sollte) in Vorschlag, und setzte denselben, ungeachtet der scharfen Opposition Royer Collard's, der mit Recht auf die mit allgemeinen Wahlen in Frankreich verknüpften Gefahren aufmerksam machte, mit großer Mehrheit durch.

Bei den Wahlen hatten die Präfecten die Listen der Wähler aufzustellen und ließen sich dabei solche Willkür zu Schulden kommen, daß sie den Betrag der Steuer Einzelner erhöhten oder verminderten, um diese in der Liste einschreiben oder streichen zu können, je nachdem sie Royalisten oder Liberale waren. Royalisten wurden ohne Umstände zur Wahl zugelassen, den Liberalen machte man Chicanen jeder Art. Herr v. Peyronnet verpflichtete alle Beamten zur Mitwirkung: „ihr seid Staatsdiener“ sagte man. Auch von den Militärs verlangte man ein Versprechen, im Sinne der Regierung zu wählen, da sonst ihre Beförderung gefährdet wäre. Selbst die Bischöffe boten ihre Geistlichen auf, um die Wahlen zu lenken. So gelang es, eine Kammer zusammenzubringen, worin bei 434 Gliedern die liberale Partei nur 17 zählte. So günstig dieser Erfolg anfangs schien, so verhängnißvoll zeigte er sich in seinen Folgen, weil so zusammengebrachte Kammern der Stimmung des Volkes niemals entsprechen.

Um hierauf zur Entschädigung für die Ausgewanderten, welche durch die Revolution um alles Eigenthum gekommen waren, die hinreichenden Mittel zu bekommen, schlug Villèle die Verwandlung der Staatsrenten in 3 procentige vor, die letzteren zu 75 gerechnet, wodurch dem Staate eine jährliche Erleichterung von 30 Mill. erwachsen wäre, welche er zur Entschädigung der Emigré's verwenden wollte; allein der Antrag wurde, als nicht ganz gerecht, von der Pairskammer nicht angenommen. Das Schicksal dieses Antrags entschieden die Anhänger Chateaubriand's, der seine Beredtsamkeit zur Vertheidigung jener Regierungsmaßregel nicht leihen wollte. Da seine Reizbarkeit und sein Streben nach Popularität überhaupt etwas Unbequemes für seine Collegen hatte, so wurde er aus dem Ministerium entfernt und von Damas trat an seine Stelle. Von da an wurde Chauteaubriand ein Hauptgegner des herrschenden Systems. — Die öffentliche Schuld betrug (1824) 2700,726,000 Frcs., das Jahresbudget 904,734,000 Frcs.

Unterdeß nahte das Ende Ludwig's XVIII heran, der lange mit großer Selbstüberwindung das Sinken seiner Kräfte zu verbergen gesucht hatte, denn, sagte er, ein König mag wohl sterben, aber er darf niemals krank sein. Mit ihm schied ein Fürst, der klar und fest durch redliche Beobachtung seiner eingegangenen constitutionellen Pflichten das Schiff des Staates durch die gefährlichen Klippen des Parteikampfs hindurch zu führen gesucht hatte.

Als er seiner letzten Pflicht gegen die Kirche genügt hatte, ließ er alle seine Verwandten und Vertrauten sich um sein Sterbelager versammeln und ermahnte sie mit den Worten: „Die Vorsehung hat uns wieder auf den Thron erhoben und es ist mir gelungen, ihn Euch zu bewahren durch Zugeständnisse, welche, ohne die Macht der Krone zu schwächen, ihr die Unterstützung des Volks gesichert haben. Die Charte ist euer bestes Erbe: erhaltet sie ganz, meine Brüder, für mich, für eure Unterthanen, für euch selbst und für dieses Kind (indem er nach dem kleinen Herzog von Bordeaux hinwies)“. — Als am 16. Sept. 1824 gegen Morgen der Arzt des Hofes den Puls des Königs still stehen fühlte und sich mit der altherkömmlichen, seit dem Tode Ludwig's XV nicht mehr gehörten Formel: „Der König ist todt! es lebe der König!“ gegen den Grafen von Artois verbeugte, huldigten alle Anwesenden demselben als dem nunmehrigen Könige.

Karl X (unter diesem Namen bestieg Artois den Thron) war zwar schon 67 Jahre alt, zeigte aber in seiner vortheilhaften äußeren Erscheinung noch Spuren der körperlichen Kraft und Gewandtheit, die ihn in seinen jüngern Jahren auszeichneten, und verband mit feinen und anmuthigen Umgangsformen eine unverkennbare Herzensgüte, Großmuth und Aufrichtigkeit. Doch hatte sein Geist nicht die volle Umsicht und Selbständigkeit, sondern bewegte sich streng in den Anschauungen des ehemaligen Königthums und stand dabei unter dem Einfluß einer extremen Camarilla von Klerikern (wie Bischof von Quelen, Lambruschini ꝛc.) und Absolutisten (wie Polignac, Herr von Vitrolles ꝛc.): es wurde ihm daher schwer, sich den Verläugnungen zu unterziehen, welche eine constitutionelle Regierung dem König auferlegt. Doch hatte er niemals im Sinne, die Verfassung zu stürzen und die absolute Herrschaft zurückzuführen; nur glaubte er in zweifelhaften und controversen Fällen die Auslegung zu Gunsten der königlichen Prärogative ansprechen zu dürfen.

Anfangs hatten König und Volk eine gute Hoffnung von einander, und Karl's X feierlicher Einzug in Paris, sowie seine Krönung im Mai 1825 zu Rheims erinnerte an die Glanzperiode der alten Monarchie. Anfangs schien sich sogar diese Hoffnung zu verwirklichen, indem der König die Censur abschaffte und eine Amnestie für politischer Vergehungen wegen Verurtheilte erließ. Bald aber regte sich in den Kammern der Parteienstreit auf das leidenschaftlichste, besonders als Villèle wieder den Antrag auf Entschädigung der Emigré's (von fast 1 Milliarde) —, noch mehr aber als er das Sacrilegiengesetz d. h. die Auflegung schwerer Strafen auf die Entweihung der Kirchen, kirchlicher Heiligthümer und der Gottesdienste vorbrachte. Zwar kamen beide Anträge zur Ausführung, aber der liberale Theil des Volkes wurde fortan mehr und mehr gegen die Restauration eingenommen und immer heftiger wurden die Angriffe ihrer Gegner.

Der Vorschlag Peyronnet's auf „Bevorzugung der Erstgebornen" bei der Erbfolge der größern Güter regte den Widerstand der Presse, die darin eine Verletzung des Grundsatzes der Gleichheit sah, so heftig auf, daß das Gesetz zur Freude der Liberalen die Zustimmung der Pairskammer nicht erhielt.

Die größte Aufregung im Volke aber brachte die Begünstigung hervor, die der König bei Gelegenheit des päpstlichen Jubiläums von 1826 den geistlichen Congregationen (darunter auch den Jesuiten) angedeihen ließ, welche, von dem katholischen Klerus gestiftet, durch öffentliche Processionen, aufgepflanzte Missionskreuze und heftige Kanzelreden gegen die Revolution und den Bonapartismus die Menge für „Thron und Altar" zu begeistern suchten. Der Unwille gegen die, wie man glaubte, in alles Weltliche sich mischende Geistlichkeit richtete sich mehr und mehr auch gegen den König, der nicht Schärfe des Blicks genug besaß, in diesen Bewegungen das Begründete von dem Unbegründeten, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden.

Als der König selbst bei Errichtung des Denkmals für Ludwig XVI mit dem ganzen Hofe, vielen Beamten und Offizieren und mehr als 2000 Geistlichen einer solchen Prozession beiwohnte und zwar in violettem Gewande (der Farbe der Trauer der Könige), verbreitete sich alsbald das Gerücht, er sei Bischoff geworden.

Am meisten jedoch wurde nun Villèle von der öffentlichen Meinung als Beförderer einer Reaction gegen die Verfassung angegriffen, und selbst in den Kammern klagten ihn einerseit's die Ultra's der Lauheit gegen die Monarchie, anderseits die Liberalen des Verraths gegen die Verfassung an, und die schärfsten Pfeile richtete Chateaubriand's beredte Polemik gegen ihn. So kam es, daß am 29. April 1827 sogar die Nationalgarden bei einer Musterung, die der König über sie hielt, riefen: „Es lebe die Constitution! nieder mit den Ministern!"

Die Auflösung, womit der König die Nationalgarde wegen dieser Demonstration bestrafte, hatte dann weitergehend den schlimmen Einfluß auf die neuen 1827 angeordneten Kammerwahlen, die so ausfielen, daß Villèle zurücktreten und dem Ministerium Martignac (zu welchem auch Roy, Portalis u. a. gehörten) Platz machen mußte. Da sich dieses Ministerium aber auch keine parlamentarische Mehrheit verschaffen konnte, obwohl es den König zu etlichen Zugeständnissen an die öffentliche Meinung bewog (z. B. zur Beschränkung und Beaufsichtigung der geistlichen Seminarien), so entließ es der König am 8. Aug. 1829 und berief den Fürsten Julius von Polignac an die Spitze eines neuen Ministeriums, in das auch Bourmont und de la Bourdonnay traten — drei Namen, aus welchen alle Parteien schließen zu müssen glaubten, der König habe die Absicht, die Bahn der Constitution zu verlassen und die des Absolutismus zu betreten.

Polignac, der Sohn der vertrauten Freundin der Königin Marie Antoinette, hatte einst an der royalistischen Verschwörung gegen den Consul Bonaparte Theil genommen und nach der Rückkehr der Bourbonen den Eid auf die Constitution verweigert. — General Bourmont war während der 100 Tage am Vorabend der Schlacht von Ligny zum Feind übergegangen; als nunmehriger Kriegsminister war er bei den Kammerdebatten eine der energischesten Stützen des Ministeriums. — De la Bourdonnay war vorher der Führer der Ultras in der Kammer gewesen und hatte sich stets gegen das Constitutionswesen erklärt.

4. Opposition der neugewählten Kammer. Die Expedition nach Algier. Die Wiederwahl der 221. Die Ordonnanzen Karl's X. Die Julirevolution. Laffitte und Lafayette. Der Herzog von Orleans. Veränderung der Charte. Louis Philipp König der Franzosen. Flucht Karl's X.

Die neugewählte Kammer setzte daher im März 1830 sogleich in der Adresse dem neuen Ministerium eine so compacte Majorität (221 gegen 181) entgegen, daß sich der König bemüssigt glaubte, die Kammer wieder aufzulösen und auf den 2. Aug. eine neue zu berufen. Jedermann fühlte, es gehe der Kampf zwischen der königlichen und parlamentarischen Gewalt einer ernsten Katastrophe entgegen!

Inzwischen hatte das Ministerium Polignac einen Krieg gegen den Raubstaat Algier vorbereitet, dessen Dey den französischen Handelsconsul bei einer Verhandlung über den von Frankreich bisher bezahlten Tribut durch einen Schlag mit dem Fliegenwedel beleidigt und dafür Genugthuung zu geben verweigert hatte. Eine große französische Flotte unter dem Viceadmiral Duperré mit einem Landungsheer von 30,000 M. unter dem Oberbefehl Bourmont's (der das Kriegsministerium an Polignac abgab), zog aus, landete glücklich an der nordafrikanischen Küste und eroberte in einem See- und Landangriff am 4. Juli 1830 die Stadt Algier, deren Fall dem Dey sein Land kostete, das von nun an mit 2 Mill. Einwohnern auf 4000 Q.-Meilen eine Colonie Frankreichs werden sollte.

Am 14. Juni landeten 34,000 M. auf 400 Transport- und 50 Kriegsschiffen zu Sidi-Feruch, schlugen am 19. die Armee des Dey Hussain, eroberten sein Lager und seine Artillerie und erstürmten das Kaiserfort von Algier, wo sie dann in Folge einer Capitulation einzogen, so daß nun die französischen Fahnen auf dem Palast des Dey wehten. Zum Lohn für diesen Sieg erhielt Bourmont den Marschallsstab. Der Dey verließ, der Capitulation gemäß, mit seinen Schätzen das Land und nahm als Privatmann seinen Aufenthalt in Neapel. Seine Miliz wurde nach Asien transportirt. Auch die Beherrscher der benachbarten Raubstaaten von Tunis und Tripolis mußten dem Seeraub und dem Tribut christlicher Mächte entsagen und versprechen, keine Christen mehr zu Sclaven zu machen. Auch die drei Bey's von Oran, Titteri und Constantine mußten sich vor den christlichen Waffen beugen und fortan Tribut an Frankreich erlegen. (Zehn Jahre darauf wurde Constantine, dessen Bey sich unabhängig machen wollte, in einem furchtbaren Sturm gleichfalls erobert und zur Provinz Algier geschlagen. Siehe unten XXIX. 3, 3.)

Der König und sein Ministerium hatten gehofft, diese glückliche Expedition werde auf die neuen Kammerwahlen günstig einwirken. Allein das Volk, einzig mit den Wahlen beschäftigt, bezeugte sich gegen jene Expedition gleichgültig, und als die neuen Kammern zusammentraten, befanden sich nicht nur jene 221 Opponenten, sondern noch viele andere Regierungsgegner darin.

Anstatt wenigstens die Kammern zu eröffnen und einige dem Volke nützliche Vorlagen zu machen, dann erst, nach deren systematischen Verwerfung das Äußerste zu thun, erließ Karl X in allzurascher Eile drei verhängnißvolle Ordonnanzen: durch die erste erklärte er die letzte Wahl für nichtig und ordnete eine neue an; durch die zweite gab er ein neues Wahlgesetz, das die Zahl der Deputirten vermindern sollte; durch die dritte hob er das Preßgesetz auf und stellte alle Journale unter Censur.

Kaum hatte das Volk, von den Journalisten in einer Protestation aufgeklärt, den Sinn dieser constitutionswidrigen Ordonnanzen begriffen, als am andern Tage die Fonds der Börse fielen, und alle Fabrikanten, Handwerker und Waarenhändler ihre Geschäfte einstellten und ihre Arbeiter und Lehrlinge entließen, die nun zu Tausenden lärmend und schreiend die Straßen durchzogen. Schnell wuchs die Masse

durch noch andere Volkshaufen an und strömte nach den öffentlichen Plätzen unter dem wilden Ruf: „Tod den Ministern! es lebe die Charte!“

Der König und das Ministerium hatten die Tragweite ihres Verfahrens nicht erwogen und sich auf einen gewaltsamen Widerstand nicht gefaßt gemacht, also auch die Militärmacht in Paris nicht verstärkt; als daher die letztere, nur 12,000 M. stark, unter dem Befehl des Marschalls Marmont gegen den beginnenden Volksaufstand gebraucht wurde, unterlag sie nach einem schweren Kampfe der Übermacht. Die drei Julitage (27. bis 29.) des Jahres 1830 entschieden über das Geschick der Bourbonen.

Über 4000 Barrikaden aus den Steinen des schnell aufgerissenen Pflasters stiegen in einem Nu empor, während die Glocken aller Thürme Sturm läuteten und die auf dem Stadthause und auf dem Thurme der Kirche Notredame aufgepflanzte Tricolore über die Absicht des Aufstands keinen Zweifel ließ. Selbst die Bäume auf den Boulevards wurden gefällt, um damit die königliche Reiterei aufzuhalten. Am ersten Tage wandte sich die Volkswuth gegen den erzbischöfflichen Palast, der erstürmt und völlig ausgeplündert wurde. In dem Kampf gegen die königlichen Truppen stellten sich theils Bürger der aufgelösten Nationalgarde, theils Schüler der polytechnischen Schule an die Spitze. — Gleich anfangs war eine Municipalcommission auf dem Stadthause zusammengetreten, die nun die Nationalgarde zusammenrief und ihr den greisen Lafayette zum Befehlshaber gab, der schon in der ersten Revolution die gleiche Stellung zu ähnlichem Zwecke gehabt hatte! Von den kämpfenden Massen bedrängt, zog sich Marmont mit einem Theile seiner Truppen nach St. Cloud zum Schutze des Königs zurück, der dort durch bereits aus Rouen herbeigezogene Aufständische bedroht war; ein Truppentheil war zu den Aufständischen übergegangen und nur die Garde und die Schweizer kämpften gegen das Volk fort. Zuletzt streckten selbst die Schweizer, die mit der größten Tapferkeit das Louvre vertheidigt hatten, aus Mangel an Munition und an Lebensmitteln die Waffen, worauf das Volk die Tuilerien plünderte.

Nun erst ließ sich Karl X bewegen, zu unterhandeln; er nahm seine Ordonnanzen zurück und wollte auch ein neues Ministerium ernennen, zögerte aber damit noch 24 Stunden und diese Verzögerung vereitelte die Rettung. Denn unterdeß — es war der dritte Tag — waren die einflußreichsten Deputirten der Oppositionspartei — darunter Casimir Perier, Gérard, Guizot, Sebastiani u. a. in dem Hause des Banquiers Laffitte, der sich mit Lafayette der Leitung der Bewegung bemächtigt hatte, versammelt und warteten auf die Antwort des Königs, der für den Überbringer derselben, den neuernannten Minister, Grafen Mortemart, sicheres Geleite verlangt hatte. Allein da dieser um 1 Uhr Morgens (30. Jul.) noch nicht da war und vom Stadthaus her die Kunde kam, daß dort eine Partei die Republik proclamiren wollte, so entstand unter den bei Laffitte Versammelten, welche von der Republik Gefährdung der Personen und des Eigenthums, Bürgerkrieg und Anarchie fürchteten, ein Moment der Unschlüssigkeit, die jedoch Laffitte, auf Eingebung des Dichters Beranger, durch den Vorschlag beendete, daß es zur Abwendung der Republik kein anderes

Mittel gebe, als nach Errichtung einer provisorischen Regierung den Herzog von Orleans zu proclamiren.

Anfangs waren die Stimmen der versammelten Deputirten getheilt, indem einige erklärten, sie hätten „nicht das Recht, einen neuen Regenten einzusetzen, man müsse deßhalb das Volk in den Urversammlungen befragen." Nachdem aber auch Lafayette dem Vorschlage Laffitte's beigetreten war, ernannte man 60 Deputirte, welche dem Herzog von Orleans in Neuilly die Würde eines Generalstatthalters des Königreichs antrugen und ihn nach Paris zu kommen einluden.

Louis Philipp, Herzog von Orleans, geb. am 6. Oct. 1773, ältester Sohn des in der ersten Revolution berüchtigten Egalité (XXV. 5, 2.) hatte als Zögling der Frau von Genlis bei vorzüglichen Geistesgaben eine vorherrschende Verstandesbildung bekommen. Er sog frühe den in seines Vaters Hause herrschenden Freiheitsgeist ein und besuchte anfangs auch den Jacobinerclub. Im Jahr 1791 wurde er Oberst eines Regiments, 1791 Generallieutenant, kämpfte als solcher bei Valmy und siegte mit Dumouriez in der Schlacht bei Jemappes. Nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (1793) entgieng er der Verhaftung nur durch die Flucht auf das österreichische Gebiet. Obgleich man ihm verschiedene Anträge machte, gegen sein Vaterland zu dienen, lehnte er doch alle ab und zog das verläugnungsvolle Leben eines Verbannten vor. Entblößt von allen Mitteln wandte er sich zuerst nach der Schweiz, wo er unter dem angenommenen Namen Chabaud-Latour eine Stelle als Lehrer der Mathematik in Reichenau annahm, nachdem er sich zuerst einer Anstellungs-Prüfung unterzogen hatte. Als nach acht Monaten die Kunde von der Hinrichtung seines Vaters eintraf, hielt er sich in der Schweiz nicht mehr für sicher, sondern nahm sich auf den Rath eines ehemaligen amerikanischen Geschäftsträgers vor, nach Amerika zu gehen. Da er aber in Hamburg das Unzureichende seiner Mittel gewahrte, durchreis'te er von da aus Schweden, Norwegen, Lappland zu Fuß und beobachtete besonders das Berg- und Forstwesen, bis es ihm in Hamburg möglich gemacht wurde, 1796 die Überfahrt nach Amerika anzutreten.

Nachdem er in diesem „Lande der Freiheit" vier Jahre lang im Umgang mit verständigen Männern gemäßigt-politische Ansichten gewonnen hatte, kehrte er 1800 nach England zurück, söhnte sich mit dem dort befindlichen ältern Zweig der Bourbonen aus und gieng dann nach Italien und Sicilien, wo er sich mit Amalie, der Tochter des Königs von Neapel, zu Palermo vermählte. Nach Napoleon's Sturz und der Thronbesteigung Ludwig's XVIII kehrte er nach Paris in das Haus seiner Väter, in das Palais Royal, zurück. Die Ultras aber betrachteten ihn stets mit Mißtrauen, zumal er sich durch seine Opposition gegen die von ihnen ausgehenden Verfolgungen, so wie durch seine häuslichen Tugenden die Gunst der Bourgeoisie gewann. Um den Verdächtigungen der Ultra's auszuweichen, gieng er auf einige Zeit nach England, und als er 1817 wieder in Paris erschien, wurde sein Haus der Sammelplatz liberaler Größen, die, wie Laffitte, Casimir Perier, Dupin u. A. auf die Fehler der Restauration ein scharfes Auge hatten und in dem Herzog von Orleans den „Mann der Zukunft" sahen.

Karl X, der die alte Eifersucht des Orleans'schen Stammes auf die regierende Linie kannte, suchte den Herzog durch Wohlthaten, insbesondere durch Verleihung des Titels „Königliche Hoheit", durch einen Antheil an der Emigrantenentschädigung von 14 Mill. und durch Erzielung der Wiederherstellung der Orleans'schen Apanage, die dann den Grund zu seinem großen Reichthum legte, von falschen politischen Schritten abzuhalten. Der Herzog seinerseits suchte dem Könige allen Argwohn zu benehmen, äußerte dem Könige seine Billigung über dessen letzte Wahlproclamation und schrieb ihm, als die Liberalen schon den Sturz

Karl's X vorbereiteten, eine Ergebenheitsversicherung. Als sodann die Juliusrevolution ihren Anfang nahm, begab er sich insgeheim nach Neuilly, um nicht zur Parteinahme gezwungen zu werden. Doch theilte seine Schwester, die Prinzessin Adelaide, seinen Aufenthalt den liberalen Freunden desselben mit, die dann obige Einladung an ihn ergehen ließen.

Schon am Abend des 30. Jul. begab er sich incognito nach Paris und erklärte (auf Talleyrand's Rath) am andern Tage die angebotene Würde annehmen zu wollen; er begab sich nach dem Stadthause, wo ihn die provisorische Regierung empfieng und Lafayette ihm die dreifarbige Fahne einhändigte, dann mit ihm an's Fenster trat und ihn vor allem Volk umarmte, das ihm nun von allen Seiten zujubelte. Nach dem Erlaß einer Proclamation, worin Louis Philipp versicherte, daß von nun an „die Charte eine Wahrheit" werden sollte, eröffnete er am 3. Aug. als Generallieutenant von Frankreich die Kammersitzung mit einer Art Thronrede, worin er auf eine zeitgemäße Veränderung der Charte hindeutete, aber des Herzogs von Bordeaux, als legitimen Thronfolgers, mit keiner Silbe gedachte. Kaum hatte er sich nach dieser Rede entfernt, so trug ein Abgeordneter (Berard) darauf an, man sollte ihm nach revidirter und von ihm beschworner Charte — die Krone geben.

Als Louis Philipp am 31. Jul. vom Stadthaus in das Palais Royal zurückbegleitet worden war, hatte er dort eine Unterredung mit Lafayette, worin dieser, wie erzählt wird, äußerte: obwohl er bisher ein Bewunderer der amerikanischen Verfassung gewesen sei, so müsse er nun doch „die constitutionelle Monarchie, umgeben von freien, republicanischen Institutionen, als die beste Regierungsform für Frankreich anerkennen." — Als Karl X jene Eröffnungsrede aus der Zeitung las, sagte er: „Ich hoffe wenigstens, daß der Herzog von Orleans Scheu trägt, eine Krone zu nehmen, die ihm von Rechtswegen nicht gehört!" Nein, entgegnete die Herzogin von Angoulême, er wird sie nicht nehmen, aber dulden, daß man sie ihm aufsetze!" — Und so kam's.

Nachdem die Reform der Charte vor und von beiden Kammern angenommen worden war, wurde der Thron für erledigt erklärt und dem Herzog von Orleans und seinem Stamme zuerkannt. Am 9. Aug. beschwor Louis Philipp die Charte und wurde unter dem Jubel des Volks zum König ausgerufen.

Die Veränderung der Charte bestand darin: der Eingang mit der Erwähnung der „königlichen Machtvollkommenheit" wurde weggelassen; die katholische Religion nicht mehr als Staatsreligion, sondern als „Religion der Mehrheit der Franzosen" bezeichnet; der 14. Artikel dahin bestimmt, daß der König nie eine andere Gewalt in Anspruch nehmen dürfe, als die, welche ihm die Charte verliehen; der bisherige Titel König von Frankreich und Navarra in den Titel „König der Franzosen" verwandelt; beiden Kammern das Recht der Initiative beigelegt; die Pairskammer wurde zwar belassen, aber die Erblichkeit der Pairs aufgehoben; die Öffentlichkeit auch bei der Pairskammer eingeführt und die Legislaturperiode von sieben auf fünf Jahre herabgesetzt; — zum Artikel über die Preßfreiheit wurde der Zusatz gemacht, daß die Censur nie mehr eingeführt werden dürfe.

Karl X war am vierten Tag der Julirevolution mit dem Hofe, der Garde und den Haustruppen zuerst nach Trianon, dann nach Rambouillet gezogen, wo er Verstärkungen aus den Übungslagern an

sich ziehen und sich nach den royalistischeren Westprovinzen wenden wollte. Am 1. Aug. erbot er sich in einem Schreiben an den Herzog von Orleans, ihn zum Generallieutenant des Reichs zu ernennen, um während seiner Minderjährigkeit dem Herzog von Bordeaux, seinem Enkel, die Krone zu erhalten, zu dessen Gunsten der König und der Herzog von Angoulême dann auf den Thron verzichten wollten. — Allein der Herzog von Orleans schlug es aus und ließ sich durch die Aussicht auf die Krone verlocken, von dem Wege der Pflicht und der Ehre abzuweichen, auf welchem er als Mensch seinem Wohlthäter, als erster Unterthan seinem Könige und als Verwandter dem Familienhaupte der Dynastie Treue und Unterstützung schuldig gewesen wäre bis in den Tod, wenn auch hierbei die Macht der Umstände und die Gefahr der Anarchie des Landes ihm zur Entschuldigung gereichen mögen.

Während nun der König von dem Herzog von Orleans eine Antwort voll scheinbarer Versicherung der Treue erhielt, erschienen drei Deputirte aus Paris vor ihm und machten ihm die Vorstellung, daß er am besten thun werde, Frankreich zu verlassen. Immer noch hoffend, der Herzog werde die Krone dem rechtmäßigen Thronfolger zu erhalten suchen, begab er sich am 16. Aug. nach Cherbourg, wo er mit Thränen im Auge seine treuen Haustruppen auflöste und sich mit seiner Familie nach England einschiffte. — Vier seiner Minister, darunter Fürst Polignac wurden zu lebenslänglicher Haft auf die Festung Ham abgeführt. So war die legitime Monarchie in Frankreich und mit ihr der Stern der Bourbonen seit 40 Jahren zum drittenmal untergegangen, und das aus der Revolution hervorgegangene Princip der Volkssouveränetät von Neuem befestigt, welches ein neues Staatsrecht schuf und noch jetzt Europa in Gährung erhält.

Bei der Julirevolution zeigte sich von Neuem die Macht des Pöbels, ohne dessen Theilnahme sie schwerlich zu Stande gekommen wäre.

Neun und zwanzigstes Buch.

Die Zeit von 1830 bis zum Pariser Frieden von 1856.

---

1. Kapitel. Rückschlag der Julirevolution in Frankreich auf andere Staaten.

1. Die Revolution in Belgien. Die französisch-liberale und die katholisch-ultramontane Partei im Königreich der Niederlande. Volksaufstand in Brüssel. Sieg der Insurgenten. Der belgische Nationalcongreß. Die Conferenz in London und ihr Grundsatz der Nichtintervention. Belgien ein neutrales Königreich unter Leopold von Sachsen-Coburg. Einfall der Holländer in Belgien. Die Franzosen in Belgien. Die Citadelle von Antwerpen. Nachgeben der Holländer. Thronwechsel in Holland. Belgiens Aufschwung.

Wie ein gewaltig aufgeregter Wellenschlag weit hinein in das Meer kreisende Wallungen wirft, so wirkte der Stoß der französischen Julirevolution erschütternd auf andere Staaten Europa's zurück, in welchen die extremen Parteien das in Frankreich gegebene Beispiel ungesetzlicher Gewalt begierig ergriffen und es zu ihrem Vortheil anzuwenden suchten, — wobei sich nur hie und da durch die verborgen eingreifende Hand Gottes ein allgemein Gutes herausbildete.

Den ersten Rückschlag bekam das Königreich der Niederlande zu fühlen, dieses aus der politischen Eifersucht der Mächte hervorgegangene Zwittergeschöpf des Wiener Congresses, in welchem Belgien und Holland ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Stammesnatur und historischen Vergangenheit, der Religion und Sprache, der Interessen und Neigungen in Ein Reich zusammengeschmiedet worden waren, um für England und Deutschland als eine Vormauer gegen Frankreich zu dienen.

Schon länger her klagten die Belgier über Steuerdruck, den ihre Beiziehung zur Tilgung der holländischen Staatsschuld verursachte, über Zurückstellung bei Ertheilung von Civil- und Militärämtern, über Hintansetzung ihrer Nationalität und Sprache, über Beschränkung in kirchlicher Beziehung, besonders wegen Beaufsichtigung der katholischen Schulen durch protestantische Organe. Diese Klagen giengen durch eine aufreizende Presse und durch Wühlereien französischer Emissäre in ge-

hässige, maßlose Angriffe auf die holländische Regierung über, die sich ihrerseits durch Verfolgung der Zeitungsredactoren (mit Geldbußen, Gefängniß und Verbannung) zu helfen suchte, aber dadurch nur die Zahl ihrer Feinde vermehrte, die sich in zwei Factionen, einer französisch-liberalen und einer katholisch-ultramontanen darstellten und ungeachtet ihrer grundsätzlichen Geschiedenheit doch in der Opposition gegen die Regierung einig waren und die Unzufriedenheit des Volks bis zum Haß steigerten.

Da fiel plötzlich die Nachricht von der Julirevolution in Frankreich wie ein Funke in den bereit liegenden Zunder, und am Morgen des 22. August las man zu Brüssel in einem Anschlagzettel mit Anspielung auf die eben im Gang begriffenen Zurüstungen zur Geburtsfeier des Königs Wilhelm I folgendes Programm: „Montag den 23. Feuerwerk, Dienstag den 24. Illumination, Mittwoch den 25. Revolution." Und siehe Mittwoch Abends, nach der Aufführung der Oper: „die Stumme von Portici" entstand auf dem Theaterplatze ein Volksauflauf: man stürmte die Druckerei einer regierungsfreundlichen Zeitung, riß von allen öffentlichen Gebäuden das oranische Wappen herunter und verwüstete den Palast des Justizministers van Maanen, die Wohnung des Polizeidirectors und einige Fabriken, während sofort auch in andern Städten, wie Gent, Lüttich, Antwerpen ähnliche Auftritte Statt fanden.

Da die Regierungstruppen zu schwach waren, um Widerstand zu leisten und sich bald in die Casernen zurückzogen, so bildete sich eine Bürgergarde, die den weiteren Excessen des Pöbels Einhalt that und ein Bürgerausschuß, der die Regierung vertrat und am 30. Aug. Abgeordnete nach dem Haag sandte, um dem Könige die Beschwerden und Wünsche der Belgier vorzulegen.

Vergebens reiste nun aus Auftrag des Königs Prinz Wilhelm von Oranien (mit seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich in Niederland) ohne militärische Begleitung nach Brüssel, um durch das Zugeständniß getrennter Verwaltung die Union Belgiens mit Holland unter der oranischen Dynastie aufrecht zu erhalten; vergebens suchten die auf den 18. Sept. einberufenen Kammern durch gemäßigte Zugeständnisse eine Verständigung herbeizuführen: die Leidenschaft der aufgeregten Volksmenge, welche die belgischen Städte beherrschte, war zu heftig und das Verlangen der Trennung bei dem Klerus und den Bürgern zu allgemein, um noch der Stimme der Vernunft und des Patriotismus Gehör zu geben. Die Führer der anti-oranischen Partei entwaffneten mit Hülfe des Volkes die Bürgergarde, bildeten nach Auflösung des Bürgerausschusses einen aus Radicalen und Ultramontanen bestehenden belgischen Centralausschuß und übergaben die Leitung desselben dem Republicaner de Potter.

Der König mußte sich entschließen, mit Hülfe der Kammern Gewalt anzuwenden. Am 21. Sept. rückte daher Prinz Friedrich mit 9000 M. und 28 Kanonen vor Brüssel und besetzte nach kurzem Gefecht die Thore von Löwen und Schaarbeck. Sogleich machten alle angesehenen Bürger mit dem Volke gemeinsame Sache, und der bisherige Aufstand gieng in volle Revolution über. Jedes Haus wurde zu einer Festung und erschwerte den einrückenden holländischen Truppen das Vordringen. Von einem Spanier, Don Juan van Halen, einem Abenteurer, geführt, leisteten die belgischen Aufständischen in einem dreitägigen Kampfe (vom 23. bis 26. Sept.) den Holländern einen so energischen Widerstand, daß der Prinz, welcher Anstand nahm, die Stadt durch eine Kanonade zu verwüsten, am 27. sich mit seinen Truppen nach Antwerpen zurückzog, worauf von den festen Plätzen Belgiens einer nach dem andern in die Hände der Insurgenten fiel. Nur die Citadelle von Antwerpen hielt sich durch die Tapferkeit und Willensfestigkeit des Generals Chassé, der die sich feindlich gegen ihn wendende Stadt durch eine siebenstündige Beschießung bestrafte und dadurch die Behauptung der Citadelle und des Arsenals sicherte.

Wohl erklärten sich jetzt die holländischen Generalstaaten am 18. October bereit, in eine getrennte Verwaltung Belgiens unter oranischer Hoheit einzuwilligen; allein zu spät: der belgische Nationalcongreß bestand auf voller Unabhängigkeit Belgiens und auf dem Ausschluß der oranischen Dynastie vom Throne. De Potter und sein Anhang verlangten zwar eine republikanische Verfassung, aber die Mehrheit der Belgier wünschte bei der constitutionellen Regierungsweise zu bleiben.

Unterdeß aber hatten die europäischen Großmächte eine Conferenz in London eröffnet, welche unter den Streitenden einen Waffenstillstand vermittelte und auf des klugen Talleyrand's Rath den Grundsatz der Nichtintervention aufstellte, wodurch nach der damaligen Lage der Sache die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Belgiens ausgesprochen war, das auf ewige Zeit ein eigener, aber neutraler Staat sein sollte.

Es galt nun, für den neuen Staat einen König zu wählen. Jede Partei stellte ihren Candidaten auf: die französische den Herzog von Nemours (zweiten Sohn Louis Philipps, Königs der Franzosen), die republikanische Partei den jungen Herzog von Leuchtenberg, und die Partei der Gemäßigten den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg (Gemahl der verstorbenen britischen Thronerbin), der einige Zeit zuvor den griechischen Thron ausgeschlagen hatte. Der letztere Fürst, von England und Frankreich unterstützt, wurde gewählt und hielt am 21. Juli 1831 unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Brüssel.

Nachdem er die von dem belgischen Congreß neu entworfene, sehr freie Repräsentativverfassung, in welcher die Kirche vom

Staate getrennt erscheint, beschworen hatte, löste sich der Congreß auf, und das neue Königreich Belgien trat in die Reihe der europäischen Staaten.

Doch der greise König Wilhelm I hatte bereits Protest gegen den Ausspruch der Londoner Conferenz eingelegt, vorzüglich aus dem Grunde, weil man dem belgischen Staate einen zu geringen Theil der Staatsschuld zugewiesen habe; und ohne den Waffenstillstand zu kündigen, ließ er ein Heer unter dem Prinzen von Oranien in Belgien einfallen. Dieser schlug die unvorbereiteten Belgier in mehreren Schlachten (bei Hasselt, Tirlemont und Löwen) und hätte der neuen Londoner Conferenzschöpfung leicht ein Ende gemacht, wenn der Grundsatz der Nichteinmischung auch gegen ihn beobachtet worden und nicht auf Leopold's Hülferuf und mit Englands Zustimmung ein starkes französisches Heer unter dem Marschall Gérard in Belgien eingerückt wäre, in Folge dessen nach einigen Unterhandlungen die Holländer auf Befehl des Königs wieder über die Gränze zurückgiengen.

Dabei erwarb sich der holländische Schiffslieutenant van Spyk durch Selbstaufopferung einen Ruhm, indem er sich mit seinem Kanonenboote, um es nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, in die Luft sprengte. — In Folge des Ernstes, den Holland bewiesen hatte, mußte sich nun auf die Entscheidung der Londoner Conferenz Belgien gefallen lassen, gegen Beibehaltung des wallonischen Theiles von Luxemburg — den deutschen Theil dieses Gebietes sammt der Festung Luxemburg, sowie einen Theil von Limburg nebst Mastricht an Holland zu überlassen, welche beiden letztern Lande sodann zum deutschen Bunde gehören sollten und zur Verzinsung der gemeinschaftlichen Schuld jährlich 8,400,000 Frcs. zu übernehmen, während 5,050,000 auf Holland fielen.

Da aber der König von Holland fortwährend den 24 Artikeln der Londoner Conferenz seine Anerkennung versagte, so schloß der König der Belgier mit England und mit Louis Philipp, dem neuen französischen König (mit dessen Tochter Louise sich Leopold unterdessen vermählt hatte) ein Bündniß, vermöge dessen ein neues französisches Heer abermals unter Gérard einrückte und die Citadelle Antwerpens belagerte. Zwar wurde diese, ungeachtet der tapfersten Vertheidigung Chassé's, erobert; dennoch aber gab König Wilhelm nicht nach, so daß eine französisch-englische Flotte die holländischen Küsten blokirte und die Conferenz noch drei Jahre lang sich Mühe gab, einen Vergleich zu Stande zu bringen.

Endlich, als selbst die Generalstaaten, bewogen durch den großen Schaden, den die Blokade dem holländischen Handel zufügte, in den König drangen, gab dieser nach und nahm am 4. März 1838 die Conferenzartikel an. Nicht lange darauf, am 7. October 1840, legte er die Krone zu Gunsten des Prinzen von Oranien nieder, der nun als König Wilhelm II den holländischen Thron bestieg.

Wilhelm II war mit der russischen Großfürstin Anna Paulowna vermählt. Der aus dieser Ehe entsprossene Wilhelm III folgte im Jahre 1849 seinem Vater auf dem Throne. —

In dem Königreich Belgien erhielt nicht nur die französische Nationalität und Sprache, sondern auch der Katholicismus völlig die Oberhand. Zwar suchten die Flanderer (Fläminger) ihre durch patriotische Schriftsteller (wie Willems, van Duyse, van Ryswyk, Conscience ꝛc.) neu belebte flämische Muttersprache, eine Mundart der Deutschen, geltend zu machen, auch schien sie bereits einen ziemlich festen Boden gewonnen zu haben; doch ist in neuerer Zeit wieder einiger Nachlaß in dieser Anstrebung zu bemerken.

König Leopold hielt mit staatsmännischer Weisheit und Mäßigung die Verfassung aufrecht und hat sich dadurch, obgleich Protestant, doch in diesem katholischen, stets von extremen Parteien beunruhigten Lande allgemeine Achtung und Vertrauen erworben. Unter ihm entfaltete Belgien mit seinen vielen Kanälen und Eisenbahnen in commercieller und industrieller Hinsicht eine hohe Blüthe des Wohlstandes, während Holland, zwar immer noch wohlhabend durch seinen Colonialhandel, aber doch durch die Parteilichkeit der Westmächte einen Schaden erlitt, welcher ihm vielleicht erspart worden wäre, wenn es sich nicht durch die egoistische Chicane bei Auslegung der Worte „jusqu'à la mer" die Sympathieen Deutschlands entfremdet hätte.

2. Der (letzte) Aufstand der Polen. Der höhere und niedere Adel. Aufstand in Warschau. Flucht Constantin's. Streit der Parteien. Die provisorische Regierung. Czartorisky. Clopicky Dictator. Kaiser Nicolaus' Aufruf. Übergewicht der Demokraten auf dem Reichstag. Allgemeine Volksbewaffnung. Ausschließung des Hauses Romanow. Die Fünfmännerregierung.

Einen starken Nachhall hatte die französische Julirevolution auch in Polen gefunden, das unter russischem Scepter bei getrennter Verwaltung mit einem eignen Reichstag und Senat, so wie mit einer eigenen Nationalbewaffnung sich einer Entwicklung und eines Wohlstandes erfreute, wie es solchen in dem anarchischen Chaos seiner frühern Selbstregierung nie genossen hatte.

So wohlwollend die Absicht des Kaisers Alexander I im Jahre 1815 gewesen war, mit dem Königreich Polen — womit er sogar seine ehemaligen Provinzen Litthauen, Volhynien und Podolien wieder zu vereinigen damals beabsichtigt hatte — auch die repräsentative Verfassung wieder herzustellen, so ist doch später von beiden Seiten anerkannt worden, daß ein Widerspruch darin lag, dem eroberten Lande freiere und günstigere Einrichtungen zu gewähren, als sie das russische Reich selbst besaß, — ein Umstand, woraus wirklich die Revolution hervorgieng. Denn in mancher anderen Hinsicht war Polen von der Regierung sogar begünstigt worden, während die Eröffnung eines unermeßlichen Marktes nach Osten seinen Wohlstand rasch vermehrte. Warschau zählte 1815 80,000, im Jahr 1830 140,000 Einwohner, damals einige hundert, 1830 3700 Schüler, deren überhaupt in Polen 1830 auf 130 Seelen 1, während in Rußland selbst auf 280 Seelen nur 1 kam. 1815 zählte Polen etwa 100, im J. 1830 schon 7000 Webstühle, und in gleichem Maße wie Handel und Industrie zunahm, waren auch die Verkehrsmittel, Straßen ꝛc. vermehrt worden. Allein alles dieß vermochte den polnischen Patrioten nicht zu genügen, weil sie nach einer Wiederherstellung strebten, welche der Kaiser nicht gewähren konnte.

Aber nicht sowohl das gemeine Volk, als vielmehr der zahlreiche polnische Adel, seiner frühern Selbständigkeit und Ungebundenheit

eingedenk, fühlte sich unbefriedigt, sah die auf das Wohl des niedern Volkes abzielenden Maßregeln des russischen Guberniums (z. B. die Verminderung der Leibeigenschaft) mißgünstig an, und nahm daher von den willkürlichen Eingriffen des Vicekönigs Constantin in die bestehende Verfassung einen doppelten Anlaß zum steigenden Haß gegen die russische Herrschaft. Doch zeigte sich in dieser Beziehung unter dem polnischen Adel eine verschiedene Richtung. Die höhere Aristokratie, deren Häupter meist im Senate saßen und die den Fürsten Czartorisky zum Führer hatte, scheute einen gewaltsamen Bruch mit Rußland und wollte lieber auf dem Verfassungswege durch Förderung des „moralischen und materiellen Fortschritts" eine Wiedergeburt Polens und durch dieselbe im Laufe der Zeit eine sich gleichsam von selbst ergebende Wiederherstellung der nationalen Selbständigkeit bewirken, welche auch Rußland hätte zu gut kommen können.

Der niedere Adel dagegen, unter französischem Einflusse demokratischen Grundsätzen ergeben und von einem vaterlandsbegeisterten Wilnaer Universitätslehrer, Namens Lelewel, geleitet, dabei auf geheime, politische Gesellschaften sich stützend, sah in einer nationalen Erhebung gegen Rußland das natürliche Recht und die natürliche Pflicht eines jeden Polen. Schon im Jahre 1828 hatten diese Demokraten an eine Schilderhebung —, ja einige Fanatiker bei einem Besuche des Kaisers Nicolaus in Warschau (1829) sogar an die Ermordung desselben gedacht. Doch da die Aristokraten die Hand nicht boten, so fühlten sie sich noch zu schwach.

Als aber die Nachricht von der so schnell und glücklich durchgeführten Revolution in Paris und Brüssel in Warschau anlangte, lebte die so oft getäuschte Hoffnung der Polen auf Frankreichs Beistand wieder auf. Alsbald verbreitete sich die Sage, der Czar wolle gegen die neu errungene Freiheit des Westens ausziehen und in diesem Unterdrückungskampfe die Polen zur Vorhut verwenden. Da geriethen alle politischen Clubs in Bewegung und der Gedanke an eine Erhebung zur Wiedererlangung der polnischen Freiheit durchzuckte den größten Theil des Adels, der Offiziere und der studirenden Jugend in Polen. Rasch reifte der Verschwörungsplan. Am 29. Nov. 1831 brach ein von den Demokraten verabredeter Aufstand in Warschau aus und mit Mühe entgieng der Vicekönig Constantin der Ermordung.

Zwar war eine dunkle Erwartung von einem bevorstehenden Schlag verbreitet und Constantin war mehrmals gewarnt worden. Einige Verhaftungen führten jedoch zu keiner Entdeckung. Während am 29. Abends Alles den Zerstreuungen sich hingegeben hatte und die meisten russischen Offiziere sich im Theater oder in Gesellschaften befanden und daher die russischen Soldaten in den Casernen sich selbst überlassen waren, war auch der Vicekönig auf seinem Lustschlosse Belvedere, wo ein polnisches Regiment die Wache hatte, von Gesellschaft umgeben und ahnte keine Gefahr. Die Verschwornen hatten die Rollen vertheilt: ein Theil hatte die Ermordung des Vicekönigs, ein Theil die Erstürmung des Zeughauses, ein Theil den Überfall der Casernen

übernommen. Die Anzündung eines Brauhauses war das Zeichen zum Aufstand. — Plötzlich drang eine Anzahl Studierender mit andern Verschwornen unter dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!“ in den Schloßhof. Die Wachen wurden niedergemacht und einige Verschworne drangen in's Schloß, tödteten im Vorzimmer einen hohen Beamten und wollten schon in das Gemach Constantin's dringen, als dieser durch die Geistesgegenwart seines Kammerdieners gerettet wurde, der schnell die Thüre zuriegelte und seinen Herrn in einer Dachkammer versteckte. Da die Verschwornen wieder umkehrten und einen General tödteten, den sie in der Dunkelheit für den Vicekönig hielten, so bekam Constantin Zeit, in der Nacht auf geheimem Wege den Palast und die Stadt zu verlassen.

Unterdeß war das Zeughaus erstürmt und ein Waffenvorrath von 40000 Gewehren unter das Volk vertheilt worden, und nun begann der Kampf gegen das meist führerlose russische Militär. Die Nacht aber unterbrach ihn bald und am folgenden Morgen zogen sich die russischen Truppen (darunter auch das treu gebliebene polnische Garderegiment) auf Constantin's Befehl aus der Stadt und setzten mit ihm auf das rechte Weichselufer über, von wo aus sie bald die russische Gränze erreichten, während die polnischen Regimenter mit Constantins Einwilligung unter Scrzinezky nach Warschau zurückkehrte.

Ganz Warschau in allen Ständen und Geschlechtern überließ sich nun einem begeisterten Freudensturm und sah sich ohne Besorgniß schon am Ziele seiner Wünsche und Hoffnungen, zumal in allen Theilen des Landes die lebhafteste Zustimmung sich kund that. Allein als sich der Freudenrausch ein wenig ernüchterte, trat in Betreff der Mittel zur weitern Durchführung des Aufstandes die frühere Meinungsverschiedenheit der Parteien wieder hervor. Während die Demokraten rasch die Massen aufbieten und auch Preußisch- und Österreichisch-Polen, desgleichen das altpolnische Rußland aufwiegeln wollten, scheuten sich die Aristokraten vor diesen extremen Mitteln und wollten sich noch einen Weg zum gütlichen Vergleich mit Rußland offen halten.

Um eine provisorische Regierung zu bilden, wurde die kaiserliche Regierungscommission von 7 Gliedern, darunter Fürst Lubecky, durch Adam Czartorisky, Radziwill, General Pac, Lelewel, Niemcewicz u. A., welche das öffentliche Vertrauen genoßen und noch im Namen des Kaisers regierten, ergänzt, und General Joseph Clopicky zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt.

Dieser hatte einst an Koszinsco's Seite für die polnische Freiheit gefochten, dann unter Napoleon gegen Spanien und im russischen Feldzug gedient, war nach Errichtung des Königreichs Polen Divisionsgeneral geworden, hatte aber, von Constantin beleidigt, seinen Abschied genommen.

Da Clopicky aber bereits bejahrt und von Jugend auf an militärische Ordnung und Disciplin gewohnt war, so erkannte er in dem wirr durcheinander tönenden Meinungschaos, wie es sich mit allen Übertreibungen aufgeregter Gemüther in den Zeitungen und Clubs kund gab, ein großes Hemmniß. Er ließ sich daher am 5. Dec. (1830) von der provisorischen Regierung bis zum Eintritt gesetzlicher Ordnung zum

Dictator ernennen und machte die provisorische Regierung zu seinem Ministerium, aus dem jedoch Lelewel entlassen wurde.

In Warschau befand sich ein dem russischen Hof ergebenes Mitglied des ehemaligen Verwaltungsraths, Fürst Lubecky, der gleich anfangs die Fäden des Aufstandes den Demokraten zu entwinden und sie in die Hände der Aristokratie zu legen gewußt hatte und, so wie zuerst die provisorische Regierung, nun auch den Dictator mit der Hoffnung zu erfüllen suchte, der Kaiser werde, wenn der hohe Adel die russische Oberhoheit zu erkennen fortfahre, leichter zufriedengestellt und so der Krieg vermieden werden können. Um daher eine Verständigung anzubahnen, entschloß sich Clopicky den Fürsten Lubecky und den Grafen Jeziersky nach Petersburg mit der Bitte zu senden, der Czar möge ihre Constitution von 1815 zur Wahrheit machen und sie auch auf die altpolnischen Provinzen Rußlands ausdehnen, wie es Alexander zugesagt hätte. — Bereits aber hatte Kaiser Nicolaus einen Aufruf an die Polen erlassen, worin er ihnen, mit Ausnahme der Anstifter des Aufstandes, Amnestie verhieß, wenn sie den Verwaltungsrath wieder herstellen, die Waffen wieder in's Zeughaus abliefern, die gefangenen Russen herausgeben und die polnische Armee nach Plock entsenden würden, um dort die Befehle des Kaisers zu erwarten. — Als nun jene Deputation nach Petersburg kam, wies er sie mit ihren Forderungen ab und auf seinen Aufruf hin, und drohte im Weigerungsfalle mit dem Untergang Polens: denn der Kaiser wollte nicht einem Zwang nachzugeben scheinen. Fürst Lubecky, der diese Abgeordnetenrolle nur übernommen hatte, um mit Sicherheit aus Polen zu entkommen, blieb in Petersburg, und Jeziersky kehrte allein mit gedämpfter Hoffnung nach Warschau zurück.

Um den Kaiser versöhnlich zu stimmen, hatte Clopicky als Dictator gleich die politischen Clubs aufgehoben, die Presse unter Aufsicht gestellt und noch Manches gethan, das beweisen sollte, man wolle nichts, als die Beeinträchtigung der Constitution von 1815 abwenden. Als aber auf dem am 18. Dec. eröffneten Reichstage die Demokraten die Erklärung durchsetzten, daß das Volk den Aufstand billige, und dadurch jede Aussöhnung mit dem Czar unmöglich wurde, so legte Clopicky im Unwillen darüber seine Dictatur nieder. Er ließ sich aber wieder zur Annahme derselben bewegen, mußte es jedoch dulden, daß ihm der Reichsrath einen Aufsichtsausschuß zur Seite setzte, und ein Manifest erließ, worin man die Volkserhebung zu rechtfertigen suchte. Clopicky ernannte nun einen Nationalrath, worin Czartorisky die Präsidentschaft übernahm, und schuf ein neues Ministerium, in das er aber Lelewel berufen mußte, mit dem er bald wieder in Conflict gerieth.

Des Kaisers Antwort auf die polnische Deputation und die Nachricht von der Zusammenziehung der russischen Heeresmacht beschleunigte die bereits begonnene Aufstellung einer polnischen Streitmacht in und um Warschau, zu welcher Freiwillige aus allen Theilen des Landes mit Begeisterung herbeiströmten. Um diese Macht zu vermehren und den Russen gewachsen zu sein, verlangte die Bewegungspartei, daß man in Litthauen einfallen solle, dessen Anschluß dann auch Samogitien, Podolien und Volhynien nach sich ziehen würde. Allein Clopicky, immer noch in dem Wahn, daß sich gegenüber Rußland noch eine friedliche Vermittlung finden lassen werde, verweigerte seine Zustimmung. Deßhalb

enthob ihn der Aufsichtsausschuß der Dictatur, wollte ihn aber verpflichten, den Oberbefehl über das Heer beizubehalten. Er trat aber ganz ab, jedoch mit dem Versprechen, dem neuen Oberbefehlshaber seinen Rath und dem Kampf für's Vaterland seinen Arm nicht entziehen zu wollen.

Hierauf erklärte der Reichstag (am 25. Jan. 1832) auf Antrag des Grafen Soltyck das Haus Romanow des polnischen Thrones verlustig, setzte eine Fünfmänner-Regierung ein, in welcher Czartorisky den Vorsitz hatte und Lelewel die Demokraten vertrat, und übertrug dem Fürsten Radziwill den Heerbefehl. Mit Anstrengung und Aufopferung wurde theils durch Anwerbung ausgedienter Soldaten, theils durch Einübung von Rekruten die regelmäßige Armee auf 58,500 M. gebracht (46,000 Infanterie, 9400 Cavallerie, 2500 Artillerie mit 126 Kanonen) wovon aber etwa 14,000 als Besatzung der Festungen und als detachirte Corps verwendet werden mußten. Dazu kam zwar noch eine größere Zahl von Nationalmiliz, die aber undisciplinirt und meistens nur mit Sensen bewaffnet war. Allein den Führern fehlte es an Entschlossenheit, und Uneinigkeit lähmte ihre Thatkraft.

3. Fortsetzung: Einrücken der Russen unter Diebitsch. Beginn des Kampfes. Die Schlacht bei Grochow. Skrzinecky Oberfeldherr; seine Unthätigkeit. Vergebliche Erhebungen in den russischen Provinzen. Die Schlacht bei Ostrolenka. Diebitsch' Tod. Paskéwitsch. Verluste der Polen. Auflösung der Regierung. Erstürmung Warschau's. Der polnische Heeresrest in Modlin. Polen russische Provinz.

Unterdessen hatten die Russen Zeit zum Rüsten und Vorgehen gewonnen. Unversehens überschritt auf Befehl des Czars im Anfang Februars der russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkansky mit 110,000 M. und 400 Kanonen den Bug und nahm, in mehreren Colonnen, die Richtung gegen Warschau. Jetzt erst dachten die Polen an die Befestigung Warschaus und der jenseits der Weichsel gelegenen Vorstadt Praga und betrieben eine größere Volksbewaffnung; aber von Österreich und Preußen ebenso, wie von Rußland cernirt, gebrach es an Zufuhr von Waffen und an Ausrüstung. So waren im entscheidenden Moment kaum 45,000 M. zum Schutze der Hauptstadt bereit und die Reserven von etwa 47,000 M. noch in der Formirung begriffen.

Muthig indeß begannen die Polen den Angriff durch das Gefecht von Stoczek (14. Febr.), dem nun eine Reihe von Gefechten folgte, in denen sie unter Skrzinecky bei Dobre, unter Clopicky bei Wawer, unter Jankowsky und Malachowsky bei Bialolenka, unter Clopicky bei Grochow, wenn auch nicht immer glücklich, doch stets mit ausgezeichneter Tapferkeit kämpften.

In der Schlacht bei Grochow, in der Diebitsch selbst mit 70,000 M. dem Radziwill und Clopicky mit 45,000 M. entgegenstand, bewährten besonders die polnischen Lanzen-

reiter ihren alten Ruf. Als die Polen bereits der Übermacht wichen, vernichteten sie noch das beste russische Reiterregiment zum größten Theil, und zogen sich dann bis Praga zurück. An 12,000 Russen und 8000 Polen deckten die Wahlstatt. Unter den Verwundeten befand sich Clopicky, der sich nun genöthigt sah, vom Kriegsschauplatz ganz zurückzutreten. Selbst mitten in der Schlacht hatte sich der Mangel an Einigkeit unter den Generalen besonders darin gezeigt, daß Krukowiczky einem Befehle Clopicki's nicht gehorchen wollte, weil derselbe keine eigentliche Charge mehr bekleidete!

Da der greise Radziwill nach Clopicki's Abgang seine Oberbefehlshaberstelle niederlegte, wurde sie dem tapfern und redegewandten Skrzinecky übertragen. Weil dieser aber, gleich dem Clopicky und Czartorisky in der ganzen Erhebung kein Heil für Polen sah, so ließ er sich mit Diebitsch in Unterhandlungen ein. Da Diebitsch vor Allem die Zurücknahme der Ausschließung der Romanow, Skrzinecky dagegen Bürgschaften für Polen verlangte, welche Diebitsch ohne Zustimmung des Czar's nicht gewähren konnte, so begann nach einer kurzen Ruhe der Kampf auf's Neue.

Als Diebitsch unvorsichtig seine Macht theilte, um auf das linke Weichselufer überzugehen, vereinigte Skrzinecky seine gleichfalls schon getheilten Truppen auf Pronzinsky's klugen Rath und gewann mehrere Gefechte bei Dembe, Iganie, in denen er zusammen an 12,000 Gefangene machte. Allein gleich darauf fiel er in eine lange nachtheilige Unthätigkeit, während welcher Diebitsch Gelegenheit bekam, sich wieder zu concentriren und den Polen eine Reihe von Nachtheilen beizubringen.

Inzwischen hatte Dwernizky auf Befehl der polnischen Regierung Volhynien zu insurgiren versucht; sein kleines Corps aber mußte bald der dreifach stärkern Macht der Russen unter Rüdiger weichen und sich mit 6000 M. auf österreichisches Gebiet (Galicien) retten, wo er mit seinen Truppen entwaffnet und gefangen wurde. Zwar erhob sich in Volhynien, in Podolien, in der Ukraine, und selber in Samogitien ein Theil des polnischen Adels, unterlag aber aus Mangel an regulärem Militär den Russen oder rettete sich nach Polen.

Nachdem sich Skrzinecki's Streitmacht durch neue Aufgebote bis auf 55,000 M. vermehrt hatte, machte er sich endlich auf und rückte gegen Diebitsch an, dessen Hauptmacht zwischen dem Narew und Bug stand, griff aber die unter dem Großfürsten Michael stehenden russischen Garden nicht rechtzeitig an. Dadurch bekam Diebitsch Zeit, zur Unterstützung derselben herbeizueilen und den Polen am 26. Mai in der blutigen Schlacht bei Ostrolenka, ungeachtet der Tapferkeit Skrzinecky's, einen solchen Schlag beizubringen, daß sie sich, wiewohl in geschickter Weise, auf Warschau zurückzogen, wo Alles in die größte Bestürzung gerieth und man sich lange keines Raths wußte.

Selbst als am 10. Juni Diebitsch bei Pultusk — und einige Wochen darauf der Großfürst Constantin bei Witepsk durch die von Osten her in Europa einbrechende Cholera hingerafft wurden, benützte man diesen Schrecken der Russen nicht, sondern Skrzinecky

blieb auch nach erfolgter Ergänzung seines Heeres lange Zeit unthätig, weil ihm von Paris aus die täuschende Hoffnung gemacht worden war, die Großmächte würden sich Polens annehmen.

Inzwischen gab der Czar dem Feldmarschall Paskéwitsch-Eriwansky den erledigten Commandostab über das russische Heer in Polen, und dieser faßte nun den Plan, die untere Weichsel zu überschreiten und Warschau auf derjenigen Seite anzugreifen, die am schwächsten befestigt war. Der Schrecken und die Verwirrung war in Warschau um so größer, als mittlerweile auch die Unternehmung auf Litthauen gescheitert war, auf die man große Hoffnung gesetzt hatte.

Die Unternehmung auf Litthauen, wohin General Gielgud mit 12,000 M. im Anfang Juni abgeschickt worden war, gab einen neuen Beweis von der Unfähigkeit und Uneinigkeit der meisten polnischen Führer. Anstatt in Eilmärschen nach Wilna zu ziehen, wo damals nur 3000 Russen standen, um durch Wegnahme dieser Stadt die Litthauer zur Erhebung zu ermuthigen, hielt sich Gielgud auf seinen Gütern auf, die er als geborner Litthauer in diesem Lande hatte, und als er endlich vor Wilna ankam, fand er die Russen so verstärkt, daß er zurückgeschlagen und genöthigt wurde, sich mit einem Theile seines Heeres bei Memel auf die preußische Gränze zu retten. Eben als sie dort die Waffen strecken mußten, sprang ein polnischer Offizier aus dem Glied hervor und schoß den General Gielgud mit den Worten: „Stirb, Verräther!" nieder. — Dagegen gelang es dem tapfern General Dembinsky, der sich kurz zuvor mit 4000 M. von Gielgud getrennt hatte, sich durch die Russen durchzuschlagen und glücklich Warschau zu erreichen.

Zwar sandte Skrzinecky endlich einige Corps ab, um in Südpolen die Generale Rüdiger und Golowin anzugreifen. Da aber auch diese Corps geschlagen wurden, so nahm der Reichstag am 10. Aug. dem Skrzinecky den Oberbefehl ab, den dann einstweilen Dembinsky und Pronzinsky übernahmen. Zugleich fiel der Pöbel, von Demagogen, die auch den Skrzinecky einen Verräther schalten, aufgestachelt, über die Gefängnisse her, worin noch Andere der Verrätherei Beschuldigte saßen, und mordeten Schuldige, wie Unschuldige.

Weil es nun bei der offenbaren Erlöschung der Begeisterung und Erlahmung aller Thatkraft vollends an einer verständigen Leitung und Zügelung fehlte, und die Anarchie überhand nahm, so entfloh Czartorisky verkleidet aus der Stadt in's polnische Lager; die provisorische Regierung löste sich auf; der vom Pöbel eingeschüchterte Reichstag machte den characterlosen General Krukowiecky zum Präsidenten, und dieser ernannte den 70jährigen Malachowsky zum Generalissimus. In dem Gefühl, daß nicht mehr zu helfen wäre, vermehrte Krukowiecky verrätherischer Weise die Verwirrung, um das verlorne Staatsschiff auf den Strand laufen zu lassen und sich dadurch — den Dank des Kaisers zu verdienen!

Als Paskéwitsch der Hauptstadt näher rückte, entsandte Krukowiecky einen bedeutenden Theil der Streitkräfte, darunter den General Romarino mit 20,000 M., unter verschiedenen Vorwänden weit von Warschau hinweg, so daß nur 34,000 M. zur Vertheidigung der Stadt

zurückblieben, und als Paskéwitsch am 6. und 7. Sept. Warschau bestürmte, war unter den Vertheidigern kein Zusammengreifen, da Malachowsky keinen Gehorsam fand. Das polnische Heer zwar kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, so daß 11,000 Russen auf dem Platze blieben; allein da Paskéwitsch immer neue Streiter nachrücken ließ, so war der Fall Warschaus nicht mehr aufzuhalten.

Am 7. Abends schickte Krukowiecky, vom Reichstag ermächtigt, einen Unterhändler an Paskéwitsch mit dem Erbieten der Unterwerfung und gab zugleich den Befehl, das polnische Heer nach Praga überzuführen. Einige Stunden darauf nahm der Reichstag die ertheilte Vollmacht zurück, setzte den Krukowiecky ab, überlieferte ihn den Russen und schloß einen 48stündigen Waffenstillstand. Während desselben verließ der Reichstag mit der polnischen Armee, die noch 22,000 M. zählte, Warschau und Praga und wendete sich nach Modlin. Am 8. zogen sodann die Russen in Warschau ein.

Noch aber dachte die polnische Armee an die Fortsetzung des Kriegs. In Modlin wollte Malachowsky, von einigen kühnen Generalen bestimmt, das Corps des Generals Romarino an sich ziehen; allein Romarino gehorchte nicht, sondern zog immer weiter nach dem Süden, wo ihm nach einigen Gefechten die Hälfte seines Corps auseinander lief und er mit der andern Hälfte am 16. Sept. über die Gränze gieng und sich in Galicien entwaffnen ließ. Kurz darauf, d. 23. Sept., gieng auch General Rozyki, der sich eine Zeit lang gegen Rüdiger tapfer gehalten hatte, über die krakovische Gränze, um dort die Waffen zu strecken.

Von Modlin aus unterhandelte Rybinsky, der sich nach Verdrängung Malachowsky's den Oberbefehl hatte geben lassen, mit Paskéwitsch über Amnestie und Gewährleistung der Constitution. Da aber Paskéwitsch auf unbedingter Unterwerfung bestand, so blieb, obgleich die Offiziere und Soldaten sich zu einer letzten verzweifelten Gegenwehr erboten, bei der gewissen Aussicht auf einen vergeblichen Kampf nichts übrig, als über Plock nach der preußischen Gränze zu ziehen, wo sie nach einem feierlichen Protest gegen Polens Behandlung ihre Waffen an die Preußen ablieferten.

Mit der Übergabe der Festungen Modlin und Zamock an die Russen nahm die polnische Revolution ein Ende.

Dieselben Ursachen, welche früherhin dem polnischen Staat den Untergang gebracht, — nämlich Selbstsucht und Neid, Hader und Zwietracht unter dem polnischen Adel, der sich allein als die Nation betrachtete und keinen freien Bürger- und Bauernstand aufkommen lassen wollte, vereitelten auch diese, wie jede vorangegangene Bestrebung für Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit, und machte die Edelsten der Nation zu Märtyrern einer verlornen Sache.

Das Strafgericht, das nun folgte, war furchtbar. Alle, welche überführt wurden, als Reichstagsmitglieder für die Verwerfung der Dynastie Romanow gestimmt zu haben, ferner verschiedene Generale (darunter Krukowiecky und viele andere Schuldige wurden nach Sibirien geschickt, die Güter der Entflohenen und Geächteten eingezogen, das Nationalheer aufgelöst und unter die russischen Truppen vertheilt,

dem ganzen Volke die Waffen abgenommen, die Universitäten Warschau und Wilna geschlossen, die Constitution von 1815 für aufgehoben erklärt, das Land zu einer russischen Provinz mit getrennter Verwaltung gemacht und durch ein organisches Statut in den einzelnen Palatinaten berathende Versammlungen eingeführt. An die Spitze der Civil- und Militärverwaltung wurde Fürst Paskéwitsch als Statthalter gestellt.

Der Entflohenen und Geächteten rechnet man an 40,000, die sich unter allgemeinster Theilnahme an ihrem Geschick durch Deutschland nach der Schweiz, nach Frankreich und England wendeten, um von nun an im Exil „das Brod der Trübsal zu essen". Ein Theil von ihnen fand daselbst durch nützliche Thätigkeit eine neue Heimath; die meisten aber — ohne Ergebung in ihr zum Theil selbst verschuldetes Geschick, ohne Kenntnisse, ohne Bildung, und doch voll Selbstüberschätzung und Anmaßung, voll Unzufriedenheit und Unruhe, selbst im Exil unter sich selbst gespalten und uneinig, — vermehrten in der Regel die Zahl der Revolutionäre in dem Lande ihres Aufenthalts, um durch neue Umwälzungen irgendwie und irgendwo die alte, immer wache Sehnsucht nach der Wiedergewinnung und Wiederherstellung ihres verlornen Vaterlandes zu befriedigen.

4. Die Revolutionen in der Schweiz. Sturz der meisten aristokratischen Cantonsverfassungen. Aargau radical, Zürich gemäßigt-demokratisch. Die Revolution in Bern. Trennung von Baselstadt und Baselland. Das Siebnerconcordat. Das Sarner Bündniß. Versuch einer Gegenrevolution. Die Schweiz Herd revolutionärer Umtriebe.

Auch auf die Schweiz hatte die Julirevolution und nachher die polnische Revolution eine empfindliche Rückwirkung.

In den meisten Cantonen der Schweiz machten die durch Abkunft, Vermögen und Stellung hervorragenden Geschlechter im großen und kleinen Rath, sowie auch in der Tagsatzung, noch die Mehrheit aus und wußten durch ihre Bildung und altherkömmliche Erfahrung im Regiment, sowie durch ihre verwandtschaftlichen Verbindungen untereinander sich im Besitz der einflußreichsten Ämter zu erhalten. Daher führten diejenigen, welche sich durch die Oligarchie von der öffentlichen Gewalt mehr oder weniger ausgeschlossen sahen, zum Theil begründete, oft aber auch unbegründete Klagen über Nepotismus; dazu kamen dann noch Klagen über zu hohen Census bei den Wahlen zur Volksvertretung, und von Seiten der minder vertretenen Landbevölkerung Klagen über das Übergewicht der Städter. So wurde allenthalben in den nicht aristokratischen Ständen dieser Cantone eine große Unzufriedenheit empfunden, die zuletzt aus Anlaß der Julirevolution in unruhige Bewegungen ausbrach, welche, genährt von fremden Wühlern, in vielen Can-

tonen die Umwandlung der mehr aristokratischen Verfassungen in demokratische zur Folge hatten.

Die erste Bewegung gieng von dem neuen Aargau aus, wo der Landsturm den oligarchischen Rath zur Aufstellung einer neuen rein demokratischen Verfassung zwang. — Weniger stürmisch, aber nicht minder fest nöthigte Zürich seinen Rath zu einer Umänderung der Verfassung in eine gemäßigte Demokratie. Eben so gieng's in Thurgau, St. Gallen, Solothurn, Schaffhausen, Luzern, Freiburg und im Waadtland. — In dem Vorort Bern, dessen Patriciat in der Erinnerung an seinen frühern Ruhm der Weisheit und Kraft, am entschiedensten widerstand, kam es durch den Einfluß L. Snell's, eines liberalen deutschen Flüchtlings, zu einem Waffenkampf zwischen dem Volk und der Regierung: die letztere unterlag, und eine neue demokratische Verfassung verwischte die letzten aristokratischen Spuren in Bern's Institutionen. — In Wallis, Graubündten, Genf und Neuenburg blieb es im Ganzen noch beim Alten. Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell bedurften keiner Ausgleichung der Stände.

In Basel sollte jedoch der Kampf zwischen dem aristokratischen und demokratischen Elemente den bisherigen Bestand des Cantons tief erschüttern und ihn in zwei neue Cantone, Basel-Stadt und Basel-Land, auseinanderreißen.

Die ländliche Bevölkerung nämlich, welche im großen Rath 60 Mitglieder hatte, während die städtische 90 zählte, forderte volle politische Gleichheit für alle Cantonsbürger. Die Anhänger des alten Regiments schlugen anfangs dieß radicale Begehren ab; erst als die Bewegung wuchs, wollten sie Gleichheit der Mitgliederzahl im großen Rathe zugestehen. Das genügte nun der Bewegungspartei nicht mehr; sie trat in Liestal zusammen und verlangte von Basel ein allgemeines Wahlrecht und Vertretung nach der Kopfzahl; und als der große Rath nicht darauf eingieng, bildete sich in Liestal eine provisorische Regierung, die das Landvolk zu den Waffen rief. Es kam zum Kampf mit den Regierungstruppen; letztere siegten und die Aufständischen wurden bestraft. — In einer bald darauffolgenden zweiten Erhebung aber siegte das Landvolk, so daß die Tagsatzung, worin nun die Bewegungspartei überwog, die streitenden Theile zu einem Vergleich aufforderte. Ehe aber die Stadt Basel sich eine für ihre Verhältnisse gefährliche Vertretung nach der Kopfzahl gefallen ließ, erbot sie sich, durch parteiische Intervention der Tagsatzung zum Äußersten gebracht, lieber zu einer Trennung vom Land, und so zerfiel der Canton in zwei neue Cantone, in Basel-Stadt und Basel-Land, welches letztere sich eine neue demokratische Verfassung und Liestal zum Regierungssitz gab.

Da indessen in allen Cantonen, welche eine gewaltsame Veränderung erfahren hatten, die Partei des Alten auf frühere oder spätere Wiederherstellung hoffte, so schloßen die neudemokratischen Cantone Bern, Aargau, Thurgau, Solothurn, Zürich und Luzern das sog. Siebnerconcordat zum Zweck der Behauptung der gewonnenen Volkssouverainetät und brachten es auf der Tagsatzung dahin, daß ein Ausschuß zur Revision der Bundesacte niedergesetzt wurde. — Weil nun die Tagsatzung des Jahres 1832 zwar die Trennung von Baselstadt und Baselland genehmigte, aber beide zusammen doch nur als Einen Canton angesehen wissen und ihnen auf der Tagsatzung nur Eine gemeinsame Stimme einräumen

wollte, so legten Baselstadt, Uri, Unterwalden, Schwytz, Wallis und Neuenburg Protest gegen diese Entscheidung ein und beschloßen im Sarner Bündniß, keine Tagsatzung mehr zu beschicken, auf der Baselland erscheinen würde.

Der obgenannte Ausschuß der Tagsatzung hatte unterdeß einen Entwurf zu einer Verfassung für die gesammte Eidgenossenschaft ausgearbeitet; allein die darin ausgesprochene Aufhebung aller cantonalen Unabhängigkeit widerstrebte dem Gefühl für die historische Entwicklung der Eidgenossenschaft noch zu sehr, als daß er allseitig hätte gefallen können, und so blieb die Idee noch unausgeführt! Die Verwerfung dieses Projects aber gab den Anhängern des Sarner Bündnisses den Muth, eine Gegenrevolution zu versuchen. Alt-Schwytz (wo Abyberg den Schild erhob) suchte sein abgefallenes Außer-Schwytz, Baselstadt das untreue Baselland sich mit den Waffen wieder zu unterwerfen. Sogleich aber brachte die Tagsatzung, worin das Siebnerconcordat die Übermacht hatte, 20,000 M. in die Waffen und zwang Baselstadt und Altschwytz zur Unterwerfung unter den Willen der Tagsatzung, den Sarnerbund aber zur Auflösung. Am 17. Aug. 1833 wurden übrigens Baselstadt und Baselland als besondere unabhängige Cantone anerkannt und zwischen beiden die Theilung des Staatsvermögens, des Kriegsmaterials und — was für Baselstadt aus ehrenwerthen Gründen das schmerzhafteste war — auch des Universitätsguts vorgenommen.

Die in den verschiedenen Cantonen sich bekämpfenden Parteien konnten jedoch um so weniger zur Ruhe kommen, als vom Beginn der Unruhen an die gastliche Aufnahme und dann fortwährende Anhäufung so vieler politischer Flüchtlinge aus andern Ländern die Schweiz mehr und mehr zu einem Herd revolutionärer Elemente und demagogischer Umtriebe machte, welche den Nachbarstaaten nicht geringe Gefahr bereiteten.

5. Italien nach der französischen Julirevolution. Verunglückte Aufstände in Parma, Modena, Sardinien, im Kirchenstaat. Landung der Franzosen in Ancona. Das „junge Italien“.

In Italien regte die französische Julirevolution die nationale und demokratische Partei zu neuen revolutionären Bewegungen auf, und zwar zunächst in Parma und Modena, wo die Landesherren von den Aufständischen vertrieben, aber bald durch die österreichischen Waffen wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden. — Auch in Sardinien bereiteten die Carbonari wieder eine Revolution vor, welche von der Schweiz aus durch eine Schaar polnischer und anderer Flüchtlinge unter Anführung des polnischen Generals Romarino unterstützt werden sollte. Als aber dieser geschlagen und gefangen wurde, unterblieb die beabsichtigte Revolution.

Im Kirchenstaat hatte Papst Gregor XVI (seit Febr. 1831) mit rücksichtsloser Willensstrenge der Hierarchie wieder neue Kraft verliehen. Da er zugleich auch in der Verwaltung des Staats schroff und ohne alle Rücksicht, auch nicht auf wirklich billige Forderungen der Zeit, verfuhr, und selbst den Mahnungen Österreichs in Bezug auf zeitgemäße Einrichtungen kein Gehör gab, so war dieser Papst „ein Schrecken für

alle Freigesinnten" und das weltliche Regiment des Kirchenstaats verlor mehr und mehr das öffentliche Vertrauen. Die gesteigerte Unzufriedenheit führte zu einem Aufstand in den Legationen, den abermals Österreich im Jan. 1832 durch eine Absendung seiner Truppen nach Bologna dämpfen mußte.

Mit Eifersucht sah Frankreich das dadurch steigende Übergewicht Österreichs in Italien; um daher dort ebenfalls sich wieder eine Machtstellung zu verschaffen, landete mitten im Frieden, von keiner Partei aufgefordert, gegen alles Völkerrecht unversehens in der Nacht v. 16. Febr. 1832 eine französische Flotte bei Ancona, setzte Truppen an das Land und besetzte zum Erstaunen aller Welt die dortige Citadelle. Zwar belegte Gregor dafür Ancona mit dem Interdict; am Ende aber ließ er sich diesen Handstreich in der Erwägung gefallen, daß die Anwesenheit der Franzosen ihm als Gegengewicht gegen Österreichs vorwaltenden Einfluß dienen könne. — Nur in Neapel unter Ferdinand II war es ruhig geblieben. Doch erhielt in allen italienischen Staaten die Partei des „jungen Italiens", geleitet und unterstützt von revolutionären, aus dem Ausland hereinwirkenden Flüchtlingen, eine fortwährende Aufregung und Gährung der Gemüther.

6. Portugal. Die neue Charte Don Pedro's. Maria da Gloria. Die Migueliſten. Rückkehr Don Miguel's. Thronumwälzung. Miguel's Despotie. Gegenrevolution Don Pedro's I. Don Miguel's Entsagung. Herstellung der constitutionellen Verfassung. Tod Pedro's I.

In Portugal war nach dem Tode Johann's VI die Regentschaft in den Händen seiner ältesten Tochter Isabella, bis Dom Pedro von Brasilien, — der gleich nach seines Vaters Johann's Tode auf die Nachfolge in Portugal hatte verzichten müssen, weil beide Kronen nicht auf Einem Haupte vereinigt werden sollten, — den portugiesischen Thron für seine damals erst siebenjährige Tochter Maria da Gloria in Anspruch nahm. Um die Anerkennung derselben zu Wege zu bringen, gab er eine freisinnige, der Charte Ludwig's XVIII nachgebildete Verfassung (Carta de Lei); und um seiner Tochter den Thron zu sichern, suchte er seinen noch in Wien sich aufhaltenden Bruder Miguel und dessen Anhänger dadurch zu versöhnen, daß er ihm dieselbe verlobte. Nach dieser Charte, welche Don Miguel in Wien unbedingt beschwor, wurde die neue portugiesische Kammer am 30. October 1826 von der constitutionell-gesinnten Regentin Isabella eröffnet.

Kurz darauf brach plötzlich an zwei Enden des Reichs ein absolutistischer Aufstand (in Traz-os-Montes unter dem Marquis von Chabras und in Algarbien unter dem Marquis von Abrantes) zu Gunsten Don Miguel's aus. Doch wurden diese Aufstände durch

den Muth des Kriegsministers Saldanha mit Hülfe der Engländer unterdrückt. Um die Partei Don Miguel's zu befriedigen, übertrug nun der Kaiser Pedro dem Don Miguel die Regentschaft bis zur Volljährigkeit Maria da Gloria's, mit der Bedingung, die Charte zu beobachten. Am 6. Dec. 1827 verließ Don Miguel Wien und begab sich über London, wo er sich vorstellen sollte, nach Lissabon, wo er am 26. Febr. 1828 bei der Verlobung mit seiner Nichte die Verfassung noch einmal beschwor.

Deßungeachtet bereitete er mit seinem Anhang Alles zum Umsturz der Verfassung vor. Auf einmal erscholl in den Straßen Lissabons der Ruf: „Es lebe Don Miguel und der absolute König!" Bestellte Adressen über Adressen liefen aus allen Theilen des Landes ein, die ihn um Abschaffung der Charte und um Übernahme der unumschränkten Regierung baten. Scheinbar nur nachgebend, berief er die alten Cortes von Lamego, welche unter dem drohenden Einfluß des Militärs, ohne auf Don Pedro und auf die Rechte seiner Tochter Rücksicht zu nehmen, am 23. Juni die portugiesische Krone ihm zuerkannten. — Hierauf führte Don Miguel fünf Jahre lang ein despotisches Regiment, von welchem die absolute Regierung Ferdinand's an Rohheit und Grausamkeit weit übertroffen wurde.

Doch bildete sich in Terceira für die Azoren eine provisorische Regierung, welche die Rechte Donna Maria's vertheidigte. — Im Jahr 1831 wurde Don Pedro in Folge eines unglücklichen Kriegs mit Buenos-Ayres und aus Veranlassung seiner Beziehungen zu Portugal durch eine Revolution genöthigt, den Thron Brasiliens seinem Sohne Pedro II abzutreten, bis zu dessen Mündigkeit eine Regentschaft das Kaiserreich verwaltete. Don Pedro I selbst aber, von Frankreich und England unterstützt, sammelte ein Heer und eine Flotte (welche letztere der Engländer Napier befehligte), und landete 1832 in Oporto, von wo aus er den Don Miguel bekriegte, bis dieser im J. 1834 sich genöthigt sah, dem Throne zu entsagen und Portugal zu verlassen. — Hierauf übernahm Dom Pedro die Regentschaft für seine Tochter Maria da Gloria und stellte die Verfassung wieder her, nachdem er einige Theile derselben in monarchischem Sinne abgeändert hatte. Er starb jedoch in demselben Jahre und das Land war unter den schwachen Händen seiner 16jährigen Tochter den Bewegungen der Parteien preißgegeben, die ihren Thron aufs neue gefährdeten, so daß dieser nur mit Hülfe Englands gegen die Miguelisten aufrecht erhalten werden konnte.

7. Spanien. Ferdinand's VII fortgesetzter Absolutismus. Vermählung mit Christine von Neapel. Aufhebung des salischen Gesetzes. Protest und Verbannung des Don Carlos. Tod Ferdinand's. Christine Regentin. Die Christino's und die Carlisten. Die Basken. Die Exaltados und Moderados. Zumalacarreguy. Spaltung der Carlisten: Der Vertrag von Vergara. Flucht des Don Carlos. Auflösung der Cortes. Christina's Abdankung. Espartero Regent. Reaction Christinens durch Narvaez. Isabella's Vermählung.

In Spanien hatte unterdeß Ferdinand VII nach seiner Restauration durch die französischen Bourbonen (XXVIII. 6, 2) fortgefahren, in thöricht-absoluter Weise zu regieren und dadurch die Constitutionellen und Liberalen zu fortgesetzten Widerstandsversuchen zu reizen. Im Oct. 1830 z. B. machte eine Schaar Ausgewanderter unter Valdez und Mina einen neuen, wiewohl vergeblichen Versuch, ihrem Vaterlande eine freie Verfassung zu erkämpfen.

So sehr König Ferdinand allen Revolutionsgrundsätzen feind war, so erlaubte er sich doch selbst eine revolutionäre Maßregel, durch die er Spanien in eine neue, tiefe Erschütterung stürzte. Er hatte im J. 1829 sich zum viertenmal verheirathet, und zwar mit seiner schönen und „lebenslustigen" Nichte Marie Christine von Neapel, die ihm, dem bisher kinderlosen, eine Tochter Isabella gebar. Um nun dieser Tochter den Thron zu verschaffen, hob er am 31. März 1830 das salische Gesetz (das die weibliche Linie vom Thron ausschließt) auf, und erklärte durch eine sogenannte pragmatische Sanction v. 1. Oct. 1830 seine Tochter zur Kronerbin. (Das salische Gesetz, das bei allen bourbonischen Dynastieen galt, war seit 1713 mit Übereinstimmung der Cortes in Spanien eingeführt worden.)

Gegen diesen willkürlichen Act des Königs protestirte sein Bruder Don Carlos, weil ihm dadurch die Thronfolge entzogen wurde. Zwar wußte er den König (während einer Krankheit desselben) zum Widerruf der Sanction zu bewegen; allein der König nahm diesen nachher auf Christinens Betrieb wieder zurück, verbannte den Don Carlos und ließ die gedachte pragmatische Sanction von den Cortes bestätigen.

Als Ferdinand VII am 29. Sept. 1833 starb, regierte Christine, als Vormünderin und Regentin, anfangs durch das Ministerium Zea Bermudez im Geiste des „erleuchteten Despotismus"; nachher mußte sie, von den Moderados gedrängt, um ihrer Tochter den Thron zu erhalten, durch Anstellung freisinniger Minister (wie Martinez de la Rosa) und durch Verleihung des Estatuto real v. 10. Apr. 1834 (d. i. einer Constitution mit zwei Kammern) die Liberalen und Constitutionellen befriedigen, welche beide nun mit dem Parteinamen Christinos bezeichnet wurden, während die absolutistische und die auf das

Landvolk sich stützende hierarchische Partei, als Anhänger des Don Carlos der seine Ansprüche festhielt, den Namen Carlisten bekamen. Auf die Seite der Carlisten schlugen sich auch die baskischen Provinzen (Biskaja, Guipuzcoa und Alava), welche bei der Wiedereinführung einer Constitution ihre landschaftlichen Fueros (Vorrechte, durch welche sie gewissermaßen Freistaaten unter dem Schutze der spanischen Krone waren,) zu verlieren fürchteten und daher den Prinzen, der von seiner Partei als König Karl V begrüßt wurde, freudig bei sich aufnahmen. Die Christinos dagegen wurden von Frankreich und England (als Gliedern der damals noch bestehenden Quadrupelallianz, zu der auch Portugal gehörte) unterstützt.

Zwischen jenen beiden, auf Leben und Tod einander gegenüberstehenden Parteien entzündete sich nun ein Principienkampf, der mit furchtbarer Heftigkeit und Grausamkeit geführt wurde. Die Carlisten waren durch die Einheit ihres Princips untereinander einig und von einer großen Begeisterung für ihre Sache beeselt; auch hatten sie an Zumalacarreguy, Maroto und Cabrera tüchtige Führer: allein ihr Haupt, Don Carlos, stand ihnen durch seine Characterschwäche oft hemmend im Wege.

Dagegen waren die Christinos durch Uneinigkeit gespalten, indem die Exaltados (Überspannten) oder Progressisten (Fortschrittsmänner) die fast republikanische Verfassung von 1812 verlangten, die Moderados oder Gemäßigten aber eine der französischen Charte Louis Philipp's nachgebildete Constitution erstrebten.

Christine selbst zeigte sich mehr den Wünschen der Moderados geneigt und hatte darum die Exaltados gegen sich. Als sie dann mit einem jungen schönen Leibgardisten, aus niederm Stande, Namens Muñoz, eine geheime Ehe eingieng und ihn nachher zum Herzog von Rianzares erhob, verlor sie die Achtung des Volks und vermehrte dadurch die Unruhen im Lande, die von den Exaltados zu ihren Zwecken ausgebeutet wurden.

Auch waren die Finanzen der christinischen Regierung zerrüttet, und ein Finanzminister nach dem andern hinterließ, wiewohl selbst bereichert, eine leere Staatskasse; selbst Mendizabal, dem die Cortes ein unbedingtes Vertrauensvotum gegeben hatten, verstand es nur dadurch zu helfen, daß er an 900 Klöster aufhob und deren Güter als Staatseigenthum erklärte. Der Staatscredit war dahin, aber die Minister und Christina giengen reich aus dem Ruin desselben hervor. Daher mangelte es auch der christinischen Armee an Sold, Kleidung, Mund- und Kriegsvorrath, so daß sie gegen die Carlisten, die anfangs nur schwach waren, nichts ausrichten konnte.

Eine Zeit lang führte Zumalacarreguy, „der große Capitän", die Carlisten gegen Rodil, Mina, Valdez 2c. von Sieg zu Sieg. Als er bei der Belagerung von Bilbao (17. Jun. 1835) den Tod fand, geriethen die Carlisten zwar in Nachtheil; bald aber stellte der kühne Cabrera, begünstigt durch die fortdauernden Uneinigkeiten der Christinos, das Glück wieder her. Allein der Krieg nahm durch gegenseitige Grausamkeit eine immer abscheulichere Gestalt an. Die Grausamkeit Cabrera's gieng über alle Begriffe, hatte aber ihren Grund darin: daß die

Christinos seine 72jährige Mutter hatten erschießen lassen. Auch der Graf España wüthete in Ober-Catalonien in ähnlicher Weise und die Christinos vergalten mit gleicher Barbarei.

Noch belagerten die Carlisten Bilbao, dessen Besitz für sie entscheidend gewesen wäre. Da gelang es dem Führer der Christinos, Espartēro, durch Erstürmung des carlistischen Lagers, die Stadt Bilbao und dadurch Christina's Regentschaft, somit Isabellas Thronfolge zu retten. Von da an leitete er (zum Grafen von Luchna erhoben) fast allein die Sache der Christinos.

Unterdessen herrschte in ganz Spanien vollständige Anarchie; in allen Städten bildeten sich unabhängige Junten und verlangten die Constitution von 1812, welche zu gewähren Christine keine Lust hatte. Um zunächst die Ruhe in der Hauptstadt herzustellen, erklärte sie Madrid in Kriegsstand und die Nationalgarde für aufgelöst. Allein nun erhob sich am (13. Aug. 1836) ganz Madrid im Aufstand, so daß sich Christina in dem Lustschlosse La Granja, wo sie sich mit Muñoz aufhielt, genöthigt sah, eine Militärdeputation anzunehmen und die Constitution von 1812 einstweilen anzuerkennen, bis im folgenden Jahre durch die Cortes eine neue Constitution zu Stande kam, welche durch Aufstellung zweier Kammern wenigstens den republicanischen Character der vorigen entfernte.

Im gleichen Jahre 1837 vereitelte Espartero Cabrera's Hauptunternehmung gegen Madrid, warf die Carlisten, in deren Lager Zwietracht ausgebrochen war, über den Ebro zurück und drang in Catalonien ein. Noch einmal drang Cabrera (1838) verwüstend sogar bis Valencia vor und erfocht auf der Rückkehr einen glänzenden Sieg bei Maella. Allein im Jahr 1839 rückte Espartēro, von Zurbano unterstützt, in die baskischen Provinzen ein und machte solche Fortschritte, daß sich unter den Basken, deren Land unter den Verheerungen des Kriegs am meisten litt, der Wunsch nach Beendigung des Bürgerkriegs durch eine friedliche Ausgleichung erzeugte. Diese Spaltung unter den Carlisten benützte Espartero (der inzwischen zum Herzog von Morella und zum Siegesherzog ernannt worden war) und schloß mit dem Baskenführer Maroto den geheimen Vertrag von Bergara (31. Aug. 1839), worin den Basken und Navarresen gegen Niederlegung ihrer Waffen Amnestie und ihre Fueros (so weit sie irgend mit der Verfassung vereinbar wären) bewilligt wurden.

So, von seinen gewichtigsten Anhängern verlassen, sah sich Don Carlos genöthigt, nach Frankreich zu fliehen, wo ihm Bourges zum Aufenthalt angewiesen wurde. Nur Cabrera führte noch ein Jahr lang mit der ihm eigenen wilden und grausamen Art den Kampf

in Catalonien fort, bis er, der Übermacht weichend, sich mit seinem ganzen Anhang über die Pyrenäen nach Frankreich rettete.

Weil nun Christina, auf die Moderado's gestützt, die Cortes auflöste und ein Gesetz über die Ayuntamiento's gab (d. i. über die Gemeinderäthe, denen ausgedehnte Befugnisse zustanden, mittels welcher sie sogar wesentlichen Einfluß auf die Corteswahlen hatten), so wußte Espartero die Regentin dahin zu bringen, daß sie ihn zum Ministerpräsidenten ernannte. Als solcher muthete er ihr dann zu, das Ayuntamientosgesetz wieder zurückzunehmen, die moderadistischen Cortes aufzulösen und neue Cortes zu berufen. Dazu aber wollte sie sich nicht hergeben, sondern legte ihre Regentschaft nieder (12. Oct. 1839) und begab sich nach Frankreich, wo sie zu Marseille ihre Entsagung bestätigte.

Espartero war nun am Ziele seines Ehrgeizes: er ließ sich von den neuen Cortes zum Regenten ernennen und gab der jungen Königin Isabella den Urheber der Verfassung von 1812, Augustin Arguelles, zum Vormund. Als Regent hatte er zwar die Cortes und Madrid auf seiner Seite, und führte manche Verbesserungen ein. Weil er aber den Zehnten aufhob, das Kirchengut für Nationaleigenthum erklärte und mit dem päpstlichen Stuhle alle Verbindungen abbrach, so hatte er die Geistlichkeit und das Volk gegen sich; und weil er anderseits allen republikanischen Bestrebungen entgegen war, so verlor er das Vertrauen der Exaltados, die sich in ihm getäuscht sahen.

Diese Lage der Dinge in Spanien benützte Christina in Paris und gewann, von Louis Philipp unterstützt, die moderadistischen Generale Narvaez und O'Donnel für eine Reaction, indem sie nun in einer eigenen Protestation ihre Abdankung für erzwungen erklärte. Der erste Versuch der beiden Generale, gleichzeitig im Süden von Cadix aus, wo Narvaez landete und im Norden, wo O'Donnel Pampeluna angriff, einen Aufstand zu erregen, mißlang. Als aber die allgemeine Erbitterung über Espartero's Verfahren gegen die Kirche wuchs, vermehrten sich die Aufstände und Pronunciamento's oder Erklärungen gegen die Regierung. Hierauf landete Narvaez zum zweitenmal, und zwar in Andalusien, und verschaffte sich durch die ihm von Christina mitgegebenen reichen Geldmittel bald einen so großen Anhang, daß sich bei seiner Annäherung Espartero mit seinem Anhang in die Sierra Morena zurückzog und, als Madrid dem Narvaez die Thore öffnete, nach Cadix eilte, wo er sich nach England einschiffte. (Jul. 1843).

Narvaez ließ hierauf die junge Königin Isabella II von den Cortes mündig erklären und rief die Königin-Mutter Christina an den Hof zurück, wo sie dann wieder eine Zeit lang, von Narvaez und den Moderados unterstützt, die Zügel der Regierung führte.

Die verbannten Priester wurden zurückgerufen, der Verkauf der noch übrigen Kirchengüter eingestellt, und ein Concordat mit dem Papst angebahnt, der dann Isabella II als Königin von Spanien anerkannte. — Auch die Verfassung wurde wesentlich modificirt. — Im Oct. 1846 vermählte sich Isabella, 16 Jahre alt, mit ihrem Vetter, dem Infanten Francisco von Assis, dem Sohne Francisco's de Paula, während ihre Schwester Luise sich mit dem Herzog von Montpensier, jüngstem Sohne Louis Philipp's von Frankreich verband. Die Politik, welche dieser Heirath zu Grunde lag, war es, welche den König mit England verfeindete, das ihm von da an allenthalben entgegen war.

8. England. Wirkung der französischen Julirevolution auf die Parlamentsreform. Lord Brougham's Antrag. Wellington's Rücktritt. Das gemischte Ministerium Grey. Schicksal der Reformbill. Folgen derselben. Freigebung des Handels nach Ostindien und China. Sclavenemancipation. Tod Wilhelm's IV. Victoria und Albert. Chartisten-Unruhen. Der Opiumkrieg. Der Afghanenkrieg. Bezwingung der Sikhs.

Selbst in England war die Wirkung der französischen Julirevolution spürbar. Die gelungene Katholiken-Emancipation, welche das torystische Ministerium Wellington hatte gewähren müssen, machte das Verlangen nach endlicher Durchführung der oft begehrten Parlamentsreform wieder rege (XXVIII. 5, 4). Die Nachricht von der Julirevolution verursachte sodann bei den neuen Wahlen zum bevorstehenden Parlament eine so große Aufregung, daß nun selbst das gemeine Volk nach „Reform!" schrie, und Wellington's Entfernung verlangte, der sich öffentlich als Gegner jeder Reform der Verfassung erklärt hatte. Als die Thronrede Wilhelm's IV am 2. Nov. 1830, worin übrigens die Thronveränderung in Frankreich anerkannt wurde, jeden Reformversuch als ein Streben nach dem Umsturz der Verfassung bezeichnete, — da kündigte am 16. Nov. 1830 Lord Brougham im Unterhause den Plan zu einer umfassenden Parlamentsreform an — „nicht zum Umsturz der Verfassung (wie er sagte), sondern zur Herstellung der ursprünglichen Reinheit derselben."

Diese Rede brachte eine große Volksaufregung hervor, so daß Wellington genöthigt war, abzutreten und einem neuen, aus Tories und Whigs gemischten Ministerium Grey Platz zu machen, das auch Brougham, Melbourne, Russel, Palmerston in sich aufnahm und sogleich (durch Russel) die Reformbill vorlegte.

Darin wurden 60 sog. verrotteten Flecken von unter 2000 Einwohnern das Wahlrecht entzogen, dafür aber Orten mit 4000 Einwohnern 1 Vertreter, den sieben größten Städten aber 2 Vertreter und der Stadt London 10 weitere Mitglieder, also nun 18, zuerkannt. Die Zahl der Wähler wurde auf's Doppelte erhöht und dadurch dem demokratischen Einfluß für immer das Übergewicht gesichert.

Aber die Bill gieng nicht durch, daher das Parlament wieder aufgelös't wurde. Die neuen Wahlen fielen zu Gunsten des Ministeriums, die neue Abstimmung im Unterhaus zu Gunsten der Bill aus: allein das Oberhaus verwarf sie. Darauf entstand ein Volkstumult: bewaffnete Haufen wurden mit Mühe von einem Sturm auf Wellington's Palast abgehalten, in Bristol das Stadthaus verbrannt und sonst Unfug

versucht. Als das vertagte Parlament wieder zusammen kam, legte Russel eine neue Bill mit geringer Veränderung vor; allein sie scheiterte abermals im Oberhaus.

Nun sollte Wellington wieder ein neues Toryministerium bilden, vermochte es aber nicht, weil Peel in dasselbe zu treten sich weigerte. Daher wieder ein Ministerium Grey, welchem es endlich gelang, unter der drohendsten Aufregung des Landes am 4. Jun. 1832 die Reformbill auch durch das Oberhaus zu bringen, worauf am 7. Jun. die königliche Bestätigung erfolgte. Eben so gieng auch die schottische und irische Reformbill durch. Lord Grey nannte die Reformbill eine „Endmaßregel", weil diese neue Volksvertretung „alle künftig erforderlichen Reformen auf dem Weg des Gesetzes heraufführen" werde.

Nach derselben stellte England und Wales 500, Schottland 53 und Irland 105 Abgeordnete zum Unterhaus, im Ganzen 658. Um wählen zu dürfen, genügte auf dem Lande (county) ein Einkommen oder Zinslehen von 10 Pf. St. oder ein Pacht von 50 Pf. auf 21 Jahre, in den Städten (boroughs) die Einnahme oder die Zahlung eines Hauszinses von 10 Pf. — Um gewählt zu werden, mußte man in den Grafschaften 600 Pf., in den Städten 300 Pf. reines Einkommen besitzen. — Eine indirecte Folge der Reform war die Zunahme der Auswanderung, welche 1820—30 durchschnittlich 30,000 jährlich, 1840—50 über 350,000 jährlich betrug, wovon ²/₃ auf Irland kommen.

Von dem nach dieser Reform gewählten neuen Parlamente giengen sogleich verschiedene wichtige, folgenreiche Beschlüsse aus z. B. die Freigebung des Handels nach Ostindien und China (Juni 1833) und die großartige, mit außerordentlichen Opfern verbundene Abschaffung der Sclaverei in allen englischen Colonieen gegen eine Entschädigung für die Sclaveneigenthümer von 20 Mill. Pf. St.

Die Sclaven-Emancipation war das Werk des edlen, glaubensvollen William Wilberforce, der sein ganzes Parlamentsleben hindurch nicht müde wurde, seine darauf gerichteten Anträge wieder und immer wieder vorzubringen. Schon 1787 trat er mit der berühmten Motion über die Abschaffung des Sclavenhandels hervor und drang damit durch. Sein darauffolgender Antrag auf Unterdrückung der freien Einfuhr der Sclaven in's britische Gebiet, den er 1791 stellte, gieng erst im folgenden Jahre durch, und zwar mit Hülfe von Fox und Pitt. Den Sieg seines Antrags über völlige Emancipation der Sclaven, diesen Triumph der christlichen Menschenfreundlichkeit, erlebte der Edle nicht mehr: denn kurz zuvor (1833) war er gestorben. Sein Grab erhielt eine Stelle in der Westminsterabtei neben Pitt und Canning. Über Wilberforce siehe dessen „Lebensbeschreibung" von Friedr. Kayser.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. Da er keine Leibeserben hatte, so fiel die Krone nach den Landesgesetzen seiner (damals 18 Jahre alten) Nichte Victoria zu, der Tochter des Herzogs von Kent und einer Prinzessin von Sachsen-Coburg. Königin Victoria vermählte sich am 10. Febr. 1840 mit ihrem fast gleichalterigen Vetter, dem Prinzen Albert von Coburg, der durch Talent und Character sich zwar die Achtung und Anerkennnng der Königin und des Landes erwarb, aber in Folge der Eifersucht, womit ihm jeder

politische Einfluß versagt wurde, eine keineswegs beneidenswerthe Stellung hatte.

Da sich Victoria zu den Regierungsgrundsätzen der Whigs neigte, so erhielten diese das Übergewicht, und das von ihnen gebildete Ministerium Melbourne setzte zu Gunsten der Irländer die Zehntablösungsbill durch, ohne daß jedoch die Agitation O'Connel's, eine Aufhebung der Union mit England durchzusetzen, dadurch unterbrochen worden wäre.

Um diese Zeit brachen in England die Chartistenunruhen aus. Von einem radicalen irischen Advocaten Feargus O'Connor geführt, forderten die durch den allgemeinen Gebrauch der Maschinen in Noth versetzten Hand-, und Fabrikarbeiter in einer sogenannten „Volkscharte" allgemeines Stimmrecht, eine neue Landeseintheilung und einjährige Parlamente mit geheimer Abstimmung, und bestürmten das Parlament mit ihren Riesen- oder Monsterpetitionen. Es kamen zwar dabei auch einzelne blutige Auftritte vor: dennoch scheiterte die Bewegung an der gesetzlichen Gesinnung und Haltung des englischen Volks und Parlaments.

Da sich die Chartisten in ihren Hoffnungen auf die Whigs getäuscht hatten und denselben daher ihre Unterstützung entzogen, so nahm das Whigministerium Melbourne seine Entlassung. Zwar versuchte nun im Mai 1839 Sir Robert Peel ein Toryministerium zu bilden, brachte es aber nicht zu Stande und so blieben die Whigs noch am Ruder.

Der independentistische Character der damaligen Zeit trat auch in dem Conflict der Schottischen Kirche mit der Regierung hervor, welcher i. J. 1839 die Ausscheidung von etwa zwei Drittel der Glieder der ersteren und ihre Constituirung als freie Kirche zur Folge hatte. — Ebenso ermuthigte 1837 die Agitation in Irland zu einem Aufstand der Katholiken meistens französischer Abstammung in Unter-Canada. Derselbe wurde aber durch die loyale Haltung der englischen Bevölkerung trotz der Unterstützung von den vereinigten Staaten her, unterdrückt und führte dann zu so zweckmäßigen Verbesserungen in der Verwaltung dieser Colonie, daß sie sich in der Folge außerordentlich hob und jetzt ein eigenes Parlament hat.

Die Anstellung der Geistlichen war in Schottland in den Händen der Patrone, welche theils den Gemeinden mehrere Geistliche zur Wahl präsentirten, theils aber auch die Stellen nach Gunst und Interesse besetzten. Dieser Mißbrauch veranlaßte die Congregation im J. 1834 zu dem Beschlusse, daß jede Gemeinde das Recht haben sollte, gegen jeden ihr wider Willen aufgedrungenen Geistlichen ihr Veto einzulegen. Allein der höchste Gerichtshof entschied gegen die Gesetzlichkeit dieses Beschlusses, und nachdem sich die Congregation vergeblich um Abhülfe an Regierung und Parlament gewendet hatte, so entschied sich die Mehrzahl dafür, zur Wahrung ihrer geistlichen Unabhängigkeit eine freie Kirche zu bilden, deren Glieder nun mit rühmlicher Aufopferung allenthalben neue Kirchen erbauten und ihre Geistlichen, welche auf ihre Pfründen verzichtet hatten, selbst besoldeten.

Unter diesem Ministerium brach in Folge der Zwistigkeiten, in welche England (durch die Freigebung des chinesischen Handels) wegen vermehrten Schleichhandels mit Opium, das in China verboten ist, gerathen war, der sogenannte Opium-Krieg aus (1840), in Folge dessen China im Frieden von Nanking (1842) die Insel Hongkong an England abtreten, und fünf chinesische Häfen dem Handel aller Nationen öffnen mußte. (Von diesem Opiumkrieg s. das Nähere XXX. 7, 5.)

Fast in die gleiche Zeit fielen die Kämpfe, durch welche sich die britische Herrschaft in Ostindien weiter ausbreitete.

Nachdem nämlich die Engländer schon 1826 ihrem ostindischen Reiche einiges Gebiet des birmanischen Reichs einverleibt hatten, veranlaßte sie die Eifersucht auf den vorwiegenden Einfluß Rußlands auf Persien zu einem Zug gegen Afghanistan, wo sie 1838 den von seinen Gegnern vertriebenen Schah Schudscha, der sich zu den Engländern geflüchtet hatte, wieder einsetzten. Im Jahr 1841 brachte eine allgemeine Erhebung der Afghanen einem britischen Heere am Keiberpaß, beim Flusse Kabul, den Untergang. Bald darauf rächten sich die Engländer durch einen verheerenden Einfall in das Land der Afghanen, zogen sich aber dann wieder zurück und unterwarfen nicht nur das am Ausfluß des Indus liegende Gebiet des Emir's von Sind, sondern auch, wiewohl mit schwerem Kampfe, das im Pendschab liegende Land der mächtigen Sikhs, durch welches das britische Ostindien im NW. erst seine natürliche Gränze bekam. (Das Nähere s. gleichfalls XXX. 7, 1—3.)

9. Das Toryministerium Peel. O'Connel's Wiederaufnahme der Repealagitation. Die Einkommensteuer. Durchführung der Kornbill. Das Whigministerium Russel. Aufschwung des Caplands. Der Kaffernkrieg.

Als endlich im Jahr 1841 ein Toryministerium unter Peel's Leitung zu Stande kam, regten sich die Repealer in Irland wieder und die Chartisten in England blieben in fortwährender Bewegung. Nicht befriedigt durch die bisherigen Zugeständnisse an Irland, hatte nämlich O'Connel eine neue Repeal-Agitation unternommen, bei welcher er Monster-Meetings hielt und mit Losreißung Irlands von Großbritannien drohte; ja ein Theil seiner Anhänger durchzog, dem von O'Connel aufgestellten Grundsatze des gesetzlichen Widerstandes entgegen, in großen Banden (Weißfüße genannt) unter Mord und Brand das Land. Da schritt endlich die Regierung ein: O'Connel wurde verhaftet und vom Gericht zu einer Geldbuße verurtheilt (1844), worauf eine gewisse Ruhe eintrat, zumal sich das englische Parlament bemühte, den lange gedrückten und vernachläßigten Irländern mehr und mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (O'Connel, von seinen Repeal-Anstrengungen in seiner Gesundheit angegriffen, zog sich aus der Öffentlichkeit zurück und starb 1847 in Italien.)

Als die Chartisten mit einer neuen Petition von einer halben Million Unterschriften gegen die Hemmung der Korneinfuhr vor das Parlament zogen, setzte Peel (1842) sein „Korngesetz mit gleitender Zollscala“ durch, um mittels Erniedrigung des Eingangszolls

nach dem Grad des Steigens der Kornpreise ein wohlfeileres Brod zu erzielen. In der gleichen Sitzung gelang es ihm auch, die jetzt in vielen Ländern adoptirte Einkommensteuer durchzuführen, von welcher aber alle Einkommen unter 150 Pf. jährlich frei blieben, mithin die Ärmeren eine wesentliche Erleichterung zu genießen hatten. Mit der Maßregel, alle Ausfuhrzölle und die meisten Einfuhrzölle zu ermäßigen oder aufzuheben begünstigte er ebenso die ärmeren und arbeitenden Klassen wie den Handel selbst.

Indessen konnte durch diese Zugeständnisse der Strom der Zeit nicht lange mehr aufgehalten werden. Denn als im J. 1846 die Ärndte mißrieth und dadurch eine Theuerung eintrat, so verbreitete sich der Antikorngesetzverein über das ganze Land und brachte es — in Verbindung mit den Anhängern des Freihandelssystems Cobdens und in seinen Agitationen — durch freiwillige Beiträge von mehr als einer Mill. Thalern und durch einen großen Theil der Presse unterstützt — dahin, daß das Ministerium endlich in der Kornbill (am 16. Mai) die Korneinfuhr ganz freigeben mußte. Dieser zeitgemäßen Nachgiebigkeit Peel's hat es England zu danken, daß während der neuen Erschütterungen, welche zwei Jahre darauf den Continent betrafen, die ihm vom Chartismus drohenden Gefahren glücklich vorübergiengen.

Bald nach der Durchführung seiner Reformen mußte aber Peel den leidenschaftlichen Angriffen seiner Gegner weichen, besonders der strengtorystischen, welche als große Landbesitzer in ihrem Privatinteresse verletzt, ihn der Characterlosigkeit beschuldigten. Es folgte nun das Whigministerium Russel, das jedoch von ihm und den Peeliten — d. i. von etwa 120 gemäßigten Tories im Sinne Peel's — unterstützt wurde, so daß Peel noch Gelegenheit hatte, sein Reformsystem zu befestigen und zur Weiterentwickelung desselben beizutragen. Zum Unglück des Landes aber fand der große Staatsmann vier Jahre darauf (1850) durch einen Sturz vom Pferd seinen Tod.

So wie die obenerwähnten ostindischen Colonieen Englands an Machtumfang zunahmen, so giengen auch dessen amerikanische, afrikanische und australische Colonieen wenigstens gedeihlicheren Zuständen entgegen.

Das Capland in Afrika war früher im Besitz der Holländer, die es mit Boers oder Bauern besetzten. Diese letzteren breiteten sich allmählich so sehr aus, daß sie die landeseingebornen Hottentotten theils ausrotteten, theils zu Knechten machten, theils zwangen, sich in die Wälder zurückzuziehen, wo sie dann als Wilde („Buschmänner") lebten. Als in der Folge Holland in die Gewalt der Franzosen kam, bemächtigten sich die Engländer des Caps (1795) und wußten sich im Besitz desselben dadurch zu erhalten, daß sie zwischen den gefährlichen Boers und deren Gränznachbarn, den Kaffern, Uneinigkeiten unterhielten, um beide zu schwächen. Nun begannen die wilden Kaffernkriege, die mit großer Grausamkeit geführt und auch den Engländern nachtheilig wurden. Im J. 1834 erhoben die Kaffern einen allgemeinen Krieg, um ihr Land von fremden Eindringlingen zu befreien. Im Verlauf dieser Kämpfe zogen die Boers aus dem Capland, gründeten unweit Port Natal eine Stadt und errichteten einen unabhängigen Freistaat. Diesen wollten die Engländer unter dem Cap-Gou-

verneur Napier der englischen Herrschaft unterwerfen; allein jene zogen sich immer weiter in das Innere zurück und gründeten jenseits des Flusses Vaal die transvalische Republik, welche später (1854) von der englischen Regierung anerkannt wurde. Mit den Kaffern brachen von Zeit zu Zeit noch Kriege aus, die aber immer gedämpft wurden. Deßungeachtet nahm das Capland unter englischer Herrschaft einen sichtbaren Aufschwung, und ist zugleich für die Eröffnung Inner-Afrika's wichtig geworden, indem weit hinein an der Gränze des Caplands evangelische Missionsstationen errichtet wurden, welche mit dem Samen des Evangeliums zugleich den der Gesittung dort ausstreuten.

In Australien gehen die Colonieen auf Neuholland, Vandiemensland und Neuseeland einer raschen Entwicklung entgegen, wenn auch die Entdeckung der australischen Goldschätze den Fortschritten höherer Gesittung noch da und dort hemmend und störend in den Weg tritt.

10. Die englischen Besitzungen in Amerika. — Die nordamerikanischen Freistaaten. Präsident Adams. Präsident Jackson. Verpflanzung der Indianer nach dem Westen. Tilgung der Nationalschuld. Martin van Buren. Harrison. Tyler. Ausgleichung mit England in der Durchsuchungsfrage. Die Texas-Annexation. Präsident Polk. Krieg mit der amerikanischen Union. Erwerb von Obercalifornien. Der californische Goldreichthum. Religiöse Zustände in Nordamerika; Bevölkerung.

In den amerikanischen Besitzungen Englands war es nach dem Aufstande von 1837 in Unter-Canada an den Tag gekommen, daß die Bevölkerung französischer Abkunft von der englischen unterdrückt wurde und dadurch Unzufriedenheit in der Colonie auch ferner zu besorgen war. Doch gelang es dem englischen Parlament und Cabinet den entstandenen Zwiespalt dadurch zu heilen, daß man 1840 den Canadiern eine neue Verfassung gewährte, bei welcher der französischen Bevölkerung mit der britischen in beiden, unter Einem Generalgouverneur stehenden Provinzen gleiche Rechte eingeräumt wurden.

Mit den nordamerikanischen Freistaaten währte das seit 1814 wiederhergestellte Vernehmen fort, wiewohl die von Jahr zu Jahr durch massenhafte Einwanderungen wachsende Größe derselben das Selbstgefühl der Nordamerikaner ungemein steigerte und sie oft zu herausfordernden Übergriffen reizte, welche sie, bei ihrer bereits in die weiteste Ferne sich erstreckenden Eroberungs- und Annexationslust, früher oder später in einen Conflict mit den Mächten der von ihnen gering geachteten „alten" europäischen Welt bringen werden.

Wir fügen hier gleich die Fortsetzung der oben XXVIII. 5, 4. begonnenen kurzen Übersicht über die Weiterentwicklung der nordamerikanischen Vereinsstaaten von 1825 bis 1848 an.

Nach Monroe's ruhiger Präsidentschaft folgte die des John Quinci **Adams** (1825—1829), unter welchem die Ausdehnung des Schutzsystems auf viele andere Fabrikate zu einem heftigen Parteistreit Veranlassung gab, bei welchem die Partei der „Nulifiers" sogar zur Gewalt schreiten wollte, sich aber doch noch durch Daniel Webster's scharfe Congreßreden in den Schranken halten ließen. Als sie späterhin ihre Agitation erneuerten, brachte sie der neue, aus der demokratischen Partei hervorgegangene Präsident **Jackson** (1829—1837) mit der energischen Erklärung, „die Gesetze der Unionsstaaten müßten aufrecht erhalten werden und sei's auch

im äußersten Fall mit gewaffneter Hand," zur Ordnung zurück. — Um den fortwährenden Reibungen mit den Indianern ein Ende zu machen und doch ihre Race zu erhalten, schlug Jackson die Verpflanzung derselben aus dem Süden in die Westgegenden jenseit des Mississippi vor und führte diese Maßregel auf friedlichem Wege durch, indem ihnen der Congreß ihre Ansprüche auf den Boden ihrer Väter abkaufte. Nur die Cherokesen wollten anfangs nicht gutwillig weichen, bis sie 1838, um den vielfachen Bedrängnissen von Seiten der Weißen zu entgehen, ihr väterliches Land verließen. Auch ein Theil der Seminolen ließ sich erst durch einen blutigen Krieg, den zu veranlassen ein zweideutiger Vertrag benützt wurde, zur Wanderung nach dem Westen bewegen (1842).

Unter Jackson wurde 1836 die Nationalschuld vollends getilgt; doch geriethen einzelne Staaten, die sich in zu große Speculationen eingelassen hatten, so tief in Schulden, daß viele Familien dadurch ruinirt wurden und der amerikanische Credit eine geraume Zeit stark darunter litt. Zu noch größerer Erschütterung des Credits führte der Speculationsschwindel, den die von Jackson's Nachfolger Martin van Buren (1837—1841) begünstigte Vertheilung der Staatsgelder in die Banken der einzelnen Staaten hervorbrachte.

Der folgende Präsident, General Harrison, gieng aus den Reihen der Whigs hervor, starb aber schon nach einem Jahre. Sein gleichfalls whigistischer Nachfolger, Präsident **Tyler** (1841—1845), ein entschiedener Character, legte zweimal sein Veto gegen eine längst vorbereitete und zuletzt durch beide Häuser gebrachte Bill wegen Errichtung einer Nationalbank — und einmal sein Veto gegen eine neue Tarifbill ein. Ihm danken die Vereinigten Staaten die glückliche Ausführung der Gränzregulirung mit England, so wie eine Ausgleichung in der Durchsuchungsfrage, indem England und die Union übereinkamen, ein gemeinschaftliches Schiffsgeschwader an der amerikanischen Küste behufs der Unterdrückung des Sclavenhandels zu unterhalten. — Als England nun wenigstens noch das „Besuchsrecht", d. i. das Recht, fremde, unter amerikanischer Flagge fahrende Schiffe zum Zweck der Cognition der Flagge zu besuchen, in Anspruch nahm, gab Tyler es nur für den Fall eines Seeraubverdachts zu, andernfalls er die ganze Kraft der Marine zum Schutz der amerikanischen Flagge aufbieten werde. — Eben so vertrat er bei dem Streit über das Oregongebiet, durch welches die Freistaaten die Verbindung mit dem stillen Meere beanspruchten, die Regierung seines Landes gegen England auf das kräftigste.

Schon länger her hatte die Texasfrage alle Gemüther in den Vereinigten Staaten in große Bewegung versetzt. Es hatte sich nämlich im J. 1836 die mexicanische Provinz Texas von dem mexicanischen Staatenverein losgerissen und den Wunsch ausgesprochen, mit den nordamerikanischen Freistaaten verbunden zu werden; doch stund Tyler an, die Annexationsbill zu begünstigen, weil der mexicanische Staatenverein sich dagegen verwahrte. Erst der neue demokratische Präsident James **Polk** (1845—1849) begünstigte die Bill, und weil er einen Kampf mit Mexico voraussah, stellte er 1845 am Rio Grande ein Beobachtungscorps unter General Taylor auf. Schon im folgenden Jahre 1846 führte der Streit über die Texasgränze zum Krieg mit der mexicanischen Union, deren Präsident Paredes mit einem starken mexicanischen Heere den Rio Grande überschritt, wogegen Taylor mit dem nordamerikanischen Heer über den gleichen Fluß in das altmexicanische Gebiet ein-, und gegen Mexico vorrückte, während noch ein anderes nordamerikanisches Landheer gegen Californien auszog. — Mittlerweile aber brach in der Hauptstadt Mexico eine Revolution aus, die den Paredes stürzte und den Santa Anna (der früher schon einmal Präsident war) zum Dictator erhob. Dieser rückte nun gegen Taylor vor, wurde aber von ihm geschlagen, worauf ein unterdeß neuangelangtes nordamerikanisches Heer unter dem General Scott nach der Einnahme von Veracruz auch Mexico einnahm. Der mexicanische Congreß sagte sich nun von Santa Anna los (der nach einem vergeblichen Versuche, den Krieg fortzusetzen, nach Jamaica entfloh) und schloß unter dem neuen Präsidenten Anaya im Sept. 1848 Frieden mit

den nordamerikanischen Freistaaten. In diesem Frieden trat Mexico Obercalifornien ab und erkannte den Rio Grande als Gränze an; die nordamerikanischen Freistaaten dagegen zahlten 15 Mill. Dollars an Mexico und entschädigten die mexicanischen Bürger für ihre Privatverluste.

Kaum war das abgetretene californische Gebiet, das meist aus rauhen, unfruchtbaren Gegenden bestand und und wie todt dagelegen war, in den Händen der Nordamerikaner, als es durch seinen zufällig entdeckten Goldreichthum zu einem Eldorado, freilich zunächst nur für diejenigen wurde, welche den Goldklu mpen zu ihrem Götzen machen. Die Veranlassung zur Entdeckung des dort zu Tage kommenden Goldes gab übrigens ein fleißiger Deutscher Namens Sutter, der sich in der Nähe der damals kleinen Missionsstadt San Francisco niedergelassen und mit Hülfe der umwohnenden Indianer am Sacramentofluß ein eilf Quadratmeilen großes Gebiet urbar gemacht und darauf Mühlen angelegt hatte, auch bereits mit Schiffen directen Handel mit den Sandwichsinseln trieb. Als er am Südarme des Amerikanoflusses eine Sägemühle baute und der aufgestaute Fluß in den neuen Mühlgraben eingelassen wurde, riß die Strömung auf beiden Seiten Uferstücke mit fort: auf einmal gewahrte man in den Sandablagerungen gediegenes Gold. Vergebens suchte Sutter den Fund zu verheimlichen; es half nichts: die Kunde davon führte schon in wenigen Wochen Schaaren amerikanischer Goldgräber herbei, die sich bald durch Tausende von Glücksrittern und Abenteurern aus allen Ländern der Welt vermehrten, dahin eilend, um ihre Seelen mit dem Golde zu sättigen, davon nur in den ersten 6 Monaten schon ein Werth von 20 Mill. Dollars ausgegraben wurde. In Kurzem entstund — freilich unter Umständen, die den Beobachter, der etwas Höheres kennt, als den Schlamm, aus dem das Gold gewühlt wird, mit sittlichem Abscheu erfüllte, — eine Stadt mit 60,000 Einwohnern aller Nationen, von wo aus, als dem Mittelpuncte eines rasch aufblühenden Staates, bereits Handelsschiffe nach Japan ausgesendet wurden. Die Verschiffungen von Gold betrugen von 1851 — 1855 den Werth von fast 232 Mill. Dollars. Die in Californien entdeckten Quecksilberminen sind so reichhaltig, daß sie, wäre es möglich, die ganze Welt von hier aus versehen könnten. — Ein verheerender Indianerkrieg bedrohte aber dieses Land im J. 1856 mit schweren Nachtheilen.

In religiöser Beziehung umschließt der nordamerikanische Freistaat, obgleich seine Verfassung nur „Glauben an Einen Gott" voraussetzt, bei der eigenthümlichen Entstehungsart seiner Bevölkerung die verschiedenen Kirchen und die vielgestaltigsten Secten. Die bischöffliche Kirche mit etwa 1 Mill. Bekenner hat die feste kirchliche Einrichtung des Mutterlandes; die meist deutsch-lutherische (in 1400 Gemeinden) hat eine halbe Million Glieder, und eben so viele zählt die deutsch- oder holländisch-reformirte Kirche: beide Kirchen haben ihre Seminarien und Synoden und werden zum Theil von Europa aus unterstützt. Die katholische Kirche ist in sichtlicher Zunahme begriffen und hat bereits über eine Million ihr Angehörige. — Durch eine größere Gliederzahl zeichnen sich dort mehrere Secten aus: die Baptisten, welche aus den englischen Independenten oder Congregationalisten entstanden sind und die Kindertaufe verwerfen, umfassen 4½ Millionen: die nichtbaptistischen Congregationalen zählen ungefähr 1½ Mill. Die Methodisten belaufen sich auf 3 Mill., die Presbyterianer auf 2 Mill. Von Mennoniten, Unitariern, Arminianern und andern kleinern Secten mögen sich an 2 Millionen vorfinden. (Über die religiös-sittlichen Zustände Nordamerikas siehe Schaaf's Amerika,

1854. Über die Zustände der Deutschen in Amerika s. d. Schrift v. Franz Löher. — Über den Umfang der Bevölkerung in den nordamerikanischen Staaten im Jahre 1860, so wie über die neusten Schicksale der Union siehe unten XXX. 9, 1.)

2. Kapitel. Deutsche Zustände in Folge der französischen Julirevolution.

1. Preußens innere Weiterentwicklung ohne Constitutionalismus. Die Fortschrittspartei in Baden. Österreichs Abschließung und Sorge für das materielle Wohl seiner Völker. Preußens Ruhe.

Wieder nach Deutschland von unserer Rundschau zurückkehrend, finden wir, daß auch da so mancher Zunder vorlag, in welchen die von der französischen Julirevolution herüberfliegenden Funken da und dort zündeten und zu kleinen Flammen emporschlugen, welche, gelöscht, einige Brandstellen hinterließen.

Die Gegensätze des Constitutionalismus und Absolutismus waren miteinander noch im lebhaften Ringen um die Obmacht. Die Fehl- und zum Theil Übergriffe, welche bei der Wahl und Entwicklung des Repräsentativsystems im Eifer des socialen Fortschritts in den neuen constitutionellen Staaten begangen wurden, hatten besonders in den beiden größten deutschen Staaten Preußen und Österreich die ihnen anhängende Vorneigung zu reactionärer Haltung nur noch vermehrt.

Zwar hatte Preußen erklärt, daß die von ihm seit dem 5. Jun. 1823 in's Dasein gerufenen Provinzialstände nur den Grund zu den künftigen Reichsständen abgeben sollten; — aber die „Freigesinnten" hielten dieses System nur für eine täuschende Ausweichung, gaben die Hoffnung für eine von Oben her zu erwartende „Wiedergeburt" Deutschlands auf, und überließen sich einem zunehmenden bittern Unmuth, besonders seit die Carlsbader Beschlüsse mit der Art und Weise ihrer Ausführung sich wie ein Alp, auf selbst nüchterne, zu keinerlei gewaltsamen Freiheitsbestrebungen geneigte Gemüther legte.

So sehr sich Preußen schmeichelte, durch seine trefflich geregelte Verwaltung, durch Erhaltung seiner so wichtigen Landwehrverfassung, durch eine erneuerte Städteordnung, durch Ablösung der grundherrlichen Lasten, durch die Beiziehung des Adels zur Besteuerung, durch Förderung der materiellen Interessen (namentlich durch Aufhebung der den innern Verkehr hemmenden Schranken) und durch Hebung der Intelligenz mittels des damals nach mehreren Seiten hin nur zu übermäßig gesteigerten Schulunterrichts, dem

„Zeitbedürfnisse" abschlägliche Rechnung tragen zu können: so trat doch das Alles bei Beurtheilung der preußischen Zustände den Männern des Fortschritts wenig ins Gewicht. Denn je mehr man sich zu Preußen versehen und je mehr man von ihm erwartet hatte, desto weniger wollte man Friedrich Wilhelm's III besorgliches Zaudern begreifen und billigen. Nur der übermächtige Einfluß Metternich's auf die preußische Politik schien das Verhalten Preußens zu erklären, und der Spott und Unwille wandte sich verdoppelt gegen den Hemmschuh der österreichischen Politik.

Dagegen rühmte man über Alles den politischen Fortschritt, welcher sich unter allen constitutionellen Staaten in Baden, besonders seit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold (März 1830), durch die dort gänzlich entfesselte Presse, durch ein ungemein freisinniges Gemeindegesetz (in welchem die Idee des allgemeinen Staatsbürgerthums über die bisherigen Ständeunterschiede siegte), durch die unbeschränkte Beurtheilung aller europäischen Staatsangelegenheiten, durch das Auftreten „freisinniger" Kammerredner wie Rotteck, Idstein u. a. kundzugeben und den übrigen Staaten constitutionellen und nichtconstitutionellen Gepräges vorzuleuchten berufen schien. Hier, wie in den andern deutschen Staaten, spiegelten sich die meisten Liberalen vorwiegend an dem öffentlichen Leben Frankreichs, wo die Abgeordneten der Nation mit ihrer Presse und Kammerthätigkeit maßgebend in das Regiment eingriffen und dabei alle großen Zeit- und Tagesfragen — nicht, wie in England, von practisch-nationalem Standpuncte, sondern — mehr nach der allgemeinen Tendenz der französischen Revolution zu behandeln suchten. Das Land, von dem aus seit Jahrhunderten die Unterdrückung der Völker ausgegangen war, sollte jetzt plötzlich allen Völkern die wahre Panacee der Freiheit zu bringen geeignet —, und eine Entwicklung in germanisch-nationalem Sinn und Wesen ein Unding sein!

Während übrigens Österreich sich zwar in einseitiger Berechnung gegen das übrige Deutschland fast hermetisch abschloß und es für bedenklich, ja für unausführbar hielt, seinem in Sprache, Character und Sitten so ganz verschiedenen Völkern eine allgemeine, reichseinheitliche Verfassung zu geben, so war es wenigstens ein Hauptaugenmerk der Regierung, das materielle Wohl dieser Völker durch Hebung des Handels und der Industrie mittels Verbesserung der Verkehrsanstalten (in Bezug auf Kanäle, Eisenbahnen, Dampfschifffahrt) möglichst zu fördern, — und weitaus die Mehrzahl seiner Unterthanen fühlte sich dabei auch so befriedigt, daß die Julirevolution Frankreichs in Österreich keinen Widerhall fand, wenn auch die Aufgeklärteren die Mängel der Regierung und die Gebrechen der Verwaltung wohl erkannten und verbessert wünschten.

Auch in Preußen blieb es ruhig, da der größte Theil des Preußenvolks, ungeachtet der noch fehlenden Garantieen, mit seinem Vertrauen

in die in schwerer Zeit bewährte Gesinnung und Treue seines Königs zugleich ein besonneneres Urtheil über die Oberflächlichkeit des französischen Liberalismus verband und einer allmählichen nationalen Entwicklung entgegen sah. Zudem war nicht zu verkennen, daß Preußens ganzer Entwicklungsstand und Regierungsmodus schon an sich ein freieres Gepräge hatte, als sein vorerwähnter großer Nachbarstaat.

In Bayern hielt **Maximilian I Joseph** treu an der von ihm gegebenen Charte, und als er 1825 starb, trauerten alle Parteien aufrichtig über den Verlust dieses Königs mit dem weiten, wohlwollenden Herzen. Ihm hatten sein offenes, heiteres männliches Angesicht, die Geradheit, mit der er Jedem entgegenkam, und die Gabe harmloser Unterhaltung allgemeine Achtung und Liebe erworben. „Er lebte aus dem Vollen und doch blieb er und sein Haus reich.“ Seinem Nachfolger, dem Könige **Ludwig**, der schon als Kronprinz wegen seiner deutschen Gesinnung und aufopfernden Kunstliebe die Anhänglichkeit Vieler genossen hatte, war gleichfalls die Aufrechthaltung der Constitution eine Sache der Überzeugung; er konnte freie Meinungen hören, setzte aber Überschreitungen eine feste Haltung entgegen.

2. (Fortsetzung.) Die Aufstände in Braunschweig, in Hessen-Cassel; die Bewegungen im Königreich Sachsen und Hannover. Die demokratische Bewegung in Rheinbayern: das Hambacher Fest. Das Frankfurter Attentat. Die Wiener Conferenzbeschlüsse. Die Bundescommission. Ruhe. Der Zollverein. Tod Kaisers Franz I.

Dagegen gab es in Nord- und Mitteldeutschland noch manche Staaten mit so auffallenden, die gesunde Entwicklung des innern und äußern Volkswohlseins hemmenden Gebrechen, daß die Entfernung derselben durch endliche Gewährung der verheißenen Repräsentativverfassung selbst dem besonnenen, jeder falschen Freiheitsbestrebung abholden Beobachter als eine Nothwendigkeit erschien, wenn er sie freilich nicht auf gewaltsamem Wege herbeiwünschen mochte. Auf einige Staaten dieser Art wirkte daher die Hitze der Julissonne in verschiedenen Beziehungen läuternd und umschmelzend ein, während die damalige politische Aufregung in Deutschland im Ganzen nur eine gleichfalls übertriebene Reaction von Seiten des Bundestags zur Folge hatte.

Zuerst brach in Braunschweig ein Aufstand aus, welcher der Willkührherrschaft des Herzogs Karl ein Ende machte und seinen Bruder Wilhelm an die Regierung brachte, der eine freiere Verfassung gab, als diejenige war, die seit 1820 in diesem Lande gegolten hatte.

Braunschweig hatte an dem Herzog Karl einen Regenten, von dessen Hang zur Ungerechtigkeit das ganze Land in allen seinen Ständen schwer zu leiden hatte. Er kehrte sich an keine Gesetze und Institutionen, erhöhte nach Laune die Steuern, stieß gerichtliche Urtheilssprüche um, bot Staatsgüter zum Verkauf aus, behandelte die verdientesten Männer schnöde, verfolgte besonders diejenigen höhern Beamten, welche während seiner Minderjährigkeit das Land verwaltet hatten, und forderte sogar den hannöver'schen Minister, Grafen Münster, zum Zweikampf heraus! Obgleich der Herzog als zufälliger Augenzeuge der Julirevolution in Paris zu seinem nicht geringen Schrecken einen Begriff von dem, was Volkswuth heißt,

bekommen hatte, so fuhr er doch nach der Rückkehr in sein Land fort, die Geduld seines Volkes durch Verletzung der Interessen Aller, selbst des Militärs, auf die Probe zu setzen. Plötzlich aber brach am 7. Sept. 1830 ein Aufstand aus, in welchem sein Schloß in Flammen aufgieng, und er selbst, von Jedermann verlassen, sich durch die Flucht nach England rettete. Seine Versuche, das Cabinet von St. James und den deutschen Bundestag zur Hülfe zu vermögen, schlugen fehl; und als er sich selbst durch einen Überfall wieder der Regierung Braunschweigs bemächtigen wollte, entgieng er kaum der persönlichen Mißhandlung von Seiten des Volkes. Daher erklärte ein Beschluß der deutschen Bundesversammlung mit Beistimmung des Königs von England und der übrigen braunschweigischen Agnaten den Herzog für regierungsunfähig, und sprach seinem Bruder Wilhelm, der interimistisch die Regierung übernommen hatte, das Regierungsrecht zu. Dieser vereinbarte nun mit den alten Landständen eine neue freiere Verfassung, die dann von einer, nach den Bestimmungen derselben gewählten neuen Ständeversammlung am 12. Oct. 1832 angenommen wurde.

In Hessen-Kassel erfuhr die Mißregierung des Kurfürsten Wilhelm II gleichfalls den Unwillen des Volkes, das bei Gelegenheit einer Brottheuerung mit einem Aufstand drohte und dem Kurfürsten (am 15. Oct.) eine neue freie Verfassung abnöthigte. Weil er sich aber in dieselbe nicht schicken und sein dem Volke verhaßtes Verhältniß zur Gräfin Reichenbach nicht aufgeben mochte, so mußte er einen zweiten Aufstand erfahren, der ihn bewog, seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten zu ernennen und sich von der Regierung und dem Lande zurückzuziehen.

Im Königreich Sachsen, wo das königliche Haus zwar in musterhaft sittlicher Ordnung lebte, wo aber in der Verwaltung von Alters her viele Mißbräuche bestanden, kam es in Leipzig bei Gelegenheit eines Mißgriffs der Polizei zu einem Tumult, in welchem die Wohnungen einiger dem Volke verhaßten Beamten verwüstet wurden. Alsbald brach auch in Dresden eine noch ausschweifendere Bewegung aus, die zur Errichtung einer Bürgergarde und weitergehend zu der Forderung einer zeitgemäßern Verfassung und Umänderung des Gemeinwesens führte. Der hochbejahrte König Anton mußte seinen Minister, den Grafen Einsiedel, entlassen und den freigesinnten Minister von Lindenau an die Spitze der Geschäfte berufen, dazu seines Bruders Sohn Friedrich August zum Mitregenten annehmen, worauf eine neue Verfassung mit den gewöhnlichen Attributen constitutioneller Regierungsform berathen und angenommen wurde.

In Hannover, wo die Verfassung von 1819 über der Bevorzugung des Adels den Bürger und Landmann zu wenig bedacht hatte, bestand länger her eine dumpfe Unzufriedenheit, welche, nach einem sogleich unterdrückten Vorspiel in Osterode, am 8. Jan. 1831 zu Göttingen in eine auf Erzielung einer freiern Verfassung gerichtete Bewegung übergieng. Sie wurde aber durch ein rasches Eingreifen der Regierung (an deren Spitze vom Könige Wilhelm III der Herzog von Cambridge gestellt worden war) sogleich unterdrückt. Indeß bewogen

die von allen Seiten des Landes einlaufenden Petitionen um eine Verfassung den König, den beim Volke nicht beliebten Minister Grafen Münster zu entlassen und ein neues liberales Staatsgrundgesetz entwerfen zu lassen, das im nächsten Jahre zur Ausführung kam.

In den süddeutschen constitutionellen Staaten wurde in Folge der Juliusrevolution wohl eine sehr erhöhte Regsamkeit der Kammern nach der linken Seite hin bemerkt; aber zu einer größern demokratischen Bewegung kam es nur in Rheinbayern, dessen räumliche Geschiedenheit vom Hauptlande dieselbe begünstigte. Das Hambacher patriotische Fest (26. und 27. Mai 1832) fand große Theilnahme und beförderte in hohem Grade die demokratische Aufregung. Zwar schlug der Ernst der strengen Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. die ganze Bewegung bald nieder; aber die im „jungen Deutschland" fortwirkende Exaltation hatte keine weitere thatsächliche Folgen als das unreife Frankfurter Attentat, welches von einer Anzahl Studenten und anderer jungen Leute zum Sturz der Bundesversammlung und zur Aufrichtung einer provisorischen Regierung für Deutschland unternommen wurde, aber in kläglicher Weise scheiterte.

Das **Hambacher Fest** war eine Versammlung von fast 30,000 Menschen, welche sich in der bayrischen Pfalz auf einen Aufruf Wirth's (Redacteurs einer Zeitung „die deutsche Tribüne," welche zugleich mit dem „Westboten" Siebenpfeifer's die Grundsätze der Volkssouverainetät und die Idee der Einheit Deutschlands verbreitete) zu einem „Verbrüderungsfest aller Deutschen" auf dem Bergschlosse Hambach bei Neustadt an der Haardt einfanden, und aus Deutschen verschiedener Gaue, aus elsäßischen Franzosen und aus polnischen Flüchtlingen („den Zugvögeln der Revolution") bestunden. Die Aufpflanzung der schwarzrothgoldenen Reichsfahne, die freiheitstrunkenen, einen ungemessenen Geist der Demokratie athmenden Reden der verschiedenen Demagogen und zuletzt das „den vereinigten Freistaaten Deutschlands und dem verbündeten republikanischen Europa" geltende dreimalige Hoch! ließen erkennen, was diese „freisinnige" Partei im Schilde führe, — aber auch wie politisch-unfähig zur Vertretung einer Freiheit im deutschnationalen Sinne sie sich erwies. — Wie sehr sich die Leiter dieser Partei in der Kraft und Zahl ihrer Anhänger täuschten, bezeugte auch die Leichtigkeit, womit der bayrische Feldmarschall Fürst Wrede diese pfälzische Bewegung dämpfte. — Ein Theil der Schuldigen floh nach der Schweiz und nach Paris, um von dort aus durch die Presse auf Deutschland zu wirken; ein Theil gieng nach Amerika; nur Wirth, ein zwar enthusiastischer, aber von Eitelkeit und Selbstsucht freierer Fortschrittsmann, hielt sich moralisch verpflichtet, die Folgen seiner Handlung zu tragen, und bot sich unerschrocken dem Gefängniß und der Verurtheilung dar.

Alle diese Überstürzungen und unklaren Freiheitsbestrebungen hatten nur noch strengere politische Beschränkungen in Deutschland nach den Beschlüssen der Wiener Conferenz zur Folge, die sich unter Anderm in Überwachung der Ständeversammlungen durch eine eigene Bundescommission, in verstärkter Aufsicht über die Presse, über politische Vereine und über die wandernden Handwerker, welche von solchen Clubs (namentlich in der Schweiz und in Frankreich) für die Republikanisirung Deutschlands bearbeitet wurden, kund gab und die

Hoffnung verständiger Vaterlandsfreunde, auf gesetzlichem Wege zu verbesserten Zuständen zu gelangen, auf weiter hinaus zurückstellten.

Um den Ausschreitungen des Constitutionalismus zu begegnen, bestimmte die gedachte Wiener Conferenz, daß die Ständekammern die regelmäßige Steuerbewilligung an keine Bedingung knüpfen, die Budgetposten nur im Allgemeinen aufstellen, den Regierungen die Mittel zur Erfüllung ihrer Bundespflichten und den verfassungsmäßigen Regierungsverordnungen ihre Anerkennung nicht verweigern dürften. Zur Entscheidung über Streitigkeiten zwischen den Regierungen und ihren Ständen wurde ein aus Delegirten von 34 Bundesgliedern bestehendes Schiedsgericht eingesetzt, aus denen jede der beiden streitenden Theile drei wählen durfte, und diesen sechs Beisitzern wurde von Bundeswegen ein siebenter als Obmann beigegeben.

Während nun in den deutschen Bundesstaaten eine gewisse Ruhe eintrat, wendeten deren Regierungen ihre Sorgfalt auf die fortgesetzte reellere Förderung der materiellen Interessen. Schon im Jahre 1828 hatten Bayern und Württemberg das erste Beispiel einer Zolleinigung gegeben, worauf sich dann Preußen unter großen Opfern und Mühen den Ruhm erwarb, mit Bayern, Württemberg und Hessen durch Aufhebung aller bisherigen gegenseitigen Zollsperren 1829 die erste größere Zolleinigung zu Stande gebracht zu haben, welche im Beginn des Jahres 1834 bereits fünfundzwanzig Millionen Deutsche mit einem Gebiet von 8000 Q. M. zur Freiheit des Handels und Verkehrs vereinigte. Dieser deutsche Zollverein gab den ihm angehörenden Staaten in der Vertretung nach Außen auch eine gewisse vorwiegende politische Bedeutung, und zugleich drängten die aus dem Vereinszweck fließenden Interessen die eigentlichen politischen Zeitfragen auf einige Zeit in den Hintergrund.

Diejenigen Staaten, die sich dem Zollverein nicht anschloßen, waren: Österreich, Lichtenstein, die beiden Mecklenburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, Luxemburg, Limburg, Hannover, Oldenburg und Lippe; die drei letztern Staaten schloßen unter sich einen eigenen Steuerverein.

Der Tod des Kaisers Franz I (am 1. März 1835) änderte in den innern und äußern Verhältnissen Österreichs nichts, da sein Sohn und Nachfolger Ferdinand I, ein Fürst von größter Gutmüthigkeit, die Leitung der Staatsgeschäfte gleichfalls den Händen des Fürsten Metternich überließ und dieser aus Besorgniß vor der Demokratie sein System in keiner Beziehung den Zeitanforderungen anzubequemen für heilsam hielt.

Kaiser **Franz** I, dessen lange Regierung, wie wir sahen, in eine hochbewegte Zeit fiel, war von Natur gerade und offen, besonnen und ruhig, voll Gleichmuth und Maßhaltung. Er war für Jedermann zugänglich, daher auch bei Allen beliebt. Auch in der Vertraulichkeit, mit der er sich Manchen hingab, verließ ihn nie die sittliche Würde, und alles Gemeine war ihm zuwider. Einer der vielen Züge seiner Menschenliebe ist folgender: Er gieng einst von Schönbrunn aus mit seiner Gemahlin durch ein stilles Dorf spazieren; da begegnete ihm ein Mann, der auf einem Schubkarren die Leiche eines Armen in einem Sarge, neben dem ein Hund gieng, nach dem Kirchhofe fuhr. Der Kaiser fragte, warum nicht ein Verwandter oder sonst Jemand mit diesem Sarge gienge? Auf die Antwort, daß sich Niemand um den Sterbenden bekümmert habe und den Todten hier nur sein treuer Hund begleite, sagte Franz: „Nun, so will ich mit-

gehen!" Er folgte dem Sarge zum Grabe und betete dort mit entblößtem Haupte ein Vaterunser. — Seine Völker wußten sein Regierungssystem (das in seinem Kanzler Metternich und in dessen Maxime: „Alles für das Volk und nichts durch das Volk!" repräsentirt war) gar wohl von seiner Person zu unterscheiden: denn sie hatten Freude und Leid mit ihm getheilt; sie hiengen an ihm, wie an einem Vater, dessen Erziehungs-Handlungen man nicht alle billigen kann. Von einer vorhandenen Mißbilligung des österreichischen Regierungssystems erfuhr er auch nie etwas, und so schied er mit dem Bewußtsein, das Wohl seiner Völker redlich gewollt und dafür nach bestem Wissen redlich gesorgt zu haben. „Er schied mit dem Glauben, der Gegenstand ihrer Verehrung und Liebe zu sein, und darin hatte er recht; er schied mit der Überzeugung, einen gut organisirten Staat, eine im Innern festgestellte Macht seinem Nachfolger zu hinterlassen, und darin hatte er — unrecht." (Mailath.)

3. Kapitel. Die Julismonarchie in Frankreich.

1. Louis Philipp der Bürgerkönig. Wiederhervortreten der Parteien. Die Legitimisten; die Republikaner; die Doctrinairs. Das Juste-Milieu. Das gemischte Ministerium. Die Creditsumme. Prozeß gegen die gefangenen Minister. Beginnende Reaction. Das Ministerium Laffitte. Das Ministerium Perier. Die Civilliste. Steigende Opposition gegen den König. Der St. Simonismus. Die Besetzung Ancona's. Perier's Tod.

Sehen wir nun wieder auf Frankreich hin und verfolgen den Gang der Entwicklung, den dort nach dem Sturze der Bourbonen die neue Ordnung der Dinge nahm.

Der Sieg der Volksgewalt über das restaurirte Königthum überraschte die Menge so, daß sie (mit Ausnahme einer republikanischen Partei) sich die schnell improvisirte Julismonarchie ohne Widerrede gefallen ließ, obgleich diese weder aus dem Erbfolgerecht, noch aus der allgemeinen Volkswahl hervorgegangen war. Aber gerade aus diesem Mangel nach der einen und nach der andern Seite hin kam die Unsicherheit her, die der Julismonarchie vom Anfang bis zum Ende anklebte und ihr die zweideutige Signatur einer fingirten Dynastie aufdrückte.

In Ludwig Philipp selbst hatte sich durch den ungewöhnlichen Geschickswechsel, dem er in seinem Leben ausgesetzt gewesen, ein Character ausgebildet, der sich leicht in jede Lage fand und sie mit seinem überaus feinen Verstande und seiner großen Welt- und Menschenkenntniß geschickt zur Befestigung seiner Dynastie zu benützen bemüht war. Persönlich ohne Furcht, aber durch seine Lebenserfahrungen an Behutsamkeit gewöhnt und zum Zweifel geneigt, getraute er nicht, sich einer entschiedenen Richtung mit aller Kraft des Geistes und Willens hinzugeben: seine Entschlüsse ruhten nicht auf dem festen Grund einer über alle Widersprüche erhabenen idealen Überzeugung, welche kühnen und freien Schwungs sich die Umstände möglichst zu unterwerfen sucht. Vielmehr zog er es in der Regel vor, sich bloß mit kluger Berechnung nach den Umständen zu richten. Dabei aber war er jeder „Unordnung und Gewaltsamkeit" feind und stets zur „Milde und Menschlichkeit" geneigt.

Diese beiden letztern Eigenschaften, und sein bürgerlich-häuslicher Sinn, den ihm sein früheres, zum Theil unter den Mittelklassen der Gesellschaft hingebrachtes Leben eingeflößt hatte, erwarben ihm die Anhänglichkeit der die Ruhe liebenden und mit ihrem Handel und Wandel nur

in der Ruhe gedeihenden Bourgeoisie. „Bürgerkönig“ zu heißen und zu sein, rechnete er sich darum zum Hauptverdienst, während das gemeine Volk und selbst der Soldatenstand eine andere Größe an ihm vermißte, die der Franzose — wenn auch oft nur ihrem Scheine nach — an seinen Königen von jeher zu sehen und zu bewundern liebte.

Obgleich sich Louis Philipp nur auf die Mittelklassen stützte, da der Adel und die Geistlichkeit in der Verfassung keine Bedeutung hatten, das niedere Volk aber erst noch der Heranbildung für ein constitutionelles Leben bedurfte, so mißachtete er doch keinen aus jenen Ständen, die sich ihm ferne stellten, sondern nahm Jeden auf, der sich ihm anschloß. Und weil im Anfang das neue Königthum, das Bürgerthum und das Volk zusammenstimmten, so glaubte man, Frankreich sei am Ende seiner langen (von 1789 an gerechneten) Revolutionsperiode angelangt.

Allmählich aber traten wieder Parteien hervor, die sich zu neuen Kämpfen anschickten. Die Legitimisten, als Anhänger der älteren Bourbonen, zogen sich von den Orleans zurück und hofften auf die Zukunft; die Geistlichkeit war dem größten Theile nach dem Juliusthrone abgeneigt und hielt sich desto strenger an die Kirche; ja ein Theil, mit dem Abbé de Lamennais an der Spitze, wich vom kirchlichen Grund und gab sich demokratischen Schwindeleien hin. — Die republikanische Partei, die mit dem Census, dem Zweikammersystem und der Verwaltungscentralisation unzufrieden war, gieng in mehr und mehr sich verschärfende Opposition über und überzog Frankreich mit einem Netz von geheimen Gesellschaften, welche durch Emeuten in den bevölkertsten Städten auf den Umsturz des Throns und der Verfassung hinarbeiteten.

Eine andere Partei, genannt die Doctrinairs, weil sie in der Politik Alles auf allgemeine theoretische, insbesondere historisch-politische Grundsätze zurückzuführen und aus ihnen zu erklären suchten, hatte schon unter der Restauration eine gewisse Vermittlung zwischen den Ultraroyalisten und der Revolution angestrebt, und suchte jetzt unter der Juliusdynastie zwischen der Bourgeosie und der Revolution durch Empfehlung der Charte und ihrer Vortheile die Lehre von der richtigen Mitte (dem sogenannten juste milieu) geltend zu machen. Da sich unter den Doctrinairs bedeutende Geister befanden, die mit gewandter Dialektik die Quasilegitimität der orleanistischen Dynastie vertheidigten, so machte auch Louis Philipp das juste milieu zum Programm seiner Regierung.

Aber gerade dieses Schweben und Schwanken zwischen zwei Principien machte die Stellung des Bürgerkönigthums von Anfang an zu einer zweideutigen. Gleich das nach diesem Grundsatz gewählte Ministerium repräsentirte die in dem orleanistischen Regierungssystem herrschenden verschiedenen Ansichten, und die gleiche Physiognomie hatte die Deputirtenkammer mit ihren verschiedenen Fractionen.

An der Spitze des Ministeriums stand der Siegelbewahrer und Justizminister Dupont de l'Eure, der die republikanischen Attribute des Juliusthrons hütete; Guizot, Minister des Innern, und der Herzog von Broglie, Minister des Unterrichts, waren beide

Doctrinärs; Gérard, Kriegsminister, und Sebastiani, Marineminister, waren beide mit dem Grafen Molé, dem Minister des Auswärtigen, auf Erhaltung der Ruhe im Innern und auf gutes Vernehmen mit dem Auslande bedacht; Baron Luis war ein Freund Talleyrand's, gleichwie dieser der vertrauteste Rathgeber Louis Philipp's war. Von den vier Ministern ohne Portefeuille stand Laffitte (ein Banquier) zu Dupont; — Casimir Perier (auch ein Banquier), Dupin der Ältere und Bignon zählten zum Centrum in der Deputirtenkammer. Dieses Centrum enthielt alle diejenigen, die ihren politischen Grundsatz dahin aussprachen, daß sie den König, nicht weil er, sondern obgleich er ein Bourbon sei, anerkannten. Die Doctrinärs in der Kammer bildeten gewissermaßen die Rechte, der gegenüber als Linke diejenigen standen, welche wie Laffitte und Lafayette den Revolutionsgrundsätzen ergeben waren.

Um die Schäden, welche der letzte Umsturz einzelnen Klassen verursacht hatte, einigermaßen gut zu machen, wurde ein Credit von 30 Mill. Fr. zur Erleichterung des Handesstandes, und 5 Mill. (zu denen Louis Philipp aus seinem Eignen noch hinzu that) zur Beschäftigung arbeitloser Arbeiter bewilligt; auch erhielten die Wittwen und Waisen der Juliuskämpfer Unterstützungen. Eben so suchte man die Presse zu mäßigen und den Unordnungen des Pariser Proletariats zu steuern und hob einige Clubs auf, die das Volk zu Ausschweifungen ermuntert hatten.

Unterdeß nahte der Termin zur Vornahme des Prozesses der gefangenen Minister Karl's X, und weil Polignac und Peyronnet aus ihrer Haft hatten fliehen wollen, aber wieder ergriffen wurden, so wachte im Volke der Geist der Unruhe auf und forderte den Tod der Unglücklichen.

Darüber traten Guizot, Perier und Molé aus dem Ministerium, das sich nun auflösen und einem vorwiegend demokratischen Platz machen mußte. Die Erhebung Laffitte's zum Ministerpräsidenten, und die von der Pairskammer ausgesprochene Verurtheilung der Minister Karl's X zu ewigem Gefängniß wirkte beruhigend auf die Volksbewegung; die Ernennung Sebastiani's zum Minister des Auswärtigen beruhigte einigermaßen die ausländischen Mächte, welche dieser Ministerwechsel sehr besorgt gemacht hatte.

Nun erst konnte Louis Philipp wieder zur Reaction greifen. Zunächst wurde Lafayette vom Obercommando der Nationalgarde entfernt. Zwar setzte Laffitte die Herabsetzung des Census und in Bezug auf Belgien (K. 1, 1.) das Princip der Nichtintervention durch; aber als bei der Berathung des Gemeindegesetzes die Kammer nicht auf Laffitte's stark liberale Concessionsvorschläge eingieng, und Österreich, welchem Laffitte die Intervention in Italien nicht gestatten wollte, mit Krieg drohte: so sah sich Laffitte gezwungen, aus dem Ministerium zu treten und im März 1831 die Leitung seinem Gegner Casimir Perier zu überlassen, dessen Wahlspruch „Friede und Ordnung" war.

Die Ordnung war unter Laffitte auch durch einen argen Tumult des Pariser Pöbels gestört worden. Weil nämlich der Erzbischoff von Paris (von Quelen) einen Trauergottesdienst für den 11 Jahre zuvor ermordeten Herzog von Berry gehalten hatte, wobei die Legitimisten eine weiße Fahne auf dem Thurme der Kirche flattern ließen und am Trauerkatafalk ein gekröntes Bildniß des jungen Herzogs von Berry, des von ihnen sogenannten Heinrichs V, anbrachten, so stürmte der Pöbel den erzbischöfflichen Palast und verwandelte ihn in einen Trümmerhaufen, ohne daß die Behörden anfangs Miene machten, dem Unfug zu steuern. — Da Laffitte besonders bei den Verhandlungen mit dem Ausland keine Erfahrung und Gewandtheit besaß, so hatte der König mit Sebastiani die auswärtigen Angelegenheiten in die Hand genommen und Laffitte merkte lange nicht, daß dadurch sein Ministerpräsidentschaft fast nur eine nominelle war.

Casimir Perier, ein fester, willenskräftiger, aber selbstwilliger Character, übernahm das Ministerium nur unter der Bedingung, daß ihm der König die wirkliche, nicht bloß nominelle Leitung überließe. Er hatte den schon unter Karl X viel besprochenen Grundsatz „Le roi regne, mais ne gouverne pas," und wußte ihn während seines ganzen Ministeriums durchzuführen. Er setzte den Census für Wähler der Deputirten von 300 Fr. auf 200 Fr. Steuer herab, wodurch sich dieselben von 90,000 auf 180,000 vermehrten, setzte die Verbannung des älteren Zweiges der Bourbonen vom französischen Boden durch und verschaffte so der Regierung die Oberhand. Er war es auch, der auf König Leopold's Hülfsgesuch die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in Belgien gegen Holland erwirkte, und der den furchtbaren Aufstand der theils durch Nahrungslosigkeit gedrückten, theils durch die Revolutionspartei aufgehetzteu 40,000 Seidenarbeiter in Lyon durch den Kriegsminister Soult mit Waffengewalt unterdrücken ließ. Es wäre ihm wohl auch gelungen, die Aufhebung der Erblichkeit der Pairs zu hintertreiben, wenn nicht gerade der Fall Warschau's (S. oben K. 1, 3.) einen Tumult in Paris hervorgerufen hätte. Doch brachte er kurz darauf (Dec. 1831) die Kammer wenigstens dahin, daß sie den König ermächtigte, die Pairs auf Lebenszeit zu ernennen.

Durch Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde und öftere Ernennung einer großen Zahl neuer Pairs verlor die Monarchie an Stabilität und politischer Einsicht, die Institution selbst so sehr an Ansehen und Werth, daß 30 alte Pairs freiwillig diese Würde niederlegten. Selbst Napoleon sagte einst: „Eine constitutionelle Monarchie zu gründen ohne Aristokratie ist ein eben so unlösbares Problem, als die Direction eines Luftballons." — Der Erfolg hat es bewiesen.

So kräftig und entschieden Perier auf Befestigung des Juliusthrones hinarbeitete, so war doch dieser selbst zu sehr auf das Princip der Revolution gegründet, um die demokratischen und republikanischen Vereine unterdrücken zu können, welche daher mehr und mehr überhand nahmen und bei den neuen Wahlen die Opposition in der Kammer sehr verstärkten. Besonders offenbarte das Volk bei Gelegenheit der Festsetzung der Civilliste, für welche die Kammer 12 Mill. bewilligte, während eine Minorität von 180 unter Führung von Odillon Barrot gegen solche

„Verschwendung" protestirte, eine ungemein gehässige Gesinnung gegen die Person Louis Philipp's und seine Familie. — Pasquille und satirische Carrikaturen aller Art gegen den König sowohl, als gegen die vorzüglichsten auf seiner Seite stehenden Staatsmänner wurden allenthalben offen ausgeboten und steigerten die Nichtachtung des Volkes gegen die Regierung. Doch hielt Perier's Strenge und Wachsamkeit wenigstens die äußere Ruhe noch aufrecht.

Die Summe der Dotation der königl. Familie betrug im J. 1831 17,228,417 Fr., wozu für Louis Philipp noch ein jährliches Einkommen von etwa 7 Mill. aus seinem Privatvermögen kam. Die Republikaner berechneten, daß Karl X nie mehr als 11,500,000 jährlich bezogen habe und zwar mit Inbegriff vieler Ausgaben, welche von seinem Nachfolger auf die Nation übertragen worden seien; die jetzige Civilliste betrage 37 mal so viel als die Napoleon's als ersten Consuls, und 148 mal so viel als das Einkommen des Präsidenten der vereinigten Staaten rc. — Das Königthum mit republikanischen Institutionen kam allerdings theuer zu stehen, denn während das Budget 1829 noch gegen eine Milliarde sich belief, stieg es 1831 um 200 Millionen — und dennoch befanden sich alle Geschäfte und Gewerbe im Rückgang.

Einen tiefen moralisch-verderblichen Einfluß auf die Gesinnung der Massen hatte die neuhervortretende moralisch-philosophische Secte der St. Simonisten, welche auf eine Umbildung der socialen Verhältnisse ausgieng, die sie jedoch nicht, wie die politischen Vereine, mit physischer Gewalt, sondern durch Belehrung des Volks zu Stande zu bringen suchte. Der Stifter dieser Secte, ein Graf von St. Simon, der aber bereits 1825 gestorben war, hatte ein System erdacht, das durch Aufhebung des Privateigenthums, so wie der Erb- und Familienrechte alle Übel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft aufheben zu können behauptete. Unter der geräuschvollen Kaiserherrschaft achtete Niemand auf diese Lehre; doch in der ruhigern Zeit der Restauration ergriffen junge excentrische Köpfe jene Ideen und suchten ihnen durch Stiftung einer St. Simonistischen Gesellschaft eine practische Anwendung zu geben. Ihre Lehren vom gemeinsamen Eigenthum und von Vertheilung der Arbeit nach Befähigung und Verdienst konnten als Chimären sich selbst überlassen bleiben; aber ihre Lehre von der Aufhebung der Ehe und von der „freien Frau" griffen die tiefinnersten Stützen der Sittlichkeit an, und forderten die Staatsgewalt um so mehr zum Eingreifen auf, als diese verderblichen Grundsätze in Paris, wo ohnehin ein Drittel der Bevölkerung unehelicher Herkunft ist, nur all zu leicht Eingang fanden und im Jahre 1831 dort neben 24,391 ehelichen Geburten 11,044 uneheliche und 5803 Findlinge gezählt wurden. Die Häupter der Secte wurden bestraft und die Versammlung der St. Simonisten verboten. Doch lehnten sich an den St. Simonismus, wie wir sehen werden, späterhin andere communistische Versuche zu einer socialen Umwälzung an.

Perier's letzte politische Action war die übrigens widervölkerrechtliche Besetzung Ancona's im Febr. 1832 (s. oben K. 1, 5.), die der Übermacht Österreichs in Italien ein Gegengewicht geben sollte. Als mit den polnischen Flüchtlingen die Cholera nach Paris kam und der Pöbel diese neue Krankheit einer Brunnenvergiftung zuschrieb und einige Menschen als vermeintliche Vergifter mißhandelte, besuchte der Herzog von Orleans mit Perier — während die meisten Kammerdeputirten auf's Land flohen — die Choleraspitäler, um das Volk zu ermuthigen. Einige Tage darauf ward Perier selbst von der Cholera ergriffen und starb am 16. März 1832.

Der Tod dieses energischen Ministers wurde von allen Ordnungsliebenden betrauert: denn nur seiner entschiedenen Thatkraft, seinem practischen Scharfblick und seiner mächtig imponirenden Haltung hatte Frankreich die äußere Ruhe und der Juliusthron wenigstens so viele Festigung zu danken, daß dieser noch auf Jahre hinaus ungeachtet mannichfacher Schwankungen sich halten konnte.

2. Louis Philipp's Selbstregierung. Der compte rendu der Opposition. Die geheimen Clubs. Der Barrikadenaufstand. Das Ministerium Soult-Guizot. Thiers. Der Aufstand in der Vendée. Die Herzogin von Berry. Thiers' Antrag auf Befestigung von Paris. Das Vereinsverbot. Emeuten. Die Höllenmaschine. Fieschi. Die Septembergesetze.

Nach Perier's Tod ließ Louis Philipp das Ministerium, das nun mit Montalivet's Namen bezeichnet wurde) unverändert, übernahm aber selbst den Vorsitz im Ministerrath und lenkte nun Frankreichs Geschicke selbständig nach seinem Sinn, als der „unveränderliche Gedanke" (la pensée immuable), wie man den König zu nennen pflegte. Dieß war und blieb der Gedanke, sich auf die wohlhabenden Mittelklassen zu stützen und die Kammer als den eigentlichen Ausdruck des Volks anzusehen. Darüber aber entgiengen ihm die Bedürfnisse der Minderbegüterten, die sich daher um so leichter den Glücksvorspiegelungen der demokratisch-republikanischen und communistisch-socialen Factionen hingaben.

Die neue Situation benützend traten 140 Kammer-Oppositionsglieder (darunter Marschall Clauzel, General Lamarque, Dupont de l'Eure, Laffitte, Lafayette, Odillon-Barrot, Franz Arago 2c.) mit einem sogenannten Rechenschaftsbericht (compte rendu) auf, worin sie die Juliusmonarchie des Abfalls von der Grundlage ihrer Entstehung beschuldigten. Die Folge war, daß sich zwar einerseits die Majorität mehr an Louis Philipp anschloß, anderseits aber die geheimen Vereine und das von ihnen bearbeitete Volk in große Aufregung gerieth, die sich bei der Leichenfeier Lamarque's am 5. Juni in einer Demonstration kund that, welche beim Einschreiten der Polizei in einen Barrikadenaufstand übergieng, den die Linientruppen und Nationalgarden mit den Waffen niederschlagen mußten. Die Erklärung des Belagerungszustandes und die Niedersetzung von Kriegsgerichten zur Bestrafung der Schuldigen vermehrte die Unzufriedenheit der Menge so, daß diese Maßregel bald zurückgenommen und Soult an die Spitze des Ministeriums gestellt wurde, welcher sich durch energische Bekämpfung des Aufruhrs das allgemeine Vertrauen erworben hatte, während Montalivet das Ministerium des königl. Hauses übernahm. Zu gleicher Zeit wurden 61 neue Pairs ernannt.

Während in diesem Ministerium der Cultminister Guizot (ernster Protestant und geistreichster Doctrinär) die höhern und niedern Volksschulen nach dem Muster der Deutschen einzurichten begann, und Broglie, als Minister des Auswärtigen, durch die Eroberung der von Chassé vertheidigten Citadelle von Antwerpen (s. ob. K. 1, 1. a. E.) die Holländer zur Räumung Belgiens zwang, machte sich Thiers, als Minister des Innern, durch Unterdrückung eines legitimistischen Aufstands in der Vendée und durch die Gefangennehmung der Herzogin von Berry (8. Nov.) einen populären Namen.

Obgleich nämlich Karl X in Görz (wohin er sich von England aus übersiedelt hatte), als bourbonisches Familienhaupt, mit dem der legitimistische Adel in Frankreich in steter Verbindung stand, die Hoffnung auf die Wiederherstellung seines Hauses zwar nicht aufgab, aber seinen Anhängern voreilige Versuche dazu widerrieth, ließ sich die in Italien lebende Herzogin von Berry (Mutter des Herzogs von Bordeaux, den die Legitimisten Heinrich V nannten) vom Marschall Bourmont zu einem Versuch, einen Aufstand in Frankreich zu erregen, in der Meinung bewegen, der Julithron habe gar keine Wurzeln geschlagen. Sie landete in Marseille und fand bei einem Zug durch den Süden und Westen Frankreichs die Legitimisten zwar voll Anhänglichkeit, aber zu einer allgemeinen Bewegung vermochte sie dieselben nicht zu bringen, selbst nicht in der Vendée; die Wenigen, die sich zu einer Schilderhebung einfanden, waren selbst unter sich uneinig, indem ihr Manche, die Lage der Dinge besser kennend, riethen, von dem Versuche für jetzt abzustehen. Sie bestund aber auf ihrem Plan, und so kam es zu einigen Gefechten mit den königlichen Truppen, worin zwar die Legitimisten tapfer kämpften, aber bald unterlagen und zersprengt wurden. Die Herzogin hätte sich nun retten können, aber unerschrocken, wie sie war, gefiel sie sich in den Gefahren der Flucht von Schloß zu Schloß, bis sie in Nantes einen heimlichen Aufenthalt nahm und von dort aus mit ihren Anhängern in den verschiedenen Provinzen verkehrte. Allein die Polizei entdeckte ihren Aufenthalt, den ein Jude, Namens Deutz, der ihr Unterhändler für die Pariser Legitimisten war, dem Thiers verrathen hatte. Sie wurde gefangen genommen. Louis Philipp war lange in Verlegenheit, wie er mit ihr verfahren solle. Da erklärte sie, sie wäre mit einem italienischen Grafen heimlich vermählt; auch wurde sie wirklich im Gefängniß von einer Tochter entbunden. Dieser Umstand bestimmte den König, sie der Haft zu entledigen und aus Frankreich fortschaffen zu lassen. Sie gieng nach Sicilien, jedoch ihre Rolle war ausgespielt: selbst die Legitimisten schämten sich nun ihrer.

Diese mißglückte legitimistische Erhebung hatte nur dazu gedient, den König in seiner Stellung zu befestigen. Von günstiger Wirkung war darauf das neue Municipal- und Departementalgesetz in Bezug auf Freigebung der Selbstverwaltung. Nichts desto weniger wuchs der Widerstand der republikanischen Partei. — Da nun die von der Regierung beschlossene Befestigung von Paris, welche, — schon von Napoleon beabsichtigt, — zugleich zum Schutze der Regierung gegen Aufstände dienen sollte, noch allzustarke Opposition fand, so brachte Thiers die Kammer dahin, 100 Mill. zu öffentlichen Bauten, Straßen und Kanälen ꝛc. zu bewilligen, wodurch er zugleich müßige Arbeiter zu beschäftigen und das Ansehen der Regierung beim Volke zu erhöhen suchte.

Dennoch verbreiteten sich geheime politische Vereine, z. B. die „Gesellschaft der Menschenrechte," über ganz Frankreich (indem sie das Gesetz, welches Vereine von über 20 Personen ohne Autorisation der Regierung verbot, dadurch umgiengen, daß sie sich in Abtheilungen von nicht über 19 Personen versammelten) und fanden besonders unter den Fabrikarbeitern volkreicher Städte die meisten Anhänger. Daher wurde von den Kammern ein Verbot aller Vereine erlassen und die Fortsetzung oder Neuerrichtung derselben von der Ermächtigung der Regierung abhängig gemacht. Als man dieses Gesetz auch in Lyon anwenden wollte, brach dort im April 1834 ein mächtiger Aufstand aus, den die königlichen Truppen nur durch einen mehrtägigen blutigen Kampf dämpfen konnten. Auch an andern Orten, besonders aber in Paris, fand der Lyoner Aufstand Nachahmung, wurde aber durch die gleiche Strenge unterdrückt.

Diese Emeuten riefen den gewagten Gesetzvorschlag zur allgemeinen Entwaffnung des Volks hervor, der wirklich angenommen wurde. Obgleich der, vor dem Pairshof eröffnete Prozeß der verhafteten Aufständner weder mit Strenge, noch mit Energie geführt wurde und am 20. Mai Lafayette gestorben war, so ließ doch der tödtliche Haß der Revolutionäre gegen Louis Philipp in keinem Stücke nach. Vielmehr machte er sich im Juli 1835 durch Fieschi's Höllenmaschine Luft, deren verderblicher Wirkung der König nur wie durch ein Wunder entgieng.

Als nämlich der König am Gedächtnißfeste der Julirevolution, umgeben von seinen Söhnen und einem glänzenden Stabe, zur Heerschau über die Nationalgarde und Linie sich begab und auf dem Boulevard du Temple anlangte, erfolgte plötzlich eine furchtbare Explosion, und aus dem Fenster eines benachbarten Hauses hervor drangen eine Menge Kugeln und trafen über 60 Personen verschiedenen Alters und Standes, darunter den Marschall Mortier. Louis Philipp war durch die Annahme einer Bittschrift, die ihm Jemand überreichte, ein wenig zurückgeblieben und dadurch nicht in die Schußlinie gekommen. Er bewies dabei die größte Unerschrockenheit, ließ sogleich für die Verwundeten sorgen und setzte die Heerschau fort. Fieschi, ein corsischer Soldat, wurde in jenem Hause ergriffen und im Febr. 1836 mit noch zwei Mitschuldigen, Pepin und Morey, hingerichtet.

Dieses gräuliche Attentat gab Veranlassung zu den strengen Septembergesetzen, welche die Verurtheilung von Staatsverbrechern dem Gericht der Pairskammer überwiesen. Der beredte Widerstand Royer Collard's gegen diese Gesetzgebung richtete nichts aus und die republikanische Partei schien gebrochen zu sein.

3. Gutes Verhältniß der Julismonarchie zu den auswärtigen Mächten. Giftigkeit der Opposition und Presse. Neue Mordversuche. Erster Aufstandsversuch Louis Napoleon's. Befestigung Algeriens. Bugeaud. (Eroberung von Constantine; Besiegung Abdel-Kader's; Demüthigung Marocco's.)

Durch die Beweise von Kraft, welche der Julisthron bisher so unverkennbar gegen die Revolution entwickelte, gestalteten sich die Bezieh-

ungen desselben zu den ausländischen Mächten freundlicher, was besonders die herzliche Aufnahme, welche Louis Philipp's beide ältere Söhne, der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours am Berliner und Wiener Hofe (1836) fanden, besonders aber die Verlobung des ersteren mit der edlen, dem preußischen Hause verwandten Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin bewies, mit der er sich im folgenden Jahre vermählte. — Um diese Zeit ward auch von der Kammer die Ausstattug der an den König Leopold von Belgien seit 1832 verheiratheten Tochter Louis Philipp's genehmigt.

Je vollständiger indessen alle der Regierung widerstrebenden Parteien besiegt schienen, desto erbitterter concentrirte sich ihre Feindschaft in geheimen und deswegen nur um so gefährlicheren Anschlägen. Daher kam es auch, daß sich nach dem Vorgange Fieschi's noch viele Mordversuche folgten, deren Gelingen aber stets die über Louis Philipp's Leben sichtbar wachende Vorsehung verhinderte.

So schoß Alibaud, ein Handlungsdiener, am 25. Jun. 1836 nach dem König und wurde dafür hingerichtet, und noch am 27. Dec. desselben Jahres schoß Meunier, ein Handwerker, nach ihm und wurde deportirt. Eine zweite Höllenmaschine sollte den König, sein Gefolge und die Minister beim Zug zur Kammereröffnung tödten; der Anschlag scheiterte und der Urheber Hubert, ein Elsäßer, wurde deportirt. Eben so schoß 1840 Darmès, ein Arbeiter, 1846 Lecomte, ein Forstbeamter, und kurz darauf Henry, ein Stahlwaarenfabrikant, nach dem König. Die beiden erstern wurden hingerichtet, der letztere zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. — Dazwischen machte Louis Napoleon, jüngster Sohn des ehemaligen Königs von Holland und Neffe Napoleon's I, im J. 1836 zu Straßburg einen Versuch, die Regierung zu stürzen und das bonapartistische Regiment zurückzuführen; er wurde aber ergriffen und nach Amerika verbannt.

Um den auch in der Kammermajorität ab- und aufwogenden Meinungen der Doctrinärs und der Thierspartie und den Schattirungen beider zu genügen, mußte Louis Philipp oft sein Ministerium wechseln. Dieß brachte auch ein Schwanken in das Regierungssystem, obgleich der König seine selbständige Stellung über beiden Theilen zu wahren und die Leiter derselben, Guizot und Thiers, die sehr verschiedenen Geistes waren, gegen einander in Schranken zu halten, immer aber für seine Zwecke zu benützen wußte. Wo es indeß galt, den Revolutionsgelüsten entgegenzutreten, war das Ministerium und die Kammermajorität einmüthig, desgleichen auch einverstanden mit der Bestrebung des Königs, die von der Restauration gemachte Eroberung Algeriens wider die Ansicht Mancher, welche daraus Verwicklungen mit England und der Türkei besorgten, nicht aufzugeben, sondern sie festzuhalten und die Herrschaft Frankreichs auf der Nordküste Afrikas auszubreiten. Ein glücklicher Erfolg belohnte zuletzt die daran gewandten Opfer.

In der ersten Zeit waren die Kämpfe gegen die Eingebornen Algeriens aus Mangel an hinreichenden Mitteln von mancherlei Unfällen begleitet, wie denn Marschall Clauzel's Sturm auf Constantine (das alte Cirta) mißlang und General Damremont bei einem erneuerten Angriff auf diese Stadt fiel. Auch litten die Truppen viel durch die Über-

fälle der Araber. Als aber die französischen Soldaten mit der Natur des dortigen Kriegs vertrauter wurden und die Kammer mehr Mittel gewährte, wuchs die Aussicht auf Erfolg. Im Oct. 1837 entschied die glänzende Eroberung Constantine's durch den General Bugeaud den dauernden Besitz der Provinz. Die fortgesetzten Kämpfe mit dem tapfern und listigen Marabut Abd-el-Kader, der den Seinen den „heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen predigte und heimlich von England mit Waffen und Kriegsbedarf unterstützt wurde, kosteten viele Jahre hindurch große Opfer und Anstrengungen, bis endlich Abd-el-Kader gefangen und nach Frankreich gebracht wurde, wo er von Louis Philipp überaus achtungsvoll behandelt, späterhin sogar frei gegeben wurde mit der Bedingung, in Syrien zu leben und nie etwas gegen Frankreich zu unternehmen, — ein Versprechen, das Abd-el-Kader redlich hielt. — Der zwischen einfallende Krieg mit Marocco, den dieser Staat 1844 mit Frankreich begann, endete 1847 durch den Sieg Bugeaud's bei Isly mit der Demüthigung Marocco's. — Als Bugeaud das ganze Gebiet Algeriens unterworfen hatte, bemühte er sich, die Colonie auch im Innern durch eine geregelte Verwaltung zu befestigen und für Frankreich fruchtbar zu machen.

4. Der Socialistenaufstand; das Boulogner Attentat. Das Ministerium Thiers. Die orientalische Verwicklung. Frankreich und Mehemed Ali. Thiers' Rheinbedrohung. Das Ministerium Soult. Guizot. Frankreich im Viermächtebund. Feindschaft zwischen Thiers und Guizot. Zurückführung der Überreste Napoleon's I. Der Communismus und das Proletariat. Louis Philipp's Verlaß auf die Interessen des Reichthums.

Während durch die Septembergesetze und die Wachsamkeit und Sorge der Regierung allenthalben die äußere Ordnung als befestigt gelten konnte und auch der zunehmende Wohlstand von ihr zeugte, bewiesen zwei neue Versuche der Ruhestörung, der socialistisch-republikanische Aufstand Barbé's und Blanqui's (v. 12. Mai 1839) und das Boulogner Attentat Louis Napoleon's (v. 6. Aug. 1840), daß im Verborgenen Kräfte lauerten, die mit der Zeit dem Julius-throne gefährlich werden konnten.

Der Rest der aufgehobenen republikanischen „Gesellschaft der Menschenrechte" hatte sich in die neue geheime „Gesellschaft der Jahrszeiten" umgewandelt, an deren Spitze zwei junge fanatische, nicht ungebildete Männer, Barbé und Blanqui, stunden, welche durch Verbreitung socialistischer Ideen auf den Umsturz der Juliusmonarchie ausgiengen. Mit einigen hundert Mitgliedern dieser Gesellschaft überfielen sie die Wachen des Justizpalastes und Stadthauses und riefen die Republik aus, fanden aber im Volke nur geringe Unterstützung und mußten den Truppen weichen. Während sich ihre Gefährten retteten, wurden Barbé und zwei Monate darauf auch Blanqui gefangen genommen und vom Pairshof zum Tod verurtheilt. Louis Philipp schenkte ihnen aber das Leben und bestrafte sie mit lebenslänglichem Gefängniß.

Louis Napoleon war von Amerika zurückgekehrt und hatte sich in der Schweiz niedergelassen. Weil ihm aber die französische Regierung den Aufenthalt daselbst erschwerte, gieng er nach England, wo er der englischen Regierung nach der spanischen Heirath nicht unwillkommen war. Dort warb er ein halb hundert Leute, kleidete sie in die Uniform der alten Kaisergarde, setzte mit ihnen auf die französische Küste über und zog in Boulogne ein, wo er in einer Proclamation an die französische Nation versprach, ihr ihre ehemalige Größe wiederzugeben. Weil er aber keine Unterstützung fand und die Zollsoldaten sich seiner bemächtigen wollten, warf er sich wieder in das Boot, auf dem er gelandet war. Dieses aber schlug um, er

wurde gefangen, und durch den Pairshof zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Hierauf wurde er nach Ham gebracht, entfloh aber 1846 wieder nach England und hatte sich dort der besondern Aufmerksamkeit Lord Palmerstons zu erfreuen, welche ihm später sehr nützlich wurde.

In den auswärtigen Verhältnissen war Louis Philipp's Politik keineswegs der Bedeutung Frankreichs angemessen: denn da er um jeden Preis einen Bruch mit irgend einer der größern Mächte mied, so erschien er stets nachgiebig und oft inconsequent, wie solches das Juste-milieu-Princip mit sich brachte. Dieß zeigte sich auch in dem neuen Kampf der Pforte mit ihrem Vasallen Mehemed Ali von Ägypten, welchen letzteren Thiers darum in Schutz nahm, weil er mit seinen revolutionären Grundsätzen zugleich die alte napoleonische Politik in Ägypten zu verbinden suchte und zu diesem Zwecke ohne Zuzug der übrigen Mächte einen heimlichen Vertrag mit dem Pascha unterhandelt hatte. Als nun die übrigen vier Großmächte für die Pforte entschieden und Frankreich dadurch isolirt erschien, drohte Thiers, welchem kurz zuvor, eben dieser Verwicklungen wegen, die Ministerpräsidentschaft übertragen worden war, mit einem Angriff auf den Rhein und lärmte ganz Frankreich zu gewaltigen Rüstungen gegen Deutschland auf. (Wie die Deutschen ihm darauf antworteten, ist unten in K. 5, 2. erwähnt.) Weil aber trotzdem Frankreich zu einem allgemeinen Kriege nicht genug vorbereitet und ein solcher durch die vorhandene Differenz auch nicht gerechtfertigt war, so ließ Thiers selbst die damals weit überlegene französische Flotte von den Dardanellen nach Toulon zurückkommen, während Guizot, als Gesandter in London, mit Zustimmung des Königs eine Verständigung mit den übrigen Mächten anbahnte. Dennoch wollte jener redefertige Minister in der Thronrede vor den eben versammelten Kammern, seine drohende Sprache fortgesetzt wissen. Allein Louis Philipp verstand sich zu dieser Prahlerei nicht, sondern ließ Thiers fallen, worauf dann das neue Ministerium Soult-Guizot am 15. Juli 1841 jenen Vertrag unterzeichnete, durch den der Pforte das Recht zuerkannt wurde, in Friedenszeiten die Dardanellen und den Bosporus für die Kriegsschiffe aller Nationen zu schließen.

Dieser Act zog dem neuen Ministerium bei der Opposition den Spottnamen „das Ministerium des Auslands" und dem Minister Guizot insbesondere den Spottnamen „der Flüchtling von Gent" zu (mit Anspielung auf seine Flucht nach Gent während der hundert Tage). Von da an brach die Eifersucht Thiers' gegen Guizot in offene Feindschaft aus, die der Juliusmonarchie großes Unheil bereitete. Denn von nun an hielt sich Thiers mehr zur Opposition, und als kurz nach seinem Austritt aus dem Ministerium die unter seiner Vorstandschaft beschlossene Zurückführung der Überreste Napoleon's von St. Helena nach Paris durch den Prinzen Joinville Statt hatte und der berühmte Todte

im Dom der Invaliden beigesetzt wurde, hörte man neben dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" nirgends den: „es lebe der König", sondern: „Nieder mit dem Ministerium! Es lebe Thiers!"

Diese Zurückführung der Leiche Napoleon's durch die von Joinville befehligte Expedition (auf der Fregatte Belle Poule) geschah in der Absicht, durch Stärkung des Nationalbewußtseins dem Julinsthrone die öffentliche Meinung zu gewinnen. Man bedachte aber nicht, daß dadurch alle Erinnerungen an die „große Kaiserzeit" und an die damit zusammenhängenden Wünsche und Bestrebungen Vieler wieder wach werden würden. Und so bereitete man der Juliusdynastie anstatt eines Verdienstes eine drohende Gefahr. „Der neue Prometheus hätte für immer auf dem Felsen gelassen werden sollen, an welchen er von der Furcht und dem Haß seiner Feinde geschmiedet worden war, und wo Gram und Stolz, wie der Geier an den Eingeweiden des Titaniden, an seinem Leben genagt hatten." (E. Arnd.)

Da die schon lange beantragte Befestigung von Paris nun durch die Nachwirkung der Kriegsgefahr endlich im Jan. 1841 die Zustimmung der Kammern erhielt, aber 140 Mill. kostete und die oberwähnten von Thiers gegen Deutschland veranlaßten Rüstungen 185 Mill. betrugen, so entstand eine bedeutende Lücke im Staatshaushalt, die durch eine erweiterte Personensteuer gedeckt werden sollte. Weil daher diese nun auch Fabrikarbeiter, Taglöhner, Handwerksburschen 2c. betraf, so entstund in den untersten Schichten des Volks, durch gränzenlosen Mißbrauch der Presse geschürt, eine tiefe Unzufriedenheit und Gährung, welche bei der Rückkehr des Prinzen von Aumale am 13. Sept. 1841 (vierten Sohnes Louis Philipp's) aus Algier in einem Attentat zu Tage trat, bei welchem auf die ihn geleitenden Prinzen von Nemours und Orleans geschossen, aber nur ein Pferd getroffen wurde. Der Thäter (Quenisset) wurde nebst zwei Genossen zum Tode verurtheilt, aber von Louis Philipp begnadigt und nach Nordamerika deportirt, die übrigen Verschworenen mit Gefängniß bestraft.

Die unterdeß aufgekommenen communistischen Lehren Fourrier's, und noch weitergehend die Lehren Cabot's (des Stifters der Icarier) und Proudhon's, welche dahin zielten, alle Religion als eine Pest der Menschheit zu vertilgen, die Ehe und Familie als eben so viele Wurzeln der Selbstsucht auszurotten, die Güter der Einzelnen als gemeinschaftlich zu theilendes Gut, ja alles „Eigenthum als Diebstahl" und jede Art von Autorität als Tyrannei zu betrachten, — verbreiteten sich durch Geheimpressen und Versammlungen von Tag zu Tag mehr in den niedern Volksklassen Frankreichs und durch Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter auch in die benachbarten Länder. Kein Wunder, daß dieses Seelengift, von den Massen begierig aufgenommen, das innerste Leben der Staaten angriff und man in einen Abgrund schauen konnte, der alles zu verschlingen drohte. Leider fanden die Proletarier, zu welchen außer den genannten Klassen, auch politische Flüchtlinge, Verarmte und Herabgekommene aller Art gehörten, in der Selbstsucht, Habsucht und Genußsucht der meisten Vornehmen und Reichen eine gewisse Rechtfertigung ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie sich den diabolischen Lehren und Vorspiegelungen ihrer theils fanatischen, theils boshaften Verführer hingaben. Die einzige Leuchte, welche aus dieser Finsterniß die Verführer und Verführten hätte herausführen können, das Wort Gottes, war für dieses Geschlecht längst völlig erloschen.

Louis Philipp erkannte die Größe dieser Gefahren nicht, sondern glaubte seine Dynastie am besten zu sichern, wenn er fortführe, vorzugsweise die Interessen des Reichthums zu wahren. Aber gerade dadurch entfremdete er sich das Volk, für dessen Bedürfnisse seine Regierung von Anfang an nicht hinreichend gesorgt hatte. Das Glück, das bisher fast alle seine Unternehmungen begünstigt hatte, ließ ihn jedoch hoffen, durch fernere kluge Berechnung auch über diese Klippen hinwegzukommen.

Hatte Louis Philipp einerseits die Partei der Legitimisten besiegt, so war damit auch die loyale Anhänglichkeit an das Königthum beseitigt, und hatte er die Revolution überwunden, so war dadurch auch das Princip umgestoßen, welches seinem Throne als Fundament diente. — Es blieb seiner Regierung keine andere Stütze mehr übrig, als die der Selbstsucht. Allein, wie ein Staatsmann sagte, wenn der König ein Amt vergab, so machte er damit einen Undankbaren und drei Unzufriedene, und so mußte er die Wahrheit des Worts erfahren: Wer Wind säet, wird Sturm ärnten.

4. Kapitel. Auftritt der orientalischen Frage im Kampf der Türkei mit Ägypten. Rußlands continentales Übergewicht.

1. Mahmud II und Mehemed Ali von Ägypten. Eroberung Syriens durch Ibrahim Pascha. Sieg über den Sultan bei Konieh. Rußlands Hülfsanerbieten. Einsprache Frankreichs, Englands und Österreichs: der Friede von Kutajah: Syrien ägyptisch. Der Vertrag von Unkiar-Skelessi: das schwarze Meer ein russischer Binnensee.

Der Conflict, in welchen Frankreich unter Louis Philipp und seinem Minister Thiers mit den übrigen Großmächten eine Zeit lang gerathen war, bezog sich, wie erwähnt, auf die orientalische Frage, die seit dem mächtigen Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei anfieng, mehr und mehr in den Vordergrund der europäischen Politik zu treten. Es fragte sich, ob man das zusehends in sich zusammensinkende türkische Reich dem vorwiegenden und am Ende alleinigen Einflusse Rußlands überlassen und damit sich selbst zur Unmacht verurtheilen solle? Zwar schien der Friede von Adrianopel die drohendste Gefahr abgewandt zu haben; auch gaben die Reformen Mahmud's II den außer Rußland an jener Frage betheiligten Mächten die Hoffnung, die Pforte werde dadurch ihrer befürchteten Auflösung entgehen und dem russischen Andrang noch eine nachhaltige Kraft entgegensetzen können.

Nachdem Mahmud II die ihm widerstrebenden Bosnier und Albanesen, welche ihm gegen Rußland keine Hülfe geleistet hatten, zur Unterwürfigkeit zurückgebracht hatte, drohte ihm von einem andern noch wichtigeren Vasallenstaat eine neue schwere Gefahr. Mehemed Ali, Vicekönig von Ägypten, nicht zufrieden, für seine dem Sultan gegen die Griechen geleisteten Dienste die Insel Candia erhalten zu haben,

trachtete nun auch nach dem Besitz der reichen Provinz Syrien, um von da an immer weiter in Asien um sich zu greifen.

Da ihm der Sultan sein Verlangen abschlug, so suchte er eine Ursache zum Krieg mit dem Pascha von St. Jean d'Acre (einem der vier Paschaliks, in welche Syrien getheilt ist). Unversehens überschritt Mehemed Ali's Sohn Ibrahim Pascha an der Spitze eines auf europäische Weise disciplinirten Heeres die ägyptische Gränze, besetzte Gaza, Jaffa und Jerusalem, und belagerte zu Land und zu Wasser das feste Acre. Da der Sultan seine erneuerten Forderungen mit der Acht beantwortete, eroberte Ibrahim 1832 Acre mit Sturm und unterwarf sich bald ganz Syrien. Vergebens entsandte der Sultan zwei Heere hintereinander: das erste wurde bei Beylan, das zweite am 20. Dec. bei Konieh (dem alten Ikonium) geschlagen und sogar der Großvezier Redschid Pascha gefangen. Durch diesen Sieg stand dem Ibrahim, der unterdeß sein Heer auf 100000 M. gebracht hatte, der Weg nach Constantinopel offen.

Während England und Frankreich es versäumten, den Sultan zu unterstützen, hatte Rußland schon beschlossen, diese Gelegenheit wieder zur Erweiterung seines Einflusses auf die Türkei zu benützen. Czar Nicolaus bot dem Sultan seine Hülfe an, und dieser, der sich von England und Frankreich verlassen sah, nahm in seiner Noth, wiewohl ungern, den angebotenen Beistand an. Alsbald erschien ein russisches Heer und bezog bei Scutari auf der kleinasiatischen Küste ein Lager.

Jetzt machte England den Sultan auf die Gefahr aufmerksam, die ihm von Rußland drohe, auch Frankreich bot ihm seine Vermittlung an. Begierig ergriff sie der Sultan, um des russischen Beistandes los zu werden. Weil nun aber Ibrahim den vereinten Vorstellungen Frankreichs und Englands kein Gehör gab, bewogen beide Westmächte im Verein mit Österreich den Sultan zum Frieden mit Ibrahim, den dieser am 6. Mai 1833 bei Kutajah auf die Bedingung eingieng, daß er mit Syrien und dem Gebiet von Adana (auf kleinasiatischem Boden) belehnt wurde.

Rußland zog nun zwar sein Heer zurück, brachte aber den Sultan zu dem Vertrag von Unkiar-Skelessi (8. Juli 1833), worin ihm der Czar in jedem künftigen Falle Hülfe versprach, der Sultan aber sich anheischig machen mußte, die Dardanellen für alle fremden Kriegsschiffe zu schließen. Dadurch wurde das schwarze Meer ein russischer Binnensee und die Türkei jedem beliebigen Angriffe von Rußland ausgesetzt, das sich irgend einmal leicht Constantinopels bemächtigen und so das von Katharina II gesteckte Ziel der russischen Politik erreichen konnte.

2. Ausdehnung Ägyptens in Arabien und Abessinien. Erneuerter Krieg mit dem Sultan. Sieg Ibrahim's bei Nisib. Mahmud's Tod. Abdul-Medschid. Frankreich auf ägyptischer Seite. Der Londoner Vertrag. Die englisch-österreichische Flotte. Mehemed Ali erblicher Besitzer Ägyptens.

Nach eingetretenem Frieden vermehrte Mahmud II seine Kriegsmacht und schloß mit England einen Handelsvertrag. Mehemed Ali aber sann auf's Neue darauf, wie er sich von der Pforte ganz unabhängig machen könnte. Er pflegte Frankreichs alte Freundschaft, unterhielt Verbindungen mit den Reformfeinden im türkischen Reich und dehnte unter der Hand seine Macht an der arabischen und abessinischen Küste des rothen Meers bis zum persischen Meerbusen hin aus.

Mit Schrecken gewahrte dieß der Sultan, und als Mehemed Ali eine neu angeordnete Steuermaßregel nicht befolgen wollte, erklärte ihn Mahmud aller seiner Würden verlustig und ließ ein Heer in Syrien eindringen. Dieses aber wurde von Ibrahim bei Nisib (1839) total geschlagen, und siebzehn Tage darauf gieng der türkische Kapudan, Achmed Pascha, mit seiner ganzen Flotte, anstatt die ägyptische anzugreifen, zu derselben über!

Diesen letztern Schlag erlebte Mahmud nicht mehr: er starb sechs Tage nach der Schlacht bei Nisib nach einer unruhevollen Regierung, während welcher er hatte die Moldau, Walachei und Serbien dem russischen Einfluß überlassen, Griechenland verloren gehen, Ägypten, Syrien und Arabien in der Gewalt eines abtrünnigen Vasallen sehen müssen.

Sein Sohn und Nachfolger Abdul Medschid war erst 17 Jahre alt, hatte aber den alten schlauen Chosrew Pascha zum Großvezier, der sich nun sogleich an die europäischen Mächte um Hülfe und Vermittlung wandte. Allein Mehemed Ali verlangte jetzt als Friedensbedingung sogar den erblichen Besitz der ihm unterworfenen Länder. Da kamen Frankreich, England und Österreich zur Erhaltung der Türkei überein, die Sache gemeinsam zu schlichten, und auch Rußland (das von dem Ägyptier mehr zu befürchten hatte, als von der schwachen Pforte, die es als seine künftige Beute ansah) schloß sich den genannten Mächten an.

Verschiedene Interessen aber und gegenseitige Eifersucht führte unter ihnen zu Verwicklungen. Weil Frankreich darauf bestand, den Vicekönig von Ägypten zu begünstigen — in der Hoffnung, sich durch seine nähern politischen und geographischen Beziehungen zu demselben zum Herrn des Mittelmeers zu machen: so traten England, Rußland, Österreich, denen sich auch Preußen anschloß, zu dem Londoner Vertrag v. 15. Juli 1840 zusammen, wornach Mehemed Ali die erbliche Herrschaft von Ägypten, jedoch noch unter der Oberhoheit des Sultans, dazu einen Theil von Syrien auf Lebenszeit behalten, alle

übrigen Eroberungen aber nebst Candia und der übergetretenen türkischen Flotte an die Pforte zurückgeben sollte.

Daß es darüber zwischen Frankreich und dem Viermächtebund beinahe zu einem Krieg gekommen wäre, wenn nicht Louis Philipp einlenkend nachgegeben hätte, ist oben (K. 3, 4) erwähnt worden. Bald erschien eine englisch-österreichische Flotte und unterstützte die türkischen Landtruppen an den syrischen Küstenplätzen; Acre wurde erstürmt und Alexandria beschossen, so daß sich selbst die ägyptische Bevölkerung gegen den Vicekönig erhob. Jetzt erst gab dieser nach und begnügte sich nach der Räumung von Syrien, Arabien und Candia mit dem erblichen Besitz von Ägypten.

Die Folgen dieser orientalischen Wirren waren, daß Frankreich viel von seinem Einfluß auf Ägypten einbüßte, daß diese Einbuße den Interessen Englands daselbst zu gute kam und daß Rußland nicht nur von den ehrgeizigen Plänen des Ägyptiers nichts mehr zu fürchten, sondern auch den Vortheil hatte, die bisherige Harmonie Englands und Frankreichs gestört, dagegen sich im Besitz des schwarzen Meeres ungestört zu wissen.

3. Rußlands continentales Übergewicht. Des Kaisers Nicolaus Schritte zur innern Hebung Rußlands. Anbahnung gesetzlichbürgerlicher Freiheit. Antagonismus zwischen Rußland und England.

Überhaupt stieg die Macht und das Ansehen Rußlands durch die damalige Lage der europäischen Verhältnisse mehr und mehr: denn Frankreich war durch seine Parteikämpfe nach Innen und nach Außen hin geschwächt; Deutschland durch seine Bundesverfassung gehemmt und durch seine politischen Meinungskämpfe gespalten und auf sich selbst beschränkt, dabei in steter Furcht vor neuen Ausbrüchen im Westen; Österreich insbesondere hatte Italien zu bewachen und schloß sich mit Preußen in allgemeinen Fragen an das conservative Rußland an, obgleich dieses ihm an der untern Donau eine Lebensader zu unterbinden begann. Daher hatte Rußland unbestritten die Präponderanz auf dem Continent: seine Diplomatie wahrte und förderte allenthalben die russischen Interessen; sein Einfluß auf die slavischen und griechischkatholischen Bevölkerungen in den türkischen und österreichischen Ländern (mit Inbegriff Griechenlands) wuchs fort und fort und gestaltete sich zu einer nur um so imposanteren slavischen Macht, je angelegener es sich der Liberalismus seyn ließ, dasselbe als absolute Despotie und den Kaiser Nicolaus als „Tyrannen" darzustellen!

Und doch verdanken die Russen diesem vielverkannten Herrscher die Anbahnung einer gesetzlichen bürgerlichen Freiheit. Überzeugt nämlich, daß eine plötzliche Freigebung der Leibeignen die Jahrhunderte hin-

durch Geknechteten nur zum Mißbrauch der Freiheit verlocken und sie dadurch in größeres Elend und den aus einem großen Völkergemenge bestehenden Staat in Zerrüttung bringen würde, — schlug der Czar den Weg der allmählichen stufenweisen Emancipation ein.

Der erste Schritt, den er dazu that, war die Herabsetzung der 20jährigen Militärpflicht auf eine 8jährige, wodurch er jährlich viele Tausende dem Lande und ihren Familien zurückgab. Sodann minderte er den durch Kauf und Verschenkung stattfindenden Menschenhandel mit Leibeigenen dadurch, daß er 1827 den Leibeigenen als integrirenden Theil des Grundes und Bodens erklärte. Weitergehend erhob er auf sämmtlichen Staatsgütern die Leibeigenen zu Kronbauern, in welcher Eigenschaft jährlich der männliche Kopf nur 1⅓ Thlr. Pacht zu zahlen hat und außerdem jeden Schaden durch Brand, Hagel ꝛc. von der Krone ersetzt, — jedes wesentlich-nöthige Bedürfniß dargereicht bekommt. Hierauf bereitete der Czar den Übergang der Leibeigenen zum Genuß der staatsbürgerlichen Rechte dadurch vor, daß er ihnen die Befugniß des Contrahirens gestattete, wodurch er ihnen nicht nur das Recht des Besitzes, sondern, was noch mehr ist, die Anerkennung ihres sittlichen Werthes als Menschen sicherte. — Allmählich kamen dadurch und mit Beihülfe des den Gemeinden unter gewissen Bedingungen sich öffnenden Kronschatzes bereits viele Gemeinden in die Lage, sich von ihren Grundherren loszukaufen.

Nur die stets von Westen her drohenden Revolutionsstürme hielten die schnellere und weitere Entwicklung der bürgerlichen Freiheit zurück, welche unter andern Umständen in Rußland sich künftig leichter, als man gewöhnlich annimmt, scheint ergeben zu können, weil von jeher die Gemeindeverfassung daselbst eine dazu sehr geeignete Grundlage enthielt.

Wie ungemein viel in Rußland für den Gewinn der Freiheit und Bildung noch zu thun ist, — so viel ist wenigstens gewiß, daß seit Peter dem Großen kein russischer Herrscher mit so viel Kraft, Selbstverläugnung und Einsicht seinen Regentenpflichten oblag und stets bemüht war, zur Erreichung jener höhern Güter dauernde Grundlagen zu legen, als eben Kaiser Nicolaus.

Gegenüber dem absolut regierten Rußland ist allerdings England mit seiner freien Verfassung, seinem Reichthum und seiner Seegröße die auf entgegengesetzte Principien gebaute Weltmacht, welche daher in stetem Antagonismus mit dem nordischen Colosse begriffen ist. Beide Mächte geriethen daher allenthalben in und außer Europa mit einander in Conflict: im Kaukasus, wie in Canada, in Afghanistan, wie in Persien. Und schon damals konnte man an der Spannung, in welche jener Antagonismus auch die, mit diesen beiden Großmächten durch die Interessen der Lage verbundenen Völker hineinzieht, deutlich wahrnehmen, daß es irgend einmal zu einem Hauptzusammenstoß kommen werde. Nach menschlicher Berechnung jedoch schien dieser Zeitpunct noch weit in der Ferne zu liegen, und Niemand ahnete, daß neue unversehenes eintretende Katastrophen ihn so bald herbeiführen würden.

5. Kapitel. Deutschland im letzten Jahrzehent vor seiner Revolution.

1. Die Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband. Ernst August. Der hannöver'sche Verfassungsstreit. Die Göttinger Sieben. Der Streit über die gemischten Ehen in Preußen. Die Verhaftung der Erzbischöffe von Köln und Gnesen. Tod Friedrich Wilhelm's III.

Wenden wir wieder unsern Blick auf die innern Verhältnisse Deutschlands, wo sich der politische Meinungskampf eine Zeit lang wieder mehr in den Schranken des Gesetzlichen bewegte, aber bald ein Streit auf politischem und ein Streit auf kirchlichem Gebiete anfieng die Gemüther in leidenschaftliche Erregung zu bringen. Das erste jener beiden Ereignisse war der hannöver'sche Verfassungsstreit, der sich nach eingetretener Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband im Jahre 1837 dadurch erhob, daß der neue König von Hannover, Ernst August, die dortige liberale Landesverfassung nicht anerkannte und auf den Grund der Verfassung von 1819 eine neue das Königthum weniger beschränkende Verfassung octroyirte d. i. eigenmächtig einführte.

Als nämlich König Wilhelm von England d. 20. Jun. 1837 starb und die englische Krone an seine Nichte Victoria fiel, diese aber nicht auch in Hannover, wo das salische Gesetz gilt, die Nachfolge bekommen konnte, so erhielt Hannover an dem Bruder Georg's III und Oheim Victoria's, dem Herzog von Cumberland, Ernst August, seinen eigenen König. Der Heimfall dieses Landes war ein Glück für Deutschland, das unter jener Verbindung Hannover's mit England gar manche Nachtheile erlitten hatte. Ernst August, ein ernster, fester Character, der in England der Torypartei angehört und eine Zeit lang Aussicht auf den englischen Thron gehabt hatte, war mit dem Constitutionalismus, wie ihn viele Deutsche nach französischem Muster auffaßten, nicht einverstanden. Gleich nach seinem Regierungsantritt in Hannover erklärte er die dort 1833 umgeänderte Verfassung für aufgehoben, weil sie (wie es allerdings der Fall gewesen war) ohne seine agnatische Zustimmung zu Stande gekommen wäre und dem monarchischen Princip und somit dem Volkswohle nicht hinreichende Rechnung trüge. Mit innerm Widerstreben leisteten viele Beamte den Huldigungseid; manche forderten ihre Entlassung und sieben ausgezeichnete Professoren der Universität Göttingen (Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber), die sich durch ihren auf die Verfassung von 1833 abgelegten Eid verbunden erklärten und deshalb sich weigerten, den der Huldigung angefügten Revers zu unterschreiben, wurden ihrer Stellen entsetzt. Das Verfahren gegen diese Männer der Wissenschaft verstärkte die in vielen Theilen Deutschlands vorhandene Unzufriedenheit in hohem Grade. Der nun eintretende Kampf der hannöver'schen Stände mit ihrer Regierung führte bis zur Klage der erstern bei dem Bundestage, der aber mit 9 gegen 7 Stimmen dieselbe abwies, so daß also allerdings nicht wenige Regierungen den Schritt des Königs mißbilligten. Der Entwurf des Königs zu einer neuen Verfassung (worin namentlich die Krondomainen wieder hergestellt und die Civilliste wieder abgeschafft wurde) fand erst durch eine dritte Ständeversammlung (v. 1840) nach einigen Modificationen die ständische Annahme.

Während dieses hannöver'schen Verfassungsstreites führten auch die auf kirchlichem Gebiete entstandenen Kölner Wirren der politischen Gährung weitere Nahrung zu, indem die Weigerung des Erzbischoffs von Köln, Freiherrn Clemens Droste von Vischering, und die seinem Beispiel folgende Weigerung des Erzbischoffs von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, den gemischten Ehen ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung die kirchliche Einsegnung zu ertheilen, die Gefangennehmung jener beiden Kirchenfürsten, und diese in ihren Folgen nicht überlegte Staatshandlung einen heftigen Kirchenstreit zwischen den römischen Bischöffen und der preußischen Regierung und ein Zerwürfniß mit dem päpstlichen Stuhle veranlaßte.

Friedrich Wilhelm III hatte nämlich durch Cabinetsordre v. 17. Aug. 1825 die längst schon in den Ostprovinzen Preußens bestandene Verordnung, daß die confessionelle Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen vom Willen des Vaters abhängen solle, auch in den westlichen Landestheilen eingeführt, so daß also der katholische Geistliche die Einsegnung auch ohne das Versprechen, die Kinder katholisch erziehen zu lassen, vornehmen mußte. Damit waren allerdings viele katholische Geistliche und Laien unzufrieden: da aber der Erzbischoff von Köln, Graf Spiegel zum Desenberg, dazu schwieg, weil er einer freieren Ansicht huldigte, so blieb Alles ruhig. Der päpstliche Stuhl selbst schien in dieser Angelegenheit nachzugeben, da die Ausdrücke im Breve eine zwiefache Auslegung zuließen. Daher kam zwischen der preußischen Regierung und den rheinisch-westphälischen Bischöffen am 19. Juni 1834 eine Übereinkunft zu Stande, in welcher sie versprachen, sich in Beziehung auf die gemischten Ehen nach den Staatsgesetzen richten zu wollen. Als aber im folgenden Jahre Graf Spiegel starb, und der bejahrte, allen liberalen Neuerungen abgeneigte und desto strenger seiner Kirche ergebene Clemens Droste von Vischering den erzbischöfflichen Sitz bestieg, so schien er zwar anfangs jene Übereinkunft dadurch, daß er sie eine Zeit lang beobachtete, auch anzuerkennen: denn er hatte vor seiner Erwählung an den Minister Altenstein geschrieben, daß er „sich wohl hüten werde, jene gemäß dem Breve vom Papst Pius VIII darüber getroffene und in den vier Sprengeln (Köln, Münster, Paderborn, Trier) zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe und der Friedfertigkeit anwenden werde." (s. Ritter's Kirchengesch. p. 609). Als aber der römische Stuhl plötzlich ein Verbot der Einsegnung gemischter Ehen (bei nicht vorausgegangenem Versprechen katholischer Kindererziehung) erließ, unterwarf sich der Erzbischoff demselben sogleich und war durch keine Unterhandlungen zum Nachgeben gegen die Regierung zu bewegen. Da wird er am 20. Nov. 1837 verhaftet und als Staatsgefangener auf die Festung Minden gebracht. Das gleiche Geschick traf den Erzbischoff Dunin, welcher, weil er gleichfalls, seiner Kirche folgsam, sich dem Regierungswillen widersetzte, auf die Festung Colberg abgeführt wurde.

Dieser Streit drohte selbst für die politische Ruhe im preußischen Rheinland und Westfalen gefährlich zu werden, wenn nicht zuletzt der König in so weit eingelenkt hätte, daß er im April 1839 vorerst dem gefangenen Erzbischoff Clemens erlaubte, in die Pflege seiner Familie auf das Schloß Darfeld zurückzukehren, — woran sich nachher um so leichter eine Lösung ves Conflictes knüpfen zu lassen schien. Dieß zu thun, war aber dem Könige nicht mehr beschieden.

Denn am 7. Juni 1840 erfolgte der Tod dieses allein noch übrigen Mitstifters der heiligen Alliance, Friedrich Wilhelm's III, dessen Wahlspruch „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!" das ganze Leben des gottesfürchtigen Königs vollkommen kennzeichnet. Mit ihm schloß eine wichtige Epoche in der preußischen und großentheils auch deutschen Geschichte.

Aus dem Leben dieses edlen Königs, dessen Namen mit Deutschlands ehrenreichster Periode so genau verflochten ist, sei nur noch Folgendes erwähnt. Als er auch seine letzte geliebteste Tochter Luise — ein Abbild ihrer Mutter — an den Prinzen Friedrich in Niederland verheirathet hatte, fühlte er sich zu einsam und ohne jene häusliche Unterstützung, die nur eine gute Gattin einem ältlichen (er war bereits 54 Jahre alt) von Sorgen umgebenen und der Pflege bedürftigen Manne geben kann. Daher gieng er eine zweite (und zwar morganatische) Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach ein, die er im Bad Teplitz hatte kennen lernen und die er nun zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhob. Es gelang dieser zartsinnigen und tactvollen Frau, den ernsten und sorgenvollen König aufzuheitern und in seinem Alter noch zu beglücken. — Von seinem Character sagt Eylert (III. 2, S. 522 ff.) unter Anderm: „Er war ohne alle Tünche eines schimmernden Berufs und unendlich mehr, als er schien. Nur nach und nach erkannte man dieß, wenn man ihn oft sah und hörte. Er blieb sich immer gleich: eine grundredliche Natur; — offen und klar lag sein ganzes Wesen da, — schlicht und einfach. Nie hat man ihn, weder im tiefsten Unglück, noch im höchsten Glück außer sich gesehen: er war immer bei sich. Er herrschte, weil er sich selbst beherrschte; er behielt das Ganze im Auge, weil er sich selbst nicht aus den Augen verlor. Seine Ruhe gieng mit der Zunahme der Jahre nicht in Schwäche über; der äußere Mensch verfiel zwar, aber der innere erneuerte sich (vorzüglich im Auge) alle Tage bis an den letzten." Dieser kam für ihn am Pfingstfest. Er schlief sanft hinüber und auf seinem edlen Antlitz lag der Friede einer bessern Welt."

2. Friedrich Wilhelm IV. Lösung des Kirchenconflicts. Amnestie für politisch Verfolgte. Milderung der Censur; Erweiterung der Provinzialständebefugnisse. Förderung der Wissenschaft. Regierungsprincipien des Königs. Neue Gährungsstoffe: der Deutschkatholicismus; das Lichtfreundthum. Friedrich Wilhelm IV Schirmer des Protestantismus.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV (1840) bezeichnete für Preußen den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode.

Schon als Kronprinz die Hoffnung des preußischen Volkes, machte er nach seinem Regierungsantritt vor Allem der vorhandenen kirchlichen Spannung ein heilsames Ende, und zwar zunächst auf katholischer Seite durch Freigebung der beiden gefangenen Erzbischöffe; späterhin (1845) auf protestantischer Seite durch eine Generalconcession an die separirten Lutheraner zur Errichtung eines eigenen lutherischen Oberkirchenraths zu Breslau. — In politischer Hinsicht suchte er durch eine Amnestie für die um politischer Vergehungen willen Verfolgten, durch die Wiederanstellung des Professors Ernst Moritz Arndt, durch die Aufhebung der Internirung des Turnmeisters Jahn, durch die Berufung der ausgeschiedenen Minister von Boyen, Wilhelm von

Humboldt und von Beyme in den Staatsrath, durch Anstellung zweier aus den vertriebenen Göttinger Sieben an preußischen Universitäten; durch Milderung der Censur und Nachlaß der Preßbeschränkung, durch Erweiterung der Befugnisse der Provinzialstände (insbesondere durch ein allzweijähriges Zusammentreten ihrer Landtage und durch zeitweise Vereinigung ihrer sämmtlichen Ausschüsse), endlich durch großartige Förderung der Wissenschaft und durch andere auf freiere Regierungsgrundsätze deutende Schritte die Gemüther zu beruhigen und zu gewinnen.

Friedrich Wilhelm IV, bei aller Vertrautheit mit fremder Bildung und umfassendem Blick in und über die allgemeinen Weltverhältnisse — doch ein echt deutscher Character mit lebendigstem Sinn für deutsche Macht und Größe, erkannte die Mängel der deutschen Bundesverfassung wohl, und suchte sich über eine Verbesserung derselben mit dem Fürsten Metternich persönlich zu verständigen. Es kam aber nur zu einer Verbesserung des deutschen Bundeswesens, wozu die damaligen durch den franz. Minister Thiers veranlaßten Drohungen Frankreichs in Betreff der Rheingränze (K. 3, 4.) dringend riethen, — Drohungen, die des Deutschen Antwort in Becker's starkgesungenem Liede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" mit obligater Begleitung von Festungsbau und Heeresrüstungs-Beschlüssen bald wieder verscheuchte. (Der nähere Grund, aus welchem diese Gefahr vorübergieng, ist unten K. 5, 3. angegeben.) — So wie dieser König bei der Annahme der Huldigung vor allem Volk mit Josua's Worten: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" gelobt hatte, das Evangelium zur Richtschnur seines Lebens zu nehmen, und sonst auch insbesondere durch die Bekenntnißworte „sola fide" andeutete, was der Cardinalpunct seines Glaubens sei, so konnte man bald auch in politischer Beziehung den seine Regierung leitenden Gedanken erkennen, der in der Erhaltung und weitern Ausbildung des „christlichen Staats" mit einem starken Königthum „von Gottes Gnaden" und mit einer organisch gegliederten, nicht nach der Kopfzahl bemessenen, sondern auf den wirklichen Ständen und deren Bedürfnissen und Interessen beruhenden Volksvertretung bestand. Daher seine Bemühungen für Aufrechthaltung und Wiederbefestigung des positiven Grundes in der Religion, und für Fernhaltung oder Entfernung aller der christlichen Kirche gefährlichen und selbst den Staat untergrabenden, weil im Innersten mit der Demokratie verwandten, sogenannten „freikirchlichen" Tendenzen, wie sie ein Rupp, Uhlich, Wislicenus verfolgten. Daher die Berufung von Männern, welche der positivchristlichen, dabei germanisch-historischen Richtung aus innerster Überzeugung angehörten, zu den einflußreichsten Ämtern in Staat, Kirche und Schule. Daher die Zurückweisung aller selbst von verschiedenen Provinzialständen öfters ausgehenden Anträge, welche auf Gewährung constitutioneller Garantieen hinausliefen. Denn in dem Constitutionalismus, als einer vertragsmäßigen Festsetzung der Regenten- und Unterthanenrechte, erblickte er eine, vorherrschend aus gegenseitigem Mißtrauen hervorgegangene und fortwährend darauf fußende, französischer Anschauungsweise nachgebildete, den deutschen Grundcharacter alterirende Regierungsform. Zu welchen Modificationen dieses seines Grundgedankens die Umstände ihn späterhin bewogen, wird weiter unten noch berichtet werden.

Einige Jahre floßen in ruhiger Erwartung hin — von Seiten der Regierung bezüglich der Wirkung ihrer Maßnahmen, von Seiten des Volks bezüglich weiterer Gewährungen. Auch im übrigen Deutschland herrschte in dieser Zeit äußerlich Ruhe. Doch wucherten auf dem politischen Felde die Giftgewächse des Radicalismus und der Demokratie, genährt durch Vereine und selbst durch die Presse — un-

geachtet der Censur, ja öfters durch sie gefördert, und ungeachtet der mäßigenden Bemühungen redlicher Constitutionellen, — immer weiter greifend fort, zumal sich auf sittlich-religiösem Gebiete in der Literatur wie im Leben mehr und mehr die gegenkirchlichen und socialen Neuerungen geltend machten uud immer tiefer in die Massen einwirkten, um sie für eine künftige Umwälzung reif zu machen.

Da brachte die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier durch den Bischoff Arnoldi und der dagegen gerichtete „Absagebrief“ J. Ronge's, eines jungen abgesetzten Geistlichen in Oberschlesien, so wie die Aufforderung des katholischen Pfarres Czersky in Preußisch-Polen zur Lossagung von der katholischen Kirche und zur Annahme eines von ihm entworfenen Glaubensbekenntnisses eine neue Gährung hervor. Es bildete sich in Breslau auf den Grund jener neukatholischen Lehre eine Religionsgesellschaft, deren Glieder sich Deutschkatholiken nannten und an deren Spitze der auf Czersky eifersüchtige Ronge (ein Mann kecker Rede und geringer theologischer Erkenntniß) sich stellte, um sie nach völliger Entkleidung des in ihr vorhandenen positiven Glaubensrestes weiter zu verbreiten. Eben dieser völligen Entchristlichung wegen fand der Deutschkatholicismus bei solchen Katholiken und sogar Protestanten Eingang, denen ohnedieß der Offenbarungsglaube abhanden gekommen war, wenn auch einige namhafte Männer, wie z. B. Gervinus, sich selbst täuschend, dieser Afterreligion eine große Zukunft weissagten.

Nachdem Ronge eine Zeit lang durch mehrere westdeutsche, meist protestantische Gaue seinen trunkenen Dionysoszug gemacht hatte, wobei der umherziehende Afterreformator „bei Rehbraten und Champagner Geschichte zu machen“ sich vermaß, schlug das neue Licht bald in eine revolutioäre Propaganda um und verlor sich zuletzt im Sand und Schlamm der allgemeinen Verneinung. — Um so mehr war die gläubige Richtung in der Kirche bemüht, wenn auch unter dem Hohn und Spott von Seiten des herrschenden Rationalismus und Lichtfreundthums, die der christlichen Kirche anvertrauten Güter vor der Zerstörung des widerchristlichen Zeitgeistes zu retten und bei eignem ernsterem Streben nach dem lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben die Treue gegen Gottes Gesetze zu beweisen.

Während die römische Kirche durch noch strengere Abschließung gegen allen Protestantismus ihre Güter zu schützen suchte, indem sie fortfuhr, den Protestantismus für identisch mit der Revolution anzusehen, — dachte König Friedrich Wilhelm IV, als Schirmherr des Protestantismus, darauf, die evangelisch-protestantische Kirche seines Landes so zu stellen, daß sie allmählich sich selbst ihre weitere Ausgestaltung geben könne. Er ließ daher die Geistlichkeit der sechs westlichen Provinzen zu Kreissynoden und bald darauf (1844) zu Provincialsynoden zusammentreten. Es zeigte sich aber in einigen dieser Synoden, daß weitaus die Mehrzahl der Geistlichkeit dieser großen Aufgabe noch nicht gewachsen war.

3. Bedenkliche Symptome politischer Verirrung in Preußen und Sachsen. Verschwörungen in Preußisch-Polen und Galicien. Aufhebung des Freistaats Krakau. — Der vereinigte Landtag in Preußen. Die systematische Opposition. Verstimmung.

Waren schon bisher da und dort in deutschen Landen die Leidenschaften der Parteien in Rede und Schrift von sichtbar gefährlicher Wirkung auf das Denken und Thun der Menge, so zeigten die sich mehrenden Mordversuche auf hohe Häupter, — (in Frankreich auf Louis Philipp, in England und Spanien auf die Königinnen, selbst in Preußen auf den König (wenn auch im letztern Fall Politik nicht die unmittelbare Triebfeder war) — wie tief bereits das sittliche Gefühl durch die politischen Agitationen und durch die gefährlichen, vom Westen aus nach Deutschland eingebrachten Lehren des Socialismus und Communismus abgestumpft war. Auch zeigten sich bereits wieder Versuche, das Bestehende mit roher Gewalt anzugreifen und herrschende Übelstände, wahre wie vermeintliche, durch künstlich erregte Tumulte abzustellen.

So verfolgte und bedrohte ein Haufe Demokraten in Leipzig den hochgebildeten Prinzen Johann von Sachsen, weil er ihnen als Begünstiger freiheitsfeindlicher Bestrebungen galt, so daß er sich eiligst aus der Stadt entfernen mußte. — So bildete sich 1846 eine Verschwörung unter den preußischen Polen, wurde aber im Entstehen unterdrückt. Zugleich sollte ein Aufstand in Galicien ausbrechen und sich von da nach dem Königreich Polen verbreiten. Zu dem Ende hatte sich in dem kleinen Freistaat Krakau eine Menge revolutionärer Geister eingefunden, die dort eine provisorische Regierung errichteten, deren Haupt Tissowsky unter dem Titel eines Dictators alle Polenländer zur Erhebung aufforderte. Allein österreichische, russische und preußische Truppen rückten sogleich in den Freistaat ein, und die widerstandlose Flucht der improvisirten Machthaber bezeugte die Kopflosigkeit der ganzen Unternehmung. — Da bereits auch in Galicien ein Theil des Adels losgebrochen war, wendeten sich die galicischen Bauern, veranlaßt durch die Klagen der österreichischen Beamten, welche vom aufständischen Adel zu leiden gehabt, nicht bloß gegen die aufständischen Edelleute, sondern gegen den ganzen Adel, und verübten an schuldigen und unschuldigen Gliedern dieses Standes die größten Gräuel. — Daher schloßen Preußen, Österreich und Rußland am 6. Nov. 1846 einen Vertrag, durch welchen Krakau, als der Herd aller polnischrevolutionären Umtriebe, seiner Selbständigkeit entkleidet und an Österreich, zu dem es früher schon einmal gehört hatte, zur Einverleibung in seinen Staat übergeben wurde. England und Frankreich thaten zwar Einspruch auf den Grund der Wiener Verträge; — als ob diese nicht von ihnen selbst schon durch die Lostrennung Belgiens von Holland durchbrochen worden wären! — doch thaten beide es nur um der Form willen.

Schon im J. 1840 hatte der ostpreußische Landtag den König an die Gewährung der schon 1815 von seinem Vater verheißenen Reichsstände erinnert, und bald waren die meisten Provincialstände diesem Beispiele nachgefolgt, während aus allen Theilen des Reichs unzählige Petitionen (aus Ostpreußen allein über 350) um Reichsstände und Preßfreiheit eingiengen. Da nun Friedrich Wilhelm IV im Oct. 1842 die Commité's der Provincialstände zu gemeinschaftlicher Berathung in Berlin vereinigt hatte und auch bei dieser Gelegenheit die gleichen Wünsche laut wurden, — da

er ferner im J. 1843 die drückendsten Beschränkungen der Presse aufgehoben —, da er im Gerichtswesen durch Einführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, in der Steuer durch Erleichterung der ärmeren Klassen, im Verkehr durch Concession zahlreicher Eisenbahnen, worin Preußen 1844 dem übrigen Deutschland weit vorausgeeilt war, den öffentlichen Bedürfnissen bereitwillig entgegen gekommen war, so wurde die Erwartung baldiger Einführung von Reichsständen allgemein.

Da erschien das Patent vom 3. Febr. 1847 zur Einberufung eines Vereinigten Landtags auf Grundlage der bisherigen Provincialstände, und man glaubte, daß auf demselben die erwartete Reichsrepräsentation zu Stande kommen werde. Allein man täuschte sich: denn schon aus der königlichen Eröffnungsrede war zu entnehmen, daß eine allgemeine Volksrepäsentation sich mit der Überzeugung des Königs nicht vertrage.

Der Vereinigte Landtag war in zwei Curien getheilt. Die erste Curie, aus den Prinzen des Hauses, den Mediatisirten, den Standesherren, den stimmfähigen Stiftern und Körperschaften bestehend, sollten für sich allein berathen und nur bei Vorlagen neuer Staatsanlehen oder von Steuerabänderungen mit der zweiten Curie zusammentreten; Stimmenmehrheit sollte entscheiden. Beschwerden und Gesuche sollten nur dann an den König gebracht werden, wann zwei Drittheile der Stimmen in jeder Curie dafür wären. In Hinsicht auf Gesetzgebung sollte nur Beirath und Gutachten eingeräumt sein. Das Petitionsrecht sollten die Curien nur in Bezug auf Provincialangelegenheiten üben. Die im J. 1842 errichteten vereinigten ständischen Ausschüsse sollten alle vier Jahre einberufen werden.

Des Königs weiter oben (K. 5, 2. a. E.) schon angedeutete Grundansicht trat besonders in den Worten hervor: daß „keine Macht der Erde ihn zwingen solle, das natürliche und unmittelbare Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke in ein conventionelles, constitutionelles verwandeln zu lassen“; „nie werde er zugeben, daß sich zwischen Gott im Himmel und dieses Land ein Blatt Papier als eine zweite Vorsehung eindränge, um durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen.“ — Aber ach! die Treue der patriarchalischen Zeit, oder auch die Herrn- und Mannentreue des ältesten Lehnstaats, wie sie dem Staatsideal des Königs vorschwebte, wo war sie in einer Volksmenge zu finden, die in überwiegender Zahl dem Rationalismus und der Zeitphilosophie, noch dazu zum großen Theil den Extremen beider, dem Lichtfreundthum und dem Junghegelianismus, huldigte, deren moralische, religiöse und politische Einflüsse die ganze Zeit-Atmosphäre erfüllten? Wie so bald und wie empfindlich sollte sich der Mangel dieser Treue herausstellen, im Staatsleben so sehr, wie im Familienleben, dessen Grundstützen, Treu und Glauben, längst so anbrüchig geworden waren, daß eben darum auch nicht wenige der Edelsten im Volke eine Verbriefung gegen Mißbrauch von Oben, wie gegen Mißbrauch von Unten für nöthig hielten, wenn auch nicht gerade nach französischem Muster.

Die Verstimmung über das Gebotene war daher bei Vielen nicht gering, wie die Addresse des Landtags auswies, in welcher derselbe mit 487 gegen 107 Stimmen seine „ehrerbietigen Bedenken“ aussprach. Der König fühlte sich daher zu der Erklärung bewogen, daß er zwar an der Grundlage des Patents festhalten werde, daß er aber dasselbe in seinen einzelnen Theilen nicht für abgeschlossen ansehe, vielmehr Anträge auf dessen weitere Entwicklung annehmen

und prüfen werde. Allein die Opposition fuhr fort, von „Wahrung der landständischen Rechte" zu sprechen, welche doch, da Preußen vorher ein unbeschränktes Regiment gehabt hatte, noch gar nicht vorhanden waren und auch von ihr selbst noch nicht klar bezeichnet werden konnten. Systematisch verwarf sie auch mehrere der nützlichen Regierungsvorlagen, weil sie behauptete, daß der Landtag, bevor er die vollen ständischen Befugnisse habe, keine Gewährleistung übernehmen könne.

Und so erfolgte dann die Schließung dieses Landtags zu geringer Befriedigung für beide Theile. Doch trug sich die Regierung und die gemäßigte Seite des Landtags mit Hoffnungen für allmähliche Verständigung, ohne zu ahnen, was in der nahen Zukunft für eine weltgerichtliche Erschütterung über Deutschland hereinbrechen sollte. Aber von einer bald eintretenden Katastrophe in dem durch Meinungskämpfe aller Art zerrissenen Innenleben der einzelnen Staaten hatten diejenigen Regierungen noch weniger eine Ahnung, welche dem constitutionellen Geiste mit ungleich willigerem und aufopferungsvollem Sinne entgegenkamen, und jedenfalls dürfen diejenigen, welche dem auf Schwächung des monarchischen Princips ausgehenden Andringen radicaler Fortschrittsmänner und ehrgeiziger Volkstribunen allzuviel nachgaben, sich von der allgemeinen Schuld, an der Jeder oben und unten, hüben und drüben seinen Theil hat, am wenigsten freisprechen.

6. Kapitel. Vorspiele des Umsturzes in der Schweiz und in Italien.

1. Die Schweiz in ihren kirchlichen und politischen Gegensätzen. Die Jesuiten in Freiburg und Wallis. Die Klösteraufhebung im Aargau. Der Freischaarenputsch. Der Sonderbundskrieg. Bundesrevision und allgemeine Bundesverfassung. Neufchatel's Losreißung von der preußischen Hoheit.

In der Schweiz, wo seit der Julirevolution sich viele Cantone in demokratische verwandelt hatten (s. oben K. 1, 4.), waren die Gegensätze der Aristokratie und Demokratie, des Alten und Neuen, in fortgehender Bewegung, wiewohl sie sich mehr in dem allgemeinen Gegensatz des Conservatismus und Radicalismus darstellten. Nachdem schon länger her in Freiburg und im Wallis die Jesuiten durch ihre starkbesuchten Erziehungsanstalten Stoff zu erhöhter Spannung gegeben, beschloß in Baden eine Conferenz der Radicalen das Kirchen- und Unterrichtswesen dem Staat unterzuordnen, und diesem Beschlusse gemäß wurden im Aargau acht Klöster unter weltliche Verwaltung gestellt.

Als deßhalb die „Ultramontanen" dieses Cantons Aufstände versuchten, hob die Aargauer Regierung im J. 1841 jene Klöster völlig auf und bestimmte deren Güter für die Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit. Darunter befand sich auch das reiche, vom Hause Habsburg gestiftete Kloster Muri, dessen rücksichtslose Aufhebung die Katholiken besonders erbitterte. Daher verbanden sich die sieben katholischen Cantone enger, stürzten in Lucern die liberale Regierung und riefen zur Stärkung der neuen conservativen Regierung daselbst die Jesuiten herbei.

Dagegen wendeten sich nun die vertriebenen Liberalen an ihre Gesinnungsgenossen in den übrigen Cantonen, und aus dem Aargau, aus Bern und Zürich zogen sich Freischaaren zusammen und unternahmen im März 1845 einen „Putsch" auf Lucern. Aber die sieben Ur-Cantone besiegten die schlecht geführten Freischaaren und forderten die Tagsatzung nicht nur zur Bestrafung derjenigen Cantone, die jenen Freischaaren den Auszug nicht gewehrt hatten, sondern auch zur Wiederherstellung der aargauischen Klöster auf.

Da die Tagsatzung nicht darauf eingieng, so schloßen die sieben katholischen Ur-Cantone zur Abwehr etwaiger Angriffe ein Waffenbündniß, das man den Sonderbund nannte. Dagegen stürzten die Radicalen in Waadt (durch Druey), in Genf (durch James Fazy) und in Bern (durch Snell, Ochsenbein und Stämpfli) die dort noch bestandenen conservativen Regierungen und bestimmten dann die Tagsatzung durch die Stimmen von zwölf ganzen und zwei halben Cantonen zu dem Beschlusse, daß man die Jesuiten vertreiben und der Sonderbund sich auflösen müsse.

Da die Glieder des Sonderbunds, von dem Lucerner Siegwart Müller bewogen und von auswärtigen Mächten heimlich unterstützt, dem Bundesbeschlusse zu folgen sich weigerten, so kam es am 4. Nov. 1847 zu einem Bürger- und Religionskrieg in der Schweiz. Denn während Österreich, Frankreich und Preußen zu vermitteln suchten, rieth England (durch Palmerston) dem Genfer General Dufour, als Oberbefehlshaber des schweizerischen Bundesheeres, zur raschen Beendigung des Kriegs mittels raschen Angriffs. Alsbald überzog Dufour mit seiner an Zahl weit überlegenen Macht die Cantone Freiburg, Zug und Lucern, und beendete binnen neun Tagen den Sonderbundskrieg. Die zersprengten Häupter des Sonderbunds flüchteten nach Italien; die besiegten Cantone mußten die Kriegskosten zahlen, ihre conservativen Regierungen mit liberalen oder radicalen vertauschen und sich einer Revision der schweizerischen Bundesverfassung unterwerfen.

Aus dieser Revision gieng für die Eidgenossenschaft eine neue, der nordamerikanischen Verfassung nachgebildete Bundesver-

fassung hervor, der gemäß die Schweiz ein Bundesstaat wurde, an dessen Spitze ein beständiger, aus sieben Gliedern bestehender Bundesrath mit einem von den Cantonalregierungen gewählten Ständerath (von je zwei Gliedern aus jedem Canton) und mit einem frei aus der ganzen Volkszahl (1 auf 20000) gewählten Nationalrath steht, der zu Bern seinen beständigen Sitz hat.

Bei dieser Gelegenheit riß sich der Canton Neufchatel von der preußischen Herrschaft los und schloß sich ganz dem Schweizerbund an. Weil bis dahin die Schweiz unter der Herrschaft des Radicalismus ein Revolutionsherd für die Nachbarstaaten war, indem sie die Revolutionaire aller Länder bei sich aufnahm und es ungestört geschehen ließ, daß von dort aus die Ruhe der Nachbarn durch Schrift und That vielfach gestört wurde, so kam sie oft mit ausländischen Regierungen in Collision, und fand sich theils durch die ernsten Vorstellungen derselben, theils am Ende durch die eigene, aus bitterer Erfahrung gewonnene Einsicht bewogen, die gefährlichsten Revolutionsgeister aus ihren Gränzen zu weisen.

2. Italien. Die Umsturzpropaganda Mazzini's. Rom, Hauptherd der Bewegung. Pius IX. Seine Concessionen. Die Evviva's. Die Bewegung gegen die Kirche. Gioberti. Revolutionslauffeuer durch Sicilien, Sardinien, Toscana und Lombardovenetien.

Mehr und mehr gieng bei den Völkern der neueuropäischen Mitte der Same der socialpolitischen Theorieen auf, der zunächst von der auf dem Revolutionsgrund stehenden Bewegungspartei in Frankreich ausgestreut und von den radicalen Fortschrittsmännern der Nachbarstaaten weiter getragen und verwendet wurde. Ein Geschlecht, das unter dem Einfluß der antichristischen Zeitströmung erwachsen war, suchte sich als junges Italien, junge Schweiz, junges Deutschland, junges Polen, ausschließend der Gegenwart zu bemächtigen und die Zukunftsträume ihrer politischen und philosophischen After-Weisheit durch den Umsturz alles Alten zu verwirklichen. Vornehmlich giengen dießmal von Italien her die Sendboten der Umsturzpropaganda, an deren Spitze der Advocat Mazzini (aus Modena), Gründer des „jungen Europa," stand, nach allen Seiten aus, um eine Umwälzung alles Bestehenden vorzubereiten. Was sich in Folge dieser Umtriebe und Wühlereien zuerst in Italien und in der Schweiz begab, konnte als Vorspiel zu der Revolution gelten, die in Frankreich ausbrechend wiederum der begonnenen Bewegung in Italien einen weitern Schwung gab und auch auf Deutschland merklich zurückwirkte.

In Italien wurde schon im Jahr 1846 Rom der Hauptherd der Bewegung. Dem Papste Gregor XVI, dem gehaßten Gegner aller Freisinnigen, war am 17. Juni Cardinal Mastai aus Bologna als

Papst Pius IX gefolgt, in welchem merkwürdiger Weise die römische Kirche einen eifrigen Hüter ihrer Interessen und der Kirchenstaat zugleich einen freisinnigen Reformer sehen sollte.

Zum Erstaunen aller Welt amnestirte er die politisch Verurtheilten, hob einige Klöster zur Bezahlung der Staatsschulden auf, besteuerte die geistlichen Güter, mäßigte die Beschränkung der Presse, gab der Stadt Rom eine freie Municipalverfassung, berief einen Staatsrath und öffnete den Laien die Bahn zu den höhern Staatswürden, welche bisher nur Geistlichen anvertraut waren. Aber diese wohlgemeinten, rasch hinter einander gewährten Zugeständnisse an den Geist der Zeit reizten sogleich zu weiteren Begehrungen.

Das Volk in Rom, geleitet von demokratischen Clubs, an deren Spitze der Holzhändler Brunelli, genannt Ciceruacchio, stand, verlangte unter beständigen Erweisungen von Verehrung gegen die Person des Papstes nun auch eine Zusammenberufung der Notabeln, dann die Bildung einer Nationalgarde, dann eine Volksvertretung nebst einer Civilliste für den Papst.

Mazzini und seine Gesinnungsgenossen, die mit allen eben nicht heiklen Mitteln ihrer republikanischen Politik auf die Einheit und Selbständigkeit Italiens ausgiengen, nährten durch die allerorts bestehenden Clubs im Volke die Hoffnung, daß man mit Hülfe dieses Papstes die Zwecke Jung-Italiens werde erreichen können. Und als vollends Papst Pius, in der Meinung den wilden Strom der Bewegung in ein geregeltes Bett leiten zu können, die entschiedensten Fortschrittsmänner in sein Ministerium berief und am 14. Febr. 1847 eine — Constitution ertheilte, wobei er der jubelnden Menge versprach, ihre Wünsche nach Möglichkeit zu befriedigen, — da wollte in allen Theilen Italiens der begeisterte Ruf: Evviva Pio nono! nicht aufhören!

Aber wie theuer sollte Pius IX seine Volksfreundlichkeit noch büßen müssen! Die politische Bewegung ergriff natürlich nun auch das Gebiet der Kirche, auf welchem der Papst nichts weniger gewillet war, als Reformen zu gewähren. Das Auftreten Gioberti's gegen die Jesuiten bewog das Volk, sich gegen die Priester überhaupt zu wenden, und an manchen Orten wurde gegen Klöster, Mönche und Weltgeistliche Gewalt verübt. Die den Römern gewährte Volksbewaffnung, welche sogleich im übrigen Italien war nachgeahmt worden, diente als Mittel, dem Papste alles abzutrotzen. Er wollte entschieden Einhalt thun, drang aber nicht durch, und mußte mit Schmerz den nun in seinem Staate einbrechenden völligen Umsturz gewahren, den er im Beginn seiner Regierungsthätigkeit nicht geahnt hatte. (Von dem weitern Verlauf der römischen Revolution s. unten Kap. 8, 10.)

Von der Revolutionsflamme in Rom fielen die ersten Funken in den im Königreich beider Sicilien bereitliegenden Zündstoff. Am 12. Jan. 1848 kam es in Palermo zu einem blutigen Volksaufstand, der von dem König Ferdinand II für Sicilien eine Constitution mit einem eigenen sicilischen Parlament erzwang. — Am 8. Febr. gab König Carl Albert von Sardinien, dem ein großer Theil der Freiheitspartei die Rolle eines Oberhaupts im projectirten italienischen Staatenbund zudachte, eine überaus freisinnige Constitution, in welcher auch die Gleichberechtigung der Culte ausgesprochen wurde, welche daher auch den lange gedrückten Waldensern, so wie überhaupt den Protestanten zu Gute kam. — Am 17. Febr. sah sich der Großherzog von Toscana durch einen Aufstand in Livorno zur Verleihung einer Constitution genöthigt.

Im lombardisch-venetianischen Königreiche, das sich unter Österreichs Herrschaft einer großen Ordnung und darauf fußenden Wohlstandes erfreute, hatte sich länger her die alte Abneigung der Lombarden gegen die Deutschen theils durch die Beschränkungen welche die österreichische Regierung den beständigen Versuchen derselben zum Widerstand entgegensetzen mußte, theils durch die Aufreizungen des jungen Italiens zu grimmem Haß gesteigert. Der vielfach ertönende Ruf Morte ai Tedeschi! (Tod den Deutschen!) und sonstige Versuche, der Regierung zuerst durch passiven Widerstand zu schaden, führte in verschiedenen Städten zu so bösartigen Händeln, daß der greise, aber entschlossene Militärgouverneur Graf Radetzky im Febr. 1848 im ganzen Lande das Standrecht zu verkündigen für gut fand. Die Schwüle, welche sich nun über das Land lagerte, verkündigte den Ausbruch eines schweren Gewitters, den in Frankreich die Februarrevolution beschleunigte, auf die wir sogleich kommen werden.

7. Kapitel. Frankreich bis zum Sturz der Juliusmonarchie.

1. Louis Philipp im Glück. Plötzlicher Tod des Herzogs von Orleans. Die künftige Regentschaft für den Grafen von Paris. Mehrung der Angriffe auf Louis Philipp. Die Expedition nach Otaheiti. — Störung der Entente cordiale mit England durch die spanische Heirath.

Wir hatten in unserer Betrachtung die Juliusmonarchie in ihrer Entwicklung bis auf den Punct begleitet, wo sie, von Außen betrachtet, das Ansehen des gefestigten Bestandes hatte, weil Louis Philipp das Staatsruder mit geschickter Hand führte, die Majorität der Kammern für sich hatte, die Zufriedenheit der besitzenden und erwerbenden Stände genoß und sich der Gunst der auswärtigen Mächte erfreute, so daß er, ungeachtet der beständigen Angriffe der Factionen auf ihn, der Hoffnung sich hingab, seinen Thron gesichert auf seine Nachkommen bringen zu können.

Da sollte ein furchtbarer Schlag — der unglückliche Tod seines, bei allen Wohlgesinnten und besonders bei dem Heere beliebten ältesten

Sohnes, des Herzogs von Orleans, — den greisen König an den Unbestand des Glücks und an die Unsicherheit menschlicher Berechnung erinnern.

Der Herzog von Orleans, 32 Jahre alt, ein Mann von anmuthigen Sitten, offenem Wesen, tapferm, muthigem Sinn, mit vieler Einsicht in die Bedürfnisse des Volks, die er einst möglichst zu berücksichtigen gedachte, wollte am 13. Juli 1842 nach Neuilly fahren, um sich vor seiner Abreise in das Lager von St. Omer von seinen Ältern zu verabschieden. Unterwegs wurden die Pferde scheu: er sprang aus dem Wagen und stürzte, ausgleitend, mit dem Kopf so heftig auf das Steinpflaster, daß er, aller Bemühungen der Ärzte ungeachtet, nicht mehr zur Besinnung kam und nach einigen Stunden seinen Geist aufgab.

Der Schmerz der königlichen Familie war gränzenlos und wurde in ganz Europa mitgefühlt. Die Folgen dieses Unfalls ließen sich auch gleich in den politischen Verhältnissen wahrnehmen. Der ältere Sohn des Verunglückten, der Graf von Paris, war erst vier Jahre alt: es wurde also für den Fall des Ablebens Louis Philipp's durch ein Gesetz die künftige Regentschaft vorgesehen, dieselbe aber nicht der Mutter des Unmündigen, der trefflichen Herzogin Helene von Orleans, sondern dem zweiten Sohne des Königs, dem Herzog von Nemours, zugewendet. Die Kammer genehmigte das Gesetz, wies aber das Verlangen einer Dotation für den Herzog von Nemours, der beim Volke nicht beliebt war, zurück.

Die Angriffe auf die Juliusmonarchie mehrten sich nun in auffallender Weise, und selbst Männer, wie Thiers, der dem Ministerium jede Blöße abzulauern suchte oder auch wohl da eine finden wollte, wo keine war, — oder wie Odilon Barrot, der unaufhörlich auf die verlassenen Urgrundsätze der Revolution hinwies, — oder wie Lamartine, der sich meist in unbestimmten, darum vieldeutigen Klagen über Nichterfüllung der Volkshoffnungen ausließ und mit dem vollen Glanz seiner poetischen Diction die große Zukunft einer „weisen Demokratie" und einer beglückenden „Regierung der Arbeit" prieß, — trugen zur größern Verwirrung und Verstimmung der öffentlichen Meinung wesentlich bei. Und wenn auch Guizot mit der ganzen Kraft seines Geistes und Schärfe seiner Beweisführung fortfuhr, die constitutionelle Regierung zu vertheidigen, und noch viele parlamentäre Siege erfocht, so machte das doch keinen Eindruck auf die Massen, welche um diese Zeit auch von Ledru Rollin's alle bisherigen politischen Excentricitäten überbietendem Radicalismus aufgestachelt und für eine künftige Republik erhitzt wurden.

Dabei waren jedoch bei der Regierung auch wirklich verderbliche Mißbräuche eingedrungen, welche ihr Männer von edler Gesinnung und unabhängigem Geiste mehr und mehr entfremden mußten. Um sich nämlich die Majorität in der Kammer zu sichern, begünstigte sie bei Anstellungen ihre Anhänger in solchem Maße, daß viele Deputirtensitze nur darum gesucht wurden, um dadurch für sich selbst, für Verwandte, Freunde,

einflußreiche Wähler ꝛc. bei der Regierung ein Unterkommen zu finden. Dieser Mißbrauch alterirte nicht nur den Character der Kammer als Nationalrepräsentation, sondern veranlaßte auch die Opposition schon im J. 1842 unter ihre zahlreichen Reformanträge den aufzunehmen, daß kein Deputirter bis ein Jahr nach der Wahlperiode eine Anstellung annehmen dürfe und vermehrte so das Mißtrauen gegen die Regierung. Außerdem stieg das Budget von Jahr zu Jahr und schloß gleichwohl meistens mit einem Deficit, welches nicht minder zur Steigerung der Unzufriedenheit gereichte.

Die Jagd nach einträglichen Stellen hatte bei den Deputirten so sehr zugenommen, daß ein Führer der Opposition, der gleichwohl öffentlich gegen den Handel mit Stellen declamirte, für seine Angehörigen und Constituenten sich um 35 Stellen, ein anderer um 304 bewarb. — Zur Überschreitung des Budgets trugen am meisten bei die öffentlichen Bauten, um brodlose Arbeiter zu beschäftigen, die Befestigung von Paris, der Militäretat ꝛc. Man berechnet, daß Algier von 1830 bis 1846 an 1000 Mill. Fr. kostete. (Alison.)

Um die allgemeine Gedankenbewegung etwas nach Außen zu leiten, und dem Nationalstolze zu schmeicheln, veranstaltete die Regierung eine Expedition in das stille Meer, deren Führer Dupetit-Thouars unter Anderm die Insel Otaheiti, deren Königin Pomare unter dem Schutze des Völkerrechts stand, für Frankreich in Beschlag nahm. Daraus und durch ungerechte Behandlung jener Königin entstanden mit den Einwohnern Verwicklungen, die 1844 zu Streitigkeiten mit England führten. Aber nicht sowohl die kleine Entschädigung, welche das englische Cabinet für den Missionär Pritchard verlangte und erhielt, sondern der anspruchsvolle Ton, womit die englischen Minister und Kammern den Gegenstand verhandelten, gab der franz. Opposition neuen Stoff, das Ministerium durch Spott in den Augen des Volks herabzusetzen. — Das bis dahin so gute Verhältniß zwischen der französischen und englischen Regierung, welches durch einen persönlichen Besuch Louis Philipp's bei der Königin Victoria in Windsor sich zur entente cordiale gesteigert hatte, wurde bald nach jener Expedition in einer für England empfindlicheren Art gestört, indem Louis Philipp in eine ihm von der Königin Christine von Spanien angetragene eheliche Verbindung seines jüngsten Sohnes, des Herzogs von Montpensier, mit Donna Luise, der Schwester der Königin Isabella von Spanien, (d. 10. Oct. 1846) willigte, wodurch die Eifersucht Englands rege wurde, welches für einen Herzog von Coburg geworben hatte und einen künftigen dynastischen Einfluß Frankreichs auf Spanien fürchtete.

2. Lage der Regierung. Reformbankette. Corruptionsfälle und die Presse. Louis Philipp und Guizot. Verbot des großen Reformbanketts. Beginn der Februarrevolution. Die drei Februartage. Abdankung und Flucht des Königs. Der Sturm auf die Tuilerieen.

Während so, seitdem durch den orientalischen Conflict 1841 das gute Einvernehmen mit England gestört war, Frankreich unter der persönlichen Leitung Louis Philipp's in seiner auswärtigen Politik immer entschiedener sich der conservativen Tendenz der östlichen Mächte anschloß und in diesem Sinne bei den Veränderungen und Unruhen in Spanien und Portugal, in Italien, der Schweiz, Griechenland ꝛc. seinen Einfluß, England gegenüber, geltend zu machen suchte — obwohl mit um so geringerem Erfolg, je mehr die liberalen Ideen in Europa das Übergewicht erhielten — war

eben dadurch die Lage der Regierung im Innern, der steigenden Opposition gegenüber, nur immer schwieriger geworden. Namentlich seitdem auch Thiers mit seiner Partei sich der Opposition angeschlossen hatte, gewann die Reformbewegung, von der einflußreichen Presse unterstützt, eine erhöhte Energie und nahm häufig den Character einer offenen Feindschaft gegen den König an, dessen ehrenwerthes Privatleben — besonders von englischen Zeitungen nach der spanischen Heirath zum Gegenstande der gehässigsten Angriffe gemacht wurde. Das Hauptziel der Reformpartei gieng zwar auf Ausdehnung des Wahlrechts auch auf die übrigen Volksklassen außer den Begüterten und auf Beschränkung des Einflusses der Beamten, durch welche sich die Regierung bisher die Majorität in der Kammer zu sichern gewußt hatte, aber es waren auch noch manche andere Ursachen der Unzufriedenheit vorhanden. Die Ärndte in den Jahren 1846 und 1847 mißrieth und verursachte große Noth in den unteren Ständen; das Budget war auf anderthalb Milliarden gestiegen und zu gleicher Zeit kamen nicht nur großartige Unterschleife der Beamten, Bestechungen bei Wahlen und bei Concessionen bis zu den Ministern hinauf an den Tag, welche das Vertrauen zu der ganzen Regierung erschütterten, sondern auch mehrere Fälle arger sittlicher Verdorbenheit in den höhern Gesellschaftskreisen, welche den ohnehin irregeleiteten Massen die gefährlichste Waffe zum Angriff auf alles Bestehende in die Hand gaben.

Schon seit 1840 war in der Kammer eine Reform des Wahlgesetzes mehrmals beantragt worden, konnte aber die Majorität der hauptsächlich das Vermögen repräsentirenden Deputirten nicht erlangen. Daher suchten die Deputirten der Opposition durch öffentliche aufregende Reden bei großen Banketten in der Nähe von Paris, welche in fast allen größern Städten Nachahmung fanden, das Volk für ihre Plane zu begeistern und zu erhitzen. Öfters zwar gelang es der Regierung, durch Verbote einzuschreiten und dergleichen große Versammlungen, welche sich zuweilen auf 10,000 Personen beliefen, zu verhindern. Da aber die Gesetze hierzu nicht bestimmt genug waren, so blieb die Gesetzmäßigkeit derselben eine streitige Frage. Während der Mißjahre 1846 und 1847 bezog die Regierung jährlich aus russischen Häfen 500,000 Ctr. Getreide, wobei große Betrügereien vorkamen, während es zugleich dadurch, daß der Betrag dafür außer Landes gieng, eine Geldnoth zur Folge hatte.

Zu den erwähnten Fällen großer Bestechlichkeit gehörte besonders der, welchen sich die ehemaligen Minister Cubières und Teste während ihrer Amtsführung hatten zu Schulden kommen lassen, so daß sie 1847 vom Gericht zu Geldstrafen und zum Verlust der bürgerlichen Ehre verurtheilt wurden. (Einer, Namens Drouillard, wurde verurtheilt, weil er seine Wahl durch Bestechung mit 145,000 Fr. zu Stande gebracht hatte.) Eben so erregte die gräßliche Ermordung der Tochter Sebastiani's durch ihren eigenen Gemahl, den Herzog von Praslin, im Aug. 1847, den tiefsten sittlichen Abscheu: der hohe Verbrecher wäre jedoch ebenfalls der gerichtlichen Verurtheilung unterlegen, wenn er sich derselben nicht durch Selbstvergiftung entzogen hätte. In Bezug auf den Ernst der Einschreitung mit dem Gesetz hätte man jedenfalls der Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Eben so hätte man bei den vorgefallenen Bestechungs- und Geldausbeutungsfällen sich an die ungleich größern derartigen Vergehungen von Seiten vieler Marschälle Napoleon's erinnern sollen.

Weil seit der letzten Auflösung der Kammer die neuen Wahlen im Sommer 1846 trotz aller Agitation der Liberalen, namentlich Thiers', abermals entschieden zu Gunsten der Regierung ausgefallen waren, so täuschte sich der König über die Stimmung des Landes in allzugroßem Vertrauen auf die Kammermajorität und widerstand fast jedem Zugeständniß in der Reformfrage. Daher nahmen die Liberalen von Neuem ihre Zuflucht zur Agitation durch Reformbankette, welche um so größeren Erfolg versprachen, weil sich jetzt alle Parteien der Opposition — so verschieden auch ihre Ansichten und Wünsche waren — zu dem gleichen Zweck vereinigt hatten, die bestehende Regierung zu stürzen.

Das erste Bankett fand am 10. Juli 1847 in Chateaurouge statt, wo Odilon Barrot, Duvergier de Hauranne u. A., ein anderes am 20. Sept. in Maçon, wo Lamartine u. A. die heftigsten herausfordernden Reden gegen die Regierung hielten. — Am 28. Dec. versammelte sich die Kammer und sogleich erneuerten sich in der Addreßdebatte die heftigsten Angriffe, indem Thiers das Budget, Tocqueville und Billault die Grundsätze der Regierung bekämpften, obgleich die Majorität auch jetzt auf Seiten der Regierung blieb.

Da Guizot derjenige war, der durch seinen, von einem makellosen Leben getragenen moralischen Einfluß auf die Kammermehrheit und durch seine große, keineswegs auf äußern Effect berechnete Beredtsamkeit die Grundsätze der constitutionellen Monarchie aus innerster Überzeugung am entschiedensten vertheidigte, so blieb er die Hauptstütze Louis Philipp's, darum aber auch der Gegenstand des bittersten Hasses der Opposition. Als die Reformbankette ihren Fortgang nahmen und die Reden dabei immer aggressiver wurden, so entschloß sich das Ministerium, Einhalt zu thun und ließ ein Reformbankett des 12. Bezirks von Paris durch den Polizeipräfecten verbieten. Darüber erhob die Kammeropposition einen furchtbaren Sturm, wobei Lamartine äußerte, ein ähnliches Verbot habe die Revolution von 1789 zum Ausbruch gebracht, Ledru Rollin aber die Charte von 1830 eine „unreife Geburt" nannte. Unter Protest gegen jede Beschränkung des Versammlungsrechts erließen 92 Kammeroppositionsglieder einen neuen Aufruf zu einem großen Reformbankett in Paris am 22. Febr., und 10000 Nationalgardisten mit den Zöglingen der hohen Schulen erboten sich, die Gäste dabei zu schützen. Die Agitation erreichte den höchsten Grad.

Als nun die Regierung mit allen Mitteln einzuschreiten beschloß, bewog Thiers, in seinem Innersten selbst von der wachsenden Aufregung erschreckt, die meisten Oppositionsglieder, von dem Bankett abzustehen. (Nur Lamartine erklärte in eitler Verblendung, hinzugehen und wenn auch eine Kugel seinen Kopf treffen sollte!) Man begnügte sich nun, eine förmliche Anklage gegen das Ministerium zu erheben.

Inzwischen aber zeigten sich dennoch (am 22. Febr.) in verschiedenen Theilen der Stadt Volkshaufen, die sich unter dem Ruf: Es lebe die Reform! nieder mit Guizot! zusammenrotteten. Auch alle Glieder der geheimen Gesellschaften waren in offener Bewegung. Am

23. Febr. wurde die Nationalgarde versammelt, wovon nur wenige guten Willen zeigten und Manche in den Ruf nach „Reform“ einstimmten. Erschreckt darüber, entschloß sich Louis Philipp — wiewohl zu spät — Guizot zu entlassen, worüber großer Jubel entstand und die ganze Stadt sich festlich erleuchtete! Allein die Ernennung Molé's an Guizot's Statt befriedigte nicht, denn es war nicht mehr auf einen Ministerwechsel, sondern auf den Sturz der Dynastie abgesehen. Ein vom Republikaner Lagrange geführter Arbeiterhaufe mit rother Fahne und Fackeln einherziehend — es war um 10 Uhr Nachts — warf dem Kriegsminister Hebert die Fenster ein und zog zu gleichem Zweck nach Guizot's Wohnung, traf dort aber auf eine Truppenabtheilung, die den Weg versperrte. Bald fiel von Seiten der Aufrührer ein Schuß und traf das Pferd des Truppenbefehlshabers. Empört darüber gab das Militär eine Salve, durch welche eine Anzahl Menschen getödtet wurde. Da stob die Menge auseinander und schrie wild durch alle Straßen: „Zu den Waffen! wir sind verrathen: man mordet das Volk!“

Kurze Zeit darauf kehrte Lagrange mit einem Theile seiner rasenden Leute zurück, lud, was an Todten noch auf dem Platze lag, auf einen großen Karren und fuhr damit durch die Straßen, um das Volk zur Wuth zu reizen. Neue Haufen schloßen sich an und um Mitternacht zog man die Sturmglocke. Nun verbreitete sich der Aufstand immer weiter und an allen Hauptpuncten der Stadt erhoben sich mächtige, mit großem Geschick angelegte Barrikaden.

Als Louis Philipp diese Vorgänge erfuhr, bekleidete er den Marschall Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Truppen und beauftragte den Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums. So brach der 24. Februar an, der mit dem Umsturz des Juliusthrons und mit der Flucht Louis Philipp's endete, die ihn dem Schicksal seines Vorgängers gleichstellte.

Am Morgen des 24. Februars war ganz Paris in Waffen und die Revolution im vollsten Gang: tausend Barrikaden starrten den königlichen Truppen entgegen. Bereits war Marschall Bugeaud in vier Colonnen mit 25,000 M. in die Mitte der Stadt vorgedrungen und hatte das Stadthaus, das Pantheon und den Bastillenplatz besetzt, vollkommen in der Lage, dem Aufstand die Stirne zu bieten. Allein Thiers wollte nicht eher das Ministerium übernehmen, als bis der rathlose König den Bugeaud wieder vom Oberbefehl abrief und die Truppen in die Kasernen zurückgehen hieß, welches auf diese einen so entmuthigenden Eindruck machte, daß manche Offiziere ihren Degen zerbrachen und manche Soldaten ihre Flinte zerschlugen. — Die darauffolgende Ankündigung des Ministeriums Thiers-Barrot beruhigte das Volk ebenfalls nicht, da es nun auch auf Thiers mißtrauisch war; und selbst Barrot konnte die Aufständischen nicht zur Ruhe bringen. Endlich erschien der König selbst, von der Königin angetrieben, zu Pferd mit seinen beiden ältern Söhnen, und hielt Heerschau über die Linie und Nationalgarde: da er aber bemerkte, daß seine Gegenwart keinen Eindruck machte, begab er sich niedergeschlagen wieder in seine Gemächer zurück. Auch die Truppen waren niedergeschlagen und die Nationalgarde — ohnehin durch die liberale Presse demoralisirt — unentschlossen und muthlos.

Immer drohender wurden die Massen, immer größer die Rathlosigkeit und Verwirrung des Königs und seiner Umgebung: da trat der Journalist Emil von Girardin vor den König mit der Nachricht, die Minister würden vom Volke nicht anerkannt und die Massen seien gegen die Tuilerieen im Anzug; wenn der König das Königthum retten wolle, so solle er abdanken! Bugeaud und die Königin mißriethen ihm diesen Schritt. Der König schwankte; endlich ergriff er zögernd die Feder und — schrieb seine Abdankung zu Gunsten seines Enkels unter der Regentschaft des Herzogs von Nemours.

Allein damit hatte er sich wehrlos und seinen Anhängern die kräftige Organisation des Widerstands unmöglich gemacht. Die Linientruppen und diejenigen Nationalgarden, die ihm noch anhiengen, stunden jetzt führerlos da, so daß das Volk unaufgehalten gegen das Palais Royal, worin es Alles dem König Angehörige zerstörte, und von da gegen die Tuilerieen vordrang, um auch dort seine Wuth auszulassen. — Nun rieth man dem König zur Flucht; er kleidete sich daher um, und als er in bürgerlicher Kleidung ohne alle Insignien des Königthums wieder zu den Seinigen trat, wendete sich die Königin, bei diesem Anblick plötzlich ihr ganzes Elend überschauend, an den daneben stehenden Thiers mit den vorwurfsvollen Worten: „Das ist Ihr Werk, Herr! Sie haben den Brand geschürt, dessen Lohe über die Monarchie zusammenschlägt! Sie verdienten nicht, einen so guten König zu haben!" — Thiers, wohl fühlend, wie er dem König und — sich selbst geschadet, entfernte sich schweigend. Hierauf schickte sich der König an, zu gehen, und sagte zur Herzogin von Orleans, welche mit ihren Händen das Gesicht bedeckend schluchzte: „Helene, Sie bleiben mit Ihren Kindern!" — Als die königliche Familie, 15 Personen an der Zahl, in den Schloßhof trat, konnten die königlichen Wagen, durch die Schüsse der Aufrührer verhindert, nicht vorfahren, und so mußte die Familie in drei gewöhnlichen Wagen die Abreise nach St. Cloud und von da nach Dreux antreten.

Als der General Lamoricière mit des Königs Abdankung vor einer der Hauptbarrikaden ankam, rief man ihm entgegen, umzukehren; die Abdankung genüge nicht, man wolle den Sturz der Dynastie! — und als der Herzog von Nemours, die Erfolglosigkeit des Widerstandes erkennend, den noch übrigen bereitstehenden Truppen den Befehl zum Rückzug gab, stürmte das Volk von allen Seiten in die Tuilerieen und zertrümmerte auch dort Alles, was an die königliche Familie erinnerte; den Thronsessel aber trug man auf den Bastilleplatz und verbrannte ihn am Fuße der Juliussäule!

3. Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer. Die Linke. Die provisorische Regierung und die Republik. — Der König und seine Familie zu Claremont in England.

Unterdeß hatte sich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden kleinen Söhnen, ermuthigt durch das Gefühl der Pflicht, ihren Kindern die Thronfolge zu sichern, in Begleitung des Herzogs von Nemours und Dupin's des Ältern, des ehemaligen vertrauten Rathes des Hauses Orleans, in die Deputirtenkammer, von deren Gliedern etwa 300 an der Zahl im Palast Bourbon versammelt waren, begeben und war von der Mehrheit mit Beifall begrüßt worden. Sie nahm ihren Platz vor der Rednerbühne unterhalb des Präsidentenstuhls. Hierauf berichtete Dupin über die Abdankung des Königs zu Gunsten des Grafen von Paris und über die Anordnung der Regentschaft in der Person der Herzogin von Orleans. Während die conservative Majorität Beifall rief, erhob sich von der Linken lauter Widerspruch. Ein Deputirter

Namens Marie, forderte die Kammer zur Wahl einer provisorischen Regierung auf; Ledru Rollin verlangte die Einführung derselben unmittelbar durch das Volk, und Lamartine — sprach in demselben Sinne! — In dem hierauf sich erhebenden Tumulte beobachtete die Herzogin eine feste Haltung, konnte aber nicht zu Wort kommen. Zwar sprach Odilon Barrot für den Grafen von Paris und für die Herzogin; aber La Rochejacquelin verlangte Abstimmung durch das Volk.

Dabei füllte sich der Saal mit bewaffneten Volkshaufen, die eben vom Sturm auf die Tuilerieen herkamen. Sie schrieen „Nieder mit der Kammer!", steckten die dreifarbige Fahne auf die Rednerbühne und forderten eine provisorische Regierung. Nun erklärte der Präsident Sauzet die Kammer für aufgehoben und entfernte sich mit den constitutionellen Deputirten in Eile. Mit Mühe entkam die Herzogin mit ihren Kindern durch die entgegengesetzte Thüre aus dem Saal in das Hotel der Invaliden, von wo aus sie sich einige Tage darauf mit den Ihrigen über Belgien nach Deutschland rettete.

Inzwischen hatte sich die im Saal gebliebene Linke mit der übrigen rohen Menge die Rechte einer gesetzgebenden Versammlung angemaßt und unter Lärmen und Toben auf Lamartine's volksschmeichlerische Rede unter dem beständigen Rufen: „Es lebe die Republik!" eine provisorische Regierung gewählt. Sie bestand aus den Deputirten Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru Rollin, Cremieux, Arago und Garnier Pagès, denen nachher auf dem Stadthause noch die Journalisten Armand Marast, Flocon, Louis Blanc und aus der Arbeiterklasse der Mechanicus Albert zugesellt wurden, damit alle Farben der republikanischen Partei repräsentirt wären. Vom Stadthause aus erließ sodann die extemporirte Regierung zwei Proclamationen: in der einen wurde die Republik mit Vorbehalt der Genehmigung des Volks, in der andern Dupont de l'Eure als Präsident derselben zusammt seinem Ministerium verkündigt. Louis Blanc las sie auf dem Grèveplatz dem Volke vor und mit einem unermeßlichen Freudengeschrei der Menge war am Abend des 24. Febr. 1848 die neue Republik zu Stande gebracht, die ohne Widerrede in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Louis Philipp, der noch in Dreux die Nachricht von der Errichtung der Republik erhielt, eilte erschüttert mit der Königin weiter, bis er die Küste der Normandie erreichte, wo er, von dem Arm der neuen Machthaber fast erreicht, schon im Begriff war, sich einem elenden Fischernachen anzuvertrauen, um nach England überzusetzen, als ihm der englische Viceconsul Jones von Havre ein englisches Schiff zur Verfügung stellte, das ihn, als Engländer verkleidet, unter dem Namen Mr. Smith (die Königin als Mad. Lebrun) zu Honfleur aufnahm und

am 4. März an die englische Küste brachte. Er nahm seinen Aufenthalt zu Claremont, einem Schlosse seines Schwiegersohns, des Königs der Belgier, einige Meilen von London, und trug daselbst unter dem Namen eines „Grafen von Neuilly" im Schooße seiner Familie, zu der sich nach einiger Zeit auch seine Söhne wieder fanden, mit Ruhe und äußerer Würde sein schweres Geschick, bis er zwei Jahre darnach ohne Aussicht auf eine Wiederherstellung seiner Dynastie als 76jähriger Greis in den Armen der Seinigen starb.

Man hat es bei Vergleichung des Sturzes Louis Philipp's mit dem Sturze Karl's X bemerkenswerth gefunden, daß beide, beim Ausbruch der Revolution 74 Jahre alt, nach einem dreitägigen Kampfe, und zwar Karl X im Sterbemonat des Thronerben Louis Philipp's (des Herzogs von Orleans), — Louis Philipp im Sterbemonat Karl's X (des Herzogs von Berry) entthront wurden und zu Gunsten eines 10jährigen Enkels abdankten; — sowie daß Karl X auf seiner Flucht von mehreren tausend Garden, drei Commissären der provisorischen Regierung und von vielen Freunden und Dienern begleitet wurde, die alle beim Abschied von ihm weinten; daß dagegen Louis Philipp ohne Reisemittel, von allen Freunden verlassen, sich vor den Leuten verbergend, bis zur Gränze sich durchhelfen mußte.

Frankreich aber sollte nur zu bald die traurigen Folgen dieser frevelhaften Staatsumwälzung in dem Stocken alles Handels und Gewerbs, in dem Sinken alles Wohlstandes, in der Abwesenheit aller vernünftigen Autorität, in dem Losbruch aller schlechten Leidenschaften, in dem Verfall der Ordnung und Sittlichkeit erfahren und wieder einem Schiffe gleichen, das steuerlos im Meeressturm herumgeworfen wird.

Ist auch darin, daß eine Dynastie, welche durch Revolution und Untreue gegen die vorangegangene zur Regierung kam, wieder durch Revolution und durch Untreue des Volks gestürzt wurde, die Hand jener höhern Gerechtigkeit nicht zu verkennen, welche die Geschichte beherrscht, so wird doch über Louis Philipp die unparteiische Geschichte ein anderes Urtheil fällen, als die Parteileidenschaft des Tags. — Unter demjenigen Guten, was als ein Ausfluß seiner persönlichen Einsicht anzusehen ist, muß auch hervorgehoben werden, daß er wieder eine Epoche der Kunst und Wissenschaft für Frankreich heraufführte, in welcher Beziehung sich sowohl die Republik, als auch das Kaiserreich wenig fruchtbar erwiesen hatten. Seine Gründung des Museums zu Versailles, dessen Gemälde den großen historischen Erinnerungen Frankreichs gewidmet sind, so wie was er für die Baukunst und Sculptur, für Restauration historischer Monumente in ganz Frankreich aufgewendet hat, wird sein Andenken bleibend machen. Nicht zu übersehen ist auch, was er für die Marine und das Heer gethan hat, wie denn seine Regierung sowohl vielen Staatsmännern und Gelehrten, als auch vielen Generalen und andern Militärs Gelegenheit zur Ausbildung und Auszeichnung gab. War er selbst kein Feldherr und überhaupt kein großer Monarch, sondern nur mehr ein kluger Staatsmann und Haushalter, und verband er auch mit vielen trefflichen Eigenschaften des Kopfes und Herzens manche Schwächen, die den Namen des Beherrschers eines mächtigen Staates beeinträchtigen, so ist es doch wahr, daß er achtzehn Jahre hindurch unter heftigen innern Stürmen und vielen persönlichen Lebensgefahren, wobei mancher Andere zu der härtesten Reaction seine Zuflucht genommen hätte, die Preß- und Redefreiheit beschützt, den Frieden in Europa erhalten und die Volkswohlfahrt „auf eine in der Regentengeschichte Frankreichs beispiellose Weise" befördert hat.

4. Kurze Andeutungen über die französische Literatur seit der Restauration: Kirchliche und philosophische Literatur; Geschichtschreibung; Poesie. Sociale Ausartung und Versuch der Rückkehr zum Classicismus. Ausschweifungen der Romanliteratur und verderblicher Einfluß derselben auf das Allgemeine.

Die französische Revolution hatte auch in der Literatur die Gegensätze und deren Kämpfe wiedergespiegelt, durch welche das ganze Volksleben jener Periode gespalten war. Während der napoleonischen Herrschaft mußten alle höhern und tiefern Seiten idealer Bildung zurücktreten: nur die sogenannten exacten Wissenschaften (Mathematik und Naturkunde) erhielten Pflege und Vorschub; die Poesie erniedrigte sich zur feilen Dienerin und Lobhudlerin des Kaiserthums, und die Philosophie, ihren speculativen Standpunct verlassend, verlor sich in die Wüste socialer Probleme.

Allmählich verbreitete sich in dem jüngeren Geschlechte Frankreichs durch das Bestreben, sich von den alten Fesseln des academischen Classicismus loszumachen und durch das Ringen nach Originalität, das sich freilich erst nur in Darstellung piquanter Gegensätze und im Herumtasten nach kühnen Sprachwendungen, Tropen und Contrasten zeigte, eine neue Literatur vor, die sich nach dem Eintritt der Restauration als moderne Schule darstellte.

Richten wir zunächst den Blick auf diejenigen Schriftsteller, welche durch ihre Beziehung zur Religion und Kirche hervorragen, so treten die Namen Bonald, Joseph de Maistre, Chateaubriand und Lamennais in den Vordergrund. — Bonald begründete als entschiedener Royalist und „Ultramontaner" in seinem religiösphilosophischen Schriften das theokratische System in der französischen Literatur, wurde aber von dem größern Talent und der kühnen und beredten Sophistik Joseph de Maistre's überragt, der seine Waffen vorzugsweise aus der Rüstkammer des Mittelalters holte. — Das Meiste zur Neubelebung katholischer Gefühle und zur Restauration der Kirche trug aber Chateaubriand durch sein Génie du Christianisme bei, wie er denn auch durch seine Phantasie auf dem Gebiete des Romanticismus, dem er mit seiner „Attala" die Bahn brach, und durch seinen parlamentaren Royalismus auf dem Gebiete der Politik für Frankreich einflußreich wurde. (In letzterer Beziehung sah er „in der völligen Entwicklung der parlamentaren Monarchie die einzige Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen Revolution und Legitimität, was aber von der letztern weder begriffen, noch anerkannt wurde".)

Tief eingreifend in die kirchlich-socialen Verhältnisse war Lamennais, der in seinem Kraft- und Unabhängigkeitsgefühl seinen geistlichen Stand, den er nicht aus innerer Neigung gewählt hatte, nur als einen „mächtigen Hebel" zur Einwirkung auf seine Zeit betrachtete. Ohne tiefes, gründliches Wissen wollte er in seinen Schriften durch eine hin-

reißende Darstellung und eine mächtige, auf das Große gerichtete Einbildungskraft — nicht, wie de Maistre, die Masse für den Papst und die Kirche gewinnen, sondern — den Klerus zum Vormund des Volks, zum Regler der bürgerlichen Gesellschaft erheben, um diese — demokratisch zu beherrschen. Diesen Zweck besser zu erreichen, gieng er im Gefühl, seiner bis zum Hochmuth anschwellenden Kraft darauf aus, die Kirche von der weltlichen Macht unabhängig zu machen. Als sein demokratisches Bestreben vom Papste als Irrthum bezeichnet wurde, gab er auch die dürftigen Dogmen, die er er vom kirchlichen System noch beizubehalten für nöthig erachtet hatte, mehr und mehr auf, bis er, verletzt durch das päpstliche Verdammungsurtheil, sich von der Kirche losriß und ihr entschiedenster Gegner wurde. Nun ward aus dem katholischen „Demokraten, der er im Grunde stets gewesen", der Demagoge", als den er sich in seinen Paroles d'un croyant und in seinem Livre du peuple darstellte, worauf er zuletzt in den Pantheisten überschlug. In ihm gieng ein seltenes Talent zu Grunde, das in seiner Verirrung die Krankheit seiner Zeit, zu deren Heilung ihm der Schlüssel fehlte, um Vieles vermehrte.

Zu den literarischen Größen Frankreichs, die es sich in jener Zeit zur Aufgabe machten, die extremen Ansichten, insbesondere „den revolutionären, theokratischen und militärischen Despotismus mit den Ideen der constitutionellen Monarchie zu bekämpfen" und überhaupt der Aufklärung des 18. Jahrhunderts eine tiefere positive Erkenntniß unterzulegen — gehören: die Frau von Staël, welche damals „eine Macht in der Literatur" und auch in der Politik nicht ohne Einfluß war, wie sie denn es muthig wagte, „dem gewaltigsten Mann des Jahrhunderts" entgegen zu treten; — ferner der ernste Jouffroy, der geistreiche Remusat, der kenntnißvolle Kritiker Fauriel, der aus Kant und Jacobi schöpfende Benjamin Constant, der gründliche, wenn auch trockene „Sismondi", die schon XXVIII. 1, 4. genannten bedeutenderen Historiker Barante, Augustin Thierry, Guizot, Thiers, der Rhetoriker und Literarhistoriker Villemain u. a.

Augustin Thierry und Guizot sind zwei Historiker, in welchen sich die Gabe der Darstellung mit der Gründlichkeit der Forschung in seltenem Grade vereinigt: beide trugen zur Umgestaltung des nationalen Geistes ein Wesentliches bei. Reich an Ideen und Thatsachen ist Guizot's Geschichte der Civilisation vom Untergang des römischen Reichs bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. (Unter dem Worte „Civilisation" versteht er „die Herrschaft der Idee über die Materie, der Vernunft über den Instinct, der Prüfung über die Gewohnheit als die Aufgabe der Menschheit selbst, und betrachtet die freie Entwicklung des Individuums und die Übereinstimmung der öffentlichen Einrichtungen mit diesem Zwecke des Einzelnen als das vornehmste Kennzeichen einer wahren Gesittung"). Die Gabe des bildlichen Ausdrucks, welche diesem Historiker abgeht, besitzt Augustin Thierry, dessen Schriften sich durch Anschaulichkeit der Darstellung, durch genaue Benutzung der Quellen und durch die Kunst, den Zeiten, Völkern und Thatsachen die rechte Farbe zu geben, vortheilhaft auszeichnen.

Die Gabe populärer Darstellung besitzt **Thiers** in hohem Grade. Seine historischen Schriften kennzeichnen sich durch Anschaulichkeit, Scharfsinn, Gewandtheit und Leichtigkeit des Stils. Sein Urtheil ist aber parteiisch, seine Gedanken und Empfindungen sind ohne Tiefe, seine Beweisführung oft sophistisch. Er ist „ein großer Kenner der gesammten Staatsmaschinerie, der Unterhandlungen, der Kriegs- und Friedensverhältnisse, aber kein tiefer Sitten- und Seelenmaler.“ (In den letzten Bänden s. Gesch. des Kaiserreichs, zeigt er sich gegen Deutschland gerechter, als in den vorhergehenden.) — Mignet erreicht ihn in der Gabe der Darstellung und practischen Einsicht nicht. Michelet führte die Philosophie in die Geschichtschreibung ein, entzog dadurch aber der Geschichte viel vom positiven Boden; doch ist er geistreich, originell und als Forscher nicht ohne „poetische Divinationsgabe.“ — Villemain bewährt in seinen Vorlesungen über die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ein reiches, vielseitiges Talent.

Ein ganz neues Feld der Literatur Frankreichs entwickelte sich unter dem Einfluß der Revolution und des Constitutionalismus (durch die Freiheit der Rede und der Presse) in der politischen Beredsamkeit, welche in Zeitschriften und auf der Rednerbühne bald einen hohen Grad der Ausbildung erreichte. Zu diesem erhoben sie vorzüglich Redner wie Mirabeau, Lanjuinais, Royer Collard, Foy, Benjamin Constant, Dupin, Guizot, Chateaubriand, Thiers u. a.

In der Philosophie suchte Victor Cousin den Franzosen in eklektischem Sinne die verschiedenen philosophischen Systeme der Alten und Neuern näher zu bringen und aus allen, vorzüglich aus den deutschen Systemen, das Beste auszuheben, daher er selbst seine Philosophie sonderbarer Weise eine „optimistische“ nennt. Seine Geschichte der Philosophie hatte auch einen bedeutenden Einfluß auf eine würdigere Ansicht seiner Landsleute über die Kunst, die sie vorher mehr nur aus dem Gesichtspunct des Luxus und Zeitvertreibs betrachtet hatten: denn er lehrte sie in den verschiedenen Künsten eine den Menschen verliehene hohe Gabe und „in ihnen ein dem Geiste vorschwebendes Ideal“ erkennen.

Aus der Reihe der Künste sei hier nur die Poesie, als zur Literatur gehörig, hervorgehoben. Nachdem schon Beaumarchais die beengenden Schranken des Classicismus zu durchbrechen angefangen, und nachher der religiös gestimmte St. Pierre mit einem gewissen Sinn für Natürlichkeit und Einfachheit, desgleichen Chenier mit einem durch das Studium der Alten genährten Geist in Gehalt, Sprache und Styl einen neuen Weg eingeschlagen hatten, hauchte Alphons de Lamartine in seinen Méditations poëtiques et religieuses der französischen Poesie einen neuen Geist ein, indem sie die innersten und höchsten Gegenstände, welche Geist und Herz beschäftigen können, im Zauber der Sprache wiederspiegeln, und Maaß, Natur und Einheit die Trias ist, welche in ihnen vorherrscht. Mit seinem Jocelyn, der noch einzelne seelenvolle Parthieen enthält, war aber seine eigentliche Dichterlaufbahn zu Ende: denn was er nachher als Romantiker schrieb, hat seinem Dichterberuf nur geschadet.

Theils als Dichter, theils überhaupt als namhafte schöngeistige Schriftsteller sind noch zu erwähnen: der classisch gebildete Paul Courier, der gelehrte Nodier, der Volksdichter

Béranger, der Lyriker und Novellist Merimee, der vielseitig gebildete, ernstgesinnte Edgar Quinet, Alfred de Musset, de Bernard, Balzac 2c.

Die romantische Poesie der Franzosen, wie sehr sie auch anfangs durch die Rückkehr zur Natur wohlthätig wirkte, artete jedoch bald aus und wurde von Victor Hugo, einem Dichter von ungewöhnlich reicher Phantasie, auf die Spitze getrieben. Mehr glänzend, als tief und gehaltvoll trug er zur Ausartung des Geschmacks in der Poesie viel bei. Daher trat wieder eine, jedoch nur momentane Reaction ein, indem Dichter, wie Ponsard, Augier u. a. Versuche der Rückkehr zur besseren classischen Poesie machten.

Nach kurzer Zeit trat in der französischen Literatur, veranlaßt durch die Ausartung des Romanticismus eine wahrhaft anarchische Periode ein, in welcher ausschweifende Geister die Schranken aller sittlichen Ordnung einrissen und es so weit kam, daß ein Eugen Sue die Cloaken des Lasters öffnete, eine George Sand die Ehe als im Unrecht angriff, ein Proudhon das Eigenthum für einen — Diebstahl erklärte, ein Alexander Dumas das Publicum mit seinen zahlreichen romantischen Gemälden leichter Sitten bestach, ja der groben Unsittlichkeit das Wort redete, also daß die ganze sittliche Welt auf den Kopf gestellt erschien. (S. oben Kap. 3, 4. a. E.) Kein Wunder, wenn die Gräuel dieser in Frankreich ausgebrochenen sittlichen Pest auch im Ausland schlimme Verheerungen anrichteten, in Frankreich *selbst* aber die anarchisch gewordene Literatur auch eine Anarchie in den nun eintretenden Thatsachen socialer Bewegungen vorbereitete.

(Siehe ein Näheres in Julian Schmidt's Geschichte der französischen Literatur seit 1789, verglichen mit den Restrictionen seines Beurtheilers in der Allg. Zeitung 1858, in den Beilage-Nummern 134—138.)

8. Kapitel. Deutschland und seine Revolution im Jahr 1848.

1. Die Liberalen und die Radicalen. Der Ruf nach Volksvertretung am Bundestag. Die liberalen Ministerien. Beginn des Aufstandes in Wien. Die Entfernung Metternich's. Die Aula und die constituirende Nationalversammlung. Beginn des Aufstandes in Berlin. Der Barrikadenkampf. Die preußische Nationalversammlung.

Unter der wohlwollenden Fürsorge einsichtvoller Regierungen und edler Fürsten hatte Deutschland im Jahre 1848 einen hohen Grad des Wohlstandes und der geistigen und politischen Entwicklung erreicht — und wenn damit auch die Gefahren des Materialismus, des Unglaubens und eines falschen Freiheitsschwindels gleichfalls gestiegen und in mancherlei bedenklichen Erscheinungen hervorgetreten waren, so würde doch schwerlich der Anstoß der Ereignisse in Frankreich einen so großen Umsturz zur Folge gehabt haben, wenn nicht gerade diejenige Institution, welche in Zeiten

der Erschütterung und Gefahr dem deutschen Volke Schutz und Haltung gewähren sollte, der Bundestag, sich unfähig gezeigt hätte, dieser erhabenen Bestimmung zu genügen.

Auf die Voraussetzung einer Souveränetät deutscher Fürsten gegründet, wie sie nicht aus der geschichtlichen Entwicklung des Reichs hervorgegangen, sondern erst von der verderblichen napoleonischen Politik eingeführt worden war, hatte der Bundestag weder Vertrauen nach Innen, noch Bedeutung nach Außen erlangt, und war daher allen unzufriedenen Parteien ein Gegenstand stets erneuter Angriffe geworden, welchen gegenüber er durch die beständige Eifersucht der betheiligten größern Staaten überdies zu einer machtlosen Unthätigkeit verurtheilt war.

Schon einige Jahre her konnte man in Deutschland aus dem kecken Tone radikaler Zeitschriften und Broschüren, aus überstürzenden Reden mancher Kammermitglieder, aus den häufigen privaten Zusammenkünften renommirter Fortschrittsmänner, ohne Prophetengabe auf einen frühern oder spätern Ausbruch der durch die politischen Ereignisse im Ausland auf's höchste gespannten Leidenschaften schließen, die sich auf allen Seiten gegen den nur mit Spott und Hohn genannten deutschen Bund zu vereinigen und eine allgemeine Erschütterung herbeizuführen drohten. Bereits ist erwähnt worden, daß von der badischen Kammeropposition ein Hauptimpuls auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausgieng. Die 1847 in Mannheim gegründete „Deutsche Zeitung" strebte das Reform-Organ einer Partei zu werden, welche die Klein- und Mittelstaaten unter ein liberales Preußen stellen und die Interessen des deutschen Volks gegen die dynastischen Interessen der Fürsten wahren zu sollen gedachte, ohne jedoch einen gewaltsamen Umsturz zu predigen. Aber einen solchen beabsichtigte eine neben ihr herangreifte republikanische und sociale Partei, welche mit den Revolutionsmännern in Frankreich und in der Schweiz in regem Verkehre stand und schon länger her durch alle demagogischen Mittel darauf ausgieng, die Volksmassen, namentlich die Handwerker, mit Haß gegen das Christenthum und dessen Träger, gegen die Fürsten und ihre Beamten, gegen die Reichen und Besitzenden zu erfüllen.

Hatten auch die Leiter der „preußisch-deutschen" Partei keine Beziehung zu jenen Radicalen, so glaubten doch Einzelne unter ihnen seiner Zeit sich derselben zu Demonstrationen bedienen zu können; umgekehrt dagegen schloßen die Radicalen sich einstweilen mit verdeckter Farbe jenen Liberalen an, um seiner Zeit nach dem Siege jener Partei mit abgenommener Maske die Fahne der Republik aufpflanzen zu können.

Daher der Jubel der gesammten Fortschrittspartei, als im Jahr 1847 die Schweizer so leicht und rasch ihre alte Verfassung umwarfen und sich zu einem Bundesstaate constituirten; als ferner Pius IX in Rom seine weltliche Herrschaft den Revolutionsmännern überließ und das aufgewühlte Italien über Österreich herzufallen drohte; endlich als die Juliusmonarchie in Frankreich durch die Reformbankettbewegung in ihrem

Bestande bedroht wurde; — daher schon längst das offene Geheimniß, das man sich am Mittel- und Oberrhein in's Ohr sagte: „wenn Hecker (Advocat in Mannheim und Deputirter der badischen Kammer) den Finger in die Höhe hebt, so steht ganz Deutschland auf wie Ein Mann!"

Einen Beweis, zu welcher bedenklichen Höhe bereits die Aufregung des Volks im südwestlichen Deutschland gestiegen war, lieferte die große Volksversammlung in Offenburg am 12. Sept. 1847, deren Wünsche nicht mehr wie bisher in Petitionen oder öffentlichen Reden ausgesprochen, sondern unter dem Einflusse der radicalsten Führer, wie Hecker, Struve 2c. als „Forderungen" des Volks in folgenden 13 Artikeln geltend gemacht wurden: 1. Zurücknahme aller die Menschenrechte beschränkenden Bundesbeschlüsse, 2. Preßfreiheit, 3. Religionsfreiheit, 4. Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, 5. Versammlungsrecht, 6. Volksvertretung am Bunde, 7. Allgemeine Bewaffnung, 8. Progressive Einkommensteuer, 9. Volkserziehung, 10. Schutz der Arbeit, 11. Geschwornengerichte, 12. Selbstregierung des Volks, 13. Abschaffung aller Vorrechte. — Diese Forderungen flogen in den Zeitungen als Saatkörner der Revolution durch ganz Deutschland und fanden um so leichter Eingang, je weniger von Seiten des Bundestags zur Befriedigung der wahren Bedürfnisse Deutschlands geschehen war. Zwar vereinigte sich hierauf im October eine Anzahl Deputirter der liberalen Richtung aus vielen deutschen Staaten in Heppenheim, um die Bewegung in gesetzliche Bahnen zu lenken, aber ein Strom von Ereignissen sollte bald alle politische Berechnung zu Schanden machen.

Nur zehn Tage vor der Februarrevolution in Paris brachte in der zweiten badischen Kammer der Abgeordnete Bassermann einen Antrag auf Vertretung des Volkes bei'm Bundestag vor und sprach damit ein Losungswort aus, das bald in allen deutschen Ländern widerhallte. Als nämlich der electrische Schlag der französischen Februarrevolution (gleich der frühern Julirevolution) abermals die meisten Glieder des europäischen Staatenkörpers durchzuckte, erhob sich mit Einemmale in fast allen deutschen Hauptstädten der Ruf nach ungehemmter Preßfreiheit, nach freiem Vereinsrecht, nach Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, nach Volksbewaffnung, nach einem einheitlichen Deutschland mit Vertretung des Volkes beim Bunde.

In den ersten Märztagen, in welchen bereits in den meisten Hauptstädten zahlreiche revolutionäre Volksversammlungen stattfanden, nahmen daher, von den Kammern gedrängt, die Regierungen in Baden, in den beiden Hessen, in Württemberg, Bayern, Sachsen, Hannover bis herab zu den kleinsten Staaten das Programm der liberalen Opposition an, stellten aus ihr liberale Ministerien auf und gewährten Alles, was man nachher mit dem Namen Märzerrungenschaften bezeichnete. Selbst Preußen und Österreich, wohin die Propagandafäden reichten, konnten sich den stürmischen Forderungen nach Volksvertretung nicht entziehen, also daß am 1. März der Bundestag eine Verordnung an die Bundesstaaten erließ, daß es jedem Bundesstaate überlassen sei, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen. Auch in den beiden größten Städten Deutschlands, und zwar in Wien am 13., in Berlin

am 18. März, brachen Revolutionen aus, welche nach blutigen Conflicten zu völliger Umgestaltung sowohl der Verfassungen, als der Regierungen führten.

In **Wien** trafen am 3. März die Nachrichten von der Wiedererrichtung einer Republik in Frankreich und von der wachsenden Revolutionsbewegung in Oberitalien ein, als eben die niederösterreichischen Stände sich versammeln sollten. Sogleich wurden in den bürgerlichen Kreisen, namentlich in den Gewerbvereinen, Petitionen an den Kaiser in Umlauf gesetzt und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, worin „frei und offen" eine völlige Umgestaltung des Kaiserreichs auf repräsentativem Wege verlangt war; dann traten einige Universitätsstudirende und junge Mitglieder eines juridisch-politischen Lesevereins, welche durch die in Ungarn von Ludwig Kossuth, dem Leiter der dortigen ständischen Opposition, gehaltenen Agitationsreden ergriffen waren, zu einer Petition um eine constitutionelle Charte und um Anschließung an das für Frankfurt projectirte Nationalparlament zusammen. Als die Petenten von dem Fürsten Metternich eine ausweichende Antwort bekamen, entstund am Abend ein Studenten- und Arbeiter-Auflauf, und der Ruf nach einer Constitution mit Ministerverantwortlichkeit und nach Entfernung der Jesuiten sowohl, als des Staatskanzlers ertönte allenthalben in der Stadt. Das ausrückende Militär wurde verhöhnt und konnte auch durch Waffengebrauch dem wachsenden Tumulte nicht Einhalt thun. Die Villa des Fürsten Metternich wurde gestürmt und derselbe genöthigt, sein Amt niederzulegen und sich zu flüchten. — Um weiteres Unglück zu verhüten, ließ Kaiser Ferdinand I das Militär abziehen, gewährte durch neue Ministerien, von denen eines das andere ablöste, Volksbewaffnung, Preßfreiheit, freies Vereinsrecht, Aufhebung der Frohnden und bäuerlichen Lasten, und gab am 25. Apr. 1848 selbst eine Zwei-Kammer-Constitution. Da diese aber den Demokraten, an deren Spitze die vom Pöbel unterstützten Studenten in der Aula standen, nicht genügte, so bewilligte der Kaiser, von wilden Volkshaufen geschreckt, das Verlangen nach einer constituirenden Nationalversammlung mit Einer Kammer, und entfloh mit seiner Familie in das treue Tyrol nach Innsbruck. Zwar suchte nun das schwache Ministerium Pillersdorf der Herrschaft der Aula ein Ende zu machen; aber die Studenten zwangen ihn, das herbeigerufene Militär wieder abziehen zu lassen, verbarrikadirten die Straßen und führten eine immer tollere Wirthschaft. Hierauf mußte jedoch die Aula die Herrschaft mit den Bürgern theilen und ein aus Studenten und Bürgern zusammengesetzter demokratischer Sicherheitsausschuß mit einem Juden an der Spitze regierte die Stadt bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung. Was vorher in Österreich sich an flacher Aufklärung, frivolem Leichtsinn und geistlosem Materialismus von lange her gesammelt hatte, das trat jetzt in vollster Zuchtlosigkeit und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnungen ungenirt zu Tage.

In **Berlin** waren am 18. Jan. 1848 die Provincialstände-Ausschüsse eben an der Beendigung ihrer Aufgabe, als die Nachricht von einem bevorstehenden Revolutionsausbruch in Paris einlief. Alsbald sprach sich unter den Ausschußmitgliedern, besonders unter den rheinländischen, das Verlangen nach einer freisinnigen Constitution aus. Der König versprach den Scheidenden die Periodicität des vereinigten Landtags. Auf einmal kamen Bürger-Deputationen aus Berlin, Magdeburg, Königsberg, Danzig, Breslau und andern großen Städten mit Petitionen um eine Constitution. Zugleich rotteten sich, wie planmäßig, in Berlin Volkshaufen zusammen, so daß man für nothwendig fand, das Militär gegen sie aufzustellen. — Nun verhieß der König die Einberufung der Provincialstände. Als aber die Nachricht von den Wiener Vorgängen eintraf, entschloß sich der König, durch ein neues freigesinntes Ministerium Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu bewilligen, und verhieß die Ausbildung der Landstände zu einer Volksrepräsentation.

Am 18. März drängten sich Volksmassen nach dem königlichen Schlosse, um für diese liberalen Geschenke zu danken, zugleich aber auch, um die Entfernung des Militärs zu verlangen. Da der König dieses Begehren, als unehrenhaft für seine Truppen, abschlug,

drängte die von demokratischen Wühlern geleitete Masse gegen das Militär hin, wich aber, als die Reiterei eine Vorwärtsbewegung machte und die Infanterie aufzog, wieder etwas zurück Da giengen unversehens einigen Soldaten die Gewehre los, ohne daß Jemand getroffen wurde, — und diesen Umstand benützten die Volksführer und rannten mit dem Ruf: „Mord! Verrath! Zu den Waffen!" durch die Straßen, um Barrikaden zu bauen und Waffenläden zu plündern. — Eine von Seite der Regierung rasch ausgesteckte Fahne mit der Inschrift: „Mißverständniß!" konnte die Masse nicht beruhigen: der Aufruhr war los und der Kampf zwischen Volk und Militär dauerte die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen des 19. bestürmten Bürgerdeputationen den König mit der Behauptung, die Ruhe werde eintreten, wenn das Militär entfernt werde. Da gebot der König, vom Gefühl überwältigt, den Rückzug der Truppen, und unbesiegt, wie sie waren, mußten die Braven wie Besiegte abziehen. Die Bürger für sich aber waren nicht im Stande, den vielen fremden Aufruhrelementen, die sich in diesen Tagen von Außen in die Hauptstadt eingedrängt hatten, zu wehren. Rasend brachten die Aufständischen ihre Gefallenen auf den Schloßplatz vor das Angesicht des darob tief entsetzten Königs. Da sie besonders den Prinzen von Preußen (jüngern Bruder und präsumtiven Nachfolger des Königs) für einen Gegner des Liberalismus ansahen, entfernte sich derselbe aus Berlin mit einer Mission nach England, indeß der König Amnestie ertheilte, und, mit der deutschen Tricolore geschmückt, einen Zug durch die Hauptstadt hielt, auch in einem Aufruf an das deutsche Volk sich für den Constitutionalismus erklärte und dabei versicherte, daß „von nun an Preußen in Deutschland aufgehen" solle. Als man ihn bei diesem Umzug als deutschen Kaiser begrüßen wollte, wieß er diese Zumuthung mit Entschiedenheit zurück.

Der auf den 1. Apr. einberufene vereinigte Landtag, trat unter großer, von der entfesselten Presse unterhaltener Aufregung zusammen und stellte ein Wahlgesetz behufs einer constituirenden preußischen Nationalversammlung auf, die am 22. Mai eröffnet wurde und mit der Krone eine Constitution vereinbaren sollte.

2. Die Vertrauensmänner in Heidelberg. Das Vorparlament. Die republikanische Partei. Der Beschluß wegen Schleswig-Holstein. Der Fünfziger Ausschuß. Der erste badische Aufstand.

Unterdeß waren am 5. März in Heidelberg 51 Vertrauensmänner aus verschiedenen deutschen Kammern zusammengetreten und hatten noch andere Notabilitäten aus allen deutschen Ländern nach Frankfurt a. M. zu einer Versammlung eingeladen, um eine Volksvertretung beim Bundestag zu erwirken. An 500 „deutsche Männer" von verschiedenen Abstufungen der Freigesinntheit kamen am 31. März in der Paulskirche der Bundesstadt zusammen und beriethen sich dort als sogenanntes Vorparlament „über die Grundlagen einer deutschen Reichsverfassung mit einem Reichsparlament."

Gleich in diesem Vorparlamente zeigte sich eine Verschiedenheit der politischen Tendenzen, indem eine kleinere Partei, mit Hecker an der Spitze, das Programm einer Republik mittels gewaltsamen Umsturzes des monarchischen Princips durchzusetzen trachtete. Als die Mehrheit dieses Ansinnen zurückwies (jedoch von einem Theile mit dem Bemerken, daß das Volk dazu noch nicht reif sei), so verließ Hecker mit seinem Anhang Frankfurt, um in Baden für seinen Zweck zu agitiren.

Hierauf stellte das Vorparlament den Grundsatz der „Volkssouverainetät" auf und sprach die Zuziehung des eigentlichen Preußenlandes nicht nur, sondern auch des mit Holstein gegen Dänemark aufgestandenen Schleswig's zum beabsichtigten deutschen Staatenbund aus und schürzte durch den letztern Schritt einen verhängnißvollen, für die Zukunft kaum entwirrbaren Knoten.

Mit der Erhebung Schleswig's und Holsteins gegen die dänische Herrschaft hatte es folgende Bewandtniß. Diese beiden Herzogthümer, von welchen Holstein mit Lauenburg zum deutschen Bunde gehörten, waren von jeher mit dem Königreiche Dänemark nur durch Personalunion d. h. durch einen gemeinsamen Regenten aus dem oldenburgischen Hause verbunden, aber unter sich durch eine abgesonderte deutsche Verwaltung unlösbar vereinigt gewesen. Am 3. Dec. 1839 starb König Friedrich VI und ihm folgte sein Vetter Christian VIII, der nur einen einzigen, in kinderloser Ehe lebenden Sohn Friedrich hatte. Es war vorauszusehen, daß nach dem Tode dieses Sohnes der Thron nach dem in Dänemark geltenden Königsgesetze von 1665 an die Cognaten d. h. an die weiblichen Seitenverwandten, — dagegen die Nachfolge in Schleswig und Holstein nach dem in diesen Herzogthümern geltenden Erbfolgerechte an die Agnaten oder männlichen Seitenverwandten, also an die herzoglich Holstein-Sonderburg-Augustenburgische Linie fallen, folglich von Dänemark abgetrennt werden würden. Weil nun in diesem Falle Dänemark als Königreich zu klein und sein Bestand in Frage gestellt worden wäre, so forderten die eigentlichen Dänen, bei welchen die Augustenburgische Linie unbeliebt war, die Einverleibung Schleswig-Holsteins mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß dadurch in der Bevölkerung der Herzogthümer das Bewußtsein ihrer alten Selbständigkeit und ihrer Zusammengehörigkeit erwachte und sich nun zwischen den Dänen und Schleswig-Holsteinern die gegenseitige Gereiztheit mehr und mehr steigerte. Nachdem schon auf dem Roeskilder Landtag von 1843 ein dänischer Abgeordneter einen Antrag auf „Staatseinheit" vorgebracht hatte, erließ im Jahr 1846 König Christian VIII den sog. „Offenen Brief", worin er das obbenannte Königsgesetz von 1665 auch auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Lauenburg ausdehnte. Doch (hieß es in dem Briefe) sollte dadurch weder die Selbständigkeit Schleswigs, noch sein Verhältniß zu Holstein beeinträchtigt werden.

Durch dieses einseitige Verfahren geriethen die Herzogthümer in die größte Aufregung, und selbst der (vormärzliche) deutsche Bund hielt es für nöthig, in einem Protest vom 17. Sept. 1846 zu Gunsten der Erbansprüche der Agnaten einzutreten und die Rechte Deutschlands zu wahren, — aber ohne Erfolg. Als nun nach dem Tode Christian's VIII am 20. Januar 1848 Friedrich VII zur Regierung kam, trat er sogleich mit dem „Entwurf einer Gesammtverfassung" hervor. Dagegen verlangten Schleswig und Holstein eine gemeinsame Verfassung für sich. Alsbald erhoben sich die Dänen in Kopenhagen, ermuthigt durch die französische Februarrevolution, und drangen dem Könige das aus sogenannten Eiderdänen (Graf Moltke, Orla Lehman ꝛc.) bestehende Casino-Ministerium auf, das Schleswig bis zur Eider dem dänischen Königreiche einverleiben wollte. Dagegen erhoben sich die Schleswig-Holsteiner und errichteten, weil sich der König in der Gewalt des Ministeriums befinde, eine provisorische Regierung (Beseler, Graf Reventlow ꝛc.), und der Augustenburgische Prinz Friedrich von Noer lieh der Sache seinen Namen. — Von hinzu eilenden deutschen Freiwilligen unterstützt, zogen die Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen aus, wurden aber von den besser gerüsteten und an Zahl überlegenen Gegnern am 9. April bei Flensburg geschlagen und mußten Schleswig in dänische Hände fallen sehen.

Da ergriff das deutsche Vorparlament die schleswig-holsteinische Sache und gab durch den Märzbundestag dem bereits auch märzlich gewordenen Preußen den Auftrag, die „meerumschlungenen" Schleswig-Holsteiner „in ihren Rechten" zu schützen.

Nachdem das deutsche Vorparlament die Constituirung des Reichsparlaments eingeleitet hatte, löste es sich auf und hinterließ einen Fünfzigerausschuß, der mit dem eingemärzten Bundestag und den 17 demselben beigegebenen Vertrauensmännern die Einberufung des Reichsparlaments betrieb und dabei den Bund auch zur Dämpfung des ersten badischen Aufstandes veranlaßte.

Denn unterdeß hatte Hecker zu Constanz im badischen Seekreise, wo ihm die radicale Schweiz einen Rückhalt bot, „die Republik" proclamirt. Die durch den Bund dahin aufgebotenen hessischen und badischen Truppen trafen mit den Aufrührern bei Kandern zusammen. Zwar wurde daselbst der hessische General Friedrich von Gagern, als er eben die feindlichen Anführer durch Vernunftgründe zur Niederlegung der Waffen bewegen wollte, durch einen tückischen Schuß getödtet; dennoch wurden die Aufrührer (besonders nach der Einnahme Freiburgs) völlig zersprengt, während gleichzeitig eine von Frankreich über den Rhein her eingefallene Freischaar von einer Compagnie Württemberger in die Flucht gejagt wurde.

3. Das deutsche Reichsparlament. Die Parteien darin. Abschaffung des Bundestags. Der Reichsverweser und das Reichsministerium. Aufstellung der Grundrechte. — Der Kampf in Schleswig-Holstein: Preußens Theilnahme; der Malmöer Waffenstillstand. — Der Barrikadenkampf in Frankfurt.

Am 18. Mai 1848 wurde in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. das deutsche Reichsparlament mit ohngefähr 550 Abgeordneten, deren Wahl unter der Anordnung der Regierungen vorgenommen worden war, eröffnet und erhielt an Heinrich von Gagern (dem ältern Bruder des bei Kandern gefallenen Generals) seinen Präsidenten. Unzählige Deutsche blickten mit den größten Hoffnungen auf die Weisheit dieser an Talenten reichen Versammlung hin, welche das deutsche Vaterland zur ursprünglichen Würde und Bedeutung erheben sollte. Aber schon die theils mit Spott, theils mit Gleichgültigkeit erfolgte Zurückweisung des Antrags eines geistlichen Mitglieds, daß man die Versammlung mit Gebet eröffnen möchte, ließ Manche ahnen, daß sich das Wort der Schrift erfüllen werde: „Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen."

Von vorn herein erkannte sich das Parlament in seiner Majorität das Recht zu, ohne Vereinbarung mit den Fürsten (von denen doch alle Glieder desselben unter dieser Voraussetzung hingesandt worden waren) die künftige Verfassung Deutschlands festzusetzen, und verpflichtete sich, die nationalen Rechte aller zum deutschen Bunde gehörigen Nichtdeutschen zu verbürgen. Deßungeachtet wollte man weder in Österreich, wo die Aula herrschte, noch in Böhmen, worin sich die Tschechen von Österreich loszureißen und ein Slavenreich zu gründen suchten, etwas vom Frankfurter Parlament wissen. Nur die gegen Österreich in Aufstand begriffenen Ungarn sandten eine Deputation nach Frankfurt, welche dort um so feierlicher aufgenommen wurde.

Sehr schnell stellte sich in dieser Versammlung die Parteiverschiedenheit heraus. Die übrigens nicht große Mehrheit des Parlaments, in welcher die preußisch-deutsche Partei überwog, bezweckte mit Heinrich von Gagern die Einheit Deutschlands und hielt an der constitutionellen Monarchie fest: sie schonte daher die Fürsten, zugleich schon auch darum, weil sie der denselben noch zu Gebot stehenden Armeen zum Schutze gegen die drohende Republik bedurfte. — Eine kleinere Partei dieser Mehrheit war mit der preußisch-deutschen Partei in dem Begriff „Deutschland" nicht einig, indem sie an dem Grundsatz festhielt, daß ein Deutschland ohne Österreich den europäischen Mächten gegenüber zu schwach sein würde.

Die Republikaner, obwohl als die extremste Linke bei weitem in der Minderheit, aber mächtig unterstützt durch den abgerichteten Pöbel auf den Gallerieen, durch die wie ein Netz über Deutschland geworfenen politischen Vereine und durch die oft von Parlamentsgliedern der Linken geleiteten Volksversammlungen, trugen stets ihre Sympathie mit den Republikanern in Frankreich, mit den Ungarn, Böhmen und Lombarden gegen Österreich, mit den Polen gegen Preußen zur Schau, und verfolgten das Hirngespinnst einer „europäischen Republik", ja giengen auf Sprengung des gemäßigten Parlaments und auf Verwandlung desselben in einen demokratischen Convent aus!

Einer der nennenswerthen Beschlüsse war die Decretirung von — 6 Mill. Gulden, um damit den Anfang zur Herstellung einer von allen Seiten gewünschten deutschen Flotte zu machen. Alsdann gieng man an die Abschaffung des Bundestags, der durch die längst auf ihn gehäufte Schmach nunmehr als unhaltbar erschien. Eine andere Centralgewalt sollte ihn ersetzen: nur war man lange unschlüssig, woher sie nehmen, daß sie weder zur Dictatur, noch zum Convent mißbraucht würde.

Da that am 24. Juni Heinrich von Gagern „einen kühnen Griff", und schlug den alten, noch rüstigen und allgemein populären Erzherzog Johann zum Reichsverweser vor, der denn auch mit 436 gegen 109 Stimmen erwählt wurde. Der Erzherzog hatte den Tact, dieses Amt „nur auf den Grund der Zustimmung sämmtlicher deutscher Regierungen" zu übernehmen, die daher nicht ausblieb. Er erschien am 11. Juli im Parlament mit den Worten: „Da habt Ihr mich —!" und ward mit größtem Jubel aufgenommen. Nachdem er sich mit einem Reichsministerium umgeben, gebot er allen deutschen Heeren, ihm zu huldigen. Allein Preußen und Österreich ließen diese Huldigung bei ihren Armeen nicht zu und Bayern gestattete sie nur bedingt.

Die Verhandlungen im Parlament drehten sich nun lange Zeit nur um Aufstellung der sogenannten „Grundrechte", welche die Bürgschaft

deutscher Freiheit enthalten sollten, während es sich mehr und mehr offenbarte, daß den Schöpfern dieser Grundrechte jede Macht abgieng, diese sogenannte Freiheit durchzuführen. Dieß erkannte die preußisch-deutsche Partei, die man nachher die kleindeutsche nannte, weil sie ein Deutschland ohne Österreich wollte, gar wohl; sie hielt daher absichtlich noch mit der Aufstellung einer Verfassung zurück und wartete nur, bis das in den schleswig-holsteinischen Kampf verwickelte Preußen freie Hand bekam, um unter preußischer Ägide ein einheitliches Deutschland herzustellen.

Es hatten nämlich inzwischen die Preußen unter General Wrangel durch die Erstürmung des Danewirk (d. 23. Apr.) die Dänen aus Schleswig vertrieben und waren tief in Jütland eingedrungen. Weil aber von da an die nordeuropäischen Mächte, welche an der Nord- und Ostsee kein starkes Deutschland aufkommen lassen wollten, sich einmischten, und England und Schweden den Preußen mit der Blokade seiner Häfen, Rußland mit dem Einmarsch in sein Gebiet drohte, überdieß auch Preußen in seinem eigenen Innern tief erschüttert war: so rief es in der Noth der Selbsterhaltung seine Truppen aus Dänemark zurück, und schloß, nachdem Wrangel noch die Dänen bei Düppel geschlagen, auch der bayrische Freiherr von der Tann mit seinem Freicorps noch einige kühne Streifzüge gemacht hatte, am 26. August den Waffenstillstand von Malmö (in Schweden) auf 7 Monate, den das Frankfurter Parlament genehmigte und der Reichsverweser bestätigte. Demgemäß mußten die dänischen und deutschen Truppen (bis auf 2000 M.) Schleswig räumen, und eine Regentschaft aus fünf von beiden Seiten ernannten Eingeborenen sollte die Herzogthümer bis zum Austrag des Friedens regieren.

Anderseits hatten die Demokraten im Frankfurter Parlament die ihren Parteizwecken drohende Gefahr gleichfalls erkannt und alle Federn der republikanisch-communistischen Prapaganda springen lassen, um allenthalben durch Volksversammlungen, Aufstände und terroristische Demonstrationen einen völligen Umsturz zu bewirken. Da gab der oberwähnte, von Preußen mit Dänemark geschlossene Waffenstillstand von Malmö, welcher in allen mit Schleswig-Holstein sympathisirenden Kreisen die höchste Entrüstung hervorgerufen hatte, der Revolutionspartei in Frankfurt Veranlassung zu einer großen Volksversammlung (auf der Pfingstwiese), die das Parlament zu sprengen und einen Convent an dessen Stelle zu setzen beschloß.

Der Barrikadenkampf, der sich nun am andern Tag (d. 17. Sept.) in Frankfurts Straßen erhob, wurde jedoch auf Gagern's Betrieb von den hessischen und von den aus Mainz herbeieilenden preußischen Truppen niedergeschlagen. Doch hatte das Parlament zwei seiner conservativen Glieder als Opfer der Volkswuth zu beklagen, indem der preußische General von Auerswald und der junge ritterliche Fürst Lichnowsky — welcher letztere den Demokraten, denen er im Parlament öfters seine Verachtung zugeschleudert hatte, besonders verhaßt war, — von dem fanatisirten Pöbel auf die unmenschlichste Weise ermordet wurden.

Um diese Zeit wurde auch ein zweiter badischer, von Gustav Struve angeführter Freischaarenzug vereitelt. — Von da an glaubte Robert Blum, ein Hauptführer der extremen Parlamentslinken, der Demokratie nicht mehr in Frankfurt nützen zu können, sondern ihr in Wien aufhelfen zu müssen, wo unterdeß die österreichische Revolution im vollsten Gange war.

4. Eröffnung der österreichischen Nationalversammlung in Wien. Die Slavenbewegung in Böhmen. Die Parteien im österreichischen Reichstag. Der beginnende Abfall Ungarns. Kossuth's Magyarenthum.

In Wien war unterdeß die constituirende Nationalversammlung zusammengetreten und durch den Erzherzog Johann, welcher bereits die Reichsverweserstelle in Frankfurt bekleidete, auf Ersuchen des noch in Tyrol befindlichen Kaisers Ferdinand am 22. Jul. für das Kaiserthum Österreich eröffnet worden. Dem Erzherzog war es auch gelungen, ein kräftiges Ministerium daselbst zu Stande zu bringen, in welchem der Justizminister Bach und der Kriegsminister Latour bereits den Gedanken faßten, diese Revolution zur „Wiedergeburt Österreichs“ zu benützen.

Bereits war Böhmen zur Ordnung gebracht, wo die Tschechen während der Wiener Verwirrung sich unabhängig zu machen versucht und am 31. Mai — im Gegensatz gegen das deutsche Parlament in Frankfurt — einen allgemeinen Slavencongreß nach Prag ausgeschrieben und dort auch eine provisorische Regierung für Böhmen eingesetzt hatten. Man hatte von Wien aus den Fürsten Windischgrätz nach Prag geschickt, um mit dem dortigen Militär die Rechte des Kaisers zu wahren. Auch dort maßten Studenten sich das große Wort an und schnell erhoben sich Barrikaden. Als Windischgrätz eben die Aufrührer im Guten zur Ruhe bewegen wollte, tödtete ihm eine Kugel seine Gemahlin am Fenster und sein Sohn wurde im Barrikadenkampf schwer verwundet. Deßungeachtet beobachtete der Fürst die größte Mäßigung und zog, als man ihm kein Gehör schenkte, in der Nacht des 14. Jun. mit den Truppen aus der Stadt. Schon frohlockten die Aufrührer, als der Fürst vom Hradschin aus einige Bomben über die Stadt sandte und dadurch die Empörer zur Capitulation zwang. Er verfuhr mit der größten Milde, und seitdem waren es gerade die Böhmen, welche in der zu Wien eröffneten Nationalversammlung — durch ihren Haß gegen die Deutschen und Ungarn — der Einheit der österreichischen Monarchie am förderlichsten waren.

Auch auf dem österreichischen Reichstage traten zwei Hauptparteien hervor, eine constitutionelle, die mit dem Minister Bach auf Einheit und Kräftigung des Kaiserstaats ausgieng, und eine radicale, welche die Zertrennung der Monarchie in Nationalitäten bezweckte. Die nächste große Sorge für das Ministerium bildete die gesteigerte Gefahr, welche der drohende Abfall Ungarns von Österreich mit sich führte, indem Kossuth daselbst die Bildung eines unabhängigen Magyarenthums betrieb.

Bereits am 14. März hatte dieser phantastische Agitator Ungarns vom Kaiser die Gewährung eines eigenen Ministeriums für Ungarn erreicht, welchem Graf Batthiany vorstand. Allmählich hatte er auch die Abtrennung des ungarischen Heeres von dem österreichischen beim Kaiser durchgesetzt und auf der am 11. April in Pesth eröffneten Lan-

desrepräsentation die Union Siebenbürgens mit Ungarn zu Stande gebracht. Zugleich trug er auf Verdrängung der sächsischen, serbischen und kroatischen Sprache durch die magyarische an. Dadurch aber rief er einen heftigen Nationalitätenkampf hervor, indem die Serben zu Carlowitz ein eigenes Nationalcomité errichteten und in blutigem Kampfe widerstanden, die Kroaten aber unter ihrem Ban Jellachich eine drohende Haltung annahmen, welche bald dem kossuth'schen Magyarenthum gefährlich werden sollte.

5. Stand der Revolution in Italien. Aufstände in Mailand, Venedig und Neapel. Einfall des Sardenkönigs in die Lombardei. Radetzky's Sieg bei Custozza. Waffenstillstand.

Eine zweite, noch größere Sorge machte der kaiserlichen Regierung der Stand der Revolution in Italien, wo sich, wie oben K. 6, 2. erwähnt, der Sardenkönig Karl Albert (von seiner Partei la Spada d'Italia genannt), in Verbindung mit den Radicalen Italiens, mit geheimer Zustimmung der Engländer zum Sturz der österreichischen Herrschaft daselbst verbunden und wo der obschon 82jährige, aber noch rüstige Radetzky bisher vergebens um Verstärkung nachgesucht hatte.

Plötzlich fielen zu Mailand — während der Abwesenheit des Erzherzogs Rainer — am 17. Mai auf die Nachricht von der Wiener Revolution die Demokraten, unterstützt von Freischärlern aus der Schweiz, über das österreichische Militär her, so daß, da zugleich der Sardenkönig im Anzug war und die Lombarden auch in andern Städten losbrachen, Radetzky mit seinen Truppen die Stadt verließ und sich gegen Verona hin zurückzog, um dort wenigstens die Verbindung mit den Festungen Mantua und Peschiera zu unterhalten.

Inzwischen schlugen sich die übrigen festen Plätze zu den Aufrührern und selbst das wichtige Venedig, wo das österreichische Gubernium den Kopf verlor, fiel nach vergeblichem Widerstand der Besatzung in die Gewalt der Aufrührer, die unter der Leitung des Demokraten Manin sogleich die alte Republik errichteten.

Schon zog der Sardenkönig mit 60000 Piemontesen, welchen sich 8000 Lombarden und 63000 andere Italiener aus Toscana, Parma, Modena, Rom und Neapel anschloßen, gegen Radetzky heran, der nur an 35,000 M. treue kaiserliche Truppen um sich hatte und durch den Abfall Venedigs, so wie durch einen drohenden Aufstand in Wälschtyrol von Wien abgeschnitten war.

Deßungeachtet wagte es Karl Albert nicht, ihn offen anzugreifen, sondern wollte erst den Sieg der Wiener Revolution abwarten, der dann, wie er glaubte, den Radetzky nöthigen würde, sich ihm zu ergeben. Aber dadurch bekam Radetzky Zeit, ein ihm unter dem General Nugent zugesandtes Hülfscorps von 19000 M. an sich zu ziehen, und auch der Erzherzog Albrecht mit dem jungen Erzherzog Franz Joseph, welche beide aus Wien entkommen waren, fanden sich in Radetzky's Lager ein, letzerer insbesondere, um sich dort seine ersten Sporen zu verdienen.

Endlich griff der Sardenkönig bei Santa Lucia an, wurde aber geschlagen und mußte bald nachher mit Verdruß gewahren, daß der König beider Sicilien, welcher inzwischen durch seine tapfern Schweizersöldner den Aufstand in Neapel bewältigt hatte, sein 15000 M. starkes Truppencorps aus Oberitalien (wohin er es gezwungen gegen Radetzky hatte senden müssen) abrief, um nun auch Sicilien wieder zu unterwerfen (was ihm auch gelang). Hierauf eroberte Radetzky Vicenza, zwang die Römer sich hinter den Po zurückzuziehen, gewann Rivoli und erfocht am 25. Juli den glänzenden Sieg bei Custozza, durch welchen Österreich gerettet wurde.

Der Sardenkönig, der sich einige Zeit zuvor von den aufständischen Lombarden die eiserne Krone hatte schenken lassen, zog sich nun nach Mailand zurück, wo er aber von den Einwohnern, die sich in ihrer Meinung von seinem Heldenthum getäuscht sahen, als ein Verräther behandelt wurde und in Lebensgefahr gerieth, so daß er froh war, daß Radetzky ihn ungehindert in sein Königreich abziehen ließ, wo er sich durch Herausgabe aller von ihm noch besetzten lombardischen Plätze einen Waffenstillstand erkaufte.

So war einstweilen die Lombardei wieder gewonnen und es konnte nun die Belagerung Venedig's mit mehr Kraft betrieben werden.

6. Die Revolution in Ungarn. Ermordung Lamberg's in Pesth. Aufstand des Wiener Pöbels. Ermordung Latour's. Anarchie. Belagerung und Erstürmung Wiens. Standrecht. Robert Blum.

Im Vertrauen auf diesen Sieg Radetzky's kehrte Kaiser Ferdinand am 12. Aug. wieder nach Wien zurück, mußte aber bald durch den Verrath Kossuth's in Ungarn die Flamme des Aufruhrs hoch emporlodern und in Folge davon selbst Wien und die Lombardei wieder in die Gefahr des Untergangs zurückfallen sehen.

Kossuth nahm es sich als Chef des ungarischen Finanzministeriums heraus, ohne Genehmigung des Kaisers an 70 Mill. Papiergeld zu machen, wodurch er sich die Mittel zur Aufbringung eines eigenen vom Kaiser unabhängigen Heeres von 200000 M. verschaffte. Eine Zeit lang versuchte der neue Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan, den Kossuth durch Unterhandlungen zur Unterordnung zurückzubringen; als er aber wahrnahm, daß vielmehr Kossuth ihn zum Werkzeug brauchen wollte, wie er es schon dem Grafen Bathiany gemacht hatte, so verließ er das Land, in welchem nun Kossuth durch den Mißbrauch des kaiserlichen Namens die Besatzungen der Festungen Komorn, Peterwardein, Munkacz und Essegg für sich gewann, indeß nur Arad und Temeswar dem Kaiser treu blieben.

Jetzt erst gebrauchte der Kaiser Ernst: er verbot das Kossuth'sche Papiergeld, erklärte alle bisherigen Anordnungen desselben für ungültig

und sandte den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Lamberg nach Pesth, um den Oberbefehl der Truppen zu übernehmen. Allein Lamberg wurde dort von dem aufgehetzten Demokratenpöbel (d. 28. Sept.) auf unmenschliche Weise ermordet, und eben so ließ Arthur Görgey, einer der kossuth'schen Insurgentengenerale, den Verwaltungsvorstand von Siebenbürgen, Grafen Zichy, aufknüpfen, weil derselbe den Schutz des Ban Jellachich angerufen hatte, der eben auf des Kaisers Befehl mit seinen Kroaten über die Donau heranzog, um den Aufstand in Ungarn dämpfen zu helfen.

Hierauf ließ Kossuth alle Federn seines Intriguensystems springen, um auch Wien wieder aufzuregen und sich dadurch in Ungarn freie Hand zu verschaffen. Mit Geldmitteln reichlich versehen, wußten seine Agenten (der Magyarenedelmann Pulsky und der Jude Tausenau) unter dem Wiener Pöbel einen Aufstand zu organisiren und durch die demokratischen Clubs und Versammlungen dem Kossuth einen großen Anhang zu gewinnen; selbst die Bauern auf dem Lande ließen sich durch das Versprechen der Aufhebung aller bäuerlichen Lasten auf Kossuth's Seite ziehen und zu Tausenden nach Wien locken, wo sie für die Insurrection bearbeitet wurden.

Als am 6. Oct. eine kaiserliche Truppenabtheilung von Wien nach Ungarn aufbrechen wollte, um sich mit Jellachich zu vereinigen, hinderte der Pöbel den Abzug, überfiel das Kriegsministerium und ermordete den Kriegsminister Latour auf das gräßlichste: denn dieser Mann, der bisher unter allen Verhältnissen auf die feste Haltung des Heeres hingewirkt hatte, war der Revolutionspartei längst ein Hauptdorn im Auge gewesen.

Da entfloh der Kaiser mit seiner Familie zum zweitenmal aus Wien und begab sich nach Olmütz, in die Nähe des dort unter dem Fürsten Windischgrätz sich sammelnden Heeres, während der Rest der Wiener Besatzung unter dem Grafen Auersperg sich aus Wien auf die Anhöhen zurückzog.

Von diesem Augenblick an lebte in Wien die wüste Aulawirthschaft wieder auf, riß die Regierung an sich, machte den Literaten Messenhauser zum Stadtcommandanten und purgirte den Reichstag in ihrem Sinn. Allein am 20. Oct. erklärte Windischgrätz Wien in Belagerungsstand und rückte mit seinem Heere von Böhmen her gegen die Stadt, während Jellachich, auf seinem Wege nach Ungarn umkehrend, von Süden her die Stadt faßte.

Auf einmal machten sich die ärgsten, meist fremden Schreier aus dem Staube und überließen es den Übrigen, die Sache auszufechten. Diese, aus Bürgern und Freischärlern bestehend, riefen in Eile den polnischen General Bem zur Leitung der Vertheidigung herbei, bauten Barrikaden und sahen mit Sehnsucht auf die Ungarn aus, von denen sie Entsatz

hofften. Bereits aber hatten Windischgrätz und Jellachich die Beschießung der Stadt begonnen und der Kampf war im blutigen Gang, als Messenhauser erklärte, die Stadt nicht mehr halten zu können. Nun entschloß man sich zur Capitulation, welche Windischgrätz gewährte. Weil aber gleich darauf ein ungarisches Heer an der Schwechat erschien, so brachen die Demokraten die Capitulation und nahmen die Vertheidigung wieder auf. Allein Jellachich schlug das schwache Heer der Ungarn in die Flucht, und Windischgrätz eröffnete den Sturm auf die Stadt. In Kurzem (am 31. Oct.) wurde sie eingenommen und durch Erklärung des Standrechts der heillosen Anarchie ein Ende gemacht.

Unter den Gefangenen befand sich Robert Blum, der das Seine zur Unterhaltung der Bewegung beigetragen und zuletzt auf den Barrikaden mitgekämpft hatte. Seine Berufung auf seine Eigenschaft als Frankfurter Parlamentsmitglied konnte nicht anerkannt werden, und so wurde er am 9. Nov. in der Brigittenau standrechtlich erschossen; er starb mit Muth. Sein Tod versetzte die Demokratie aller Orten in Wuth, und die deßhalb veranstalteten Todtenfeiern spannten eine Zeit lang die Sehnen der Demokraten zu neuen, jedoch vergeblichen Anstrengungen in ihren Vereinen und Versammlungen an.

7. Das Unwesen der Demokratie in Berlin. Pöbelexcesse. Das Ministerium Brandenburg und Manteuffel. Die preußische Reichsverfassung. — Die klein- und großdeutsche Partei im Frankfurter Parlament. Österreich ein Gesammtstaat. Das kleindeutsche Programm.

Während der ganzen Wiener Revolution, in welcher der österreichische Reichstag unter dem Einfluß der Straßenherrschaft stand, war auch in Berlin die preußische Constituante dem Terrorismus des von der zügellosen Presse und den Demokratenclubs geleiteten Pöbels ausgesetzt, der durch beständige Tumulte keine Ruhe und Ordnung aufkommen ließ, zumal die preußische Militärmacht in der entfernten dänischen Halbinsel beschäftigt und die Bürgerwehr des unaufhörlichen Dienstes müde und von den Bummlern eingeschüchtert war. Gieng doch der Pöbel so weit, selbst einen Minister zu insultiren und das unbewachte Zeughaus seiner Waffen und historisch merkwürdigen Trophäen zu berauben.

Die demokratischen Vereine beherrschten förmlich die Beschlüsse der constituirenden Versammlung, und wer in ihr der Mäßigung das Wort redete, wurde vom Pöbel verhöhnt und beleidigt. Zuletzt belagerte der Pöbel (ohne zu ahnen, daß es der Tag der Erstürmung Wiens war, der für alle deutschen Demokraten verhängnißvoll werden sollte) den Eingang zum Sitzungssaale und hielt mißliebigen Abgeordneten Stricke unter das Gesicht mit der Drohung, sie aufzuhängen, wenn sie nicht im Sinne der Demokratie stimmen würden.

Als aber die Nachricht von der Besiegung des Wiener Aufstandes eintraf und auch im Frankfurter Parlament nach dem dortigen Barri-

ladenkampf eine Reaction im Anzuge war, so ergriff der König von Preußen den Moment allgemeiner Indignation über den Berliner Pöbelexceß und ernannte am 2. Nov. ein neues thatkräftiges Ministerium mit dem Grafen von Brandenburg und dem Freiherrn von Manteuffel an der Spitze, das muthig der Anarchie entgegentrat. Das Parlament wurde vertagt und von Berlin hinweg nach der Stadt Brandenburg verlegt, und als die oppositionelle Mehrheit in Berlin noch forttagen wollte, rückte General Wrangel, der nach dem Frieden von Malmö aus Dänemark zurückgekehrt war, mit den königlichen Truppen in die Stadt ein, löste die Bürgerwehr auf und nöthigte jene Versammlung, deren letzte Handlung ein Steuerverweigerungsbeschluß war, zum Auseinandergehen.

Weil nun aber nach der Eröffnung der Reichsversammlung in Brandenburg (am 27. Nov.) die Demokraten durch ihr Austreten eine gültige Beschlußnahme unmöglich zu machen suchten, so löste der König die ganze Versammlung (am 5. Dec.) auf und gab aus eigener Macht eine neue Reichsverfassung, die er den darin bezeichneten, auf den 25. Febr. des folgenden Jahres einberufenen Kammern zur Revision überwies.

Der Sieg der Regierungen in Österreich und in Preußen über die Demokraten hatte eine bedeutende Rückwirkung auf die Haltung des deutschen Parlaments in Frankfurt, das bisher ohnedieß nicht im Stande gewesen war, jenen beiden Mächten, selbst nicht in ihrem scheinbaren Unterliegen, seinen Willen aufzunöthigen. Die kleindeutsche Partei im Parlament, vertreten durch den Parlamentspräsidenten Heinrich von Gagern, lehnte sich immer entschiedener an Preußen an, von dem sie sich eine wesentlichere Förderung ihres politischen Princips versprach, als von dem zur Reaction geneigten Österreich; die großdeutsche Partei, vertreten durch den Reichsminister von Schmerling, wollte aber Österreich durch Ausschließung seiner nichtdeutschen Provinzen aus dem Umfang eines einheitlichen Deutschlands nicht hinausdrängen lassen. Da nun aber im Parlament die Demokraten aller deutschen Länder ebenfalls vor einer Reaction in Österreich Furcht hatten, so kam in der Paulskirche — vier Tage vor der Erstürmung Wiens — der Beschluß zu Stande, daß ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen nie zu einer staatlichen Einheit verbunden werden, sondern nur in einer Personalunion zu ihm stehen d. h. durch die Person des Monarchen mit ihm vereinigt erscheinen könne.

Weil daher durch diesen Beschluß Österreich nur in Bezug auf seine deutschen Provinzen zu Deutschland gehörend, der österreichische Kaiser aber mit seinen außerösterreichischen Staaten vom deutschen Reich ausgeschlossen erschien, so ließ Fürst Schwarzenberg, der neue Leiter des wieder durch sich selbst erstandenen und am 27. Nov. in Betreff aller seiner Provinzen

zu einem Gesammtstaat erklärten Österreichs im Frankfurter Parlament erklären, daß sich Österreich nie werde aus Deutschland ausschließen lassen.

Desto eifriger arbeitete nun die kleindeutsche Partei an der Verwirklichung ihrer Idee eines deutschen constitutionellen Bundesstaats mit einem Volkshaus und einem Reichsoberhaupt, zu welchem sie sich den König von Preußen ausersehen hatte, und als Heinrich von Gagern am 15. Dec. an der Stelle des aus diesem Grunde abtretenden v. Schmerling in das Reichsministerium trat, machte die Parlamentsmajorität das kleindeutsche Programm immer offener auch zu dem ihrigen.

Preußen wollte zwar an die Spitze eines engern Bundesstaates treten, aber zugleich mit Österreich in einem weitern Staatenbund vereinigt bleiben; Österreich dagegen wollte weder das eine, noch das andere, verwarf auch insbesondere ein Volkshaus und schlug ein Zusammentreten der deutschen Staaten nach Gruppen und die Errichtung eines von allen deutschen Regierungen gebildeten Staatenhauses vor.

8. Die deutsche Reichsverfassung. Die Kaiserwahl. Preußens Ablehnung. Die republikanisch-revolutionären Bewegungen in der Pfalz, in Baden, Württemberg und Hessen. Bewaffnetes Einschreiten Preußens. Austritt der Kleindeutschen aus dem Parlament. Das demokratische Rumpfparlament und sein klägliches Ende.

Da während dieser diplomatischen Verhandlungen in Frankfurt Österreich in seinem Kampfe mit der ungarischen Revolution anfangs den Kürzern zu ziehen schien und deßhalb im Frankfurter Parlament die Kleindeutschen sowohl, als die Demokraten erhöhte Hoffnungen, jene für ihren preußisch-deutschen Bundesstaat, diese für die Republik schöpften, kam nach vielen Parlamentskämpfen endlich die deutsche Reichsverfassung im Sinne der Kleindeutschen zu Stande.

Die sechs Hauptabschnitte dieser Verfassung handelten vom Reich, von der Reichsgewalt, vom Reichsoberhaupt, vom Reichstag, vom Reichsgericht und von den Grundrechten des deutschen Volkes. Sie sprach dem Reichsoberhaupt die erbliche Kaiserwürde zu, welche einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werden sollte, und ließ den Reichstag aus einem Staatenhaus und einem Volkshaus bestehen, davon jenes zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch Volksvertretungen der deutschen Staaten zu ernennen, dieses (das Volkshaus) von Abgeordneten des deutschen Volks nach einem auf dem demokratischen Princip der Kopfzahl beruhenden Wahlgesetz und nach dem allgemeinen Stimmrecht zu wählen sei.

Als es hierauf zur Wahl des Reichsoberhauptes kam, setzte die kleindeutsche Partei die Wahl des Königs von Preußen, jedoch nur um den Preis bedeutender, die Reichsgewalt und Kaiserwürde schmälernder Zugeständnisse an die Demokraten und nur mit einem Mehr von 42 Stimmen durch, worauf eine feierliche Deputation nach Berlin abgeordnet wurde, um die neugeschaffene Würde dem Könige zu überbringen. Allein Friedrich Wilhelm IV erklärte beim Empfang der Abordnung (am 3. April), daß er diese Würde ohne freies Einverständniß der deutschen Fürsten und freien Städte nicht annehmen könne; nur

mit Bewilligung aller deutschen Regierungen würde er sich dazu entschließen können.

Da nun aber zwei Tage darauf (am 5. Apr.) sämmtliche Österreicher im Parlamente von ihrer Regierung abberufen wurden, auch der Reichsverweser seine Entlassung einreichte und nur bis zur Erneuerung einer andern Centralgewalt noch bleiben wollte; da ferner am 14. Apr. von den übrigen deutschen Staaten nur die kleinern sich für Annahme der Reichsverfassung und für die getroffene Kaiserwahl erklärten, die Königreiche Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg aber sie mißbilligten: so sprach der König von Preußen am 28. Apr. seine entschiedene Ablehnung aus.

Dem Parlament aber wurde preußischer Seits gerathen, diese Reichsverfassung, welche durch ein so unnatürliches Compromiß zu Stande gekommen sei und weder der Selbständigkeit der Verwaltung der Einzelstaaten, noch der Möglichkeit kräftiger Ausübung der Centralgewalt Rechnung trage, ja welche durch das ihr beigegebene demokratische Wahlgesetz sogar als Brücke zur Republik dienen könne, — erst noch der Berathung der Fürsten zu unterstellen und sie dann endgültig mit ihnen zu vereinbaren.

Allein das Parlament bestand auf der von ihm beschlossenen Reichsverfassung, obgleich es wußte, daß ihm jede Macht zur Durchführung derselben abgieng; ja es protestirte sogar gegen die Erklärung des Königs von Preußen, daß er jeder gefährdeten Regierung gegen anarchische Bewegungen seinen bewaffneten Arm leihen werde. — Dennoch rieth Gagern, die Hoffnung auf Preußen nicht wegzuwerfen, bei dem allein wahre Macht liege. Er wurde aber von der demokratischen Partei verlacht, welche von nun an durch ihr Toben gegen die Fürsten, als gegen Rebellen, und durch die leidenschaftlichsten Angriffe auf ihre Gegner jede Verständigung unmöglich machte und durch radicale Beschlüsse die Gefahren der Anarchie und Revolution heraufbeschwor.

Die Reichsverfassung, deren Durchführung in den Staaten, die sie anerkannt hatten, von den Constitutionellen mit großen Anstrengungen betrieben wurde, vermehrte zwar nur die Verwirrung; in mehreren deutschen Staaten aber, wo sie nicht angenommen war, entstanden Aufstände, um deren Annahme zu erzwingen, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten, so z. B. in einigen Städten Preußens (wie in Elberfeld, in Iserlohn) und in Sachsen, wo es besonders in Dresden zu einem so heftigen Demokratenausbruch kam, daß der König sich in die Feste Königstein flüchtete, und die Stadt durch eine provisorische Regierung so lange terrorisirt wurde, bis preußisches Militär dem sächsischen zu Hülfe kam und den Aufstand niederschlug. — In Württemberg konnte die Regierung einem Aufruhr nur dadurch zuvorkommen, daß sie sich am 25. Apr. für die Annahme der Reichsverfassung erklärte.

Unter solchen Umständen rief Preußen am 14. Mai seine Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlament zurück; Hannover, Bayern und Sachsen thaten das Gleiche; nur die demokratisch Gesinnten darunter blieben zurück, und so kam es, daß die letztern in der Paulskirche das Übergewicht bekamen und revolutionäre Beschlüsse faßten, ja die aufständischen Bewegungen in der Pfalz und in Baden unterstützten.

Bei diesen Aufständen diente die Durchführung der Reichsverfassung zum Vorwand republikanischer Tendenzen. In der bayrischen Rhein-Pfalz, wo schon länger her durch Volksvereine und Volksversammlungen die demokratischen Ideen verbreitet waren, stellte am 2. Mai ein sogenannter Landesausschuß demokratischer Vereine zu Kaiserslautern eine provisorische Regierung auf, die dann ein allgemeines Volksaufgebot erließ, in Ludwigshafen und in der Festung Landau einen Theil des Militärs zum Abfall verführte und von den Reichen Geld erpreßte. — Gleichzeitig hatte im Großherzogthum Baden, das seit Jahren durch seine ultraliberalen Kammern und Ministerien, und seit 1848 durch Volksvereine und Volksversammlungen für einen Umsturz unterwühlt war, eine Revolution damit begonnen, daß in Rastatt, Lörrach und Freiburg verführte Soldaten einen Aufstand machten, und daß zuletzt nach einer großen zu Offenburg gehaltenen Volksversammlung ein Soldatenaufstand in Karlsruhe die Regierung stürzte, so daß der Großherzog sich durch die Flucht ins Ausland retten mußte, worauf sich eine provisorische Regierung bildete, die nun über die Armee und über die Staatskassen verfügte. Allein diese revolutionäre Armee obgleich sie sich ihre Offiziere selbst gewählt hatte, achtete keine Bande der Subordination und bekundete mehr und mehr ihre moralische Auflösung.

Während Württemberg, worin sich gleichfalls Erhebungsgelüste zeigten, durch Aufstellung des Militärs an seiner Gränze einen etwaigen Einfall von Baden her zu verhüten suchte, zersprengten in Hessen die Truppen eine bewaffnete Volksversammlung, bei der ein Regierungsbeamter erschossen worden war, und als die badischen Aufstandstruppen mit badischen Freischaaren gegen die Hessen anrückten, kam es bei Hemsbach zu einem Treffen, worin die Badener geschlagen wurden.

Während so in Baden die Revolution in vollem Gang war und durch Parteiungen im Regiment die Verwirrung im Lande auf das Höchste stieg, Hessen aber zum weitern Eingreifen zu schwach war, Württemberg nur seine Gränze besetzt halten wollte, Bayern aber bei dem schwierigen Geist seiner eigenen Truppen und theilweise auch seiner fränkischen Bevölkerung gehemmt war, seiner Pfalz zu Hülfe zu kommen, — war es kaum abzusehen, wie der Aufstand in Baden und in der Pfalz bewältigt werden könnte. Von Tag zu Tag stieg der Terrorismus der Demokraten in diesen Landen und die Gefängnisse füllten sich mit Conservativen, um in ihnen Pfänder gegen eine Reaction zu haben, — als endlich unversehens ein preußisches Heer unter dem Prinzen von Preußen (am 12. Juni 1849) zunächst in die bayrische Pfalz einrückte, so daß die dortigen Freischaaren erschrocken auseinander liefen und theilweise mit den zugelaufenen Demokraten über den Rhein in's Badische flohen. Nach der Einnahme von Ludwigshafen und nach der Besetzung der Festungen zogen die Preußen bei Germersheim über den Rhein, um auch Baden aus seiner Revolutionsnoth zu retten. Es gelang; unter Mitwirkung eines vom Reichsverweser unter dem General Peucker ausgesandten Reichsheers, und nach verschiedenen Niederlagen der badischen Insurgenten, namentlich bei Waghäusel, floh der schuldigste Theil derselben in die Schweiz; die Festung Rastatt ergab sich nach einer Belagerung von mehreren Wochen, und am 18. Aug. konnte der Prinz von Preußen den geflüchteten Großherzog wieder in seine Residenz zurückführen. — Einige der Häupter des Aufstandes wurden kriegsrechtlich erschossen. — Ein Theil der Preußen hielt das Land bis zum Eintritt völliger Ruhe noch besetzt. — Die Pfalz war gleich nach der Befreiung durch die Preußen von einem bayrischen Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis besetzt worden. — Allenthalben in den deutschen Staaten wurden die Beförderer der Revolution vor die Gerichte gestellt, die meisten aber von den durch demokratische Drohungen eingeschüchterten Geschwornen freigesprochen. Von den Haupträdelsführern entzogen sich die meisten (darunter Hecker, Struve, Sigel rc.) der Bestrafung durch die Flucht nach der Schweiz oder nach Amerika.

Noch war die badische Revolution, deren Fäden in die republikanisch-demokratische Linke der Paulskirche zurückliefen, in vollstem Gange,

als es immer offenbarer wurde, daß der früheren Parlamentsmehrheit die Zügel völlig entglitten waren. Als daher selbst der Reichsverweser zu verstehen gab, er werde sein Amt dem wiederkommenden Bundestag zurückstellen müssen, an dessen Stelle er es bekommen, und somit das klein- oder preußisch-deutsche Kaiserthum zum Luftgebilde geworden war, so trat Gagern mit einer großen Anzahl anderer gefeierter Männer aus dem Parlament. Dieses bestund nun fast nur noch aus Demokraten, die sich zu der Zeit, da sich ein Reichsheer sowohl, als ein preußisches Heer zur Unterdrückung des badischen Aufstandes sammelte, in Frankfurt nicht mehr sicher hielten und mit 71 gegen 64 Stimmen beschloßen, das Parlament nach Stuttgart zu verlegen (6. Juni).

Dort aufgenommen, sprach dieses Rumpfparlament die Absetzung des Reichsverwesers aus und setzte eine aus fünf Gliedern bestehende Reichsregentschaft ein, der es nichts Geringeres als die Oberleitung über die Militärmacht von ganz Deutschland übergab. Als nun diese sogenannten Reichsregenten einstweilen über die württembergischen Militär- und Landeskräfte zu verfügen den Versuch machten, trat ihnen das Ministerium Römer entgegen und ließ durch Soldaten das Sitzungslocal des Rumpfparlaments schließen, so daß es sich aufzulösen genöthigt sah.

Ein so klägliches Ende nahm die anfangs so viel versprechende deutsche Nationalversammlung, und von den Hoffnungen, die sie in Bezug auf Einheit, Macht und Größe Deutschlands in der Mehrheit des deutschen Volkes erweckt hatte, gieng nicht eine in Erfüllung. Sie hatte dieses Unternehmen auf eigenmächtigem Wege begonnen, hielt zuletzt Fleisch für ihren Arm und ärntete daraus das Verderben.

9. Der Revolutionskrieg in Ungarn. Anfängliche Vortheile der österreichischen Heere, dann Siege der Insurgenten. Errichtung der Republik. Kossuth Dictator. Rußlands Hülfe: Gemeinsame Bekämpfung des Aufstandes. Görgey's Waffenstreckung. Kossuth's Flucht in die Türkei. Reaction.

Unterdessen war Österreich in der Bekämpfung der ungarischen Revolution begriffen, und es stand in Frage, ob Austria's Glückstern auch dießmal aus dem düstern Gewitterdunkel mit altem Glanze hervorgehen werde, zumal gleichzeitig in Italien ein abermaliger Losbruch des eben erst zurückgedrängten Feindes Statt hatte.

Schon im December 1848 waren, wie oben angedeutet wurde, Windischgrätz und Jellachich in Ungarn eingerückt, um den Demagogenkünsten Kossuth's, der bisher den Wiener Aufstand nur zur Sicherung seines eigenen Unwesens unterhalten hatte, ein Ende zu machen. Bereits am 5. Jan. zog Windischgrätz in Pesth ein, nachdem Kossuth den Sitz des sog. ungarischen Reichstags nach Debreczin verlegt und seine Hauptarmee hinter die Theiß zurückgezogen hatte.

Während so die Ungarn im Westen bedrängt und im Süden von den Raizen und Serbiern bekämpft wurden, drang von Norden her Graf Schlick bis Tokay vor und im Osten leitete General Puchner den Angriff. Allein einige Monate hindurch vermochten die österreichischen Heere gegen die von kühnen Führern befehligten Ungarn nichts auszurichten, vielmehr mußten sie fast ganz Ungarn wieder in den Händen der Insurgenten sehen.

Graf Schlick wurde bei Tokay zurückgeschlagen; Puchner wurde von Bem so gedrängt, daß er sammt den Russen, die ihm aus der nahen Wallachei zu Hülfe kamen, zurückgeworfen ward und Siebenbürgen verlor, wo nun besonders die armen Sachsen von der Wuth der Ungarn schrecklich zu leiden hatten. Nun vereinigte sich Windischgrätz mit Schlick und schlug (im Febr.) die Hauptmacht der Ungarn unter Görgey und Dembinsky bei Kapolna; von da an aber erlitten Windischgrätz, Schlick und Jellachich eine Niederlage nach der andern: der erstere mußte auch Pesth wieder räumen und der letztere nach Croatien zurückweichen.

Hierauf erklärte Kossuth durch den Reichstag am 14. April das Haus Habsburg der ungar'schen Krone verlustig, und proclamirte die Republik, zu deren Präsidenten man ihn wählte. Da auch des Fürsten Windischgrätz Nachfolger im Oberbefehl (sowohl Welden, als Haynau) dem Kampfe keine andere Wendung geben konnten, so suchte Kaiser Franz Joseph in einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Nicolaus zu Warschau um Rußlands Hülfe nach. Da dieses selber durch den ungar'schen Aufstand schwer bedroht war, so erhielt Fürst Paskéwitsch den Befehl, mit einem schon bereit stehenden Heere von 100000 Mann über die Karpathen in Ungarn einzurücken, während noch 40000 Russen von der Wallachei aus operirten.

Von da an wandte sich das Blatt: Paskéwitsch faßte die Ungarn im Norden, Haynau im Westen und Jellachich im Süden, und nachdem Haynau den General Dembinsky zweimal (das letztemal am 9. Aug. bei Temeswar) geschlagen hatte, auch Jellachich siegreich vorgedrungen war, legte Kossuth, durch den Ausspruch seines Kriegsraths gedrängt, am 11. Aug. seine Dictatur in Görgey's Hände nieder. Görgey aber, schon länger her überzeugt, daß sich nun die magyarische Sache nicht mehr durchführen lasse, faßte, obgleich er sich so eben glücklich zwischen zwei russischen Heeren hindurchgedrängt hatte, den Entschluß, sich den Russen zu ergeben. Er streckte am 13. Aug. mit 30000 Mann bei Vilagos vor dem russischen General Rüdiger die Waffen. Da seinem Beispiele auch andere ungarische Corps folgten, so sahen sich Kossuth, Dembinsky und Bem genöthigt, in die Türkei zu entfliehen.

Hierauf verließen die Russen Ungarn, das nun, nach der Übergabe von Komorn, welches Klapka bis zum 27. Sept. tapfer vertheidigt hatte, wieder völlig in Österreichs Gewalt war. Es verlor nun mit seiner ehemaligen Verfassung alle seine Vorrechte, tauschte aber dafür als integrirendes Glied des neuen österreichischen Gesammt

staates ein besseres Loos ein, als ihm sein egoistisches Magnatenthum von jeher bereitet hatte.

Bei der hierauf eintretenden Reaction wurden mehrere Leiter des Aufstands, deren man habhaft wurde, kriegsrechtlich hingerichtet. Nur Görgey durfte ungefährdet in Klagenfurt (nachher in Gratz) leben, Klapka wurde nach England entlassen. Alle, welche sich nach der Türkei gewendet hatten, wurden dort (auf Rußlands und Österreichs Bedrohen) als Gefangene behandelt und späterhin theils nach England, theils nach Amerika entlassen. Auch Kossuth durfte auf die Verwendung des englischen Ministeriums frei nach England gehen, wo ihm seine gewandte Zunge wohlfeile Triumphe bereitete und sein Schwindelgeist nicht müde wurde, für die Zukunft magyarischer Freiheit zu agitiren. — Bem gieng in der Türkei zum Islam über und wurde Pascha. Einige Tausend Ungarn, die in der Türkei nüchtern wurden, erhielten Begnadigung.

10. Erneuerter Kampf in Italien: Abermaliger Einfall des Sardenkönigs in die Lombardei. Radetzky's Sieg bei Novara. Frieden. Einnahme Venedigs. Die Revolution in Rom. Flucht des Papstes. Die Mazzinische Republik. Die Österreicher in den Legationen, die Franzosen in Rom. Reaction. Rückkehr des Papstes.

Während dieses furchtbaren Kampfes in Ungarn hatte Österreich, wie schon erwähnt, auch in Italien wieder einen heißen, doch kurzen Kampf zu bestehen. Der Sardenkönig Karl Albert, englischen Eingebungen folgend, und durch die anfänglichen Siege der Ungarn ermuthigt, kündigte am 12. Febr. 1849 den mit Österreich geschlossenen Waffenstillstand auf und fiel mit 80000 Mann in die Lombardei ein, indem er vorhatte, gleich vornweg Mailand zu nehmen und eine allgemeine lombardische Erhebung zu bewirken. Allein der Heldengreis Radetzky, den er auf dem Rückzug nach der Adda wähnte, überschritt bei Pavia den untern Tessino und kam dem Sarden in die rechte Flanke. Da kehrte derselbe, um nicht von Turin abgeschnitten zu werden, eiligst um, wurde aber schon bei Mortara vom Feldzeugmeister d'Aspre geschlagen und dann von Radetzky in der Hauptschlacht bei Novara (am 23. Febr.) so völlig besiegt, daß er noch am Abend dieses Unglückstags — im Gefühl der Schmach, die er sich durch eine zweimal mißglückte, wenig ehrenvolle Schilderhebung gegen Österreich zugezogen hatte, — seine Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II niederlegte, Italien verließ und sich an das Westende Europa's, nach Portugal, zurückzog, wo er noch im Laufe desselben Jahres (28. Juli) zu Oporto starb. Der neue König von Sardinien bat nun in einer Zusammenkunft mit Radetzky um Frieden und erhielt in demselben (6. Aug.) sein Land ungeschmälert zurück. Doch mußte er 75 Mill. Kriegskosten zahlen.

Kurz darauf wurde auch die noch immer hartnäckig sich vertheidigende Lagunenstadt nach dem Fall des Forts Malghera und nach einem furchtbaren Bombardement zur Capitulation genöthigt, welche Radetzky am 25. Aug. unter sehr milden Bedingungen gewährte. Durch

die Einnahme Venedigs verlor die Revolution in Oberitalien den letzten Halt.

Dagegen schlugen in Rom die Wogen der Revolution noch hoch über den Vatican hinaus. In Rom, dem Sammelplatz von vielen tausend revolutionären Flüchtlingen aus allen italienischen Staaten, hatte Pius IX im September 1848 den Grafen Rossi zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, dessen Festigkeit ein Damm gegen die Revolution zu werden versprach. Als derselbe eben die Kammern zu eröffnen im Begriff war, traf ihn ein tückischer Dolch, und das Volk und Militär zwang den Papst, ein demokratisches Ministerium einzusetzen und eine constituirende Versammlung für ganz Italien auszuschreiben. Weil man den Papst von da an wie einen Gefangenen behandelte und sogar sein Leben in Gefahr gerieth (denn man hatte nach seinen Fenstern einige Schüsse gerichtet, deren einer seinen Secretär tödtete), so entfloh der Papst im Wagen des bayrischen Gesandten Grafen von Spaur in der Nacht auf den 25. Nov. über die Gränze in das Neapolitanische, wo er von Gaëta aus gegen das Unwesen in Rom Verwahrung einlegte. Alsbald proclamirte am 5. Febr. 1849 Mazzini in Rom die Republik, an deren Spitze er sammt noch zwei andern mit dictatorischer Gewalt schaltete. Auch berief er sogleich eine constituirende Versammlung für ganz Italien nach Rom, das die Hauptstadt des künftigen einigen Italiens werden sollte.

Nun wandte sich Pius IX an die auswärtigen katholischen Mächte um Hülfe. Nachdem die Österreicher die Herrschaft des Doppeladlers in Oberitalien wieder hergestellt hatten, rückten sie in den Kirchenstaat ein und entrißen den Aufrührern Bologna und Ancona. Kurz vorher hatte die neue französische Republik 16000 M. unter dem General Oudinot bei Civita Vecchia landen lassen, die nun gegen Rom zogen, wo die Römer unterdessen ein neapolitanisches und spanisches Heer zurückgeschlagen hatten. Nach einer von Garibaldi mit äußerster Kühnheit und Hartnäckigkeit unternommenen Vertheidigung, die den belagernden Franzosen schwere Opfer kostete, verließ Garibaldi mit 4000 M. die Stadt und wandte sich in die Abruzzen. Rom wurde hierauf von den Franzosen besetzt. — Eine päpstliche Regierungscommission von drei Cardinälen begann die Strafuntersuchungen und übte mit Hülfe der Jesuiten eine strenge Reaction, bis der Papst auf Österreichs Vorstellungen durch Gewährung einiger politischen Reformen die Spannung der Gemüther minderte. — Pius selbst kehrte erst 1850 in seinen Staat zurück, der aber noch lange durch flüchtige, als Räuberbanden umherziehende Freischaaren beunruhigt wurde. Auch hielt Mazzini, der mit den übrigen Häuptern entkommen war, von seinem Versteck in der Schweiz und in England aus, seine Partei in Italien in beständiger Agilität und durch sein verruchtes Sicariersystem seine Gegner in beständiger Furcht.

11. Deutschland ohne Centralorgan. Die preußische Union. Die Gothaer. Das Dreikönigsbündniß. Das Erfurter Parlament. Das österreichische Bundesplenum in Frankfurt. Die kurhessische Verfassungsfrage. Die Preußen und Österreicher im Hessenland. Preußens Resignation. Das Olmützer Versöhnungswerk. Wiederaufrichtung des deutschen Bundesstaats. Fort- und Ausgang des Schleswig-Holsteiner Kriegs.

So hatten sich denn Österreich und Preußen in sich selbst, von alter Schuld geläutert, in neuer Kraft wieder aufrecht gestellt und den Dämon der Anarchie erstickt, und auch in den übrigen Staaten war der Sturm, der die Revolutionsfluth über Europa dahin gepeitscht hatte, und zwar im deutschen Westen durch Preußen, im italienischen Süden durch Österreich, im Osten vorzüglich durch Österreich in Verbindung mit Rußland, — also im Grunde durch die drei Hauptmächte der heiligen Allianz, welche freilich seit 1848 ebenfalls in ihrem Grunde erschüttert war, zu einer gewissen Ruhe gebracht.

Deutschland aber hatte, seit seine beiden Großmächte die deutsche Reichsverfassung abwiesen, keinen wesenhaften Einigungspunct mehr, und die deutschen Einzelstaaten konnten über ihr künftiges Verhältniß zu einander zu keinem einigenden Beschlusse kommen. Preußen war deßhalb schon am 17. Mai 1849 mit den Botschaftern der übrigen deutschen Staaten zu einer Conferenz in Berlin zusammengetreten und hatte durch den General von Radowitz, den persönlichen Freund des Königs, Einigungsvorschläge gemacht; da sie aber nur Modificationen des preußisch-deutschen Programms enthielten, so gieng Österreich nicht darauf ein, um nicht mit seinen außerdeutschen Provinzen von Deutschland ausgeschlossen zu werden. Und da auch Bayern und Württemberg, von der preußischen Union eine Theilung Deutschlands besorgend, sich nicht dazu verstanden, so gieng Preußen einstweilen mit Hannover und Sachsen eine Union ein, bei welcher auch ein Volkshaus gewährt werden sollte.

Nach der Auflösung des Frankfurter Parlaments trat die Gagern'sche Partei am 26. Juni in Gotha zusammen, um den preußischen Unionsgedanken aufzunehmen, und da sich Kurhessen, Baden, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg und die andern kleinen sächsischen Häuser den Gothaern anschloßen, so schrieb Preußen (das unterdessen die hohenzollerischen Fürstenthümer an sein Haus gebracht hatte) ein Unionsparlament nach Erfurt aus, schloß aber zugleich mit Österreich ein Interim ab, demgemäß der Erzherzog Johann seine bisherige Reichsverwesergewalt an diese beiden deutschen Großmächte abtrat.

Unzufrieden indeß mit dem preußischen Sonderbund protestirten Österreich, Bayern, Sachsen und Hannover gegen das Erfurter Parlament, und um der preußischen Union den Boden zu entziehen,

schloßen Bayern, Sachsen und Württemberg das sogenannte Dreikönigsbündniß, das eine Bundesregierung von sieben Staaten mit einem Volkshause vorschlug. Diesen Plan billigte Österreich und verlangte mit seinen nichtdeutschen Provinzen beizutreten. Doch blieb es nur beim Vorschlag.

Das unter dem Vorsitz des inzwischen zum Minister des Äußern erhobenen Generals Radowitz am 20. März 1850 eröffnete Erfurter Parlament (gegen das sich zuletzt auch der König von Württemberg auf's schneidendste erklärt hatte) beschäftigte sich mit dem Gothaer Unionsplan und gieng nach fünf Wochen wieder auseinander.

Während sich hierauf am 10. Mai die Unionsglieder zu einem Congreß in Berlin versammelten, trat Österreich auf Schwarzenberg's Betrieb an demselben Tage mit seinen Anhängern in Frankfurt in der ausgesprochenen Absicht zusammen, das alte Bundesplenum wieder aufzurichten, und da sich allmählich noch andere Fürsten anschloßen, so eröffnete Österreich am 1. Sept. den Bundestag wieder und forderte Preußen auf, denselben zu beschicken. Allein dieses beharrte in seiner eingenommenen Stellung.

Der Widerstreit der Ansichten versetzte beide Großmächte in die größte gegenseitige Spannung. Die Entscheidung dieser Differenz zwischen der Union und dem wiederhergestellten Bundestag sollte durch die kurhessische Verfassungsfrage herbeigeführt werden, in soferne diese mittelbar die Veranlassung wurde, jene Spannung bis auf einen Punct zu treiben, wo sie entweder zu einem unheilbaren Bruch oder zu einer heilsamen Wiedervereinigung ausschlagen mußte.

Der Kurfürst von Hessen hatte im Febr. 1850 den Minister Hassenpflug berufen, um in demselben gegenüber den Ständen seines mit einer ultraliberalen Verfassung begabten Landes eine Stütze zu haben. Da die Stände ihr Mißfallen über diese Ministerwahl zu erkennen gaben, wurden sie aufgelöst und neue Wahlen ausgeschrieben. Da nun der Minister die Ausscheidung Kurhessens aus der preußischen Union betrieb, so fielen die Wahlen antiministeriell aus, und als die neue Ständeversammlung mit Steuerverweigerung drohte, erfolgte abermals Auflösung. Da nun fast alle Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, auf die Verfassung sich berufend, passiven Widerstand leisteten (also gewissermaßen der Regierung den Gehorsam aufkündigten), so wandte sich der Kurfürst an den „Bundestag." Dieser befahl bewaffnete Intervention, und ließ ein österreichisch-bayrisches Executionsheer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis in das hessische Gebiet ein- und gegen Fulda vorrücken. Einige Tage zuvor hatte aber schon ein preußisches Heer unter dem General von der Gröben von Norden her Kassel und Fulda besetzt, weil Preußen, zwischen dessen östlichen und westlichen Provinzen Kurhessen liegt, durch welches vertragsmäßig seine Militärstraßen gehen, nicht glaubte, dieses Land von Gegnern der Union besetzen lassen zu dürfen.

Kampfgerüstet stunden sich die Brüderheere im Hessenland einander gegenüber: schon hatte Preußen auch den Befehl zum Aufgebot seiner ganzen Heeresmacht gegeben, ja am 8. Nov. waren bei Bronzell zwischen den beiderseitigen Vorposten schon einige Schüsse

gefallen, — als von dem in Warschau mit dem Kaiser von Österreich conferirenden Kaiser von Rußland eine Mahnung an Preußen ergieng, sowohl in Kurhessen, als auch in Schleswig nicht weiter vorzugehen, wenn es nicht dadurch einen größeren, durch das Eingreifen auswärtiger Mächte ganz Deutschland zerrüttenden Kampf hervorrufen wolle.

Da stellte der König von Preußen in weiser Selbstverläugnung nicht nur alle seine Rüstungen ein, sondern gab auch den Unionsplan auf und ließ sich durch den Minister Manteuffel zu den Olmützer Punctationen herbei, worauf nach dem Beitritt aller übrigen Staaten die in Dresden eröffneten freien Conferenzen, welche auf den Grund der alten, zwar erschütterten, aber nicht vernichteten Grundlage des deutschen Bundes eine verbesserte Einrichtung dieses obersten Verwaltungsorgans bezweckten, „das Olmützer Versöhnungs- und Friedenswerk" befestigten. Und so erfolgte denn die Rückkehr aller deutschen Staaten zum Bundestag, der am 15. Mai 1851 wieder eröffnet wurde und einige Zeit darnach die sogenannten „deutschen Grundrechte" und was daraus in die Gesetze der Einzelstaaten übergegangen war, für ungültig erklärte. Der Bund selbst konnte aber auch nach seiner Wiederaufrichtung zu keiner recht positiven Wirkung gelangen, und scheint durch seine Constitution bloß darauf angewiesen, zu verhüten, daß Deutschland nicht ganz auseinanderfalle, im Übrigen „jede eingreifende Initiative dem Ermessen und der Kraft der Einzelstaaten innerhalb ihrer speziellen Sphäre" zu überlassen.

Die Sache der Schleswig-Holsteiner nahm durch diese Wendung der deutschen Angelegenheiten, gleichfalls ein unerwartetes, für viele Deutsche schmerzliches Ende. Nachdem sich der Malmöer Waffenstillstand den Winter hindurch erhalten hatte, erneuerten die Dänen im Frühling 1849 den Krieg. Die damalige deutsche Centralgewalt verordnete für die Herzogthümer eine Regentschaft und sandte Reichstruppen dahin ab, welche aus Contingenten verschiedener deutscher Staaten bestunden und den Dänen viel zu schaffen machten. Schon am 5. April schoßen zwei kleine deutsche Strandbatterien in der Bucht von Eckernförde das dänische Linienschiff Christian VIII (von 80 Kanonen) in Brand, daß es auffiog, und zwangen die Fregatte Gefion (von 60 Kanonen), die Flagge zu streichen; — am 13. April erstürmten Bayern und Sachsen die Düppeler Schanzen; — am 23. Apr. schlugen die Schleswig-Holsteiner und Preußen unter der Führung des preußischen Generals Bonin die Dänen in der Schlacht bei Kolding, drangen in Jütland ein und belagerten Friedericia, wurden aber, da ihnen hinreichendes Geschütz mangelte, durch einen Ausfall der Dänen zum Abzug gezwungen.

Inzwischen schritt die auswärtige Diplomatie wieder ein, und, von England, Rußland und Schweden gedrängt, mußten die Preußen und Reichstruppen einen neuen Waffenstillstand eingehen, der am 10. Jul. in Berlin abgeschlossen wurde. Den Bedingungen desselben gemäß sollte der nördliche Theil Schleswigs von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und das Land einstweilen von einer aus einem Preußen, einem Engländer und einem Dänen bestehenden Commission verwaltet werden. Vergebens protestirten die Herzogthümer; Preußen rief seine Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Armee ab und schloß am 2. Juli 1850 Frieden mit Dänemark. Nun erst rückten die Dänen in Schleswig ein, wo sich ihnen ein aus Schleswig-Holsteinern und deutschen

Freiwilligen bestehendes Heer entgegenwarf, über welches der aus dem preußischen Dienst getretene General Willisen den Oberbefehl übernommen hatte. Dieser wurde aber am 29. Jul bei Idstädt von den besser gerüsteten Dänen besiegt und mußte sich hinter die Eider zurückziehen. — Kurz darauf am 2. Aug. wurde zu London ein neues Protokoll unterzeichnet, das die Einheit der dänischen Monarchie gewährleistete. Auch Österreich und Preußen traten bei, und der „deutsche Bund" bestätigte den von Preußen mit Dänemark geschlossenen Frieden.

Als jedoch die Schleswig-Holsteiner unverzagt den Kampf fortführten und einen wiewohl vergeblichen Sturm auf Friedrichsstadt versuchten, übernahmen Österreich und Preußen die Beilegung des aufreibenden Kampfes: ein österreichisches Heer setzte die Dänen wieder in den Besitz der Festung Rendsburg (die nachher von den Dänen geschleift wurde) und stellte am 8. Febr. 1851 die dänische Regierung in Holstein wieder her. — Die nun in den Herzogthümern eintretende Reaction trieb Viele in die Verbannung und richtete sich sogar gegen die deutsche Sprache in Schleswig! — Ein weiteres Londoner Protokoll v. 12. Mai regelte die Thronfolge für die dänische Gesammtmonarchie: die Holstein-Augustenburgische Linie wurde ausgeschlossen und dem von Friedrich VII bezeichneten Prinzen Christian, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Thronanwartschaft zuerkannt. — Die „deutsche Flotte", welche, so klein sie war, die Dänen doch „aus der Elbe gejagt" hatte, nahm ein wahrhaft betrübtes Ende, indem sie — an den Meistbietenden verkauft wurde!

12. Das centralisirte Österreich: der Reichsrath; die Landesverfassungen der Kronländer. Zoll- und Handelsvertrag mit Preußen. Die revidirte Verfassung in Preußen. Hannover im deutschen Zollverein.

Unter allen deutschen Staaten hatte natürlich Österreich bei der Reorganisation seines aus so gewaltigen Erschütterungen geretteten Staates die meisten Schwierigkeiten zu überwinden. In wunderbarer Weise stieg es aus dem Feuerbrand seiner Revolution mit verjüngter und verstärkter Kraft empor, indem es sich durch Centralisirung die Möglichkeit verschaffte, zu einer größern geistigen und materiellen Machtentfaltung zu gelangen, als dieß je vorher der Fall war. Nachdem schon am 7. März 1849 der Reichstag von Kremsier, der das Princip der Volkssouverainetät nicht aufgeben wollte, und die berathene, aber noch nicht eingeführte Verfassung am 4. März 1851 aufgehoben, dagegen ein Reichsrath für die Gesammtmonarchie eingesetzt worden war, erhielt jedes Kronland eine neuorganisirte Landesverfassung mit einer ständischen Einrichtung, durch welche letztere die Wünsche und Beschwerden des Landes an den Kaiser gelangen sollten. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die Ablösung der Feudallasten nach gesetzlicher Bestimmung vorgenommen; zwischen Ungarn und den andern österreichischen Kronländern wurden alle Zollschranken entfernt; für alle Kronländer sollte ein und dasselbe Civil- und Criminalgesetzbuch gelten und der Maßstab der Besteuerung für alle Staatsbürger der gleiche sein. Mit Preußen wurde am 19. Apr. 1853 durch einen auf 12 Jahre geschlossenen Zoll- und Handelsvertrag eine künftige Zolleinigung

angebahnt. Auch der Wissenschaft und Kunst ist nun ein freieres Feld geöffnet und insbesondere genießen die höhern Schulen durch Berufung geistig hervorragender Kräfte des In- und Auslandes eine vorher nie gekannte Pflege.

Hat zwar Österreich in sich keine herrschende Nationalität, sondern ist es nur „ein von einem Staat beherrschtes System von sehr verschiedenen Nationalitäten", deren eigenthümliches Verhältniß darin besteht, daß jede derselben, ihrer Besonderheit gemäß, eine besondere Aufgabe im Innern des Gesammtganzen zu erfüllen hat (welche Aufgabe äußerlich in seinem Heerwesen schon vorgebildet ist), so kann sich bei ungestörter Weiterentwicklung aus jener Verschiedenheit der Nationalitäten allmählich auch eine größere Übereinstimmung und friedliche Vereinigung der Kräfte herausbilden.

In Preußen war, nachdem es sich den Umstrickungen der Demokratie entwunden hatte, im April 1849 die zweite Kammer, welche auf der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung bestund, aufgelöst und durch ein neues Wahlgesetz eine andere Kammer zusammengebracht worden, welche die Verfassung revidirte und von einzelnen Auswüchsen reinigte. Sie wurde am 21. Jan. 1850 angenommen und erfuhr nachher noch weitere Verbesserungen, bis sie durch die Aufstellung eines Herrenhauses und eines Abgeordnetenhauses mehr und mehr wieder den positiven Boden des Rechts gewann, auf dem sie sich zu einer auf dem ständischen Princip beruhenden Verfassung entwickeln sollte. Auch die materiellen Interessen wurden wieder in sichernde Hand genommen: und nach der Errichtung jenes Zoll- und Handelsvertrags mit Österreich ward der deutsche Zollverein erneuert und durch Aufnahme Hannovers erweitert, worauf Preußen, um sich die Nordsee zu öffnen, von Oldenburg einen Hafenplatz im Jahdebusen kaufte.

Die übrigen deutschen Staaten bemühten sich gleichfalls, den von den Sturmfluthen der Jahre 1848 und 1849 aufgewühlten Grundsand wieder aus sich hinauszuschaffen und sich von den verderblichen unter den „Märzerrungenschaften" auf constitutionellgesetzlichem Wege zu befreien.

9. Kapitel. Frankreichs zweite Republik und zweites Kaiserthum.

1. Lamartine und die Rothen. Die Nationalwerkstätten; die mobilen Nationalgarden. Drohender Bankerott. Die demokratische Republik. Juni-Aufstand der Rothen. Der viertägige Barrikadenkampf. Cavaignac's Präsidentschaft.

Es ist Zeit, wieder nach dem Revolutionsherd zurückzublicken, von welchem größtentheils die eben betrachteten Weltbewegungen ausgegangen sind. Die neue Republik Frankreich, entstanden aus einer „Übertölpelung" der kraft- und characterlosen Pariser Bourgeoi-

sie durch das kecke und wohlorganisirte Proletariat, wurde anfangs durch einen dirigirenden Ministerrath repräsentirt, in welchem der Dichter Lamartine das leitende Wort führte und mit der Verkündigung der alten Republikaner-Trias „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zugleich die Aufhebung der Todesstrafe für politische Verbrechen verband. Er gab sich alle mögliche Mühe, die Massen in Ruhe und insbesondre die sogenannte rothe Republik im Zaum zu halten, welche Abschaffung des Privateigenthums, Einführung der Gütergemeinschaft, Verdrängung aller Großhändler und Fabrikbesitzer und ähnliche radicale Verrücktheiten verlangte.

Um das Ungestüm der arbeitenden Klasse zu mäßigen, ließ man den rothen Republikaner Louis Blanc seine hohle Weisheit „von der Organisation der Arbeit" im Palais Luxemburg (dem bisherigen Locale der Pairskammer) vor seinem Arbeiter-Auditorium auskramen, und willigte in die Errichtung von sogenannten Nationalwerkstätten, in welchen anfangs 75000 Arbeiter für täglich anderthalb Francs, später sogar 120000 Arbeiter für täglich zwei Francs Lohn aus der Staatskasse mit Lieferungsarbeiten beschäftigt wurden, welche schlecht genug ausfielen, weil diese Arbeiter lieber nichts arbeiteten. Auch errichtete man aus jungen, kräftigen Proletariern zehn Bataillone mobile Nationalgarden mit täglich einem Franc Löhnung für den Mann, kurz verschwendete Unsummen von Geld, um die Arbeiter zufrieden zu stellen.

Dadurch fielen die Staatspapiere um die Hälfte: um sich zu helfen, nahm man seine Zuflucht zur Erhöhung der Grundsteuern, bezahlte die Einlagen in die öffentlichen Sparkassen, anstatt mit Geld, mit verzinslichen Staatspapieren und verfiel auf ähnliche verderbliche Finanzoperationen. Handel und Gewerbe stockten; der Staats- und Privatcredit sank und ein Bankrott drohte heran.

Endlich am 4. Mai trat die aus 900 Mitgliedern bestehende verfassunggebende Nationalversammlung zusammen, erklärte sich einstimmig für eine demokratische Republik und setzte am 10. Mai eine Executivcommission als neue provisorische Regierung ein, welche bestimmt war, mit Hülfe eines Ministeriums, das sie sich selber wählen durfte, die Beschlüsse der Versammlung auszuführen. Zu Mitgliedern dieser Regierung wurden Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier Pagés und Marie, zum Präsidenten derselben Arago gewählt.

Unzufrieden mit der ganzen Richtung dieser Republik, die den „Rothen" nicht wahrhaft demokratisch genug war, stürmte am 15. Mai eine von Blanqui angeführte Volksmasse, ohne von der Nationalgarde und von den Mobilen aufgehalten zu werden, unter dem beständigen Ruf: „Es lebe Polen!" in die Nationalversammlung und verlangte Krieg mit Rußland, Absendung einer Armee an den Rhein, eine Steuer

der Reichen von 1000 Millionen an die Armen und Auflösung der Versammlung. In der gleichen Zeit zog ein anderer Haufe unter Barbé's Führung nach dem Stadthause und proclamirte dort eine neue Regierung, die aus ihm selbst, Louis Blanc, Caussidière, Proudhon und einigen andern Socialisten bestehen sollte.

Jetzt erst erkannte die Nationalgarde die Gefahr, die dem Gemeinwohl in einer socialen Republik drohte: sie schritt ein, zersprengte die Massen und nahm Barbé mit 70 andern Rothen gefangen, worauf die Nationalversammlung durch eine Art Versöhnungsfest die Ruhe hergestellt zu haben glaubte. Als sie aber zur Abstellung der Finanznoth daran gieng, die kostspieligen Nationalwerkstätten, diese Herbergen des Müssiggangs, der sittlichen Unordnung und des revolutionären Treibens, aufzuheben, und diejenigen Arbeiter, die nicht aus Paris waren, in die Provinzen zu verweisen, wo sie zu Canal- und Eisenbahnbauten verwendet werden sollten: da griffen alle Arbeiter zu den Waffen, pflanzten die rothe Fahne auf und brachen am 22. Juni in einen so planvoll angelegten und tactisch-klug angeordneten Aufruhr los, daß Paris vier Tage hindurch mit der verzweifelten Hartnäckigkeit der Rothen einen Barrikadenkampf zu bestehen hatte, wie er daselbst noch nie erlebt worden war. Doch der Entschiedenheit und Umsicht des Generals Cavaignac und der Tapferkeit des Heeres und der Nationalgarde gelang es, wenn auch mit schweren Opfern, den Aufstand niederzuschlagen und so den glühenden Krater der rothen Republik zu verschütten, der alle Staaten der Bildung und Gesittung mit dem tödtenden Lavastrom der Barbarei zu vernichten drohte.

An 40,000 Arbeiter, untermischt mit entlassenen oder entsprungenen Sträflingen, die von Häuptern der socialcommunistischen Clubs und abgesetzten Offizieren der republikanischen Garde geleitet wurden, hatten sich in Haufen von je 7 bis 8000 M. in die engen Straßen des volkreichen östlichen Stadtviertels vertheilt, errichteten dort allenthalben furchtbare Barrikaden und suchten, von ihrem Hauptlager in der Kirche St. Severin und von der Vorstadt St. Antoine aus, das Stadthaus und die Polizeipräfectur zu gewinnen, um daselbst die sociale Republik auszurufen. — Sogleich erklärte die Nationalversammlung die Stadt in Belagerungsstand und übertrug dem General Cavaignac mit der Dictatur die Anordnung der Vertheidigung. Er hatte anfangs nur 10,000 M. von der Linie, bot aber eiligst die Garnisonen der benachbarten Orte auf und suchte zuerst in Proclamationen durch die Sprache der Vernunft auf die Menge zu wirken; allein die fanatisirten und durch berauschende Getränke in Wuth und Wahnsinn versetzten Menschen achteten nicht darauf, hörten auch nicht auf die wohlmeinenden Mahnungen mehrerer Abgeordneten, ja selbst nicht auf die Stimme der Religion, welche durch den frommen Erzbischoff Affre an sie sprach, der mit der Palme des Friedens in der Hand eine Barrikade erstiegen hatte: er fiel als Opfer seiner Menschenliebe durch eine tückische Kugel getroffen. — Die Wuth der Empörer kannte keine Gränzen: sie mordeten und verstümmelten die Gefangenen auf eine schauderhafte Weise, reichten ihnen vergifteten Brandtwein und verübten die raffinirtesten Bosheiten. Ganz Paris war von Schrecken gelähmt; während des Wuthgetöses auf dem Kampfplatz herrschte auf den übrigen Plätzen und Straßen Todtenstille, und alle Thüren und Fenster waren geschlossen.

Schon verabredete Cavaignac mit dem Kammerpräsidenten für den Fall, daß der Aufstand in Paris siegen sollte, den Sitz der Nationalversammlung in eine Provinzialstadt zu verlegen. Indessen eilten, vom tiefsten Mitgefühl für die Hauptstadt ergriffen, auch die Nationalgarden aus den benachbarten Städten und Dörfern herbei, so daß es gelang, Straße für Straße, Haus für Haus, Barrikade um Barrikade zu nehmen, das Terrain der Aufrührer immer enger einzuschließen und sie endlich auseinander zu sprengen. An 5000 Todte deckten den Kampfplatz und an 14,000 wurden gefangen; die andern zerstreuten sich in wilder Flucht.

Nach der Besiegung des Juni-Aufstandes (27. Juni) legte Cavaignac die Dictatur nieder und wurde von der Nationalversammlung mit der Präsidentenwürde beehrt. Von da an nahm die neue Republik eine energische Haltung an: Paris wurde unter das Kriegsrecht gestellt; 4000 Rothe wurden deportirt, die Presse sammt dem Vereinsrecht wurde beschränkt und auch gegen das Ausland alle Propaganda eingestellt: Lamartine mußte die auswärtigen Angelegenheiten an Cavaignac überlassen, dessen soliderer Republicanismus den Mächten des Auslands mehr Gewähr gegen den Socialismus bot, als Lamartine's poetische Schwarmgeisterei.

2. Die neue Constitution der Republik. Louis Napoleon Präsident. Wiederholter Aufstand der Rothen. Beschränkung der republikanischen Freiheiten.

Am 4. Nov. 1848 wurde die von der Nationalversammlung berathene Constitution (die siebente seit 60 Jahren) vollendet und angenommen. Sie war nach amerikanischem Muster zugeschnitten: die aus 750 Mitgliedern bestehende Nationalversammlung, gewählt durch directe allgemeine Abstimmung auf je drei Jahre, wurde von einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten repräsentirt, der nach dem Ablauf seiner Amtsdauer wieder sollte gewählt werden können.

Da die rothen Republikaner zwar besiegt, aber nicht vernichtet waren, vielmehr nicht wenige derselben unter Ledru-Rollin's Führung ihren Sitz noch in der Nationalversammlung hatten, so war allen Besitzenden vor einer frühern oder spätern Wiedererneuerung der Gräuel bange, und unter dem Eindruck dieser Besorgniß fiel unter den vier vornehmsten Candidaten der Präsidentschaft das Stimmenloos auf Louis Napoleon Bonaparte, dessen Namen den meisten Franzosen — welche (um ein Wort E. M. Arndt's, das er in dem deutschen Parlament sprach, zu gebrauchen) im Grunde „einen Herrn haben müssen," — die meiste Gewähr eines künftigen Regiments zu geben schien. Bei der allgemeinen Abstimmung erhielt er 5½ Mill. Stimmen, während Cavaignac nur 1½ Mill., Lamartine und Ledru-Rollin aber gar wenige bekamen.

Es ist schon oben (K. 3, 3. und 4.) von Louis Napoleon's Abstammung, so wie von seinen ersten Versuchen, die bonapartistische Regierung in Frankreich zurückzuführen, berichtet worden. Er war während der kinderlosen ersten Ehe Napoleon's I von diesem seinem Oheim

zum Thronerben ausersehen, stand nach der Geburt des Königs von Rom wenigstens noch in fortwährender Gunst und wollte später sogar den Onkel in's Exil begleiten. Nach der Verbannung der Napoleoniden aus Frankreich lebte er als Graf von St. Leu bei seiner Mutter in Augsburg, folgte ihr dann nach Arenenberg in der Schweiz, wo er sich mit den Studien des Kriegswesens beschäftigte und ein „Handbuch der Artillerie" schrieb. Nachdem er im Kirchenstaat als Carbonari an einem bewaffneten Aufstand Theil genommen, wollte er sich der Sache der Polen bei ihrem letzten Aufstand widmen, gab sie aber, als er an der Gränze Polens den Fall von Warschau vernahm, wieder auf. — Nach dem Tode des Herzogs *von* Reichstadt (Sohns Napoleon's I) betrachtete er sich als den Erben der Ansprüche seines Oheims und stellte in seiner Schrift: „Politische Träume" die Behauptung auf, „*daß* Frankreich nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden könne." Daher seine Versuche, zuerst von Straßburg aus, nachher von Boulogne aus sich Frankreichs zu be*mächtigen*, welcher letztere Versuch ihn (wie oben K. 3, 4. erwähnt wurde) auf die Festung Ham führte, aus der es ihm aber nach fünf Jahren gelang, als Zimmermann verkleidet nach England zu entkommen. Als nach der Februarrevolution in Frankreich die Republik wieder eingeführt wurde, kehrte Louis Napoleon dahin zurück und wurde von 8 Departements zum Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt, in der er sich für die Sache der Ordnung und für die Entwicklung der demokratischen Staatsverfassung erklärte. Sein Name als Neffe des Kaisers, und die Achtung vor seinem entschlossenen Character verschaffte ihm besonders unter den Bonapartisten eine große Popularität, und selbst Monarchisten hielten ihn zur Herstellung der Ordnung für geeigneter, als seine Mitbewerber, unter denen Cavaignac von den Socialisten gehaßt und den Legitimisten ein zu ausgesprochener Republikaner war, Lamartine keiner Partei ein rechtes Vertrauen, Ledru-Rollin aber als Socialist Allen nur Furcht einflößte. — Cavaignac, der nichts für sich begehrte, legte ohne Widerstreben seine Stelle nieder und fügte sich als „ehrlich-strenger" Republikaner dem Nationalwillen.

Der neue Präsident Louis Napoleon wählte in sein Ministe*rium* Männer aus allen Parteien, doch die strengen Republikaner hielt er von sich fern, und behauptete, seinen Ministern gegenüber, seine volle Selbständigkeit. — Die Rothen machten zwar am 29. Jan. 1849 wieder einen Aufstandsversuch, aber Louis Napoleon ließ ihnen durch Changarnier, den Obercommandanten von Paris, zu fühlen geben, daß er nicht mit sich spielen lasse. Dadurch gewann er das Vertrauen der Ordnungsliebenden, so wie auch die schon oben erwähnte Absendung einer Truppenmacht unter Oudinot nach Rom zur Unterstützung des Papstes die Gunst der Geistlichkeit.

Nachdem die Constituante am 25. Mai noch das allgemeine Stimmrecht votirt hatte, löste sie sich auf, und die gesetzgebende Versammlug (Assemblée legislative) trat an ihre Stelle. Ihre Zusammensetzung fiel ungeachtet dieses demokratischen Wahlgesetzes vorherrschend antirepublikanisch aus, wie an den ehemaligen Parteiführern Thiers, Berryer, Bugeaud, Molé u. a. und an dem Präsidenten, den sich die Legislative in Dupin d. Ä. gab, zu erkennen war.

Daher machten die Rothen, unter der Leitung der socialdemokratischen Kammer-Linken, noch einen zweiten Aufstandsversuch, der

aber wieder von Changarnier vereitelt wurde und die Kammer bestimmte, dem Präsidenten der Republik die Vollmacht zu weitern Beschränkungen der republikanischen Freiheiten (der Presse, des Clubwesens, des Stimmrechts) und eine Dotation von 2½ Mill. Francs zu gewähren (im Jul. 1848).

3. Fusionsbestrebungen der Legitimisten und Orleanisten. Der Staatsstreich vom 2. December. Allgemeine Volksabstimmung. Louis Napoleon Präsident mit dictatorischer Gewalt. Das Plebiscit: Wiederherstellung des Kaiserthums. Napoleon III und Kaiser Nicolaus. Napoleon's friedliche Haltung.

Während nun Louis Napoleon im August Reisen durch die Provinzen machte und durch Ansprachen die Beamten und Corporationen für sich gewann, arbeiteten in Paris die Parteien der Legitimisten und Orleanisten, welche die Republik als Brücke zum Königthum zu benützen gedachten, für ihr besonderes Ziel, und eine Faction von beiden machte den Vorschlag einer Fusion, bei welcher die Orleanisten das Thronrecht Heinrichs V anerkennen sollten, wogegen Heinrich V den Grafen von Paris adoptiren würde; der Vorschlag aber scheiterte an dem Widerstreben der puren Orleanisten, die bei der nächsten Präsidentenwahl den Prinzen Joinville durchsetzen und durch diesen dann den zertrümmerten Thron des Bürgerkönigs für den Grafen von Paris wieder aufrichten zu können hofften.

Allein Louis Napoleon hatte keine Lust, sich seinen Plan (seine idées Napoleoniennes) durchkreuzen zu lassen: er nahm dem General Changarnier, der den Orleanisten geneigt schien, den Oberbefehl über die Besatzung von Paris, und drang auf eine Verfassungsrevision. Da ihm die Legislative hierin entgegen war, so gewann er das Militär durch die Aussicht auf Beförderungen und das Volk durch den Antrag auf Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts; und als dies von der Legislative ebenfalls verworfen wurde, umgab er sich mit einem ganz bonapartistischen Ministerium (Persigny, Morny, St. Arnaud, Fould, Rouher) und führte am 2. December 1851, dem Jahrestage der Schlacht bei Austerlitz und der Kaiserkrönung seines Oheims, den länger her vorbereiteten Staatsstreich vom 2. December aus, der ihm die Präsidentschaft der Republik auf zehn Jahre und dadurch die Brücke zum Kaiserthum verschaffte.

In der frühsten Morgenzeit des 2. Decembers ließ er die Generale Changarnier, Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Leflo, ferner Thiers und andere angesehene Glieder der Kammeropposition verhaften. Dem erstaunten Paris verkündigte beim Erwachen eine an allen Straßenecken angeschlagene Proclamation die Auflösung der Nationalversammlung und die Herstellung des allgemeinen Stimmrechts, und berief das französische Volk zu Urversammlungen, in denen über eine von L. Napoleon vorgelegte Verfassung mit einem verantwortlichen Oberhaupt auf 10 Jahre abgestimmt werden sollte; wolle das Volk nicht ihn wählen, so wolle er seine Präsidentschaft den Händen der neugewählten

Kammer zurückgeben und sich zurückziehen. Eben so richtete er eine Proclamation an das Heer und verhieß ihm, als der „Elite der Nation" die ihm „im Staate gebührende Ehre und Stellung". — Als hierauf die Legislative einen Versuch machte, sich zu versammeln, wurde sie von der bewaffneten Macht auseinander gesprengt und eine Anzahl ihrer Glieder verhaftet. Vergebens protestirte der Cassationshof und der Staatsrath gegen diesen Gewaltvorgang, und eine Erhebung der Rothen in der Vorstadt St. Antoine, so wie eine Bewegung derselben in den Departements wurde von der auf L. Napoleon's Seite stehenden Militärmacht mit rascher Entschiedenheit unterdrückt.

Die Furcht vor einer wiederkehrenden Anarchie bewog das Volk, sowohl den Staatsstreich durch eine Mehrheit von 7½ Mill. Stimmen gegen nur 650000, als auch den vorgelegten Verfassungsentwurf, zusammt der Präsidentschaft Louis Napoleon's auf zehn Jahre zu genehmigen. Und nun gieng er mit raschen Schritten auf sein letztes Ziel los. Am 1. Jan. 1852 erklärte er den napoleonischen Adler wieder für das Feldzeichen der französischen Armee, und die Nationalgarde für aufgelöst. Eine andere Verfügung entzog der Jury das Urtheil über die Preßvergehen; am 10. Jan. verhängte ein Decret über einen Theil der Verhafteten die Verbannung, über einen andern Theil die Deportation; am 14. Jan. wurde die neue Verfassung verkündigt, die im Wesentlichen der Consularconstitution von 1799 ähnlich war.

An der Spitze der Republik stund der Präsident mit dictatorischer Gewalt; ihm zur Seite ein Staatsrath für die Vorbereitung der Gesetze, ferner ein unabsetzbarer Senat von 150 Mitgliedern aus den hervorragendsten Männern der Nation zur Überwachung der Verfassung, endlich ein gesetzgebender Körper von 262, durch das allgemeine Stimmrecht auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern, welche die vom Staatsrath vorgeschlagenen Gesetze ohne Debatten anzunehmen oder zu verwerfen das Recht haben sollten.

Weiter vorgehend zog der neue Herrscher ungroßmüthig das Vermögen der Familie Orleans ein und ließ sich eine Civilliste von 12 Mill. Fr. votiren. Am 15. August, als am ehemaligen Napoleonsfesttage, begnadigte er eine Anzahl Verbannter und bereis'te im October auch das südliche Frankreich, wobei er den häufigen Zuruf: „Es lebe der Kaiser!" gerne annahm und in den Reden, die er allenthalben hielt, versicherte, daß „das Kaiserthum der Friede sei!" So vergewissert, daß auch dort die allgemeine Stimmung für ihn sei, ließ er am 7. Nov. ein Senatusconsult veröffentlichen, in welchem das Volk zu der Erklärung aufgefordert wurde, ob es seinen Präsidenten zum erblichen Kaiser haben wolle.

In seiner Botschaft an den Senat v. 4. Nov. 1852 sagte er unter Anderm: „In der Wiederherstellung des Kaiserthums findet das Volk eine Bürgschaft für seine Interessen und eine Genugthuung für seinen gerechten Stolz. Diese Restauration sichert die Zukunft, schließt das Zeitalter der Revolutionen und heiligt (!) die Erinnerungen von 1789; sie befriedigt den gerechten Stolz des Volks, weil es durch freie und besonnene Wiederherstellung dessen, was das gesammte Europa mit Waffengewalt gestürzt hat, in edelster Weise seine Scharte auswetzt, ohne Opfer zu veranlassen, ohne die Unabhängigkeit zu bedrohen, ohne den Frieden der Welt zu gefährden. Wenn mich die Nation auf den Thron hebt, so krönt sie sich selbst!"

— Daraus, sowie aus allen seinen frühern Reden und Handlungen, war es schon damals dem Beobachter klar, daß er, nachdem er eine Zeitlang den liberalen Ideen gehuldigt und sich von ihnen hatte emportragen lassen, nunmehr am Ziele seines Strebens zwar in der Praxis dem liberalen System entsagte, theoretisch aber, obgleich „Retter der Revolution", dennoch das Princip der Revolution beibehielt und beide Gegensätze in einem liberalen Despotismus zu vereinigen strebte. Mit jener Wiederherstellung des napoleonischen Imperialismus erklärte er „das göttliche Recht" für immer abgethan und den „Nationalwillen" für die einzig wahre Legitimität. Durch den Ausdruck: „das Kaiserthum ist der Friede" sollte indeß der Unterschied zwischen dem Imperialismus des Oheims und dem des Neffen festgestellt und dem In- und Auslande die Beruhigung gegeben werden, daß der neue Bonapartismus keine Eroberungen beabsichtige.

Das Plebiscit oder die Volksabstimmung erfolgte noch in demselben Monate, und unter ohngefähr 10 Mill. stimmberechtigter Franzosen stimmten 7,839,553 für die Wiederherstellung des Kaiserthums. Also wurde an dem ominösen 2. Dec. 1852 Louis Napoleon als Napoleon III, Kaiser der Franzosen, proclamirt, worauf er durch ein Decret v. 18. Dec. auch gleich die Nachfolge regelte, und sie, für den Fall seines kinderlosen Ablebens (er war noch nicht verheirathet) seinem Oheim Jerôme, ehemaligem König von Westfalen, und dessen Sohne, dem Prinzen Napoleon zusicherte.

Der erste Staat, der das Kaiserthum anerkannte, war das von Palmerston geleitete England; denn obgleich es durch seine Institutionen gewissermaßen ein natürlicher Antipode des Absolutismus ist, so fühlte es damals gar sehr, daß es durch seine Herbergung der demokratischen Flüchtlinge aller Nationen, welche von dort aus den Continent in steter Aufregung zu erhalten suchten, und durch ein gewisses willkührlich eingreifendes und barsch herausforderndes Benehmen auf dem Continent die Stimmung der meisten europäischen Regierungen gegen sich hatte, und gab sich daher —, froh in Napoleon III nicht, wie in Napoleon I, seinen Feind sehen und seine im ersten Schrecken aufgebotenen Milizen zur Abwehr einer Invasion desselben verwenden zu müssen, — den Freundschaftsanerbietungen des neuen Kaisers mit größter Bereitwilligkeit hin. — Seinem Beispiele folgte sogleich Sardinien, um sich einen Halt gegen Österreich zu sichern.

Auch die übrigen europäischen Staaten, welche in Napoleon III wenigstens einen Schild gegen die rothe Republik erkannten und — wenn auch nicht seinen nichts weniger als conservativen Worten, doch dem conservativen Aussehen seiner Handlungen trauten, nahmen keinen Anstand, ihn anzuerkennen. Nur der russische Kaiser Nicolaus in seiner Abneigung gegen das Volkssouveränetätsprincip und in der Voraussicht, daß der demokratische Kaiser zu seiner Befestigung den Kriegsruhm nöthig haben werde, erkannte ihn zu allerletzt und gewissermaßen nur halb an, indem er ihm die unter Monarchen übliche Familienbegrüßung mon frère versagte und nur den Titel mon ami gewährte.

Im Hinblick auf diese Zurücksetzung scheint Napoleon III sich nachher bei Gelegenheit seiner Vermählung, die er zur tiefern Begründung seiner Dynastie mit der, einem alten spanischen Grandengeschlechte entsprossenen Gräfin Eugenie von Montijo im Januar 1853 eingieng, in stolzer Bescheidenheit einen Emporkömmling (parvenu) genannt zu haben. Um jedoch dem Auslande alle Besorgniß vor napoleonischen Eroberungsgelüsten zu benehmen, erklärte er, mit Europa in Frieden leben zu wollen, so lange man der Ehre Frankreichs nicht zu nahe treten werde.

Wie viel oder wie wenig man seinen Versicherungen trauen könne, war Vielen noch zweifelhaft. Daß aber der wiedererweckte Imperialismus wirklich gleichbedeutend mit dem Weltfrieden sei, nahmen nur diejenigen gerne an, welche sich durch ihn vor der Anarchie geschützt fühlten und dabei nicht an den Ursprung des zweiten Decembers dachten.

10. Kapitel. Innere Physiognomie der neuesten Zeit in besonderer Beziehung auf Deutschland.

1. Zunehmender Abfall vom positiven Glaubensgrund. Die Philosophie in ihrer Ausartung. Die hegel'sche Linke. Skepticismus und Atheismus auf schöngeistigem Gebiet. Rehabilitation des Fleisches. Jung-Deutschland.

Wollen wir, bevor wir an die Skizzirung der neusten aus der Errichtung des zweiten Napoleonidenreichs hervorgegangenen Weltlage gehen, erst noch einen Blick auf den Stand der Bildung und Gesittung werfen, wie er sich in dem so eben dargestellten Zeitraume entwickelte. Einzelne Seiten davon sind schon im vorigen Zeitraume, des Zusammenhangs wegen, vorweg näher aufgezeigt und bis zum heutigen Standpunct fortgeführt worden; andere sind noch nach ihrer unterdeß fortgeschrittenen Entwicklung näher zu betrachten, um so auch den bis jetzt abgelaufenen Weg und Gang der innern Geschichte zu einem beziehungsweisen Abschluß zu bringen. Doch heben wir für diese Betrachtung nur die Hauptmomente, so weit sie nicht in die so eben beendete Darstellung der äußern geschichtlichen Entwicklung, als dieselbe motivirend, aufgenommen werden mußten, in bloßem Umrisse hervor, um aus der Beleuchtung derselben die gegenwärtige Stellung jenes Uhrzeigers zu erkennen, der den Aeon dieser Welt nach seinen Stunden mißt.

Wir haben in der vorigen Periode — der Periode der Restauration und der darauffolgenden religiösen und politischen Fortschrittsbestrebungen — den Rationalismus auf den Kathedern und Kanzeln, in Schulen und Zeitschriften noch hoch thronen und im Bunde mit dem auf Tribünen und in Kanzleien herrschenden Liberalismus der Lebensregungen des neuerweckten kirchlichen Glaubens und des politischen Conservatismus

spotten sehen. Als sodann zunächst der biblisch-christliche Geist in vielen gläubigen Herzen wieder erwachte und neben manchen andern treuen Zeugen einen tapfern Vorfechter in dem entschiedenen, seinen Christus nicht um die Silberlinge der Volksgunst verrathenden Character der (von Hengstenberg herausgegebenen) Evangelischen Kirchenzeitung fand und durch sie und durch noch andere ihr verwandte Organe der Kampf gegen den in allen Theilen der Kirche und des Staats noch festgenisteten Unglaubens immer ernster wurde, und nun dem alten Rationalismus der Boden zu wanken anfieng, übernahm eine andere Phalanx des Unglaubens den Kampf und zog mit dem stärksten Grobgeschütz menschlicher Vernunftweisheit auf, indem eine Fraction der Anhänger der pantheistischen Philosophie — die sogenannte hegel'sche Linke — in den Schriften eines David Strauß, und noch weitergehend eines Arnold Ruge, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach u. a. aus der Lehre ihres Meisters die äußersten Consequenzen zogen und den Menschengeist auf den Thron Gottes setzten, also außer dem Menschen keinen Gott anerkennen wollten.

Mit mephistophelischer Lust unterwühlte nun der Geist des Unglaubens durch alle Künste sophistischer Dialectik den kirchlichen Boden und die in ihm wurzelnde Sittlichkeit, so daß auch die Stützen des Rechts und des Staates mehr und mehr ihren Halt zu verlieren schienen. Bald gieng aus der Entartung der Zeit, insbesondere der Zeitphilosophie, ein Geschlecht hevor, das unter dem Namen Jung-Deutschland sich mit wachsender Kühnheit und vernichtender Schärfe gegen die bestehenden Ordnungen in Staat und Kirche, ja zuletzt gegen alle Religion und Autorität kehrte.

Zu den weniger unverdeckten, aber nicht minder gefährlichen Zerstörern des christlichen Glaubens im Kreise der Gebildeten, gehörte David Strauß, in so fern er in seinem „Leben Jesu" und in seiner „christlichen Glaubenslehre" die heilige Geschichte als einen Mythus und die Bibel als ein Werk des Selbstbetrugs darstellte und mit glänzenden Worten an die Stelle des den Menschen durch Buße und Glauben zu Gott emporziehenden Christenthums den Cultus des Menschengeistes in einem ästhetischen und logischen Idealismus zu setzen bestrebt war. — L. Feuerbach, der Verkündiger einer „neuen Religion des pantheistischen Begriffs oder absoluten Willens", stellte geradezu die Lehre auf: „der Glaube an das Unendliche, als Göttliches außer uns, sei nichts anderes, als das eigene unendlich göttliche Gefühl in uns, und Gott könne nichts anderes sein, als das reine, das unbeschränkte, das freie Gefühl des Menschen", die Religion sei also „nur der Monolog dieses innern reinen Gefühls mit sich selber." — Die ganze Weisheit dieser Fraction der hegel'schen Schule gründet sich vorzüglich auf eine einseitige Ausbeutung von Hegel's „Philosophie der Geschichte"; doch stehen ihr keine andern Mittel zu Gebote, als bloß „logischer Scharfsinn" und nur eine „generell-universelle" Geschichtskenntniß, ohne Tiefe der Speculation und ohne speciell-universalhistorisches Wissen. Da sie (nach Niedner) die logisch-dogmatische und die ethisch-dogmatische Wahrheit —, die Christuslehre und ihre Vorstellung von der Person Christi untereinander mischte, konnte sie ihr Religionsideal im Christenthum nicht finden. Die Gefährlichkeit dieser hegel'schen Linken für Religion und Staat stellte H. Leo in seiner Schrift: „Über die Hegelingen" klar und schlagend an's Licht. — Noch

aber fehlte der Ausspruch der letzten falschen Consequenz aus den hegel'schen Prämissen: diesen thaten bald andere verneinende Geister, welche, wie Marx, Engel, W. Jordan u. a. behaupteten: „Feuerbach sei auf halbem Wege stehen geblieben; er laborire noch zu sehr an Religion und Mysticismus: das wahre Ziel sei kein anderes, als die gänzliche Befreiung von aller Religion, als der letzten Schwäche und Unfreiheit des Staats und als dem Grunde aller Leerheit, Seelenlosigkeit und practischen Gottlosigkeit des Zeitalters"!! Und so war nun die deutsche Philosophie in ihrer Ausartung auf einem Punct angekommen, wo sie sich der tiefsten Stufe des Heidenthums gleichstellte. Doch war das noch nicht ihr tiefster Fall; dieser sollte noch am Schlusse dieser Periode eintreten. (K. 2, 5.)

Theils vor-, theils nebenherlaufend mit den Bestrebungen der hegel'schen Linken trat auf schöngeistigem Gebiete ein mit aller Philosophie und Theologie brechender, ja alle „practische, wie theoretische Vernunft aufgebender Scepticismus", der selbst den Rationalismus wegen des „an ihn sich noch anhängenden Idealismus oder Spiritualismus" verachtend einen „ästhetischen Terrenismus" durch einen systematischen Cultus des sinnenweltlichen Seins, als des alleinigen Inbegriffs alles „Wahren, Guten und Schönen", aufstellte und an die Stelle des Staats und der Kirche die „Socialität" auf neuen Grundlagen menschlicher Gemeinschaft und Bildung zu stellen suchte. Auch ihm wohnte der dämonische Trieb inne, vor Allem das Christenthum mit den Waffen des zersetzendsten Witzes dem Spotte preiszugeben, um durch Vernichtung desselben auch alle darauf gebaute sittliche und staatliche Ordnung aufzulösen. Die zwei hervorragendsten Geister, die auf diesem Gebiete dieses unselige Werk unternahmen, waren Ludwig Börne und Heinrich Heine, jener übrigens mit mehr Geradsinn und größerer Beherrschung seines Witzes bei noch einem Reste von religiösem Gefühl, dieser aber mit völliger Entäußerung des religiösen Gewissens, bei steter Lust zu blasphemischer Zerstörung alles Heiligen: jener getragen von einem gewissen republikanischen Ernst bei misanthropischer Verbissenheit —, dieser erfüllt mit dem frivolsten Libertinismus bei einer gewissen, die Zerissenheit seines Innern versteckenden Weltschmerzcoquetterie.

L. Börne, geb. 1786 zu Frankfurt von jüdischen Ältern, getauft 1817, gest. 1837 zu Paris, erkannte mit seinem kritischen Verstand wohl viele Schäden seiner Zeit und seines Vaterlandes, verbiß sich aber in seinem (übrigens ehrlichen) Schmerze darüber und gab sich den revolutionären Ideen so sehr hin, daß er, besonders seit der Julirevolution, durch seine „Briefe aus Paris", in denen er mit wüthender Erbitterung die offenen und geheimen Schwächen der deutschen Nationalität aufzudecken sich bemühte, ein stürmischer Vorkämpfer der Demokratie wurde. Überall daraus schallte der jacobinische Brandruf: „Jetzt muß der Kampf losbrechen; jetzt muß Revolution gemacht werden!" so daß er damit eine der zündendsten Brandfackeln der Revolution unter das deutsche Volk warf. So genial sein (übrigens dem Jean Paul nachgebildeter) Styl früherhin war, so tief sank derselbe, seit der Radicalismus ihn völlig besaß, zur ästhetischen Barbarei herab. Als die Revolution, die er prophezeihte und zu provociren suchte, immer nicht kommen wollte, verfiel er in menschenhassende Bitterkeit und verzehrte sich im Gram gekränkter Eitelkeit.

H. Heine, geb. 1800 zu Düsseldorf, war unter den Dichter-Epigonen wohl der begabteste, lieferte aber den Beweis, daß ohne sittlichen Ernst kein umfassendes echtes Werk der Poesie

geschaffen werden kann. „Die Leichtigkeit des Schaffens (bemerkt ein neuerer Beurtheiler), die er in so hohem Grade besaß, verführte ihn zur Leichtfertigkeit, und sein geflügelter Witz, der an nichts den rechten Herzensantheil nahm, zerstörte ihm (und vielen seiner Bewunderer) selbst das Heilige, — den Halt des Lebens. Er berührte die tiefsten Ideen, die umfassendsten Probleme des Menschengeistes, aber nur um sie in das graciöse Gegaukel eines Tanzes aufzulösen, der bald die schöne Harmonie der Bewegung, bald ein üppiges, eitles Preisgeben der Persönlichkeit darstellt." — Er schrieb Gedichte, Tragödien, Reisebilder, Beiträge zur Geschichte der neuern schönen Literatur ꝛc. In den meisten dieser Schriften (besonders in den Reisebildern) untergrub er, als ein neuer Voltaire, mit infernaler Lust — und keineswegs im vermeinten Dienste der Wissenschaft — eine Stütze der Religion nach der andern. Er war es, der mit einer bis dahin unerhörten Frivolität „zur Schadloshaltung für den drückenden Ernst des Christenthums" die Rehabilitation oder Wiederherstellung des Fleisches in seine alten Rechte und die Emancipation des Weibes predigte, gleich als brächte dieses Evangelium des Fleisches dem Menschengeschlecht erst das wahre Heil. Wirklich erkannte ihn ein großer Theil des schwächlichen Zeitalters für den Propheten und Märtyrer der „berechtigten Sinnlichkeit", ohne zu ahnen, daß dieser ihr Meister, der sich durch die Befolgung seiner eignen Lehren um die Gesundheit des Leibes und den Frieden seiner Seele gebracht hatte, auch Tausenden das gleiche Verderbensloos bereitete. — Seit 1830 lebte er ausschließlich in Paris, war zuletzt eine Reihe von Jahren durch ein Rückenmarkleiden prometheisch an's Lager gefesselt und starb d. 17. Febr. 1856. — Merkwürdig ist übrigens folgende Stelle in dem Testament, das dieser als Atheist bekannt gewesene Dichter hinterließ: „Seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt und bin wieder zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe glaubend an Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Werken von heiligen Dingen oft respectlos gesprochen zu haben; aber ich wurde hiebei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen, als durch den eigenen Trieb. (!) Wenn ich ohne mein Wissen (?) die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich dich und die Menschen um Verzeihung!" — War es ihm (wie man bei den schrecklichen Qualen seiner Krankheit annehmen sollte) mit dieser Umkehr zu Gott voller Ernst, so blieb ihm doch, diesem Bekenntnisse nach, der Gott der Offenbarung freilich immer noch ein verborgener. Wenigstens konnte er sich nicht enthalten, gleichsam noch mit einem Witz zu sterben: denn als zwei Stunden vor seinem Tode einer seiner Bekannten, in's Zimmer tretend, ihn fragte, wie er mit Gott stehe, antworte er: Dieu me pardonnera, c'est son métier!" Doch läßt diese Äußerung auch eine mildere Deutung zu.

Der Einfluß der Börne-Heine'schen Lebensrichtung in seiner Wechselbeziehung zu der ganzen, vom Revolutionskitzel gestachelten, sittlich und sinnlich abgeschwächten Zeit brachte eine nicht geringe Anzahl gleichgesinnter, dem jungen Deutschland angehöriger Literaten hervor, die, begabt mit leichter künstlerischer Darstellung bei viel Glanz und Glätte des Styls sich ganz in die Weltanschauung jener ihrer Meister hineinlebten und sich zum Theil selbst in die Formen ihres Ausdrucks hineinarbeiteten. Um ihren, den oben angedeuteten Ideen mehr oder weniger gleichen, Ansichten im Volke leichteren Eingang zu verschaffen, bemächtigten sie sich periodischer Zeitschriften, oder gründeten eigene Journale, oder gaben Taschenbücher heraus und schrieben Romane und Novellen, in denen sie ihren Haß gegen das positive Christenthum, ihre Blasirtheit und Unzufriedenheit mit den bestehenden Ordnungen im Staate und besonders das Gift ihres, alles Familienleben zerrüttenden

Fleischesrehabilitationssystems dem lüsternen Lesepublikum einzuflößen suchten und unendlichen Schaden stifteten.

Die Sittengefährlichkeit der Schriften dieses jungen Deutschlands, insbesondere das in Gutzkow's Wally aufgebrochene Geschwür am deutsch-literarischen Körper wurde endlich durch die kritische Sonde Wolfgang Menzel's für alle, die noch einen gesunden Sinn hatten, bis zu Evidenz aufgedeckt. Die vom Bundestag verhängte Proscription der Schriften des jungen Deutschlands mehrte zwar für die nächste Zeit die Zahl ihrer Leser und Bewunderer; dennoch scheint gerade diese Katastrophe nach einiger Zeit mehrere dieser Schriftsteller zur Besonnenheit gebracht und zur Aufnahme ernsterer und besserer Arbeit veranlaßt zu haben.

Kein Wunder, wenn der Geist dieses krankhaften ästhetischen Schriftenthums in Verbindung mit dem Dunste des demokratisch-socialistischen Ideengebräus, welches, aus der französischen Hexenküche eines St. Simon, Fourier, Proudhon (K. XXVIII. 3, 1. u. 4.) oder vollends aus der Prostitutionsphantasie eines Eugen Sue, einer George Sand u. A. aufsteigend, das Herz und den Kopf der mittlern und niedern Schichten des Volks umnebelte, so mächtig mit zum allgemeinen rasch eintretenden Abfall vom Mittelpunct aller Wahrheit beiwirkte und jenen religiös-sittlichen und politisch-socialen Bankrott mit fördern half, der in der Revolution von 1848 auch im deutschen Volke ausbrach.

2. Volksthümliche Literatur. Dorfnovellistik. Die Epigonenpoesie. Christliche Dichter.

Auch in der volksthümlichen poetischen Literatur suchten sich die niederreißenden Tendenzen des demokratischen Socialismus geltend zu machen; es gelang ihnen aber nicht in diesem Maaße: vielmehr ist gerade in einem Theile dieser zum Volksleben hinabsteigenden Schriftsteller ein echt nationaler, ja in nicht wenigen ein germanisch-christlicher Geist zum Ausdruck gekommen.

Den Anstoß zu dieser neuen volksthümlichen Literatur gab Immermann durch seinen das patriarchalisch-kernhafte Leben der westfälischen Bauern vortrefflich schildernden Roman „Münchhausen". Bei der neu entstandenen Dorfnovellistik waren Geister von einander sehr entgegengesetzter Art thätig. Anziehend durch ein ausgezeichnetes Geschick naiver und lebendiger Darstellung erscheint Berthold Auerbach in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten, Volkskalendern und andern Schriften, die jedoch meistens mehr für die Gebildeten, als für das Volk sind. Er befriedigt aber mit den meisten seiner Nachfolger nur das poetische Interesse und hält das specifisch-christliche Lebenselement ferne von sich. — Dem wirklich volksthümlichen und dabei christlichen Bedürfnisse entspricht jedoch ein anderer Kreis von Volksschriftstellern, die aus dem Volk und für das Volk schrieben und es deutsch-national anzuregen und sittlich-religiös emporzuheben streben. Dahin gehören Fr. Ahlefeld, O. Glaubrecht (Öser), Caspari, Stöber, Gustav Jahn, Wildenhahn, W. O. (Örtel) von Horn, und vorzüglich Jeremias Gotthelf (eig. Albert Bitzius, ein Schweizer) Meister in der Auffassung des Volksthümlichen). — Nicht minder sind auf dem Gebiete der Erzählung — nach dem Vorgange des durch tiefe Gemüthlichkeit und religiöse Naturanschauung Tausenden lieb gewordenen Gotthelf Heinrich v. Schubert — eine Anzahl Männer aufgetreten, welche durch ihre, zwar nicht immer von eigentlich künstlerischem, desto mehr aber von sittlich-religiösem Werthe zeugenden Schriften dem tieferen Heilsbedürfnisse

des Volkes und insbesondere der Jugend entgegengekommen sind. Zu diesen gehören Biernatzki, Chr. G. v. Barth, Wild, Redenbacher, Ledderhose u. A. — Mehr an die Gebildeten sich wendend, lieferte Victor v. Strauß eine Reihe von Erzählungen, in denen er die sittlichen, religiösen und socialen Fragen der Zeit in christlichem Sinne zu beantworten unternahm, wie ihn denn auch eine echt deutsche vaterländische Gesinnung ziert. — Zu den Volksdichtern in mundartlichem Gewande gehört Claus Groth, der unter dem Titel Quickborn eine Reihe tiefsinniger Gedichte in dithmarscher Mundart herausgegeben hat und dem in der vorigen Periode mit Ehren genannten Verfasser der allemannischen Gedichte an Originalität nicht nachsteht.

Auf dem Felde einer nach Stoff und Form neuen Poesie seien hier gleich noch diejenigen Dichter genannt, welche in diesem Epigonenzeitalter an Schöpferkraft und Gedankenreichthum den Dichterheroen der classischen Periode zwar weit nachstehen, aber, bei zum Theil bedeutender Bildung, in der Form meistens eine große Gewandtheit und Leichtigkeit, Reinheit und Glätte bekunden. Dahin gehören die norddeutschen Dichter Julius Mosen, Fr. M. Bodenstedt, August Kopisch, Robert Reinick, H. A. Hoffmann von Fallersleben, der Rheinländer Karl Simrock (zugleich vorzüglichster Übersetzer altdeutscher Dichtungen, Herausgeber der Edda und Verfasser einer deutschen Mythologie); ferner die österreichischen Dichter Joseph Freiherr von Zedlitz, Nicolaus Lenau (Niembsch, Edler von Strehlenau), Anastasius Grün (Graf von Auersperg), Friedrich Halm (Graf v. Münch-Bellinghausen), Egon Ebert, Karl Beck, — sämmtlich freilich von sehr verschiedener Gesinnung und Geistesrichtung; — der sogenannten politischen Dichter mit bloß revolutionärer Tendenz nicht zu gedenken, da sie mit ihrem poetischen Talent nur dem Geiste der Verneinung gedient haben.

Gegen die letztern, nur angedeuteten —, und selbst gegen einige der oben genannten Dichter, gegen solche nämlich, welche, unbekannt mit der lebendigen Quelle des Lebens, die ihnen Folgenden zum Theil in die Steppen und Wüsten des Unglaubens führen, — bildeten andere ein heilsames Gegengewicht, wie z. B. Emanuel Geibel, ein an Innigkeit des Gemüths, Klarheit der Erfindung, und Wohllaut der Sprache ausgezeichneter Lyriker; Oskar v. Redwitz, Victor v. Strauß, Julius Sturm, welche mit ihrer Laute auch dem Christglauben dienen und dabei einer gottgewollten Freiheit männlich das Wort reden.

Als speciell geistliche Dichter haben wir, an den im vorigen Buche genannten Dichter Albert Knapp anknüpfend, noch die folgenden zu erwähnen, und zwar protestantischer Seits: Spitta, J. P. Lange, Chr. G. v. Barth, Heinr. Möves, Rudolf Stier, Wilh. Hey, Gustav Knak, Gerock &c. — katholischer Seits: M. v. Diepenbrock, Guido Görres, W. Smets.

Aus der ziemlich großen Anzahl literarischer Frauen der Neuzeit mögen hier nur folgende hervorgehoben werden: Friederike Bremer (eine Schwedin), Annette von Droste-Hülshof, Luise v. Plönnies, Marie Nathusius, und unter den speciell geistlichen Sängerinnen: Agnes Franz, Luise Hensel, Cäcilie Zeller. (Über noch andere der neuesten Dichter und Dichterinnen in einem späteren Abschnitt.)

3. Wendung der Philosophie in einem Theile ihrer Pfleger. Die letzte Periode des Schelling'schen Systems. Franz Baader.

Haben so bereits nicht wenige edle Dichtergemüther einen Damm gegen die, alles Heilige in Religion und Sitte, in Staat und Kirche zerstörende Fluth eines gottesvergessenen, den vielgestaltigen Tagesgötzen der Selbstsucht dienenden Geschlechts zu bilden versucht, so hatte auch schon die Philosophie, welche in ihren Meistern und Jüngern von dem Centrum der Wahrheit so weit abgeirrt war, Versuche der Wendung nach dem Heilswege hin gemacht, indem wie oben (XXVIII, 1. 6) berührt wurde, Schelling im letzten Entwicklungsstadium seiner Philosophie durch Aufnahme des christlichen Offenbarungsprincips die verlassene göttliche Wahrheitsspur betrat, deren näheren Nachweis sein Schriftennachlaß enthält.

Von dieser neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke enthält die II. Abtheilung die letzte Darstellung des Schelling'schen Systems in 5 Theilen, worin sich auch seine Philosophie der Offenbarung befindet. — Die richtigste Erfassung der Philosophie Schelling's und die gründlichsten Aufklärungen über seinen Ideengang geben die Schriften von Hubert Beckers (Prof. in München), aus denen die neueste Schrift über die „Bedeutung der Schelling'schen Metaphysik" ein tieferes Verständniß von Sch.'s Potenzen- und Principienlehre öffnet.

Außer ihm, ja noch im Grunde früher, und, wie jetzt mehr betont wird, in höherem Grade, als jeder andere Philosoph, hat zu tieferer Begründung einer christlichen Philosophie Franz von Baader (geb. 1765, gest. 1840) beigetragen. Wenn er auch an Schärfe der Dialektik oder in der Kunst organischer Entwicklung seinen Vorgängern nicht gleichkommt, so steht er doch an speculativem Tiefsinn einem Schelling und Hegel nicht nach, an „Wahrheitsgehalt„ aber über beiden.

S. die Zusammenstellung aller über Baader's Schriften erschienenen Recensionen von Prof. Franz Hoffmann in Würzburg. Über die originelle, tiefinnerliche Natur dieses „Begründers einer Philosophie der Zukunft" lassen sich alle Kritiker auf das anerkennendste aus. — Moritz Carrière stellte ihn als einen höchstbedeutenden Geist dem Schelling gegenüber, welcher letztere seine „geringere originale Geisteskraft" nur vermöge seiner kunstsinnigen, formengewandten Natur zu einer viel ausgedehnteren Wirksamkeit gebracht habe. Ja Franz Hoffmann versucht nachzuweisen, daß „nicht Schelling auf Baader, sondern Baader auf Schelling einen großen Einfluß geübt; daß nicht Baader als Schelling's —, weit eher Schelling als Baader's Schüler anzusehen sei", indem die Wendung, die Schelling von der Naturphilosophie und Identitätslehre zu dem Theismus und dann zur Offenbarung machte, „wesentlich unter Baader's Einwirkung und mitunter im ausdrücklichen Anschluß an Baader's Wort erfolgt ist." — Auch Rudelbach sagt von ihm: „welch' ein schwellendes Leben unter oft spröder, herber Form, welch' ein tiefer, sittlicher, Gottes Herz suchender, sich selbst strafender Ernst im Gegensatz zu der leichtfertigen Modeweisheit der Tagesphilosophie!" — Und Wolfgang Menzel urtheilt über ihn: „Wie Baader der christlichste unter allen neuern Philosophen war, so war er hinwiederum der philosophischeste Kopf unter den Glaubigen." — In politischer Beziehung hält die Baader'sche Philosophie „das Princip der Autorität und das der Freiheit aufrecht und versöhnt ihren Gegensatz."

Nachdem die deutsche Philosophie in ihrer rationalistisch-pantheistischen Gestalt zu so verderblichen Wirkungen beigetragen hat, wie sie zuletzt im Jahre 1848 jedem Unverblendeten in die Augen sprangen, liegt seitdem ihr Ansehn, wie fast zu keiner Zeit vorher, im Allgemeinen tief darnieder, so daß es zum Besten aller Wissenschaft ernstlich zu wünschen ist, daß sie eine völlige Wiedergeburt erleben möchte, bei der sie, ausgehend von dem lebendigen, persönlichen Gott der Offenbarung, gereinigt von allen Einmischungen des Subjectivismus, vertraut mit den feststehenden Resultaten des Wissens aus allen Gebieten, sicher und leicht einherschreitend in der Form dialectischer Methode, ohne sich an die Stelle des christlichen Glaubens setzen zu wollen, doch denselben, sowie alle aus ihm fließenden sittlichen und bürgerlichen Ordnungen stützen und schützen helfe.

Daß die Läugnung des lebendigen persönlichen Gottes in der Philosophie, besonders in dem natur- und staatsrechtlichen Theile derselben, die Revolution der Neuzeit zur hauptsächlichsten Folge hatte, pflegte zwar die „aufgeklärte" Welt stets mit Unwillen zu läugnen. Aber seit es dieser Philosophie gelungen ist, den Deismus und Pantheismus als sog. „Denkglauben" zur Religion des Volkes zu machen, seit sie dadurch zum zweitenmal die alten Ordnungen Gottes umgestürzt, sich aber zum Wiederaufbau derselben unfähig, und zum Widerstand gegen die hereinbrechende Barbarei ohnmächtig erwiesen hat, — seitdem wurden die Hörsäle der Philosophie leer, ihre Katheder fast verlassen, und nur Wenige traten mit dem Versuch hervor, sie in besserem Geiste zu rehabilitiren. Zu diesen letztern gehören Weiße, Trendelenburg, Ulrici, Chalybäus, J. H. Fichte d. S., C. Ph. Fischer. (Die Forschungen des letzteren enthalten einen merklichen Fortschritt der philosophischen Entwicklung zur Versöhnung mit dem christlichen Bewußtsein. Am entschiedensten tritt dieses in Stahl's „Fundamenten christlicher Philosophie" und in seiner „Philosophie des Rechts" hervor.)

4. Die Theologie der Neuzeit und ihre Richtungen. Die Prämissen und Folgen der Revolution von 1848 in sittlicher und socialer Hinsicht. Rückkehr Vieler zum Glauben. Der evangelische Kirchentag. Der Congreß für innere Mission. Andere Vereine und Thätigkeiten zur Abhülfe socialer Übel. Die evangelischen Missionsanstalten.

Obgleich in der ersten Zeit dieses Zeitraums die von einer gottentfremdeten Philosophie geleitete Theologie in der Form des Rationalismus noch die Herrschaft hatte, so hatte sich doch bereits auf nicht wenigen Kanzeln und selbst auf Kathedern mehr und mehr ein tieferes Verständniß des lebendigen, bibelglaubigen Christenthums kund gegeben. Theils nahmen viele durch Geist und Gaben ausgezeichnete Glieder der Schleiermacher'schen Rechten eine entschiedene kirchliche, nach dem Mittelpunct des Glaubens strebende Richtung und bauten vorzüglich unter dem Schirm der (preußischen) Union mit religiöser Begeisterung und philosophisch-kritischem Sinn an einer theologischen Wissenschaft, die sich von ihren Lehrstühlen aus unter einem großen Theile der academischen Jugend verbreitete; — was dabei da oder dort in der Lehre nicht zum Mittelpunct zielte oder sonst im Einzelnen noch von ihm abwich, hat nach-

her bei nicht Wenigen die eigene practische Erfahrung in ein größeres Richt- und Gleichmaaß gebracht; — theils haben noch andere, mehr oder weniger unionistisch, zum Theil conföderalistisch-gesinnte Theologen sich des Bibelglaubens entweder in mehr lutherischem oder in mehr reformirtem Sinne wissenschaftlich angenommen, und diese sämmtlichen Richtungen suchten ihn auch in theologischen Zeitschriften, als den Organen ihrer Glaubensüberzeugung, geltend zu machen.

Zu den Vertretern dieser Theologie in ihren verschiedenen Nuancen und Abstufungen von der einen zur andern Gränze hin gehören: Neander, Tholuck, Otto v. Gerlach, Nitzsch, Jul. Müller, Lücke, Ullmann, Umbreit, R. Rothe, Twesten, Sack, Beck, A. Hahn, Stier, Lange, Niedner, Öhler, Liebner, Wilh. Hoffmann, Hagenbach, Ehrenfeuchter, Dorner, Hundeshagen, Schenkel, Ebrard, Heppe, Herzog u. a., welche größtentheils auf Universitäten (namentlich in Berlin, Halle, Bonn, Göttingen, Heidelberg, Basel, Zürich) lehrten und je nach den angedeuteten Richtungen theils in ihren Schriften, theils in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in den „Studien und Kritiken", in der „Zeitschrift für Wissenschaft und Theologie", in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte", in der „Allgemeinen (Darmstädter) Kirchenzeitung" einen weiten Einfluß auf die evangelische Theologie ausübten. — Mit der größten Entschiedenheit behauptete die schon erwähnte „Evangelische Kirchenzeitung" ihren positiven Standpunct, anti-evangelischen Tendenzen gegenüber. — Die practische Seite dieser, theils der Union in verschiedenen Graden zugeneigten, theils der Conföderation zugewandten Theologie ist hervorragender Weise vertreten von: Goßner, Theremin, Möller, Gräber, Sander, Snethlage, Jaspis, Mallet, Krummacher, Fr. Ball, Büchsel, Fr. Arndt, Knak, S. C. Kapff, W. Hoffmann, v. Grüneisen, Palmer, Ahlefeld, Lechler u. a.

Anderseits nahm eine mehr ausschließend-lutherische Richtung, welche an der Schwebestellung der Union zum Bewußtsein ihres nach allen Seiten hin festen Bekenntnisses gekommen war, gleichfalls ihre Stellung auf dem wissenschaftlich-theologischen Kampffelde, um das Heiligthum des Glaubens „im Geiste Luther's, Johann Gerhard's und Bengel's" mit den Mitteln der neuern Wissenschaft weiter zu bilden und mehr auch im Leben die einst behauptete Geltung wieder zu gewinnen.

Als Vertreter der lutherischen Theologie und Kirchenlehre von der strengst ausgesprochenen bis zur mildergeprägten Form derselben sind zu nennen: Rudelbach, Guericke, Kliefoth, Kahnis, Bruno Lindner, Philippi, Sartorius, Schmieder, J. H. Kurtz, Hävernik, Höfling, Harleß, Chr. W. v. Hoffmann, Thomasius, Delitzsch, Harnack u. a. Diese im Allgemeinen in sich einige Theologie hat sich nach der erstern Seite hin in der „Kirchlichen Zeitschrift" und nach der andern Seite hin in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" ihre Mittheilungsorgane geschaffen. Auf dem practischen Gebiete hat das Lutherthum besonders in Löhe, Besser, Petri, Harms (in Hermannsburg) u. A. kräftige Vertreter. — Das Volksblatt für Stadt und Land streitet entschieden gegen alle niederreißenden Tendenzen.

Ungeachtet so reger Bemühungen auf diesem Felde vermochte weder protestantischer Seits die schon in der vorigen Periode eingetretene, durch theologisch-wissenschaftliche und volksthümlich-ascetische Schrift- und Werkthätigkeit angeregte und unterdeß weiter geförderte Umkehr Vieler zum Bibelglauben, — noch katholischer Seits der durch den

Köln-Posener Streit und durch J. Görres geharnischten Athanasius angefachte, darauf durch Jesuitenmissionen und vermehrte Ordensvereine neubelebte Kircheneifer den fortgehenden Abfall der Menge vom Glauben im Ganzen aufzuhalten. Der rationalistisch-pantheistische Krebs hatte schon zu tief im deutschen Volkskörper um sich gefressen und so mächtige innere Abscesse erzeugt, daß aller Krankheitsstoff, der sich so lange her selbst in den edelsten Organen gesammelt hatte, erst ganz zu Tage treten und in irgend einer Krisis sich entleeren mußte, ehe Heilung zu hoffen war.

Diese Entscheidung trat ein in dem Revolutionsparoximus, in welchem die von zeitgeisttrunkenen Leitern und Führern um den Glauben an Gott und an sein heiliges Wort betrogene Volksmasse losbrach und alle menschliche Autorität verwerfend die Barbarei, ja zum Theil die Bestialität zur Herrschaft zu erheben versuchte, also daß in den meisten europäischen Landen alle Leidenschaften durcheinander tobten, die, wenn dem Sturme nicht Gott sein: „Bis hierher und nicht weiter! hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!" zugerufen hätte, auch bei uns „den Staat zu einem Tollhause, die Kirche zu einem Trümmerhaufen und das ganze Vaterland zu einer Wüste" gemacht hätten.

Da lernten viele Regierende und Regierte sich demüthigen und einsehen, wie sehr sie durch Mißgriffe und Versäumnisse gesündigt hatten, und wie noth jedem Theile nach Oben und Unten, nach Links und Rechts die ernsteste Buße thue. Da zeigte es sich auch, daß nur der Glaube, wo er noch vorhanden oder wieder erweckt war, Treue gegen Gott und gegen die von Gott verordnete, rechtmäßige Obrigkeit bewahrte und einzig den Rettungsanker hergab, an dem das sinkende Staatsschiff sich noch über der gähnenden Tiefe erhalten konnte. Da erkannten Fürsten und Staatsmänner, Geistliche und Lehrer, daß die vom göttlichen Grunde losgerissene Menschenweisheit nur eine Scheinbildung und Scheinglückseligkeit gewähren könne, die beim ersten Erdbebenstoß losgelassener Abgrundskräfte zusammenbricht und zertrümmert. Da kehrten viele verirrte Herzen und Geister zur verkannten und verlassenen Wahrheit des Evangeliums zurück, und erkannten und bekannten mit Scham und Beugung, daß gegen alle Übel und Nothstände im Leben der Staaten und Familien in keinem Andern Heil sey, als in Dem, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung.

Seitdem regte sich in diesen Erkenntnißkreisen eine erhöhte Thätigkeit in Verstärkung und Vermehrung der zur Bannung des unseligen Revolutionsgeistes und zur Belebung der Religion und Sittlichkeit nöthigen Mittel und Kräfte. Eindringlicher erschallte an vielen Orten die Verkündigung des lauteren Gotteswortes, eifriger zeigte sich die Seelsorge, ernster wachten und walteten die Kirchenbehörden über Hirten und Heerden,

strenger handhabte das weltliche Regiment Ordnung und Zucht, wenn auch da und dort reagirender Übereifer Manches wieder verdarb. Kirchlicher wurden die Gemeinden und verlangten bekenntnißtreuere Prediger, und lebendiger betheiligten sie sich durch Opferwilligkeit an Allem, was zur Förderung des Gottesreiches geschieht. Recht und Ordnung, Sitte und Anstand, die in der Zeit des anarchischen Treibens so schwer verletzt wurden, kehrten im Allgemeinen wieder, und selbst die öffentliche Meinung legte Beamten und Bürgern wieder eine sittlichere Haltung auf.

Einen mächtigen Einfluß auf die Mehrung des Glaubens und der Zahl der Anhänger desselben äußerte der jährlich wandernde deutsch-evangelische Kirchentag und der mit ihm verbundene Congreß für innere Mission, neben welcher die Thätigkeit für äußere Mission in Heidenlanden ihren ununterbrochenen, auch auf die eigne Heimath wohlthätig rückwirkenden Fortgang hatte und hat.

Der deutsch-evangelische **Kirchentag** entstand mitten unter den wilden Bewegungen des Jahres 1848 auf Anregung einer Prediger-Conferenz auf dem Sandhof (bei Frankfurt a. M.), constituirte sich in Wittenberg und schlug jährlich wandernd seinen Sitz in einer der größern Städte abwechselsweise des nördlichen und südlichen Deutschlands auf. Besucht von Tausenden aus verschiedenen Ständen, Geistlichen und Weltlichen, brachte er segensreiche Wirkungen in Gemeinden und Familien, selbst bei kirchlichen und weltlichen Behörden hervor. Das gemeinsame äußere Band, das seine Theilnehmer umfaßte, ist das der Conföderation aller evangelischen Confessionen, denen er ihre Berechtigung ließ und unter denen er gerade dadurch Eintracht, Friede und Liebe zu befördern beabsichtigte. Im J. 1853 stellte er sich auf die älteste und einfachste Bekenntnißurkunde des ganzen evangelischen Deutschlands, auf die Confessio Augustana semper augusta. Doch hielt sich die strenglutherische Kirche, als solche, von ihm fern, obwohl auch sie durch ihn wieder zu lebendigerer Auffassung ihrer Aufgabe kam. — Durch den Kirchentag veranlaßt, trat seit dem J. 1852 auch eine amtliche Conföderation evangelischer Kirchen, die aus Abgeordneten der meisten Oberkirchenbehörden Deutschlands besteht, in einer von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Conferenz zu Eisenach zusammen, um eine Übereinstimmung kirchlicher Ordnungen und Gesetze anzubahnen.

Alle diese und ähnliche Erscheinungen deuten auf das Bedürfniß einer organischen Vereinigung der evangelischen Kirche auf dem gemeinsamen Grunde des Glaubens hin, von welcher zugleich ihre Befreiung aus dem unwürdigen Dienstverhältniß zum weltlichen Regiment und eine mächtigere Einwirkung ihres Geistes, gegenüber der materiellen Richtung der Zeit, zu erwarten wäre.

Der mit dem Kirchentag verbundene Congreß für **Innere Mission**, repräsentirt durch einen Centralausschuß, hat den Zweck, alle mit ihm in Verbindung stehende Vereine und Anstalten christlicher Liebesthätigkeit zu stärken und zu beleben. So wirkte er bis jetzt im Segen für Sonntagsheiligung, für Mehrung und zweckmäßige Einrichtung von Rettungshäusern, für Mäßigkeitsvereine, Jünglings- und Gesellenvereine, für gute Volksbibliotheken, für bessere, insbesondere kirchliche Armenpflege, für bessere Einrichtung des Gefängnißwesens, für Besserung entlassener Sträflinge, für das Dienstbotenwesen, für die geistliche Pflege der Fabrikarbeiter, der Eisenbahnarbeiter, der Schifferleute, der Auswanderer, für Abschaffung der Hazardspiele und für ähnliche Abhülfe der verschiedenartigen Noth unter dem armen und gedrückten Theile der Menschheit. Das literarische Centralorgan für die verschiedenen Seiten christlicher Thätigkeit sind die „Fliegenden Blätter" von Wichern, dem Vorsteher

des, selbst eine Reihe von christlichen Anstalten in sich fassenden Rauhen Hauses bei Hamburg, und thätigstem Förderer der Innern Mission, die übrigens nichts anders sein will, als die „missionirende Richtung der ganzen evangelischen Kirche in den eigenen Gränzen und auf dem eigenen Gebiete derselben.“ Denn was sie will, hat im Grunde die Kirche von jeher auch gewollt, nur diese ihre Pflicht oft lau und nachlässig betrieben und theilweise ganz versäumt. Darum ist die Innere Mission dem kirchlichen Amte oder der amtlichen Kirche nicht entgegen. „Sie erstrebt (nach Wichern) gerade, daß die amtliche Kirche die Mission nicht als etwas außer ihr Bestehendes, sondern als ein ihr angehöriges Lebensgebiet aufnehme und weiterführe. — Daß die Kirche, als solche, bereits anfieng, sie in ihr Gebiet aufzunehmen oder sie als vornehmlich ihr zustehend zu betrachten, bewiesen die in Preußen vom Kirchenregiment angeordneten großen Generalkirchenvisitationen, durch welche auf Hebung der Würde des geistlichen Standes mittels Befestigung der Zucht unter den Gliedern desselben und auf Wiederbelebung des christlichen und kirchlichen Sinnes in den Gemeinden, durch Verbesserung des Gottesdienstes, der kirchlichen Armenpflege, der Dienstbotenordnung, durch Wiedereinführung der Hausandachten 2c. hingearbeitet wurde.

Zu den schon in der vorigen Periode entstandenen, Beispiel-gebenden christlichen **Volksbildungsanstalten** z. B. in Beuggen, wo Zeller seine Armenschullehreranstalt (XXVIII. 1, 6.) so lange im Segen leitete, — in Düsselthal, wo zuerst Graf von der Recke-Volmarstein wirkte und von Georgi ersetzt wurde, — in Erfurt, wo Reinthaler das Martinsstift gründete, — trat in dieser Periode, außer einer großen Anzahl von Rettungsanstalten, die seit 1836 von Fliedner gestiftete, auf weithin segensreich wirkende Diaconissenanstalt zu Kaiserswerth hinzu, die sich seitdem von Jahr zu Jahr (neben noch mehreren andern Stiftungen ihres Schöpfers) erweiterte und in andern Theilen Deutschlands, wie auch in England und in Frankreich ähnliche Anstalten hervorrief. Die großartige Colonie des Rauhen Hauses wurde schon oben erwähnt. Desgleichen ist Löhe's umfassende Wirksamkeit in Neudettelsau hervorzuheben. — Auf nähere Erkenntniß und Heilung der tiefsten Schäden im Volke richtete S. C. Kapff sein schlichtes, aber tiefeindringendes, weithin wirkendes Wort.

An mehr und mehr Orten bethätigen auch Frauen- und Jungfrauen-Vereine ihren Barmherzigkeitssinn durch Pflege der Hülfsbedürftigen ihres Geschlechts in den Hütten der Armen und in Gefängnissen, in welcher Liebesthätigkeit ihnen die englische Quäckerin Elisabeth Fry und die edle Hamburgerin Amalie Sieveking in bewunderungswürdiger Weise vorangiengen.

Mehr als je äußerte sich auch in andern Kreisen eine erhöhte Wirksamkeit, um in erbarmender Liebe gegen das Volk zur Minderung der socialen Übel beizutragen und Religion und Sitte in die leergewordenen Herzen und Häuser zurückzuführen. — Durch Schrift und Werk für Abstellung socialer Noth wirkt auch V. A. Huber unermüdlich. — Die Schriften des Culturhistorikers und Socialpolitikers Riehl zeigen durch geistreiche Vergleichung des Sonst und Jetzt viele Schäden in Land und Leuten auf. — Auch der aus einem Zeitbedürfnisse hervorgegangene, von Zimmermann gegründete Gustav-Adolfsverein, der sich nach einem anfangs unentschiedenen Schwanken auf kirchliche Grundlage gestellt hat, wirkt sehr viel durch Herbeischaffung von Mitteln zur Versorgung armer deutscher und ausländischer Gemeinden mit Kirchen, Geistlichen, Schulen und Lehrern, und hat bereits viele hundert Gemeinden unterstützt. — In Bayern hat sich ein St. Johannisverein gebildet, der sämmtliche christliche Wohlthätigkeitsanstalten und Liebeswerke, welche in diesem Lande von Katholiken und Protestanten ausgehen, nach diesen zwei Hauptrichtungen geschieden, in sich begreift und unter dem Protectorate des Königs Maximilian II und der Königin Marie steht, wie denn die Unterstützung und Förderung aller guten, im bayrischen Volke sich regenden geistigen und ethischen Kräfte und deren Werke zu seines Königs ersten Sorgen gehört. Überhaupt

ist nicht zu verkennen, daß wohl alle Fürsten Deutschlands mit ihren Räthen in diesen Beziehungen ihre hohe Aufgabe ernster, als je vorher, in's Auge fassen.

Unter den neuen Regierungen von Sachsen und Baden nahm Alles ebenfalls eine entschiedene Richtung zum Bessern, indem dort der als Kronprinz schon durch seine hohe Bildung sich auszeichnende König **Johann**, hier der unermüdet-thätige Regent **Friedrich** sich der geistigen Interessen ihrer Länder einsichtsvoll annehmen. — Ganz besonders viel verdankt in intellectueller sowohl, als religiöser Beziehung Preußen seit dem Jahre 1840 seinem Könige **Friedrich Wilhelm** IV, in welchem das protestantische Deutschland überhaupt einen liebethätigen Förderer und Beschützer seiner religiösen Interessen — selbst oft über Deutschlands Gränzen hinaus (man denke nur an die Stiftung des protestantischen Bisthums Jerusalem, welchem Gobat vorsteht) — zu verehren hat. Eben so sehen die Katholiken Deutschlands den weltlichen Hort ihrer kirchlichen Interessen in dem mit edeln Regententugenden begabten Kaiser **Franz Joseph**, der bereits auch der Wissenschaft und Kunst in seinen Landen eine freiere Stätte geöffnet hat.

Die **Bibelgesellschaften**, von denen in der vorigen Periode (XXVIII. 1, 6.) näher die Rede war, setzten ihre weitverzweigte Thätigkeit fort; desgleichen die Vereine zur Verbreitung christlicher Schriften, unter welchen der Verein für das nördliche Deutschland und besonders der von Chr. G. v. Barth mit anerkannter Einsicht und Thätigkeit geleitete Calwer Verlagsverein für Verbreitung christlicher Lehr- und Schulbücher die bedeutendsten sind.

Dabei wird in Deutschland die **Äußere evang. Mission** unter den Heiden und Juden nicht vernachlässigt und die in XXVIII. 1, 6. nur im Allgemeinen erwähnten Missionsanstalten arbeiten mit ausdauerndem Muth und Opfersinn auf diesem Felde fort. Den größten Umfang hat die Missionsanstalt in Basel. Sie umfaßte im J. 1860 1. das Missionshaus mit 85 Zöglingen in sechs Klassen unter 12 Lehrern, 2. die Missionskinder-Erziehungsanstalt mit 32 Knaben und 15 Mädchen; unterhält in ihrem Heimaths-Bezirk 6 Missionsprediger, und hat im Ausland auf dem Missionsarbeitsfelde 1. in Ostindien auf 15 Stationen 57 Missionäre und 57 Nationalgehülfen, 2. in Westafrika auf 6 Stationen 27 Missionäre und 32 Nationalgehülfen, 3. in China auf 3 Stationen 4 Missionare. In diesen ihren drei Missionsfeldern befinden sich 3718 Kirchenglieder und 2620 noch nicht zur Kirche gehörige Lehrer und Schüler; dazu 3531 Kinder in den Heidenschulen. Die Gesammtanstalt in Basel, von Inspector Josenhans geleitet, steht 1. unter einer Committé von 14 Mitgliedern; 2. unter einer Bewaltungscommission von 8 Mitgliedern; 3. einer Industriecommission, 4. einer Kindererziehungscommission. Von der Wirksamkeit dieser Anstalt giebt das jetzt von Dr. Ostertag mit Geist und umfassender Sachkenntniß redigirte Basler Missionsmagazin nähere Belehrung. Außerdem s. W. Hoffmann's „Eilf Jahre im Dienste der Mission".

Die lutherische Missionsanstalt in Leipzig wächst unter der Leitung Graul's, dessen Beschreibung seiner „Reise in Ostindien" (v. Dec. 1849 — Oct. 1852) in 5 Bden. wegen scharfer Beobachtungsgabe, geistvoller Auffassung und lebendiger Darstellung sehr schätzenswerth ist. Die Missionsanstalt unterhielt im J. 1854 in Ostindien bereits 8, in Süd-Australien 12 Missionäre auf 4 Stationen.

Die Anstalt der rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, jetzt geleitet von Inspector Fabri, unterhält in Südafrika, Borneo und China 33 ordinirte Missionäre auf 26 Haupt- und 6 Nebenstationen, auf welchen sie seit ihrem Beginn an 4500 Getaufte zählt. — Die Missionsanstalt der Francke'schen Stiftungen in Halle hat Stationen in Ostindien (Tranquebar) und auf Borneo (unter den Dajacken). — Die Mission der Brüdergemeinde unterhält in ihren Provinzen (nämlich in Grönland, Labrador, Nordamerika, im dänischen Westindien, auf Jamaika, Antigua, St. Kitts, Barbadoes, Tabago, in Surinam, in Südafrika, in Tübet und Australien) 304 Missionsarbeiter auf 72 Stationen mit

72,426 Pflegebefohlenen. Die Kosten betrugen 1857 gegen 225,000 Thlr. (S. Näheres in Brauer's Missionswesen der evangelischen Kirche). Erwähnenswerth sind noch das Missionshaus in Berlin, gestiftet von Jänicke, weiter geführt von Goßner und jetzt geleitet von Wallmann; endlich die Mission des Pastor Harms in Hermannsburg, welche unter den Gallas in Süd-Ostafrika arbeitet.

Das gesammte protestantisch-evangelische Missionsfeld hat sich, wenn auch in langsamer Progression, doch fortwährend erweitert, wie die nachstehende tabellarische Übersicht darstellt.

Missionsgesellschaften:

Namen.	Gestiftet im Jahre:	Stationen.	Arbeiter. (o. bedeutet ordinirt.)	Schüler.	Gemeindeglieder (A. bedeut. Abendmahlsgenossen.)
Brüdergemeinde . . .	1732	72	304	—	74,187
Basler	1816	25	104 (o. 20)	3,000	2,800
Berliner	1823	8	15	—	—
Barmer	1828	29	41 (o. 29)	—	—
Leipziger	1836	8	181 (o. 9)	—	4,500
Wesley-Methods. . . .	1814	458	633	92,000	10,700 A.
Baptisten	1792	87	238 (o. 68)	—	4,240 A.
Londoner	1795	154	554 (o. 154)	—	17,360 A.
Kirchliche	1799	141	2381 (o. 232)	34,000	18,560 A.
Große amerikanische . .	1810	222	897 (o. 183)	17,000	27,740 A.
Amerik. Bapt.	1814	280	325 (o. 37)	2,800	14,000 A.
Pariser	1824	9	11	800	1,368
Londoner für Israel . .	1809	30	109 (o. 29)	—	—

Die Zahl der Missionare giebt freilich „noch keinen unfehlbaren Maßstab für den Fortschritt der Sache: denn was von den Seelen gilt, das gilt noch viel mehr von den Missionären: sie werden nicht gezählt, sondern gewogen. Männer, wie der sel. Dr. Carey, der, ohne eine Universität gesehen zu haben, 38 Sprachen lernte, um die Bibel in dieselben zu übersetzen, der außerdem große linguistische Arbeiten zu Stande brachte, nebenher Professor und Regierungsdolmetscher und Aufseher einer Indigopflanzung war, — oder wie der sel. Rhenius, der 10,000 Heiden zur christlichen Kirche brachte, — oder wie der sel. Williams, der Apostel der Südsee: — solche Männer wiegen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit und Bedeutung für die Mission ganze Dutzende anderer Missionare auf, die, weniger begabt, in ihrem kleinen Arbeitskreise treu und fleißig dienen." — „Derselbe Fall ist es mit der Zahl der Getauften, Communicanten, Nationalgehülfen. Wenn Männer unter ihnen sind, wie der Indianer Johannes Tschoop, der eine ganze Heerde zu Christo gebracht hat, oder wie der König Georg auf den Tonga-Inseln, der die Kanzel eben so sehr ziert, wie den Thron, — Männer, die als Lichter in ihrer Umgebung stehen und ihre Strahlen weithin leuchten lassen, und an denen sich die Fliegen des Beelzebub die Flügel verbrennen, so wird die numerische Geltung dieser Zahl durch die dynamische weit überwogen; — gleichwie ein kleines Land, wenn ihm Gott die Gnade geschenkt hat, für die Kirche Christi eine viel größere Bedeutung haben kann, als ein zehnmal größeres, das nur wenige Spuren dieses Geistes aufzuweisen hat. Das kleine Königreich Württemberg, mit kaum einer Million protestantischer Einwohner, hat in den letzten 40 Jahren gegen 150 Missionare für die Heidenwelt geliefert, während manche protestantische Länder in andern Gegenden Deutschlands von gleich großer Bevölkerung nicht ein Dutzend zählen." (S. den Bericht Chr. v. Barth's im Basler Magazin 3. Hft. 1855.)

Die **Missionen der kath. Kirche** in der Heidenwelt haben in dem laufenden Jahrhundert, namentlich seit 1814, eine vermehrte Ausbreitung gewonnen. Sie stehen unter der systematischen Leitung der Congregation der Propaganda und ihrer „Academie". Den ersten Platz nach dieser in Rom befindlichen Anstalt nehmen die französischen Missionsinstitute ein, z. B. das Haus vom h. Lazarus und die Genossenschaft von Picpus zu Paris, die Gesellschaft des Glaubens zu Lyon und die Maristen daselbst. — In Österreich besteht zu dem gleichen Zweck die Leopoldinenstiftung und der zur Erhaltung der centralafrikanischen Mission gestiftete Marienverein; in Bayern der Ludwigsverein, in Köln der Xaveriusverein; der Piusverein. — Eine Hauptmissionsstation für die Katholiken bildet die europäische Türkei: in ihr, wie in den asiatisch-türkischen Provinzen wetteifern Kapuciner, Jesuiten und Lazaristen mit einander in Gründung von Missionsstationen und Schulen. — Die katholischen Stationen Indiens sind in Madras, Pondichery, Malabar und Ceylon. — In Cochinchina, wie auch in China sind in neuern Zeiten auch für die kath. Christen, deren Zahl in China der Lazarist Huc auf 800,000 angiebt, wieder schwere Verfolgungen eingetreten, durch die sich aber die dortigen Missionäre nicht wegschrecken ließen; besonders bewiesen die Katholiken auf Korea unter den grausamsten Verfolgungen große Standhaftigkeit. — Die Jesuiten besitzen in China ein Missionshaus, zwei Seminare, hundert Volksschulen und mehrere höhere Schulen. Ihre Wirksamkeit wurde aber durch den in neuster Zeit in China ausgebrochenen Aufstand der Taipings gestört. — Der jüngst begründete Verein der h. Kindheit Jesu zur Rettung ausgesetzter heidnischer Kinder hat dort bereits eine rasche Ausbreitung gewonnen. — In Afrika leben über eine Million Katholiken in den französischen, spanischen und portugiesischen Colonieen. — Die größte Missionsthätigkeit entwickelt die römisch-katholische Kirche in Amerika, und zwar in Süd- und Centralamerika zur Erhaltung der dort vorhandenen kath. Kirche, in Nordamerika (und selbst auch in einigen britischen Provinzen daselbst z. B. in Newfoundland, New-Island) zu neuen Gründungen; auch unter den Indianern ist ihre Mission thätig. Die Katholiken in den Vereinigten Staaten stehen (nach Mathes) unter 41 Bischöffen. Doch findet ihre Ausbreitung daselbst auch viele Hemmungen, wiewohl ihnen dagegen ihre einheitliche Geschlossenheit, die sie durch Provincial-Concilien zu stärken suchen, zu Statten kommt.

5. Fortgang der Zersetzung positiver Elemente. Der moderne Materialismus und Bekämpfung desselben. Noth der Einigkeit. Stellung der römischen Kirche. Das Concordat in Österreich. Bekenntnißlosigkeit und Bekenntniß. Die allgemeine Kirche.

Aber so rührig und thätig die christliche und conservative, dabei doch dem wahren Fortschritt dienende Sorge für die Heilung der Schäden des Volkslebens und für Bekämpfung des anarchischen und widerchristlichen Geistes ist, so drängt sich nach ihrer Betrachtung doch die Frage auf: Was ist das unter so Viele? — da ja in allen Landen die ungeheure Mehrzahl — und zwar ein Theil mit vermehrtem Leichtsinn und Indifferentismus den Weg des Fleisches dahin geht und dadurch indirect zur weitern Ausbildung der Herrschaft des Unglaubens beiträgt, der andere Theil mit mehr oder weniger Bewußtsein in politischer und socialer Hinsicht auf offenen und verdeckten Wegen und in den mannichfaltigsten Formen und Hüllen das Werk der Zersetzung aller positiven Elemente des Staatenglücks forttreibt. Mehr und mehr treten erst jetzt die verderblichen Folgen des so plötzlich losgebrochenen und großentheils nur scheinbar gebändigten Abgrundgeistes hervor

in der allenthalben beklagten Zunahme der Verbrechen (oft schlimmster Art), die sich seit 1848 bereits weit über das Doppelte vermehrt haben, was genau zusammenhängt mit der seit der gleichen Zeit verdoppelten und verdreifachten Zahl der Genußsuchtsstätten aller Art, aus denen die Gefängnisse und Irrenhäuser sich in Schrecken erregender Weise füllen; treten hervor in dem steigenden sittlichen Schaden der von Finanzrücksichten fortwährend gehegten Spielhöllen; in der massenhaften Entfremdung vom Besuche des Gottesdienstes in den größern Städten, in der zunehmenden Abneigung der Jugend gegen ernste Studien; in dem Hinzudrängen zu realistischen Beschäftigungen und überhaupt in einem das öffentliche Leben, wie den Privatverkehr mehr und mehr beherrschenden Mammonsdienst der materiellen Interessen, deren Ungeist allmählich sogar eine vom letzten Grund alles ethischen und religiösen Lebens sich ablösende, in die rohste Empirie verfallene Naturwissenschaft erzeugt hat.

Es steckt in dieser in der jüngsten Zeit sich breit machenden Naturbetrachtungsweise nichts, als der alte Geist der Verneinung, der auf's Neue mit einem kaum je so energisch genommenen Anlauf alle seine Kräfte zusammengerafft hat, um als entschiedenster und consequentester Materialismus nicht nur alle religiöse, geschweige christliche, Wahrheit überhaupt, sondern auch alle menschliche Gemeinschaft und sittliche Weltordnung zu zerstören. Die Priester dieses neusten mit dem Cultus der „materiellen Interessen" zusammenhängenden Materialismus verkündigen die nackten Grundsätze des Atheismus und Sensualismus, als gleichsam unangreifbare Ergebnisse ihrer empirischen Beobachtungen. Sie verwerfen die Substanz der Seele, binden die Existenz der Seele an die Materie oder den Stoff, preißen die ewige Würde und Unvergänglichkeit des Stoffs, läugnen eine Lebenskraft überhaupt, setzen das Leben und Denken in den bloßen Stoffwechsel, erklären das Denken als ein Phosphoresciren des Gehirns und stellen die Gedanken als eine Secretion desselben dar, die sie cynischer Weise mit der Ausscheidung der Galle aus der Leber, des Urins aus den Nieren vergleichen; sie verwerfen somit die intellectuelle sowohl, als die moralische Freiheit, machen den instinctartigen Egoismus zum Moralprincip und sehen bloß in der sinnlichen Wahrnehmung „die Summa aller Weisheit und aller Erkenntniß." Sie läugnen damit nicht nur Gott, an dessen Stelle sie den Menschen setzen, sondern sie treten damit auch den Menschen in den Koth, und reißen somit den letzten Pfeiler der Wahrheit nieder, den doch der Atheismus der Encyclopädisten noch hatte stehen lassen. So ist es natürlich, daß die rohe Masse der dem Fleischesdienst ergebenen, das Sinnliche und Materielle für das einzig Reale und Wahre haltenden Menschen diesen Propheten der Zukunftsreligion, in welcher sich der Mensch im Grunde nicht vom Thiere unterscheidet,

lauten Beifall zujauchzt, und auch der geistige Pöbel sich wenigstens im Stillen der Rechtfertigung der Sinnlichkeit und der Entbundenheit von aller sittlichen Verantwortlichkeit freut: denn die verbotenen Wünsche seines Herzens werden ihm hier zu „Resultaten einer fortgeschrittenen Wissenschaft verklärt"!

Deßungeachtet haben bereits mehrere klare, für die ewige Gotteswahrheit einstehende Denker die groben Truggebilde dieser Priester der Materie gründlich aufgedeckt und durch Schrift und Wort das Unlogische und Unwissenschaftliche, so wie das sittlich Verwerfliche dieser mit auffallend propagandistischer Hast verbreiteten Irrlehren dargethan und wissenschaftlich gerichtet. Aber die Überwindung derselben im practischen Leben wird nicht sobald sich ergeben und vielleicht erst unter dem Drange weit größerer Noth, als je vorhanden war, zu Stande kommen!

Schon Hamann, der „Magus aus Norden", dessen wir früher gedacht haben, characterisirte den in seiner Zeit um sich greifenden französischen Materialismus auf folgende, gleichsam prophetisch auch den modernsten Materialismus treffende Weise (II. B p. 179): „Eine Vernunft, die sich für eine Tochter der Sinne und Materie bekennt, seht! das ist unsere Religion; eine Philosophie, welche dem Menschen ihren Beruf, auf allen Vieren zu gehen, offenbart, nährt unsere Großmuth: eine Autorsucht, die von der Hand des Scharfrichters den Lorbeerzweig des Ruhms erringt, macht die Salbung unserer schönen Geister, und ein Triumph heidnischer Gotteslästerungen ist der Gipfel unsers Genies." — Der neue deutsche Materialismus hat eine noch weitergehende Bedeutung, als der französische, weil er eine mit negativen Kräften längsther auf's allseitigste vorbereitete Menge vorfindet, deren rauschender Beifall ihm gewiß ist, so daß er eben in dieser Gewißheit so siegestrunken auftritt und sich jedes echtwissenschaftlichen Beweises entheben zu können glaubt, wohl wissend, daß seine Schlagwörter und Witzworte von seinem auf das bloß Sinnenhafte gerichteten Publikum ohne alle Gründe köhlerglaubig angenommen werden. — Da hatte denn doch noch der Rationalismus etwas Ehrenhafteres, in so ferne derselbe noch von einem Theile des ihm aus früherer glaubiger Zeit zugekommenen „Erbes" zehrte und daher noch Gott und Christus seine Ehrfurcht bezeugte, wenn gleich dieselbe nur einem „schwachen Mondlicht" glich, als dem „Reflexe der untergegangenen Sonne der Religiösität einer gläubigen Vorzeit". Freilich trieb sein falsches Princip in consequentester Entwicklung am Ende solche Früchte, die er, wo er sich noch in seinen Schranken erhalten hat, selber mit Abscheu von sich weisen wird. So bereitet sich denn wieder einer jener wissenschaftlichen Kämpfe vor, die gewöhnlich den socialen Kämpfen voran- und dann mit ihnen Hand in Hand gehen. So wie der erste Kampf dieser Art durch die englischen Atheisten im 17. Jahrhundert einen Umsturz zur Folge hatte —, der zweite Kampf durch die französischen Encyclopädisten im 18. Jahrhundert der französischen Revolution theils voraus-, theils nebenhergieng, so scheint der dritte, der schwerste, von Deutschland aus gehen zu sollen, um die europäischen Nationen in ihren tiefsten Gründen aufzuwühlen, — wenn nicht diese Gefahr von Gott noch gnädig abgewandt wird.

Die Kämpfer, die sich bis jetzt gegen diesen modernen Materialismus erhoben, sind: Rudolph Wagner, Andreas Wagner, Euen, Fabri, G. Th. Fechner, Schaller, Fischer, Weber, Klenke, Volkmann, Böhner, C. J. Brahnis, und von katholischer Seite Michelis, Frohschamer, G. Schenach. Auch Liebig schlug die Vertreter desselben mit dem Gewichte seiner Wissenschaft und wies ihnen ihre Unwissenschaftlichkeit nach. Ebenso bezeichnet Ehrenberg dieses materialistische Unwesen als „ein Analogon der sympa-

thetischen Volkskrankheiten," wie z. B. der Geisterklopferei &c. — Theils mit der Schneide der Logik, theils mit der Spitze der hier berechtigten Ironie weis't Fabri in seinen „Briefen gegen den Materialismus" die innere Schwäche dieser sensualistischen und darum antichristischen Weltbetrachtung, so wie der übrigen ihr verwandten negativen Strömungen der Gegenwart nach, und giebt damit zugleich den tröstlichen Beweis, „daß die christliche Wahrheit denn doch trotz alles Schreiens und Lärmens der Gegner auch in der Gegenwart keine veraltete Position ist, vielmehr so jugendlich und lebensfrisch, daß sie gegenüber den neuesten Fündlein souverainen Wissens sich noch mit Unerschrockenheit und Freudigkeit des Geistes vertheidigen und rechtfertigen läßt."

Es wäre sehr gefehlt, wenn man glauben wollte, jener Mißbrauch der Wissenschaft könne durch Beschränkung der Forschung gehoben werden: es wäre das ein bloßes Palliativ, nach dessen kurz vorübergehender Wirkung der Schaden nur noch ärger und heftiger hervorbrechen würde. Nur die freie, gründliche Erkenntniß der Wahrheit bei einer Methode, welche die Gränzen des menschlichen Wissens nicht verläugnet, — vermag durch die von einem höheren Geiste geleitete Pflege des philosophischen Studiums zu einer wissenschaftlichen Begründung der Realität des Göttlichen in der wahren „Versöhnung des Idealen und Realen" zu führen.

Darum ist diejenige Reaction eine verkehrte, welche den Untergang der Philosophie, als solcher, herbeiwünscht. Wenn diese auch ihrer Natur nach nur Sache weniger speculativ Begabten sein kann, so ist doch, wenn sie anders der Gottesfurcht sich nicht entschlägt, eine Waffe, deren die Theologie in ihrer apologetischen Seite nicht entbehren kann. Und in diesem Sinne behauptet Heinrich Thiersch mit Recht, daß das Erlöschen des Sinnes für (wahre) Philosophie mit einem Absterben des Sinnes für Wahrheit überhaupt zusammenhänge. Ja schon Ötinger erklärte, daß die Gottesgelehrtheit zu keiner Zeit, am wenigsten in unserer Zeit, ohne eine sie stützende (und, setzen wir bei, hinwiederum von ihr und ihrer Quelle, der heil. Schrift, Richtung und Halt annehmende) Philosophie sein könne.

Wenden wir von dem Getriebe der Feinde des Evangeliums noch einen Blick auf die Freunde desselben, so begegnen uns nicht minder bedenkliche und bedauerliche Zeichen der Zeit, die an den Zertrennungen derjenigen wahrgenommen werden, welche früher im Glauben an den einigen Herrn eins waren. Ist doch die Einigkeit unter denen, welche nicht durch menschliche Institutionen, sondern durch den Glauben an das Evangelium und durch das Band des Friedens verbunden sind, um so mehr nöthig, je offenbarer und größer, wie sich oben zeigte, überhaupt der Abfall in der Christenheit von Tag zu Tag hereinbrach, und zugleich auch, je mächtiger das Streben der römischen Kirche nach Suprematie wieder hervortrat und den Protestantismus bedrohte, den sie ohne Unterschied in allen seinen Richtungen und Lebensäußerungen als den personificirten Abfall betrachtet.

Das Streben der römischen Kirche der Neuzeit nach Suprematie bediente sich allerdings nicht der frühern Mittel kirchlicher Gewalt und Drohung, sondern nur der — unter der Form der „Direction der Gewissen und Geister" verborgenen feineren Einflüsse, und somit scheint es freilich ungefährlicher', als das Streben eines Gregor VII, Innocenz III und Bonifaz VIII. Wenigstens hat Pius IX in dem mit Österreich abgeschlossenen Concordate, von dem er am 3. Nov. 1855 seinem Cardinal-Collegium Mittheilung machte, leicht und ohne alle Erschütterung fast Alles das erreicht, was jene früheren Päpste von den ihnen widerstrebenden Kaisern jemals gefordert, und was in neuester Zeit sowohl die im Jahre 1848 in Würzburg versammelten süddeutschen Bischöfe, — als auch was die „Denkschrift" des

Episcopats der oberrheinischen Kirchenprovinz von katholischen, wie von protestantischen Fürsten verlangt haben. Allerdings konnte die katholische Kirche für Österreich, wo der Josephinismus zum Theil noch sehr hemmend entgegenstand, fordern, daß man ihr gewisse Rechte zur freiern Gestaltung und zur wirksamen Abwehr widerchristlicher Bestrebungen gewähre, wie sie ja viele dieser Rechte sogar in dem vorherrschend protestantischen Preußen seit 1841 besitzt. Allein ein gesegneter Erfolg dieses Concordats kann doch weniger von dem Maaß der eingeräumten Befugnisse, als von der Gerechtigkeit und Angemessenheit derselben abhängen, und nicht ohne Grund vermißt man — selbst von katholischer Seite — darin einerseits die Festhaltung der Rechte des Staats, deren Umfang und Natur durch seine in neuerer Zeit unendlich vermehrten Pflichten wesentlich verändert ist, anderseits die Feststellung der Rechte der Akatholiken, insbesondere der Protestanten in Österreich, welche ganz unberücksichtigt geblieben ist.

Dieses österreichische Concordat gewährt dem päpstlichen Stuhle 1) die Abschaffung des landesherrlichen Placet's in Bezug auf Bullen, Breven, Hirtenbriefe 2c. in unbeschränkter Weise; — 2) die freie Ernennung zu allen kirchlichen Ämtern und Beneficien durch die einzelnen Bischöffe in ihren Sprengeln; — 3) die selbstständige Ernennung aller Religioslehrer, mit der Befugniß, jeden Lehrer von seiner Stelle zu entfernen, der vom rechten Wege abirrt; — 4) wenigstens indirect die Abschaffung des Rechts der Geistlichen, an die weltlichen Gerichtshöfe zu appelliren, indem nur die rein weltlichen Rechtssachen der Geistlichen vor dem weltlichen Gerichte untersucht und entschieden werden sollen, und den Bischöffen wieder das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit gegen alle diejenigen Kirchenglieder eingeräumt wird, welche die kirchlichen Ordnungen mißachten; — 5) spricht es die unabhängige Verwaltung des kirchlichen Vermögens und der Stiftungen aus und denen zu, welchen sie nach den Kirchengesetzen obliegen und unterwirft auch (im Art. 30.) alles übrige, die kirchlichen Personen und Sachen Betreffende der kirchlichen Disciplin und Aufsicht; — 6) es verpflichtet die weltliche Macht, ihren Arm zum Vollzug der kirchlichen Urtheile zu leihen.

So viel ist gewiß, daß in diesem Concordat das Recht des Staates oder das Majestätsrecht mit keiner Silbe erwähnt, noch weniger gewährleistet ist, wie es doch einst der gutkatholische Kaiser Ferdinand II, der Kirche gegenüber, nicht aus den Händen gab. Schutz aber gegen den Mißbrauch der geistlichen Strafgewalt darf nicht fehlen, und protestantische, wie katholische Unterthanen sollten dieses Schutzes versichert und besonders die ersteren, als die der Zahl nach dort geringeren, vor Kränkung ihrer Rechte gedeckt sein. Das erfordert die Gerechtigkeit.

So wie von allen diesen Seiten her der gesetzmäßig freien Entfaltung evangelischen Lebens und Wirkens Gefahr droht, so würde sie nicht minder leicht durch die Preißgebung an eine unbedingte, durch nichts begränzte Freiheit gehemmt werden, die man von einer Seite her zur Erhaltung der Gewissensfreiheit und zur Übung der Toleranz in Anspruch nimmt, während man zugleich intoleranter Weise, sei's zu Gunsten der einen Confession, sei's im Interesse der freien Gemeindebildung, sich nicht scheut, der andern zu Recht bestehenden Confession allen geschichtlichen Werth und alle sittliche Bedeutung abzusprechen, oder sonst der Bekenntnißtreue Spott und Mißachtung entgegenzusetzen.

Das kirchliche Bekenntniß hat ein unveräußerliches Recht gegenüber den unglaubigen sowohl, als insbesondere gegenüber den

scheingläubigen, jeder Zeitströmung hingegebenen, auf dem veränderlichen Gewoge des Subjectivismus der Majorität schaukelnden Richtungen. Nur wenn es die eigene Confessionsrichtung particularistisch für die allein berechtigte hält und alle andern Confessionen als unbedingt vom Reiche Gottes ausgeschlossen, oder gar die lebendigen, mit Gott durch den Mittler versöhnten und an ihm, dem unsichtbaren Haupte, hangenden Glieder als nicht mit zum Leibe des Herrn gehörig betrachtet, nimmt es eine hierarchische Richtung und begiebt sich seines Antheils am ökumenischen Ursprung der Kirche, die überall da ist, wo die wesentlichen und unveränderlichen Grundlagen des Evangeliums noch vorhanden sind und auch lebendig erkannt werden, — mit Recht aber speziell weitergebildete oder auch noch nicht vollständig oder noch unvollkommen ausgeprägte Nebenbeziehungen nicht als absolut scheidend und trennend betrachtet.

Darum ist auch die Verpflichtung zur Bekenntnißtreue noch keine Beschränkung der Gewissensfreiheit. Im Gegentheil, wo kein Theil dem andern mehr oder weniger zwingend zumuthet, seine specifische Glaubenseigenthümlichkeit aufzugeben, wird gegenseitiges Vertrauen nicht ausbleiben, und wenn auch Unterschiedenheit, doch keine Geschiedenheit der im Übrigen auf gemeinschaftlichem Glaubensgrunde Stehenden eintreten, folglich auch stets eine Union zur gemeinsamen Auferbauung des Leibes, daran Christus das Haupt ist, und zur gemeinsamen Abwehr des Feindes Statt finden.

Mag und wird auch jede Confession sich stets für die beste halten, so ist doch keine der vorhandenen Confessionen die Kirche an sich selbst, die heilige, allgemeine nämlich, welche der Glaube bekennt: Diese wird aber in ihrer Vollendung einst offenbar werden, wenn nach Wegschmelzung alles falschen und fremdartigen, die volle, alle sonstigen natürlichen Eigenheiten durchdringende Kraft des persönlichen Wortes, welches der lebendige Inhalt des ganzen Schriftwortes ist, ein Neues schafft, darin Form und Wesen in vollkommener Union sich deckt, und Christus, das Haupt, mit seinen lebendigen Gliedern in Einem Leibe verbunden, das Reich darstellt, das die Erfüllung aller Hoffnungen und Bitten der offenbarungsgläubigen Christen ist.

Dreißigstes Buch.

Von der Wiederaufrichtung des französischen Imperialismus bis zur Gegenwart.

---

1. Kapitel. Die orientalische Frage und ihre vorläufige Lösung.

1. Zustand des türkischen Reichs seit Mahmud's Reformen. Reschid Pascha. Die Alttürken. Der Streit über die heiligen Stätten. L. Napoleon's Forderung. Die Theilungsvorschläge des Kaisers Nicolaus; seine Verrechnung. — Der montenegrinische Krieg. Österreichs Zwischentreten. Rußlands Auftreten: Mentschikoff und das Ultimatum. Die Russen in den Donaufürstenthümern.

Der Weltfrieden, den das wiederaufgegangene Napoleonidengestirn zu bringen versprach, sollte nicht lange die kaum beruhigten Länder beglücken. Es war zunächst die wiederauftauchende orientalische Frage, welche den europäischen Horizont umwölkte und durch den längstgefürchteten Zusammenstoß der beiden Westmächte mit der Macht des Ostens die Gefahr eines allgemeinen europäischen Kriegs in die größte Nähe rückte.

Das türkische Reich war inzwischen in politischer und finanzieller, in sittlicher und socialer Hinsicht so schwach und entkräftet worden, daß die sog. Reformen Mahmud's II nicht im Stande waren, den alterskranken Staatskörper, in welchem nur ein Viertheil seiner Bevölkerung dem türkischen Blute angehört, neue Lebenskraft mitzutheilen. Besonders den Türken alten Schlags waren diese Reformen ein Gräuel, und die ganze in Europa dreifach stärkere christliche Bevölkerung der Türkei verspürte keine von den Erleichterungen und Wohlthaten, die ihnen seit 1839 in Bezug auf Schutz für ihre Religion, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, sowie der Gleichheit vor dem Gesetz durch den Hatticherif von Guilhane zugesichert worden waren.

Der Widerwille des besonders in den Beamten repräsentirten starren Türkenthums ließ jene Reichsverordnung (den Tansimat) nicht zur Ausführung kommen, zumal die mächtige Sultanin Valide dem Einfluß der Reformpartei entgegenarbeitete. Am meisten hatten die Christen in den entferntern Provinzen unter ungehorsamen

oder gar aufständischen, das Land durchraubenden Pascha's zu leiden, wie die Grausamkeiten bezeugen, welche z. B. der Pascha von Skodras 1846 gegen die katholischen Albanesen verübte. Erst als in demselben Jahre der reformfreundliche Reschid Pascha Großvezier wurde, ließ der Druck wieder etwas nach. Als Reschid aber im J. 1852 mit seinem ganzen Anhang wieder gestürzt wurde und die alttürkische Partei wieder die Oberhand bekam, wurde der Tansimat wieder zurückgestellt und der von ihr beherrschte Divan suchte auch in anderer Weise die mit den christlichen Mächten geschlossenen Verträge zu durchbrechen.

Ein Streit zwischen den griechischen und lateinischen Christen in Betreff des Gebrauchs der heiligen Stätten in Palästina führte zu weiteren Verwicklungen, welche die Pforte vergebens zu schlichten suchte. Zuletzt verweigerte der griechische Patriarch den Lateinern den Schlüssel zur Basilica in Bethlehem. Nun ergriff L. Napoleon diese Gelegenheit, sich den römischen Klerus noch mehr zu verbinden und die alte Protection Frankreichs über die lateinischen Christen des Orients zu erneuern. Er forderte daher im Einverständniß mit England, das bereits die entente cordiale mit ihm erneuert hatte, die Pforte auf, einzuschreiten und die heiligen Orte allen christlichen Confessionen zu öffnen. Die Pforte, aus Rücksicht auf diese beiden Mächte, that dieß und verletzte dadurch ein den Griechen seit der ältesten Zeit eingeräumtes Vorrecht. Daher glaubte der russische Kaiser, sich der griechischen Christen annehmen und dadurch zugleich den ersten Anmaßungen L. Napoleon's im Orient entgegentreten zu müssen.

Schon im Januar 1853 hatte Kaiser Nicolaus in dem Glauben, die Zeit sei gekommen, da dem Türken, dem „kranken Manne", das Ende nahe sei, in einer geheimen, offenherzigen Unterredung mit dem englischen Gesandten, Lord Seymour, dem englischen Cabinet vorgeschlagen, sich zum Voraus über die künftige Theilung des in sich unhaltbaren türkischen Reichs „nicht im specifisch russischen oder englischen oder österreichischen, sondern im europäischen Sinne" zu verständigen, wobei er Konstantinopel ausnahm, auf das er zwar keinen Anspruch mache, auf das er aber auch keiner andern Macht erlauben werde, die Hände zu legen. Da jedoch England bereits eng mit Frankreich verbunden war und jede Art von Machtvergrößerung Rußlands im Orient fürchtete, so gieng es auf diese geheimen Vorschläge nicht ein, sondern übergab sie der öffentlichen Verbreitung, um einerseits sich im Lichte der Enthaltsamkeit darzustellen, anderseits einen allgemeinen Haß gegen Rußlands Vergrößerungssucht zu erregen. Da Frankreich bei jenen Vorschlägen sich ausgeschlossen, Österreich sich wenigstens vernachläßigt sah, so konnten Verwicklungen nicht ausbleiben. Wäre übrigens England darauf eingegangen, so wären die beiden andern Mächte gleichmäßig zur beabsichtigten Vorausregelung des früher oder später eintretenden Erbfalls zugezogen worden. Daß Kaiser Nicolaus zunächst ein größeres Vertrauen auf England setzte, kam wohl daher, daß er damals „das englische Cabinet Aberdeen mit England verwechselte", so wie seine scheinbare Vernachläßigung Österreichs ihren Grund in einer „Verwechselung des jugendlichen Kaisers mit der österreichischen Politik" gehabt haben mag. Diese doppelte und — wenn man das Mißtrauen auf das bonapartische Frankreich und dessen Oberhaupt hinzunimmt — drei-

fache Berechnung des Kaisers bildete den verhängnißvollen „Fehler", aus welchem Erschütterungen und Gefahren für Europa hervorgehen sollten, welchen „der Hort des conservativen und monarchischen Europa" gerade durch seine Vorschläge hatte vorbeugen wollen und die er nun wider seine Absicht selbst hervorrief.

Zunächst nun brachte ein grausam geführter Krieg der Pforte mit dem kleinen kriegerischen Bergvolke der Montenegriner, das sich seit fünftehalbhundert Jahren seine Unabhängigkeit mit dem Schwerte bewahrt hatte, die Türkei in einen Conflict mit dem Ausland, und dieser führte mittelbar zum Zusammenstoß der nordischen Macht mit den Westmächten.

Montenegro oder die Tschernagora ist eine Berggegend zwischen Albanien, der Herzegowina und Österreichisch-Croatien, deren Bewohner serbischer Abstammung sind und der griechischen Kirche angehören. Das Oberhaupt dieses kleinen Fürstenthums, Daniel Petrowitsch, hatte die geistige und weltliche Macht in sich vereinigt, indem er sich vom Kaiser von Rußland die bischöffliche Weihe ertheilen ließ, und stand auch mit Österreich in gutem nachbarlichem Vernehmen; mit den Türken aber lebten die Montenegriner von jeher in häufigen Gränzstreitigkeiten. Da beschloß der Divan, in welchem jetzt die alttürkische Partei vorwog, auf den Grund längst erloschener Hoheitsrechte, Montenegro wieder der Botmäßigkeit der Pforte zu unterwerfen, und sandte im Anfang des genannten Jahres ihren Oberbefehlshaber Omer Pascha (einen Renegaten) mit einem ansehnlichen Heere gegen dieses Bergvolk aus. Da dieses sich aber auf das tapferste wehrte, so nahm der Krieg von Seiten der Türken einen Vertilgungscharacter an.

Um Ruhe an seinen Gränzen zu bekommen und die Vernichtung jenes kleinen Volkes zu verhüten, forderte Österreich am 3. Februar 1853 durch das energische Auftreten eines außerordentlichen Gesandten, des Grafen von Leiningen, von der Pforte die Einstellung des Kriegs, eine Gewährleistung schonenderer Behandlung der bosnischen Christen und die Entfernung der ungarischen Flüchtlinge aus der Türkei. Die Pforte, im Gefühl ihrer Schwäche, ließ sich einschüchtern und bewilligte sogleich alle Forderungen Österreichs (d. 14. Febr.).

Das Beispiel Österreichs fand Nachfolge. Plötzlich erschien am 16. März Fürst Mentschikoff als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands bei der Pforte und übergab in fast mißachtender Weise (indem er bloß im Paletot vor den Divan getreten sein soll) eine Note, worin der Czar eine feierliche Verbürgung aller vertragsmäßigen Rechte der griechischen Christen im osmanischen Reiche und zugleich für sich das Protectorat über dieselben verlangte. Dadurch hätte allerdings Rußland eine Art Schutzherrlichkeit über die griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte erlangt, und diese hätte sonach einen Theil ihrer Hoheitsrechte eingebüßt. Um daher zu verhindern, daß aus dem Zugeständnisse dieser Forderung nicht ein Übergewicht Rußlands in der Türkei und dadurch auch in Europa über die andern Mächte hervorgehe, ermuthigten England und Frankreich (ersteres durch den britischen Gesandten Lord Stratford de Redcliffe, letzteres durch eine in die griechischen Gewässer entsandte Flotte) die Pforte, die sich

wegen der peremtorischen Forderung des russischen Gesandten in größter Verlegenheit befand, zu dem Entschluß, jene Forderungen, als ihre Unabhängigkeit beeinträchtigend, nicht zu bewilligen (am 10. Mai).

Drei Tage darauf wurde Reschid Pascha Minister des Äußern. Nun reichte Mentschikoff ein Ultimatum ein und als dasselbe verworfen wurde, verließ er am 21. Mai Konstantinopel und gab am 31. Mai den Türken noch acht Tage Bedenkzeit. Am 4. Juni bekam die englisch-französische Flotte den Befehl, nach den Dardanellen zu segeln. Hierauf erließ die Pforte einen Ferman v. 6. Juni, worin sie den christlichen Confessionen ihres Reichs Schutz zusicherte und Mißbräuche abzustellen versprach. Die Unwirksamkeit türkischer Versprechungen dieser Art kennend, stellte der Czar durch Mentschikoff von Odessa aus ein Ultimatissimum an die Pforte und verlangte darin für die griechischen Christen der Türkei dieselbe ausnahmsweise Stellung, welche die übrigen Christen und die Gesandtschaften der auswärtigen Mächte im osmanischen Reiche bisher einnahmen. Allein am 16. Juni wurde auch diese Forderung von der Pforte abgelehnt.

Hierauf erklärte der russische Kaiser in einem Manifest an seine Völker, daß es in diesem Streite den Bestand der rechtglaubigen Kirche in der Türkei gelte: er werde daher, bis die Pforte seine gerechten Forderungen erfüllt habe, die Moldau und Wallachei als Pfand besetzen. Vergebens widerrieth Österreich, schwere Verwicklungen voraussehend, diese Besetzung: am 2. Juli 1853 überschritten die Russen unter dem Befehl des Fürsten Gortschakow den Pruth und rückten in die Donaufürstenthümer ein. Der Czar betrachtete diesen Schritt nur als eine Demonstration, die hinreichend wäre, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu vermögen, und darum bestand sein Heer nur aus 30000 M. Er ahnete nicht, mit welcher Coalition er es noch zu thun bekommen würde!

2. Die französisch-englische Flotte bei den Dardanellen. Die Wiener Conferenzen. Der Krieg an der Donau. Der Aufstand der Griechen. Die Russen in der Dobrudscha. Kriegserklärung der Westmächte.

Schon aber hatte L. Napoleon die Engländer zu bestimmen gewußt, ihre Flotte mit der seinen bis an den Eingang der Dardanellen zu senden: denn er war entschlossen, die Verbindung mit England zu benützen, um Frankreich aus seiner bisherigen Zurückstellung und Isolirung herauszuziehen, den wiedererstandenen Imperialismus durch erneuten Kriegsglanz zu befestigen und die Gedanken seiner im Innern von ihm gebundenen Nation nach Außen zu richten. — Inzwischen fanden beide Mächte, besonders England, das sich nicht so schnell in einen förmlichen Krieg hineinreißen lassen wollte, es noch gerathen, sammt Österreich zu erklären, daß man die Besetzung der Donaufürstenthümer noch für keinen Kriegsfall ansehen wolle.

Österreich, bei dieser fatalen Verwicklung am nächsten betheiligt, brachte ungesäumt eine Conferenz der fünf Großmächte in Wien (am 14. Jul.) zu Stande und machte Vermittlungsvorschläge,

zu deren Annahme sich Rußland zweimal erbot, während die Pforte, von Frankreich und England gesteift, dieselben verwarf und am 26. Sept. den Krieg an Rußland erklärte.

Ohngefähr um dieselbe Zeit (den 24. Sept.) hielten der Kaiser von Rußland und der Kaiser von Österreich eine Zusammenkunft in Olmütz, an die sich am 3. Oct. auch eine Zusammenkunft dieser beiden Häupter mit dem Könige von Preußen zu Warschau anschloß.

Die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei begannen an der Donau und in Kleinasien. An der Donau fochten die von Omer Pascha geführten Türken mit unerwarteter Tapferkeit und hielten ein weiteres Vordringen der Russen auf, indeß die vereinigte französisch-englische Flotte am 20. Oct. durch den Bosporus drang und in der Nähe von Konstantinopel Anker warf. Am 4. Nov. wurden die Russen bei Oltenizza geschlagen, setzten aber am 27. Nov. eine russische Regierung in den Donaufürstenthümern ein.

Am 30. Nov. gelang es dem russischen Admiral Nachimow, eine türkische Flotte auf der Rhede von Sinope zu zerstören, was die Folge hatte, daß die Gesandten der vier übrigen Großmächte zu Wien am 5. Dec. ein Protokoll unterzeichneten, worin sie „die Integrität der Pforte“ verbürgten,

Preußen ließ sich dabei von Österreich bestimmen, einen Schritt aus seiner angenommenen Neutralität herauszuthun und mit ihm einstweilige Rüstungen vorzubereiten. Unter „scheinbaren“ Unterhandlungen Englands mit Rußland, welche Lord Aberdeen (wie er selbst später im Parlament sagte) zu dem Zweck unterhielt, um bei dem Czar die Hoffnung, als werde sich England zu keinem förmlichen Krieg entschließen, zu unterhalten und es dadurch „eine kostbare Zeit verlieren zu machen“, selber aber Zeit zu ernsten Rüstungen zu gewinnen, — gieng der Winter vollends hin, welcher Rußlands Heer durch Krankheiten und Kriegsverluste an der Donau verminderte, während seine nachrückenden Truppen auf den weiten und bodenlosen Wegen furchtbar litten.

Am 18. Dec. 1853 zeigte sich die Pforte geneigt, die Wiener Friedensvorschläge anzunehmen, aber das russische Cabinet verwarf dieselben. — Dagegen suchte Rußland durch den Grafen Orloff das österreichische und durch den Baron Budberg das preußische Cabinet zur Neutralität zu bewegen; doch wurden am 2. Febr. die russischen Vorschläge von der Wiener Conferenz als unannehmbar zurückgewiesen. — In den ersten Monaten des Jahres 1854 brach ein großer Aufstand der griechischen Christen in Epirus und Thessalien aus und auch in vielen tausend leicht entzündlichen Herzen des Volks im Königreich Griechenland erwachte die alte Begierde, durch Bekämpfung des Halbmonds das Kreuz wieder auf die Kuppel der h. Sophia zu pflanzen und an der Stelle der faulen Türkei ein großes griechisches Reich zu errichten. Unzählige Freischaaren zogen aus und mehrten den Aufstand der Christen in jenen Provinzen, wurden aber ein Opfer ihrer irrthümlichen Berechnung.

Bereits im Febr. 1854 hatte Österreich von Krakau bis Orsowa ein Heer aufgestellt, theils um seine Gränzen zu schützen, theils um Serbien an einem Aufstand und zugleich die Russen an einer Invasion

in der Türkei zu hindern. Betroffen über diese entschieden drohende Haltung Österreichs sahen sich die Russen genöthigt, die Fürstenthümer zu räumen und sich an das schwarze Meer hinzuziehen, wo sie, die unterste Donau überschreitend, in die Dobrudscha einfielen und dort die kleineren Festungen eroberten. Jetzt erst erklärten Frankreich und England am 27. März an Rußland förmlich den Krieg: ihre vereinigten Flotten erschienen im schwarzen Meere und zwangen die russische, sich in dem Hafen von Sebastopol zu bergen.

Dieser Krieg wurde von Seiten der Westmächte zur Gewinnung der öffentlichen Meinung als ein Krieg zum Schutz der Civilisation gegen die Barbarei, zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und zur Bewahrung des Besitzstandes der Türkei dargestellt und dabei gleichfalls erklärt, daß man keine Eroberungen machen wolle. Die Pforte athmete doppelt auf und glaubte sich jedenfalls in den Freundes-Armen Englands und Frankreichs geborgener. Sie ahnete nicht, um wie viel mehr ihre Unabhängigkeit im Laufe dieses Kriegs von den eigenen Bundesgenossen gefährdet werden sollte!

3. Die Belagerung von Silistria. Die Russen in der Defensive. Rückzug der Russen auf ihr Gebiet. Besetzung der Donaufürstenthümer durch Österreich. Die vier Garantiepuncte. — Vergebliche Anstrengung der verbündeten Flotte in der Ostsee.

Inzwischen hatten die Russen die Belagerung von Silistria unternommen, jedoch ohne Erfolg, obgleich zuletzt selbst der „nie besiegte“ Paskéwitsch, Statthalter von Polen, zur Übernahme des Oberbefehls herbeikommen mußte. Der alte Feldherr erkrankte aber und die Russen mußten die Belagerung der tapfer vertheidigten Festung aufheben und nach schweren Verlusten sich an den Pruth zurückziehen. Indeß geschah dieser Rückzug nicht aus militärischen Gründen, sondern aus politischen, welche durch die drohende Haltung Österreichs an der Gränze der Donaufürstenthümer geboten wurde. Da sich nun sogar Preußen, (wiewohl nur für den Fall, daß die Russen den Balkan überschreiten würden) in einem Vertrage mit Österreich vom 20. April anheischig machte, Österreich's Rücken zu decken, wann dieses solchem Vorschreiten der Russen entgegentreten müßte: so beschränkte sich der Kaiser Nicolaus von da an bloß auf die Defensive, um Österreich nicht zum offenen Feind zu bekommen; und seine Diplomaten bemühten sich, die vorwiegend russenfeindliche Stimmung Deutschlands bei den Cabinetten und in der Presse zu mildern. Wirklich schloßen sich die deutschen Mittelstaaten in der Bamberger Besprechung dem preußisch-österreichischen Vertrage vom 20. April nur bedingt an.

Die Bedingungen waren: es sollte sich, wenn die Russen über den Pruth zurückgiengen, auch die englisch-französische Flotte zurückziehen und Griechenland besser behandelt werden. Denn dieses Königreich war unterdeß dafür, daß viele seiner Unterthanen, wie oben bemerkt, den aufständischen Christen in Thessalien und Epirus zu Hülfe geeilt waren, von den Franzosen und Engländern militärisch besetzt und König Otto durch einen ihm aufgedrungenen, im Sinne der Westmächte schaltenden Premier-Minister schwer verunglimpft worden.

Am 3. Jun. stellte Österreich an Rußland die Forderung, die Donaufürstenthümer zu räumen, und wurde dabei auch von Preußen unterstützt. Nach und nach zog sich Rußland, die Pfandnahme fallen lassend, auf sein Gebiet zurück. — Um der Welt nach beiden Seiten hin zu beweisen, daß Österreich, seines gedrückten Staatshaushalts ungeachtet, in dem bevorstehenden Weltkampfe ein mitentscheidendes Wort zu Gunsten der österreichischen und deutschen Interessen zu sprechen habe und die Zukunft seiner Weltstellung nach Osten hin zu sichern wisse, schloß das Wiener Cabinet am 24. Juni 1854 einen Vertrag mit der Pforte, der ihm bis zum Austrag des Streits die Besetzung der Donaufürstenthümer gestattete. Dieser Besetzung folgte, (am 20. Aug.) die Aufstellung von 300,000 M. an den Gränzen von Galicien und Siebenbürgen, wozu ein rasch aufgebrachtes patriotisches Anlehen von 500 Millionen Gulden die Mittel lieh.

Hiermit that Österreich einen weitern positiven Schritt zur Lösung des zwischen ihm und Rußland seit 1813 bestandenen Bandes, einen Schritt, der von den Freunden der westmächtlichen Politik als ein Heraustreten aus „der Bevormundung Rußlands" mit Jubel begrüßt wurde, von Andern als eine wirkliche Aufkündigung des im J. 1815 geschlossenen heiligen Bundes und als eine üble Vergeltung für den jüngst erfahrnen Beistand Rußlands zur Bekämpfung der ungarischen Revolution angesehen wurde.

Am 29. Jun. wurden von den Westmächten vier Garantiepuncte aufgestellt, welche Österreich annahm, Preußen aber nicht, daher letzteres von da an nicht mehr zu den Conferenzen gezogen wurde.

Noch aber war Österreich nicht förmlich an die Westmächte gebunden, und der Kampf gegen Rußland lastete noch allein auf Frankreichs und Englands Schultern, die alle möglichen Hebel in Bewegung setzten, die beiden deutschen Großmächte sammt dem übrigen Deutschland zu einem unmittelbaren Antheil daran zu nöthigen, ohne welchen, wie sie wohl erkannten, ihr Ziel, die völlige Demüthigung und Schwächung Rußlands, nicht erreicht werden konnte. Denn auch die Anstrengungen, welche den Sommer über die englisch-französische Flotte in der Ostsee machte, konnte sich keines bedeutenden Erfolgs rühmen. Admiral Napier hatte es nicht gewagt, Kronstadt anzugreifen, sondern hatte nur Bomarsund zusammengeschossen, einige finnische Hafenplätze zerstört und russische Handelsschiffe weggenommen.

4. Der Angriff auf die Krim. Die Siege der Verbündeten an der Alma und bei Inkerman. Der Decembervertrag mit Österreich. Preußens Neutralität. Die Wiener Conferenzen und die vier Garantiepuncte. Der Tod des Kaisers Nicolaus.

Da that L. Napoleon einen raschen Fechtergriff: er beschloß, den russischen Koloß an seinen Füßen zu packen und ihm in einem plötzlichen Angriff auf die Halbinsel Krim wie durch einen Handstreich sein

Hauptbollwerk im schwarzen Meere, Sebastopol, zu entreißen, eine Seefestung, welche auf beiden Seiten einer tiefeingehenden Meeresbucht liegt und aus einer Doppelreihe ausgedehnter Befestigungen bestund. Demnach setzten im Sept. 1854 die verbündeten Flotten eine französische Armee unter dem Befehl des (bereits kranken) Marschall St. Arnaud und eine um zwei Drittheile kleinere englische Armee unter dem Lord Raglan bei Eupatoria an's Land, und schon am 20. Sept. erfochten die vereinigten Truppen den Sieg an der Alma, befestigten ein Lager in Balaklawa und versuchten einen Angriff auf Sebastopol. Dieser wurde jedoch abgeschlagen, während es auch der Flotte nicht gelang, in den Hafen einzudringen, weil die Russen den Eingang derselben mit versenkten Schiffen versperrt hatten.

Es hatten nämlich die russischen Admirale erkannt, daß auf jedes russische Geschütz 10 feindliche Geschütze, und auf jedes russische Fahrzeug 4 feindliche Schiffe kamen: daher faßten sie den Entschluß, die großen Schiffe ihrer Pontusflotte zu versenken und so den Feind am Eindringen in die Bucht zu hindern.

Es mußte daher zu Land eine regelmäßige Belagerung eröffnet werden, welche durch das felsige Terrain, so wie durch unaufhörliche Ausfälle der Belagerten auf die größten Schwierigkeiten stieß. Am 5. Nov. machten die Russen einen Hauptangriff, erlitten aber in der Schlacht bei Inkerman einen empfindlichen Verlust. — Da die Verbündeten alle ihre Bedürfnisse zur See, in deren ungehindertem Besitze sie waren, beziehen konnten, so waren auch dadurch die Russen im Nachtheil, welche jeden Truppenzuzug und Kriegsbedarf nur zu Land aus dem Innern des weiten wegelosen Reiches bekommen konnten. Doch hatten die Alliirten in dem bevorstehenden Winter ungleich mehr auszustehen, da die Verpflegungsanstalten äußerst mangelhaft und besonders bei den Engländern im vernachlässigtesten Zustande waren, indem man auf keinen Winterfeldzug gefaßt war.

Um so thätiger war inzwischen die westmächtliche Diplomatie, indem sie nun Österreich wenigstens dahin brachte, daß es mit Frankreich und England am 2. Dec. einen Vertrag abschloß, worin es sich anheischig machte, nicht nur die Moldau und Wallachei gegen Rußland zu vertheidigen, sondern auch keine Verbindlichkeit irgend einer Art mit Rußland einseitig einzugehen, wogegen sich anderseits die Westmächte verpflichteten, nur in Gemeinschaft mit Österreich mit Rußland verhandeln zu wollen. Auch Preußen wurde eingeladen, diesem Decembervertrag beizutreten; allein Friedrich Wilhelm IV war fest entschlossen, nun keinen Schritt mehr weiter zu gehen, sondern fortan eine entschiedene Neutralität zu beobachten, damit nicht Deutschland, von seinem defensiven Daseinsgrund abweichend, in ein Chaos unheilvollster Verwirrungen hineingerissen würde und französische Heere wieder an der Donau und an der Oder schalten

sehen oder sein Gut und Blut zur Befriedigung fremder Interessen opfern müßte.

Durch diese Haltung Preußens, wie auch des deutschen Bundes, wurde nun Österreich bestimmt, wenigstens über den Decembervertrag hinaus keinen Schritt mehr zu thun und sich in seinen künftigen Entschließungen frei zu halten. Freilich hatte nun besonders Preußen die insolentesten Insinuationen und Schmähungen von Seiten der englischen und französischen Presse zu ertragen, die es überhaupt weder an Lockungen mit Vortheilen, noch an Drohungen mit Blokaden und Revolutionen, selbst mit Entfesselung der Nationalitäten (in Polen, Ungarn und Italien) fehlen ließ, um Deutschland völlig auf die Seite der Westmächte zu treiben. Da nun aber keines dieser Mittel verfieng, so sahen sich die Westmächte gezwungen, den Krieg auf die orientalischen Gränzen, auf die Blokade aller russischen Häfen und auf Angriffe russischer Küsten in allen Meeren zu beschränken.

Rußland that daher Alles, um Österreich keinen Anlaß zum völligen Bruch zu geben. Als Österreich, immer für Vermittlung thätig, die sämmtlichen streitenden Mächte behufs einer friedlichen Beilegung der orientalischen Frage zu der Wiener Conferenz v. 28. December (von der sich Preußen ferne hielt) zusammenzutreten veranlaßte, betheiligte sich Rußland durch den Fürsten Gortschakoff daran und willigte in alle ihm vorgelegten Garantiepuncte bis auf einen, der seinen Hoheitsrechten allzu nahe trat.

Die vier Garantiepuncte enthielten im Wesentlichen folgende Forderungen: 1. Rußland solle das ausschließliche Protectorat über die beiden Donaufürstenthümer verlieren; 2. die Donauschifffahrt freigeben; 3. auf den Vertrag von Hunkiar-Skelessi d. i. auf sein bisheriges Übergewicht im schwarzen Meere verzichten; 4. das Protectorat über die griechischen Christen in der Türkei nicht ferner ansprechen, sondern zugeben, daß die Garantie der religiösen nnd bürgerlichen Rechte der Christen ohne Unterschied des Cultus im osmanischen Reiche von den fünf Großmächten übernommen werde. Rußland machte nur gegen den dritten Punct Einwendungen, und selbst der französische Gesandte Drouin de L'huis schien Rußlands Gründe würdigen zu wollen; allein England, wo fast die ganze Presse (seit Palmerston's Leitung) sich in die leidenschaftlichste Stimmung gegen Rußland versetzt hatte, bestund auf der unverkürzten Durchführung der vier Puncte.

Da, eben als Kaiser Nicolaus noch einmal die Friedenshand geboten hatte, während sich die westmächtlichen Streiter an den Mauern Sebastopol's verbluteten und das unangreifbare Kronstadt an der Ostsee dem Anzug der verbündeten Flotte ruhig entgegensah, — starb am 2. März Czar Nicolaus, dessen 30jähriges Herrscherleben mit der Besiegung einer Revolution begonnen und bis zu seinem letzten Hauch allen Revolutionen und ihren Ausflüssen widerstanden hatte. Die Kunde von dem unerwarteten Tode dieses bedeutendsten Fürsten seiner Zeit erschütterte selbst seine Feinde, so verschieden auch das Urtheil der Parteien über dieses sichtliche Eingreifen einer höhern Hand in den Lauf der Weltbegebenheiten fiel.

Eine von dem Czar in Ausübung seiner Herrschersorgen (die ihn damals stärker, als je vorher, einnahmen) vernachläßigte Grippe raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Schon krank bestieg er am 23. Febr. bei rauhem Wetter seinen Schlitten, um abmarschirende Truppen zu besichtigen, besuchte dann seinen gleichfalls unbäßlichen Kriegsminister, ihn ermahnend, nicht zu früh das Zimmer zu verlassen, und kehrte in seinen Palast zurück, wo er, obwohl schon vom Fieber geschüttelt, noch Befehle nach Sebastopol ertheilte. Von da an verließ er sein Cabinet nicht mehr. Am 24. übertrug er die Geschäfte dem Thronfolger, und lag, stets fiebernd und schwerhustend, dabei aber immer noch Geschäfte erledigend, bis zum 1. März auf seinem Feldbette (auf mit Heu ausgefüllten Polstern) und bloß mit seinem Soldatenmantel bedeckt. Als sein Zustand sich reißend verschlimmerte und die Ärzte eine Lungenlähmung befürchteten, richtete auf ihren Rath die Kaiserin, die nicht von seinem Lager wich, die Bitte an ihn, er möchte das h. Abendmahl nehmen. Da erkannte er erst die Gefahr seines Zustandes, blieb aber ruhig und empfieng in der Nacht in tiefster Andacht das h. Sacrament, worauf er erleichtert sagte: Ich hoffe, daß mir Gott jetzt seine Arme öffnen wird. Dann nahm er Abschied von der Kaiserin, seinen Kindern und Enkeln, und segnete sie; besprach sich dann noch mit dem Grafen Orloff, Grafen Adlerberg und Fürsten Dolgorucki, die er stets als seine Freunde behandelt hatte, und dankte ihnen für ihre Treue. Eben so ließ er seine ganze Dienerschaft und die alten Grenadiere der Palastwache rufen und sagte ihnen dankende Abschiedsworte. Alsdann gab er Anordnungen wegen seines Begräbnisses. Als der junge Fürst Mentschikoff Briefe von den beiden Großfürsten, die der Kaiser nach Sebastopol zur Ermunterung der Vertheidigrr gesandt hatte, überbrachte, lehnte der Sterbende das Lesen der Briefe mit den Worten ab: „Es würde mich nur wieder auf die Erde zurückziehen!" — Bald nachher verließ ihn die Sprache, doch betete er stille für sich. Als sich die Sprache wieder einfand, sprach er noch Einiges mit den Seinen und eine seiner letzten Reden war: „Saget dem Fritz (dem Könige von Preußen), daß er gegen Rußland immer der Gleiche bleiben und die Worte des Vaters (Friedrich Wilhelm's III) nicht vergessen möge!" — Eine Viertelstunde nachher (wenige Minuten nach Mitternacht) entschlief er ohne Schmerzen, ausgestreckt auf seinem Feldbette, mit dem Ausdruck des Friedens auf seinem Angesicht, auf dem selbst „die Hand des Todes die männliche Schönheit und Majestät", die es im Leben auszeichneten, „nicht auszutilgen vermochte."

5. Kaiser Alexander II. Auflösung der Conferenz. Sardinien zur Coalition. Steigerung der entente cordiale. Der Kampf vor Sebastopol. Eroberung der Südseite. Moralisches Übergewicht Frankreichs. Österreichs Vermittlungs-Ultimatum. Die Russen in Kars. Alexander's Annahme des Ultimatums. Die Conferenzen in Paris.

Man glaubte nun, das russische Cabinet werde jetzt zur Nachgiebigkeit neigen; allein der neue Czar Alexander II hielt die Politik seines Vaters aufrecht und bot in umfassendster Weise weitere Vertheidigungsmittel auf, zumal noch während der Congreßverhandlungen die Westmächte ihre Anstrengungen zur energischen Fortsetzung des Kriegs vermehrt hatten. Frankreich und England lösten daher den Congreß auf: denn sie konnten nach so vielen Opfern und Reden im Grunde noch keinen wesentlichen Erfolg aufweisen, und einen solchen bedurfte insbesondere Napoleon zur Befriedigung der französischen Nationalehre und zur Sicherung seiner heimischen und europäischen Stellung.

Daher wurden neue Anstrengungen gemacht, um den Beitritt auch anderer europäischer Nationen zu einer allgemeinen Coalition gegen Rußland

zu gewinnen; allein außer Sardinien, das sich schon in einem Vertrag vom 10. Jan. 1855 beeilt hatte, mit den Alliirten seine Waffen im Orient zu vereinigen, ließ sich keine Macht zu activer Beiwirkung herbei; selbst Schweden war nur zu dem sogenannten „Stockfischvertrag" zu bringen. Um so enger schloßen sich nun Frankreich und England aneinander an, und der Besuch, den Napoleon und Eugenie am Hofe zu London gemacht hatten, wurde von Victoria und Albert bald darauf in Paris erwiedert, wobei Napoleon III die Genugthuung hatte, daß England in seiner Königin im Dom der Invaliden der Asche des „großen Napoleon", des ehemaligen Staatsgefangenen Großbritanniens, seine Huldigung darbrachte und mit ihrer Gegenwart zugleich die große Weltindustrieausstellung beehrte, durch die Napoleon hatte zeigen wollen, daß unter ihm mitten im Kriege die Werke des Friedens gedeihen.

Vor Sebastopol war unterdeß bald nach dem Sieg an der Alma Marschall St. Arnaud seiner Krankheit erlegen und General Canrobert an seine Stelle getreten. Unbestreitbar hatte daselbst die französische Armee wieder ihren alten Ruhm der Tapferkeit und Kriegsgewandtheit bewährt und die englische weit übertroffen; aber auch die Russen hatten (besonders durch Todtlebens Befestigungssystem und durch unaufhörliche Ausfälle) eine bewundernswerthe Widerstands- und Aufopferungsfähigkeit bewiesen; ja oft war der Kampf durch die Erbitterung beider Theile in gräuliche Menschenschlächterei ausgeartet.

Um eine raschere Entscheidung herbeizuführen, ließ Napoleon den General Canrobert durch den General Pelissier ablösen, der früherhin in Algier sich einen gefürchteten Namen gemacht hatte, und da auch Lord Raglan starb, erhielten die Engländer an General Simpson auch einen energischeren Führer. Nachdem abermals ein russisches Entsatzheer — das dritte — an der Tschernaja (d. 16. Aug.) geschlagen und die Minenarbeiten beendigt waren, schritt Pelissier zu einem Hauptsturm, der ihn am 8. Sept. während eines furchtbaren, von beiden Seiten mit verzweifelter Tapferkeit geführten Kampfes durch die Eroberung des Malakoffthurms (den Redan konnten die Engländer nicht gewinnen) in den Besitz der Südseite der Sebastopoler Befestigungen setzte. Doch hatten die Russen in der Nacht ihr Hauptheer über eine Brücke auf die andere Seite der Bucht in die Nordforts geschafft, die sie nichts desto weniger zu behaupten fortfuhren, während die Franzosen und Engländer die Südforts vollends zerstörten.

Da die verbündeten Flotten im Sommer 1855 sich abermals in bescheidener Entfernung von Kronstadt gehalten, Sweaborg vergebens bombardirt und sich bloß in Zerstörung einiger Küstenplätze im asowischen und im weißen Meere thätig gezeigt hatten, und es überhaupt aller Welt

klar geworden war, daß ohne die Mitwirkung Deutschlands dem Lebenskern Rußlands nicht beizukommen war, der Krieg vielmehr alle Theile mehr oder weniger empfindlich schwächte: — so ließ es Napoleon, zufrieden mit dem erlangten Kriegsruhm seiner Armee und dem moralischen Übergewicht, das ihm dieser Krieg in Europa verschafft hatte, nicht ungern zu, daß Österreich wieder Friedensvermittelungsvorschläge aufstellte, ja er beschwichtigte die anfänglichen Einwendungen seines englischen Verbündeten, der bei einer Fortsetzung des Kriegs sein allzu geschwächtes kriegerisches Ansehen wiederherstellen zu können hoffte.

Und so sandte Österreich im Jan. 1856 dem russischen Kaiser ein Ultimatum nach St. Petersburg, während man zugleich in allen französischen und englischen Arsenalen und Häfen die umfassendsten Vorbereitungen zu einer energischen Fortsetzung des Kriegs für den Fall traf, daß das Ultimatum verworfen würde. Denn in diesem Falle erklärte Österreich, alle diplomatische Verbindung mit dem russischen Cabinet abbrechen zu wollen.

Da aber unterdessen die Russen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz endlich glücklich waren und unter General Murawieff die von den Türken unter dem englischen Oberst Williams tapfer vertheidigte, aber von den Verbündeten nicht unterstützte Festung Kars zu Fall gebracht hatten, so war es ungewiß, ob sich nun Rußland herbeilassen und das Ultimatum annehmen werde.

Weil aber Rußland einerseits gerade durch die Eroberung von Kars seine Ehre in den Augen der asiatischen Völker gerettet hatte, und die noch ungestörte Behauptung der Nordseite Sebastopols auch in Europa seinen ungebrochenen Kriegsmuth bezeugte, anderseits aber die schweren Verluste an Menschenkraft, die neuen großen Aufgebote und die unsäglichen Schwierigkeiten des Landtransports und der Heeresverpflegung eine wesentliche Wendung zum Bessern so bald nicht hoffen ließen, so hörte Kaiser Alexander theils auf die Gründe der Friedenspartei in seinem Rathe, theils auch auf den dringenden Rath des neutralen Preußens und nahm zum Erstaunen der Welt, die das Gegentheil einerseits gehofft, anderseits gefürchtet hatte, das Ultimatum in allen seinen Puncten an.

Über die Friedensannahme sprach sich der Kaiser Alexander II am 11. April in einer Rede an seinen Adel in Moskau so aus: „Unzweifelhaft würde ich den Kampf fortgesetzt haben, wenn sich die Stimme der Nachbarvölker nicht gegen die Politik der letzten Jahre ausgesprochen hätte. Mein Vater hatte seine Gründe, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Ich kannte seine Plane und stimmte denselben von ganzem Herzen bei; doch durch den Frieden wird das Ziel erreicht, das er zu erreichen strebte, und ich ziehe dieses Mittel dem Kriege vor. Unter Ihnen sind Viele, ich weiß es wohl, welche bedauern, daß ich so schnell in das, was mir vorgeschlagen wurde, einwilligte. Es war meine Pflicht, als Mann und Haupt eines großen Reiches, unumwunden zu verwerfen oder anzunehmen: dieser Pflicht

habe ich mit Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit genügt; ich bin überzeugt, daß es mir bei den Schwierigkeiten der Situation zu Gute kommen und in Kurzem jeder Rußland ergebene Freund meinen Absichten und Planen für des Landes Zukunft Gerechtigkeit widerfahren lassen wird."

6. Der Friedenscongreß in Paris. Der Friede vom 30. März. Der Friedensvertrag und die annectirten Conventionen. Die Gewinnste und Nutzanwendungen aus diesem Krieg und Frieden für die einzelnen Theilnehmer. Der allgemeine Gewinn.

Es wurde hierauf am 17. Jan. 1856 der Friedenscongreß in Paris eröffnet. Bei diesem war Frankreich durch den Grafen Colonna-Walewsky, England durch den Grafen Clarendon, Österreich durch den Grafen Buol-Schauenstein, Rußland durch den Grafen Orloff, die Pforte durch Emin Ali Pascha, Sardinien durch den Grafen Cavour, und Preußen, das, jedoch erst nach erfolgter Festsetzung der den Krieg speziell betreffenden Verhältnisse, zu den die Regulirung der allgemein-europäischen Interessen betreffenden Schlußsitzungen eingeladen wurde, durch den Freiherrn von Manteuffel vertreten. In 19 Sitzungen brachte der Congreß unter Beweisen allseitiger Mäßigung der Betheiligten am 30. März 1856 das Friedenswerk zu Stande, welches das sog. europäische Gleichgewicht auf wesentlich modificirte Grundlagen stellte und den — ersten Act des orientalischen Drama schloß. Nachdem sodann in noch 5 Sitzungen andere damit zusammenhängende Vertragspuncte festgestellt und die Ratificationen durch die betreffenden Souveraine erfolgt waren, wurde der Friedensvertrag am 29. April zu Paris durch den Moniteur veröffentlicht und nachher in allen betheiligten Staaten gefeiert.

Der Inhalt dieses aus 34 Artikeln und drei besondern Conventionen bestehenden Vertrags ist im Wesentlichen folgender: Art. 1. Zwischen den Contrahenten wird auf ewige Zeiten Friede und Freundschaft bestehen. Art. 2. Die während des Kriegs besetzten und eroberten Territorien werden von beiden Theilen geräumt. Art. 5. Die compromittirten Unterthanen aller kriegführenden Theile werden amnestirt. Art. 6. Die Kriegsgefangenen werden zurückgegeben. Art. 7. Die Pforte wird zur Theilnahme an den Vortheilen des öffentlichen Rechts und des europäischen Concerts zugelassen und die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des osmanischen Reiches gewährleistet. Art. 8. Bei Zwistigkeiten zwischen der Pforte und einer der vertragschließenden Mächte schreiten die andern vermittelnd ein. Art. 9. Der vom Sultan (am 16. Febr. 1856) erlassene Ferman, genannt Hat-Humayum (der die christlichen Unterthanen ohne Unterschied der Confession und Race in Bezug auf Schutz des Lebens, des Eigenthums, der Religion, des Rechts — den osmanischen Unterthanen gleichstellt) wird von den contrahirenden Mächten constatirt; doch verpflichten sie sich, weder einzeln, noch collectiv, in die innere Verwaltung des Reichs einzugreifen. Art. 10. Der Vertrag vom 13. Juli 1841 wird revidirt. (Dies geschah in der Separatconvention vom 30. März, wornach die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen den Kriegsschiffen aller Nationen geschlossen bleiben sollen, mit Ausnahme der zwei leichten Kriegsfahrzeuge, welche jede der contrahirenden Mächte an den Mündungen der Donau stationiren lassen darf, um die Ausführung der auf die Freiheit des Flusses bezüglichen Bestimmungen zu sichern. Art. 11. Das schwarze Meer ist neutralisirt und alle seine Gewässer und Häfen der

Handelsmarine aller Nationen geöffnet, dagegen den Kriegsflaggen der Uferstaaten und der andern Mächte untersagt. Art. 13. Am Litorale des schwarzen Meeres werden keine militärisch-maritimen Arsenale beibehalten, noch errichtet. Art. 14. Rußland und die Türkei bestimmen die Zahl der leichten, zum Dienste ihrer Küsten nothwendigen Schiffe in einer besondern Convention, von der sie ohne Zustimmung der Conferenzmächte nicht abweichen. (Die darauf bezügliche Convention vom 30. März bestimmt, daß jeder Contrahent in diesem Meere 6 Dampfschiffe von 50 Metres Länge und von 800 Tonnengehalt nebst 4 leichten Dampf- oder Segelfahrzeugen von je höchstens 200 Tonnengehalt unterhalten darf.) Art. 15. Die Schifffahrt auf der Donau bis in's Meer ist für alle Nationen frei und keiner Beschränkung und Abgabe unterworfen. (Eine europäische Flußcommission regelt alle für die Sicherung und Erleichterung der Schifffahrt in Bezug auf die Donauufer nöthigen Bedingungen.) Art. 20. Die zur Sicherung der Donauschifffahrt nöthige Gränze in Bessarabien wird in folgender Weise geändert: die neue Gränze des russischen Bessarabiens wird am schwarzen Meer einen Kilometer ostwärts vom See Burna-Sola beginnen, die Straße von Akjerman senkrecht erreichen, diese Straße bis zum Trajansthal verfolgen, südwärts von Belgrad vorbeilaufen, längs des Flusses Yalpuck bis zur Höhe von Saratsika hinaufgehen und in Katamori am Pruth enden. Stromaufwärts von diesem Punct aus wird die alte Gränze zwischen den beiden Reichen keine Veränderung erleiden. Art. 21. Dieses von Rußland abgetretene Gebiet (sammt den Festungen Ismail und Reni) wird zum Fürstenthum Moldau unter der Oberherrlichkeit der Pforte hinzugefügt und die Bewohner desselben sollen die nämlichen Rechte und Privilegien genießen, die den Fürstenthümern gesichert sind, dürfen auch während eines Zeitraums von drei Jahren ihr Domicil anderwärts aufschlagen. Art. 22. Die Wallachei und Moldau fahren fort, unter der Oberherrlichkeit der Pforte und unter der Garantie der contrahirenden Mächte die Privilegien und Immunitäten zu genießen, in deren Besitz sie sind. Kein ausschließlicher Schutz wird über sie von einer der garantirenden Mächte ausgeübt, keiner ein besonderes Recht der Eingreifung in ihre inneren Angelegenheiten gestattet werden. Art. 23. Den genannten Fürstenthümern bleibt eine unabhängige und nationale Verwaltung, so wie die vollkommene Freiheit des Cultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schifffahrt. Art. 26. Die Fürstenthümer halten zur Sicherung des Innern und der Gränzen eine bewaffnete Gewalt, die im Fall der Vertheidigung gegen fremden Angriff in Übereinstimmung mit der Pforte keiner Beschränkung unterliegt. Art. 27. Wenn die innere Ruhe der Fürstenthümer bedroht oder gefährdet ist, so wird die hohe Pforte sich mit den übrigen contrahirenden Mächten über die dagegen zu nehmenden Maßregeln verständigen. Eine bewaffnete Intervention kann ohne vorherige Einstimmung dieser Mächte nicht Statt haben. Art. 28. Das Fürstenthum Serbien bleibt von der hohen Pforte abhängig. Seine Rechte und Immunitäten in Bezug auf unabhängige, nationale Verwaltung, vollständige Cultusfreiheit, Gesetzgebung, Handel und Schifffahrt sind unter die Collectivgarantie der Mächte gestellt. Art. 29. Das früher festgestellte Garnisonsrecht der Pforte in Serbien wird aufrecht erhalten; auch in Serbien kann keine bewaffnete Intervention Statt finden, ohne vorherige Übereinstimmung mit den contrahirenden Mächten. Art. 30. In Asien wird die Gränzscheide zwischen den russischen und türkischen Besitzungen verificirt und, wenn nöthig, rectificirt, doch so, daß kein Gebietsnachtheil für die eine oder die andere dieser beiden Mächte daraus entstehen kann. (In der das baltische Meer betreffenden Convention v. 30. März wird festgesetzt, daß die Alandsinselgruppe nicht befestigt, und daselbst ein militärisches oder maritimes Etablissement weder unterhalten, noch begründet werden soll.)

Dieser von der Festigkeit, Mäßigung und Selbstbeherrschung der Monarchen herbeigeführte Frieden schien allerdings zunächst jene Gegenden, welche seit langen Zeiten fortwährend den Schrecknissen

des Kriegs ausgesetzt gewesen, gegen neue Kriegsfälle zu sichern. Er hatte überdieß für jede der contrahirenden Mächte noch eine besondere Bedeutung. Frankreich mit seinem scharfblickenden Oberhaupte hat, gleich seinen Verbündeten, keinen materiellen, wohl aber, für jetzt wenigstens, desto größeren moralischen Gewinn gezogen, welcher in seinem größeren Ansehen im Mittelmeer, ja in einer gewissen Superiorität in Europa besteht, indem die Anerkennung der Dynastie Napoleon's in diesem Frieden gewissermaßen bestätigt und dadurch stillschweigend der Vertrag von 1815 modificirt wurde. Und da auch während des Congresses (am 16. März) dem Kaiser Napoleon ein Sohn geboren ward, so sah er auch hierin ein höhers Siegel für den Bestand seines Hauses, zumal alle Potentaten Europas ihm zur Geburt dieses „Kindes von Frankreich" Glück zu wünschen sich beeilten, worauf die am 14. Juni erfolgte Taufe desselben durch einen, den Papst als Pathen vertretenden Cardinal-Legaten vor den Augen der Welt einen Glanz entfaltete, der selbst den des ersten Kaiserreichs weit überstrahlte.

England gieng aus diesem Kriege zwar mit dem Triumph hervor, Rußlands Seemacht im schwarzen Meere geschwächt zu sehen und die Befestigung der Alandsinseln nicht mehr fürchten zu müssen, war aber doch nicht ganz zufriedenen Angesichts, weil seine Besorgnisse in Asien (durch den Fall von Kars und den diplomatischen Sieg Rußlands in Persien) nach, wie vor, dieselben geblieben sind, und alle Welt gesehen hat, daß England in diesem Kriege nur die zweite Rolle spielte. Auch mußte sich ihm (und das ist auch einem Gewinne gleich) die Überzeugung aufdrängen, daß es einer großen Landmacht — allein und ohne Bundesgenossen — nicht gewachsen und daß sein Militärsystem einer wesentlichen Umgestaltung benöthigt sei.

Mitten unter dem Donner, durch welchen die Kanonen des Towers den Frieden verkündeten, gestand das erste Journal Englands: „Die strenge Wirklichkeit des Kriegs habe manche Täuschungen in England verscheucht und Manches in wahrem Lichte gezeigt, was zuvor durch Vorurtheil, Selbstüberschätzung und eine insularische Geringschätzung der Kräfte Anderer, endlich durch die falsche Ansicht aon der überwiegenden Gewalt bloßer physikalischer Kraft verfälscht war. Als der Krieg begann, habe man geglaubt, die englischen Generale seien geschickt und unternehmend; das vom „großen Herzog" (Wellington) so oft gelobte Militärsystem werde sich bei jeder Gefahr erproben. Die Täuschung sei schnell verschwunden: die Nation sei zu der traurigen Überzeugung erwacht, daß nichts, worauf sie sich verließ, mit Ausnahme der Tapferkeit der Truppen, ihres Vertrauens werth war. Als Vermächtniß dagegen habe der Krieg ein Mißtrauen in das englische Militärsystem und den festen Entschluß hinterlassen, es auf einen solchen Standpunct zu bringen, daß Großbritannien, selbst wenn derselbe den Erfolg nicht sichern könne, den letzteren für die Zukunft wenigstens besser verdienen werde."

Eine andere Frucht dieses Krieges ist auch die, daß England sein bisher so festgehaltenes, für Andere so despotisch drückendes Durchsuchungsrecht zur See (in Bezug auf das neutrale Gut) auf Napoleon's klugen Betrieb beschränkte und damit sein „Meisterrecht zur See" aufgab, von dem Nelson gesagt hat, es sei der Grundpfeiler der britischen Macht, und England müsse es vertheidigen, so lang es noch ein Schiff, einen Mann, einen Schilling besitze.

Dieses sein sog. Seerecht wurde in der am 30. März geschlossenen Convention durch folgende vier für die contrahirenden Mächte fortan principiell geltenden Puncte aufgehoben: 1. frei Gut, frei Schiff; 2. neutrales Gut, freies Gut, selbst auf feindlichem Kiel; 3. nur wirkliche Blokade mit einer hinlänglichen Anzahl von Kriegsschiffen giebt Anspruch auf Blokaderecht; dagegen soll 4. das Recht, Kaperschiffe auszurüsten und auf Feindesgut Jagd zu machen, Privaten, selbst unter der Autorisation ihrer Regierung, untersagt sein. — Theils die Rücksicht auf seine gespannten Beziehungen zu Nordamerika, das jenes „Seerecht" Englands nie anerkannte und noch 1812—1814 deßhalb einen Krieg mit den Engländern geführt hatte; theils die Einsicht, daß „die großen Welthandelswege nicht mehr allein auf dem Meere liegen, sondern das Land kreuzen," mag England zu dieser Selbstbeschränkung bewogen haben. Mit dem vierten Punct aber waren die Nordamerikaner nicht zufrieden, da ihnen die privaten Kaperschiffe die mangelnden Kriegsflotten ersetzen. Wenn Nordamerika auf den Kaperkrieg, der eigentlich nur gegen feindliche Kauffahrer gerichtet ist, verzichtet, so ist es unbedingt in der Hand Englands: daher wollten sich die Amerikaner dieser Convention nicht anschließen. Auch wurde das Aufgeben der alten englischen Seepraxis von Mitgliedern des Parlaments „eine selbstmörderische Vernichtung der britischen Seemacht" genannt. Lord Clarendon konnte diesen Verzicht vor dem Parlament nur dadurch vertheidigen, daß er sagte: England würde bei längerem Festhalten an seiner Seepraxis eine feindliche Coalition aller seefahrenden Nationen haben gewärtigen müssen. — Indeß erklärten am 28. Jul. die nordamerikanischen Staaten, daß sie die Abschaffung der Kaperei unter der Bedingung annehmen wollten, daß das Privateigenthum der Unterthanen und Bürger der contrahirenden Parteien in Kriegszeiten von den bezüglichen Kriegsschiffen, so wie von denen aller Mächte, welche dieser Erklärung beitreten dürften, geschont werde. Dieser Erklärung trat Rußland am 28. Nov. 1856 bei.

Österreich hat in politischer Hinsicht bewiesen, daß ohne seinen mitwirkenden Willen keine andere Macht im einseitigen Vorschreiten, wenigstens im Orient, etwas wider das europäische Interesse durchsetzen könne, und daß allerdings jene warnende Frage Seymour's auf des Czar's Vorschläge: „Was wird Österreich dazu sagen?" nicht ohne Bedeutung war. Obwohl dieser Pariser Friede durch Österreichs Anträge und Vorschläge im Ganzen gemäßigt ausfiel, so brachte er doch für Deutschland als solches Nachtheil genug, wie alle früheren Pariser Frieden. Glaubte doch die französische Diplomatie dadurch, daß sie Österreich zum Westmächtebund herüber zog, es zum Gegner Rußlands gemacht zu haben, so daß es künftig in keiner europäischen Frage sich ohne Gefahr von den Westmächten werde trennen können! Ist auch die erstere Absicht für die nächste Zeit wenigstens erreicht worden, so wurde doch die zweite Hoffnung nicht erfüllt. Denn Österreich wird sich in Einigkeit mit den übrigen deutschen Mächten hoffentlich nur dahin stellen, wo das Recht ist, und mit ihnen Front machen gegen jeden Feind Deutschlands, sei er im Westen oder im Osten.

Rußland, das seine Macht in der ungeheuern Ausdehnung vom weißen Meer an bis zum Ararat hin zu entfalten gezwungen war, hat zwar äußerlich Einbuße erlitten, indem es einen Theil wirklicher Hoheitsrechte aufgeben mußte: dennoch hat es dadurch gewonnen, daß es, wie England, seine schwache Seite erkannt hat, welche in der

Schwierigkeit der Communication, in der Corruption der Militärverwaltung, im Ungeschick einzelner Führer lag, — Mängel, welche nun in dem von Alexander II mit wahrem politischen Tact und edler Selbstverläugnung ergriffenen Frieden durch Eisenbahnbauten, Telegrapheneinrichtung und theilweise Reorganisation des Kriegswesens gehoben werden, wie es denn Rußland klar geworden ist, daß nun vor Allem eine friedliche Entwicklung seiner Hülfsquellen im Innern das Hauptstreben seiner Politik sein müsse.

Als es in Petersburg bekannt wurde, daß der Kaiser die Friedensbasis annehmen werde, stellten die Familienhäupter der Demidow, Dolgorukow u. A. dem Kaiser all' ihr Hab' und Gut behufs der Fortsetzung des Kriegs zur Verfügung. Daher beschied der Kaiser am Tage der Annahme des Ultimatums auch die hohen Würdenträger der Kirche und Synode in den Winterpalast, und trat, von seinem Beichtvater, der das Kreuz trug, begleitet, mit den Worten unter die Versammlung: „So wie die Leiden des Erlösers der Menschheit galten, so wird auch der für Rußland durchaus nothwendige Friede nach harten, überstandenen Prüfungen zu besserer Zukunft führen. Es ist daher mein unabänderlicher Entschluß, den Frieden anzunehmen." Hierauf küßte der Kaiser das Kreuz und ließ es den um ihn Versammelten zum Kusse reichen. — Daß der Friede auch dem russischen Volke erwünscht war, kann man aus den ehrenden Worten, womit die Geistlichkeit den Kaiser am 10. Apr. in Moskau begrüßte, entnehmen: „Du hast (redete ihn der Erzbischoff an) den Krieg geerbt und uns den Frieden gegeben. Deine gerechte Sache und Dein Muth hießen Dich den Krieg verfolgen; aber Deine Liebe zur Menschheit hat auch den vorgeschlagenen Frieden nicht zurückgewiesen. Deine Feinde siegten nicht über Rußland; aber Du siegtest über die Feindseligkeit. Das Vaterland ist Dir dankbar und die fremden Völker lassen Dir Gerechtigkeit widerfahren, und sie werden gegen Dich noch gerechter sein, wenn die Leidenschaften erst beschwichtiget sind." — Der bei der Vertheidigung von Sebastopol bewiesenen Tapferkeit der Russen lassen Franzosen und Engländer volle Gerechtigkeit widerfahren; ja Lord Codrington sagte bei einem Revuebankett, das die französisch-englische Armee der Krim dem russischen General Lüders am 17. April gab, in seinem Toaste Folgendes: „Wir haben es mit einem Gegner zu thun gehabt, mit dem zu kämpfen uns viele Mühe, Anstrengung und Opfer gekostet hat. Dieser Gegner hat bewiesen, daß man mit ihm nicht so leicht Krieg führen kann, wie wir es uns wohl im Anfang dachten. Bei diesem Feinde hätte man viel lernen können: Disciplin, Tapferkeit, Standhaftigkeit und rücksichtslose Hingebung an seine Pflicht. Es war ein furchtbarer Feind für uns; aber jetzt wünschen wir alle seine besten Freunde zu sein." — Auch hat die Rückkehr der übriggebliebenen Vertheidiger Sebastopol's in ihre verschiedenen Heimathsorte in der russischen Bevölkerung bereits „ein stärkeres Gefühl der Kraft und des Stolzes hervorgerufen, als selbst das Jahr 1812."

Sardinien, das nicht so lange her „in der revolutionären Lotterie eine Niete gezogen", mußte sich mit dem zweifelhaften Ruhm begnügen, „die Civilisation, oder, wenn das besser klingt, die Türkei retten geholfen zu haben." Es hoffte für seine Opfer an Geld und Menschen in „materiellerer Weise, als bloß durch Sitz und Stimme im Friedenscongreß" entschädigt zu werden; allein seines Vertreters aufregende Reden gegen Österreich, welche in der ersten Zeit die italienische Frage auch zu einer „brennenden" zu machen drohten, trugen der sardinischen Staatslenkung zunächst nur allgemeine Mißbilligung ein. Welch' eine Anwartschaft es aber schon damals insgeheim von den beiden Westmächten erhalten hatte, sollte erst später offenbar werden.

Sowohl jene Worte des Grafen Cavour auf dem Congresse, „Sardinien werde sich mit Österreich niemals verständigen können, so lange dieses noch einen Zoll italienischen Bodens besetzt halte," als auch insbesondere sein Memorandum und die nachherige Brandrede dieses Ministers im Turiner Parlament enthielten einen gefährlich wirkenden Aufruf an die Leidenschaften und Umsturzbestrebungen der Mazzinisten und anderer Revolutionäre in ganz Italien. — Sogleich aber fanden jene unstaatsmännischen Drohungen ihre kräftige Zurückweisung in einer Depesche des österreichischen Cabinets an die Höfe von Florenz, Rom, Neapel und Modena v. 18. Mai 1856, worin es seinen festen Entschluß erklärte, „alle seine Macht zu gebrauchen, um jeden ungerechten Angriff, komme er, von welcher Seite er wolle, zurückzuweisen, und überall, wohin sein Thätigkeitskreis sich erstreckt, zum Scheitern der Versuche der Unruhestifter, so wie der Begünstiger der Anarchie mitzuwirken." Hatte doch Sardinien nicht lange vorher, (als es das hartbedrängte Österreich so widerrechtlich überfiel) bereits ein Memento bekommen, daß hinter — Novara der Tessino fließt und hinter dem Tessino die Tedeschi sind, deren Schwert es mit der Spada d'Italia aufzunehmen versteht. — Selbst Napoleon III ließ sowohl in Rom, als in Wien erklären, daß er Cavour's Memorandum nach Form und Inhalt nicht billige; denn Frankreich müsse sich alles dessen enthalten, was die Gemüther in Italien durch Einflüsse ungegründeter Hoffnungen noch mehr erregen könnte. Auch das britische Cabinet, auf das sich Turin am meisten verlies, wollte in seiner Antwort auf jenes Memorandum es der Klugheit der katholischen Großmächte (Österreich und Frankreich) überlassen, die zweckmäßigsten Maßregeln zur Abkürzung der Militäroccupation des Kirchenstaats zu treffen. — Viele hielten diese begütigenden Äußerungen der beiden Westmächte für aufrichtig; tiefer sehende Vaterlandsfreunde in Deutschland mißtrauten aber denselben schon damals und erkannten, daß eine Beeinträchtigung der Stellung Österreichs mittelbar auch eine Gefahr für Deutschland wäre: denn sie gedachten der alterkannten und nie zu vergessenden Wahrheit, daß „der Po uns den Rhein deckt!"

Preußen erwarb sich durch feste Wahrung seiner Neutralität, die aus der Gewissenhaftigkeit seines Königs entsprang und den Krieg vom deutschen Boden ab und in seinen orientalischen Schranken hielt, so wie durch sein ebenso dringendes, als gewichtiges Mahnwort zum Frieden ein selbst von vielen seiner Feinde erkanntes Verdienst und bewährte zugleich unter den Opfern der Kriegsbereitschaft seinen soliden Staatshaushalt von Neuem.

War auch ein Theil der Preußen mit dieser Politik der königlichen Regierung nicht einverstanden, so litt dadurch doch die preußische Liebe zum Königshause keinen Eintrag. Denn obgleich Preußens König über ein geographisch-zertheiltes Land der verschiedensten Culturfähigkeit, über deutsche und nichtdeutsche Stämme ehemaliger fremder Herrschaftsgebiete, über eine Bevölkerung von verschiedenen Confessionen und verschiedenen politischen Interessen gebietet, so ist er doch mit seinem Hause „für sein ganzes Volk der Mittelpunct, in welchem das preußische Hochgefühl seinen Halt hat," das von der Überzeugung ausgeht, „daß das Preußenvolk eine mit seinem Königshause zu erstrebende providentielle Aufgabe habe." Man nehme „diesen Einigungspunct hinweg, so fällt Preußen auseinander." Das fühlt jeder Preuße, wenn es sich auch nicht jeder klar gemacht hat, und darum ist ihm sein „Mit Gott für König und Vaterland!" keine leere Phrase.

Die Pforte endlich schien durch ihre Aufnahme in's europäische Concert und durch den ihr gewährten Schutz gegen Rußland den meisten Gewinn aus diesem Kriege und Frieden davon getragen zu haben, zumal, da Frankreich, England und Österreich am 15. April 1856 noch

einen besonderen Vertrag schloßen, worin sie sich gemeinschaftlich und einzeln für die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des osmanischen Reichs nach den Bestimmungen vom 30. März verbürgten und jede Verletzung dieser Bestimmungen als einen casus belli zu betrachten sich verpflichteten. (Eine gemeinschaftliche Garantie der Integrität des türkischen Reichs hatte Rußland schon bei Annahme der Präliminarpuncte von vorn herein abgelehnt, und Preußen enthielt sich folgerichtig des Beitritts zu diesem Sonderbunde für die Conservirung des Sultans. Die Zukunft wird lehren, ob der also genesene „Kranke" nicht am Ende doch noch — und zwar zumeist in Folge des Hat-Humayum — in einen apoplectischen Zustand verfällt, aus dem ihn dann kein Pariser Friede wird mehr retten können. Doch haben auch selbst kranke Staaten oft ein noch langes Leben.

Ein großer Theil der Muselmänner, besonders in den Provinzen, gerieth alsbald wegen des Hat-Humayum gegen die Christen in Aufregung, und blutige Verfolgungen wurden da und dort beim besten Willen des Sultans ungestraft begangen, so daß sich voraussehen ließ, was kommen wird, wenn fortan türkische Gensd'armerie die Christen schützen soll! Auch brach in Arabien (in Yemen) gleich ein Aufstand aus, weil man dort von einem Oberhaupt nichts wissen wollte, das sich von den Satzungen des Propheten so weit entfernt. — Die Voraussetzung, das türkische Reich auf dem Wege der „Civilisation" regeneriren und dadurch den orientalischen Verhältnissen von Neuem Bestand verleihen zu können, muß sich erst durch den Erfolg rechtfertigen; wenigstens ist es nicht die Religion des falschen Propheten, die jene köstliche Arznei erzeugt, welche aussterbenden Völkern zur Belebung und Genesung dient.

Man hätte denken sollen, daß nach diesem Frieden das Bewußtsein der Solidarität oder der Interessengemeinschaft so stark geworden wäre, daß in Europa künftig nicht so leicht ein Staat oder Staatsoberhaupt einseitiger Weise dem andern zu nahe treten könnte, ohne gleich von den andern zurückgewiesen zu werden. Wenigstens begann sich in allen Staaten, selbst in den mittlern und kleinen, das Gefühl der Rechtssicherheit nach Außen zu erhöhen. Würde sich dazu die Achtung vor dieser revidirten conservativen Völkerrechtslehre verbunden haben mit der Beugung vor Dem, deß Stuhl Recht und Gerechtigkeit ist und der es zu allen Zeiten in seiner Macht hat, Könige ab- und Könige einzusetzen, so dürfte man hoffen, daß es diesem Frieden an einer gewissen Dauer nicht fehlen werde. Daß ihm jedoch zu einer langen Dauer, geschweige zur Ewigkeit, gar viel abgieng, konnten Tieferblickende bald aus den Keimen erkennen, welche gleich von Anfang an zu seiner künftigen Störung da und dort vorlagen.

2. Kapitel. Die Zeit vom neusten Pariser Frieden bis zum Ausbruch des lombardischen Kriegs.

1. Blick auf die innern Zustände des deutschen Staatenbundes in den Jahren 1856—1859: die mittlern und kleinern Staaten.

Die Verständigung, welche zwischen den Westmächten und ihrem östlichen Gegner im Pariser Frieden von 1856 war herbeigeführt worden, war im Grunde vornehmlich auf Kosten Deutschlands erfolgt. Schon während des Krimkriegs war es (wie des Grafen Cavour's Worte auf dem Congreß [s. K. 1, 6] deutlich wahrnehmen ließen) auf Österreich abgesehen, nach dessen Lähmung die Reihe an die übrigen deutschen Mächte kommen sollte. So wenigstens schien es im geheimen Plane des französischen Machthabers zu liegen, welchem man es, gemäß dem Programm der „napoleonischen Ideen", zutraute, daß er durch Wiederaufnahme des unterbrochenen Werks seines Oheims die Niederlage bei Leipzig und Waterloo zu rächen und die durch den Wiener Congreß geschaffene Staaten- und Völkerrechtsordnung umzustoßen beabsichtige.

Boten doch die innern Zustände des deutschen Staatenbundes ausländischen Künsten und Angriffen so versprechende Erfolge! Nachdem der einst so mächtige deutsche Volkskörper durch eigne Schuld und fremde List seine ihm zu kräftigster Selbstvertheidigung verliehenen äußern Glieder schmählich verloren hatte, so daß nun der Deutsche in Metz und Straßburg, in Rendsburg und Riga „gegen sich selbst Schildwacht" stehen muß, während der übrige Rumpf in sich selber getheilt und zu wesentlichen Lebensfunctionen organisch nicht völlig geeinigt ist, — glaubte Frankreichs Beherrscher die Zeit und Gelegenheit nahe, den vom ersten Napoleon erborgten Grundsatz: „l'un après l'autre" in Anwendung zu bringen.

Im Innern aller deutschen Staaten — mit Einschluß derjenigen, die wegen eines deutschen Gebietstheils zum deutschen Bunde gehören — gab es mehr oder weniger Gegensätze, welche Fürsten und Stände mit einander auszutragen hatten, oder sonstige Nothstände, welche die Regierungen an einem geregelten Gange hemmten. Lassen wir kurz die wichtigsten dieser Staaten, von den mittlern und kleinern beginnend und mit den beiden größten schließend, vor uns vorübergehen.

In Bayern, wo König Maximilian II, der opferbereite Förderer der Wissenschaften, das Scepter führt, hatte dazumal das Ministerium Pfordten einen schweren Stand gegen liberale und klericale Bestrebungen, wiewohl die Regierung seit der Einführung des Constitutionalismus niemals den Rechts- und Verfassungsboden verlassen hat. Aber Kammer und Ministerium konnten seit Jahren über Reformen im

Gerichtswesen und Polizeiverfahren zu keiner Vereinbarung kommen. — In Württemberg, wo noch König Wilhelm, als Nestor der Fürsten, mit regster Thätigkeit regiert und ein fleißiges Volk im wohlbebauten Lande zufrieden lebt, gab doch ein auf unbilliger Grundlage ruhendes Ablösungsgesetz und die Concordatsangelegenheit noch Ursache zu mancher Verstimmung. — Auch in Baden, wo unter dem Prinz-Regenten Friedrich, welcher den Titel Großherzog annahm, die Folgen der früheren Revolutionsbewegung noch fühlbar waren, entspann sich von Seiten der Stände gegen das mit der päpstlichen Curie geschlossene Concordat ein Kampf, der zu einer Änderung des Ministeriums und zur Verwerfung der von dem Staate der katholischen Kirche zugestandenen Rechte führte, wogegen aber der Erzbischoff mit seinem Klerus Protest einlegte. — In Kurhessen war die Verfassung von 1831 auf Antrag des Kurfürsten durch den Bundestag für unvereinbar mit den Bundesgesetzen erklärt und eine neue vom Minister Hassenpflug entworfene (1852) octroyirt worden, welche die Stände nicht zu Recht erkannten, aber der dieselben selbst nach Hassenpflug's Entfernung und durch eine Klage beim Bundestage (1859) nicht los zu werden vermochten. — In Hannover, wo König Georg 1855 die Verfassung von 1848 ohne Mitwirkung der Stände abgeschafft hatte, bestand darüber eine ähnliche Unzufriedenheit, die aber bei dem Reichthum des dortigen Bauernstandes minder tief ist. — Im Königreich Sachsen, wo seit dem tödtlichen Fall des Königs Friedrich August II der hochgebildete König Johann regiert, war wohl die früher nothwendige Strenge einer versöhnenden Milde gewichen, und der Wohlstand hob sich durch ein neues Gewerbegesetz, aber die religiöse Frage blieb noch schwebend. — In Sachsen-Coburg-Gotha ist der frühere lebhafte Verfassungsstreit zwischen den beiden vereinigten Herzogthümern noch nicht gänzlich zur Lösung gekommen, und die von dort unter dem Namen Gothaismus ausgegangene politische Richtung konnte erst in der neuesten Zeit auf der breitern Grundlage des „Nationalvereins" eine gewisse politische Bedeutung erlangen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holstein eitert noch immer die alte Wunde, weil die dänische Regierung Schleswig zu danisiren fortfuhr und die vom Minister Scheele für den dänischen Gesammtstaat entworfene Verfassung von 1855 die Lage Schleswigs noch verschlimmerte; endlich weil der Verkauf der sämmtlichen Domainen der beiden Herzogthümer (zur Tilgung dänischer Schulden) einen Protest der Stände hervorrief, welchen Preußen und Österreich in Betreff Holstein's und Lauenburg's unterstützten, und als dies nichts half, den Einspruch auch bei dem Bundestag erhoben, welcher 1860 zwar beschloß, Dänemark solle für Holstein und Lauenburg ohne Zustimmung der dortigen Stände hinfort keine Gesetze geben dürfen, aber damit in der Hauptsache noch wenig erwirkte.

Der in Schweden von der studierenden Jugend angeregte Skandinavismus oder das Bestreben, die drei skandinavischen Reiche wieder zu einer Union, aber unter einem Gliede der schwedischen Dynastie, zu verbinden, bewog den dänischen König zu einer Protestation, die aber vom schwedischen König Oskar eine scharfe Entgegnung erfuhr. — Die übergroße Strenge, mit welcher in Schweden die lutherische Confession als ausschließliche Religion gehandhabt wurde, wollte König Oskar durch den Antrag auf Religionsfreiheit beseitigen; allein der Reichstag hielt das Lutherthum als Landesreligion aufrecht. (Als Oskar am 8. Jul. 1859 starb, erhielt er seinen Sohn als Karl XV zum Nachfolger.)

Auf den Protest der nordamerikanischen Union gegen die Forterhebung des dänischen Sundzolls, welchem Proteste auch die andern Handelsstaaten sich anschloßen, sah sich Dänemark 1857 dahin gebracht, den Zoll gegen eine Entschädigung von 30,570,698 Rthlrn. aufzuheben, welche binnen 14 Jahren von den betreffenden Staaten zu entrichten sind. — Im gleichen Jahre brach in Hamburg eine schwere Handelskrisis aus. Große Bankrotte in Nordamerika, in Paris und an andern Orten drückten die Curse so, daß die Hamburger Kaufleute, welche sich durch unmäßige Anhäufung von Waaren, deren Preise sie dadurch in die Höhe treiben wollten, des Geldes entblößt hatten, nicht nachhalten konnten, indem jener Cursfall ihnen die Geldanschaffung erschwerte. Schnelle Anleihen der Bedrängten beim Senat und der Bürgerschaft, wie auch bei Auswärtigen halfen die Krisis überwinden.

In Holland, wo seit 1852 Wilhelm III regierte, suchte das liberale Ministerium Thorbecke die katholische Kirche vom Papstthum unabhängig zu machen, mußte aber deshalb der Opposition weichen, worauf (nach einem Übergangsministerium) das streng reformirte Ministerium van Prinsterer den Grundsatz der Freiheit den Kirchen zwar beließ, aber über dieselben genaue Oberaufsicht übte.

In Belgien, wo König Leopold mit Klugheit die innern Parteiungen zu begütigen wußte, rief das vom Ministerium vor die Stände gebrachte sogenannte Wohlthätigkeitsgesetz (welches bei der Verwaltung milder Stiftungen neben den Laien auch den Geistlichen ihren Antheil zurückgab) bei der liberalen Partei im ganzen Lande einen gefährlichen Sturm hervor, den die Regierung nur durch die Zurücknahme des Gesetzes und durch Einsetzung des liberalen Ministeriums Rogier beschwichtigen konnte.

2. Innere Zustände der beiden deutschen Großmächte. Preußen: Der Neuenburger Conflict. Ausgang desselben. Erkrankung Friedrich Wilhelm's IV. Der Prinz-Regent. Änderung des Ministeriums.

Gehen wir nun zu den beiden Großmächten im deutschen Bunde über. In Preußen lagen noch verschiedene unausgeglichene innere und äußere Gegensätze vor, welche den Gang der Regierung erschwerten. Vom Krimkrieg her war noch eine Spannung mit Rußland zurückgeblieben und der alte Antagonismus zwischen Preußen und Österreich hatte durch eben jenen Krieg neue Nahrung bekommen; der Bundestag aber war vermöge seiner mangelhaften Einrichtung für die Ausgleichung eines so großen Gegensatzes in seinem Schooße eine Handhabe zu bieten nicht im Stande. — Die Erkenntniß innerer Schäden führte die preußische

Regierung zunächst auf den Versuch, der eingerissenen laxen Observanz in Ehescheidungssachen entgegenzutreten, desgleichen zu dem Beschluß, den Volksunterricht von der ihm aufgedrungenen Masse unpassender Kenntnisse durch die sogenannten Regulative zu befreien. Sie stieß in beiden Beziehungen auf eine heftige Opposition in der Presse.

Zu den Sorgen der Regierung gesellte sich die Wahrnehmung eines beginnenden Leidens im Gesundheitszustande des Königs, den auch der im März 1856 erfolgte klägliche Tod des Polizeidirectors v. Hinkeldey, (der im Duell fiel, zu welchem er von einem Club adeliger Spieler, die er im Auftrag des Königs zur Strafe gezogen, gedrängt worden war) aufs tiefste ergriff. Dazu kam im Herbst des gleichen Jahres die ihn schwer betrübende Losreißung Neuenburgs (Neufchatels) von der preußischen Oberhoheit. Diese Sache hatte folgende Bewandtniß.

In der Schweiz herrschte nicht nur in den gebildeten Cantonen der Radicalismus vor (mit Ausnahme von Basel-Stadt, das seinen Halt im Christenthum und in der Wissenschaft sucht und findet), sondern es folgte selbst der Bundesrath, von England und Frankreich gestützt, der radicalen Richtung, und wenn irgendwo eine conservative Wahl vorkam, machte sie der Vorwand eines Formfehlers zu nichte, oder man scheute sich nicht, wie z. B. im Canton Tessin, durch rohe Gewalt jede conservative Regung zu unterdrücken. — Als in Neuenburg die Conservativen, geführt vom Grafen Friedrich von Pourtalès, sich des Schlosses bemächtigten und die radicalen Regierungsmänner verhafteten, eilten die radicalgesinnten Bewohner der hintern Thäler, besonders die Fabrikarbeiter aus La Chaux de Fonds, ihren Gesinnungsgenossen zu Hülfe, und während die Conservativen schwankten, ob sie sich vertheidigen sollten, rückten auch eidgenössische Truppen gegen sie an, erstürmten das Schloß und nahmen die Aufständischen gefangen.

Als nun Preußens König Friedrich Wilhelm IV kraft seiner Oberhoheit die Freilassung der Gefangenen begehrte und bei dieser Gelegenheit sein Recht auf Neuenburg wieder hervorhob, so gab der Bundesrath zwar den größten Theil der Gefangenen frei, behielt aber den Grafen mit 34 andern Hauptschuldigen gefangen und gab sie auch dann nicht unbedingt los, als Frankreich, Österreich und Rußland die preußische Forderung unterstützten. Die Schweiz wollte sich nur gegen Verzichtleistung Preußens auf die Oberhoheit über Neuenburg dazu verstehen. Dies konnte sich der König von Preußen nicht bieten lassen und beschloß daher, sein Recht mit den Waffen aufrecht zu halten.

Als hierauf die Schweiz durch ein Aufgebot von 20,000 M. antwortete, die an die Gränze rückten, und nun allenthalben die demokratische Presse Beifall rief, so erklärte Österreich in der Besorgniß vor einem allgemeinen Krieg, die Sache gehe den deutschen Bund an und Preußen dürfe nicht einseitig vorgehen.

Diese unpatriotische Haltung Österreichs nöthigte den König von Preußen, die von **Napoleon** III angebotene Vermittlung anzunehmen. Die Neuenburger Sache wurde nun zu **Paris** verhandelt, wobei von Frankreich vorgeschlagen wurde, Preußen solle auf das Fürstenthum verzichten, aber den Fürstentitel behalten und mit 2 Mill. Franken entschädigt werden. Doch der Schweizer Nationalrath wollte den Titel nicht zugestehen und nur eine Million Franken zahlen. Als er endlich in die Führung des Titels willigte, ohne damit irgend ein Recht Preußens auf das Fürstenthum anzuerkennen, so verzichtete der König, um nicht zu markten, edelmüthig auf jede Geldentschädigung.

Während die Radicalen der **Schweiz** sich diesen Ausgang zum Triumph rechneten, bemerkten sie nicht, daß sie anderseits in größere Abhängigkeit von Frankreich geriethen, so daß sie es z. B. nicht wagten, die schwebende **Frage über das Dappenthal** zu berühren, durch welches sich Frankreich einen offenen Weg nach Genf zu erhalten suchte. Dieses gegen Genf zu ausmündende Thal im Jura war im ersten und zweiten Pariser Frieden urkundlich der Schweiz zugesprochen worden. Als darauf Frankreichs Vertreter der Bourbonen gegen die Vertreter der verbündeten Mächte den Wunsch aussprachen, daß doch Frankreich, das so große Opfer habe bringen müssen, dieses kleine Thal möchte behalten dürfen, um es als Handelsstraße zu benützen, so versprachen die Vertreter der Verbündeten in einer Note v. 19. Nov. 1815, diesen Wunsch bei ihren Machthabern zu unterstützen. Obgleich nun diese Sache nicht mehr zur Sprache und zum Austrag kam, sondern schweben blieb, jene Note also auch keinen Rechtstitel für Frankreich gewähren konnte, so hält doch Frankreich das Dappenthal fortwährend im Besitz.

Während der Neuenburger Verwicklung hatte sich des Königs Zustand (eine Gehirnaffection) so verschlimmert, daß er am 24. Oct. 1857 seinen Bruder, den **Prinzen von Preußen**, auf drei Monate zu seinem Stellvertreter in der Regierung ernannte. Aus Pietät ließ dieser das Regierungssystem seines Königs und Herrn unangetastet, selbst als dieser noch dreimal (jedesmal auf eben so lange) die Stellvertretung erneuen mußte. Als aber bei der zunehmenden Krankheit des Königs die Staatsrücksicht eine definitive Regelung der Regentschaft erheischte, wurde **dem Prinzen** vom Könige am 8. Oct. 1858 mit Zustimmung der Kammern **die unbeschränkte Regentschaft** übertragen. Hierauf suchte der König mit seiner Gemahlin das mildere Clima Italiens auf.

Nun erst trat eine Änderung im Regierungssystem ein. Der **Prinz-Regent** entließ das streng-conservative Ministerium **Manteuffel-Westphalen**, und ersetzte es durch ein vorherrschend liberales Ministerium, an dessen Spitze er den **Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen** berief, mit der Erklärung aber, daß er keine Überstürzung des Liberalismus wolle, daß er die katholische Kirche in ihren Rechten schützen, aber auch keine Übergriffe derselben dulden, daß er in der evangelischen Kirche keine Störung der Union zulassen, in Sachen der Wissenschaft aber die größte Freiheit gewähren und das Militär in gebührendem Stand erhalten werde.

Das **neue Ministerium** hatte den größern Theil der Kammer der Abgeordneten **für** sich, den größern Theil des Herrenhauses aber **gegen**

sich, in welchem letzteren namentlich ein großer Theil des Adels (von ihren Gegnern „Feudalherren" genannt) den Grundbesitz gegen die Eingriffe des Liberalismus geschützt wissen wollte.

Bei der Kinderlosigkeit des Königs hatte der Sohn des Prinz-Regenten, Friedrich Wilhelm, am 25. Jan. 1857 sich mit der Prinzessin Victoria, der ältesten Tochter der Königin von England, vermählt und erhielt am 27. Jan. 1858 einen Sohn zum Erben. Des Prinz-Regenten Tochter, Prinzessin Luise, hatte schon im Sept. 1856 den Großherzog von Baden zum Gemahl erhalten.

3. Die Verhältnisse in den österreichischen Staaten: Unzufriedenheit in Folge des Concordats. Aufregung in der Lombardei und in Ungarn. Rundreise des Kaisers. Piemontesische Umtriebe in Italien und im Kirchenstaat.

In Österreich trat man nach dem Krimkrieg wieder in das vorhergewohnte Geleise zurück, anstatt die eingetretene Ruhe zu wesentlichen Reformen zu benutzen, insbesondere die beim jüngsten Kampf entdeckten Mängel im Innern auszuscheiden und sich dadurch dem übrigen Deutschland mehr zu nähern. Der Versuch der Regierung, vor allen Dingen das Concordat durch ein österreichisches Nationalconcil in's Leben zu führen, brachte den Staat in Zwiespalt mit einem großen Theil seiner Unterthanen. Während der Beschäftigung mit dieser Angelegenheit brachten die steigenden Unruhen in Italien, so wie auch in Ungarn, von ausländischen Anreizungen unterhalten, neue Sorgen.

Während schon unter Napoleon I in Italien das Bestreben lebhaft hervorgetreten war, diesem Lande wieder eine selbständige, politische Existenz zu verschaffen, war es gleichwohl auf dem Wiener Congreß, nach Metternich's bekanntem Ausdruck, nur als ein „geographischer Begriff" behandelt und theils an Österreich, theils an andere ihm verwandte fürstliche Häuser vertheilt worden. Aber so wohlwollend und einsichtsvoll auch die österreichischen Provinzen verwaltet wurden, so konnte doch niemals der materielle Wohlstand für die entbehrte politische Freiheit und Unabhängigkeit einen genügenden Ersatz gewähren. — Daher brach stets von Neuem die Unzufriedenheit hervor und hatte endlich eine solche Ausdehnung und Stärke erlangt, um unter dem Vorgang von Piemont den entscheidenden Kampf gegen Österreich herbeizuführen.

Schon seit 1815 verfolgte Piemont die gleiche Politik. »Point de France en Italie, mais aussi point d'Autriche!« war sein Wahlspruch. — Schon damals sprach Jos. de Maistre als piemontesischer Minister die merkwürdigen Worte aus: Il faut trouver une base nouvelle à la politique de la maison de Savoie. L'ésprit italien est né de la revolution et il jouera bientôt une grande tragédie. Notre systême timide, neutre, suspensif, tâtonnant est mortel dans cet état de choses. Que le roi se fasse chef des Italiens, que dans tout emploi civil et militaire, de la cour même, il emploie indifféremment des revolutionnaires, même à notre préjudice. Ceci est essentiel, vital, capital . . . . Diese prophetischen Worte bezeichnen treffend die piemontesische Politik, werden aber dadurch noch deutlicher, daß de Maistre zugleich eine Äußerung des Fürsten Capo d'Istria mit Wohlgefallen anführt, welcher ihm sagte: Votre prince est placé, il pourra monter à cheval sur l'Italie.

Denn schon länger her war von **Piemont** aus die permanente politische Gährung in Italien, besonders in den österreichisch-italienischen Gebieten und im Kirchenstaate insgeheim unterhalten und gesteigert worden, weil jenes kleine Königreich, indem es die Befreiung Italiens von der Herrschaft des Auslands erstrebte, sich auf Kosten dieser Mächte zu vergrößern gedachte. Das sardinische Cabinet hätte sich nicht in den Krimkrieg eingelassen, wenn ihm nicht von Frankreich und England in dieser Tendenz Unterstützung und Vergrößerung in Aussicht gestellt worden wäre. **Cavour's** Forderung, die er im Pariser Congreß aufgestellt hatte, (Österreich solle nämlich seinem Lombardovenetien eine liberale Verfassung geben, die fremden Truppen sollten aus dem Kirchenstaate zurückgezogen, der „Mißregierung" in Neapel ein Ende gemacht und die **nationale Einheit Italiens** von Europa anerkannt werden) waren zwar damals scheinbar mißbilligt und ad acta gelegt worden, hatten aber schon klar gezeigt, was man gegen Österreich in Italien im Schilde führe.

Die steigenden Unruhen daselbst, zu welchen noch die vom Auslande angezettelten Unruhen in Ungarn kamen, bewogen daher den Kaiser **Franz Joseph**, eine **Rundreise** in beiden Ländern zu unternehmen, um die Gemüther in der Treue zu befestigen und die Verläumdungen über seine Regierung durch Wohlthaten verstummen zu machen. Aber ob er gleich sogar allen Verschwörern in Italien volle **Amnestie** ertheilte, die völkerrechtswidrigen Angriffe nahmen vielmehr nun so zu, daß die diplomatische Verbindung zwischen dem österreichischen und sardinischen Hofe eingestellt wurde (1857). Welchen Antheil Napoleon III an Cavour's Planen hatte, sollte sich bald offenbaren.

Louis Napoleon hatte in seiner Jugend (im J. 1831) sich der revolutionären Partei in der Romagna angeschlossen und durch einen feierlichen Eid sich zu den Grundsätzen der **Carbonari** verpflichtet. (XXIV. 9, 2. a. E.) Seit er den Kaiserthron wieder aufgerichtet, hatten ihn die **Mazzinisten**, welche auch die Einheit Italiens, aber in **republicanischem** Sinne, erstrebten, öffentlich an diesen Eid mahnen lassen. Zwar wußten sie wohl, daß er zu einer **republicanischen** Einheit nie die Hand bieten werde, doch konnte er ihnen dazu dienen, durch Unterstützung Sardiniens Österreich aus Italien zu verdrängen; im Übrigen mißtrauten sie jeder auswärtigen Einmischung und wollten selbst den König Victor Emmanuel nur zu dem Zweck benützen, um Italiens Einheit auf ihre Weise zu Stande zu bringen, nach der zuerst von Karl Albert ausgesprochenen Devise: Italia fara da se. **Cavour**, an Klugheit Keinem nachstehend, hatte bei dem sardinischen Vergrößerungsbestreben gleichfalls **die Einheit Italiens** zum Ziele und setzte alle Mittel seiner revolutionären Politik in Bewegung, um die Begeisterung der Italiener zum Haß gegen Österreich zu entflammen.

Auch im **Kirchenstaate** wurde mit Hülfe der französischen und englischen Presse von den Cavouristen und Mazzinisten Alles aufgeboten, um die vorhandenen Mängel der päpstlichen Regierung mit tendentiöser Übertreibung in allen Beziehungen aufzudecken. Papst **Pius** machte daher gleichfalls eine Reise in seinen Gebieten und erhielt besonders vom Landvolk aufrichtige Zeichen der Verehrung; die gegenpäpstliche Partei

fuhr aber in ihren Schmähungen und Lästerungen fort. Zwar bezeugte selbst der französische Gesandte, Graf Rayneval, in einem Memoire an den Minister des Auswärtigen in Paris (Grafen Walewsky), daß die Regierung des Papstes Pius IX besser sei, als manche andere Regierung, daß sie schon viele Verbesserungen eingeführt habe und noch darin fortfahre, und daß es unwahr sei, daß der Kirchenstaat nur von Geistlichen regiert werde.

Dagegen läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der geistliche Character der Regierung mit den modernen Staatsformen unvereinbar erscheint und daher den Kirchenstaat auf eine Weise isolirt, welche mit der politischen und materiellen Entwicklung des Landes in schwer zu lösendem Widerspruch steht und seit mehr als hundert Jahren ein Gegenstand der Klage und Unruhe der Unterthanen, wie ein Problem der Politik geworden ist.

Allein die Stimme jenes Gesandten wurde überhört; ein anderer Gesandter ersetzte ihn, und Cavour blieb in seinen gegenpäpstlichen Reformen unbehindert.

Die bourbonische Regierung in Neapel bot allerdings manche Blößen dar und wurde gleichfalls als die schlimmste dargestellt, besonders in der Presse Englands, das sich mit der Hülfe Frankreichs den Einfluß in Süditalien und in Sicilien zu verschaffen trachtete. Als König Ferdinand II (in der Überzeugung, daß eine Abänderung seines Regierungssystems der Revolution Thür und Thor öffne) allen Revolutionsversuchen mit seiner Waffenmacht entgegentrat und die beständige Einmischung beider Mächte in das Innere seiner Regierung mit Entschiedenheit zurückwies, so brachen beide ihre diplomatischen Verbindungen mit Neapel ab. Englische und piemontesische Agenten aber fuhren desto mehr fort, Unruhen im Neapolitanischen zu nähren und durch übertreibende Anschuldigungen die absolute Regierung des Königs als die schrecklichste Tyrannei hinzustellen. Daneben wühlten auch die Mazzinisten und stifteten in allen Theilen Italiens Verschwörungen und Unruhen an; selbst in Paris war durch sie Napoleon's Leben bedroht.

4. Die Zustände in Frankreich. Regierungsweise L. Napoleon's. Die Zusammenkünfte verschiedener Potentaten mit L. Napoleon. Das Attentat Orsini's und dessen nächste Folge. Königin Victoria bei L. Napoleon in Cherbourg. Das Nationalitätsprincip. Kriegsrüstungen in Frankreich.

In Frankreich nämlich hatte unterdeß der Imperialismus die durch den Krimkrieg entleerten Staatskassen durch das künstliche Börsenspiel des sog. Nationalanlehens mit den aus dem ganzen Lande angelockten Ersparnissen der kleinen Capitalisten zu füllen gesucht, aber dadurch diese Capitalien den eigentlichen Quellen des Nationalreichthums (dem Ackerbau, Handel und Gewerbe) entzogen, — hatte damit die

Kosten der neuen Kriegsrüstung, den Umbau der Hauptstadt (den er theils zu einem strategischen Zweck, um Paris im Zaum zu halten, theils zu einem socialen Zweck, um der großen Proletariermasse Beschäftigung und Verdienst zu geben, vornahm) und die übrigen Mittel zur Behauptung der Gewalt beschafft; — hatte ferner gesorgt, daß jedes freie Wort durch Niederhaltung der inländischen Presse und durch Abhaltung ausländischer Schriften und Blätter jede freigesinnte Regung durch Deportation nach Cayenne und Lambasse unterdrückt wurde; — hatte zugleich eifrig eine nähere Verbindung mit Rußland gepflogen und das Freundschaftsbündniß mit England durch eine Zusammenkunft L. Napoleons mit der Königin Victoria zu Osborne erneuert, worauf auch eine Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser Alexander II zu Stuttgart Statt hatte, deren Wirkung die gleich darauf erfolgende begrüßende Begegnung des österreichischen Kaisers mit dem russischen in Weimar nicht aufheben konnte.

Indessen sahen die Mazzinisten, deren Haupt nach seinem Rückzug aus Italien wieder von London aus seine Parole austheilte, in jenem gegenseitigen Benehmen der Großmächte keine Förderung für ihre Sache und gedachten ihr nun auf andere Weise einen neuen Anstoß zu geben. Am 14. Jan. 1858 fuhr Louis Napoleon mit seiner Gemahlin zu Paris in die Oper, als dreimal nach einander neuersonnene Zündgeschosse geworfen wurden, davon das dritte sogar unter dem kaiserlichen Wagen platzte, so daß von diesen Explosionen 100 Menschen getödtet und viele andere verwundet wurden. Das kaiserliche Paar aber blieb so viel wie unverletzt. Das Haupt der vier Verschwörer, deren man habhaft wurde, Namens Orsini, gestand, daß er sich von Jugend auf an allen Verschwörungen zur Befreiung Italiens von den Österreichern betheiligt und zuletzt seine Hoffnung auf Napoleon gesetzt habe; weil aber dieser zur Befreiung Italiens keinen Willen bezeuge, so habe er beschlossen, ihn aus dem Weg zu räumen.

Dieses Attentat hatte die Folge, daß Napoleon eiligst für den Fall seines Todes eine Regentschaft bestellte, ferner ein Sicherheitsgesetz erließ, die Presse noch strenger überwachte und, um jede unruhige oder gefährliche Bewegung in Frankreich auf der Stelle niederschlagen zu können, das Land in fünf Marschallate oder Districte theilte, in deren jedem ein Marschall bei eintretender Gefahr eine unbeschränkte Militärdictatur sollte ausüben können. Da die Mörder die Einleitungen zu jenem Attentat in England getroffen hatten, suchte L. Napoleon das englische Ministerium Palmerston zu bestimmen, das Asylrecht Englands zu beschränken und es wenigstens Verschwörern gegen das Leben ausländischer befreundeter Fürsten zu entziehen. Allein das Parlament gieng nicht darauf ein, was den Übergang des Ministeriums

aus den Händen Palmerstons in die des torystischen Grafen Derby bewirkte, welcher aber eine wesentliche Änderung in der Politik Englands nicht wagte.

Nunmehr beschloß L. Napoleon, die italienische Sache in ernstern Angriff zu nehmen, wozu ihn auch Cavour antreiben mochte, dem die Mazzinisten in Italien immer gefährlicher wurden. Was schon früher im Entwurfe lag, wurde nun wahrscheinlich im Pyrenäenbad zu Plombières (im Herbst 1858) näher zum Abschluß gebracht. Zugleich schrieb Orsini aus dem Gefängnisse an L. Napoleon einen Brief, der die Aufforderung an den Kaiser enthielt, Italien zu befreien und zu sorgen, daß das übrige Deutschland den Österreichern nicht beistehe, wenn Italien den Kampf gegen sie beginne. — Zwar wurde Orsini mit einem seiner Gefährten hingerichtet, aber sein Brief that seine Wirkung: der Kaiser ließ ihn veröffentlichen und die Italianissimi jauchzten, obgleich Mazzini von England aus die Hoffnung derselben auf Napoleon mißbilligte und letzterem mit „dem Dolch der öffentlichen Meinung" drohte.

Während in Italien Volkstumulte und politische Mordthaten gegen die Conservativen mehr und mehr in Gang kamen und die Presse gegen Österreich und den Papst sich in noch maßloseren Schmähungen ergoß, wurde die intimste Verbindung zwischen Frankreich und England dadurch zur Schau gestellt, daß die Königin Victoria auf L. Napoleon's Einladung zur feierlichen Einweihung des vollendeten französischen Kriegshafens von Cherbourg (der eigentlich zur Vertheidigung der französischen Küste gegen England erbaut worden war, aber auch seiner Zeit zum Angriff auf England dienen konnte) persönlich herüberkam. Denn England, das damals noch den gewaltigen Aufstand in Ostindien (s. unten K. 7, 1—4) und den Krieg mit China zu bestehen hatte, mußte daran gelegen sein, mit Napoleon in gutem Vernehmen zu bleiben, und dies kam auch den Bestrebungen Cavour's zu Gute.

Zugleich wurden auch anderwärts, als in Italien, die Springfedern gegen Österreich in Bewegung gesetzt. Um die Sicherheit und eine Entwicklung der österreichischen Macht an der untern Donau unmöglich zu machen, wurde in einer eignen Schrift, welche dem Nationalitätsprincip das Wort redete, Österreich als ein Feind aller Nationalitäten und als besonderer Feind Frankreichs dargestellt, weshalb man durch die Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Walachei und Moldau) die rumänische Nation schützen müsse.

Und wirklich brachte es Napoleon im Einverständniß mit Rußland bei der Pforte dahin, diese Vereinigung unter Einem Haupte (dem Fürsten Couza (Cusa), wenn auch anfangs bei getrennter Verwaltung, zuzulassen.

Dabei wurden in Frankreich unausgesetzte Kriegsrüstungen im ausgedehntesten Maße betrieben (namentlich die Anfertigung weittragender gezogener Kanonen, deren Erfindung L. Napoleon selbst zugeschrieben wird); desgleichen wurden mit andern Mächten geheime Verträge geschlossen und so im Stillen ein Kampf mit Österreich vorbereitet, das in keiner Weise in seinen Beziehungen zu Frankreich irgend Anlaß zu einem Bruche gegeben hatte.

5. Napoleon's Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten. Der Schmerzensschrei Victor Emmanuel's. Der Familienpact mit Sardinien. Die Mazzinisten. Unterhandlung Frankreichs und Englands mit Österreich wegen Concessionen. Congreßvorschlag. Remonstration Österreichs.

Plötzlich setzte L. Napoleon am Neujahrstag 1859 bei der Empfangnahme der Glückwünsche der fremden Gesandten alle Welt durch die an den österreichischen Gesandten v. Hübner gerichteten Worte, „er bedaure, daß die Beziehungen zwischen ihren beiden Staaten nicht so gut seien, als er sie zu sehen wünsche", — in das größte Erstaunen, und Jedermann ward es klar, daß es mit dem kürzlich begonnenen Weltfrieden wieder am Ende sei. Denn auch die Thronrede Victor Emmanuel's sprach von einem sich trübenden Horizont und von seinem Entschluß, allen möglichen Ereignissen entgegenzugehen — und gestützt auf die Sympathien, die seine Politik einflöße, dem „Schmerzensschrei", der sich von allen Seiten in Italien erhebe, Rechnung tragen zu wollen. Nur Wenige erhoben sich in der Kammer und warnten vor einem ungerechten Krieg gegen Österreich, indeß die große Majorität der Politik Cavour's beifiel, und zu einem Anleihen von 50 Mill. Fr. stimmte. Und jetzt trat auch der schon vorher insgeheim von L. Napoleon mit dem sardinischen Königshause geschlossene Familienvertrag zu Tage, vermöge dessen sich Prinz Napoleon, Jerome's Sohn, mit Clotilde, der jugendlichen Tochter Victor Emmanuel's vermählte, — in welcher Verbindung die Italianissimi eine Gewähr der Hülfe Frankreichs für ihre Zwecke erblickten, so daß sie durch Künste aller Art allenthalben die Kriegslust steigerten.

Zwar commentirte nun L. Napoleon jene seine Neujahrsdrohung am 7. Febr. in seiner Rede an den gesetzgebenden Körper dahin, daß er hoffe, der Friede werde nicht gestört werden und die von ihm heraufgeführte neue Ära solle nicht durch das Eroberungs-, sondern durch das Friedenssystem geweiht werden, denn nie werde persönliches Interesse, noch armseliger Ehrgeiz seine Handlungen leiten: er werde sein Familienband mit Sardinien, sowie seine Verbindungen mit England, Rußland, Preußen nur zur Schlichtung der Differenz mit Österreich benützen und dadurch die „Civilisation" zur Geltung bringen. Zu gleicher Zeit erschien eine dem Kaiser selbst zugeschriebene Schrift („Rom und Italien"), worin

ausgeführt wurde, ganz Italien müsse seine nationale Unabhängigkeit erhalten, aber zu einem Bundesstaat unter dem Vorsitz des Papstes gemacht werden.

Gegen diese Politik erhob sogleich Mazzini seine Stimme in einem Schreiben an L. Napoleon v. 28. Febr., worin er in schneidender Weise die neapoleonische Ära characterisirte und die Italiener warnte, auf keine ausländische Macht zu vertrauen, die nur selbst darauf ausgehe, sich auf Kosten Italiens zu verstärken.

Um aller Welt Frankreichs und Englands Friedensliebe zu beweisen, mußte nun Lord Cowley (der englische Gesandte in Paris) im Febr. nach Wien reisen, um Österreich durch Unterhandlungen zu Concessionen zu bewegen. So von allen Seiten bedrängt, suchte Österreich die Gefahr dadurch abzuwenden, daß es sich zu Reformen in Italien bereit erklärte, wenn man ihm Garantieen gegen einen Überfall von Seiten Sardiniens gäbe.

Nun aber trat Rußland (im März) mit dem Vorschlag zu einem Congreß hervor, auf welchem die italienische Frage solle dahin geschlichtet werden, daß zwischen Österreich und Sardinien Frieden bestehen, der Kirchenstaat von österreichischen und französischen Truppen geräumt, eine italienische Conföderation errichtet und in österreichisch-Italien Reformen eingeführt werden sollten. Dagegen erklärte Österreich, daß es sich der Entscheidung eines Congresses nur dann fügen werde, wenn dieser auf dem Grund der Verträge von 1815 stehen bleibe.

Darauf wurde nicht eingegangen und so sollte der Krieg entscheiden. Um Deutschland von einer Theilnahme daran ferne zu halten, suchte der Moniteur die Besorgnisse der Deutschen vor einem französischen Angriff auf die Rheingränze durch die Versicherung von L. Napoleon's freundlicher Gesinnung zu zerstreuen und empfahl die „Localisirung" des Kriegs auf Italien. Hierauf erbot sich Österreich zu einem Congreß, wenn allgemeine Entwaffnung Statt fände. Frankreich aber erklärte, es brauche nicht zu entwaffnen, da es nicht gerüstet habe!!

So unterblieb der Congreß. Die Verhandlungen darüber hatten dem französischen Kaiser und dem Sardenkönige nur Zeit zu weiterer Vorbereitung für den Krieg gewinnen helfen, der ihm die Alpenpässe und den vorherrschenden Einfluß in Italien verschaffen, Sardinien aber mit einem bedeutenden Theile desselben vergrößern sollte.

Unter den Franzosen selbst war die Stimmung getheilt: der imperialistische Theil der Presse trieb zum Krieg, zur völligen Zerreißung der Verträge von 1815 und zur Vertreibung Österreichs aus Italien; der besonnenere Theil warnte vor einem ungerechten Krieg und seinen sich am Ende gegen Frankreich kehrenden Folgen, und als vollends About's

Schrift („die römische Frage") die Säcularisation des Kirchenstaats vorschlug, erhob der ultramontane (päpstlichgesinnte) Theil des Klerus muthig seine Warnungsstimme.

3. Kapitel. Der lombardische Krieg.

1. Österreichs vergebliche Versuche zur Abwehrung des Kriegs. Das Ultimatum an Sardinien. Der Einfall in Piemont. Franz Josephs und L. Napoleon's Manifeste. Schwäche der österreichischen Führung. Die Schlacht bei Magenta. Rückzug an den Mincio.

Unterdessen hatte sich Österreich längst durch Verstärkung seines Heeres in Italien und im Innern seines Reichs, so wie an der russischen Gränze vorgesehen. Weil ihm aber bei dem ohnedies zerrütteten Zustand seiner Finanzen die Unterhaltung desselben durch die hinhaltenden Unterhandlungen zur unerträglichen Last wurde, so wollte es der Spannung ein Ende machen, nachdem es vergebens noch einmal Preußen und England für sich zu gewinnen gesucht hatte. Zwar hatte Preußen dagegen eine allgemeine Entwaffnung und eine Commission der Mächte zum Austrag der Sache vorgeschlagen; da aber Österreich darin nur eine neue Hinhaltung sah, so stellte es nun an Sardinien das Ultimatum, binnen drei Tagen zu entwaffnen. Mit der Zurückweisung dieser Forderung war die letzte Aussicht zum Frieden verschwunden.

Schon während Österreich noch auf die Beantwortung des Ultimatums wartete, ja selbst nach ihrem Eintreffen noch mit der Überschreitung seiner Gränze zögerte, hatte ein Theil der französchen Armee am 25. April die Alpen (den Mont Cenis und den Mont Genèvre) und die savoyische Gränze überschritten, der andere Theil war zu Schiffe von Marseille aus am 26. April in Genua gelandet. Jetzt erst, am 29. April, überschritten Österreicher die piemontesische Gränze, nachdem Tags zuvor der Kaiser Franz Joseph in einem Kriegsmanifest die Gerechtigkeit seiner Sache dargethan und die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß man ihn in diesem Kampfe, der auch die Sache Deutschlands wäre, nicht allein stehen lassen werde.

Sogleich erklärten Frankreich und Sardinien das Vorgehen Österreichs für eine Friedensstörung; von Rußland wurde es getadelt, von Preußen bedauert und vom englischen Ministerium Derby sogar eine „verbrecherische Handlung" genannt. Nur in Deutschland, wo die Mehrzahl, selbst der Liberalen, obwohl man Österreichs Regierungssystem nicht billigen konnte, in dem Verfahren der Großmächte, insbesondere Frankreichs, das Krieg haben wollte, — und England, das sich neutral erklärte, eine Gefahr für das eigne Vaterland sah, zeigte sich ein lebhaftes Mitgefühl für das mißhandelte Österreich: denn

ihnen war es ausgemacht, daß „am Po der Rhein“ vertheidigt werden müsse, weil nach dem Untergang Österreichs Deutschland an die Reihe kommen werde.

Doch zu einer Hülfe kam es nicht: dazu waren nicht nur die Interessen in Deutschland zu getheilt und in der Presse die Meinungen einander zu entgegengesetzt, sondern auch Österreich selbst hatte sich in egoistischer Politik (durch das Concordat, durch Abschließung des geistigen Verkehrs, z. B. der Universitäten &c.) die Sympathieen der deutschen Nation sehr entfremdet. Preußen, in seiner beengten Stellung zwischen den drei übrigen Großmächten, hielt an sich und wollte „freie Hand“ behalten; die Mittelstaaten allein konnten für Österreich nicht in den Riß treten, so lebendig besonders in Bayern, desgleichen in Würtemberg, Hessen und andern ehemaligen Rheinbundstaaten schon länger her der echt deutsche Sinn in allen Schichten der Bevölkerung, vorzüglich in den Kammern, sich regte.

In Bayern erhob sich die zweite Kammer gegen die Vernachlässigung des Heerwesens, und da auch ein Conflict mit dem Ministerium Pfordten in Betreff einer neuen Gerichtsorganisation und Polizeiordnung noch fortwährte, so berief König Max am 28. März 1859 ein neues Ministerium mit der Erklärung, „er wolle Frieden haben mit seinem Volke“.

Da auch in allen deutschen Bundesstaaten zur Ausrüstung der Heere und Festungen geschritten wurde und die Erregung in Deutschland gegen Frankreich wuchs, übernahm es Rußland, sie dadurch herabzustimmen, daß es den deutschen Bund mit Berufung auf §. 46 der Wiener Schlußacte ermahnte, sich von einem Einschreiten für Österreich gegen Frankreich fern zu halten, widrigenfalls Rußland seine Haltung darnach bemessen werde.

Auf diese beleidigende Sprache einer Fremdmacht antwortete der sächsische Minister (v. Beust) mit einer ernsten Zurückweisung jenes Eingriffs in die Unabhängigkeit Deutschlands. Aber auch England erklärte, wenn der deutsche Bund für Österreich einstehen werde, den deutschen Schiffen und Küsten gegen französische Angriffe keine Hülfe gewähren zu wollen.

Nun erließ Frankreichs Beherrscher sein Manifest, worin er Österreich beschuldigte, durch jene Invasion die Verträge verletzt und „die Dinge auf eine solche Spitze getrieben zu haben, wo es nothwendig sei, daß Frankreich bis zu den Alpen herrsche und daß Italien frei sei bis zur Adria; Frankreich wolle in diesem Kriege keine Eroberungen machen, wolle nur Italien sich selbst geben, nicht um dort die Unordnung zu mehren, oder die Gewalt des h. Vaters zu erschüttern, sondern um fremden Druck zu entfernen und die Ordnung auf die Befriedigung legitimer Interessen zu gründen.“

Bereits war das österreichische Angriffsheer über den Tessin in's Piemontesische eingerückt, als der englische Gesandte wieder zu ver-

mitteln suchte und die Österreicher sich dadurch aufhalten ließen, Piemont rasch zu überziehen. Es war aber auch ihre Anzahl bei weitem zu schwach, um die Vereinigung der Franzosen mit den Piemontesen zu verhindern, welche beide zusammengenommen die Österreicher um 100,000 M. überwogen. Zum Unglück war die Oberleitung des österreichischen Heeres dem Feldzeugmeister Grafen Giulay übergeben worden, der hier so wenig umsichtig war, daß sich in seinen Händen der Angriff bald in bloße Vertheidigung verwandelte. Während er seinen rechten Flügel im Norden außer Acht ließ, weil er den Hauptangriff mehr auf seinem linken Flügel von der Südseite her erwartete, wo L. Napoleon und Victor Emmanuel ihren Stand unter den schützenden Mauern der Festung Alessandria genommen hatten und ein neues französisches Armeecorps mit dem Prinzen Napoleon bei Livorno landete (das aber eine andere Bestimmung hatte), wurde Giulay in seinem Rücken umgangen, wo Garibaldi als Vorstürmer des äußersten linken frankosardischen Flügels mit seinem Alpenjägercorps am Lago maggiore erschien, die österreichischen Vorposten warf, Como einnahm und schon gegen Mailand vorrückte, so daß ihn General Urban nur mit Mühe über den See zurückscheuchte.

Obgleich nun ein neues österreichisches Armeecorps unter Clam-Gallas durch Bayern über Tyrol her am Tessin ankam, so stellte sich doch unter den verschiedenen Corps kein rechter Zusammenhang ein. Weil nun auch von einer schlechten Kriegsverwaltung für Lebensmittel nicht hinreichend gesorgt war und es sogar an Pulver zur Sprengung der Brücke bei Buffalora gebrach, so gelang es den nach einander eingetroffenen französischen Corps, sich zu concentriren und die schwachen und zertheilten österreichischen Corps am 4. Juni in der Schlacht bei Magenta zum Weichen zu bringen, so daß sie die Ehre des Tags dem General Mac Mahon überlassen mußten, welchen L. Napoleon sogleich zum Herzog von Magenta erhob.

Die Österreicher, obgleich sie seit 36 Stunden ohne Nahrung und dabei von ihrem Feldherrn unberathen waren, fochten mit der äußersten Tapferkeit und Erbitterung, so daß anfangs die unter L. Napoleon unvorsichtig anstürmende Garde von den tapfern Salzburgern geworfen und der Kaiser selbst beinahe gefangen wurde. Erst als Mac Mahon mit seinem Corps eintraf und mit der Übermacht den Angriff auf Magenta unternahm, entschied sich im Laufe des Kampfs gegen Abend der Sieg gegen die Österreicher.

Am andern Morgen wollte Giulay den Kampf erneuern, aber da einige seiner Corps schon zu weit zurückgewichen waren, so gebot er den allgemeinen Rückzug bis zur Minciolinie, ließ die Festungen Pavia und Piacenza räumen und ihre Werke sprengen, und gab somit Mailand mit der ganzen Lombardei auf. Sogleich zog L. Napoleon mit Victor Emmanuel in Mailand ein und erließ ein Manifest an die italienische Nation, worin er abermals versicherte, daß

er für sich nichts erobern, sondern Italien nur die Freiheit bringen wolle. Und die imperialistische Presse versäumte nicht zu rühmen, Frankreich allein sei es, das für eine Idee zu kämpfen sich hergebe.

2. Preißgebung Mittelitaliens. Vertreibung der Fürsten daselbst. — Franz Joseph. Schlacht bei Solferino. Eindruck und Stimmung in Deutschland. Die Mobilisirung in Preußen. Das süddeutsche Armeecorps. L. Napoleon und Franz Joseph in Villafranca. Friedenspräliminarien.

Weil die Österreicher auch ihre Besatzungen aus Bologna, Ferrara und Ancona zurückzogen, so war dadurch auch Mittelitalien preißgegeben, und nun trat daselbst fast allenthalben die — Revolution auf. — In Florenz, wo der sardinische Gesandte insgeheim den Aufstand leitete, mußte der Großherzog Leopold II seinen Staat verlassen, nachdem er ein Bündniß mit Piemont ausgeschlagen hatte, worauf Victor Emmanuel zwar nicht die ihm angetragene Dictatur über Toscana annahm, doch sich vorläufig zum Protector erklärte.

Allerorten erhob die Umsturzpartei ihr Haupt: aus Parma entfloh die Herzogin Luise; aus Modena rettete sich Herzog Franz V mit seinen treuen Truppen auf österreichisches Gebiet; Bologna rief den Victor Emmanuel zum Dictator aus. Zwar schien Prinz Napoleon zur Errichtung eines mittelitalischen Königreichs bestimmt; aber die Italiener zogen Victor Emmanuel's Dictatur vor.

Nachdem die Österreicher sich hinter dem Mincio gesammelt hatten, wurde Giulay des Oberbefehls enthoben, den nun Kaiser Franz Joseph selbst übernahm. Nicht gesonnen aber, sich bloß auf die Mincio-linie zu beschränken, beschloß der junge Kaiser den langsam gegen dieselbe heranrückenden Feind durch einen concentrirten Angriff zu überraschen. Allein L. Napoleon, der die Stellung der Österreicher in Erfahrung gebracht hatte, besiegte sie am 24. Juni in der Schlacht bei Solferino, ungeachtet dieselben mit wahrem Löwenmuth fochten. Mangelnde Einsicht im Commando, Versäumniß im Herbeiziehen frischer Truppen, schlechte Einrichtung des Sanitäts- und Proviantwesens brachte die Tapferkeit der Österreicher um ihren Gewinn.

Als der Kampf auf dem ganzen weiten Halbkreise, den die Österreicher bildeten, mit abwechselndem Erfolg entbrannt war, richtete L. Napoleon den Hauptangriff auf die nur schwach besetzte Höhe von Solferino und bekam sie in seine Gewalt, so daß damit schon das Centrum durchbrochen erschien. Hierauf führte er durch den General Niel mit überlegener Artillerie einen zweiten glücklichen Stoß auf Cavriano aus. Als dieser letzte Widerstandspunct der Österreicher verloren war, brach plötzlich über die Streitenden ein furchtbares Donner- und Hagelwetter aus, unter dessen Schutz das Centrum und der rechte Flügel der Österreicher unverfolgt den Rückzug antrat, während General Benedek noch auf dem linken Flügel die Sarden schlug; doch konnte er, wollte er nicht abgeschnitten werden, den Sieg nicht verfolgen, sondern mußte sich unwillig dem allgemeinen Rückzug anschließen.

Inzwischen hatte die öffentliche Stimme in Süddeutschland sich immer lauter und dringender für das Einstehen für Österreich zum Schutze Deutschlands ausgesprochen; nur in Norddeutschland sah man die Sache kühler an und glaubte wegen Österreichs auswärtiger Besitzungen sich keinem allgemeinem Krieg aussetzen zu dürfen. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Magenta aber gab der Prinz-Regent von Preußen Befehl zur Mobilisirung von drei preußischen Armeecorps, und als nun in England das Ministerium Derby-D'Israeli wieder dem Ministerium Palmerston-Russell weichen mußte, das die französisch-sardinischen Plane eifriger unterstützte, wurden auch die übrigen preußischen Armeecorps mobilisirt, nicht zwar um geradezu für Österreich einzustehen, aber um die eigentlich deutschen Bundesgränzen und die Grundlage des europäischen Rechtsstandes zu wahren. Er erhielt hierin nicht nur die Billigung seiner Kammern, sondern brachte es auch bei den übrigen deutschen Staaten dahin, daß am 25. Juni die Aufstellung eines süddeutschen Armeecorps beschlossen wurde, — eine Maßregel, die, wie sich nachher zeigte, mittelbar auch Österreich zu Gute kam.

Als aber der Prinz-Regent am 9. Juli bei dem Bundestag auf die Mobilisirung des 9. und 10. Armeecorps antrug und sich erbot, die Oberleitung über die gesammte deutsche Streitmacht zu übernehmen, so stellte Österreich den Antrag, für den Fall eines Kriegs den Prinz-Regenten „zum Oberfeldherrn nach den Vorschriften der Bundeskriegsverfassung" zu ernennen. Darauf gieng aber der Prinz-Regent nicht ein: denn er wollte als unabhängiger Regent einer Großmacht nicht zugleich ein von einem Bundesgericht abhängiger und möglichenfalls von demselben zur Strafe zu ziehender Generalissimus sein.

Von dieser kriegerischen Stimmung Deutschlands unterrichtet und zu einem doppelten Krieg (am Po und am Rhein) nicht vorbereitet, dazu überlegend, daß jetzt, da man vor dem gefürchteten Festungsviereck stund, der italienische Krieg — bei der inzwischen eingetroffenen Verstärkung der im bisherigen Kampf so erprobten österreichischen Streitmacht, bei der glühenden Sommerhitze und bei den Gefahren der tödtlichen Sumpfluft Mantua's — erst mit seinem ganzen Ernst beginnen werde, fühlte sich L. Napoleon, wider Aller Vermuthung, bewogen, dem Krieg ein Ziel zu stecken. Er bot einen Waffenstillstand, und suchte nach dessen Abschluß um eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph nach, die am 10. Juli in Villafranca Statt fand. Das Ergebniß dieser Zusammenkunft waren Friedenspräliminarien, welche sogleich dahin abgeschlossen wurden: Österreich solle die Lombardei an Frankreich und dieses sie an Piemont abtreten; Italien ein Föderativstaat, Venetien unter Österreichs Herrschaft ein Glied desselben werden —; Österreich aber in Venetien Reformen einführen —, wogegen Frankreich die Rückkehr der aus Toscana und Modena vertriebenen Fürsten unter der Bedingung gestatten wolle, daß das Volk sie freiwillig und ohne Intervention zurückrufe; — der Papst

solle in dem neuen Bundesstaate den Vorsitz führen und zu Reformen im Kirchenstaate vermocht werden —, endlich sollten durch eine französisch-österreichische Commission alle diese Puncte zu Zürich in einen förmlichen Friedensschluß zusammengefaßt werden.

Darauf kehrte L. Napoleon, Italien seinem fara da se überlassend, nach Frankreich zurück und wurde in Paris triumphirend empfangen.

Das schnelle Eingehen des jungen Kaisers in diesen Friedensvorschlag hatte seinen Grund in einem von L. Napoleon ihm vorgelegten Vermittlungsvorschlag, der angeblich von Preußen an England und Rußland gestellt worden sein und aus dem hervorgehen sollte, Preußen wolle Österreich im Stich lassen. Allein Preußen wies nach, daß es gar keinen Vermittlungsvorschlag formulirt habe und den ihm vorgelegten und durch die Zeitungen veröffentlichten Vorschlag gar nicht kenne. Hierauf sandte L. Napoleon an Preußen einen Vermittlungsvorschlag, der mit dem nachher in Villafranca gemachten Friedenvorschlage übereinstimmte. Preußen aber hatte denselben an Österreich zu übermitteln verweigert, weil von diesem Gebietsabtretungen verlangt wurden, die Preußen nicht billigen könne; und dennoch legte L. Napoleon diesen Vorschlag dem Kaiser Franz Joseph als einen von Preußen gebilligten vor und brachte ihn durch diese Täuschung zur Annahme: denn da England ihm auch Venedig abzutreten zumuthete, so nahm er doch lieber den französischen Vorschlag an, der ihm doch noch Venetien beließ. — Preußen aber fühlte sich durch diesen ohne sein Wissen rasch abgeschlossenen Frieden doppelt verletzt, weil es nicht nur vergebliche Rüstungen gemacht hatte, sondern ihm auch noch dazu von Österreich die Schuld an dem unbefriedigenden Ausgang zugeschoben wurde. Doch bekam es die Genugthuung, daß L. Napoleon laut erklärte, daß Preußens Vorgehen ihn zum Frieden bewogen habe, weil ihm an Po und Rhein zugleich zu kämpfen schwer geworden wäre. Dagegen hatte er den doppelten Gewinn, daß dadurch die Spaltung zwischen Österreich und Preußen noch tiefer wurde, und dann, daß er seine Schuld an Italien als abgetragen betrachten konnte und zugleich den Haupteinfluß in Italien an Frankreich gebracht hatte. — Welchen realen Gewinn er sich noch vorbehielt, sollte später an's Licht treten.

4. Kapitel. Vom Frieden zu Villafranca bis zum Umsturz in Neapel.

1. Der Friedensabschluß in Zürich. Die Annexionen in Mittelitalien. Das erste „italienische" Parlament. Standhaftigkeit Pius IX. — Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich. Vergeblicher Protest der Schweiz. Englands Vorschub für die Umwälzungen in Italien.

Mit dem Frieden von Villafranca, der nachher in Zürich (am 10. Nov. 1859) zum förmlichen Abschluß kam, war aber für die Ordnung und Ruhe Italiens nichts gewonnen: denn weil dabei die Restauration der vertriebenen Fürsten, außer von den oben erwähnten Bedingungen, auch noch von der Übereinstimmung der Großmächte auf einem Congresse abhängig gemacht wurde, dieser aber nicht zu Stande kam, so war dem fortgesetzten Wühlen der sardinischen Politik und der revolutionären Propaganda ungehinderter Raum gegeben.

Um die Revolution in Mittelitalien weiter führen zu können, trat Garibaldi zum Schein aus sardinischem Dienste und forderte (mit sardinischer, französischer und englischer Connivenz) alle Italiener auf, sich zu bewaffnen, um die Freiheit und Einheit von ganz Italien zu erkämpfen. Zuerst wurde in Toscana mittelst Terrorisirung bei den Wahlen eine Nationalversammlung in Florenz zu Stande gebracht, welche die Absetzung des Hauses Lothringen aussprach, worauf, gleichfalls durch Einschüchterung, ein Plebiscit erwirkt wurde, durch welches Toscana am 12. März 1860 den König Victor Emmanuel zum Oberherrn erklärte. Im Unmuth über die Undankbarkeit der Florentiner trat der entflohene Großherzog Leopold II sein Herrscherrecht an seinen Sohn Ferdinand ab. In ganz kurzer Zeit brachte es die piemontesische Verwaltung dahin, daß der vorher so wohlgeordnete Staatshaushalt und der sonst so achtbare öffentliche Sittenzustand in Toscana völlig zerrüttet wurde.

Die gleiche politische Operation des suffrage universel wurde in Modena mit gleichem Erfolg angewendet. — Auch Parma wurde zuletzt von piemontesischen Truppen besetzt. — Eben so wurde nun die päpstliche Legation Bologna unter dem alterthümlichen Namen Emilia (Ämilia) für Sardinien annexirt. Daher brach der Papst die diplomatische Verbindung mit Sardinien ab und hatte die Genugthuung, daß ihm der französische Klerus eine moralische Stütze lieh. — Nun hielt man sich im sardinischen Cabinet dem Ziele der italienischen Einheit schon näher und eröffnete zu Turin am 2. April das erste italienische Parlament.

Um sich nun aber den Haupteinfluß in Italien besser zu sichern, ließ L. Napoleon die französische Besatzung in Rom verstärken, so daß der Papst fast wie ein Gefangener Frankreichs erschien, wenn auch L. Napoleon ihn seines Schutzes versichern ließ. Als Papst Pius IX standhaft alle seiner Pflicht widerstreitenden Zumuthungen zurückwies, erschien eine neue französische Schrift („der Papst und der Congreß"), welche dem Papste zwar seine geistliche Gewalt zu belassen, aber seine weltliche bloß auf die Stadt Rom einzuschränken vorschlug. Allein der Papst erklärte, daß er auf den Kirchenstaat und die Legationen nicht verzichten dürfe, da dieser Besitz nicht ihm, sondern der Kirche gehöre, deren Vertreter er sei, und hatte auch hierin fast alle Bischöffe Frankreichs, ja der übrigen Staaten Europa's, auf seiner Seite.

Einige französische Bischöffe setzten sich für ihre kühne Vertheidigung der päpstlichen Rechte gerichtlichen Verfolgungen aus. Selbst Walewsky, der bisherige Minister des Äußern, legte deßhalb seine Stelle nieder und erhielt den minder bedenklichen Thouvenel, (bis dahin Gesandten bei der Pforte) zum Nachfolger. Die akatholischen Mächte verhielten sich neutral, weil sie zum Theil, wie besonders England, eine Schwächung der päpstlichen Macht ihrem Interesse gemäß hielten.

Hierauf verlangte der sardinische König vom Papste geradezu die Abtretung der Emilia und drohte, sie im Falle der Weigerung zu besetzen. — Als Pius IX dieses Verfahren als ein kirchenräuberisches bezeichnete, Victor Emmanuel aber nun sich zum Herrn der Emilia erklärte und die Legationen militärisch besetzen ließ, so sprach der Papst am 26. März über alle Urheber und Förderer der Revolution im Kirchenstaate (jedoch ohne noch dieselben mit Namen zu bezeichnen), die große Excommunication aus. Ein Theil der Bischöffe in allen revolutionirten Gebieten Italiens hielten treu zum Papste, wurden aber dafür schwer verfolgt.

Aufgefordert von den Ultramontanen Frankreichs erschien nun der von den Gegnern des Imperialismus hochgehaltene General Lamoricière in Rom, um eine päpstliche Armee zu organisiren, und allenthalben im katholischen Europa wurden nun für den Papst Truppen geworben und Gelder gesammelt. L. Napoleon ließ das zu, weil er dadurch sowohl Sardinien, als auch die Revolution im allzuweiten Umsichgreifen gehemmt zu sehen hoffte, gleichwie er deßhalb Rom durch seine Besatzung direct gegen das Begehren der Italienissimi schützte.

Da Sardinien nicht nur durch die Lombardei, sondern auch durch seine Annexionen in Mittelitalien einen so bedeutenden Umfang gewonnen hatte, hielt L. Napoleon es an der Zeit, mit dem längst zwischen ihm und Victor Emmanuel insgeheim verabredeten und nach dem Frieden von Villafranca nur zurückgestellten Plan einer Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich herauszurücken, und erhielt sie.

Er schlug dem sardinischen Cabinet vor, Parma und Modena sich einzuverleiben und die Regierung der Romagna unter dem Titel eines päpstlichen Vicariats zu übernehmen, Toscana aber in seiner territorialen und politischen Selbständigkeit zu belassen. Gehe der König nicht darauf ein, so könne er auf Frankreichs Beistand nicht mehr rechnen. Jedenfalls müsse er für diese Vergrößerung seines Reichs Savoyen und Nizza abtreten, da Frankreich die Entstehung einer solchen Macht am Fuße der Alpen nicht zugeben könne. Victor Emmanuel fügte sich, und so erfolgte am 2. März die Abtretung.

Obgleich nun die Einwohner dieser bereits von französischen Agenten bearbeiteten Landestheile gegen diese Annexion protestirten, verkündeten doch französische Agenten und Blätter, welche Sehnsucht man in Savoyen nach einer Vereinigung mit Frankreich habe, und in einer Rede an den gesetzgebenden Körper erklärte L. Napoleon, daß bei dem Anwachs Sardiniens Frankreich zu seiner Vertheidigung „die Abdachung seiner Gebirge" nöthig habe, daß er folglich Savoyen und Nizza „durch Zurückforderung" mit Frankreich vereinigen werde; doch wolle er dieß nicht ohne den Willen der Einwohner thun, den ein Plebiscit offenbaren werde. — Die Volksabstimmung wurde in der bewährten Weise in Scene gesetzt, und am 24. März Savoyen, die Wiege des sardinischen Königshauses, dazu Nizza, ein rein italienischer Gebietstheil, französisch gemacht.

Ganz Europa staunte betroffen, nicht nur, weil L. Napoleon oft so feierlich ausgesprochen hatte, daß er keine Eroberung beabsichtige, sondern auch weil der gebrauchte Ausdruck revendication befürchten ließ, es möchte damit auch auf andere, unter Napoleon I vereinigt gewesene Länder (Belgien, die Rheingränze ꝛc.) abgesehen sein; daher man fortan seinen Versicherungen noch weniger Glauben schenkte. Dennoch that keine Macht Einspruch, und nur Garibaldi erhob in der Kammer zu Turin die Stimme der Entrüstung, daß man seine Vaterstadt Nizza von der Befreiung Italiens ausnehme und sie einem Nachbar gebe, gegen den sie als Schutzwehr Italiens hätte dienen sollen.

Auch die Schweiz, welche ein Recht auf die bisher neutralisirt gewesenen savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny hatte und sich durch Entblößung dieser Gränze in ihrer Neutralität gefährdet sah, erhob muthig ihre Protestation, berief sich auf früher Verträge und rief sogar unter andern europäischen Mächten auch das von ihr in der neuenburgischen Sache so schwer verletzte Preußen zum Beistand auf. Allein es sah sich von Allen, selbst von England, verlassen und mußte der Gewalt nachgeben.

England, dessen Königin noch ein Jahr zuvor bei der Parlamentseröffnung erklärt hatte, daß es die Verträge von 1815 aufrecht erhalten wolle, trat jetzt, (weil es noch immer durch seine Kriege in Indien und China gehemmt und der Freundschaft Frankreichs bedürftig war) mit der Erklärung auf, daß man Italien in seiner Bestimmung, sich selbst eine Verfassung zu geben, nicht hindern dürfe, und lud alle Großmächte ein, die sardinischen Annexionen in Mittelitalien anzuerkennen. Rußland und Preußen aber erkannten nur die vollendete Thatsache, nicht aber den Rechtsgrund an. Als sich selbst in England gegen jene Politik Palmerston's und Russell's eine starke Opposition erhob, so suchte L. Napoleon dieselbe durch Abschließung eines englisch-französischen Handelsvertrags zu beschwichtigen.

Obgleich nun mit Frankreich aus obigem Grunde so genau alliirt, wirkte England doch insgeheim für Garibaldi's und Mazzini's Bestrebungen in Unteritalien, welche dort die bourbonische Herrschaft Neapels zu stürzen suchten, aus der sich England Sicilien zur wenigstens mittelbaren Beute ersah.

2. Das Königreich beider Sicilien. Ferdinand's II Tod. Franz II. Garibaldi's Zug nach Sicilien. Annexirung der Insel. Garibaldi in Neapel. Rückzug der Neapolitaner hinter den Volturno. Sardinischer Einfall in den Kirchenstaat. Sieg über Lamoricière. König Franz in Gaëta. Victor Emmanuel's Einzug in Neapel.

In Unteritalien hatte bis daher König Ferdinand II, Frankreich und England zum Trotz, gegen die Umtriebe der Aufwiegler durch seine geordnete Armee, besonders durch seine Schweizertruppen, festen Stand gehalten. Aber eben zu der Zeit, da Österreich in der Lombardei unterlag, starb er nach einer längern Krankheit, und sein noch junger Sohn,

Franz II, übernahm die Last der von Innen und Außen bedrängten Regierung. Als herkömmlichermaßen seine Schweizertruppen, 12,000 an der Zahl, den Eid erneuern sollten, rief der schweizerische, von Außen beeinflußte Bundesrath (mit Berufung auf ein früheres Gesetz gegen den Dienst in der Fremde) dieselben in die Heimath zurück. Anstatt sie nun durch Unterhandlung und erhöhtes Handgeld zu gewinnen, ließ der übel berathene junge König ihnen ihre alten Fahnen wegnehmen und sie selbst unter die neapolitanischen Regimenter einreihen. Erbittert darüber ließen sie sich zur Empörung verleiten. Ein Theil wurde dafür schwer gestraft, die andern kehrten (mit geringer Ausnahme) in die Schweiz zurück, und mit ihnen verlor der König seine beste Stütze.

Unterdessen hatte Garibaldi auf sardinischem Gebiete Freischaaren von allen Orten und Ländern her anwerben lassen, und ein von revolutionssüchtigen Sicilianern in Palermo, Messina und Catanea angezettelter Aufstand, den aber die königlichen Truppen bald bekämpften, lieh den Vorwand zum bewaffneten Einbruch Garibaldi's auf Sicilien, indem er, von der sardinischen Regierung unbehindert, am 6. Mai von Genua aus mit nur ohngefähr 1070 Alpenjägern und vier Kanonen auf zwei sardinischen Dampfschiffen unter englischer Flagge abfuhr und am 11. Mai 1860 auf der Westküste der Insel bei Marsala landete, während zwei englische Corvetten die Ausschiffung seiner Mannschaft deckten und die dort befindlichen neapolitanischen Kriegsschiffe einzuschreiten nicht wagten.

Darauf zog er in das Gebirg, verstärkte sich durch Insurgentenhaufen auf 4000 M. und übernahm in Victor Emmanuel's Namen die Dictatur über Sicilien. — Als darauf der neapolitanische General Landi mit 3500 M. gegen ihn auszog, schlug ihn Garibaldi und zwang ihn, nach Palermo zurückzukehren, wo kurz vorher General Graf Lanza mit Verstärkung aus Neapel angekommen war und das Fort und alle festen Puncte der Stadt besetzt hatte.

Allein Garibaldi rückte mit seiner kleinen, revolutionsbegeisterten Freischaar von nun etwa 5000 M. gegen Palermo vor und drang, von einem großen Theil der Stadtbevölkerung unterstützt, in die Stadt ein, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. General Lanza zog sich mit einem Truppentheil in die Festung und ließ in Verbindung mit den im Hafen befindlichen neapolitanischen Kriegsschiffen einen Tag und eine Nacht lang die Stadt bombardieren. Weil aber der Flottencommandant (unter Vermittlung eines englischen Admirals) Unterhandlungen mit Garibaldi anknüpfte, ließ sich auch Lanza dazu herbei und gieng eine Capitulation ein, die ihm mit seinen Truppen freien Abzug nach Neapel gewährte. Nun war Garibaldi Herr der Hauptstadt Siciliens, von wo aus er die Insel durch Decrete zu reorganisiren begann.

Als auf Sicilien die Revolution auf diesem Punct angelangt war, mißbilligten Thouvenel und Cavour officiell die sicilianische Expedition; Rußland aber legte einen ernster gemeinten Protest ein.

Obgleich nun Garibaldi immer neue Zuzüge aus allen Theilen Italiens bekam, konnte er doch in dem aufgewühlten Sicilien die Ordnung nicht herstellen, und war froh, als auch die Unterwühlung Neapels so weit war, daß er durch eine Landung auch dort den Umsturz betreiben konnte, um dann die Freiheit und Einheit Italiens zu vollenden.

Um sich zu halten, bat nun König Franz den König Victor Emmanuel um ein Bündniß, gab schnell eine constitutionelle Verfassung und verkündete allgemeine Amnestie; ja er gestand dem König von Sardinien, der als Preiß seines Beistandes die Abtretung Siciliens verlangte, dieses Begehren zu und erhielt dafür — doch keinen Beistand. Denn Cavour betrieb nun die Annexion der Insel und sandte La Farina als Statthalter dahin. Allein Garibaldi, der die Dictatur nicht eher abgeben wollte, bis er von Sicilien aus auch Neapel erobert hätte, ließ den La Farina ausweisen und mit Gewalt nach Genua zurückbringen.

Nachdem nun Garibaldi auf Sicilien noch das bisher sich tapfer vertheidigende Fort von Messina zu einem Waffenstillstand gebracht hatte, landete er in Calabrien, nahm Reggio und schlug die ihm entgegengestellten neapolitanischen Truppentheile; die übrigen flohen oder giengen zu ihm über: denn ein großer Theil derselben war schon länger her durch Verräther und Aufwiegler verführt worden. In dieser Noth wandte sich König Franz an L. Napoleon und bat ihn um seine Unterstützung. Dieser ließ ihn ohne bestimmte Antwort, hielt ihn aber mit Hoffnungen hin.

Inzwischen rückte Garibaldi, theils von dem Zauber seines Namens, theils vom Verrath unterstützt, fast ohne Schwertstreich bis vor Neapel, wo ihn die von einem revolutionären Comitté längst bearbeitete Bevölkerung mit Sehnsucht erwartete, so daß König Franz am 6. Sept. mit 40,000 M. treugebliebener Truppen die Stadt verließ, um sich hinter der Linie des Volturno und in den Festungen Gaëta und Capua zu halten. — Gleich andern Tags erschien Garibaldi ganz allein, seinen Truppen vorauseilend, unter dem Jubel des Volks in Neapel, wo Minister Romano ohne alles Weigern die Rechte seines Herrn an Garibaldi überließ.

So war nun die Umwälzung Neapels zur vollendeten Thatsache geworden, und Victor Emmanuel säumte nicht, den Befehl an die Neapolitaner zu erlassen, seiner Krone zu huldigen; allein Garibaldi erklärte ihm, daß von einer Annexion noch nicht die Rede sein könne, bis er (Garibaldi) seine Fahne zu Rom auf dem Quirinal aufgepflanzt und das Königreich Italien ausgerufen haben werde.

Hierin aber wollte sich Victor Emmanuel nicht zuvorkommen lassen. Bereits waren sardinischer Seits die Vorbereitungen getroffen, indem seit dem 2. Sept. piemontesische Truppen sich an der Gränze des Kirchenstaates zusammengezogen, auch in mehreren Städten desselben provisorische Regierungen sich aufgethan und erklärt hatten, dem Schutze Victor Emmanuels sich untergeben zu wollen.

Daraufhin gab Victor Emmanuel den Generalen Cialdini und Fanti den Befehl, mit ihren Truppen, jener in Umbrien, dieser in die Marken, einzurücken. Er hatte zuvor den Papst aufgefordert, seine fremden Söldner zu entlassen, und als derselbe diese Anmuthung mit Ernst zurückwies, erfolgte der rücksichtslose Einfall, und zwar ohne alle Kriegserklärung, so daß gleich einzelne päpstliche Posten gefangen oder zersprengt wurden, die Stadt Perugia, jedoch nur nach einem blutigen Kampfe, der Uebermacht Fanti's erlag, und selbst Lamoricière am Rückzug nach Ancona gehindert und von Cialdini am 18. Sept. bei Castelfidardo, wiewohl erst nach tapferster Gegenwehr, besiegt wurde. Doch schlug er sich noch nach Ancona durch, sah sich aber bald genöthigt, sich dem sardinischen Admiral Persano, der mit der Flotte diese Stadt angriff, sammt der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben (29. Sept..) — Sein Unterliegen war kein Wunder, da sich unter die päpstlichen Truppen auch Revolutionäre unerkannt hatten aufnehmen lassen und einer derselben sogar den tapfern päpstlichen General Pimodan in dem Treffen von Castelfidardo meuchlings getödtet haben soll.

Diesen piemontesischen Einfall in den Kirchenstaat glaubte L. Napoleon, wiewohl er ihn hätte verhindern können, vor der Welt nun doch mißbilligen zu müssen und rief am 14. Sept. seinen Gesandten von Turin ab.

Deßungeachtet ließ sich die sardinische Regierung nicht irre machen. Noch vor dem Falle Ancona's war Cialdini von den Marken aus über die neapolitanische Gränze gerückt und am 26. Oct. stieß er auf einen, von König Franz selbst geführten Theil der neapolitanischen Armee und zwang ihn, sich hinter den Garigliano zurückzuziehen. Die Folge war, daß sich Capua (am 2. Nov.) ergab und der von Turin herbeigeeilte Victor Emmanuel selbst die Neapolitaner jenseits des Garigliano angriff und den König Franz nöthigte, sich in Gaëta, dem letzten kleinen Fleck seines schönen Königreichs, mit dem kleinern Theil seines Heeres einzuschließen, während der größere, an 25,000 M., welche in der Festung keinen Raum fanden, sich auf das römische Gebiet retteten, wo sie von den Franzosen entwaffnet und aufgelöst wurden.

Und nun hielt König Victor Emmanuel mit Garibaldi an der Seite, der ihm entgegen gegangen und ihn als „König von Italien" begrüßt hatte, am 7. Nov. seinen Einzug in Neapel. Hier legte Garibaldi seine bisherige Dictatur in die Hände des Königs nieder,

empfahl seine Kampfgenossen (die Freischaaren) in des Königs besonderen Schutz und schiffte sich am 9. Nov. nach der Insel Caprera ein, wo er auf seinem kleinen Gute zurückgezogen leben wollte, um im nächsten Frühjahr wieder hervorzugehen und mit Rom und Venedig den Schluß der Befreiung Italiens zu machen.

5. Kapitel. Die außeritalischen Vorgänge seit dem Frieden von Villafranca.

1. Beunruhigung in Deutschland. Der Nationalverein: Kleindeutsche und Großdeutsche. Die deutschen Fürsten und L. Napoleon in Baden-Baden. Der Prinz-Regent und Kaiser Franz Joseph in Teplitz. Allgemeines Mißtrauen gegen L. Napoleon. Englands Küstenverwahrung.

Holen wir, bevor wir die weitere Entwicklung der italienischen Dinge verfolgen, nun nach, was sich seit dem Frieden von Villafranca in dem übrigen dabei betheiligten Europa zutrug, und welche Wirkung die Vorgänge in Italien auf die Entschließungen der Cabinette und auf die Haltung der Parteien hervorbrachten.

Deutschland vor Allen fühlte sich fortwährend in seinem Bestande bedroht. Sowohl das neuerwachte Gelüste Frankreichs nach der Rheingränze, als auch das Gefühl der mangelnden Einigkeit hatte lebhafte Betrachtungen über die Grundlagen der Bundesorganisation, so wie über die Mittel und Wege hervorgerufen, mit und auf welchen man, zum Schutze im Westen gegen die concentrirte Herrschaft Frankreichs und im Osten gegen Rußland, zu einer stärkern Centralgewalt gelangen könnte. Die Partei, welche schon nach dem Jahre 1848 eine Reform des Bundestags unter der Führung Preußens angestrebt hatte, trat am 14. Aug. 1859 zu Eisenach, dann am 16. Sept. zu Frankfurt zusammen und gründete einen Nationalverein, um auf „gesetzlichem“ Wege die Beseitigung des Bundestags durch eine Centralregierung — mit Preußen an der Spitze und einer Volksvertretung zur Seite — zu erstreben.

Das Programm des Nationalvereins vom 4. Sept. 1860 setzt voraus, daß das deutsche Volk seinen Anspruch auf „bundesstaatliche Einheit, welcher in der Reichsverfassung von 1849 seinen rechtlichen Ausdruck gefunden habe, nimmermehr aufgeben werde.“ — „Hiernach erkenne es der Verein für seinen Beruf, auf die Schaffung einer einheitlichen Centralgewalt (mit militärischer Obergewalt und ausschließlicher Vertretung gegenüber dem Ausland) mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken“; auch hoffe er auf den Anschluß der deutschen Provinzen Österreichs.

Als daher Österreich aus diesem, seine bisherige Stellung bedrohenden Streben Anlaß nahm, die Gesinnung des preußischen Cabinets hierüber zu erforschen, erklärte dieses, daß es zwar auch die Nothwendigkeit einer zu verbessernden Bundesverfassung erkenne, daß es aber, seiner Pflichten eingedenk, keine eigensüchtigen Absichten hege.

Auch die Mittelstaaten Deutschlands, einer preußischen Hegemonie nicht geneigt, schloßen sich auf dem Tag zu Würzburg (d. 24. Nov. 1859) enger an einander und wollten Österreich nicht von Deutschland ausgeschlossen wissen. So bildete sich unter den Deutschen der Gegensatz eines Klein- und Großdeutschlands bewußter aus, und nur der am 10. Nov. von ganz Deutschland, ja an allen Orten des Erdballs, wo irgend die deutsche Zunge gesprochen wird, in erhebendster Weise gefeierte hundertjährige Geburtstag Schillers zeigte, daß es, aller Gränzscheiden ungeachtet, Eine große deutsche Nation gebe, welche sich in der Verehrung dieses Dichters und in der durch ihn repräsentirten Freiheits- und Vaterlandsliebe Eins fühlt.

Jene Spaltung in Klein- und Großdeutschland ergriff sogleich die französische Presse, und eine neue französische Schrift muthete Preußen zu, in Betreff Deutschlands in die piemontesischen Fußtapfen zu treten und daher auch die Annexionen in Italien anzuerkennen. Das preußische Ministerium erklärte, daß, da Preußen bisher nicht zu den Berathungen über die Änderungen in Italien zugezogen worden, es auch dieselben officiell nicht anzuerkennen vermöge. — Auch das österreichische Cabinet, von Frankreich unterrichtet, daß sich der Frieden von Villafranca bei der gegenwärtigen Lage der italienischen Dinge nicht durchführen lasse, erklärte, daß es seinerseits sein Wort halten und sich nur auf die Vertheidigung seiner venetischen Gränzen beschränken werde.

Dies von Außen her an Preußen gestellte Ansinnen, sich durch Abtretung seiner Rheinprovinzen anderwärts in Deutschland entschädigen zu lassen, wies der Prinz-Regent auf das bestimmteste zurück, und veranlaßte, daß während seines Aufenthalts zu Baden-Baden die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover, die Großherzöge von Baden, Hessen-Darmstadt und Weimar, und die Herzöge von Gotha und Nassau mit ihm daselbst am 15. Juni zu einer Besprechung über die deutschen Angelegenheiten zusammentraten. Auf die Nachricht hievon faßte L. Napoleon den plötzlichen Entschluß, sich ebenfalls dort einzufinden, um den versammelten Fürsten die Versicherung seiner Friedensliebe zu geben. Dieß that er am 16. Juni 1860 in Gegenwart aller Fürsten, und auch der Prinz-Regent nahm die Gelegenheit wahr, vor ihm zu erklären, daß er keinen Fuß breit deutschen Landes jemals abtreten werde. Am 17. reis'te L. Napoleon wieder ab, und am 18. vernahmen die genannten Fürsten aus dem Munde des Prinz-Regenten, daß es Preußens stete Sorge sein werde, nur mit Wahrung ihrer Rechte die Integrität Deutschlands zu schützen. Weit entfernt also, daß L. Napoleons Besuch die Einigung der deutschen Fürsten (falls er es im Sinne gehabt) neutralisirt hätte, trug er vielmehr zu ihrer Befestigung bei.

König Max II von Bayern erwarb sich hierauf das Verdienst, den Kaiser von Österreich am 26. Juli zu einer Zusammenkunft mit dem

Prinz-Regenten in Teplitz zu vermögen, wobei sich beide die Sühnehand reichten, und letzterer es übernahm, eine Verständigung mit England und Rußland vorzubereiten. — Kurz darauf hatte der Kaiser Franz Joseph mit den Königen von Bayern und Sachsen eine Zusammenkunft in Gräfenberg und zeigte ihnen seine Absicht, zur friedlichen Ausgleichung der deutschen Controversen das Seine beizutragen.

Auch die Könige von Belgien und Holland, in welchen beiden Landen man vor Frankreichs Absichten große Besorgnisse hegte, einigten sich in Wiesbaden zu einer etwa nöthigen Abwehr französischer Zumuthungen. — Sogar England mißtraute nun den fortwährenden Rüstungen seines französischen Bundesgenossen, und Palmerston selbst stellte im Parlament den Antrag zur stärkern Befestigung der englischen Küsten, so daß L. Napoleon es wieder für räthlich hielt, seine Friedensliebe zu versichern und in einem Schreiben an Palmerston zu äußern: „Verständigen wir uns doch loyal und wie ehrliche Leute und nicht wie Diebe, die sich gegenseitig anführen wollen!" Aber das Cabinet von St. James antwortete mit einer nachträglichen Mißbilligung über die Annexion von Savoyen und über das von L. Napoleon dabei beobachtete Verfahren. Schnell reiste dieser hierauf am 23. Aug. nach Savoyen und Nizza, ließ sich daselbst huldigen und kehrte (ohne an der Gränze von dem schweizerischen Bundesrath begrüßt zu werden) in kürzester Frist über Corsika und Algier nach Paris zurück.

2. Verhandlungen der Großmächte über die Lage Italiens. Die Zusammenkunft in Warschau. Ein Congreßproject aufgegeben. Franz' II standhafter Widerstand. Heldenmuth der Königin. Der Fall Gaëta's. Verwirrung in Neapel.

Die vertrags- und völkerrechtswidrige Weise, mit der nun das sardinische Cabinet (wie oben Kap. 3, 2. mitgetheilt wurde), ohne angegriffen zu sein, den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien umstürzte, konnten die andern europäischen Mächte nicht länger stillschweigend hinnehmen. Nach dem Vorgange Frankreichs zogen auch Rußland und Spanien (im Oct. 1860, Bayern erst am 11. Dec.) ihre Gesandtschaften von Turin zurück. Preußen beließ zwar seinen Gesandten, erklärte sich aber „ausdrücklich und formell" gegen die sardinische Politik. Dagegen sanctionirte das englische Cabinet die Handlungsweise Sardiniens dadurch, daß es dieselbe (denn das war von Russel's Rede der kurze Sinn) als eine den Italienern zur Erlangung ihrer Freiheit geleistete Hülfe darstellte, weil einem Volke, wenn es Grund zur Unzufriedenheit mit seiner Regierung habe, das Recht zustehe, sich ein anderes Regiment zu geben!!

Betreten über die Verkündigung so grundgefährlicher Principien und erfüllt mit Mißtrauen gegen die Politik der Tuilerien hatten die Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen eine Zusammenkunft

in Warschau verabredet. Um aber zuvor sich über L. Napoleons künftiges Verhalten in Betreff eines Angriffs Sardiniens auf Venetien zu vergewissern, ließ ihn Kaiser Alexander um eine Erklärung ersuchen, die er bei dieser Zusammenkunft vorlegen könne: denn nicht um eine Coalition, sondern um eine Versöhnung zu stiften, habe er die Warschauer Zusammenkunft beabsichtigt.

Die Antwort Thouvenel's gieng dahin: 1. wenn der König von Sardinien Venetien angreife, werde ihm Frankreich nicht beistehen; 2. der Zustand der Dinge in Italien könne nicht, wie er vor dem Kriege gewesen, wiederhergestellt werden; 3. in Betreff der entsetzten Souveraine sowohl, als auch in Betreff einer dauernden Befestigung der neuen Ordnung in Italien möge ein Congreß entscheiden; 4. der Erwerb Frankreichs in Bezug auf Savoyen und Nizza dürfe aber dabei kein Gegenstand der Discussion werden; — eine Intervention in Italien dürfe nicht Statt finden: Italien müsse sich selbst überlassen bleiben, im Übrigen Alles gethan werden, um einen allgemeinen Krieg zu verhindern.

In den Eröffnungen L. Napoleon's fanden die am 22. Oct. zu Warschau zusammengetretenen Monarchen Anhaltspuncte zu einer Verständigung, und es schien zur Erledigung der italienischen Frage ein Congreß auf der Zürcher Grundlage in Aussicht zu stehen, durch welchen vielleicht der völligen Entthronung des Königs von Neapel hätte vorgebeugt werden können, indem dabei Rußland die Bedingung machte, jedenfalls müsse es Vorbedingung aller Unterhandlungen sein, daß keine Territorialveränderung in Italien Geltung erlange, wenn sie nicht vorher von den Großmächten geprüft und sanctionirt sei.

Auf diese Proposition gieng aber das Tuileriencabinet nicht ein; doch wiederholte es seine Erklärung, daß Piemont, falls es Venetien angreife, von Frankreich nicht werde unterstützt werden. — Auch Preußen und Österreich erklärten nun, daß zu einem Austrag der Sache die Zeit noch nicht gekommen sei. — Wenige Tage darauf erfolgte von Seiten Englands die officielle Anerkennung der italischen Umwälzungen.

So lange jene vom September bis in den December hinein dauernden Unterhandlungen der Großmächte im Gange waren, hatte der in Gaëta eingeschlossene König Franz, welcher in einem Memorandum alle Mächte aufgefordert hatte, nicht zu dulden, daß das Völkerrecht mit Füßen getreten werde, noch die Hoffnung, sein verlornes Königreich wieder zu gewinnen: mit der geschwundenen Aussicht auf einen Congreß schwand auch jene Hoffnung. Bereits war König Franz in Gaëta durch eine von Cialdini geleitete Belagerung und Beschießung auf der Landseite in große Bedrängniß gerathen und nur auf der Seeseite schien ihm noch Frankreichs schützende Haltung eine Rettung zu verbürgen: denn eine französische Flotte hielt den Hafen besetzt, um einen Angriff Sardiniens von der See aus zu verhindern und die Versorgung der Stadt mit Lebens- und Kriegsbedarf zu ermöglichen. Auch hatten sich zu Gunsten des Königs in den Gebirgen der Südprovinzen (besonders in den Abruzzen)

Aufstände erhoben, welche in dem Hasse der Neapolitaner gegen piemontesische Herrschaft und Verwaltungswillkür ihren Grund hatten und zum Theil durch von Außen herbeiziehende Führer unterhalten wurden.

Obgleich die feindlichen Geschütze bereits einen großen Theil der Stadt und Festung in Trümmer gelegt hatten, so hielt sich doch der König mit seinen durch Tod und Krankheit zusammengeschmolzenen Getreuen auf das standhafteste, und insbesondere bezeugte die junge Königin Marie (aus dem Hause Wittelsbach) durch ihre furchtlose, aufopfernde Hingebung an die Pflege und Tröstung der Kranken, Verwundeten und Sterbenden einen so bewundernswürdigen Heldenmuth, daß ihr ganz Europa die ungetheilteste Bewunderung zollte, die sich in der Folge aus den hohen Damenkreisen Deutschlands, Frankreichs und Englands durch sinnige Ehrengaben und Zuschriften kund gab.

Plötzlich am 17. Dec. zog L. Napoleon seine Flotte aus dem Hafen, und nun war an keine Rettung mehr zu denken: sardinische Schiffe nahmen den Hafen ein und begannen die Beschießung des schon halb verfallenen Platzes auch von der Seeseite. Dennoch lehnte der König noch lange alle Vorschläge, sich zu ergeben, standhaft ab. Endlich aber nöthigte ihn Mangel an Proviant und Munition und unaufhaltsames Fortschreiten der Zerstörung am 13. Febr. 1861 zu capitulieren und die Festung zu übergeben.

Er selbst mit seiner Gemahlin, seinen beiden Brüdern und vornehmsten Getreuen erhielt freien Abzug: eine französische Corvette brachte sie nach Terracina, von wo aus die königliche Familie sich am 15. nach Rom begab, wo ihn Papst Pius als Gast aufnahm. Zu seinem Unterhalt erhielt er, dem Vertrag gemäß, eine Entschädigung aus der Civilliste bis zur endlichen Beilegung der italienischen Angelegenheiten. Die Besatzung von Gaëta blieb kriegsgefangen bis zur Übergabe der Festungen von Messina und Civitella del Tronto, worauf die fremden Truppen nach Genua gebracht, die italienischen in die Provinzen vertheilt wurden. — Gleich nach seiner Ankunft in Rom erließ König Franz noch eine Verwahrung seiner Rechte an alle europäischen Höfe.

Bereits am 1. Dec. 1860 hatte Victor Emmanuel, nachdem er in Neapel Farini zum Gouverneur eingesetzt hatte, auch in Palermo seinen Einzug gehalten, und war am 29. Dec. wieder nach Turin zurückgekehrt. Er hatte aber erfahren, daß, ungeachtet seiner Anwesenheit in Neapel und Palermo, sich die Ordnung nicht einstellen wollte. Auch Farini nützte sich bald ab und wurde durch den Prinzen von Carignan ersetzt. Allenthalben brachen neue Insurrectionen aus, welche von Soldaten der aufgelösten königlichen Armee unterhalten wurden und durch stets von Oberitalien aus hingesandte piemontesische Truppen bekämpft werden mußten. — (S. den weitern Verlauf der Dinge in Italien in Kap. 8, 5.)

3. Die ersten Reformschritte in Österreich. Steigende Unruhen in Ungarn. Das Patent für die Protestanten. Zurückweisung desselben. Demonstrationen beim Tode Szechenyi's. Der verstärkte Reichsrath. Das Diplom vom 20. Oct. Die Landesstatuten. Das neue Regierungssystem: Schmerling. Selbständiges Gebahren der Magyaren.

Im österreichischen Kaiserstaate waren inzwischen theils in, theils nach der italienischen Katastrophe die Ursachen der letzteren zunächst in der schlechten Truppenverpflegung, so wie überhaupt in der ganzen Militärverwaltung zu Tage getreten. Die entsetzlich großen Unterschleife und Betrügereien, welche im italienischen Kriege vorgekommen waren, wurden nun Gegenstand einer Reihe gerichtlicher Untersuchungen, welche Verhaftungen, Bestrafungen, ja Selbstmorde hochstehender Personen zur Folge hatten und zugleich die Größe der Zerrüttung des gesammten Staatshaushalts aufdeckten.

Man hatte überhaupt mehr und mehr erkannt, daß eine wesentliche Verbesserung in der Gesetzgebung und Verwaltung und sonstige reformirende Schritte unerläßlich geworden seien, wenn das Reich bestehen sollte. Die sich steigernden Unruhen in Ungarn heischten zunächst eine Abhülfe. Weil nun das Concordat die Protestanten überhaupt schwer verletzt hatte, so suchte die k. k. Regierung zuerst die kirchlichen Verhältnisse der ungarischen Protestanten durch das Patent vom 1. Sept. 1859 zu ordnen. Allein bei der in Ungarn durch Kossuth und Andere von Außen genährten Agitation nahmen die Protestanten das Patent nicht an, sondern verlangten ihr ganzes, im J. 1849 ihnen entzogenes sogenanntes „altes Recht".

Um darauf ein Grundgesetz zu berathen, berief die Regierung eine Vertrauenscommission nach Pesth, die aber nun geradezu die Wiedereinberufung des ehemaligen ungarischen Landtags forderte. Repressivversuche und gerichtliche Bestrafungen halfen gegen die Opponenten nichts: die Unruhen und öffentlichen Demonstrationen nahmen allenthalben zu.

Die Regierung trat daher mit den Führern der Protestantenpartei über Modificationen des Patents in Unterhandlung und setzte am 5. März 1860 zur Prüfung der Finanzlage und neuer Gesetzvorlagen einen verstärkten Reichsrath ein. Ein Theil der dazu berufenen Ungarn, mit dem Grafen Eötvös an der Spitze, nahm die Wahl nicht an, sondern drang auf Wiederherstellung des (durch den erwähnten frühern Aufstand verwirkten) „alten Rechts", d. h. der alten ungarischen Verfassung.

Am 7. April gab der Selbstmord des Grafen Szechenyi, eines der Leiter des ungarischen Aufstands aus dem Jahre 1848 (der seitdem in einer Irrenanstalt gelebt hatte) der regierungsfeindlichen Partei den Vorwand, ihn als einen Märtyrer der Freiheit durch Todtenfeiern im ganzen Land zu preißen und mit Hülfe fremder Wühler eine so große Agitation hervorzurufen, daß die Regierung sie durch Concessionen zu beschwichtigen suchte.

Die Regierung übertrug nun die politische Verwaltung Ungarns mit dem Generalcommando dem Feldzeugmeister von Benedek, vereinigte am 19. Apr. die fünf Statthaltereien wieder in Eine und stellte die Restauration der Comitatsverwaltung und die Einberufung des Landtags in Aussicht. Auch gewährte sie am 15. Mai den Protestanten eine Concession und Amnestie.

Als am 31. Mai zu Wien der verstärkte Reichsrath eröffnet wurde, erklärten die erschienenen ungarischen Mitglieder, „nur unter Verwahrung der Rechte Ungarns daran Theil nehmen zu können." Obgleich nun der Kaiser die Rechte des Reichsraths dahin erweiterte, daß künftig ohne Zustimmung desselben weder neue Steuern erhoben, noch die alten erhöht, noch neue Anleihen gemacht werden sollten, so verlangte doch am 27. Sept. die von dem Grafen Szecsen und Clam-Martiniz geführte Mehrheit „die Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder und deren Autonomie in der Administration und inneren Legislation," also die volle Selbständigkeit der Nationalitäten, während die Minderheit die Reichseinheit und eine starke einheitliche Reichsgewalt festhielt und eine für das ganze Reich in allen seinen Theilen geltende Verfassung wünschte.

Darauf verabschiedete der Kaiser am 29. Sept. den Reichsrath und gab in dem Diplom v. 20. Oct. die Grundzüge einer constitutionellen Verfassung des Reichs, die „sowohl dem geschichtlichen Rechtsboden und der bestehenden Verschiedenheit der Königreiche und Länder, als auch den Anforderungen ihres untheilbaren und ungetrennten Verbandes gleichmäßig entsprechen sollte."

Somit erhielt Ungarn seine ältere Verfassung zurück und jedes andere Kronland ein eigenes Statut und einen eigenen Landtag für seine inneren Angelegenheiten, während im Reichsrathe die Allen gemeinsamen Angelegenheiten behandelt werden sollten. Gleich nach dem Erlaß des Octoberdiploms hatte der Kaiser einen Hofkanzler in der Person des Baron Vay, desgleichen die Obergespane der Comitate ernannt und Instructionen zur Reorganisation der Comitate erlassen. — Benedek wurde abberufen und an die Spitze der Armee in Italien gestellt.

Während man so in Ungarn Anstalten zur Reconstituirung dieses Königreichs traf, erfolgte unter dem neuernannten Ministerium des Grafen Goluchowsky unverweilt auch die Veröffentlichung verschiedener Landesstatute. Weil man aber mit dem darin aufgestellten Ständeprincip (insbesondere mit der großen Bevorzugung des Adels und Klerus) in keinem der betreffenden Landestheile zufrieden war, so erkannte Kaiser Franz Joseph, daß das alte Regierungssystem völlig aufgegeben werden müsse, wenn der wankende Staatsbau wieder befestigt werden solle. Er änderte daher das Ministerium wieder und

brief an die Spitze desselben (am 13. Dec.) den (aus dem Frankfurter Parlament her bekannten) characterfesten Ritter von Schmerling, dessen vom Kaiser genehmigtes Programm nicht nur den Landesstatuten nun eine „Vertretung nach Interessen" zum Grunde legte, sondern auch den Landständen sowohl, als auch dem Reichsrathe die Initiative und die Öffentlichkeit der Verhandlungen einräumte und letzteren in seiner Mitgliederzahl noch verstärkte, dabei aber den Grundsatz der Reichseinheit festhielt.

Allein die Ungarn, von Deak, Eötvös und andern Trägern des alten Magyarenthums geleitet, waren mit den großen, ihnen gemachten Zugeständnissen nicht zufrieden, sondern stellten, ohne die Weisungen des Hofkanzlers zu beachten, ohne alle Rücksicht auf die Reichseinheit sich ganz auf die alte ihnen 1847/48 zugestandene Verfassung, richteten nach derselben die Comitate ein, beriefen die Comitatscongregationen, betrieben die Wiederherstellung des Wahlgesetzes von 1848 und fiengen an, ohne sich um den Kaiser und kaiserliche Beamte und kaiserliche Gerichte zu kümmern, das Land in eigener Machtvollkommenheit zu verwalten und zu regieren, ja sie stellten sogar die Steuerzahlungen ein, so daß Ungarn factisch vom österreichischen Kaiserstaate losgetrennt und der fernere Bestand des letzteren in Frage gestellt erschien. (S. die weitere Entwicklung der ungarischen Frage unten in Kap. 8. 4.)

6. Kapitel. Rußland seit dem Frieden von Paris bis zur Gegenwart.

1. Die Krönung Kaiser Alexander's II in Moskau. Sein Bemühen zur Wiederbefestigung der russischen Macht. Seine Sorgfalt für die innere Wohlfahrt seines Reichs in materieller und geistiger Beziehung. (Die Bauern-Emancipation.) Verhältniß zu Polen.

Daß Rußland schon bald nach dem Pariser Friedensschlusse wieder eine kräftigere Haltung gewann, die es durch seine Annäherung an Frankreich und Preußen verstärkte, ist (oben XXIX. 10, 6.) bereits angedeutet worden. Nachdem sodann Alexander II am 7. Sept. 1856 seine Krönung in Moskau im Beisein seiner Großen aus allen Theilen seines weiten Reiches, sowie der Gesandten aller europäischen Mächte und mehrerer deutscher Prinzen auf die prachtvollste Weise gefeiert, und sodann im Jahr 1857 die Kap. 2, 4. erwähnten Zusammenkünfte mit L. Napoleon in Stuttgart, mit dem österreichischen Kaiser in Weimar, und mit dem Prinz-Regenten von Preußen in Breslau gehalten hatte und so das Ansehen Rußlands auf's Neue erhöht war, wandte er seine Hauptsorge der innern Wohlfahrt seines Reichs zu, welche in dem schweren Krimkrieg durch den Verlust so vieler Mann-

schaft und durch die lange Stockung des Handels und Verkehrs außerordentlich gelitten hatte.

Der Kaiser, selbst voll Einsicht und hoher Entschlüsse fähig, gedachte in allen Gebieten der Regierung und Verwaltung Veränderungen, Erleichterungen und Verbesserungen einzuführen, welche die Fortschritte der Zeit erheischten und die aufstrebendere Entwicklung der russischen Nation selbst möglich gemacht hatte.

Zunächst wurden die Unterschleife und Veruntreuungen, deren sich viele Beamte, namentlich bei Lieferungen, hatten zu Schulden kommen lassen, untersucht und streng bestraft. Die rückständigen Steuern, insofern deren Eintreibung die Leute ruinirt hätte, wurden im Betrag von 24 Mill. Rubeln erlassen. Um die Kräfte für den Landbau wieder zu gewinnen, welche der mörderische Krieg so sehr gemindert hatte, wurde die Recrutirung auf vier Jahre eingestellt, desgleichen die Aufhebung der unbeliebten Militärcolonieen angeordnet. Und da sich im Krimkrieg der Mangel an Eisenbahnen recht fühlbar gemacht hatte, befahl der Kaiser den Entwurf eines das ganze Reich überziehenden Eisenbahnnetzes und ließ sogleich, um schnell seine Armeen an diejenigen Puncte werfen zu können, wo sie erforderlich wären, die Fortsetzung der Petersburg-Moskauer Bahn bis nach dem Hafen Feodosia (in der Krim), desgleichen eine Bahn von Petersburg nach Warschau und an die preußische Gränze, nebst einer Bahn von Nischney-Nowgorod über Moskau nach Liebau in Angriff nehmen, und zwar theils auf Staatskosten, theils durch Überlassung an Gesellschaften; die verschiedenen Zweigbahnen wurden ganz der Privatindustrie anheimgegeben. Zur Erleichterung des Handels setzte er auch die hohen Zölle herab und gab einem Handels- und Schifffahrtsvertrage mit Frankreich und Preußen seine Bestätigung. Eben so entstanden unter dem begünstigenden Einfluß des Kaisers mehrere industrielle Unternehmungen auf Actien.

Zur Erleichterung der Bildung und des Verkehrs gab er die Erlaubniß zu Reisen ins Ausland frei, die zu erhalten früherhin dem darum Ansuchenden an 1000 fl. gekostet hatte. Da die Bildung in Rußland bei den höheren Ständen nicht im Nationalleben wurzelt, sondern vom Anfang an eine fremde und daher vom Volksbewußtsein losgelöste ist, — bei der Volksmasse aber die Bildung noch erst auf dem Boden der Rudimente steht, so wurde auf Befehl des Kaisers zur wesentlichen Förderung der Bildung der Zugang zu den russischen Universitäten und zu andern Unterrichtsanstalten erleichtert, so daß sich die Zahl der Studierenden schnell hob — in Petersburg von 300 auf 2000, in Moskau auf 2400, in Kiew auf 1500 u. s. f. Zugleich entstanden für die niedern Stände durch freie Beiträge „Sonntagsschulen“, an welchen manche edle Männer und Frauen freiwilligen Unterricht ertheilen, um ihre Theilnahme an den guten Absichten der

Regierung zu bezeugen. Denn der Kaiser hatte erkannt und mit ihm die Einsichtsvolleren im Publikum, daß nur eine sorgfältige, möglichst verbreitete, auf nationaler Grundlage ruhende sittliche und wissenschaftliche Bildung bessere Zustände herbeiführen könne.

Das größte und schwierigste Werk aber, an das Alexander II Hand anlegte, war die Aufhebung der Leibeigenschaft und deren allmähliche Verwandlung in eine freie Bauernschaft, wobei er in seinem kaiserlichen Manifeste als Ziel vor der Hand nur die volle Entfaltung der producirenden Nationalkraft in den Vordergrund stellte, um für Rußlands Wohlstand eine feste Grundlage zu bekommen, weil der freie Landmann auf eignen Grund und Boden mehr Fleiß verwendet und ihn zu höherem Ertrag zu bringen sucht, als das Gut seines Herrn. Unverweilt ließ der Kaiser durch eine eigens eingesetzte Commission die Vorbereitungen zur Durchführung dieses Planes machen.

Schon Alexander I hatte den Plan gefaßt, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte ihn aber theils wegen der ungünstigen Zeitumstände, theils wegen der Abneigung des Adels dagegen wieder aufgegeben. Kaiser Nicolaus hatte darnach (wie XXIX. 4, 3. a. E. erwähnt wurde) wenigstens auf den sämmtlichen Staatsgütern die Leibeigenen zu Kronbauern erhoben und weitergehend den Übergang der Leibeigenen zum Genuß der staatsbürgerlichen Rechte durch verschiedene wohlthätige Maßregeln vorbereitet. — Kaiser Alexander II ließ sodann schon in der Zeit seiner Krönung zu Moskau einige Worte über die Nothwendigkeit fallen, durch weise Reformen dem Erwachen umstürzender Tendenzen zuvorzukommen. Die Principien, auf welche er die Verbesserung des Looses der Leibeigenen gründete, sind in einem kaiserlichen Rescripte vom 20. Nov. 1857 an die Gouvernementscomité's in folgender Weise angegeben: 1. Der Herr behält seine Rechte auf das ganze Land des Gutes, aber die Bauern behalten ihr ländliches Gehöfte, das sie durch einen in bestimmter Zeit zu vollziehenden Kauf eigenthümlich erwerben. Außerdem sollen sie den Genuß eines hinreichenden Stückes von Land, je nach der Örtlichkeit, haben, um ihre sogenannte Stellung als Bauern zu sichern und sie in Stand zu setzen, ihre Pflichten gegen den Staat und gegen den Grundherrn zu erfüllen, dem sie seine Rente in Geld und Arbeit zahlen sollen. — 2. Die Bauern werden sich in Landgemeinden zusammenthun; die Gutspolizei wird von dem Herrn geübt. — 3. Die weiteren Beziehungen zwischen Herren und Bauern werden derartig geregelt, daß der volle Betrag der dem Staate zu zahlenden und der örtlichen Steuern gesichert bleibt. — Die Worte des ganzen Rescripts athmen nur die Billigkeit und die Liebe des Fürsten gegen seine Unterthanen. (Victor de Poroschin Régéneration sociale de la Russie. Paris 1860, und desselben Verfassers Solution pratique de la question des paysans en Russie. Paris 1861.)

Anfangs stieß die Sache theils bei den Leibeigenen, theils bei dem gutsherrlichen Adel auf Widerstand. Jene waren mit dem Grundsatz stufenweiser Befreiung und Ablösung nicht zufrieden; diese sahen sich durch die, wenn auch keineswegs rücksichtslose Aufhebung der Leibeigenschaft in ihrem Einkommen geschmälert. In einigen Provinzen äußerte sich unter den Leibeigenen der Freiheitsdrang in so ungestümer Weise, daß der dortige Adel, um einer Anarchie zuvorzukommen, seine Leibeigenen freiwillig emancipirte. Wo wirkliche Unruhen ausbrachen, wurden sie jedoch theils durch begütigende Vorstellungen, theils durch Mili-

tärgewalt unterdrückt, welche letztere da eintrat, wo die Bauern meinten, als freie Leute brauchten sie gar keine Steuern und Abgaben zu geben.

Da nun aber der Adel in den Provinzen im Allgemeinen wenig Eifer zeigte und die Aufforderung eines vom Kaiser niedergesetzten (Leibeigenschafts)-Comité's ohne bedeutenden Erfolg blieb, machte im Herbst 1858 Kaiser Alexander selbst eine Rundreise durch die Provinzen, um den Adel durch eindringliche Vorstellungen, welche da und dort, sogar bis zu scharfen Rügen giengen, nicht im Zweifel zu lassen, daß es ernstlicher kaiserlicher Wille sei, das angefangene Werk durchzuführen. Allein jetzt wurde das Widerstreben des Adels erst recht stark, was sich besonders in den Provinzen Twer, Nowgorod und Moskau zeigte, und so schien es eine Zeitlang, als ob die Bauernemancipation in's Stocken gerathen sei. Der Kaiser jedoch blieb standhaft und erklärte, die Regierung werde für die vom Adel befürchtete unpünctliche Zahlung der Bauernleistungen selbst einstehen; die Transaction verlange natürlich Zeit; der Adel müsse sich eben fest entschließen, die neue Lage der Dinge anzunehmen und der Regierung beizustehen; die Ausdehnung der Theilnahme der Bevölkerung an der Administration hänge bloß vom Adel ab, der dieses Regierungsbestreben erleichtern oder aufhalten könne. — Geht nun das schwierige, auch nach Palmerston's offen im Parlament ausgesprochenem Urtheile „größte Werk, das je unternommen worden", zwar nur langsam von Statten, so geht es doch Schritt vor Schritt vorwärts, und ist einmal das Ziel erreicht, so werden künftige Generationen den menschenfreundlichen Urheber segnen.

Unterstützt wurde bisher der Kaiser in seinem hochherzigen Streben durch die allgemeine Theilnahme an diesen innern Reformen, welche in zahlreich verbreiteten russischen Zeitschriften (wie z. B. im „Zeitgenossen", im „russischen Boten", in den „Annalen des Vaterlands") von verschiedenen Standpuncten aus Besprechungen finden. Freilich konnte es auch nicht ausbleiben, daß durch solche zahlreiche, eingreifende Reformen auch überspannte Bestrebungen Einzelner hervortraten, namentlich unter denjenigen, welche in der Schule des Liberalismus erzogen waren, und nun theils in Ausbrüchen von Widersetzlichkeiten der Universitätsjugend, theils in einer in England gedruckten Zeitschrift („die Glocke") durch zum Theil pikante Angriffe auf Personen und Einrichtungen, theils in übertriebenen Ansprüchen der Bauern oder des Adels sich kundgaben und theilweise auf eine Constitution mit parlamentarischen Einrichtungen hinausliefen, — bei deren Anregung solche Politiker in ihrer Überstürzung nicht bedenken, auf welche unabsehbare Menge unvermittelter Widersprüche man bei den in Rußlands Völkergemenge vorhandenen Bildungselementen stoßen und dadurch einer gesunden Nationalentwicklung von vornherein den Lebenskeim abtreiben würde.

Indeß vermögen solche Bewegungen, wenn sie auch immerhin nicht unbeachtet bleiben dürfen, den festen Gang einer wohlwollenden und einsichtsvollen Regierung, welche zugleich vom besseren Theile des nationalen Adels, wie auch vom Kerne des Volks sich getragen weiß, nicht zu unterbrechen und werden nur dazu dienen, die Gefahren aufzudecken, welchen ein einseitiges, rücksichtsloses Vorgehen den Staat aussetzen würde. Der Kaiser ist daher selbst auf weitere nützliche Reformen bedacht, wie er denn bereits eine neue Gerichtsorganisation in Anregung gebracht hat.

Was die äußere, Europa zugekehrte Politik Rußlands betrifft, so zeigt sie in der neuesten Zeit bei allen Fragen, besonders bei der italienischen, fortgesetzt eine große Zurückhaltung, und scheint ihre Aufmerksamkeit vorzüglich der orientalischen Frage zuzuwenden.

Eine gleichschwierige Aufgabe für die wohlwollende Regierung des Czars ist die staatsweise Behandlung seines polnischen Königreichs, in welchem erneute Agitation abermals das stets glühende Nationalgefühl zur Flamme anzublasen bemüht war. Schon im März 1861 waren die Unruhen in Warschau so gestiegen, daß Warnungen ergiengen, und als diese nicht halfen, das Militär feuergebend einschritt. Die darauffolgenden Trauerdemonstrationen und das Absingen politischer Lieder in den Kirchen, von der Geistlichkeit geduldet und genährt, dazu das mehr und mehr hervortretende Streben der Polen nach einem unabhängigen Königthum nöthigte das Gouvernement zur Strenge, welche von einzelnen Oberbeamten nicht mit der nöthigen Maßhaltung ausgeführt wurde. Ungeachtet nun Reformen eingeleitet und zugleich ein Militärlager bei Kalisch errichtet wurde, hörten die nationalen Demonstrationen um so weniger auf, da auch die englische Politik durch Parlamentsäußerungen die polnische Bewegung zu billigen schien, und die Vorgänge in Ungarn und Italien die Polen in ihrer Haltung bestärkten.

Daher wurde im Oct. 1861 Warschau in Kriegsstand erklärt. Die Folge davon war, daß nun der polnische Adel sich in der auffallendsten Weise mit den Bauern verbrüderte, um diese bisher ruhige Volksschichte in die Bewegung hineinzureißen. Endlich als die Demonstrationen einen gefährlicheren Character annahmen, schritt die Regierung zu Verhaftungen und Bestrafungen nach dem Kriegsgesetz und verhängte Deportationen nach Sibirien; selbst den agitirenden Erzbischof von Warschau hätte dieses Geschick getroffen, wenn er nicht nebst vielen anderen Verurtheilten am Geburtstag des Kaisers amnestirt worden wäre. Von da an trat mehr äußere Ruhe ein, ohne daß jedoch der innere Widerstand nachließ. Die Bemühungen des Kaisers, durch wohlbemessene verbessernde Einrichtungen die Polen zu beruhigen, werden wenigstens die äußere Ruhe zu erhalten im Stande sein, zumal er ihnen in neuster Zeit den Großfürsten Constantin zum Vicekönig bestimmt hat.

2. Rußland als Nachbar des sogenannten rumänischen Reichs. Fürst Cusa. Die Fortschritte im Kaukasus (Schamyl). Wachsthum Sibiriens. Besitzergreifung des Amurlandes. Rußlands Zukunft im Osten.

Der Pariser Friede hatte die Donaufürstenthümer (Walachei und Moldau) unter die Garantie der sämmtlichen Großmächte gestellt und ihnen Reformen verheißen. An diese Zusage anknüpfend hatte L. Napoleon den (schon in Kap. 2, 4. erwähnten) Vorschlag gemacht, beide Fürstenthümer, in welchen die rumänische (zu nicht geringem Theile von den Römern Daciens abstammende) Nation die herrschende ist, in Ein Reich zu vereinigen und es unter einen einzigen Hospodar oder Wahlfürsten zu stellen. Denn er gedachte, aus einer künftigen Erweiterung dieses Reichs (durch einstige Hinzufügung des den Russen gehörigen Bessarabiens, wo gleichfalls Rumänen wohnen,) für die französische Politik Nutzen zu ziehen und ihr dort eine gegen Rußland, Österreich und die Türkei gleichmäßig gerichtete Stellung zu verschaffen. Obwohl nun Rußland diese Absicht durchschaute, so gieng dasselbe doch auf diesen Vorschlag ein, weil es eben durch sein Bessarabien an dieses neugeschaffne rumänische Reich gränzte und wohl wußte, daß es durch seine griechische Kirche auf alle Rumänen von jeher einen großen Einfluß hatte, durch den es gegen die angedeuteten Absichten Frankreichs gewissermaßen doch gesichert war.

Österreich und die Pforte waren zwar gegen jene Vereinigung; aber da England, durch seinen indischen Krieg bedrängt, zustimmte, so mußte die Pforte, der Österreich allein nicht helfen konnte, nachgeben und den von beiden Fürstenthümern am 13. April 1859 gewählten Fürsten Alexander Cusa (Couza) bestätigen. Als nachher das durch L. Napoleon aufgestellte Nationalitätsprincip so viele Köpfe verrückte und während des italienischen Kriegs die von Italien ausgehenden ungarischen und polnischen Agitationen begannen und auch in die Donaufürstenthümer hineinzureichen drohten, konnte das russische Cabinet nicht gleichgültig bleiben, und die diplomatische Sprache, die es darüber gegen Frankreich führte, soll auch mit zu dem raschen Friedensschluß von Villafranca beigetragen haben.

In dem gleichen Jahre besiegten die Russen in dem fortgesetzten Krieg gegen die Gebirgsvölker des Kaukasus den Tscherkessenführer Schamyl und lähmten durch seine Gefangennehmung den hartnäckigen Widerstand dieser Männer, zu dem er sie so lange her durch seine ungewöhnliche Tapferkeit, Gewandtheit und Ausdauer zu befeuern und zusammenzuhalten gewußt hatte. Dennoch wird Rußland noch lange zu kämpfen haben, bis es den ganzen Kaukasus mit seinen für ihre Unabhängigkeit todesmuthig streitenden Völkerstämme in seine Gewalt bekommt, um von diesem mächtigen Bollwerk aus die asiatische Türkei und Persien zu beherrschen.

Schamyl's Gefangennehmung war das Verdienst des russischen Fürsten Barjatinsky. Dieser hatte ihn mit starker Übermacht in immer engere Gränzen eingezwängt, bis er ihn in die Felsenfeste Weden einschloß und dieselbe am 1. April 1859 eroberte. Aber dem gewandten Heldengreise war es kurz vor der Einnahme gelungen, mit 400 seiner ihm bis in den Tod ergebenen Müriden zu entfliehen und sich weiter südlich in eine andere Felsenburg, Namens Gunib, zu werfen. Doch auch dort ward er eingeschlossen und vertheidigte sich darin so lange, bis sie erstürmt wurde. Da alle seine Getreuen bis auf nur wenige gefallen waren, so barg sich Schamyl in einer Felshöhle, und als Fürst Barjatinsky vor dieselbe trat und ihn aufforderte, sich zu ergeben, zeigte jener sich am Eingange der Höhle und fragte nach den Bedingungen. „Tritt ohne Bedingung heraus!" sagte der Fürst. Schamyl thats und beantwortete die weitere Frage: „Bist du Schamyl?" mit Ja, worauf ihm der Fürst sagte: „Dein Leben ist dir geschenkt, auch darfst du deine Frauen und deine Schätze behalten, aber du wirst nach Petersburg gebracht, wo der Kaiser über dein Schicksal bestimmen wird." Gebeugten Hauptes trat Schamyl hervor und ergab sich. — Auf der Reise in das Land seiner Feinde traf er zu Tschagunew auf den Kaiser Alexander, der den 63jährigen Tscherkessenhelden gnädig empfieng und ihn im kaiserlichen Gefolge einer Truppenschau beiwohnen ließ, dadurch anzuzeigen, daß er die Tapferkeit und das Unglück des Gefangenen ehre. Nachdem sodann Schamyl in Petersburg (wie einst Abdel Kader in Paris) eine Zeitlang der Gegenstand der Bewunderung der vornehmen Welt gewesen war, wurde ihm sein künftiger Aufenthalt in Kaluga angewiesen, wo er auf das anständigste gehalten wird. Die nächste Folge von Schamyl's Gefangennehmung war die Unterwerfung der transkaukasischen Abadschesen. Viele Tscherkessen wanderten in die Türkei ein; nur wenige im Gebirge hielten sich noch frei.

Auch Sibirien, das sich im Lauf der Zeit an Bevölkerung und Wohlstand ausnehmend gehoben hatte, wurde an der mongolischen Wüstengränze durch den Hinzutritt von vier Millionen Khalka-Tartaren vergrößert. — Desgleichen wurden neuerdings auf der asiatischen Seite des Ural, bei Tomsk, viele Goldgruben entdeckt, welche eine Menge Goldgraber herbeilockten.

Eine bedeutende Erwerbung machte Rußland in neuester Zeit durch die Besitzergreifung des Amurlandes, welches Murawiew, Gouverneur von Ostsibirien, mit großem Geschick und ohne Waffengewalt sich von den Chinesen, die damals durch England im Gedränge waren, an Rußland abtreten ließ. Der zu Aigun am 28. Mai 1858 darüber abgeschlossene Vertrag verschaffte dem russischen Reiche das Gebiet zwischen dem Amurfluß und dem Meere, zu dessen Hauptstadt die schon 1852 von Murawiew gegründete Stadt Nicolajew erhoben wurde. Schon in dem gleichen Jahre der Erwerbung dieses neuen Gebietes befuhren viele (man berichtet 29) Dampfschiffe den Fluß Amur, und Nicolajew ist jetzt bereits der Haupthandelsplatz für die auf diesem Flusse nach und aus Sibirien gehenden Waarensendungen.

Die Culturaufgabe, welche Rußland nach der ostasiatischen Seite hin zugefallen ist, gewährt ihm eine eben so reiche, als großartige Zukunft.

7. Kapitel. England in Ostindien und in China.

1. Verkehrte Regierungspolitik der Ostindischen Compagnie. Das Reich der Sikhs. Randschit-Sing. Eroberung von Lahore. Der Aufstand in Multan. Die Einverleibung des Pendschab. Weise Verwaltung dieses neuen britischen Besitzes.

Der in Kap. 2, 4 erwähnte Aufstand in Ostindien, welcher 1857 bis 1859 die britische Herrschaft daselbst bis auf den Grund erschütterte, geht mit seinen tiefsten Ursachen allerdings auf die macchiavellistische Politik zurück, welche die Ostindische Compagnie vom Beginn ihrer Eroberungen an gegen die Landeseingebornen beobachtet hat, ist aber wesentlich dem aus jener Politik hervorgegangenen antievangelischen Princip zuzuschreiben, mit dem die Compagnie systematisch diesen ihren Länderbesitz festzuhalten und zu regieren strebte.

So lange die Ostindische Compagnie Indien regierte, hatte sie aus Politik jeden Versuch, im Lande das Evangelium zu verbreiten, beharrlich zurückgewiesen, in der Besorgniß, dadurch ihre Einkünfte beeinträchtigt zu sehen. Die ersten protestantischen Sendlinge der hallischen Mission 1706 durften das britische Territorium in Indien nicht betreten, sondern streuten — von den dänischen Besitzungen in Tranquebar aus — den Samen des Evangeliums in den unabhängigen Gebieten der eingebornen Fürsten von Tanjore (Tandschaur) aus. Als 1793 der erste britische Missionar Carey in Calcutta landete, wurde er nicht geduldet, und konnte nur im benachbarten dänischen Gebiete Serampur wirken. Noch im Jahr 1812 hatte der amerikanische Missionar Judson das gleiche Geschick. Im darauffolgenden Jahre, in welchem der Freibrief der Ostindischen Compagnie erneuert wurde, gab zwar jener indobritischen Politik ein Parlamentsbeschluß, durch Aufnahme des entgegengesetzten Princips, eine andere Richtung. Die Compagnie mußte sich nämlich zu der lange verweigerten Verpflichtung verstehen, durch Schulen nützliche Kenntnisse unter den Eingebornen Indiens zu verbreiten und auf ihre sittlich-religiöse Hebung bedacht zu sein. Nichts desto weniger aber hielt man in Indien die traditionelle Politik „vollkommner Neutralität" in der Praxis fest, und noch im Jahr 1854, als das indische Unterrichtswesen eine neue Organisation erhielt, wurde „auf Grund der traditionellen Politik" (obgleich sie nicht mehr zu Recht bestand) in allen indischen Regierungsschulen die Bibel sammt allen christlichen Lehrbüchern ausgeschlossen und keinem Missionar der Besuch der einheimischen Gefängnisse gestattet (außer mit Bewilligung des Directors bloß zu demjenigen Gefangenen, der ihn ausdrücklich verlangte). Man gieng so weit, selbst „die außeramtliche Privatthätigkeit der Beamten zur christlich-sittlichen Hebung des Volkes" schmählich beschränken und die Gewissen bannen zu wollen.

Ein ausgezeichneter Lehrer an einer Regierungsschule bei Calcutta las mit etlichen Zöglingen auf ihre eigne Bitte in seinem eignen Hause an Sonntagen die h. Schrift: er mußte es unterlassen, wenn er seine Stelle nicht verlieren wollte. Wie wenig Ernst es der Compagnie mit der Einführung des Unterrichtswesens in Indien war, beweis't die Angabe, daß sie in Bengalen bei einer Bevölkerung von 35 Mill. Seelen, von der sie jährlich 3,759,000 Pf. Sterling bloß an Grundsteuern erhob, zur Unterstützung für Schulen die Spottsumme von 2400 Pf Sterling verabreichte! Mußten doch sogar Beamte der Compagnie (also Christen) sich hergeben, auch Steuern für die Kleidung und Fütterung von Götzen und für die Unterhaltung von Moscheen und Götzentempeln zu sammeln, oder, wie in Serampur, einem Localgötzen ein Opfer von Kuchen ꝛc. zu bringen und den Kostenbetrag in die Staatsrechnungen einzutragen. Die Einsammlung der Pilgertaxe durch christliche Beamte für den Dienst des Götzen Dschagernauth (eigentlich Dschagganatha) wurde erst 1836 abgeschafft; dennoch erhielt der Götze eine geraume Zeit noch seine Zahlungen aus dem Staatsschatz. Und wenn auch zuletzt stufenweise alle offene Verbindung zwischen der Regierung und dem Götzendienst aufhörte, so blieb doch noch jene widerchristliche Pflicht der Steuerbeamten bestehen.

Welche bittere Frucht am Ende, diese von der Liebe zum Mammon eingegebene und von der Furcht und Feigheit aufrecht erhaltene, auf die Vernachlässigung der sittlich-religiösen Hebung des indischen Volks gegründete Neutralitätspolitik geärntet hat, sollte der Aufstand des Jahres 1857, der den ganzen Bestand der britischen Herrschaft in Indien in Frage stellte, in das grellste Licht setzen.

Um den Umfang dieser Gefahr zu ermessen, müssen wir auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Um diese Zeit erhob sich im Pendschab (im Fünfstromland) ein Mann aus dem nach Religion und Sitte von den andern Indern unterschiedenen Stamme der Sikhs, unterjochte mit seinem Anhang einen Fürsten nach dem andern, bis es ihm gelang, durch Eroberung der muhammedanischen Hauptstadt Lahore ein mächtiges Reich zu gründen. Es war dieß der berühmte Randschit-Sing, dem nicht nur ganz Pendschab, sondern auch Multan im Süden, Kaschmir im Norden und Peschawer jenseits des Indus gehorchten.

Dadurch wurde er für die indobritischen Nord-Provinzen ein um so gefährlicherer Nachbar, weil im Volke der Sikhs Weissagungen umliefen, welche ihrer Religion und ihren Waffen den Sieg über alle Länder der Erde verkündeten: es war vorauszusehen, daß beide Mächte früher oder später aufeinander stoßen würden. Der kluge Randschit hielt aber, so lange er lebte, Frieden mit dem britischen Nachbar und befestigte denselben durch ein mehrmals erneuertes Freundschaftsbündniß. Kaum aber war er (im J. 1839) gestorben, als die Sikhs nach einer blutigen Palastrevolution in das Gebiet der ostindischen Compagnie einfielen und den Gränzkrieg begannen. Im J. 1845 stunden sich ein britisches Heer von 60,000 M. diesseits und 80,000 Sikhs jenseits des Gränzflusses Setledsch einander gegenüber, und nun erfolgten mehrere blutige Schlachten, deren Ergebniß war, daß die Briten am 22. Febr. 1846 siegreich in Lahore einzogen und den Sikhs so schwere Friedensbedingungen auferlegten, daß der Pendschab gewissermaßen unter britische Oberhoheit zu stehen kam.

Nach einer zweijährigen Ruhe erhob sich aber ein furchtbarer Aufruhr der im Süden von Multan ausgehend (1848) sich bald auch über den Norden des Landes verbreitete. Allwärts giengen die im englischen Heere dienenden Sihks zu den Aufrührern über, und obgleich die Briten in drei blutigen Schlachten siegten, so erschien doch die indobritische Macht aufs Äußerste gefährdet. Da gelang es dem tüchtigen Major Herbert Edwardes, das kühne Haupt der Feinde nach einem schweren Kampfe vor den Thoren Multan's in dieser seiner Hauptstadt einzuschließen und sie ungeachtet ihrer starken Befestigung sammt ihrem Vertheidiger und ansehnlicher Beute in die Gewalt der Briten zu bringen, worauf sodann der britische Oberbefehlshaber Gough durch seinen Sieg bei Gudscherat den Aufstand vollends beendigte. Eine Proclamation des Generalstatthalters Dalhousie verkündete die Endschaft des Reiches der Sihks und die Einverleibung des ganzen Pendschab in das indobritische Reich. Die Sihks wurden entwaffnet, englische Besatzungen in die festesten Plätze gelegt und die übrigen Festungen geschleift. Die Verwaltung des Landes wurde dreien britischen Commissären anvertraut, unter welchen sich Sir Henry Lawrence und Sir John Lawrence befanden, durch deren staatsmännische Weisheit und christliche Glaubensstärke das ehemals so kriegerische und fanatische Volk der Sihks allmählich eine so wunderbare Umwandlung erfuhr, daß es nach 12 Jahren ein Hauptwerkzeug zur Rettung der von den Hindu's und Mnhammedanern an den Rand des Untergangs gebrachten indobritischen Herrschaft wurde.

Der weisen und characterfesten Leitung der beiden Lawrence und der im christlichen Sinn und Geist mit ihnen verbundenen und für des Landes Wohl mitwirkenden Kriegshelden Edwardes und Martin gelang es, die Sikhs theils an die Arbeiten des Friedens zu gewöhnen, daß sie sich (gleich ihren Vorvätern) der Früchte ihres Fleißes erfreuten, theils sie zu bestimmen, daß sie sich in großer Zahl in das britische Heer anwerben ließen und nun „mit derselben Tapferkeit für England fochten, mit der sie kurz vorher ihre Waffen gegen dasselbe gekehrt hatten“. Ohne sich durch die Neutralitätspolitik des Directorenhofs in Calcutta beirren zu lassen, bewogen sie durch Vorstellung und Geldopfer die Londoner Missionsgesellschaft, Missionare nach Lahore zu senden, welche mit ihrer Unterstützung das Evangelium verkündeten. Als sodann die Bergvölker der Himalaja-Vorsprünge und der Gebirge Afghanistans jenseits des Indus unruhig wurden und ein britischer Befehlshaber in Begleitung von Edwardes und Martin in die starkbefestigte Stadt Peschawer gesandt wurde, um die kriegerische und tückische Umgebung derselben im Zaum zu halten, so brachte Edwardes, der (nachdem zwei britische Verwalter dieser Provinz, welche keinem Missionar Eingang gewährt hatten, hintereinander von Muhammedanern ermordet worden waren) selbst an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde, auch hier eine Missionsgesellschaft unter seinem Vorsitz zu Stande, welche von der Londoner Missionsgesellschaft durch Geld und durch die Sendung der Missionare Pfander und Clark unterstützt wurde. Major Martin legte sogar sein einträgliches Kriegsamt nieder und widmete sich ganz den äußeren Angelegenheiten der Missionsstation Peschawer, von wo aus sich dem Wort der Wahrheit, besonders durch Pfander's Thätigkeit, der Weg nach Innerasien anbahnte.

2. Der große ostindische Militäraufstand. Veranlassung desselben.

Ungeachtet der 1813 im englischen Parlament aufgestellten Verpflichtung, die Wohlfahrt der eingebornen Bevölkerung des indobritischen Reichs durch religiössittliche Hebung zu befördern, stand bei der obersten indobritischen Regierung noch fortwährend der Grundsatz völliger religiöser Neutralität fest, und nur die Privatwirksamkeit einzelner Christen wagte die oberwähnten Versuche sittlicher Hebung des Volks durch das Mittel des Christenthums. Da entstand — jedoch, ganz unabhängig von diesen Versuchen — der große indische Militäraufstand des Jahres 1857, dessen Veranlassung allerdings die Religion war, aber nicht so, daß überhaupt die Versuche, das Christenthum in Indien zu verbreiten, dazu geführt hätten, sondern so, daß man das Christenthum dem indischen Volke ein Jahrhundert lang systematisch vorenthalten hatte. Der Aufruhr entstand nicht aus der Bekanntschaft des indischen Volks mit der christlichen Religion, sondern aus seiner Unbekanntschaft mit dem, was Christenthum ist. Der Wahn der in der Landesarmee dienenden Eingebornen, daß man sie durch die mit Ochsenfett bestrichenen Patronen im eigentlichen Sinn mit dem Christenthum anstecken wolle, war nach dem Zeugniß der Einsichtsvollsten unter denen, welche auf dem Schauplatz der Ereignisse dem Sach- und Thatverhalt am nächsten standen, die eigentliche Veranlassung dieses über ganz Nordindien hinbrausenden Revolutionsorkans.

Der im vorigen Abschnitt genannte Oberstlieutenant Edwardes, dem mit eine wesentliche Rolle bei der Bekämpfung dieses Aufstandes zufiel, sprach sich 1859 am Jahresfeste der kirchlichen Missionsgesellschaft zu London darüber so aus: „Unsere Regierung in Indien hat das Christenthum systematisch von der Sipoy-Armee ferne gehalten. Wenn einmal ein einzelner eingeborner Soldat in den Provinzen von Bengalen sich zum Christenthum bekehrte, — wurde er aus dem Dienst gejagt. Die naturgemäße Folge dieser Politik war, daß der Sipoy, unbekannt mit dem Wesen des Christenthums, es nach dem Lichte betrachtete, das in ihm selbst war, und dieses Licht war Finsterniß. Er beurtheilte es nach seinen eigenen Vorstellungen von Religion: er meinte, es sei etwas, das man wie eine Krankheit durch Ansteckung oder bloße Berührung bekommen könnte. — — Die Spitzkugelpatronen, bestrichen mit Ochsen- und Schweinefett (wie die Eingebornen behaupteten) war nach ihrer Vorstellung das geheimnißvolle Mittel zur Ausführung eines allgemeinen Bekehrungsplans. — Der Regierung einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Wunsch habe, sie insgesammt zum Christenthum zu bekehren, das kam ihnen nicht in den Sinn: sie hielten dieß vielmehr für ganz natürlich bei einer Regierung; denn Religion ist für den Hindu eine Realität: all sein täglich Thun und Treiben, alle seine Lebensverrichtungen —, seine Feste, Mahlzeiten, Fasten, Ceremonieen und seine häuslichen Erlebnisse — Alles verknüpft sich mit seiner Religion; der Eingeborne ist nichts ohne seine Religion. Deßhalb vermag er auch eine Regierung, die um Religion sich nichts bekümmert, gar nicht zu verstehen: er kann einen solchen Körper ohne Seele gar nicht begreifen. Er kann sich es nicht anders denken, als daß der Körper der Regierung beseelt sein müsse von einer religiösen Überzeugung, und daß die indische Regierung den Wunsch haben müsse, so viel Eingeborne als möglich zu ihrem eigenen Glauben zu bekehren. Den Eingebornen erschien deßhalb jene Patrone als ein wohlberechneter Kunstgriff. Gut! sagte der Sipoy, hier ist diese kleine Patrone mit

ihrem Ochsenfett; als Hindu setze ich sie an meine Lippe, und siehe, sobald sie meine Lippen berührt, bin ich ein Christ. Ich berühre mit meiner Zunge etwas vom Rind; das Rind aber ist mein Gott, somit habe ich meinen Gott verunreinigt: ich habe versucht, ihn zu essen und ich bin nicht mehr ein Hindu, sondern ein Christ. — Gerade so war's bei dem Muhammedaner. Diese kleine Patrone, sagte er, ist mit Schweinefett beschmiert, diesem Gräuel aller Muselmannen; setze ich sie an meine Lippen, so entsage ich Muhammed und seinem Gesetz, ich bin nicht mehr Muhammedaner, sondern Christ. Nun machen beide, Hindu und Muselmann, Halt und sagen: Wir rebelliren gegen diese Patronen! Dieß war die eigentliche Grundveranlassung der indischen Meuterei von 1857." — In gleicher Weise gab der Gouverneur von Pendschab, Sir John Lawrence, in seinem berühmten Bericht an die britische Regierung seine Erklärung ab.

Warum der Aufstand allein in der Präsidentschaft Bengalen und nicht in den Präsidentschaften Madras und Bombay ausbrach und Nahrung fand, erklärte Edwardes in seinem oberwähnten Vortrag so: „In der Präsidentschaft Madras, wo man von Anfang an katholische und protestantische Missionen zuließ, finden sich fünf Sechstheile aller Eingebornen Indiens, so daß man im Heerdienste keine Rücksicht auf das Kastenwesen zu nehmen brauchte; in der Armee von Bombay finden sich unter den Eingebornen zwar nicht viele Christen; dennoch war auch hier von vorn herein die Rücksicht auf die Kaste zurückgestellt worden, so daß der Soldat aus höherer Kaste neben dem aus niederer Kaste zu stehen sich nicht weigert, ja selbst der Gemeine aus der Brahmanenkaste sich von einem Hauptmann aus niederer Kaste commandiren läßt. Die bengalische Armee aber enthält nicht nur gar keinen Christen unter den Eingebornen, sondern ist eine wahre Pflegeanstalt für die Kaste, welche von der Regierung in aller Weise geschützt wird. — Eben diese Bengal-Armee, welche ihre Kaste, aber kein Christenthum hatte, ist es, die uns mit jener furchtbaren, höllischen Meuterei von 1857 beschenkte. Die Bombay-Armee, welche keine Kaste und nur wenige Christen hatte, hielt mit weniger Ausnahme in der Treue fest. (Als sich auch hier eine Verschwörung bildete und die Verschwörer in einem Hause beriethen, vor welchem aus einem Versehen ein christlicher Soldat als Schildwache gestellt worden war, hörte dieser ihre Berathungen und zeigte die Sache seinen Obern an, welche sogleich durch Verhaftung der Verschwörer den Ausbruch der Empörung verhinderten.) In der Madras-Armee, in welcher keine Kaste, aber viel Christenthum war, fand sich große Treue und von Rebellion keine Spur." (S. das Basler Evangel. Missions-Magazin von Dr. Ostertag 1860.)

3. Beginn des Aufstandes in Mirut. Delhi Hauptbollwerk der Empörung. Nanna Sahib's Gräuelthat in Cawnpur. Der Aufstand in Audh und in andern Provinzen. Rettung des Pendschab.

Der Verlauf und Ausgang der Empörung war mit kurzen Zügen folgender. Nachdem sich in der Armee Hindu's und Muhamedaner schon länger her verständigt hatten (was um so leichter war, da die englischen Offiziere mit den Sipoys in gar keinem näheren Verkehr stunden, vielmehr sich stolz von ihnen sonderten); giengen im Jan. 1857 unter ihnen kleine sog. Atta-Kuchen von Hand zu Hand, woran die Verschwornen sich erkannten und erinnerten, daß die Zeit des Aufstandes nahe. Der 23. Juni, als der Tag, an welchem hundert Jahre zuvor Lord Clive (XXIV. 4, 2. a. E.) mit seinem Sieg bei Plassy den Anfang zur Unterjochung Indiens begonnen hatte, war zum An-

fang der allgemeinen Erhebung bestimmt. Ungeduld und Zufall führten sie da und dort schon früher herbei.

„Das Gelingen schien unzweifelhaft. Die Unzulänglichkeit der vorhandenen britischen Streitkräfte, ihre Zersplitterung über hunderte von Meilen, ihre Überraschung fast an allen Orten zugleich, die Ungunst der Jahreszeit, — dieß Alles auf der einen Seite; die große Überzahl der Aufständischen anderseits, der Besitz der bedeutendsten Festungen, der leichte Raub unerschöpflicher Kriegsvorräthe und ungeheurer Schätze an baarem Geld, der Vortheil, auf eignem Grund und Boden zu fechten und so vieles Andere gab die Bürgschaft des Siegs. Dazu kam der zuversichtliche Glaube, daß die Briten von ihrem Gott verlassen seien, daß der Fluch des Landes und seiner Götter die Fremdlinge endlich erreicht habe, und daß Schiwa und Wischnu eben so sehr als Muhammed wider sie streiten würden. Sprach doch eine alte Weissagung es aus, daß nach dem Abschluß des ersten Jahrhunderts die englische Herrschaft ein Ende nehmen werde!"

Am 9. Mai weigerten sich drei Reiterregimenter in Mirut (nicht weit von der alten Mogulhauptstadt Delhi), die oberwähnten Patronen anzunehmen. Als man die Widerspenstigsten verhaftete, befreiten ihre Kameraden sie, tödteten oder verjagten die englischen Offiziere, brannten die Quartiere derselben nieder und ermordeten die Frauen und Kinder. Doch wurden die Meuterer von herbeieilenden englischen Truppen bewältigt und zum Theil verjagt. Die Entkommenen flüchteten sich in die Stadt Delhi und brachten die dortige große Besatzung in Aufstand, welche zum Unglück größtentheils aus Sipoys bestand. Vergebens vertheidigten sich die wenigen englischen Offiziere daselbst: sie wurden sammt fast allen Beamten der großen Stadt getödtet, selbst die Frauen und Kinder derselben nicht geschont.

Besonders wurden die Frauen unter den schrecklichsten Mißhandlungen umgebracht. Einer Lady z. B. wurde die Gesichtshaut ab- und über den Kopf gezogen und sie in diesem Zustand unbekleidet durch die Straßen gejagt; andern wurden die Nase ab- oder der Leib aufgeschnitten.

Dabei raubten die Empörer an Geld und Kostbarkeiten so viel, daß sie die Lasten ihrer Beute kaum schleppen konnten und um derselben willen Manche von ihren eigenen habgierigen Kameraden erschlagen wurden. Da von allen Seiten immer mehr Rebellen nach Delhi strömten und die mächtigen Kriegsvorräthe daselbst in ihre Hände fielen, so machten sie diese große und wohlbefestigte Stadt zum Hauptbollwerk des Aufruhrs und setzten sich, um ihrer Sache ein Ansehen zu geben, den 92jährigen Titular-Großmogul Akbar, der in seinem Palaste von seiner englischen Leibrente lebte, zum Haupt, für den aber dessen ältester Sohn Mirza fungirte, der bei jener Mißhandlung der Frauen, wie man sagte, sich am bemerkbarsten gemacht hatte.

Gleichzeitig brach in den andern Garnisonstädten Bengalens der Aufruhr aus, und überall wurden die Engländer unter Grausamkeiten aller Art ermordet. In Allahabad wurden 26 Offiziere mit ihren Frauen und Kindern zu Tode gequält. Aus den unzähligen Unthaten, von denen die Geschichte dieses Aufstandes berichtet, ragt als die

gräßlichste diejenige hervor, welche zu Cawnpur von Nanna Sahib, dem Führer eines Rebellenhaufens, verübt wurde.

Nanna Sahib, ein Hindu-Fürst, hatte eine vornehme Erziehung und im Umgang mit Europäern einen feinen Bildungsschliff erhalten, faßte aber, als man seinen Anspruch an ein gewisses Erbland in Oude (spr. Auhd) nicht anerkannte, einen Todhaß gegen die Engländer. Bei dem Aufstand in Cawnpur überfiel er die dortige kleine Besatzung und als der Oberst derselben, Namens Wheeler, nach dem Verlust seiner meisten Leute capituliren mußte, gewährte Nanna ihm mit dem Rest der Seinigen freien Abzug. Als die Abziehenden auf Kähnen den Ganges hinabzufahren anfiengen, schossen die Rebellen auf sie, und als jene sich aus den Kähnen an das andere Ufer retteten, wurden sie gefangen und in die Stadt zurückgeschleppt. Dort wurde Oberst Wheeler ermordet; seine Tochter rächte ihren Vater dadurch, daß sie den Soldaten, der sie zurückgeschleppt hatte, sammt seinen Angehörigen in der Nacht tödtete und sich dann in's Wasser stürzte. Darauf wurden die gefangenen Männer abgesondert, um erschossen zu werden. Als sich ihre Frauen und Kinder an sie anklammerten, wurden sie von ihnen gerissen und in das sogenannte „gelbe Haus" gesperrt. Nachdem die Männer, 278 an der Zahl (darunter 88 Offiziere) erschossen waren, wurden die Frauen und Kinder, 120 an der Zahl, aus jenem Hause geholt, entkleidet, abgeschlachtet und in einen großen Brunnen geworfen. Diese Schauderthat fiel am 17. Juli 1857 vor.

Der Aufstand durchwüthete auch die Provinz Auhd (Oude, ein Königreich, das nicht lange vor dem Aufstande von den Engländern seinem Besitzer entrissen worden war) und die Provinz Gwalior (das Reich des Scindia). Nicht überall aber gelang es den Rebellen: an manchen Orten wurden die Aufstände nur von wenigen Offizieren unterdrückt, entweder durch zuvorkommende Entwaffnung der eingebornen Regimenter, oder durch entschlossene Strafeinschreitung gleich im Beginn, indem sie die Hauptmeuterer rasch aufhängen oder sie vor die Kanonen binden und in Stücke schießen ließen. So wurden in Patna 40, an andern Orten noch mehr, auf einmal von den Kanonen „weggeblasen". In einigen andern Städten retteten sich die Engländer in die Citadelle. In Benāres, dem Hauptbollwerk des Bramanenthums, wußte Henry Carre Tucker (auch ein wahrer christlicher Staatsmann) die meuterisch gährende Masse im Zaum zu halten und wurde dabei von dem Missionar Leupolt durch Herbeischaffung von Lebensmitteln für die englische Besatzung unterstützt.

Ein großes Glück war es, daß das eigentliche Volk der Hindus keinen Theil am Kampfe wider seine europäischen Beherrscher nahm, daß vielmehr nicht wenige davon sogar die persönliche Freiheit, das Leben und Eigenthum, die Weiber und Kinder derselben beschützt hat. Eine weitere Fügung der göttlichen Vorsehung war es, daß sich mit nur zwei Ausnahmen (Nanna Sahibs und der Mogulfamilie) die übrigen indischen Fürsten und Großen, wenn auch aus einem gewissen Instinct der Selbsterhaltung, nicht an die Rebellen anschloßen, manche sogar den Engländern Hülfe gewährten.

Der Hauptbrennpunct des Aufstandes war fortwährend Delhi und lange konnte dieser Stadt keine Rettung gebracht werden. Endlich

erschien Hülfe, und zwar hauptsächlich von der Seite her, wo die oben erwähnten edlen britischen Staatsmänner (die beiden Lawrence, Edwardes, Martin u. a.), unbekümmert um die falschen und feigen Grundsätze der Compagnie, durch ihr offenes Beispiel dem Christenthum freiere Bahn gemacht hatten, aus dem Pendschab, das zugleich durch eine andere höhere Fügung von der Berührung mit dem Bengal-Aufstand bewahrt worden war.

Gleich anfangs nämlich, als die Meuterei in Mirut ausgebrochen war und die dort verjagten Rebellen nach Delhi strömten, fühlte ein Junge im Telegraphenbureau zu Delhi sich gedrungen, mitten unter dem Donner der Kanonen, nach Lahore im Pendschab die Kunde von der Ermordung der Briten zu telegraphiren, welche mit den Worten schloß: „wir sind verloren!", und diese Botschaft rettete den Pendschab und dadurch Indien. Denn sogleich ließen die Commandanten in Lahore (Montgomery und Mac Leod) die verschiedenen Truppen entwaffnen, eine Maaßregel, die gleich darauf in der ganzen Provinz ergriffen wurde. Die darauf folgende Zerstörung des Telegraphen in Delhi schnitt zwar die Communication mit der obersten Reichsregierung (in Calcutta) ab, machte aber dadurch die Regierung des Pendschab ganz selbständig, so daß sie um so besser alle jene Mittel in Bewegung setzen konnte, die das Reich retten halfen.

Die Vorsehung Gottes zeigte sich auch darin, daß England ein Jahr zuvor in einem gegen Persien unternommenen Krieg, ohne eine Schlacht verloren zu haben, plötzlichen Frieden gemacht hatte, und daß nun die von dort zurückkehrende Armee, an deren Spitze die wahrhaft christlichgesinnten Generale Sir Henry Havelok und Outram standen, zur Bekämpfung der rebellischen Sipoys verwendet werden konnte.

4. Erste Hülfe aus dem Pendschab. Belagerung und Erstürmung von Delhi. Laknau in der äußersten Gefahr. General Havelok in Cawnpur und vor Laknau. Havelok's Tod. Einnahme von Laknau durch Campbell und Outram. Weitere Hülfe aus Calcutta: Lord Canning. Aufhebung der ostindischen Compagnie und Übergang der Regierung Ostindiens an die Krone Englands.

Das christlich verwaltete Pendschab nun sandte die Blüthe seiner Männer und seines Adels nach dem Kampfplatz vor Delhi, um Indien für England zu retten: und während „die vielgehätschelten Brahmanen-Sipoys in Bengalen und Nordindien ihre Schwerter gegen ihre feigen und furchtsamen Brotherren kehrten, fochten die Sikh-Sipoys vom Pendschab als die treusten Waffengenossen an der Seite der Briten und für sie." Die Zusammenziehung der Truppen bedurfte aber Zeit, um so mehr, da auf dem Zuge zwei Oberbefehlshaber derselben nacheinander an der Cholera starben, welche durch ihre Verheerungen die allgemeine Noth vermehrte. Erst General Reed konnte es wagen, sich vor die Stadt zu legen. Zwar war sein Heer noch klein, aber es hielt doch in seinem Lager gegen die wüthenden Ausfälle der Sipoys tapfern Stand, bis nach weiter eingetroffenen Verstärkungen General Wilson die regelmäßige Belagerung begann und am 14. September die Stadt erstürmte. Ein Theil der Rebellen wurde niedergemacht, der größere Theil entfloh gen Agra hin, wurde aber verfolgt und zersprengt.

Bei der Einnahme von Delhi kühlten die Engländer anfangs ihre Rache, indem sie in die Häuser drangen und Alles niederstießen, was ihnen vorkam. In manchen Häusern fanden sie die Weiber todt, weil ihnen ihre Männer und Väter die Hälse abgeschnitten hatten, um sie nicht in die Hände der Sieger fallen zu lassen. Der greise Mogul Akbar wurde aus seinem Palast hervorgezogen und gefangen gehalten, bis er später nach Calcutta gebracht und nachher auf eine Insel verbannt wurde. Seine Söhne und Enkel wurden erschossen.

Noch schwebte die Stadt Laknau (Luknow) in der äußersten Gefahr. Dort war Sir Henry Lawrence mit der englischen Garnison und 400 Frauen und Kindern vor den Rebellen von Audh und von dem Nanna Sahib belagert und hart bedrängt. Um sie zu entsetzen, hatte schon früher, während noch der Kampf um Delhi wüthete, der edle General Havelok mit Anstrengung einige tausend Engländer und schottische Hochländer gesammelt, mit denen er einige siegreiche Gefechte gegen die furchtbare Übermacht der Rebellen bestand und in Cawnpur eindrang, wo er die Leichen der von Nanna Sahib in den Brunnen geworfenen Frauen und Kinder herausschaffen und feierlich bestatten ließ. Als er von da gegen Laknau vordringen wollte, wurde er durch einen in Dinapur ausgebrochenen, die ganze Gegend verheerenden Aufstand aufgehalten.

Unterdessen aber hatte sein Freund, General Outram, Truppen gesammelt, um dem bedrängten Havelok beizustehen. Nach ihrer Vereinigung rückten sie vor Laknau, wo die Belagerten von 50,000 Rebellen, welche die Stadt eingenommen hatten, in der Citadelle so bedrängt waren, daß Sir Henry Lawrence bereits ein Vorwerk, das nicht mehr zu halten war, in die Luft sprengte, aber kurz darauf durch einen Bombensplitter tödtlich verwundet wurde, worauf Capitän Fulton die Vertheidigung übernahm. Das feindliche Feuer und die Cholera hatten schon einen großen Theil der Belagerten dahingerafft und ein pestartiger Geruch drohte die Lebenden zu ersticken. Mehrmals legte der Feind, um die Festung in die Luft zu sprengen, Minen, aber jedesmal grub sie der standhafte Muth der Belagerten ab.

Als eben zur Noth ein neuer Sturm abgeschlagen war, gelangte der treffliche Havelok, der sich durch die Rebellen der Umgegend und der Stadt hindurchgekämpft hatte, glücklich in die Citadelle, konnte aber mit seiner geringen Mannschaft den Rest der Belagerten nicht herausführen, sondern mußte darin mit ihnen auf weitere Hülfe warten, die endlich von Calcutta heranzog. Sie kam so zu Stande: es war vor dem Aufstande eine englische Armee zum Krieg mit China ausgesandt worden und eben an der chinesischen Gränze angekommen, als der Sturm in Indien losbrach, so daß der besonnene Generalgouverneur Lord Canning in Calcutta diese Truppen noch zurückrufen und 7000 Mann von ihnen nach Laknau entsenden konnte. Diese erschienen unter dem Oberfeldherrn Sir Campbell (nachmals Lord Clyde), dem es nun gelang, nicht nur in die Citadelle zu dringen, sondern auch die

Eingeschlossenen zu befreien, worauf er die Citadelle dem Feinde leer zurückließ. Kurz darnach starb Havelok an der Cholera und England ehrte nachher diesen edlen Kriegs- und Glaubenshelden auf ausgezeichnete Weise. (Siehe Gotth. v. Schubert's Leben Havelok's.)

Campbell aber und Outram hatten noch den ganzen Winter hindurch mit den Aufständischen zu kämpfen. Nachdem ihnen dann von Calcutta aus, vom Pendschab und von Nepal her noch bedeutende Verstärkungen zugeführt worden waren, gelang es ihnen endlich, am 13. März 1858 Laknau zu erobern und dort ein Strafgericht zu halten. Doch dauerte anderwärts der Krieg noch bis in den Juni fort, besonders da in Tantia Topi noch ein mächtiger und schlauer Rebellenführer zu bekämpfen war. Endlich wurde derselbe gefangen und gehängt; alle übrigen Insurgentenführer wurden besiegt und mit dem Tode bestraft. Nur Nanna Sahib entkam nach Nepal; seine Schätze aber wurden in einem Brunnen entdeckt. Ein Dankfest am 28. Juli 1859 bezeichnete das Ende dieses großen Militäraufstandes.

Das englische Parlament erklärte hierauf die Privilegien der ostindischen Compagnie für aufgehoben und legte am 28. Aug. 1858 die Regierung Indiens in die Hände der Königin Victoria. Dadurch wurde das heidnische Indien mit dem christlichen England näher verbunden, um so der Vortheile nicht nur der Civilisation, sondern der christlichen Cultur und ihrer Segnungen theilhaftig zu werden, wenn anders von nun an England mit einer lauteren christlichen Politik „die Kluft zu überbrücken" versteht, welche das indische Heidenthum und das Christenthum so scharf trennt.

„Stehet," ruft Edwardes seinen englischen Landsleuten zu, „ehrlich da als eine christliche Regierung: bekennt euch im Angesicht des indischen Volks als eine christliche Nation und ihr werdet erfahren, daß darin allein die wahre Sicherheit zu finden ist!" — Es sei nur noch erwähnt, daß nach dem englischen Geographen Hughes die neuste Gesammtsumme des ostindischen Areals 1,491,047 engl. Q.-M. und die Summe der Bevölkerung 160,004,000 Seelen beträgt.

Mit der Wiedereroberung Indiens durch Waffengewalt war aber noch nicht Alles gethan. Der übrige nicht minder wichtige Theil der Rettung dieses großen britischen Gebiets fiel noch dem oberwähnten Generalgouverneur Canning (Sohne des großen Canning) zu. Er verstand es, durch eine weise, versöhnliche Verwaltung die Gefahr eines dauernden Raçenhasses abzuwenden und zu zeigen, daß der Bruch zwischen Europäern und Eingebornen, so schlimm er war, noch der Heilung fähig sei. Als der Beschluß der Rathskammer in Calcutta, den Grund und Boden von Auhd einzuziehen, um damit eine neu zu bildende, England ergebene Aristokratie zu belehnen, in London durch die Bemühungen des edeln Ministers Ellenborough und seines Nachfolgers, des Lords Stanley, als eine gehässige Maßregel umgestoßen wurde, freute sich Canning und gieng nun mit um so größerer Zuversicht an die Herstellung des Vertrauens durch alle Mittel seiner großen

Gerechtigkeitsliebe. Auch suchte er den zerrütteten Wohlstand des Landes durch Hebung der Industrie und durch andere materielle Verbesserungen zu heben. Er brach den eigennützigen Widerstand der europäischen Kaufleute und Indigopflanzer, welche von keiner Besteurung etwas wissen wollten, und machte es dadurch den Finanzbeamten Wilson und Laing möglich, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe wieder herzustellen. War er auch deßhalb bei der Mehrzahl der, noch von der ostindischen Compagnie geerbten, Beamten nicht beliebt, so ehrten und schätzten ihn die Eingebornen desto mehr und sahen ihn im Mai 1862 mit aufrichtigem Bedauern von Indien scheiden. Er kehrte in die Heimath zurück und erhielt den Lord Elgin (James Bruce, aus einem alten schottischen Adelsgeschlechte, das seinen Stamm auf Robert Bruce zurückführt,) zum Nachfolger, von welchem man die Hoffnung hegt, daß er Canning's angefangene mäßige und versöhnliche Politik treu fortsetzen werde.

5. Die Engländer in China. Anfänge des Handelsverkehrs mit den Chinesen von Macao und in Canton. Der Opiumschmuggel. Der Opiumkrieg. Die Engländer im Peiho. Waffenstillstand. Fortsetzung des Kriegs. Die Engländer vor Nanking. Der Friede von Nanking.

Der Beginn des Handelsverkehrs der Engländer mit China fällt erst in das gegenwärtige Jahrhundert. Im Anfang dieser Periode stunden nur Portugiesen und Holländer von Macao aus mit den Chinesen in Handelsverbindung und alle übrigen Europäer waren ausgeschlossen. Verschiedene Versuche der Engländer, durch Gesandtschaften Handelsverkehr mit ihnen anzuknüpfen, schlugen fehl. Erst im Jahr 1820, als der gegen Fremde duldsamere Kaiser Taokuang zur Regierung gelangte, konnten die Engländer von Ostindien aus einen lebhafteren Handel mit den Chinesen betreiben, indem sie in Macao chinesischen Thee, der in England mehr und mehr zum Bedürfniß geworden war, gegen Opium eintauschten, das aus dem auf ostindischem Boden so gut gedeihendem Mohn bereitet und wegen seines berauschenden Genusses von den Chinesen leidenschaftlich in allen Formen des Gebrauchs gesucht wird.

Da aber die chinesische Regierung die geist- und leibverderblichen Folgen des Opiums kannte, so erließ sie die strengsten Opiumverbote. Dadurch aber erhielt der Schleichhandel mit Opium eine um so größere Ausdehnung, so daß die ostindische Compagnie es in ihrem Interesse fand, diesen Handel unter ihre Aufsicht zu stellen. Sie sandte daher im Jahr 1834 den Lord Napier nach Canton, der dort als Oberaufseher des englischen Handels ohne Umstände seinen Sitz aufschlug, ohne die Behörden darum anzugehen. Allein die Chinesen schloßen ihn in seiner Wohnung ein, und würden ihn ausgehungert haben, wenn nicht englische Schiffe ihn gerettet hätten.

Im Jahr 1836 wurde an seiner Statt Capitän Elliot nach Canton geschickt, dem es gelang, den chinesischen Behörden zum Trotz, den Opiumschleichhandel mit Hülfe eines großen Theils der Bevölkerung von Canton im größten Umfang zu betreiben.

Da der Kaiser die schrecklichen Folgen des Opiumgenusses an seinem eigenen Sohne zu beklagen hatte, der ihm daran gestorben war, so verschärfte er, um sein Volk vor dieser Pest zu bewahren, die Opiumverbote. Weil aber die Engländer dieselben doch auf alle Weise zu umgehen wußten und selbst die Mandarine (hohe chinesische Beamte) in Canton sich bestechen ließen, sandte der Kaiser (1839) einen neuen, energischeren Statthalter dahin, Namens Lin, der auf den Gebrauch des Opiums die Todesstrafe setzte, alle Häuser nach Opium durchsuchen, die vorgefundenen Vorräthe vernichten und die Schuldigen hinrichten ließ.

Das half jedoch nicht viel: das Volk stack zu tief in sittlicher Verderbniß, und als auch die Schiffe untersucht wurden, halfen die Untersuchungsbeamten selbst das Opium aus den weggenommenen Kisten bei Seite schaffen und sie mit — Steinen füllen. Was davon dem Gouverneur Lin eingeliefert wurde, ließ derselbe mit Kalk vermischt in's Meer werfen. Nichts destoweniger nahm der Opiumhandel nicht ab, sondern erhielt sogar noch einen größeren Aufschwung, da der steigende Preis nur noch mehr Opiumverkäufer aus Indien herbeilockte.

Als Lin hierauf mit der chinesischen Flotte die englische Handelsflotte vertilgen wollte, ließ Capitän Elliot die chinesischen Dschunken in den Grund schießen. Ja im folgenden Jahre erschien eine englische Flotte unter dem Admiral Elliot (einem Verwandten des vorigen) vor der Stadt Amoy mit einem Schreiben an den Kaiser, welches die Forderungen der englischen Compagnie enthielt. Als man dieses Schreiben nicht annahm, beschoß der Admiral die Stadt und besetzte die Insel Tschusan. Da diese aber ungesund war, segelte er (am 11. Aug. 1840) in die Mündung des Peiho, in der Nähe von Peking, und erzwang so die Annahme seiner Depeschen. Nach einer zehntägigen Bedenkzeit, sandte der Kaiser drei Mandarine an ihn mit dem Versprechen, einen Abgeordneten nach Canton zu senden. Dieser erschien erst am 29. Nov. in der Person des Obercommissärs Keschan (Kischen), der aber die Unterhandlungen mit Elliot (nicht dem Admiral, der unterdeß durch einen andern ersetzt worden war, sondern mit dem oberwähnten Capitän) so sehr in die Länge zog, daß dieser, um die Sache zum Schluß zu bringen, am 9. Jan. 1841 die Forts an der Bocca Tigris beschoß und so die Chinesen zu einem Präliminarfrieden brachte, wornach der Handel wieder hergestellt, den Engländern für Tschusan die Insel Hongkong abgetreten und 6 Mill. Dollars Entschädigung zugesagt wurde.

Da aber die Bestätigung des Vertrags von Seiten des Kaisers verzögert wurde, so begann Elliot die Feindseligkeiten wieder und zerstörte

nun die Forts an der Bocca Tigris, wobei 500 Chinesen umkamen und 1300 gefangen wurden, die Übrigen aber, um sich nicht ergeben zu müssen, sich freiwillig theils in den Flammen, theils in den Wellen den Tod gaben.

Erzürnt darüber ließ der Kaiser den unglücklichen Keschan, weil es ihm nicht gelungen war, die „rothhaarigen Barbaren" Vernunft zu lehren, in Ketten nach Peking bringen und erließ ein Edict, das den Engländern den Handel mit China „auf ewige Zeiten" verbot! Dagegen ließ Elliot vor Canton freien Handelsverkehr verkündigen und beschloß, nachdem er die Fremden in den Factoreien auf seine Schiffe in Sicherheit gebracht hatte, einen entscheidenden Angriff auf diese Stadt. Als sodann die Chinesen Brander gegen seine Flotte aussandten, wußte er diesen auszuweichen und trieb sie auf die chinesischen Schiffe zurück, so daß 28 derselben verbrannten. Darauf zerstörten die Engländer die Uferbefestigungen, nahmen die Factoreien ein, eroberten sowohl oberhalb, als unterhalb der Stadt die Forts, wobei sie 1200 Kanonen erbeuteten, und verbrannten über 100 chinesische Kriegsschiffe. Als sie eben die Mauern der Stadt Canton selbst bestürmen wollten, erschien der chinesische Minister Hu und brachte die Bestätigung der oberwähnten frühern Convention.

Weil aber die Engländer diese Zugeständnisse nicht ausreichend fanden, riefen sie den Capitän Elliot von seinem Posten ab und sandten den Admiral Parker, um den Krieg fort- und alle ihre Forderungen durchzusetzen. Dieser nahm sogleich Amoy weg, eroberte die Insel Tschusan auf's neue und besetzte Ningpo, das die Chinesen vergebens zurückzuerobern versuchten.

Nachdem Parker im Frühjahr 1842 Verstärkungen an sich gezogen hatte, fuhr er auf dem Yang-tse-kiang in das Innere von China. In allen Städten, die von ihm angegriffen wurden, vertheidigten sich die Bewohner mit dem Muth der Verzweiflung bis zum Tod; ja in einer Stadt tödteten sie ihre Weiber und Kinder, um sie nicht den „fremden Teufeln" in die Hände fallen zu lassen.

Erst als die Engländer vor Nanking, der zweiten Hauptstadt des Reichs, erschienen, gab der Kaiser, um diese reiche Stadt zu retten, nach und schloß am 29. Aug. 1842 Frieden, in welchem er 21 Mill. Dollars zu zahlen, fünf Häfen (Canton, Amoy, Futscheu, Ningpo und Schanghai) dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Insel Hongkong abzutreten sich verpflichtete.

Auf solche Weise haben die Engländer das so lange verschlossen gewesene China dem Welthandel geöffnet, können sich aber dennoch des „Opiumkrieges, als einer sittlichen That" nicht rühmen; nur weil durch dessen Zulassung die göttliche Vorsehung zugleich der evangelischen Mission eine weitere Bahn bereitete, kann sich der Freund

der Menschheit im Hinblick auf das zunehmende Eingehen der Völker in das Reich Gottes über die Art und Weise getrösten, mit welcher menschliche Sünde oft die unbewußte Veranlasserin zur Förderung der Absichten Gottes ist.

6. Das evangelische Christenthum in China. Die Taipingbewegung. Hung-Siu-tseuen, Stifter der Taipingreligion. Erste Periode ihrer Entwicklung: Lehre und Cultus. Übergang derselben zur Rebellion gegen die Mandschu's. Siegesglück. Eroberung von Nanking. Errichtung des Gegenkaiserthums.

In China bestand seit dem Sturz der Ming-Dynastie, welcher 1644 durch den Einbruch der Mandschu's erfolgt war, deren Haupt die Stadt Peking zum Herrschersitz wählte, eine der neuen Herrschaft stets feindlich gesinnte Nationalpartei, welche von Zeit zu Zeit Verschwörungen stiftete, deren Bestrafung oft auch Christen traf, denen man Theil an denselben Schuld gab.

Das Christenthum war gegen das Ende des 16. Jahrhunderts durch die Jesuiten nach China gebracht worden (s. XX. 6, a. E.). Die Verfolgungen, die es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter den Mandschu's zu erdulden hatte, waren schwer und ausgedehnt, bis es im Jahr 1815 völlig verboten wurde. — Der erste protestantische Missionar war der berühmte Morrison, der 1807 nach Canton kam und die Bibel in's Chinesische übersetzte. Seitdem nahm die evangelische Mission einen merklicheren Fortschritt, zu dem nachher Gützlaff's practische Thätigkeit viel beitrug, welcher in der Folge bei seiner Besuchsreise in Deutschland zur Stiftung einiger Missionsvereine für China Veranlassung gab.

Der unter den Nationalchinesen im Stillen vorgeschrittene Empörungsgeist gegen die Mandschu's fühlte sich besonders seit den Demüthigungen, welche der regierende Kaiser Hien-fang von den Engländern erlitt, ermuthigt, und fand endlich in der neu aufkommenden, mit dem Christenthum verwebten Lehre eines religiöspolitischen Reformators, des Chinesen Hung-Siu-tseuen, Weg und Mittel, unter seiner Führung die Mandschu's mit Erfolg bekämpfen zu können. Es ist dieß der unter dem Namen Tien-Wang (d. i. himmlischer König) die Taiping's (Männer des Friedens) beherrschende, in Nanking residirende Rebellenkaiser, der den Mandschu's bereits einen großen Theil ihres Reichs entrissen hat. Die von ihm in China bewirkte Insurrection hat zwei Perioden ihrer Entwicklung; in der ersten Periode hielt sie sich noch in den Schranken einer religiösen Bewegung und gewährte die Hoffnung, daß sie, ungeachtet ihrer Irrthümer, der Verbreitung des Christenthums, auf dem sie in den meisten Puncten zu stehen schien, höchst förderlich sein werde; — in der zweiten Periode, in welcher sie erobernd auftrat und, durch das Kriegsglück begünstigt, einen reißend schnellen Umfang gewann, erscheint sie als eine aus dem colossalsten Mißverständniß und Mißbrauch des Christenthums hervorgegangene, mit allen Schrecken culturfeindlicher Verwüstung und Zerstörung verbundene Länder- und Völkerplage, von der ungewiß ist, ob sich aus

ihrem Chaos im Laufe der Zeit noch eine bessere sociale Gestaltung hervorringen werde.

Der Ursprung dieser merkwürdigen Taipingbewegung ist folgender: In der Provinz Canton (Kwangtung) lebt das aus 20,000 Gliedern bestehende Geschlecht der Hung's. Es sind dieß einfache, in Dörfern wohnende Landleute, welche ihr Geschlechtsregister bis in's 12. Jahrhundert zurückführen und berühmte Staatsmänner, Gelehrte und Kriegsmänner (ja nach ihrer Behauptung selbst einen Ming-Kaiser) unter ihren Ahnen zählen. In einem jener Dörfer, Namens Fahien, wo etwa 500 Hung's sich vom Landbau nährten, wurde 1813 Hung-Siu-tseuen als Sohn eines dieser Bauern geboren. Er widmete sich den Studien und wurde in seinem 16. Jahre Schulmeister im Orte. Daneben studierte er weiter und unterwarf sich dem Examen für das Baccalaureat, das in China den Zutritt zur Prüfung für den Magistergrad giebt, der die Anwartschaft auf ein baldiges Amt gewährt, worauf das dritte Examen den Doctorgrad verleiht und durch denselben gleich zu einer der höhern Staatsstellen befähigt. Da Siu-tseuen 1833 bei dem Examen für den Magistergrad durchfiel, so fügte es sich, daß er einen eingebornen christlichen Missionsgehülfen kennen lernte, der ihm ein Tractätchen, betitelt „Gute Worte zur Ermahnung der Welt" schenkte, das er mit in seine Heimath nahm, wo er es ohne genauere Beachtung zu seinen Büchern legte. — Im Jahr 1837 stellte er sich noch einmal zum Examen, erreichte aber wieder seinen Zweck nicht und verfiel aus Kummer in eine 40tägige schwere Krankheit, in der er eine Reihe von Visionen hatte, worin ihm zwei Personen vorkamen, von denen der Eine, „der Alte" auf erhabenem Platze saß, der Andere der „Jüngere" ihm die Lehre des Confucius als falsch darstellte und ihm die Vertreibung der „Dämonen" auftrug und die Herrschaft des „Himmels" verhieß. Nach seiner Genesung kam er allen seinen Bekannten im Reden und Handeln als ein anderer Mensch vor. Ihm selbst schien durch jene Visionen eine religiös-politisch-reformatorische Aufgabe geworden zu sein, aus der er den Glauben an eine göttliche Bestimmung schöpfte und ihn mit zweifelloser Zuversicht festhielt.

Denn als ihm im J. 1843 durch seinen Freund Li der oberwähnte Tractat wieder in die Hand kam, deutete er sich beim Lesen desselben seine frühern Visionen dahin, daß der Alte „Gott", der Jüngere „Jesus", die Dämonen die „Götzen", das Himmelreich das „Reich China" sei (das bekanntlich von den Chinesen das „Reich des Himmels" genannt wird, siehe unten K. 8, 7.). Nun verlangte er nach der Taufe, weil aber kein Missionar da war, tauften sich beide gegenseitig, entsagten dem Glauben an die bösen Geister, warfen die Götzen weg und rissen den Namen des von ihnen bisher göttlich verehrten Confucius von der Wand. Dann unterrichtete er zwei Jugendfreunde Hung und Fung-Yunsan und theilte seine Lehre auch noch zwei Andern mit. Bei den übrigen Dorfbewohnern fand aber seine Lehre solchen Widerspruch, daß sie ihre Kinder aus seiner Schule nahmen und er bei seiner Armuth sich genöthigt sah, mit seinen Freunden aus dem Orte zu wandern. Wo er hinkam, fand er durch die Überzeugungskraft seiner Rede Anhänger, darunter selbst angesehene Männer, welche alle freiwillig ihre Götzen wegthaten und sich von ihm taufen ließen. Den meisten Anhang fand er in der Provinz Kwang-si (westlich von Canton), wo dann sein Freund Yunsan mehrere Jahre blieb und durch seine Predigt Gemeinden gründete, deren Glieder auf 2000 anwuchsen und sich die „Gesellschaft der Gottesverehrer" nannten. Siu-tseuen selbst aber hatte sich in seine Heimath zurückgezogen und schrieb dort seine Lehre in Prosa und Versen nieder, die nachher gedruckt und unter dem Titel „Erklärung des himmlischen Willens" im Lande verbreitet wurde.

Das Wesentliche seiner Lehre in dieser ersten Periode bestund nach den Aufzeichnungen der verschiedenen Missionare in Folgendem: Siu-tseuen hat in seinem „Buche der Erklärung" sein Verhältniß zu Gott und Christus so dargestellt: „Der himmlische Vater, der allwissende, allmächtige, allgegenwärtige, ist der einzig wahre heilige Gott (Ti); Jesus ist der

heilige Herr (Tschu), der Erlöser der Welt, der sein Leben für die Sünde gegeben. Er nennt ihn den erstgebornen Sohn Gottes, den himmlischen ältern Bruder, von dem er (Siu-tseuen) der jüngere Bruder sei, der gesandt sei zu verkündigen, daß diese Lehre wahr sei. Das Prädicat „heilig" lehnte er von sich ab, wer es ihm gebe, versündige sich wider Gott und Christus." — Mit der Lehre von Einem Gott, den er persönlich faßt, trat er in den vollsten Gegensatz gegen die ganze chinesische Welt. Auch hält er von den Zehn Geboten, die er hauptsächlich seinen Anhängern einschärft, an dem Gebot: „Du sollst dir kein Bild oder Gleichniß machen" so fest, daß, wo der Taiping seinen Fuß hinsetzt, alle Götzen verschwinden, deren der Chinese Millionen verschiedene hat. — Es ist in seiner Lehre auch vom heil. Geist die Rede, den er aber nur als heil. Intelligenz faßt, wie denn überhaupt seine ganze Vorstellung von Gott und Christus (auch damals schon) aller tiefern Geistigkeit ermangelt und ihm daher auch das Wesen der Sünde und die Bedeutung der Erlösung nicht aufgegangen ist. Doch glaubten zu jener Zeit die meisten Missionare, welche mit ihm und seinen Anhängern in Berührung kamen, daß seine Satzungen, ungeachtet ihrer großen Irrthümer und Mängel, einen Anhalt für bessere Belehrung bieten und zur Verbreitung des wahren Christenthums in China dienlich sein könnten. Wenigstens schien zu dieser Hoffnung der Umstand zu berechtigen, daß Siu-tseuen Tausende von Exemplaren des Neuen Testaments nach der Morrison'schen Übersetzung unter den Seinigen verbreiten ließ und befahl, es als Textbuch bei den Prüfungen zum Staatsdienst (anstatt der Werke des Confucius) zum Grunde zu legen und es als höchste Wahrheitsquelle zu betrachten.

In Bezug auf den religiösen Cultus findet sich bei den Taipings kein eigner Priesterstand: sie sollten alle unter einander gleich sein. Doch hatten sie sonntägliche Versammlungen, bei welchen gesungen und Lehrstücke vorgetragen wurden. Auch schrieb er Morgen-, Abend- und Tischgebete vor. Er kennt nur Ein Sacrament: die Taufe; vom h. Abendmahl ist nicht die Rede, was characteristisch für seine oberflächliche Auffassung der Erlösungslehre ist. — Für Speisung und Kleidung der Armen wurde gesorgt. Unsittlichkeiten wurden streng bestraft. Karten- und Würfelspiel, Tabak und Wein, wie überhaupt der Genuß geistiger Getränke ist verboten, der Genuß des Opiums wird mit dem Tode bestraft. — Als äußeres Abzeichen müssen alle Taipings langes Haar tragen.

Nachdem die von ihm aufgestellte, das Christenthum nachahmende Lehre sich auf ruhigem Wege so weit ausgebildet hatte, daß sie bereits in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich zog, gab ihm im Jahre 1847 folgender Umstand den Anstoß zu einem entschiedeneren Eingreifen in das allgemeine bürgerliche Leben. Er erhielt nämlich von einem eingebornen Gehülfen des amerikanischen Baptisten-Missionars Roberts eine schriftliche Einladung, nach Canton zu kommen und seine Lehre dort zu predigen: denn man hoffte ihn für das reinere Christenthum zu gewinnen. Siu-tseuen kam, lernte den Missionar Roberts schätzen und verlangte von ihm die Taufe. Der Missionar versprach sie ihm. Weil aber einige andere einheimische Gehülfen desselben durch Siu-tseuen's Aufnahme Nachtheil für ihren Einfluß befürchteten, gaben sie ihm den treulosen Rath, er solle sich vor der Taufe eine monatliche Geldunterstützung ausbedingen. Er that's, weil er arm war, erregte aber dadurch bei dem Missionar Roberts den Verdacht unlauterer Absichten, so daß derselbe die Taufe noch verschob. Verletzt dadurch in seinem Stolz, reis'te Siu-tseuen wieder von Canton ab und brachte sich mit Noth bis Kwangsi durch, wo er mit Erstaunen

sah, welche Verbreitung seine Lehre unterdeß gewonnen hatte. Nun gab er sich mit neuem Eifer der Sache hin, und bekam einen so großen Zulauf, daß sich viele neue Gemeinden bildeten und er es nun wagte, im Tempel der Provincialhauptstadt das Bild des Hauptgötzen zu zertrümmern. Dadurch zog er seiner Sache Verfolgung zu, und diese bestimmte ihn nun, die Predigt mit dem Schwert zu vertauschen, um den Götzendienst zusammt den Mandschu's auszurotten und das ihm in seinen Visionen verheißene „Reich" einzunehmen.

Um diese Zeit hatte er (es war nach seiner eigenen Behauptung, welche in seiner „Adresse an die Ausländer vom J. 1860" steht, in dem Jahre 1848) eine zweite Vision, bei welcher „der Vater und der ältere Bruder in die Welt herabgekommen seien, um durch ihn und den jüngern Herrn (d. i. seinen eignen Sohn, der ihm damals geboren worden zu sein scheint) endlosen Frieden zu gründen."

Der zufällige Beitritt einer großen Anzahl von, durch die Obrigkeit verfolgten Räubern, welche sich im Jahre 1850 in diese Gemeinden der sog. „Gottesverehrer" geflüchtet hatten, beschleunigte diesen Umschlag in eine der bürgerlichen Obrigkeit widerstrebende Richtung. Es waren diese Räuber Reste der von den Engländern 1849 verstörten Seeräuber, die seitdem zu Land ihr Raubleben fortgesetzt und sich in der Provinz Kwangsi mit andern Banden vereinigt hatten, aber von den Landeseingebornen verfolgt und verjagt wurden und sich in die Dörfer der Taipings retteten, wo sie, um ihr Leben zu retten, sich der neuen Religionsform unterwarfen, dadurch aber zu dem ohnedieß ungeklärten, ungaren Wesen der Neugläubigen ein höchst gefährliches Element hinzubrachten. Die Landesobrigkeit schritt daher mit Militär auch gegen diese Gemeinden ein und fahndete vorzüglich nach Siu-tseuen und Fung-Yunsan, die sich daher in das Gebirg flüchteten.

Nun rief ein unter den „Gottesverehrern" als Prophet geltender Fanatiker, Namens Yang-Siutsing sämmtliche Anhänger Siu-tseuēn's zum bewaffneten Widerstand auf und schlug mit einer wohlgerüsteten Schaar den die Geflüchteten umstellenden Militärposten in die Flucht. Yang übernahm fortan die militärische Führung, brachte die Gemeinden zum Aufgeben ihres Eigenthums, zur Ablieferung ihres Vermögens in eine Hauptkasse, aus der Jedem sein Bedarf verabreicht wurde, und organisirte sie zu einem militärisch geordneten Heere, mit dem nun Siu-tseuēn, der sich auch bald theoretisch und practisch mit der Kriegskunst vertraut machte, seinen Sturmzug durch die Provinzen begann, auf welchem er unter massenhaftem Zuwachs von mord- und raubbegierigen, meist unregelmäßig bewaffneten Streitern über alle gegen ihn ausgesandten kaiserlichen Truppen Sieg über Sieg erfocht. Denn da er die Nationalchinesen schonte, dagegen die Mandschu-Anhänger sammt ihren Priestern und Mönchen schonungslos vertilgte, so ergriff Schrecken und Furcht die ohnedieß von den Engländern so sehr gedemüthigten, wenig discipli-

nirten kaiserlichen Truppen, während die Streitmasse der Taiping's die sich nach einem alten Kriegssystem in neun Armeen, jede zu 13,125 M. theilte, den strengsten Ordnungen und Gesetzen unterworfen, dazu von religiösbegeisterten, zum Theil fanatischen Führern gelenkt war. Zuerst waren es Dörfer und Landstädte, dann Districts- und Provincialhauptstädte, die sie eroberten, und aus deren geraubten Vorräthen und Schätzen sie die Armeen nährten und die Mittel zur Fortsetzung der Rebellion schöpften, welche durch den wachsenden Geist des Hochmuths und Fanatismus die Schreckensgestalt einer neuen Barbarei annahm.

Von der Haltung, welche Siu-tseuen bei diesem Eroberungszuge annahm, zeugt eine der Proclamationen, die von seinem Hauptquartier ausgiengen: „Unser himmlischer Fürst (heißt es darin) hat den göttlichen Auftrag erhalten, die Mandschu's auszurotten, und zwar alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder; ferner alle Götzenanbeter überhaupt zu vertilgen und das Reich als dessen wahrer Beherrscher in Besitz zu nehmen. Das Land und Alles, was darinnen ist, gehört ihm, — die Berge und Flüsse, die Ländereien und öffentlichen Kassen, ihr selbst und eure Familien und all' euer Eigenthum. Wir verlangen die Dienste Aller und eignen uns Alles zu. Alle, die uns Widerstand leisten, sind Rebellen und Götzenanbeter und wir tödten sie ohne Schonung. Wer aber unsern himmlischen König anerkennt und in unserm Dienste eifrig ist, soll volle Belohnung haben, gebührende Ehre und Ämter in der Armee und am Hofe der himmlischen Dynastie."

Der Zug der Taiping's gieng, stets sich vergrößernd, nordostwärts theils zu Lande, theils auf dem Flusse Yang-tse-kiang, und schon hatten sie ein großes Gebiet durchzogen und verheert, als sie auf der Südseite jenes Flusses am 8. März 1853 vor Nanking erschienen, das nach leichter Erstürmung sammt dem ganzen, befestigten Mandschuquartier am 31. März in ihre Gewalt fiel. Die Mandschugarnison bat um Schonung, erhielt sie aber nicht, sondern wurde mit Weibern und Kindern, 20,000 Seelen stark, niedergemacht. Nachdem auch die kaiserliche Hafenflotte in die Flucht gejagt und noch zwei große Städte am nördlichen Flußufer erobert waren, ward vorläufig Halt gemacht, um das Gewonnene zu sichern. Siu-tseuen schlug in Nanking seine Residenz auf, ließ sich unter dem Titel Tien-Wang zum Kaiser ausrufen und ernannte aus seinen Vertrauten vier Könige, denen er die Unterregierung für den Osten, den Westen, den Süden und den Norden des Reiches zutheilte.

Er selbst nannte sich anfangs Taiping-Wang, d. i. König des allgemeinen Friedens, seit 1851 aber Tien-Wang, d. i. himmlischer König, und sein Reich Taiping-Kwoi, d. i. Reich des allgemeinen Friedens. Unter den vier Königen standen oben an Yang-siutsing, der König des Ostens, und Siao-Tschao-hoey, der König des Westens. Die Zahl dieser von ihm ernannten Könige mehrte sich in der Folge bis auf zehn.

Einige Zeit nach der Einrichtung ihrer Herrschaft in Nanking, das sie gegen vorauszusehende Angriffe stark befestigten und mit Lebensmittelvorräthen versahen, wurden sie von einem großen kaiserlichen Heere zu Land und zu Wasser eingeschlossen. Um sich aus dieser Lage durch eine Diversion zu ziehen, setzte eine Heeresabtheilung der Taipings über den

Yang-tse-kiang auf das nördliche Ufer über, schlug ein ihm entgegengestelltes Tartarencorps, eroberte die Provincialhauptstadt Kai-fung, setzte über den Hoangho (gelben Fluß) und rückte, aller Schwierigkeiten ungeachtet, bis Tien-tsin am Peiho vor, dem Vorwerk von Peking. Hier aber wurden sie mit großem Verlust zurückgetrieben und schwer bedrängt. Sie erhielten zwar Hülfe von Nanking aus, mußten sich aber wieder südwärts wenden. Sie trieben sich noch länger als ein Jahr jenseits des Hoangho herum, mußten jedoch seit dem März 1855 diesen Theil des Landes gänzlich räumen. Dagegen kam fast das ganze Thalland des Yang-tse-kiang mit seinen reichen und mächtigen Städten in ihre Gewalt, so daß sie, wiewohl oft da und dort von den kaiserlichen Truppen beunruhigt, im Jahre 1860 über ein Gebiet sich ausgebreitet hatten, das so groß als Deutschland ist. Da sie aber selten Besatzungen zurückließen, so entgiengen viele Plätze wieder ihrer Gewalt.

Allein eine große Gefahr bedrohte schon länger die neue Herrschaft in ihrem eignen Innern durch das fanatische und schwarmgeistische Treiben der beiden nächsten Freunde des Rebellenkaisers, nämlich des Yang-Siutsing, Königs des Ostens, und des Siao-Tschaohoey, Königs des Westens, welche, fortgehender Visionen und Offenbarungen sich rühmend, vom Anfang der politisch-kriegerischen Phase der Bewegung an, sich fanatischen Ausschweifungen hingaben, viele Andere damit ansteckten und dadurch maßlose Verwirrung anrichteten. Besonders überhob sich Yang-Siu-tsing, wollte für den Tröster, den heiligen Geist, angesehen sein und brachte Lehren auf, welche auf einen noch ärgeren Aberglauben hinausgiengen, als im übrigen China bestand. Dabei übte er, zumal er meist siegreich in Schlachten war, eine Gewaltthätigkeit und Grausamkeit aus, die den ohnedieß schrecklichen Vertilgungskrieg noch furchtbarer machte; ja er drängte zuletzt durch seinen Übermuth selbst den Siu-tseuēn so in den Hintergrund, daß dieser sich eine Zeit lang in seinen Palast zurückzog und an den Speculationen seiner Lehre fortarbeitete. (Diesen Palast, der noch nicht fertig ist, hatte er nach dem Muster der Residenz in Peking bauen und mit der Inschrift: „die heilige himmlische Pforte des wahren Gottes" versehen lassen.)

Als aber jener östliche König ein Complot stiftete, wobei es auf Siu-tseuēn's Ermordung abgesehen war, so säumte dieser, dem es entdeckt wurde, nicht länger, sondern beauftragte den König des Nordens Wei-tsching, den Frevler aus dem Weg zu räumen. Dieser vollzog den Befehl, gieng aber dabei zu weit und veranlaßte durch die Niedermetzlung aller Bewohner des Palastes einen Parteikampf, der auch ihm und Tausenden das Leben kostete und mehrere Jahre lang dauerte. Dazu kamen von Seiten der Kaiserlichen Angriffe, welche für die Taipings den Verlust zweier wichtigen Städte im Osten von Nanking und der Verbindung mit dem Meere nach sich zogen. Ja die Kaiserlichen brachten

die Taipings durch Einschließung Nanking's lange Zeit in Bedrängniß, bis diese endlich mit einer Heeresabtheilung die Belagerungslinie durchbrachen und durch einen Zug in den Süden die reiche, große Provinzialhauptstadt Hang-tscheu zerstörten und die Einwohner großentheils vertilgten. Diese Diversion bewirkte, daß die Belagerer von Nanking ab- und zur Rettung Hang-tscheu's auszogen, das nun die Taipings wieder verließen und nach Nanking zu den dort Befreiten zurückkehrten.

Von da an wandte sich ihnen das Glück wieder zu. Sie eroberten die Stadt Sutschau, die an Umfang Nanking übertrifft, und bekamen auch Hang-tscheu wieder in ihre Gewalt. Da sie sich mehr und mehr den südlichen Hafenstädten Schanghai und Amoy näherten, so hielten es die dort wohnenden Engländer für dienlich, an den Taipingkaiser nach Nanking Abgeordnete zu schicken, um ihn zu begrüßen. Er sicherte ihnen Schutz ihres Handels zu, verlangte aber, daß sie ihm huldigen sollten: denn Christus habe ihm nicht bloß China, sondern die ganze Welt zur Regierung übergeben! Auf ihre höfliche Weigerung erließ der Taipingkaiser ein zorniges Schreiben an sie, worin er ihnen für ihre Ungerechtigkeiten mit der Rache des Himmels drohte. (Die Fortentwicklung der Taipingsache bis zu ihrem jetzigen Stand s. unten Kap. 8, 7.)

7. Der neue mandschukaiserliche Statthalter Yeh in Canton. Wiederbeginn des Kriegs der Engländer in China. Die französisch-englische Expedition. Die Eroberung Canton's. Der Zug nach Peking. Der Friede von Peking.

Als hierauf die Taipings die Stadt Canton bedrohten, sandte der Mandschukaiser einen äußerst strengen Statthalter dahin, Namens Yeh, der alle zum Abfall geneigten Bewohner dieser Stadt und Provinz in Masse hinrichten ließ.

Die Bedrängniß, in welche der Mandschukaiser Hien-fang durch die Taipingrebellion gerathen war, erhöhte das Selbstgefühl der Engländer vor Canton so, daß sie gebieterisch auftraten und, die bestehenden Gesetze nicht achtend, zwölf Chinesen, welche eines Vergehens wegen sich auf ihre Schiffe geflüchtet hatten, nicht herausgeben wollten. Da Yeh sie ohne Umstände mit Gewalt zurückbringen ließ, forderte Admiral Seymour für diese Beschimpfung der englischen Flagge Genugthuung, und als sie ihm verweigert wurde, zerstörte er die neuerrichteten Forts daselbst und auch den Palast des Yeh. Erst als die Engländer Canton selbst beschossen, gab Yeh die zwölf Chinesen heraus, verstand sich aber zu keiner Entschädigung, sondern ließ in der Nacht alle Factoreien der Fremden niederbrennen. Somit war also der Krieg zwischen den Engländern und Chinesen wieder begonnen, wiewohl er sich zunächst nur auf Canton beschränkte, und in den andern Häfen Handel und Wandel zwischen beiden ungestört blieb.

Im Juli 1857 erschien aber eine englische Flotte aus 41 Schiffen mit 574 Kanonen und 6000 Mann Landungstruppen unter Lord Elgin in Verbindung mit einer französischen Flotte aus 12 Schiffen mit 193 Kanonen und 1000 Mann unter Baron Gros, um Canton zu erobern: denn L. Napoleon hatte sich mit dem englischen Ministerium zu dieser Expedition verbündet, um neben dem englischen Einfluß in China auch den französischen geltend zu machen.

So groß und wohlbefestigt Canton mit seiner Million Einwohnern und seinen 40 Fuß hohen Mauern war, so schlecht vertheidigte sich die Stadt (zum Theil aus Unmuth über Yeh's tyrannische Verwaltung), so daß die Verbündeten binnen drei Tagen Herr der Stadt wurden und Yeh selbst, als er sich gerade über eine Mauer retten wollte, vom Capitän Key am Zopfe zurückgerissen und gefangen wurde. (Er wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 starb.)

Hierauf erhielt Lord Elgin mit Baron Gros den Befehl, an die Mündung des Peiho zu segeln, um wo möglich bis vor Peking selbst zu dringen und den Kaiser zum Eingehen eines Vertrags zu nöthigen. Während der Kaiser die Russen und Nordamerikaner, die sich mit einigen Schiffen an diese Expedition angeschlossen hatten, gut empfieng und Verträge mit ihnen abschloß, weigerte er sich, die Engländer und Franzosen anzunehmen, und hielt sie durch einen Mandarin an der Peiho-Mündung hin. Als sie durch denselben dem Kaiser ihre Forderungen zusandten und mit einem Angriff drohten, erhielten sie keine Antwort.

Erst als sie die Forts an der Mündung des Peiho angriffen, verstand sich der Kaiser dazu, in Tientsin durch eine chinesische Gesandtschaft mit ihnen zu unterhandeln. Daselbst kam ein Vertrag zu Stande, wornach den Engländern zwei, den Franzosen anderthalb Mill. Pfd. Sterl. Entschädigung, dazu Handelsfreiheit und Schonung des Christenthums im Lande bewilligt werden sollte; doch solle der Vertrag erst binnen Jahresfrist ratificirt werden.

Nach Verlauf dieser Frist segelte von Schanghai aus am 15. Juni 1859 ein englischer und ein französischer Gesandter mit einer Flotte nach der Peiho-Mündung, um die Ratification in Empfang zu nehmen. Sie fanden nicht nur die Mündung verrammelt, sondern auch die Forts wieder hergestellt, und als sie freie Einfahrt verlangten, erschien ein Mandarin und ersuchte sie höflich, 10 Meilen weiter nördlich zu fahren, wo sie von einem kaiserlichen Commissär nach Peking würden geleitet werden.

Allein der englische Commodore Bruce wollte sehen, wie weit man auf dem Peihoflusse vordringen könne und forcirte den Eingang. Da wurde aber seine Flotte aus verdeckten Batterieen mit einem so starken Feuer empfangen, daß ihm vier Kanonendampfboote zerstört wurden. Zwar landeten die Engländer doch, wurden aber mit schwerem Ver-

lust zurückgetrieben und mußten unverrichteter Dinge abziehen. Nach einem vergeblichen Sühneversuch rüsteten nun England und Frankreich im Jahr 1860 eine neue Expedition aus, der es gelang, durch einen directen Angriff auf Peking selbst den daraus geflüchteten Kaiser zur vollständigen Bewilligung der ihm auferlegten Friedensbedingungen zu vermögen.

Diese englisch-französische Expedition bestund aus 500 Fahrzeugen mit 30,000 M. vereinigter Truppen. Nachdem zuvor Elgin und Gros am 9. März dem Kaiser von China ein Ultimatum mit 30 Tagen Bedenkzeit überschickt und eine abschlägige Antwort erhalten hatten, lief die verbündete Flotte am 30. Juni von Tschusan aus und in den Peiho ein, erstürmte am 14. Aug. die Forts von Taku, zerstörte darauf die gewaltigen Verpfählungen, welche den Weg nach Peking versperren sollten, und drang bis Tiensing vor. Nun erschienen Mandarinen und brachten mündlich die kaiserliche Gewährung der Forderungen. Als aber der Vertrag unterzeichnet werden sollte, erklärten sie, dazu nicht bevollmächtigt zu sein. Daher rückten die Verbündeten wieder vor, bis, vier Stunden vor Peking, die Chinesen sich zu einer neuen Unterhandlung erboten. Unversehens aber überfiel ein kaiserliches Heer von 30,000 Tartaren die nur 2000 M. starke Vorhut der Verbündeten. Letztere siegten jedoch, schlugen dann ein anderes chinesisches Heer bei der Brücke von Pali-Kao (wobei sich der französische General Montauban auszeichnete und von seinem Kaiser nachher den Titel „Graf von Palikao" erhielt), und öffneten sich so den Weg nach Peking.

Der Kaiser war bereits in die Mandschurei geflohen und hatte seinen jüngern Bruder zurückgelassen, um zu unterhandeln. Die Verbündeten forderten vor Allem die Herausgabe der Gefangenen, und als man damit zögerte, zerstörten die vorausdringenden Franzosen den prachtvollen Sommerpalast des Kaisers und gaben ihn wider die Verabredung der Plünderung Preis. Der Werth der geplünderten und zertrümmerten Kostbarkeiten belief sich auf 50 Mill. Fr. Lord Elgin mit den Engländern kamen zu spät, um dieses gemeine Benehmen zu verhindern; doch gab er seinen Tadel zu erkennen. Auf die Drohung, auch Peking zu beschießen, wenn die Thore nicht geöffnet würden, fügten sich endlich die Chinesen, und am 24. Oct. 1861 wurde der Friede auf den Grund des Tientsiner Vertrags unterzeichnet, die Summe von 300,000 Taels sogleich erlegt und eine Kriegsentschädigung von 60 Mill. versprochen. Bald nachher starb der Kaiser Hien-fang in der Mandschurei und hinterließ einen unmündigen Sohn, für welchen Prinz Kung die Regentschaft übernahm und in dieser Stellung gegenwärtig Alles aufbietet, sich den Europäern, besonders den Engländern, günstig zu erweisen.

Während sich die indobritische Regierung aus diesem Tractat „einen unermeßlichen Aufschwung des Opiumhandels und eine dadurch erhöhte Einnahme aus ihrem Opiummonopol versprach, wurde gerade zur selben Zeit die Entdeckung gemacht, daß in den innern Provinzen China's selbst eine hinreichende Menge Opium producirt und somit die Hoffnung auf ein gesteigertes Begehren nach dieser Giftwaare getäuscht wurde." Auch erfolgte im Lauf des Jahres 1861 ein außerordentliches Sinken des Opiumpreises auf dem indischen Markte!

8. Kapitel. Umblick auf die Begebenheiten der Gegenwart vom 1. Jan. 1861 bis zur Mitte des Jahres 1862.

1. Die Verhältnisse in Preußen. Der Hintritt Friedrich Wilhelm's IV. Regierungsantritt König Wilhelm's I. Der Landtag von 1861. Das Attentat in Baden-Baden. Verluste der streng-Conservativen (Julius Stahl).

Der Neujahrstag des Jahres 1861 brachte der europäischen Welt die Versicherung L. Napoleon's, daß „der Friede der Gegenstand seiner Wünsche" sei. Und daß er zu dieses Wunsches Erfüllung wenigstens in dem Jahre, das er mit diesen Worten inaugurirte, klüglich das Seine um sein selbst willen beitrug, ist nicht zu verkennen, obwohl Europa von der Schwelle der wirklichen Friedensära noch weit entfernt ist.

In Deutschland fällt bei der Betrachtung des genannten Jahres der Blick zunächst auf Preußen, wo vier Minuten nach dem ersten Tage desselben die Bande, welche den Geist eines der edelsten und seltensten Fürsten so lange gebunden hatten, sich endlich lösten und ihn an dem Aufschwung zur ewigen Klarheit nicht ferner hemmten. Friedrich Wilhelm IV starb zu Sanssouci, nachdem seine Regierungswirksamkeit schon drei Jahre zuvor abgeschlossen und der Geschichte anheimgefallen war.

Über seinen Werth als Mensch und Regent, welche beide Seiten sich in ihm auf merkwürdige Weise „durchdrangen, ergänzten und erklärten", mögen hier einige Stellen aus Stahl's Rede angeführt werden: „Friedrich Wilhelm IV hatte von seinem erlauchten Vater den Ernst, die hohenzollernsche Pflichtstrenge und das königliche Bewußtsein, von seiner Mutter den erhabenen, begeisterten Aufschwung der Seele. Reinheit, Hoheit und ein Zug nach dem Idealen war der Stempel seiner Natur. Das Gemeine, ja Gewöhnliche lag tief unter ihm. Ein seltnes ausgedehntes Wissen, eine Bildung in Politik, Geschichte, Philosophie, Theologie und Kunst, mit der er auf der Höhe der Zeit stand, waren bei ihm getragen von dem Born der Ursprünglichkeit und Genialität. — Es war in seinen geistigen Anschauungen eine Wärme und ein Adel, eine künstlerische Schönheit: ihr Widerstrahl ist in den Einrichtungen, die er schuf, in den Lebensformen, mit denen er sich umgab und vor Allem in seiner unvergleichlichen plastischen Beredtsamkeit zu erkennen. Bei solchen Gaben des Geistes hatte er ein Herz voll Wohlwollen und Milde gegen die Menschen, einen tiefen Sinn für Gerechtigkeit, eine echte Liberalität d. i. eine Duldung und Werthschätzung für abweichende Ansicht und abweichende Art, ja selbst für Widersetzung wider seine eigenen Lieblingsplane, so sie anders aus sittlichem Grunde kam. Dazu waren über sein ganzes Wesen die Züge der Anmuth ausgegossen: ein fürstlicher Anstand, verbunden mit Leutseligkeit und einer beschämenden Bescheidenheit, ein treffender Humor, ein reges, Allem offenes Interesse, eine intensive Freudigkeit am Leben und seinem sittlich-geistigen Genusse. Das Innerste seiner Seele war aber sein Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes und Heiland der Welt. — Diesen Glauben hat er bewahrt und bekannt in dem Kämmerlein und auf dem Throne, in guten und in den schlimmsten Tagen, durch seine letzte schwere Trübsal bis an die Scheide, da er die irdische Herrlichkeit ablegte, um in die himmlische einzugehen. — — Er erkannte es als seinen Beruf, auf der Höhe des Throns das Banner zu entfalten für die ewigen Wahrheiten des Glaubens und des Rechts wider den verneinenden Geist der Zeit. — Aber er verschloß sich auch nicht gegen die Zeitbewegung selbst, er verkannte nicht die großen Wahrheiten, die sie in ihren Irrthümern birgt, die wirklichen Ziele und Gebote der Zeit. Überdem hatte er einen schöpferischen

Drang. Ihm that es nicht Genüge, das Überkommene zu bewahren; sondern: aus dem Überkommenen herausbilden, das Erstorbene beleben, Neues gründen, allem Bildungstriebe zu Hülfe kommen, große Impulse geben, das war das Element, in dem er lebte." — — Daß seine Anordnungen zuweilen „in der Wirkung einander aufhoben, oder daß er unter ihnen gewechselt, oder daß sie oft von Haus aus gar nicht in seinem Geiste waren", — lag zum Theil „in seiner Individualität", indem bei ihm „Geist und Tiefblick über die Gabe der Zerlegung und Berechnung überwog, und er stärker war in sicherer Erkenntniß des Ziels und in schöpferischer Vorzeichnung desselben, als in der Technik der Mittel (zur Durchführung); zum Theil lag es auch in seinen „Geschicken": denn er hatte „ausgesucht widrige Erlebnisse." — Obwohl in ihm das Rechts- und Pflichtgefühl mit Großmuth und Hochsinn in einem seltenen Grade vereinigt war und nie eine unreine, unedle Begierde ihn beherrschte, so hat doch die Verläumdung an ihm „ihre beste Kunst versucht", und insbesondere hat sein offen ausgesprochener Glauben vom Gifte des Hasses reichlich zu leiden gehabt. Aber er bewährte sich als Jünger seines Meisters und bot bis an sein Ende die edle Erscheinung eines „Bekenners auf dem Throne." — Von ihm als christlichen, deutschen und preußischen Fürsten, als Regenten überhaupt, von seinen bittern Erfahrungen und den Ursachen seiner Krankheit siehe die Beilagen zu Nr. 38 und 39 der Allg. Z. 1861.

Hierauf erließ der Prinz-Regent als König Wilhelm I eine Proclamation, worin er äußerte: „Es ist Preußens Bestimmung, nicht im Genuß erworbener Güter zu leben. In Anstrengung seiner Kräfte, mit Ernst, Aufrichtigkeit religiöser Gesinnung, Vereinigung in Gehorsam und Freiheit, Stärkung seiner Wehrkräfte liegen die Bedingungen seiner Macht und seines Ranges unter den europäischen Staaten. Ich halte fest an der Tradition meines Hauses, will das Recht des Staats nach geschichtlicher Bedeutung befestigen und ausbauen, von dem Vorgänger gegebene Institutionen aufrecht erhalten. Treu dem bei der Übernahme der Regentschaft gegebenen Eide, werde ich die Gesetze des Königreichs schirmen. Meine Pflichten für Preußen fallen zusammen mit den Pflichten für Deutschland. Als deutscher Fürst liegt mir ob, Preußen in seiner Stellung zu kräftigen, die es unter den deutschen Staaten zum Heil Aller übernehmen muß. Das Vertrauen auf Europa's Ruhe ist erschüttert: ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen; möge dann ein gottvertrauender Muth, welcher Preußen in seiner großen Zeit erhielt, sich an mir und meinem Volke bewähren, dasselbe mir auf meinem Wege in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen!"

Nach dem Erlaß einer Amnestie eröffnete der König am 14. die Kammern, und sprach sich auch in der Thronrede dahin aus, daß er in dem unbeirrten Festhalten der Grundsätze, die er bei Übernahme der Regentschaft geäußert, die sicherste Bürgschaft gegen den Geist des Umsturzes finde, der sich in Europa rege.

Daß er sich auf die Adresse des Abgeordnetenhauses, aus welchem die Wahlen die entschiedensten Conservativen hatten entfernt gehalten, nicht allenthalben zustimmend äußern werde, lag in seiner Antwort an die Deputation (am 13. Febr.): „Ich baue fest darauf, daß die Vertretung des Landes mir bei der Durchführung meiner Absichten im Sinne der ungeschmälerten Machtstellung meiner Krone zur Seite stehen wird: denn dieß ist zum wahren Wohl des Vaterlands nothwendig." — Und in seiner Antwort auf die Adresse des Herren-

hauses sagte er: „Ich will keinen Bruch mit der Vergangenheit; ich will aber, wo meine Überzeugung mir es eingiebt, die bessernde Hand an die Institutionen des Landes legen, wie mein Vater und Bruder nach den Erlebnissen ihrer Epoche es gethan. Ich habe mir eine bestimmte Linie vorgezeichnet, wie weit ich gehen kann, und werde diese Linie bestimmt einhalten."

Diese Haltung zwischen den Gegensätzen beobachtete er während des Landtags, der übrigens bei seinem Schluß im Juni (1861) ein gemischtes Resultat bot, nämlich einerseits die Annahme des lange bestrittenen Grundsteuergesetzes von Seiten der Mehrheit des Herrenhauses, während die Minderheit sich in ihrer streng-conservativen Richtung gleich blieb; — andererseits die nur bedingte Annahme des Budgets der neuen, vom Könige für nothwendig befundenen Heeresorganisation (mit nur 11 Stimmen Mehrheit), indem mit Connivenz der Minister ³/₄ Mill. Thaler abgestrichen und das Bewilligte als Pauschquantum, und zwar als ein bloß „extraordinäres" und nur unter der Bedingung genehmigt wurde, daß die Regierung verpflichtet sei, dem nächsten Landtag ein Gesetz darüber vorzulegen. So kam man aus dem Provisorium nicht heraus. Indeß erkannte das Herrenhaus die Heeresorganisation als Definitum an. Dennoch blieb die Sache gewissermaßen in der Schwebe und es war vorauszusehen, daß der nächste Landtag diese Sache wieder von Neuem bestreiten werde.

Allen Anmuthungen, welche den König nach Innen wie nach Außen, insbesondere in Betreff des Verhältnisses zu Frankreich und Italien, über die Linie, die ihm sein Gewissen vorgezeichnet, zu drängen suchten, widerstand er fest, während die Fortschrittspartei, unter deren Namensschild sich nunmehr auch die Demokratie zu bergen für gut fand, in der Presse sich nicht die geringste Vorsicht auferlegte.

So kam der 14. Juli herbei, an welchem in Baden-Baden das Attentat des Leipziger Studenten Oskar Becker aus Odessa auf das Leben des Königs vorfiel, der von jenem durch eine Pistolenkugel am Halse gestreift wurde, doch ohne gefährliche Verletzung. Aus der Antwort des Thäters, er habe es gethan, „weil der König der politischen Bestimmung Deutschlands nicht gewachsen" sei, ließ sich erkennen, wo der Abgrund lag, vor welchem der Steuermann des Staatsschiffes sich zu hüten habe. (Der Thäter erhielt durch öffentlichen Richterspruch eine 20jährige Gefängnißstrafe.)

Daß dieser Mordversuch aus der allgemeinen Bewegung der Zeit zu erklären sei, war Vielen klar. Alle Kategorieen liberaler Anschauung wiesen den Vorwurf einer moralischen Urheberschaft von sich, und selbst diejenigen, welche auf eine Auflösung der bestehenden Staatenverhältnisse und auf eine Lockerung der Bande, welche noch die Fürsten und Völker Deutschlands miteinander verbinden, in wenig verhüllter Weise ausgehen, um auf dem daraus entstehenden Chaos am leichtesten ihr Ideal von Macht und Größe Deutschlands aufbauen zu können, ließen es an loyalen Bezeugungen nicht fehlen.

In dieser kritischen Zeit verlor die streng-conservative Partei in Preußen mehrere ihrer tüchtigsten Stützen, darunter selbst denjenigen Mann, der als ihr Führer ihren Principien die tiefste Begründung gegeben hatte. Es ist dieß Julius Stahl, der am 11. Aug. im Bade

Brückenau starb. — „Er vertrat das historische Recht, nicht im Sinne einer todten Überlieferung oder einer bloßen Interessenpolitik, sondern eines auf göttlicher Ordnung ruhenden Gebildes. Er hielt die gewissenhafte Schonung der Rechte des Einzelnen und die Conservirung des in dem Bestehenden noch vorhandenen Guten für Pflicht. Auf das Entschiedenste aber und mit unversöhnlicher Schärfe und Energie widerstand er demjenigen Geist der Politik, welcher die Verhältnisse des öffentlichen Lebens nur — nach abstracten Theorieen und augenblicklichen Convenienzen und Vortheilen umzugestalten trachtet. Er erkannte hierin, auf dem Gebiete der Religion, wie des Staates eine Auflehnung des subjectiven Menschen gegen die, in Offenbarung und Geschichte ausgeprägten Gedanken Gottes, den Geist der Revolution, gegenüber dem Geist der Treue und des Gehorsams. — Mit einer bewunderungswürdigen Schärfe wußte er jenen ihm verhaßten Geist auch in den dichtesten Verhüllungen und feinsten Täuschungen zu erkennen und ihn mit der einschneidenden Dialectik des Gedankens und der hinreißenden Macht seiner Rede unerbittlich zur Verantwortung zu ziehen. Daher die bittere Feindschaft so Vieler, aber auch die Hochachtung, die er selbst seinen Gegnern abnöthigte, und die Liebe und das Vertrauen, welches er bei Tausenden besaß. Dabei war Stahl kein enger, einseitig gebildeter Geist. Abgesehen von seiner Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang, war er auch im Politischen ein frei denkender Mann. Treu dem Könige, und dem Königthum von Gottes Gnaden voll und ganz ergeben, hat er doch die Betheiligung der Nation an den öffentlichen Angelegenheiten in geordneten Formen und mit bestimmten Berechtigungen jederzeit als eine Forderung des Rechts und als eine Consequenz des politischen Princips des Protestantismus vertreten, nur daß man die von Gott gewollte und gegebene Ordnung nicht umkehre und den König zum Knecht, die Volksvertretung zum Souverain mache. — — Die politische Bedeutsamkeit Stahls trug seinen Namen weit über die Gränzen Preußens und Deutschlands hinaus. Aber so wenig die Scheu vor seinen erbitterten Gegnern, eben so wenig vermochte Ruhmsucht und Selbstgefälligkeit seinen Charakter zu beherrschen. Er blieb bis an sein Ende ein aufrichtiger und demüthiger Mensch. Scharf und feurig im Kampfe, rücksichtslos in der Consequenz des Gedankens, war er mild in seinem Urtheil über Menschen, weich in der persönlichen Begegnung. Die in seinem Leben ihm reichlich widerfahrene Unbill konnte ihn verletzen und im Augenblick zu scharfer Abwehr reizen, niemals aber hat sie ihn verbittert; die Noth des Vaterlands konnte ihn beunruhigen und bekümmern, aber nicht verzagt machen. Dialectiker und Philosoph nach seiner geistigen Begabung und Bildung, Politiker nach Neigung und Beruf, ein Redner, wie das Jahrhundert keinen zweiten aufzuweisen hat, war er dem Herzen nach ein Christ in der vollen Bedeutung des Wortes und als solcher ist er dahin gegangen im Glauben und im Frieden." —

2. Die Zusammenkunft König Wilhelm's von Preußen mit L. Napoleon in Compiegne. Die Krönung in Königsberg. Erläuterungen des Königs über die Bedeutung derselben. — Ausdehnung des Nationalvereins. Die deutsche Bundesfrage. Die identischen Noten. Österreich und Preußen in der kurhessischen Frage.

Mehr und mehr fühlte der König die Nothwendigkeit, seinem Volke klar zu bezeugen, was ihm das preußische Königthum Hohes bedeute: darum beschloß er, anstatt der herkömmlichen Erbhuldigung in der Provinz Preußen die feierliche Krönung zu erneuern, durch welche Friedrich I die erbliche Königswürde im preußischen Hause begründet hatte.

Während der Vorbereitung dazu fand die schon länger her besprochene Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser L. Napoleon am 6. Oct. zu Compiegne Statt. Sie hatte kein auffälliges Resultat. Der Moniteur ließ sich darüber bloß dahin verlauten: Alles lasse vermuthen, daß der Besuch einen günstigen Eindruck bei beiden Monarchen zu-

rücklassen werde. Auch die Allgemeine Preußische Zeitung erklärte, die Begegnung beider Monarchen sei eine gute Vorbereitung für die Befestigung der friedlichen Beziehungen beider Nachbarstaaten. — Zugleich erschien aber in Frankreich wieder eine übermüthige Broschüre: „Der Rhein und die Weichsel", worin dem König von Preußen zugemuthet wird, Landau und Saarlouis an Frankreich abzutreten, Posen aufzugeben und es dem neuen Polenreiche zu schenken, welches dann Schutzwehr und Damm gegen Rußland sein werde; nicht nach Westen, sondern nach Osten hin müsse sich die ganze Kraft Preußens werfen! — Der Lockvogel pfiff aber umsonst. — Am 11. Oct. gab v. Schleinitz das Ministerium des Auswärtigen an den Grafen v. Bernstorff ab und übernahm das des Hauses.

Die Krönung in Königsberg selbst fand im Beisein der Vertreter aller Potentaten und der Mitglieder der beiden Häuser des Landtags Statt und wurde mit nie gesehener, großartiger Pracht gefeiert. Besonders erhebend war der kirchliche Act, der wenigstens diejenigen ergriff, welche die ganze Krönung nicht bloß als einen Traum ansahen, der im Jahrhundert der Eisenbahnen und der Dampfindustrie, der Parlamente und „der zur Macht gelangten öffentlichen Meinung" kein Verständniß mehr finde.

Die Absicht, welche der König mit der Krönung verband, gab er am Tage vor derselben den Mitgliedern des Landtags und den andern entbotenen Krönungszeugen mit folgenden Worten kund: „Die Herrscher Preußens empfiengen ihre Krone von Gott. Ich werde deßhalb die Krone vom Tische des Herrn nehmen und auf mein Haupt setzen. Dieß ist die Bedeutung des Königthums von Gottes Gnaden und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist. Ich weiß, daß Sie selbst diesen Act so verstehen, zu dessen Zeugen ich Sie berufen habe. Die Krone mußte aber mit neuen Institutionen umgeben werden; Sie sind nach denselben berufen, der Krone zu rathen: Sie werden mir rathen und auf Ihren Rath werde ich hören." — Diese königliche Erklärung zielt keineswegs auf jene absolute Herrschaft, wie sie zur Zeit Ludwigs XIV in Frankreich bis zu dem verwegenen Grundsatze l'état c'est moi geltend gemacht wurde, sondern beruht einfach auf dem christlichen Princip, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist und daß das Heil des Landes nicht auf papiernen Constitutionen (unbeschadet ihres politischen Werthes), sondern auf Gottesfurcht und Gerechtigkeit, Treue und Glauben der Fürsten und Völker sich gründet. Mag man auch darüber verschiedener Meinung sein, ob dieser Act ein zeitgemäßer war und ob er der weltlichen politischen Klugheit entsprach, so wird man doch die Gesinnung, woraus er hervorgieng, immer eine würdige, ehrlich-deutsche und christliche nennen und vor dem darin muthig ausgesprochenen Bekenntnisse Achtung haben müssen. Calvin schreibt in einem Briefe an Franz I von Frankreich: „Wenn die Überzeugung den wahren König macht, daß er in seinem Reiche an Gottes Statt regiere, so ist der nicht König, sondern Anführer einer Räuberbande, der nicht den Vorsatz hat, Gottes Ehre in seinem Reiche zu befördern. Auch irrt der sehr, der lange irdische Wohlfahrt für ein Reich hofft, welches nicht durch Gottes Kraft, d. h nach seinem Worte regiert wird, da der göttliche Ausspruch nicht zu Schanden werden kann, welcher verkündigt, daß ein Volk zu Grunde gehen werde, sobald es die Achtung vor der Religion verloren."

Weil nun diese Krönungsdeutung weder von den Demokraten, noch von andern Fractionen des Liberalismus richtig gewürdigt, sondern vielfach mißdeutet wurde, so erläuterte der König am 31. Oct. in Potsdam seine Königsberger Worte in einer Anrede an den Magistrat und die Geistlichkeit dahin: er habe im festen Vertrauen, daß Gottes Schutz und Gnade stets über ihn und sein Haus walten und ihm Kraft geben werde,

in aller Weise für das Wohl und Heil seines Volkes und des Vaterlands zu wirken, die Krone auf das Haupt sich gesetzt, und erwarte, daß die Liebe und das volle Vertrauen, welches bei jener bedeutungsvollen Handlung überall sich kund gegeben, ihm verbleiben und stärker hervortreten werde, wenn vielleicht schwerere Zeiten eine noch größere Hingebung des Volkes fordern sollten. Er seinerseits werde unverbrüchlich an der Verfassung des Staates festhalten, müsse aber verlangen, daß dies von dem Volke ebenfalls geschehe, und er hoffe, daß die bevorstehenden Wahlen dieß erkennen lassen werden.

Die harten Beurtheilungen, welche die Krönungshandlung von den Oppositionsblättern erfuhr, erregten des Königs Schmerz, dem er am 11. Dec. in einer Anrede an die Geistlichkeit der Ephorie Gardelegen folgenden Ausdruck gab: „Die Krönung sei ihm ein religiöser Act, der heiligste seines Lebens, gewesen. Als er die Krone vom Altar genommen, habe er sich vor dem Angesichte Gottes gefühlt und gedemüthigt; sein Herz habe gebebt, seine Hand gezittert. Die Feier sei freilich aus leicht begreiflichen Gründen mit irdischem Glanz umgeben gewesen, er aber, in seinem Alter, sei persönlich von prunkender Eitelkeit fern.“ Schließlich auf den „König von Gottes Gnaden“ kommend, sagte er: „Wir müssen Gott danken, daß wir einen solchen haben und daß französische und italienische Zustände bei uns keinen Platz gegriffen!“ — ein Ausspruch, dem das Amen in der Zuhörer Herzen nicht gefehlt haben wird!

Deßungeachtet und obwohl ein Circular vom betreffenden Ministerium vor „Extremen“ warnte, fielen die Wahlen so bedenklich aus, daß diejenige Opposition, welche Demokraten in sich aufgenommen, das Übergewicht bekam. Nicht nur sahen sich die meisten Conservativen ausgeschlossen, sondern es wurden auch die meisten Minister, unter ihnen selbst als liberal bezeichnete, wider den sonstigen Brauch, nicht wieder gewählt.

Das Bemühen der Regierung, durch Fernhaltung „beider Extreme“ das Gewicht in die „rechte ministerielle Mitte“ zu bringen, hatte selbst nicht wenig zum unglücklichen Ausfall der Wahl beigetragen: die ministeriellen Warnungen vor „Reactionären und Demokraten“ führten im Volk zu einer Verkennung der „Conservativen“, zumal auch diese letzteren ministerielle Zurückstellungen erfuhren, so daß die dadurch im Volke entstandene Begriffsverwirrung jenes Wahlergebniß erleichterte.

Inzwischen hatte der „Nationalverein“ allmählich doch in verschiedenen Theilen Deutschlands, jedoch mehr nur im nördlichen und mittleren, an Ausdehnung zugenommen, und wenn er auch in den süddeutschen Staaten nicht viele Sympathieen fand, so gelang es ihm doch im Badischen, sich die Anerkennung des liberalistischen Ministeriums Roggenbach zu erwerben, wie er auch gleich in seinem Beginn an dem Herzog von Coburg-Gotha seinen besondern Protector und Hauptpatron der von ihm gestifteten Schützenvereine gefunden hatte. Aus dem Umstande, daß der Verein seine Sammlungen für eine deutsche Flotte der preußischen Marine zur Verfügung stellte und diese sie annahm, so wie überhaupt, daß die preußische Regierung dem so unumwunden ausgesprochenen Zwecke des Vereins keinerlei Hinderniß in den Weg legte, hielt man sie mit Tendenzen einverstanden, welche in den Augen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten nichts Geringerem, als einer Mediatisirung ihrer Fürsten gleichzukommen schienen.

So, vom Mißtrauen sowohl, als von Selbstüberschätzung verschärft, erweiterte sich die Kluft der Gegensätze, welche auszufüllen die Stimme derer vergebens trachtete, welche weder ein großpreußisches, noch ein großösterreichisches Deutschland, sondern ein Deutschland wollten, das durch die Einigkeit seiner gleichberechtigten Glieder nach Außen kräftigen Schutz gegen begehrliche Nachbarn, nach Innen die Güter und Segnungen wahrer Freiheit gewährt.

Die Möglichkeit einer nationalen Neugestaltung ohne Umsturz ersieht man aus dem tausendjährigen Bestande der deutschen Reichsverfassung, welche selbst in den Perioden des kräftigsten Festhaltens der nothwendigen Einheit den einzelnen Stämmen stets eine freie Selbstentwicklung gewährte, wie deren kein anderer Staat in Europa sich rühmen konnte: denn in den zusammenwirkenden Corporationen des Adels, der Geistlichkeit und des reichsunmittelbaren Bürgerthums fanden einerseits die Throne eine mächtige Stütze, anderseits erkannte die Nation eine Repräsentation ihrer Ehre und ihrer Interessen, zu welcher sich jedem patriotischen Verdienste der Zugang eröffnete. Nur die Eigensucht der einzelnen, insbesondere der mächtigeren Reichsglieder, welche das Ganze aus den Augen verloren, war Schuld an der Lockerung der Einheit und in weiterer Folge an dem Zerfalle des Reichs. Hält man daher die Hoffnung einer einheitlicheren Gliederung und Entwicklung Gesammtdeutschlands fest, so wird sich dieselbe nur verwirklichen lassen durch eine weise Selbstbeschränkung der Souverainetäten der einzelnen Glieder ohne Unterschied, — jener modernen Souverainetäten, welche theils aus der Erbschaft des zerfallenen Kaiserreichs, theils aus dem selbstsüchtigen Einfluß des Auslands hervorgegangen sind, und welche, wenn sie nicht als lebendige Theile eines allen Gliedern gemeinsamen Souverainetätsrecht von ganz Deutschland aufgefaßt und ausgeübt werden, von jeder unerwarteten Bewegung in ihrem künstlichen Bestande bedroht, keine solidere Bürgschaft der Dauer für sich haben, als die eines unmöglichen Stillstandes, weil, im Fall der Wiederherstellung eines einheitlichen Deutschlands die Selbständigkeit dieser Souverainetäten, — im Fall einer weitern Auflösung des noch bestehenden Bandes die selbeigene Existenz derselben Gefahr laufen würde.

Soll sich weder die Demokratie, noch der Despotismus dieser Aufgabe bemächtigen, so wird man an die geschichtlich gegebenen, der Eigenthümlichkeit des deutsches Volkes entsprechenden Verfassungsgrundlagen anknüpfen müssen, welche die Mitwirkung desselben weder ausschließen, noch gefährlich erscheinen lassen. Da diese Grundlagen aber in den einzelnen Staaten von entlehnten Formen verdrängt sind und alle Gebilde künstlicher Abstraction die Probe nicht halten, so wird man vor der Hand das bestehende Band aufrichtig pflegen, und sich vor frevelhaftem Zerschneiden desselben wohl hüten müssen, dabei aber dahin zu streben haben, daß die Föderation der großen und kleinern deutschen Staaten immer wahrer und aufrichtiger, immer fester und inniger werde.

Die in der jüngsten Zeit von Sachsen und Österreich formulirten Entwürfe zu einer neuen Bundesverfassung stießen auf den Widerspruch Preußens, und die von letzterem dabei angedeuteten Grundsätze riefen von Seite Österreichs und der Mittelstaaten identische Noten hervor, auf welche aber Preußen nicht eingieng, andere bestimmtere Vorschläge erwartend, während es selbst mit keinem hervortrat.

In der kurhessischen Verfassungsfrage, welche seit Jahren ein Gegenstand des Zwiespalts zwischen dem Kurfürsten und seinem Volke war und die patriotischen Gemüther in der Presse und in den Kammern in Bewegung gesetzt und zu steter Ausbeutung gereizt hatte, vereinigten sich Preußen und Österreich und brachten die Sache an den Bund; Kurhessen aber ließ sich noch ausweichend vernehmen. (Den weitern Erfolg s. im folgenden Abschnitt.)

Desgleichen richteten Preußen und Österreich in der Angelegenheit Schleswig's übereinstimmende Noten an Dänemark, das aber eine alles Verständniß abbrechende Antwort gab. — In diesen gemeinsamen Schritten der beiden größten deutschen Mächte aber erblickt der Vaterlandsfreund Symptome einer bessern Zukunft auch für die deutsche Frage.

3. Der preußische Landtag von 1862. Die Annahme des Hagen'schen Antrags. Die Kammerauflösung. Das neue „conservative" Ministerium. Verhaltungsanweisungen der Regierung zu Gunsten regierungsfreundlicher Wahlen. Proteste der Liberalen aller Schattirungen.

Also stunden die deutschen Angelegenheiten in den beiden ersten Monaten des Jahres 1862, als im preußischen Abgeordnetenhause, — welches sich in 17 Sitzungen meist mit Gegenständen der auswärtigen, insbesondere der italienischen und deutschen Politik, ohne eine entschiedene Einwendung von Seite des Ministeriums beschäftigt hatte, — am 6. März die Annahme des Hagen'schen Amendements, daß nämlich eine genauere, nach den Rechnungen von 1859 einzurichtende Specialisirung des Staatshaushalts-Etats, vorzüglich in Betreff des Militärbudgets, noch für das laufende Jahr 1862 vorzulegen sei, — dem Landtag einen unerwarteten Ausgang bereitete: er wurde aufgelöst, aber auch das gemischte Ministerium entlassen und mit einem mehr gleichheitlichen, der „conservativen" Richtung angehörigen, ersetzt. Weniger also der Hagen'sche Antrag, als ein in der Mischung des Ministeriums selbst liegender Grund war die Ursache der Auflösung.

Auf das Verlangen der Kammer hatte sich der als liberal gerühmte Finanzminister mit Zuvorkommenheit bereit erklärt, den Staatshaushalts-Etat in seinen Titeln durch Aufnahme der wesentlichen Einnahms- und Ausgabepositionen aus den Verwaltungsetats, welche demselben zum Grunde liegen, zu specialisiren, und zu erwägen, ob derselbe nach der Rechnung vom Jahre 1859 (welche noch nicht von einer Budgetcommission geprüft und auf deren Bericht vom Hause festgestellt war) eingerichtet werden könne, wenn man nur nicht schon heute Beschluß darüber fassen wollte. Da nun die Kammer deßungeachtet jenen Beschluß faßte, so glaubten die Minister, obwohl fünf unter ihnen anerkannt liberal gesinnt waren, sich dieser Kammer gegenüber nicht mehr halten zu können, und boten daher ihre Entlassung an, mit Ausnahme des Cultusministers v. Bethmann-Holweg, welcher der Ansicht war, daß man der Kammer nicht in dieser Weise weichen, sondern ihr durch ein conservatives Ministerium entgegentreten müsse. Weil er aber nicht durchdrang, nahm er selbst seine unbedingte Entlassung. Die übrigen Minister erhielten sie noch nicht, bekamen aber an der Stelle des längst durch Krankheit behinderten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen den bisherigen Präsidenten des Herrenhauses, den Prinzen von Hohenloh-Ingelfingen-Öhringen zum Vorstand. Erst nach erfolgter Kammerauflösung und Vertagung des Herrenhauses entließ der König die fünf liberalen Minister und ersetzte sie mit Männern „conservativer" Gesinnung, um durch ein einheitliches Ministerium den Gefahren für das von ihm vertretene Königthum vorbeugen zu können.

Daß schon die Kammerauflösung und die Aufstellung eines solchen Ministeriums, vollends aber die im königlichen Ausschreiben zur Vornahme neuer Wahlen enthaltene Verhaltungsanweisung an die Ministerien, in welcher nicht mehr von „zwei Extremen", vor denen man sich hüten solle, sondern nur vor der sog. Fortschrittspartei gewarnt wird,

den größten Widerstand nicht nur aller Demokraten, sondern auch aller Liberalen des In- und Auslandes hervorrufen werde, war vorauszusehen. Es stehen in diesem Kampfe nach der Anschauung der Regierung das monarchisch-constitutionelle Königthum und der Macht-anstrebende Parlamentarismus, — nach der Anschauung der Regierungsgegner ein reactionäres Gottesgnadenkönigthum und der reine Constitutionalismus einander gegenüber, und von dem Ausgange dieses Streites hängt nicht nur das Geschick Preußens, sondern zum großen Theil auch das Geschick Deutschlands ab, in so fern die preußische Militärfrage allerdings nur „die deutsche Frage in ihrer practischen Erscheinung für Preußen" ist, da dort die Krone, um Großmacht bleiben und als solche sich mehr befestigen zu können, durch die Militärkraft freie Hand behalten will.

Indeß suchte, während die Wahlen vorbereitet und von beiden Seiten Programme aufgestellt wurden, die neue Regierung von vorne herein den Oppositionswaffen die Spitze abzubrechen, indem sie der künftigen Kammer den Staatshaushalt für 1862 nicht nur, sondern womöglich auch schon für 1863 genau specialisirt darlegen, keine neuen Steuergesetze bringen, auch den Zuschlag von 25 Procent zur Einkommensteuer nicht weiter beanspruchen, viele Erleichterungen für die nothwendigsten Lebensmittel eintreten lassen, auf Abschaffung der Getreidezölle, auf Ermäßigung einiger Eingangssteuern und auf ähnliche Verbesserungen hinarbeiten zu wollen erklärte. Auch ordnete sie eine Commission von höchstgestellten Militärs unter Wrangel's Vorsitz an, um die Möglichkeit einer Einschränkung im Militärhaushalte zu erwägen, und dieselbe erklärte diese Ersparnisse auch vom militärischen Standpunkte aus für statthaft.

Da die Ermahnungen der Ministerien an ihre Beamten, sich von Wahlagitationen in einem der Regierung feindlichen Sinne fern zu halten, von einigen Unterbehörden „mißverständlich" angewendet wurden, so erklärte die Regierung ihre Ansicht dahin, daß natürlich jedem Beamten bei der Ausübung des persönlichen Stimmrechts seine Unabhängigkeit verbleibe; es dürfe keinem verwehrt werden, seine Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben, oder im Falle der Unentschiedenheit auch sich seiner Stimme zu enthalten: denn es solle den Beamten keinerlei Zwang auferlegt werden. Die Presse der Regierungsgegner, ja selbst der gemäßigt-Liberalen beruhigte sich aber dabei nicht. Zunächst erfolgten Proteste der Universitäten, und diese gaben den Anstoß zu einer noch größern Protestbewegung bei andern Collegien, sowie bei Municipalbehörden im ganzen Lande.

Die durch alles dieß ungemein gesteigerte Wahlbewegung veranlaßte die ausschweifendsten Gerüchte, denen das Staatsministerium mit der Erklärung (v. 23. Apr.) entgegentrat, daß es, unbeirrt durch die Parteileidenschaften und in voller Einigkeit über die einzuschlagenden Wege in der Stellung, die ihm das Vertrauen des Königs angewiesen habe, ver-

bleiben und an der Auffassung festhalten werde, welche es in seinen Wahlerlassen ausgesprochen habe. — Wie von Vielen vorausgesehen wurde, fielen die Wahlen nicht im Sinne der Regierung aus. Die Conservativen und Constitutionellen blieben in äußerster Minderheit, und der Sieg der Fortschrittspartei war so entschieden, daß die Besorgniß laut wurde, der König werde zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht nehmen. Allein der König gab bei einer gelegenheitlichen Audienz die beruhigende Versicherung, daß dergleichen weder ihm, noch seinem Ministerium in den Sinn kommen werde. Die Aufrichtigkeit seiner constitutionellen Gesinnung bewies der König sofort durch die energischen Schritte, wodurch er die kurhessische Frage endlich zu einer befriedigenden Lösung brachte.

Als nämlich Kurhessen, nach einer bereits zum drittenmal erfolgten Auflösung seiner Stände, in der Absicht, endlich eine fügsame Kammer zu bekommen, den Befehl erließ, jedem Wähler vor der Wahl das schriftliche Versprechen abzunehmen, die Verfassung von 1860 anzuerkennen, — und nun die meisten Wahlgemeinden dieses Ansinnen ablehnten, da machte Preußen, im Einverständniß mit Österreich, dem Kurfürsten die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen ein solches, die allgemeine Aufregung in Deutschland noch vermehrende Verfahren. Allein es erfolgte kein Gehör, und selbst die Sendung des Generals Willisen mit einem eigenhändigen königlichen Schreiben wurde nicht gewürdigt. Daher setzte Preußen einen Theil seiner Truppen in Marschbereitschaft. — Unterdeß aber hatte der Bund den Antrag der beiden Großmächte in ungewöhnlich rasche Berathung gezogen und an Kurhessen die Weisung erlassen, die Wahlen einzustellen, „um den zu erwartenden Bundesbeschluß in der Verfassungssache selbst nicht zu präjudiciren." Darauf hin entschloß sich die kurhessische Regierung, dem Bundesbeschlusse nachzukommen, in Folge dessen sodann die Verfassung von 1831, jedoch mit Modification einiger bundeswidriger Artikel derselben, wieder hergestellt wurde. — Der Kurfürst erklärte, den Beschluß ausführen zu wollen, verwahrte sich aber gegen denselben, als gegen „einen Eingriff in die Selbständigkeit des Kurstaats."

Zunächst bestand aber Preußen noch (zur Genugthuung wegen des undiplomatischen Empfangs seines Gesandten) bei dem Kurfürsten auf der Entlassung seines bisherigen Ministeriums. Auch hierin sah sich zuletzt der Kurfürst genöthigt, nachzugeben und sich ein neues, den veränderten Verhältnissen angemessenes Ministerium gefallen zu lassen. — So ist denn die Gefahr einer wegen Kurhessen drohenden bürgerkriegerischen Verwicklung abgewendet!

Nachdem am 26. Mai die neue preußische Abgeordnetenkammer (jedoch nicht vom Könige persönlich) eröffnet worden war, wurde von ihr eine Adresse beschlossen, bei deren langen Debattirung sich drei Wahrnehmungen ergaben: eine starke Verschiedenartigkeit der Standpuncte innerhalb der Fortschrittspartei; bei Einigen nicht undeutliche Spuren demokratischer Tendenzen; eine zuversichtliche, einige Haltung des neuen Ministeriums.

In letzterer Beziehung erklärte der Regierungscommissär in der Kammer: das Staatsministerium sei sich der Verpflichtung bewußt, dem Lande den Segen einer gerechten, thatkräftigen und wohlwollenden Verwaltung, frei von tendentiöser Hemmung der freien Entwicklung geistiger und materieller Interessen zu erhalten. Es werde daher in freisinniger, aber besonnener Weise die weitere Durchführung der Verfassung zu fördern und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten mit Ruhe und Festigkeit zu überwinden haben; — es werde die verfassungsmäßigen

Rechte der beiden Factoren der Landesvertretung mit Loyalität und Gewissenhaftigkeit achten und jede eintretende Differenz im Geiste gemeinsamer Hingebung für Thron und Vaterland zu schlichten sich angelegen sein lassen, in der unerläßlichen Voraussetzung, auch bei der Landesvertretung gleicher Gesinnung zu begegnen.

Als die Adresse selbst, welche unter vielfachen Versicherungen der treusten Hingebung für die Person des Königs gewissermaßen ein Mißtrauensvotum gegen das Gesammtministerium enthielt, am 8. Juni durch eine Deputation dem Könige überbracht wurde, gab derselbe eine Antwort, welche die gehegte Hoffnung auf einen möglichen Ministerwechsel völlig enttäuschte.

Sie lautete so: „Ich habe die mir so eben ausgedrückten Versicherungen der Treue und loyalen Ergebenheit gern angenommen. Indem ich es wiederholt ausspreche, daß ich unverändert auf dem Boden der beschwornen Verfassung stehe, so wie auf dem meines Programms vom Nov. 1858, und daß ich mich in voller Übereinstimmung mit meinem Ministerium befinde, knüpfe ich hieran die feste Erwartung, Ihre ausgesprochenen Gesinnungen durch die That bewährt zu sehen; und da Sie einen Satz meines Programms v. 1858 herausgehoben haben, so wollen Sie sich dasselbe Zeile für Zeile einprägen, dann werden Sie meine Gesinnungen recht erkennen."

Daß diese mit Festigkeit ausgesprochene Willensäußerung des Königs in den Kreisen der Abgeordneten und des liberalen Publicums einen niederschlagenden Eindruck hervorgebracht habe, ist glaublich. Man kann daraus allerdings entnehmen, daß es in Preußen zu einer einseitigen „parlamentaren Regierung", d. h. zu einer solchen Regierung, deren Schwerpunct allein in der Kammer liegt, noch nicht gekommen ist, daß also die Mehrheit des Abgeordnetenhauses nicht die Macht hat, jedes Ministerium zu stürzen und ein anderes an seine Stelle zu bringen.

Über die Stellung der preußischen Regierung zur deutschen Frage drückte sich das ministerielle Organ so aus: „Die Staatsregierung hält ihrerseits die Grundsätze fest, welche sie in der Note vom 20. Dec. v. J. klar ausgesprochen hat, wornach sie einerseits eine Vereinfachung der Grundlagen des deutschen Bundes in seiner Gesammtheit, besonders die Zurückführung derselben auf die zur Erhaltung seiner Integrität und Sicherheit nothwendigen Vertragsbestimmungen, anderseits die engere Vereinigung seiner Glieder auf dem Gebiete des innern Staatsrechts durch freie Vereinbarung erstrebt, bei jeder bedeutsamen Reform des Bundes aber die realen Machtverhältnisse zu Grunde gelegt wissen will." — Das Verhalten der neuen Kammerfractionen in Betreff des Militärbudgets wird auch auf die deutsche Frage von Einfluß sein.

4. Der österreichische Gesammtstaat in seiner Fortentwicklung. Fortgesetzte Widersetzlichkeit Ungarns. Teleky. Comitatswirthschaft. Vergebliche Warnungen. Die Adresse des ungar'schen Landtags. Auflösung desselben. Stillstand in den Demonstrationen. Reorganisation. Österreichischer Reichstag. Das Patent zu Gunsten der Protestanten. Der Reichshaushalt.

Bei der skizzirenden Übersicht über die Begebenheiten des jüngst vergangenen Jahres (1861) blicken wir nun nach dem österreichischen Gesammtstaat, in welchen einzutreten Ungarn sich fortwährend

weigert. Den Neujahrstag des genannten Jahres begann Kaiser Franz Joseph mit der großmüthigen Entlassung des gefangenen Grafen Teleky, der, ein gewesener Verbannter, sich aus Frankreich heimlich nach Ungarn zur Revolutionirung dieses seines Vaterlands aufgemacht hatte, aber in Sachsen ergriffen und an Österreich ausgeliefert worden war.

Der Kaiser nahm ihm nur das Versprechen ab, sich aller politischen Agitation zu enthalten: der junge Graf hielt es aber nicht, sondern stürzte sich mit leidenschaftlicher Hitze in den extremsten Parteikampf, bis ihn die Collision der Pflichten zur Verzweiflung brachte, in der er sich den Tod gab.

Während in Wien die Reichsvertretung, welche am 26. Febr. ein Herrn- und ein Abgeordnetenhaus erhielt, sich im Verein mit dem Ministerium Schmerling dem Fortbau der Verfassung widmete, beharrte Ungarn in starrer Widersetzlichkeit. Zwar gebot eine kaiserliche Entschließung dem ungarischen Hofkanzler, den Steuerverweigerungen entgegenzutreten, die Zurückführung der Verfassung von 1848 zu untersagen, die Comitatsausschüsse zu suspendiren oder aufzulösen und Comitatsversammlungen zu verbieten, und erneuerte dabei die Versicherung, daß an dem Octoberdiplome und an den seitherigen Verfügungen keine Änderung eintreten werde: was Ungarn gewährt worden, bleibe ungeschmälert.

Deßungeachtet erfolgten protestirende Adressen der Comitate des Inhalts, daß der Kaiser in Ungarn nichts zu befehlen habe, und daß das Recht des Königs von Ungarn auf der Zustimmung des Landtags beruhe. Nebenher giengen ungerechte Klagen, daß die ungar'sche Nationalität von den Deutschen erdrückt werde. Der Nachweis, daß auf 11 ungar'sche Beamte nur 3 deutsche kamen, half nichts: die Pesther Stadtbehörde entließ sämmtliche deutsche Lehrer aus der Oberrealschule, und der Ofener Stadtrath schloß alle seit 1849 in Ungarn eingewanderte fremde Realitätenbesitzer von der Wahlbefähigung aus. Die deutsche Sprache wurde aus allen Anstalten verbannt und auf ihren Gebrauch Schmach und Hohn gelegt.

Die lange Geduld der kaiserlichen Regierung mit den Ausschweifungen der Anarchie in Ungarn ermuthigte diese nur noch mehr. Jede Warnung wurde vom Terrorismus übertäubt, in der Meinung, die Regierung einschüchtern zu können. Im März erschien eine schärfere kaiserliche Warnung mit der Erklärung, daß man dem Grundgesetze der gegebenen Reichsverfassung mit der ganzen kaiserlichen Macht Gehorsam verschaffen werde: denn es galt die europäische Gesittung gegen aufstrebende Barbarei, das Recht gegen die Privilegien eines in faustrechtlichen Übermuth versunkenen Adels zu schützen. Eine Zeit lang schien sich ein Umschlag vorbereiten zu wollen.

Die Revue des deux mondes warnte (in der Mitte Mai's 1861) die Tonangeber in Ungarn vor der „Chimäre", als dem bösen Genius, dem ihr Land den größten Theil seiner Leiden in der Vergangenheit zuzuschreiben habe. „Sie jagen einer Chimäre nach und stürzen, wie Szechenyi und Teleky, in den Abgrund; die Halsstarrigkeit gegen die Eingebungen des Verstandes

in einem Deak, Batthiany etc. folgt blindlings den Lockungen eines und desselben Phantoms: das ist das magyarische Verhängniß." (Die magyarische Chimäre besteht, dieser Stimme nach, in der Trennung Ungarns von Österreich, in der Vergewaltigung der in Ungarn lebenden Deutschen, Slaven und Rumänen aus Nationaleitelkeit und Großmannssucht.)

Alle Warnungen aber waren vergebens. Bereits war in Ungarn völliger Gerichtsstillstand eingetreten: Tausende von Privatgläubigern wurden in ihren Rechten verletzt, die Staatsfinanzen durch fortwährende Steuerverweigerungen erschüttert, Handel und Verkehr gelähmt, der Credit vernichtet. Der Terrorismus thronte auf dem Ruin aller bürgerlichen und socialen Organisationen. Die im ungarischen Repräsentantenhause endlich zu Stande gekommene Adresse an den Kaiser versagte diesem den gebührenden Titel und wurde von demselben nicht eher angenommen, als bis die Absender ihn geändert hatten.

Nachdem der bisherige ungarische Hofkanzler v. Vay entlassen und an seine Stelle der Graf Forgach berufen worden war, der sogleich erklärte, den Excessen der Comitate mit größerem Ernst entgegentreten zu wollen, beantwortete der Kaiser am 17. Juli die ungarische von Deak und Eötvös entworfene und von dem Landtage angenommene Adresse dahin, daß er die darin enthaltenen „möglichen" Dinge annehmen werde, die „unmöglichen" aber zurückweisen müsse.

Als unmöglich zu Gewährendes bezeichnete die kaiserliche Resolution 1. alles, was die Prärogative der ungarischen Krone verletze; 2. alles, was unter dem Namen „Wiedereinverleibung der partes adnexæ" den Kampf zwischen den Croaten und Ungarn, zwischen den Ungarn und den Sachsen und Rumänen in Siebenbürgen heraufbeschwöre; 3. alles, was in dem von ihnen beanspruchten Gesetze von 1848 die nichtmagyarischen Nationalitäten verletze; — 4. alles, was als Folgerung aus dem Grundsatze der Personal-Union anzusehen sei. Denn diese vier Puncte bildeten auch niemals einen Theil der altungarischen Verfassung. Ungarns Verhältniß zum Gesammtstaate sei seit 300 Jahren eine gesetzliche und factische Real-Union in den Kriegs-, Finanz- und auswärtigen Angelegenheiten. Die Selbständigkeit Ungarns in seiner innern Verwaltung werde durch das Octoberdiplom keineswegs gefährdet, vielmehr gekräftigt.

Schließlich forderte der Kaiser den ungarischen Landtag zur Verbesserung seiner Anträge und zur Beschickung des allgemeinen Reichstags auf. — Auf diese kaiserliche Erklärung antworteten am 8. und 11. August die beiden ungarischen Kammern in einer von Deak verfaßten Adresse, daß sie auf den Forderungen ihrer ersten Adresse beharren und die Unterhandlungen für abgebrochen ansehen müßten!

Diese Sprache hartnäckiger Widerspenstigkeit beantwortete der Kaiser mit der Auflösung des Landtags, mit der Aufhebung der Comitatswirthschaft und mit der erneuten Erklärung der Aufrechthaltung des October- und des Februargesetzes.

Es trat nun einiger Stillstand in den Ostentationen und Demonstrationen der Ungarn ein. Als sie jedoch auch die nun vom Kaiser an sie gestellte Recrutirungsforderung ablehnten, verbot der Kaiser alle öffentlichen Versammlungen und ernannte am 6. Nov. den Grafen Moritz

Palffy zum Statthalter von Ungarn, in welchem sich die politische Verwaltung der Justiz und die Erhebung der directen Steuern concentriren sollte. Denn von nun an hatte die Langmuth der kaiserlichen Regierung ein Ende, nachdem sie ein ganzes Jahr lang die Willkür der Municipien hatte gewähren lassen. Der Kaiser, unterstützt von dem Ministerium Schmerling, beschloß daher die Wiederherstellung seiner Autorität durch ein consequentes System von Maßnahmen während der eingetretenen Übergangsepoche unter Festhaltung des constitutionellen Princips nicht nur im Gesammtstaate, sondern auch in den einzelnen Landestheilen.

Es war auch hohe Zeit, die Zügel straffer anzuziehen; denn die länger her in Gang gekommenen und merklich zunehmenden Insurrectionen in Bosnien, in der Herzegowina, in Albanien &c., genährt von Agenten der italienischen Revolution, waren darauf berechnet, den österreichischen Staat auch an dieser seiner Gränze zu beunruhigen und allmählich eine Verbindung mit den aufständischen Ungarn und Polen in's Werk zu setzen.

Wirklich hatte die nun eingeschlagene feste Haltung der kaiserlichen Regierung die Folge, daß die Reorganisation in ganz Ungarn keine offene Hemmung erfuhr, wenn auch die Magyarenhäupter noch eine fortwährende Zurückhaltung beobachten.

Um so unbehinderter konnten nun in Wien die Angelegenheiten des österreichischen Reichstags, der am 6. April eröffnet worden war, ihren Gang gehen. Einen günstigen Eindruck machte es, daß der Kaiser in einem Patent vom 8. April den Protestanten beider Confessionen die Gleichberechtigung im bürgerlichen und politischen Leben bestätigte und ihnen in Beziehung auf Kirche und Schule vollständige Autonomie gewährte. Nach einer Reihe nützlicher, die Aufrichtigkeit der Regierung beweisender Vorlagen und Gewährungen, entschloß sich das Ministerium, auch das Reichsbudget offen darzulegen, aus dem sich für das Jahr 1860/61 ein Defizit von 65 Mill. ergab. Die Deckung desselben wurde von der Bankfrage und von der damit zusammenhängenden Valutafrage als untrennbar erklärt. Der vom Minister Plener darauf gegründete Finanzplan war Gegenstand langer Debatten im Ausschusse. Der Geneigtheit desselben, das Deficit durch eine Ausgabe von Staatspapiergeld zu decken, trat aber das Ministerium auf das entschiedenste entgegen und zog es vor, demselben durch verhältnißmäßige Reduction der Armee und andere Ersparnisse für die Zukunft vorzubeugen.

Als am 1. Mai der Kaiser genehmigte, daß das Ministerium wegen verfassungsmäßigen Zustandekommens des „Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister auf Grundlage der im Juli 1861 erklärten Grundsätze" die Initiative ergreife, begrüßte die Kammer dieses Zugeständniß mit dem lautesten Beifall. Eine große Beruhigung gewährte darauf

am 7. Mai die Antwort, welche auf eine Interpellation, worin wohl die jetzige Politik Österreichs in Betreff Deutschlands und Italiens bestehe, der Minister des Äußern, Graf Rechberg, ertheilte: „Österreich werde stets in Deutschland die ihm gebührende Stellung festzuhalten bestrebt sein; bezüglich Italiens sei die Politik der Einmischung, welche böse Früchte getragen habe, aufgegeben worden, und seit 1859 sei die österreichische Politik in Italien die der Vertheidigung, nicht eine Politik des Angriffs; und wenn es sich um die Vertheidigung des Gebiets handle, dann werde der Moment sicher nicht bloß das ganze Haus, sondern das ganze Land, die ganze Monarchie mit der Regierung einig finden. Hinsichtlich der kurhessischen Frage sei der österreichische Bundesgesandte beauftragt, Hand in Hand mit der preußischen zu gehen."

Es läßt sich überhaupt nicht verkennen, daß Österreich nun durch gewissenhafteren Staatshaushalt, durch Unabhängigkeit von klericalen Einflüssen und durch offene, constitutionelle Verhandlung, wodurch die Einheit seiner Gesammtinteressen ganz von selbst mehr und mehr Verständniß und Unterstützung gewinnt, so wie durch wohlwollendes, besonnenes Eingehen auf die gerechten Wünsche und Forderungen seiner Provinzen den bessern Weg eingeschlagen hat, um künftig seinen Bestand nicht sowohl auf die Zahl seiner Bajonnette, als vielmehr auf die Herzen seiner Völker zu stützen, und sich zugleich auch die Sympathieen Deutschlands wieder zu gewinnen.

Das Festhalten der k. k. Regierung an der Verfassung und die Unterstützung des Reichsraths hat bis jetzt schon gute Früchte getragen. Bereits ist nicht nur die Armeeverminderung (um 70000 M. im Ganzen), sondern auch die Verkleinerung des Deficits eine Wahrheit geworden. Ist auch der Finanzausschuß in der Bankfrage noch nicht ganz auf die Vorlagen der Regierung eingegangen, so ist doch Aussicht auf eine Annäherung vorhanden.

Daß England neuerdings eine seiner frühern Anschauung über Österreichs Regierung völlig entgegengesetzte gewonnen hat, beweist die jetzige Sprache der Times, welche nun auch dem Wiener Reichsrathe eine Anerkennung zu Theil werden läßt und das einmüthige Streben und den practischen Sinn der Minister und der Parlamentsglieder höchst preisenswerth findet. Man erkennt leicht, daß dieser Umschwung seinen Grund darin hat, daß gegenüber den Bestrebungen Frankreichs und Rußlands in Betreff der Türkei England bei seinen Gegenstrebungen der Freundschaft Österreichs mehr als je bedarf.

In Ungarn hält die äußere Ruhe an, obgleich es an geheimen Agitationen von Italien her fortwährend nicht fehlt. Seit das Comité der ungarischen Emigration in Paris, das aus Kossuth, Türr, Teleky, Klapka bestand, durch Teleky's Tod, Klapka's Rücktritt und Kossuth's und Türr's vollständigen Verruf bei fast der ganzen Emigration, sich aufgelös't hat, ist Hoffnung vorhanden, daß auch in Ungarn die Spannung der Leidenschaften nachlassen und einer größern Nüchternheit Platz machen werde.

Der neuste Plan Kossuth's, dessen verzweifelte und gewissenlose Politik übrigens mehr und mehr Boden verliert, besteht in der Gründung eines großen Donaureiches oder Offensiv- und Defensivbündnisses aller Völker des Donauthals. Beachtens- und ehrenwerth

ist die freimüthige Widerlegung, welche derselbe von Seiten des zu London in der Verbannung lebenden Barthol. Szemere (welcher nach dem 14. April 1849 Kossuth's Minister des Innern war) in einem öffentlichen Schreiben vom 4. Juni 1862 gefunden hat: „dieses Project ist das unglücklichste und ungeheuerlichste, was je im Gehirn eines Ungarn entstand. Der erste Grundgedanke desselben ist, daß Ungarn zu schwach und unfähig sei, selbständig zu existiren. Aber was wollte denn Kossuth mit dem 14. April 1849? Der zweite Grundgedanke ist ein Plagiat am kais. österr. Patent vom 26. Febr. Dieses Patent weis't die Angelegenheiten der auswärtigen Politik der Armee, der Flotte, des Handels, der Zölle ꝛc. dem Reichsrathe zu; Kossuth behält dieselben Angelegenheiten dem Central-Organ des Donaubundes vor. Dieß Central-Organ würde nach Kossuth's Project alljährlich abwechselnd in Bukarest, Belgrad, Agram und Pesth tagen, und das Haupt desselben wäre der jeweilige Chef des Landes, in welchem die Repräsentation eben versammelt ist. Das 13 (?) Millionen zählende Ungarn würde also drei Jahre hindurch abwechselnd bald durch die 4½ Mill. Rumänen, bald durch die 1½ Mill. Serben von Belgrad aus, bald endlich durch die eine Million Croaten von Agram aus regiert werden. Und unter solchen Verhältnissen wäre Ungarn noch ein Staat? Ein bloßes großes Comitat wäre es, eine Provinz! Unsere Dörfer, unsere Städte blieben wohl, aber das Vaterland hätten wir verloren! — So viel und noch mehr bietet uns ja Österreich auch und zwar ohne den theuren Preis des Bluts! Meiner Überzeugung nach ist für uns — vom Standpunct sowohl der geistigen, als materiellen Cultur — das Bündniß mit dem deutschen Elemente hundert- und tausendmal vortheilhafter." —

Kossuth war stets der böse Genius Ungarns. „Hunderte von Patrioten sind seiner Leidenschaft, seiner Verblendung und seinem Ehrgeize zum Opfer geworden. In den besonneneren Kreisen der Emigration wird er als derjenige angesehen, der Ungarn ins Unglück brachte. Er ist an Teleky's Verzweiflungstod Schuld: er hat ihn verführt, sich auf seine (Kossuth's) in Paris angeknüpfte Politik einzulassen. Als sodann nach dem ersten Tumult in Warschau von Paris aus die Parole: lâchez tout! kam, da ward dem Teleky der Abgrund um ihn licht: er sah augenblicklich voraus, was kommen mußte und kam. Dem Patrioten, der sich geirrt, dem Cavalier, der sich (gegen den Kaiser) vergangen, blieb keine andere Wahl als der Tod, zur vermeintlichen Sühnung für Irrthum und Vergehen. — Klapka, in Art und Gesinnung besonnener als Kossuth, sagt allen aus Italien fliehenden Ungarn, sie sollten alle Hoffnung aufgeben; er wenigstens hoffe nichts mehr und ziehe sich von aller Politik zurück; welche von ihnen einst in das Vaterland zurückkehren dürfen, sollen sich dort still und redlich nähren; die andern sollen in der Fremde an nichts mehr denken, als an ehrlichen Broderwerb." Das sprach er auch in einem öffentlichen Schreiben aus.

5. Victor Emmanuel König von Italien. König Franz II in Rom. Standhaftigkeit Pius' IX. Cavour's Tod. Ricasoli's Ministerium. Garibaldi und Mazzini. Die Guerillasbanden. Der Brigantaggio. Das Ministerium Ratazzi. Wiederauftreten Garibaldi's. Die Demokratenzusammenkunft in Genua. Garibaldi's Umzug. Die Unterwühlung Griechenlands. Sonst und Jetzt in Neapel und Sicilien. Des Königs Reise nach Neapel. Plan der Garibaldianer zu einem Einfall in Tyrol. Einschreiten der Regierung. Garibaldi's Zorn. Einlenkung und Abgang nach Palermo.

Das Chaos, in welches das unglückliche Italien durch eigene und fremde Schuld gestürzt wurde, ringt fortwährend nach einer Gestaltung, zu der es aber die physisch und moralisch einander widerstrebenden Elemente schwer kommen lassen. Wir können hier nur kurz auf die höchsten Schaumkämme der dort künstlich aufgepeitschten und vergebens nach einem

ruhigen Bette suchenden Fluthen eines Revolutionssturms hinweisen, dessen Ausgang noch nicht abzusehen ist.

Nach dem Umsturz des bourbonischen Thrones von Neapel und Sicilien nahm Victor Emmanuel (d. 26. Febr. 1861) den Titel König von Italien an und wurde darin zuerst vom Cabinet von St. James anerkannt. Daß er bei dieser Annahme die Formel „von Gottes Gnaden" wegließ, war doch wohl auf seinem Standpunct natürlich, da er auch mit der Kirche so zerfallen war. Nichts desto weniger fehlte noch gar viel zur Einheit und Freiheit Italiens!

Da sich fort und fort im Neapolitanischen Aufstände im Namen des vertriebenen Königs gegen die piemontesische Herrschaft erhoben, protestirte Graf Cavour gegen den Aufenthalt des Königs Franz in Rom, als gegen eine fortwährende Aufmunterung der von den Piemontesen als Briganti bezeichneten Anhänger der bourbonischen Dynastie. Der Papst aber, wiewohl selbst nur geschützt von französischen Bajonetten in Rom, schützte seinen Gast, der kurz vorher nochmals einen Protest an die europäischen Mächte gegen die ihm widerfahrene Unbill hatte ergehen lassen. Es wurde daher vom Turiner Cabinet Cialdini zu energischem Auftreten in Unteritalien angewiesen; aber so blutig streng er auch gegen die Aufständischen verfuhr, Ruhe und Gehorsam stellten sich nicht ein, und er mußte stets nach Truppenverstärkung begehren.

Auch Papst Pius wurde und wird fortwährend mit der Anforderung bedrängt, auf seine weltliche Herrschaft zu verzichten und Rom der neuitalischen Regierung zum Ausbau des Einheitsstaates zu überlassen; allein er wies standhaft mit einem non possumus jede Zumuthung zurück, und hat dabei fast die ganze katholische Christenheit, selbst den größten Theil der französischen Bischöffe auf seiner Seite.

Damals schrieb Graf Montalembert, einer der entschiedensten Vorkämpfer des französischen Ultramontanismus, an den Grafen Cavour: „Sie können dem Papste Alles rauben, was Sie ihm nicht schon genommen haben, aber nicht die Billigung Ihrer Ungerechtigkeit entreißen; Sie können ihm Alles nehmen, nur nicht sein Recht. Sie glauben sich am Ziel angelangt, nie waren Sie weiter davon entfernt! Mit der ganzen katholischen Christenheit, der zahlreichsten, eingewurzeltsten, hartnäckigsten Genossenschaft unter der Sonne, nicht mit dem Papst allein werden Sie es zu thun haben. Ich sage es Ihnen mit Schmerz, ohne Zorn: Sie sind ein großer Verbrecher, mehr als Mazzini. Dieser treibt sein Handwerk als Conspirator und Königsmörder, während Sie das Ihrige als Staatsmann, als großer Bürger, als großer Minister nicht treiben. Sie sind strafbarer als Garibaldi, dessen Feindschaft Sie nicht zu rehabilitiren vermag. Garibaldi ist ein Freibeuter, aber er ist kein Betrüger; er sagt es gerade heraus, daß das Papstthum ein Krebsschaden sei; er behauptet nicht, den wahren und dauerhaften Interessen des Königthums zu dienen. Dadurch, daß Europa Sie ungestraft gewähren ließ, sind Sie nicht amnestirt. — Was mich empört, ist das Schauspiel, welches Italien der Menschheit bietet, ist die feige, durch Gewalt unterdrückte Schwäche, ist die durch die Lüge feig erstickte Wahrheit, ist das durch die Zahl erdrückte Recht, ist der durch Conspiratoren weg-escamotirte freie Wille des Volks, ist die durch Verrath ertränkte Ehre."

Der tiefe Groll, den Garibaldi wegen der Vertrödelung seiner Vaterstadt Nizza an Frankreich wider Cavour hegte, so wie seine Spannung mit Cialdini, der die Freiwilligen zurückstellte, hatte den Grafen Cavour an der Durchführung seiner Plane mannigfach gehemmt, bis es endlich Freunden gelang, am 24. April eine Art Versöhnung zwischen diesen drei Männern um des gemeinsamen Zweckes willen herbeizuführen.

Aber die ungeheuern Anstrengungen, denen sich Cavour's gewandter Geist, den kein starker Körper stützte, ununterbrochen aussetzte, um sein Staatsideal zu verwirklichen, zogen ihm kurz nach jener Versöhnung, am 2. Juni, eine Krankheit zu, der er schon am 6. in einem Alter von 52 Jahren erlag. Sein so rascher Tod war für König Victor Emmanuel, wie nicht minder für L. Napoleon, der größte Schlag, der die Sache Italiens treffen konnte. Denn der an politischen Combinationen reichste Kopf, der die Seele der ganzen italienischen Bewegung war und in wenigen Jahren ganz Europa mit dem Klang seines Namens erfüllt hatte, starb in einem Moment, wo er der von ihm betriebenen und vertretenen Sache am meisten noth that und die Durchführung des begonnenen Siegs gerade die festeste Hand erforderte.

Die Briefe des Grafen Camillo von Cavour, welche jüngst Prof. D. Berti in Turin herausgegeben hat, lassen einen tiefen Blick in den Charakter dieses merkwürdigen Mannes thun. Nach ihnen und nach den übrigen Zügen, welche der Herausgeber mittheilt, war er „ein mächtiges Genie, schnellen und energischen Geistes", — von überkühnem Freimuth. Es gab wohl Niemand, mochte er noch so hochgestellt sein, an dem er nicht seinen feinen und scharfen Witz geübt hätte, einen Witz, der oft sehr verletzend, in ernsten Dingen furchtbar war. Er kümmerte sich wenig um die Wirkung seiner Worte: er schleuderte den Pfeil, wo er traf. — Die Schönheiten der Natur hatten keine Bedeutung für ihn; auch die Vergangenheit des eigenen Lebens, wie die der Geschichte, beschäftigte ihn nicht; am wenigsten das, was sich auf das Jenseits bezieht. Die Gegenwart war es, welche seinen Verstand und sein Herz vollständig einnahm. Er dachte beim Reden und Schreiben weder an sich, noch an die Nachwelt. Er besaß einen Muth, der nicht wußte, was Furcht war. Von Jugend auf an den Kampf gewöhnt, liebte er ihn und seine Gefahren. Die wunderbare Unerschütterlichkeit seines Geistes war bekannt; auch er kannte sie und zog Vortheil davon. Von mehr als 50 Ministern, die mit ihm nach und nach im Amte waren und sich von ihm verabschiedeten oder von ihm verabschiedet wurden, wagten nur Wenige, ihm Opposition zu machen. Daraus entsprang eben die Sicherheit und Kraft bei der Durchführung seiner Ideen. Je größer die Schwierigkeiten wurden und ihn hinderten, eine Bahn zu verfolgen, desto mehr Mittel und Wege schuf sich seine reiche Erfindungsgabe. Er war unermüdlich, für die Fragen, womit sich sein Geist beschäftigte, angemessene Lösungen zu finden und durchzuführen. Es gab damals in Paris und in ganz Europa keinen arbeitsameren, erfindungsreicheren und consequentern Diplomaten, als ihn." — Die Art und Weise aber, mit welcher Cavour bei allen seinen politischen Combinationen die christliche Moral außer Acht ließ, hat ein unbestochenes Volksurtheil mit dem Namen Cavourisiren bezeichnet.

Ricasoli, sein Nachfolger in der Staatslenkung, suchte als Schüler seines Meisters die täglich neu hervortretenden Schwierigkeiten möglichst zu bewältigen, und stützte sich dabei vorherrschend auf England, dessen Politik für die Einheit Italiens sich in einem andern Sinne bethätigte, als die Frankreichs, welches übrigens, um die Verlegenheiten des neuen

Ministeriums zu vermindern, jetzt ebenfalls seine bisher noch vorenthaltene Anerkennung Victor Emmanuels als Königs von Italien aussprach.

Mit Noth ließen sich von Ricasoli die hitzigen Geister der Italianissimi, insbesondere die verschiedenen Anhänger der beiden Abgötter des Volks, Garibaldi und Mazzini, welche alle fortwährend auf Venedig und Rom loszugehen drängten, zur vorläufigen Ruhe verweisen. Die beständigen Aufstände im Neapolitanischen, wo man der piemontesischen Herrschaft am meisten widerstrebte, die Kämpfe in Calabrien und in den Abruzzen, besonders in den Provinzen Capitanata und Basilicata, unterhalten von kühnen Bourbonisten-Führern, wie Borges, Chiavone, Masiello, Cipriani, Crocco 2c. 2c., hörten nicht auf, so oft auch die Regierungsblätter ihr Erlöschen meldeten und so schonungslos auch Generale wie Cialdini, Fontoni, Pinelli, Fumel 2c. dieselben mit der größten Grausamkeit im Blute zu ersticken suchten. Allenthalben bot das „einige" Italien das Bild der Zwietracht und Zerrissenheit. Allenthalben Erpressungen der Beamten, unmäßiger Steuerdruck, Mangel an Opferwilligkeit, Mordthaten, Verhaftungen, Hinrichtung der Gefangenen, schonungsloses Erschießen auch der Wehrlosen, Niederbrennen von Ortschaften, Grausamkeiten und Unsittlichkeiten aller Art von beiden Seiten.

Da sich Ricasoli, den Schein einer unabhängigen italienischen Politik annehmend, den Absichten Frankreichs nicht so unbedingt fügte, wie selbst Victor Emmanuel wünschte, L. Napoleons Politik aber Italien in französischer Abhängigkeit zu erhalten sucht und daher die französische Besatzung in Rom nicht nur nicht zurückzog, sondern sie noch verstärkte, so kam es dahin, daß Ricasoli seine Entlassung nahm und bekam. Die Berufung Rattazzi's, der mehr auf französische Seite sich neigt, hatte aber die Folge, daß das leidenschaftlich vorwärts drängende Jung-Italien weder an seine Energie, noch an seine Selbständigkeit glaubte und nach den Männern der That verlangte. Zwar erließ nun Rattazzi ein Schreiben an diejenigen Fremdmächte, welche bisher Italien als Königreich noch nicht anerkannt hatten, mit der Versicherung, daß alle innern Feinde besiegt und die Einheit errungen sei! Allein in Preußen konnte er die Antwort an der eintretenden Berufung eines conservativen Ministeriums erkennen, und in dem officiösen Petersburger Journal die Entgegnung lesen, er habe die Stunde schlecht gewählt, um die Anerkennung durch Europa und die Zulassung im europäischen Concert für eine Regierung zu verlangen, welche von der Revolution mehr und mehr überflügelt und mit fortgerissen zu werden drohe.

Gleich als sollte diese Ansicht bestätigt werden, erschien mit einem Mal Garibaldi, welchen Cavour, und selbst auch Ricasoli, in seiner insularen Einsamkeit zu halten gewußt hatten, wieder auf dem Schauplatz der Handlung; die Demokratenpartei in der Kammer verlangte ungestüm nach der Zurückberufung Mazzini's, und Jung-Italien in

Mailand erhob wieder den Ruf nach Venedig und Rom. In Genua traten alle Revolutionshäupter italienischer, ungarischer und polnischer Abkunft (darunter Kossuth, Türr, Klapka rc.) mit ihren Gesinnungsgenossen, gleichsam in einem Volksparlament zusammen und faßten, weder um die Regierung, noch um die Turiner Kammern sich kümmernd, ihre Länder- und Völker-aufwiegelnden Beschlüsse; Garibaldi, der Mann des Volks, wie keiner vor ihm, der „Befreier des Universums", als den er sich selbst verkündete, trat in Genua und Mailand unter dem Jubel der Menge auf und ermahnte zu fortgesetzter Waffnung und vermehrter Waffenübung', toastirte aber dabei auf Victor Emmanuel und auf die reguläre Armee, in welche seit Kurzem seine lang vernachlässigten Freiwilligen (darunter 2000 Offiziere) zum moralischen Schaden der Linientruppen aufgenommen worden waren, und brach dann auf, um einen Triumphzug durch Italien zu machen und allenthalben Schützenvereine in's Leben zu rufen.

Das Feldgeschrei „Venedig" und „Rom" bedeutet aber jetzt so viel als einen Angriff auf Österreich und auf — Frankreich, und für beide Ziele erkennt das Turiner Cabinet vor der Hand die Unmöglichkeit der Erreichung: denn einerseits ist Österreich gerüstet und Englands Politik fängt an, zu Gunsten des europäischen Gleichgewichts gegen Österreich billiger zu sein, da es mit demselben an den türkischen Gränzen gleiche Interessen zu verfechten hat (nur freilich in Italien zeigt es noch keine Änderung in seiner Politik); anderseits aber wird L. Napoleon Rom sobald nicht aufgeben, weil er von dort aus die Hand auf Italien legen kann. Man konnte daher voraussehen, Garibaldi werde seinen begonnenen Agitationszug nur so lange fortsetzen, bis der kaiserliche Wille eingreifen werde, dem die Wiederbelebung der Revolutionselemente in Italien, die demokratischen Demonstrationen in Genua und die von Zeit zu Zeit aufblitzenden Straßenkämpfe in Neapel nicht in seine Berechnung passen. Daher Garibaldi auf seiner Aufregungsreise an der lombardischen Nordgränze auf einmal von — der Fußgicht in einem Bade aufgehalten wurde. Die Times wußte daher für Italien nur den desperaten Rath, sich in — Geduld zu fassen, Rom sei ja auch nicht an Einem Tage gebaut worden!

Welche weitreichende Plane die Partisane der italienischen Revolution haben, beweis't ihr Programm in Genua. Die schon berührten Unruhen in Serbien und in der Herzegowina, der fortgesetzte Widerstand der Ungarn gegen die habsburgische Gesammtregierung, die unermüdlichen Demonstrationen der Polen gegen die russische Herrschaft und das Streben beider Nationalitäten nach völliger Unabhängigkeit, zuletzt die Aufstände in dem von italienischen Emissären und Einflüssen unterminirten Griechenland, — alle diese Bewegungen hängen mit der von der italienischen Revolutionspropaganda ausgehenden oder unterhaltenen Absicht zusam-

men, den Osten von Europa in Verwirrung zu stürzen, Österreichs Macht dadurch zu theilen, und so zum Angriff auf Venetien und auf die dalmatinischen Küsten freie Hand zu bekommen.

Die Hauptquelle der Gährungen in Griechenland und in den südslavischen Ländern ist in Italien zu suchen: Tausende von Italienern waren und sind es, welche auf allen griechischen und jonischen Inseln, in Albanien, im Orient schon lange her diese Unruhen anzettelten und unterhielten, und zwar in- und außerhalb der Presse.

Geben wir hier eine kurze Übersicht des neuern **griechischen Aufstandes.** Die Veranlassung lag in der Auflösung der Deputirtenkammer von 1860 (im Dec.), welche sich der Regierung feindlich gegenüber gestellt hatte. Weil nun keiner der 60 Deputirten der aufgelösten Kammer wieder gewählt wurde, so beschuldigte man die Regierung (wie man das auch schon bei frühern Wahlen jedesmal gethan hatte), der Wahlumtriebe, da sie, gleichwie die Opposition, auch ihre Candidaten zum Wählen empfohlen hatte. Nun richtete die ganze Presse, von Fremden beeinflußt, ihre Schmähgeschosse gegen das „System", worunter sie die herrschende Dynastie verstand, und in Kurzem bildete sich eine Verschwörung, welche sich über ganz Griechenland ausbreitete und deren Fäden nach London, Paris und Turin reichten. Allein sie wurde (im Mai) von der Regierung entdeckt und eine Untersuchung eingeleitet. Noch während derselben geschah es, daß ein junger, von Verschwornen angestifteter Mensch, Namens Dosios, (im Sept. 1861) nach der Königin schoß: er verfehlte sie aber und wurde dem Gericht übergeben. Ein mißlungener Befreiungsversuch desselben führte auf die Entdeckung einer neuen Verschwörung, die von Unterofficieren ausgieng, aber ebenfalls vereitelt wurde. Durch das vom Gericht gefällte Urtheil wurden 20 Maiverschworne verurtheilt, die verschwornen Unteroffiziere aber alle freigesprochen.

Die Wühlereien im Sinne der Verschwörung, von der Tagespresse genährt, hörten indeß nicht auf. Endlich entdeckte die Regierung die verborgenen Fäden, deren Ziel der Sturz der Dynastie und die Revolutionirung Griechenlands behufs der Aufrichtung eines großen griechischen Reichs ist. Bei einem Hofballe sollte der König und alle Regierungsmänner gefangen werden, das Weitere „der Straßen-Emeute überlassen bleiben." Ein aufgefangener Brief, welcher von den Verschwornen der Besatzung in Nauplia an die Verschwornen in Athen gerichtet war, veranlaßte die Regierung, dem Ausbruche durch Verhaftungen in Athen zuvorzukommen, wo der Senator Spiro Mylios allgemein als der Hauptverschwörer betrachtet wurde. Allein in Nauplia, dem Hauptwaffenplatz Griechenlands mit seiner Seefestung im Westen und seinem die Stadt, das Meer und das Land beherrschenden Fort Palamide (im Osten hinter der Stadt) brach am 13. Febr. 1862 die Militärrevolte aus, an deren Spitze der Oberstlieutenant Koronäos stand. Die Regierung, von den Ministern und den Eparchen unterstützt, sandte Truppen unter dem General Hahn gen Nauplia, der aber wegen Unzulänglichkeit der Mannschaft und des Geschützes der Stadt nicht beikommen konnte, worin die Verschwornen mit der Besatzung und mit den aus den Gefängnissen losgelassenen Sträflingen die Einwohner von der Unterwerfung abhielten.

Nach erhaltner Verstärkung schlug General Hahn zunächst diejenigen Rebellen, welche, vom Lieutenant Grivas geführt, sich neben der Stadt eine feste Stellung gegeben hatten, aus diesen Verschanzungen heraus, und nur Grivas mit Wenigen entkam in die Stadt, und unterhielt dort den weiteren Widerstand auf das hartnäckigste. Nach der Einschließung der Stadt gewährte man einen Waffenstillstand. Die angebotene Amnestie wurde aber ausgeschlagen, vielmehr frech der Regierung Bedingungen vorgeschrieben. Nur um die unschuldigen Bürger der Stadt zu schonen hatte sich bisher der General der Beschießung enthalten. Erst als die Rebellen zwei Tage hintereinander ohne Ankündigung das Lager der königlichen Truppen beschossen, begann er die Beschießung der Stadt, worauf die Belagerten das Feuer einstellten und wieder den Waffenstillstand hielten. Am 20. März gewährte der König eine neue Amnestie, von welcher bloß 19 der Rädelsführer ausgeschlossen waren.

Inzwischen waren auch in Argos, in Tripolitza, in Chalcis auf Negroponte, Aufstandsversuche gemacht, aber bald unterdrückt worden. Ja selbst auf den Inseln, wie auf Syra, Thermia, wo sonst die ruhigste Bevölkerung lebt, erhob, von fremden Agenten erregt, die Revolution ihr Haupt, wurde aber durch hingesandte Schiffe unterdrückt. Bereits stellten sich auch englische und französische Schiffe zur Beobachtung der griechischen Bewegung ein, um je nach dem Gang der Dinge einzugreifen. — Endlich nach noch mehrwöchentlichem Widerstand in Nauplia ergab sich am 22. April die Stadt und Festung, nachdem die Nichtamnestirten mit ihrem Anhang sich meist auf englischen Schiffen nach Corfu, Einige auf französischen Schiffen gerettet hatten. Somit war der Aufstand im Äußern niedergeschlagen; aber die Gährung in vielen Gemüthern wird sich erst allmählich legen. Griechenland wird übrigens nur dann völlig zur Ruhe kommen, wann die Verhältnisse in Italien geordnet sein werden.

So lange die Unruhen in den neapolitanischen Provinzen nicht völlig bewältigt werden können, ist die italienische Einheit noch weit vom Ziel. Allerdings haben die wohlhabenden Grundbesitzer und Bürger noch nicht zu den Waffen gegriffen; daß aber auch unter ihnen eben so, wie unter den ärmern Landbewohnern, die „Briganti" viel Sympathieen haben, beweist die ganze Art des dortigen Guerillawesens, das sich nur durch geheime Einverständnisse in so vielen Orten so lange forterhält und an die Chouanerie in der Vendée oder an die spanischen Guerilleros erinnert, die von ihren Bekämpfern auch in Bausch und Bogen mit dem Namen Briganti gescholten wurden. Wie dort, so sind es auch im Neapolitanischen nur gemeine Soldaten, heruntergekommene Bauern, rohe Schaafhirten und entsprungene Verbrecher, welche die Provinzen durchziehen. Rache für die ohne Unterschied auch über unverschuldete Menschen und Gemeinden verhängten blutigen Executionen treibt sie gleichfalls zum Mord, Noth zur Plünderung. Nicht weniger treiben aber auch politische Motive zu solchem Handeln; denn stets werfen sie sich mit dem Ruf: „Es lebe Franz II!" kühn auf die piemontesischen Soldaten, und wo es ihnen gelingt, einen Ort einzunehmen, pflanzen sie die weiße Fahne auf und richten im Namen dieses Königs eine allerdings nur vorübergehende Regierung ein. Nach scheinbarer Unterdrückung des Kampfes, erstehen immer wieder andere Banden, von ausländischen Bourbonisten geführt, und beginnen ihn von Neuem.

Seit dem Frühling 1862 eilten zahlreiche Anhänger der Bourbonen aus verschiedenen Ländern (Spanier und Deutsche von Marseille her, Belgier und Franzosen von Rom aus) in jene Provinzen, und wenn sich die piemontesische Regierung darüber beklagt, so vergißt sie, daß sie vorher selbst durch versteckte Werbungen von Ungarn, Polen, Engländern, Griechen und Abenteurern aus aller Herren Ländern ihren Gegnern das Beispiel gegeben hatte.

Wirft man vollends einen Blick auf Sicilien, für dessen Unabhängigkeit sich vorzugsweise England interessirt, so ist daselbst die Anarchie in der üppigsten Blüthe. In der Nähe von Palermo giebt es Dörfer, wo unter 1000 Einwohnern 100 Mörder sind, — Landstraßen, wo oft die Post beraubt und Reisende ermordet werden, — Orte, wo vor den Augen der Behörden die Kassen weggestohlen werden, — Gerichtshöfe, die keine Zeugen mehr zur Überführung von Verbrechern finden,

weil sie eingeschüchtert sind; — wenig Plätze, wo nicht Ungerechtigkeiten und Laster aller Art im Schwange gehen. Mögen auch die in Betreff der beiden Sicilien berichteten Thatsachen übertrieben sein, so bleibt doch noch so viel nicht Wegzuläugnendes, daß es unbegreiflich ist, wie der Minister Layard im englischen Parlament (Anfangs April 1862) sagen konnte, „Italien sei jetzt glücklicher, als je zuvor!"

Ritter Cognetti in seiner Schrift „Über die Vergangenheit und Gegenwart neapolitanischer Provinzen" giebt aus officiellen Berichten folgende Parallelen: Im Jahr 1860 enthielten die Gefängnisse des Festlands und der Verbannungsinseln 7418 Gefangene, — im September 1861 aber 11,941 und dazu in den Gefängnissen der Präfecturen und Militärbehörden noch 6531. — Früher bestand die Todesstrafe für politische Vergehungen fast nur dem Namen nach; jetzt ist der Erschießungen eine Unzahl, die sich nie ganz wird ermitteln lassen. — Früher lebten nur einige hundert neapolitanische Emigranten im Ausland, jetzt sind es viele Tausende, die sich durch die Flucht entzogen und theils in Rom, theils in Frankreich leben. — Für den Zustand der öffentlichen Sicherheit ist bezeichnend, daß bis zum Nov. 1861 nach den Listen der Polizei in der Stadt Neapel 3870 Mordthaten oder Verwundungen durch Mörder vorkamen. — Der Baarbestand der Bank betrug im J. 1859 noch 19 Mill. Ducati, 1860 nur 11 Mill., im April 1861 kaum 7 Mill.; seitdem hat man den Stand der Bank nicht mehr veröffentlicht! — Die rücksichtslose Einführung piemontesischer Einrichtungen hat der Industrie und dem Handel jener Provinzen einen tödtlichen Stoß gegeben und eine vorher unerhörte Noth der arbeitenden Klassen herbeigeführt. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Neapel sich nicht glücklich fühlt und daher, ungeachtet des blutigen Militärdespotismus, die bourbonistische Propaganda unermüdlich ist.

Es war daher ein merkwürdiger Contrast, als Victor Emmanuel, der auf L. Napoleons Betrieb eine pomphafte Besuchsreise nach Neapel machte (um durch ein imponirendes Gefolge von Ministern und Soldaten seinem italienischen Königthum zu einem kräftigeren Dasein zu verhelfen und durch Gnadenspendungen und bezahlte Beifallsbezeugungen die Neapolitaner zu gewinnen), nach einem auf der französischen Flotte genossenen glänzenden Empfang in einem Dankschreiben an L. Napoleon also sich ausdrückte: „Die Ordnung, welche in den Südprovinzen herrscht, und die wahren Bezeugungen der Zuneigung, welche ich von allen Seiten empfange, sind eine siegreiche Antwort auf die Verläumdungen unserer Feinde und werden, so hoffe ich, Europa überzeugen, daß der Gedanke der Einheit Italiens auf festen (!) Grundlagen ruht und sich in den Herzen der Italiener tief eingegraben findet!!" — Doch hatte er kurz vorher in Neapel beim Empfang geäußert: wenn die öffentliche Sicherheit noch nicht hergestellt sei, so liege der Grund darin, daß Rom der Mittelpunct der Verschwörung sei; man solle aber glauben, in demselben Maaße, wie die Italiener wünschten, ihre Hauptstadt wieder zu erlangen, wünschten auch die Franzosen das Aufhören der Occupation."

Solche Reden, desgleichen die vorher erschienene Schrift Pietri's (des dem kaiserlichen Willen ganz hingegebenen ehemaligen Polizeipräfecten von Paris) über die Räumung Roms und die Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes; der Conflict des französischen Gesandten v. Lavalette mit Goyon, dem französischen Commandanten in Rom, und die plötzliche Abreise des erstern nach Paris und London; die mit Ostentation angekündigte Reise des Prinzen

Napoleon nach Neapel und die systematischen Andeutungen der inspirirten Presse — alles dieß schien auf eine nahe bevorstehende Krisis in der römischen Frage zu deuten. Ob ein Übereinkommen des Kaisers mit dem König von Italien getroffen worden, theils zur Sicherheit der Person des Papstes, theils zur Sicherheit der französischen Stellung in Italien auf den Grund eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Italien und Frankreich, und ob diese plötzliche Wendung der kaiserlichen Politik durch die mexicanische Verwicklung hervorgerufen worden sei, zu deren ehrenrettenden Entwirrung L. Napoleon Englands Beistand durch ein Gegenzugeständniß in Italien habe gewinnen wollen, — das Alles mußte die nächste Zukunft lehren, wenn nicht anderweitige Zwischenfälle eintreten würden, welche die Plane des Kaisers plötzlich wieder ändern: denn seine Politik ist unberechenbar, weil sie sich nach den Umständen richtet und er das Abwarten versteht. Und wirklich ließ er kurz darauf durch Thouvenel der Welt versichern, daß in Rom und Italien Alles — beim Alten bleiben werde.

Was Garibaldi's Umzug durch die Lombardei zur Bildung von Schützenvereinen zu bedeuten hatte, sollte im Juni an den Tag treten. Den Unterhandlungen, welche, wie oben erwähnt, in Genua und Turin gepflogen worden waren, also seinem Plane, ganz Italien zu bewaffnen und die an das Venetianische gränzenden Länder gegen Österreich in Bewegung zu setzen, waren auch gewissen Personen am Staatsruder nicht fremd. Der Angriff sollte durch einen Aufruf an das italienische Volk geschehen und dadurch wollte man jede Hülfe Frankreichs entbehren. Nachdem Garibaldi auf seinem Gränzzuge in Trescorre zum Gebrauch des Bades Halt gemacht hatte, sammelten sich daselbst an 20 Hauptanführer, darunter einer seiner Söhne, zur Vorbereitung des verabredeten Angriffs, und in Brescia und Bergamo trafen stündlich Freischaaren ein. Der Übermuth und die Ungeduld derselben trieb sie aber zu voreiligen Handlungen, und so sah sich die Regierung, auf geheime höhere Weisung, genöthigt, um in den Augen Europa's nicht als einverstanden zu erscheinen, zu vielen Verhaftungen zu schreiten, welche aber Garibaldi's ganzen Zorn erregten, mit dem er alle Verantwortung auf sich nehmen zu wollen erklärte. Die Sache kam vor die wieder eröffnete Kammer, und mehrere Deputirte beschuldigten die Regierung geradezu der Theilnahme an dieser „Niederlage Aller in Allem.“ Allein die Regierung stellte jede Betheiligung in Abrede, und auch Garibaldi, der unterdeß seinen Frieden mit Rattazzi gemacht hatte, läugnete in einem besondern Schreiben alles auf das bestimmteste. Die dabei in der Kammer vorgekommenen Widersprüche, Läugnungen von Thatsachen, Mentalreservationen und sonstigen Gehässigkeiten setzten diesem erstjährigen italienischen Parlamente kein günstiges Denkmal; indeß das Kammervotum gab dem Cabinet sein bestes Vertrauen zu erkennen. In Kurzem wurden auch die Verhafteten wieder entlassen.

Obgleich nun Garibaldi öffentlich erklärte, daß er alle ferneren Anwerbungen mißbillige, geschahen sie doch mit verdoppelter Geschäftigkeit längs der Venetianergränze, und Proclamationen im Namen Garibaldi's wurden vertheilt, worin dem Volke gesagt ward, daß dieß die letzte Expedition sei, welche alle Kräfte der Nation in Anspruch nehmen werde — ein Manöver, das neue Vorbereitungen zu einer anderwärtigen Unternehmung maskiren sollte. In allen Orten, wo Garibaldi seitdem wieder erschien, wurde er auf das feierlichste empfangen. Seine Äußerung, „er kenne nur Italien, und für Italien würde er die ganze Welt verbrennen“, kennzeichnet seinen

enthusiastischen, keine Rücksichten kennenden Standpunct. Auf einmal verließ er Genua und begab sich nach Sicilien, wo er in Palermo mit Jubel aufgenommen wurde und in seinen Reden sich scharf gegen L. Napoleon ausließ, dagegen die Sicilianer ermahnte, auf Niemand, als auf ihn und Victor Emanuel zu bauen. Die ihm von Italien aus nachziehenden italienischen, ungarischen und polnischen Freiwilligen ließen vermuthen, daß es auf einen Zug nach den türkischen Küsten abgesehen sei, um von dort aus die Revolution nach Ungarn und Polen zu tragen. Aber das Regierungsorgan erklärt, daß Rattazzi jeder Expedition mit der Autorität der Gesetze entgegentreten werde.

Inzwischen eröffnete sich in Rom ein großartiges Schauspiel. An 250 Bischöffe und viele geistliche Würdenträger aus allen Ländern (mit Ausnahme der italienischen und portugiesischen, die von ihrer Regierung daran verhindert wurden) traten auf den Ruf Pius' IX zusammen, der nach erfolgter Canonisation der japanesischen Märtyrer am 9. Juni ein Consistorium hielt, wobei er sich in einer Allocution über die Unterdrückung der Kirche und über den Krieg, welcher Italien als Königreich der weltlichen Macht des Papstes erklärt habe, beklagte und die Bischöffe einlud, diese Irrthümer zu bekämpfen. Dieser Klage stimmten sämmtliche Bischöffe in einer Adresse bei, erklärten die weltliche Gewalt des Papstes für nothwendig zur Erhaltung der Unabhängigkeit des Papstthums, verdammten die vom Papste verurtheilten Irrthümer und nahmen die Verpflichtung auf sich, im festen Widerstand fortzufahren.

Die Ernennung Montebello's an die Stelle Goyon's, die Verringerung der französischen Besatzung und die Wiederkehr des französischen Gesandten Lavalette nach Rom sind keineswegs ein Zeichen, daß L. Napoleon für die nächste Zeit eine andere Politik in Betreff Roms und des Papstes einschlagen werde.

6. Frankreich in seinem Innern seit 1861. Scheinbare Erleichterung der Presse. Der Prozeß Mirès'. Die Brandrede des Prinzen Napoleon. Die Schrift des Herzogs von Aumale. Die Parodie der preußischen Krönungsrede. Das Finanzedict an den Minister Fould. Die Debatten im Senat und im gesetzgebenden Körper.

Mit dem Sturz der bourbonischen Dynastie in Neapel war nicht sowohl Victor Emmanuels, als vielmehr L. Napoleons Supremaatie über Italien errungen, das er durch seine römische Besatzung, wie eine Spinne im Mittelpunct ihres Netzes, überwacht, um das neue italienische Königreich, mag es nun ein einheitliches oder ein bundesstaatliches werden, fortwährend beeinflussen zu können. Die allgemeine Schwäche, welche die europäischen Mächte befallen hatte, als er den Fuß über die Alpen setzte, hat nur zur Erhöhung der Kraft des französischen Imperialismus gedient, welche nunmehr, wenn sie auch bei ihren anderweitigen Bestrebungen da oder dort in ein Schwanken oder in eine Sackgasse geräth, von der Rath- und Thatlosigkeit ihrer Gegner, zum wenigsten der continentalen, für die nächste Zukunft noch wenig zu befahren hat.

Zu seinen weitangelegten Unternehmungen gehörte um jene Zeit die Expedition nach Syrien, die er, wiewohl zunächst im Dienst der

Menschlichkeit, dabei aber auch zur Erweiterung des französischen Machteinflusses in außereuropäischen Landen im Sommer 1860 begonnen hatte und nun im März 1861 beendete, ohne in letzterer Beziehung die gehoffte Ehre davon zu ärnten.

Die **Expedition nach Syrien** wurde dadurch herbeigeführt, daß zwischen den beiden den Libanon bewohnenden Volksstämmen, den muhammedanischen Drusen und den christlichen Maroniten —, welche unter dem Einfluß der Westmächte einen hohen Grad von Unabhängigkeit genießen, jedoch in beständiger Feindschaft mit einander leben, — ein neuer Kampf ausbrach, welcher aber dadurch, daß allenthalben die türkischen Einwohner und sogar die Truppen mit den Drusen gemeinsame Sache machten, sich über ganz Syrien ausbreitete und in eine allgemeine blutige Christenverfolgung ausartete. Es sollen, einschließlich der gräßlichen Schlächtereien in Damascus, vom 20. Mai bis 30. Juni 1860 in Syrien 5000 Christen erschlagen, 154 Städte, Dörfer und Weiler zerstört, 14 Klöster und 200 Kirchen verbrannt und 75,000 Menschen ihres Obdachs beraubt worden sein.

Weil nun die Maroniten, als lateinische Christen, schon bisher unter französischem Schutze standen, so sah sich der Kaiser veranlaßt, sich ihrer durch Absendung einer Flotte mit Landungstruppen anzunehmen, welche die Vertriebenen wieder in ihre Dörfer und Ländereien einsetzte, ihnen Schadensersatz für den erlittenen Verlust verschaffte und eine Untersuchung und Bestrafung der Drusen und Türken, die an der Verfolgung Theil genommen hatten, durch eine gemischte Commission erzwang.

Da jedoch diese Expedition zugleich die merkliche Tendenz hatte, den französischen Einfluß im Orient zu erweitern, so wurde ihr durch Einsprache der übrigen Mächte, insbesondere Englands, ein Termin gesetzt, in Folge dessen dieselbe im März 1861 nach Frankreich zurückkehrte, nachdem die Ruhe wieder hergestellt und von Seiten der Pforte durch Besatzungen und bessere Regierung neuen Störungen vorgebeugt war.

Da Frankreich gegenwärtig vorzugsweise in und von auswärtiger Politik lebt, und von den Ein- und Übergriffen derselben in andere Länder und Erdtheile die von uns in den bisherigen und noch folgenden Abschnitten kurz hingeworfenen Conturstriche einigen Begriff geben, so möge hier auch noch auf die gegenwärtigen Innenverhältnisse Frankreichs ein Streiflicht fallen.

Gegen das Ende des Jahres 1860 hatte es das Ansehen, als wolle der Kaiser eine größere Freiheit der Presse gewähren. Wie das aber gemeint war, gab das Rundschreiben des Ministers Persigni an den Tag, worin derselbe sagte: wenn alle Parteien und Schriftsteller dem bestehenden constitutiven Gesetze, dem allgemeinen Stimmrechte, sich unterordnen und Preßfreiheit nur zur Aufrechthaltung des Staates fordern würden, so hätten sie dann de facto und de jure die Preßfreiheit wie in England, und das Gesetz der Verwarnungen werde dann ein todter Buchstabe sein! — Sonach bleibt das Verwarnungsgesetz und die Preßunterdrückung nach wie vor in Kraft.

Unter den vielen politischen Schriften, welche um jene Zeit aus imperialistischen Federn Deutschland, besonders Preußen und Österreich, über dessen wahres Interesse gründlichst aufklären wollten, befand sich auch die Schrift des Banquier Pereire „L'empereur François Joseph et l'Europe“, worin die Nothwendigkeit des Verkaufs von Venetien sollte einleuchtend gemacht werden: der Versuch aber prallte an Österreichs entschiedener Verwerfung dieser schmachvollen Zumuthung ab.

Einen starken Schlag und Schrecken erlitt die haute finance durch den Fall des jüdischen Geldfürsten Mirès, der nicht nur die großartigsten und ausgebreitetsten Geldunternehmungen, bei welchen auch der Staat betheiligt war, betrieb, sondern auch als Besitzer der Zeitungen Constitutionel und Pays die Interessen der französischen Regierung vertrat. Er wurde am 18. Febr. 1861 verhaftet und wegen Fälschungen, Bestechungen und anderer Betrügereien ein Prozeß gegen ihn eingeleitet. Da L. Napoleon auch den jüdischen Minister Fould an die Spitze seiner obersten Hofämter gestellt hatte und somit die jüdische Geldaristokratie zu den Hauptstützen seines Throns gehört, so warf der scandalöse Fall einer solchen „Säule", wie Mirès war, in welchen überdieß viele der vornehmsten Namen verflochten waren, auch auf den Thronschimmer einen dunkeln Schatten, den nur die immerhin noch ziemlich unabhängige Justiz zerstreuen kann. Sie brauchte übrigens länger als ein Jahr, bis sie das Urtheil über den Mann aussprach, das auf fünf Jahre Gefängniß lautete. Nichtsdestoweniger wiederholte er vor Gericht laut, daß er ein Opfer der Intrigue sei. Durch den Ausspruch des Gerichtshofs zu Douay wurde er auch wirklich, nicht ohne den Einfluß höherer Rücksicht, vorläufig rehabilitirt und in Freiheit gesetzt, obwohl noch mehrere Prozesse gegen ihn anhängig sind.

Das allgemeine Tagesgespräch darüber wurde bald durch des Prinzen Napoleon's „Brandrede", die er im Senate hielt, verdrängt, in welcher dieser Patron aller Wühler und Umstürzer dem „göttlichen Rechte" höhnend den Krieg ankündigte. Die Erwiederung, die er von dem Bischoff von Poitiers und von dem muthigen Bischoff Dupanloup von Orleans erhielt, ehrte den französischen Klerus, der überhaupt gegen die Angriffe des Empire festen Stand hält. Da jene Rede des Prinzen auch Beleidigungen gegen das Haus Orleans enthielt, so sandte ihm der Herzog von Aumale eine Ausforderung, die der Prinz aber — ablehnte. Daher veröffentlichte der Herzog eine Schrift, durch welche er dem Prinzen und dem Kaiserreich einen empfindlicheren Schlag beibrachte, als es durch ein Duell hätte geschehen können. Jedenfalls wurde durch die Schlußfrage an die Napoleoniden „Was habt ihr aus Frankreich gemacht?" die gebundene Nation an ihre Fesseln erinnert, in die der Erwählte von achthalb Millionen sie gelegt hatte.

Gerade um an dieses suffrage universel und zugleich an den Stolz zu erinnern, mit dem er sich einst selbst den Parvenu genannt, ergriff der Kaiser die Gelegenheit der Krönung des Königs von Preußen und parodirte das Bekenntniß desselben, daß er die Krone als „von Gottes Gnaden" empfangen betrachte und sie unversehrt auf seine Erben zu bringen sich verpflichtet fühle, in einer Weise, von der er erwarten konnte, daß ihm auch die deutschen Demokraten beifallen würden. Diese Parodie bildet den gleichsam mit den Haaren herbeigezogenen Eingang eines Finanzedicts vom 14. Nov. 1861.

Er lautet: „Treu meinem Ursprunge betrachte ich die Prärogative der Krone nicht als ein geheiligtes Pfand, das man nicht antasten dürfe, noch als eine Erbschaft meiner Väter, die ich meinem Sohne unversehrt überliefern müsse. Als Erwählter des Volks, als Repräsentant seiner Interessen, werde ich stets jede unnütze Prärogative für das allgemeine Wohl ohne Bedauern aufgeben, eben so wie ich die ganze, für die Ruhe und das Gedeihen des Vaterlands unerläßliche Gewalt unerschütterlich in meinen Händen bewahren werde." — Schneidender könnte der Gegensatz zwischen dem preußischen Erbkönigthum von Gottes Gnaden und dem Herrscherthum von Volkes Gnaden nicht ausgedrückt sein.

Jenes Finanzedict selbst hatte die Bestimmung, den Minister Fould an die Spitze der Ministerien sowohl, als insbesondere der Finanzen zu stellen und ihm die Durchführung einer strengen Ordnung im Staatshaushalte aufzutragen, der durch die bisherigen maßlosen Crediteröffnungen für Rüstungen, Befestigungen, Bauten, Expeditionen und Dotationen ꝛc. in drohenden Verfall gerathen war. Der Kaiser verzichtet darin auf das Recht, über alle Hülfsquellen Frankreichs zu verfügen, worunter er aber im Grunde nur das Aufgeben der Befugniß meint, ohne Bewilligung des gesetzgebenden Körpers — Anleihen zu machen.

Dafür sollen aber alle Etats der verschiedenen Ministerien „in großen Abschnitten", d. h. eigentlich — ohne genaue Specialisirung festgesetzt werden und die Regierung befugt sein, von einem Etat in den andern überzugreifen, und diese Etats, damit der Wegfall momentaner Anleihen möglich werde, höher als bisher zu bemessen. Der Finanzminister behält sich das Recht vor, die verschiedenen ministeriellen Etats vorher zu prüfen, verhandelt jedoch darüber nicht mit den Ministern selbst, sondern nur mit ihren Generalsecretären. Somit ist also alle Regierungsgewalt in die Hände des Finanzministers, d. h. natürlich in die Hände des Kaisers gelegt.

Wie gegründet die Ursachen der Unzufriedenheit mit der kaiserlichen Staatswirthschaft sind, beweist die unverhältnißmäßige Zunahme nicht blos des Budgets, sondern auch der Staatsschulden, gemäß folgender Übersicht nach Casimir Perier, „les finances de l'empire": Das jährliche Budget stieg von 1831, wo es 1 Milliarde 219 Mill. betrug, bis 1847, also in 17 Jahren auf 1 Milliarde 452 Mill.; von 1852, wo es 1 Milliarde 456 Mill. betrug, bis 1860 über 1 Milliarde 808 Mill., also in 8 Jahren um 352 Millionen. Für 1863 ist das Budget auf 2,107,414,518 angeschlagen

Die französischen Staatsschulden betrugen an		Renten	oder	Capital
1814	Fr.	63,000,000	„	1,300,000,000
1830, 31. Juli	„	165,000,000	„	3,786,000,000
1843, 1. März	„	175,000,000	„	3,954,000,000
1851, 1. Januar	„	230,000,000	„	5,500,000,000
1860	„	315,000,000	„	9,000,000,000 (?)

wozu noch eine schwebende Schuld von 700 Mill. kommt. — Rechnet man die — meistens für unproductive Ausgaben — gleichfalls von Jahr zu Jahr gesteigerten Schulden der Departemente und Städte und dazu 12 Milliarden, womit der französische Boden für Privatschulden hypothecirt ist, so ergiebt sich, daß das Kaiserthum des Friedens theuer zu stehen kam!

Um aus der Finanzverlegenheit herauskommen zu können, drang nun Fould auf theilweise Entwaffnung, welche aber der Kaiser nicht eher vornehmen zu können erklärte, als bis auch andere Mächte daran giengen. Erst einige Monate darauf reducirte er das Heer um — 31,000 M. Frankreich hat also nur noch 430,000 M. in den Waffen! — Außerdem sollten

noch andere Finanzoperationen (z. B. die Verdoppelung der Beamten-Cautionen, die Erhöhung der Salz-, Zucker- und einiger andern Steuern) das Ihrige zum Verstopfen des fatalen Lecks im französischen Staatsschiffe betragen.

Der Senat genehmigte pflichtschuldigst alle diese kaiserlichen Anordnungen, aber die bei allen dießmaligen Verhandlungen von fünf freimüthigen Mitgliedern desselben ausgesprochenen scharfen Kritiken der gesammten kaiserlichen Regierungspolitik schnitten tief in das faule Fleisch des Staatskörpers und öffneten einem großen Theile der französischen Nation über ihre wahre Lage die Augen.

Die Angriffe der Opposition im Senat und in der gesetzgebenden Kammer bei den Discussionen des Adreßentwurfs bezogen sich auf den Papst, auf die Presse, das Sicherheitsgesetz, das Finanzwesen &c. — Als sich der Marquis von Larochejaquelin über die „Infamieen“ beklagte, welche sich die demokratische Presse gegen die weltliche Macht des Papstes erlaube, und er dafür die Regierung verantwortlich machte, nannte Prinz Napoleon diese Rede das Programm der Gegenrevolution. Er sehe darin einen Angriff auf die Revolution und folglich auf das Kaiserreich, dessen Errichtung er als in der Anwendung der wohlverstandnen Revolution begründet betrachte. „Wissen Sie (fuhr er fort), unter welchem Ruf Napoleon I auf den Armen des Volks und der Armee vom Juansgolf aus in die Tuilerien getragen wurde? —: A bas les nobles, à bas les émigrés, à bas les prêtres!“ Da brach in der Versammlung ein Sturm des Unwillens aus und Larochejaquelin rief: „Da sind wir endlich von Neuem in voller Revolution!“ Einige Senatoren, die bei jener Rückkehr Napoleon's I zugegen waren, erklärten, ein solcher anarchischer, antisocialer, widriger Ruf sei damals nicht vernommen worden, sondern nur das vive l'Empereur! — Der Prinz läugnete nun, prêtres gesagt zu haben, sondern traitres, und gieng dann zu der Forderung über, daß man Rom räumen und dadurch die Einheit Italiens vollenden solle. — Darauf ließ sich Minister Billault im Namen der Regierung so vernehmen: wenn dieß geschähe, so würde nicht bloß die weltliche Herrschaft des Papstes in Trümmer fallen, sondern auch die kirchliche ihr nachstürzen; dadurch würde Europa tief erschüttert werden und die religiöse Aufregung zur materiell thätlichen werden. Das wäre die Fackel für die Hände, welche die Welt in Flammen versetzen wollten. Würde das den Frieden Italiens und Europas sichern können? Die Regierung des Kaisers wisse, was sie wolle: sie wolle in Italien keine Reaction, welche die empörten Provinzen gewaltsam an sich reißen und sie an Händen und Füßen gebunden dem heiligen Vater übergeben würde; sie wolle keine Räumung, welche Rom nur der Revolution überliefern, den Sturz der päpstlichen Macht herbeiführen und in der ganzen katholischen Welt eine tiefe Störung hervorrufen würde: sie wolle beide Extreme mit einander versöhnen.

Der Marquis Pierre rieth der Regierung, sich mehr um ihre eigenen, als um fremde Angelegenheiten zu kümmern: Italien sei bereits vom Kaiser als die jüngere Schwester Frankreichs betrachtet und bereite ihm, wie dieser, keine geringe Sorge, und „doch bekommen wir vielleicht in Mexico einen kleinen Bruder zu befreien und zu beschützen; und China? und Syrien? Wo wird unsere Familie einmal aufhören?“ — Derselbe Marquis klagte über die Fälschung der Kammerdebatten bei ihrer Veröffentlichung durch den Druck: durch solchen Macchiavellismus sonder Gleichen werde der Gedanke unterdrückt und die Wahrheit verstümmelt, wenn es der Regierung gefalle; die Presse sei freier in Österreich, als in Frankreich!

Der Anwalt Picard griff besonders das Sicherheitsgesetz an, das gegen undefinirbare Vergehen gerichtet sei, wobei eine Vertheidigung kaum möglich. Er schloß seine schneidende Kritik mit den Worten: „Frankreich ist der Freiheit würdig: die Regierung hat uns aber nur eine Freiheit gegeben, die Freiheit der Discussion, und wissen Sie, warum ich diese liebe? weil sie mir gestattet, Ihnen darzuthun, daß uns alle andern Freiheiten mangeln!“ — Und

Jules Favre rief den Ministern zu: „Seid immerhin Richelieu's und Colbert's, aber verzichtet auf die Ehre, ein freies Volk zu regieren!" — Darauf erklärten die Vertreter der Regierung, das Sicherheitsgesetz nicht aus der Hand geben zu können, da neuerdings die Auffindung von Proclamationen „Kein Kaiserthum und keinen Kaiser!" die Regierung in eine Lage versetze, in welcher ihr Niemand zumuthen könne, die Entbehrlichkeit des Sicherheitsgesetzes in Aussicht zu stellen.

Als die Reihe an das Staatsbudget kam, legte der Deputirte Devinck die Finanzwirthschaft des Kaiserreichs schonungslos bloß und wies nach, daß kein Mittel unbenutzt gelassen worden, um die Zukunft für die Gegenwart zu belasten und auszubeuten. — Diese und ähnliche Reden und Sarkasmen der Opposition im Senat und in der Kammer hatten freilich keinen practischen Erfolg: es wurden alle Amendements zurückgewiesen, aber in Paris beschäftigten sie alle Geister und im ganzen Land hallten sie wieder. „Unverkennbar ist die Überzeugung im Wachsen, daß das Kaiserthum nicht Frankreich ist".

Offenbar fühlte sich diese Opposition von dem Bewußtsein getragen, daß sie ein unendliches Echo finde und daß „eine Neuwahl ihr auch eine numerische Macht zuführen würde." Das befürchtet auch der Kaiser und darum unterließ er nicht nur eine Auflösung der Kammer, sondern er belobte sie bei ihrer Überreichung der Adresse wegen ihrer loyalen Haltung, obgleich sie ihm seinen Antrag auf eine Dotation für den Grafen von Palikao zurückgewiesen hatte. (Von 235 hatten nur 9 gegen die Adresse gestimmt.)

Seitdem zeigten sich noch deutlichere Symptome einer sich emporringenden antiimperialistischen Strebung, besonders bei der studirenden Jugend (im Quartier latin), welche aber eine allgewaltige Polizei allenthalben zu verfolgen und zu unterdrücken bemüht war.

Die Bemühungen L. Napoleon's, aus der Isolirtheit, in die er durch seine auswärtige Politik gerathen war, herauszukommen, verdoppelten sich, als der öffentliche Tadel Palmerston's über die fortwährende Besetzthaltung Rom's die entente cordiale noch mehr erkaltete, als sie es schon war. Daher seine neuste Annäherung an die drei übrigen Großmächte. Sein Versuch, Preußen und dadurch den deutschen Zollverein zu einem Handelsvertrag mit Frankreich zu vermögen, stieß indeß auf das Mißtrauen vieler Staaten dieses Vereins. Von jener Isolirtheit L. Napoleons gegenüber dem Ausland gab auch der Protest des holländischen Volks gegen eine Verbindung des Prinzen von Oranien mit einer kaiserlichen Prinzessin einen Beweis. Ebenso mehrte der offen ausgesprochene Entschluß Österreichs, sich in Italien nur auf die Vertheidigung beschränken zu wollen, die Menge der Verlegenheiten des Kaisers, weil dadurch das Gewicht der Verantwortlichkeit der Dinge in Italien nun einzig und allein auf seinen Schultern liegt.

Bisher konnte das zweite Kaiserreich auf die Partei der „disciplinirten Demokratie" ziemlich unbedingt rechnen, aber seit dem mexicanischen Unternehmen wird auch diese wankend, da sie ohnedieß ihre Verbindung mit ihm nur „eine Ehe auf Widerruf" genannt hat. Jenes Unternehmen wurde in Frankreich mehr und mehr unpopulär. Mit großem Muth erklärte

das Zeitblatt „die Gironde", daß der Plan, durch Bajonnette eine Monarchie in Mexico zu gründen, ein Attentat gegen das Völkerrecht sei; daß der Plan nur durch eine völlige Eroberung und langandauernde Occupation des Landes ausführbar sei, und daß die ungeheuern Kosten, welche dieß verursachen müsse, dennoch nutzlos sein würden; daß ferner daraus unzweifelhaft ein Conflict mit Nordamerika hervorgehen und dadurch die Handelsverbindung Frankreichs mit den reichsten Ländern der Welt auf ein halb Jahrhundert hinaus ruinirt werden würde. Verächtlich seien die thörichten Declamationen, durch welche man unter dem Vorwand des Ruhms und der Freiheit das freie Wort ersticken wolle. (Ein Näheres über das mexicanische Unternehmen s. unten Kap. 10.)

7. England in der Gegenwart. Der Tod des Prinzgemahls. Landestrauer. Enthaltung der Parteien und der Regierung von allen Störungen der Ruhe. Die Hoffnungen der Engländer auf ihre große Weltausstellung.

In den innern und selbst auch in den äußern Angelegenheiten Englands war in der neusten Zeit eine gewisse Stille zu bemerken. Die Parteien ruhten und selbst die Tories vermieden es, der gegenwärtigen Regierung, auf so schwachen Füßen sie steht, eine Verlegenheit zu bereiten, zumal der alternde Palmerston den Conservativen des Unterhauses eine Bürgschaft gegen jede große Neuerung im Innern ist. Dazu kam der mächtige Schlag, welcher die Königin Victoria durch den Verlust des Prinzgemahls in den tiefsten Schmerz versenkt und auch das ganze Land ohne Unterschied der Parteien zum Mitgefühl hingenommen hat.

Der Prinz Albert starb am 14. Dez. 1861. Er war Feldmarschall, Mitglied des Geheimenraths und Kanzler der Universität Cambridge gewesen. Da ihm mit unedler Eifersucht jeder politische Einfluß abgeschnitten war und gleich Anfangs von dem Parlamente statt 50,000 Pf. St. jährlichen Einkommens, wie es das Ministerium beantragt hatte, nur 30,000 bewilligt wurden, so war seine Stellung für einen edlen männlichen Character eine sehr gedrückte. Aber er wußte sich vermöge seiner großen Begabung, vielseitigen Bildung und seiner Liebe zur Königin nicht nur in seine Lage zu finden, sondern es gelang ihm auch, sich durch Förderung der Wissenschaften und Künste, so wie des Ackerbaus und der Industrie einen gemeinnützigen, menschenfreundlichen Wirkungskreis zu schaffen, vermöge dessen er die nationalen Vorurtheile überwand und seine Gegner tief beschämte, obwohl er von denselben bis an sein Ende mehr oder weniger zu leiden hatte. — Außer jenem Beruf, den er sich geschaffen, theilte der Prinz nichts desto weniger alle innerlichen Sorgen des Regiments seiner Gemahlin und war im Stillen ihr reiffster Rathgeber und ihre treueste Stütze. Diese bedeutsame Thätigkeit übte er so besonnen und so bescheiden, daß er seinen innern Einfluß nie ungebührlich zu Gunsten einer Person oder einer Partei geltend machte. Erst nach seinem Tode erkannte das Volk seine Vorzüge, und die einstimmige Klage über seinen Verlust bewies, daß es nur nationale Eifersucht gewesen, welche die Stimme der inneren Überzeugung nicht hatte aufkommen lassen. Sein Tod fiel gerade in den wichtigen Moment, da der Bürgerkrieg der nordamerikanischen Freistaaten die ganze Besonnenheit und Maßhaltung der englischen Regierung in Anspruch nahm. Für Victoria als Regentin, Gattin und Mutter war dieser Schlag „die Vernichtung alles dessen, was ihr Daseyn hielt und verschönerte."

Daher hielten seitdem die Führer aller Parteien an sich, weil sie fühlen, daß ein Ministerwechsel jetzt, wo die dem Herzen der Königin ge-

schlagene „Wunde noch frisch, und die Hand, welche so oft die Parteien des Landes mäßigend im Gleichgewicht gehalten hat, im Grabe modert", leicht neue nationale Trübsale hervorrufen könnte. Selbst aber wenn bei einer allgemeinen Wahl die toristisch Gesinnten überwögen, würde die britische Politik in der Hauptsache keine merkliche Veränderung erfahren. Denn die öffentliche Meinung des Landes, „vor welchem Ministerien jedes Namens und jeder Schattirung sich beugen müssen", bliebe im Ganzen die gleiche. Auch ist die Zeit vorüber, da Whigs und Tories sich um die Regierungsgewalt auf das Äußerste stritten. Dazu kommt, daß man in England die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen der „internationalen" Weltausstellung, deren Einträglichkeit für die Verluste entschädigen soll, welche die englische Industrie durch die Blokade der nordamerikanischen Südhäfen (s. unten Kap. 9, 3.) erlitten hat, — nicht vernichten darf, was gewiß geschehen würde, wenn nicht in der innern und äußern Politik Englands Friede und Ruhe herrschten. Denn Wahlkämpfe, Regierungswechsel, Verwicklung in einen Krieg und ähnliche Unruhen würden den erwarteten Geschäftsbetrieb beeinträchtigen. Daher gleichsam „ein stillschweigendes Einverständniß unter allen Parteien", alles beizutragen, was wenigstens während der Weltausstellung den Weltfrieden gefährden könnte. Sie wurde am 1. Mai mit außerordentlichem Gepränge eröffnet und wird erst im October geschlossen werden.

Die active Politik, welche England in der neusten Zeit nach Außen treibt, besteht überhaupt meist in beobachtendem Zuwarten, in indirecten Beeinflussungen, in Sympathiebezeugungen mit allen ausländischen Unabhängigkeitsbestrebungen, in heimlichen Unterstützungen liberaler und demokratischer Parteien in allen Ländern, in parlamentaren Rathschlägen an auswärtige Regierungen und Potentaten. Denn die Doctrin der Nichteinmischung wenden die englischen Minister im Parlament nicht auf Meinungskundgebungen an. Daher die ungenirten ministeriellen Auslassungen in Betreff Polens, Italiens, Griechenlands 2c.

So erklärte im Parlament Gladstone, „Englands Pflicht sei es, Italien seine moralische Unterstützung zu leihen", und Palmerston verkündete, Italien werde, sobald Frankreich seine Truppen aus Rom zurückziehe, bald frei sein vom mittelländischen bis zum adriatischen Meere." So belobte Palmerston im Parlament (März 1862) nicht nur, was allerdings richtig ist, die unaustilgbare Vaterlandsliebe der Polen, bestärkte sie aber in ihrem Unabhängigkeitsstreben, wiewohl mit dem beigemischten Rathe, auf des russischen Kaisers großmüthige Absichten für die freiere Stellung seiner Völker zu hoffen.

Mit Frankreich steht England, wie gelockert auch die frühere enge Verbindung beider Cabinette ist, äußerlich noch auf gutem Fuß. Nichts desto weniger schiebt die englische Macht da und dort dem französischen Alliirten bei seinem Vordringen in Gebiete, in welchen sie ihre Interessen gefährdet sieht, einen unvermutheten Riegel vor, wie sich das in Syrien, in der Türkei, in Montenegro, in Griechenland, in Mexico unverkennbar zeigt. Auch wird es stets seine Position auf den jonischen Inseln fest-

halten und die Bewohner derselben im Kappzaum führen, so laut auch diese nach einer Vereinigung mit Griechenland verlangen.

Der lenkende Geist in England ist Lord Palmerston, welcher eine thatsächliche Dictatur über das Parlament, seine Collegen und das Land genießt.

8. China. Stand der Taipingsache im Jahr 1861 bis 1862. Fortgesetzte Eroberungen und Zerstörungen. Der Taipinghof in Nanking. Religiöse Verrücktheiten. Näherer Blick in die Taipinglehre. Die Missionare im Taipinggebiet. Enttäuschung und Befürchtungen.

Seit der Einnahme und Verwüstung der großen Stadt Han-tschau, haben die Taipings weitere Fortschritte gemacht, indem sie die Hafenstadt Ningpo eroberten, aus welcher schon vorher der bloße Schrecken vor ihnen die Einwohner größtentheils und alle Missionare vertrieben hatte. Doch haben sie dort, bewogen durch die feste Haltung des englischen Consuls, das Fremdenviertel verschont.

Diesem Schreckenssystem scheint der in Nanking befindliche Taipinghof keinen mildernden Einhalt thun zu können, ohne selbst in die Gefahr des Untergangs zu gerathen: denn die ungeheure Masse roher, von der neuen Religion theils nur äußerlich, größtentheils gar noch nicht berührten Menschen steht zunächst unter Kriegsführern, welche in ihrem Fanatismus schwerlich zu zügeln sind. Wo sie in eine Stadt erobernd einbrechen, verwandelt sich dieselbe in ein Kriegslager und die Blüthe des Handels und Gewerbs sinkt dahin. Selbst das einst glänzende Nanking ist jetzt noch immer ein großes befestigtes Kriegslager, weil der Zustand der Revolution, und wohl auch die Unfähigkeit der Anführer der Taipingsache die Künste des Friedens nicht leicht wieder aufkommen läßt. Zwar beklagen dieß, nach der Aussage der Missionare, die Häupter in Nanking selbst und sagen, wenn ihre Sache völlig gesiegt habe, werde der geordnete Zustand wieder eintreten. Die Großen, welche dem Tien-wang am nächsten stehen, schreiben den langsamen Fortschritt der Ordnung der Gottlosigkeit der neu hinzugekommenen Anhänger zu, vergessen aber, sich selbst zu prüfen und aus ihrer Sache die faulen Stellen wegzuschneiden, an denen sie krankt. Denn seit der Zeit ihres ersten einfachern Beginnens hat sie in dem Geiste ihres Stifters eine höchst ausschweifende Richtung genommen, welche die Hoffnungen derer, welche diese Bewegung mehr im Lichtreflex der Hoffnung betrachteten, gar sehr verringert hat. (Man vergleiche die Darstellungen der Taipingsache im Basler Magazin, in den Calwer Miss. Blättern, in Wallmann's und besonders in Nathusius' Volksblatt für Stadt und Land.)

Siu-tseuën selbst hat sich seit der Einrichtung seines Hofes zu Nanking vor dem Volke nicht nur, sondern auch vor ausländischen Christen so in das Innere seines Palastes zurückgezogen, daß er sich selbst vor den Missionaren nie sehen ließ, gleich als besorge

er, von ihnen eines Bessern belehrt und von den Gebilden seiner Phantasie abgebracht zu werden, auf denen der Boden seiner Herrschaft ruht. Diese seine Absonderung von dem Verkehr mit der Außenwelt trug dazu bei, daß er sich immer einseitiger in seine Speculationen über religiöse Dinge vertiefte und in seinen einmal gewonnenen Anschauungen sich so fest verrannte, daß es nicht möglich sein wird, ihn je von seinen grellen Irrthümern zu überzeugen.

Die Vermittlung seiner Person mit der Außenwelt überläßt er seinem 14jährigen Sohne (den er „Adoptivsohn Gottes" nennt) und seinen Königen und Ministern, die als Vollstrecker seiner Befehle um seinen Thron stehen. Die beiden höchsten darunter sind: der Tschang-wang, d. i. getreue König, und der Kan-wang oder Schildkönig (sein frühester Freund Hung-yin). Der letztere ist, als früherer Missionsgehülfe, an Einsicht in das wahre Christenthum dem Tien-wang weit überlegen und stund auch bisher mit den christlichen Missionaren in nahem Verkehre, aus welchem er selbst, wie es ihnen schien, mit Aufrichtigkeit geistlichen Gewinn zu ziehen suchte, was er jedoch mit so viel Vorsicht that, daß es ihnen schwer zu unterscheiden sein mochte, wie viel in seinem zutraulichen Benehmen die Politik Antheil hatte. Kennt er auch die Verirrungen seines Herrn in vielen Stücken, so will er doch nichts thun, was die absolute Autorität desselben beim Volke schwächen könnte, das den Tien-wang für einen Mann von ungewöhnlicher Geisteskraft hält: daher ihm alle seine Würdenträger in tiefer Scheu und Ehrfurcht gegenüber stehen.

Die schweren Irrthümer, in die er sich bei seinen Speculationen verflochten hat, giengen theils gleich aus seinem anfänglichen Grundirrthum hervor, theils aber aus seiner Adoption manches verderblichen Unsinns, den die von ihm bestraften fanatischen Könige des Ostens und Westens (s. oben Kap. 7, 7.) aufgebracht hatten und die er aufrecht erhalten zu müssen glaubt, um keinen Zweifel an der Wahrheit seiner eigenen frühern Visionen aufkommen zu lassen.

Es wird wohl berichtet, der Tienwang lese fleißig die Bibel alten und neuen Testaments und lerne große Abschnitte auswendig; auch lese er gerne in Bunyans Pilgerreise und übersetze sie; desgleichen beschäftige er sich damit, die schon vorhandene Geschichte des Landes nach seinen Anschauungen zu verbessern und zwar zum Gebrauch seiner Könige und Minister, von denen mehrere ebenfalls schriftstellern. Was aber Alles das für eine Literatur geben mag, kann man sich denken! — Die meisten Angelegenheiten, selbst politische, soferne sie keinen Bezug auf die Religion haben, behandle er geringschätzig, als „Dinge dieser Welt und nicht himmlische." Doch nahm er, nach des Kan-wang Versicherung, die Vorschläge desselben zu europäischen Verbesserungen, namentlich zu Eisenbahnen, günstig auf.

Seit dem October 1860 hat der Taipingkaiser den Missionar Roberts (denselben, der ihm einst die Taufe versagt hatte) von Canton her an seinen Hof berufen und ihm die Oberleitung der „auswärtigen Angelegenheiten", d. h. wohl das Benehmen mit den Europäern, übertragen. Derselbe nahm diese bedenkliche Stellung an, wie sehr ihm dieß

auch von vielen Missionaren verdacht wurde. Er rechtfertigte sich damit, daß er es nur gethan habe, um eine möglichst weite Toleranz für die ausländischen Missionare aller Confessionen zu erwirken.

Nach den Berichten der verschiedenen Missionare, welche in Nanking der Sache näher zu stehen kamen, giebt Dr. Ostertag im Februarheft des Basler Magazins vom Jahr 1862 seine Auffassung der Sache ausführlich ab. Daraus läßt sich Folgendes annehmen: Die „menschengleiche Art der Gottheit", die dem Sin-tsenen in den Visionen seiner Krankheit (1837) erschienen war, hat sich mit seinem Denken unauslöschlich vermengt. Daher steht die Vorstellung dieses Mannes von dem Wesen Gottes „tief unter dem, was die heilige Schrift von dem ewigen Gott redet, welcher der Geist ist." Diese Vorstellung des Taipingfürsten hat sich im Laufe der Jahre und namentlich in neuerer Zeit noch mehr getrübt und verkehrt, so daß er sogar manche Tollheiten Yang-Siu-tsing's nun auch als geoffenbarte Wahrheit gelten läßt! Sie reden von einer Frau des himmlischen Vaters, die sie „himmlische Mutter", von einer Gemahlin Christi, die sie „Schwägerin" nennen und von ähnlichem Unsinn.

Eben so verkehrt ist seine Vorstellung von Christus, dem Erlöser der Welt. Er ist ihm zwar der Sohn Gottes, aber in dem Sinne, wie auch jeder andere Mensch (nach der Lehre des Confucius) „vor seiner Geburt eine Existenz bei Gott gehabt hat"; derselbe ist dann vor 1800 Jahren — freilich auf übernatürliche Weise — von einer menschlichen Mutter geboren und „in die Welt gesandt" worden, um die wahre Lehre zu verkünden und dann für die Sünden der Welt stellvertretend und somit erlösend zu sterben. Nachdem er dieses Werk ausgerichtet, ist er wieder in den Himmel zurückgegangen, wo er nun Antheil hat an der Gottheit des Vaters und von Oben herab zu dem ferneren Werk der Welterneuerung mitwirkt. Diese letztere besteht „in der Aufrichtung des Himmelreichs auf Erden." Unter „Reich des Himmels" versteht aber der Chinese von Alters her das chinesische Reich, „nicht wie es in der Wirklichkeit ist, sondern wie es seiner Idee nach sein soll." Er verbindet mit diesem Ausdruck die Idee des vollkommenen Musterstaats, wo Wahrheit und Gerechtigkeit, Liebe und Friede, Glückseligkeit und Herrlichkeit, kurz vollkommene Harmonie zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschen zur Herrschaft gekommen ist. Dieses ist von Jesus, als er auf die Erde kam als „herannahend" verheißen worden; jetzt aber ist es erschienen, es ist da. Zu seiner Gründung und Vollendung ist Hung-Siu-tsenen in unsern Tagen eben so vom himmlischen Vater „in die Welt gesandt" worden, wie Jesus zu seiner Zeit zur Ankündigung derselben und zur Versöhnung der Welt von ihren Sünden. Beide sind außerordentliche Gesandte, sind „Söhne Gottes: Jesus der ältere Bruder, Siu-tsenen der jüngere Bruder. Was jener für seine Zeit und Aufgabe war, das ist dieser für die Gegenwart."

Über diese seine jetzige Gleichstellung mit Jesu drückt er sich in einem Document, das er dem Missionar Roberts eingehändigt hat, so aus: „Es ist kein Zweifel, daß S. im Himmel gewesen ist, den himmlischen Vater und den älteren Bruder Jesus gesehen hat und dann wieder herabgekommen ist auf die Erde. Wer vom Himmel kommt, der ist über Alle. Er ist in derselben Weise der Sohn Gottes, wie Jesus, von dem gleichen Vater, obgleich nicht von derselben Mutter. An dieser Thatsache und an allem Andern, was damit zusammenhängt, zu zweifeln, wäre dieselbe Sünde, welche die Juden begiengen, da sie Mosen nicht gehorchten, und hätte dieselben Folgen. — Das sanftmüthige, ruhige Predigen des Evangeliums war unwirksam; nun kommt der Tien-wang, um demselben mit dem Schwerte Gehorsam zu erzwingen. Jetzt müssen Alle an Jesum, als den Heiland und Erlöser und an ihn (den Tienwang) als an einen eben solchen Gesandten Gottes glauben, wenn sie gerettet werden wollen, und wer da glaubt, wird nicht verloren gehen." (Das heißt im Sinne der Taiping: wird nicht todt geschlagen werden).

Man sieht aus diesem grotesken Gedankenwirrwar, daß der Urheber desselben im Grunde zwar nicht sich zum Gott macht, sondern nur zu einem Gesandten Gottes, „wie er auch Jesum zu einem solchen herabzieht"; indem er aber alle bedeutungsvollen Worte und Ausdrücke

die Jesus von sich ausspricht, auch auf sich anwendet und sie von sich aussagt, entleert er dieselben ihres tiefen, von ihm ganz unverstandenen Gehaltes. Deswegen kann man, sagt Missionar Klöckers, „dem Tien-wang nicht im eigentlichen Sinne Blasphemie zur Last legen: denn um ihn der Gotteslästerung zu beschuldigen, bedürfte es auf seiner Seite einer richtigeren Einsicht von dem gottmenschlichen Wesen Christi, als er sie in Wirklichkeit hat." Mit dieser seiner Irrlehre hängt auch seine Unkenntniß von dem „heiligen Geist" und dessen Wirkungen zur Herzenserneuerung zusammen, so wie auch, daß er, ungeachtet seiner Lehre vom Erlösungstode Christi, das heil. Abendmahl nicht aufgenommen hat. Ist doch während der Eroberungszüge selbst, die Taufe meist in Vernachlässigung gerathen. Die größte Ausartung besteht aber in der Polygamie, die der Taipingfürst bei sich und seinen Großen eingeführt hat. Er soll 70 bis 100 Frauen halten. Mußte sich ihm darin doch selbst der Kan-wang accommodiren. Durch diesen Gräuel allein schon macht er aber „eine gesunde, christliche Entwicklung rein unmöglich." Selbst Missionar Roberts fand bei seiner Ankunft in Nanking, daß das Christenthum, welches der Taipingfürst gelehrt wissen will, nichts sei, als „eine andere Art von Götzendienerei, wobei Christus seine Ehre mit einem andern theilen muß" und der Aberglaube noch ärger sei, als bei den andern Chinesen. Nichts desto weniger blieb Roberts in seiner neuen Stellung, weil er, wie er nachher schrieb, hoffte, daß aus dieser Revolution „gute religiöse, commercielle und politische Folgen zu erzielen seien!!" Wie sich diese Politik nachher an ihm selbst rächte, wird sich weiter unten zeigen.

Obgleich manche Missionare schon früher vor diesem Afterchristenthum warnten, so hatten doch bisher die meisten Missionare, die in Nanking waren, die Hoffnung festgehalten, daß einst diese Irrthümer überwunden würden, und „daß der Stuhl Satans in China noch gänzlich fallen werde." Jedenfalls ist (nach Ostertag) „die Taipingbewegung von Anfang bis heute ein Gerichtsschlag des lebendigen Gottes, der den Götzendienst China's getroffen", so daß jene scheue Furcht, welche dort, den Götzen gegenüber einst herrschte, in den Gemüthern der Taipings nie wieder aufleben werde.

Wenigstens hatte die christliche Mission im Taipinggebiet bis gegen das Ende des Jahres 1861 noch keine principielle Hemmung erfahren, und wenn auch die beiden amerikanisch-bischöfflichen Missionare Parker und Holmes nach ihrer Entfernung von Nanking auf ihrer Missionsreise in die nordwestlichen Provinzen von einem rohen Taipinghaufen erschlagen wurden, so war doch ihr Tod keine Folge einer von Nanking ausgehenden Regierungsmaßregel.

Beide Missionare, welche schon in Nanking den Äußerungen der Taipinggroßen mißtraut hatten, befanden sich eben in der den Europäern eröffneten Hafenstadt Tschifu in der Provinz Schantung, als ein großes Rebellenheer die Stadt bedrohte. Die meisten Missionare (der Engländer und Franzosen) flohen aus der Stadt und Umgegend; nur vier blieben und ritten den Rebellen entgegen, um sie zu begütigen, wurden aber feindlich empfangen. Zwei von ihnen retteten sich; die beiden andern aber — es waren Parker und Holmes — wurden gefangen. Da auch die chinesische Besatzung entflohen war, so blieb die Vertheidigung nur den wenigen hundert Engländern und Franzosen überlassen, welche von ihren Kanonenbooten aus durch ihr Feuer die Rebellen zum Rückzug nöthigten. Die Engländer ließen nun nach den beiden gefangenen Missionaren in der Umgegend suchen: man fand aber nur ihre verstümmelten Leichname. Sie hatten dem Taipingführer über seine Grausamkeiten starke Vorwürfe gemacht und sich dadurch ihr schreckliches Schicksal zugezogen. — Möglich, daß dieser Führer der Häuptling einer der vielen großen Räuberbanden war, welche seit 1859 durch die große

Schwäche der Mandschu-Regierung in mehreren entfernten Provinzen ihr Wesen treiben, aber mit den Taipings in keiner Verbindung stehen. Erst neuerdings haben manche dieser Häuptlinge sich dem Taipingkaiser unterworfen.

Im Nov. 1860 gelang es dem englischen Missionar John, ein förmliches Toleranz-Edict zu erwirken, und eben so hat Missionar Roberts, kurze Zeit nach der Einsetzung in seine Dienststelle, ein Edict des Tien-wang veranlaßt, das allen christlichen Bekenntnissen unbeschränkte Religionsfreiheit gewährt.

Das Original des Documents, das John erhielt, befindet sich in den Händen des Comités der Londoner Missionsgesellschaft. Es ist von dem jungen Thronerben selbst, im Namen seines Vaters mit dem Scharlachpinsel auf gelber Seide geschrieben und mit dem Reichssiegel versiegelt. In seinem Begleitschreiben fügt John bei: „Tschan-wang (der getreue König) bat mich, den fremden Brüdern zu sagen, daß Folgendes seine Ansicht sei: „„Ihr habt das Evangelium seit mehr als 1800 Jahren, wir so zu sagen, erst seit acht Tagen. Eure Kenntniß davon muß correct und umfassend sein. Ihr müßt deßhalb für jetzt Geduld mit uns haben: es wird nach und nach mit uns besser werden. Was das Evangelium betrifft, so ist es Eines und muß sich über die ganze Welt verbreiten. Alle ausländischen Brüder sollen wissen, daß wir entschlossen sind, den Götzendienst auszurotten und an seine Stelle das Christenthum zu pflanzen."" — Es scheint hierin aber die Sprache der Aufrichtigkeit und Politik gemischt zu sein!

Wie aber die Zulassung und Beiziehung der christlichen Missionare eigentlich gemeint war, und wie sich unterdeß das Taipingchristenthum aus dem Kopfe seines Urhebers vollends ausgeboren hat, läßt sich aus folgendem characteristischen Umstand ersehen. Dem Miss. Muirhead (der im J. 1861 in Nanking war) erklärte der Kanwang: „der Kaiser wolle die Evangelisirung des Landes nach seiner eigenen Weise und durch einheimische Mittel verfolgen; er ertrage den Gedanken ungern, in dieser Sache von fremder Hülfe abhängig zu sein: die Chinesen seien von Natur stolz und nicht geneigt, das Evangelium aus fremden Händen anzunehmen. Die Anschauungen der Missionare seien so mannichfach verschieden von denen der Chinesen, daß es besser sei, ein Jedes gehe seinen eigenen Weg." (Es stimmt dieselbe Erklärung mit einer Stelle in einer frühern Schrift des Taipingwangs, worin er sich gegen die Meinung verwahrt, seine Lehre sei „eine Nachahmung der Fremden"; sie sei vielmehr von Anfang an den Chinesen und Fremden gemeinsam gewesen bis dahin, wo der Buddhismus Eingang gefunden; indem man sich von diesem losmache, kehre man nur zur ursprünglichen Religion zurück!) Dabei äußerte der Kanwang, die Missionare könnten aber „im Anfang gute Dienste leisten", wenn sie von der Küste her allmählich missionirten. — Daraus ist wohl mit Recht zu schließen, daß er die Missionare nur als Wegbereiter für die Taipings betrachtet, sie aber ungern in der Nähe hat, — wie denn aus anderweitigen Nachrichten hervorgeht, daß er erklärt habe, dem Landvolke dürften die Missionare ungehindert predigen, nicht aber den Soldaten, welche fest an die Visionen des Taipingwangs glaubten und aus diesen ihren Glauben, Muth und Zuversicht schöpften;

— wenn die Missionare diesen Glauben derselben bekämpften, dann würden die Herzen getheilt und die Taipingmacht untergraben. Wenn einmal der Friede hergestellt sei, werde sich's anders machen lassen! Man erkennt daraus die ganze Politik der Taipings und die große Gefahr, die gerade von ihnen einst dem wahren Christenthum bevorstehen dürfte. Das sollte sich bald gerade am Missionar Roberts offenbaren, der sich in der Absicht, den Taipinghäuptern eine bessere Erkenntniß des Christenthums beizubringen und der unbeschränkten Verkündigung desselben Bahn zu machen, in den Dienst des Taipinghofs hatte ziehen lassen. Nachdem er zuletzt der einzige war, der in Nanking predigte, erfuhr er nach 15 Monaten seines dortigen Aufenthalts die bitterste Enttäuschung. Es scheint, daß er durch seine Versuche, den Herrscher zu bekehren, so wie umgekehrt durch seine Weigerung, die Verkehrtheiten der Taipinglehre selbst anzunehmen und sie im Sinne ihres Haupts zu fördern, die Besorgniß des Fürsten oder seines Hofs, es möchte durch eine Änderung des Lehrsystems die Taipingherrschaft zu Grunde gehen, noch reger gemacht und sich den höchsten Zorn der Gewalthaber zugezogen hat. Denn mit Einemmal (am 13. Jan. 1862) kam der Kan-wang (Schildkönig) mit seinem Bruder in die Wohnung des Missionärs, tödtete dessen Diener und mißhandelte auch ihn so, daß derselbe mit Hinterlassung seiner Kleider, Bücher und Aufzeichnungen aus Nanking entfloh und kurz darauf eine Schrift verbreitete, worin er bei der Erzählung dieses Vorfalls das Taipinghaupt als einen verrückten Kopf (a crazy man), der ohne organisirte Regierung zu herrschen nicht im Stande sei, und seinen ganzen Anhang als Raubgesindel bezeichnet, das sich so grausam und ungerecht benehme, wie die ärgsten heidnischen Kannibalen. Welchen Einfluß dieser Vorfall auf die Lage der übrigen Missionare bei ihrer Bekämpfung dieses falschen Christenthums haben wird, läßt sich denken.

Die neusten Fortschritte der Taipings (sie bedrohten seit der Eroberung von Ningpo auch wieder die wichtigste Hafenstadt Schanghai, von der nur eintretender Frost und wohl auch die ernste Vertheidigungshaltung der Engländer und Franzosen sie zurückscheuchte) sind fortwährend mit Grausamkeit, Mord, Plünderung und Raub bezeichnet, während auf Seite der Mandschu-Kaiserlichen Unthätigkeit, Feigheit und Pflichtvergessenheit als eben so groß geschildert wird. Die Engländer und Franzosen scheuten lange noch eine aggressive Einmischung. Beide sind im Grunde mehr auf Seite der Mandschu-Kaiserlichen: die ersteren, weil sie von dem gegenwärtigen Mandschuregenten begünstigt werden, — die letzteren, weil die Taipings bisher den katholischen Missionaren Hindernisse in den Weg legten. — Bei einer nochmaligen Annäherung der Taipings an Schanghai brachten ihnen vor dieser Stadt am 1. März die Engländer, Franzosen und Chinesen einen beträchtlichen Verlust bei, so daß nun damit der lang beobachtete neutrale Standpunct

der Engländer und Franzosen in China verlassen worden ist, — ein Umstand, den die „Times" sehr bedenklich findet.

Welchen Ausgang diese Umwälzung in China auch nehmen möge, — in jedem Falle sind ihre Folgen in politischer und socialer Hinsicht für jenes Land tiefeingreifend; aber die sanguinischen Hoffnungen vieler Missionsfreunde werden sich nun wohl dahin ermäßigen, daß aus dem vorauszusehenden frühern oder spätern Zerfall der culturfeindlichen Taipingmasse nur ein geringer für die Wahrheit des Christenthums empfänglicher Rest bleiben werde, der nach Annahme des rechten Heilswegs noch für China ein Segen werden könnte.

Denn je mehr die Engländer in Schanghai aus ihrer Neutralität heraustreten, desto unabweisbarer wird für sie der Vernichtungskampf gegen die Taipings, weil diese, wenn man sie ferner gewähren ließe, dem ganzen europäischen Handel unermeßlichen Schaden zufügen würden. In der Mitte April's sind auch wirklich die Kriegswürfel gefallen: Franzosen und Engländer haben von Schanghay aus die Taipings an verschiedenen Puncten mit großem Verlust zurückgedrängt. Der Obergeneral der britischen Truppen, der sich bloß auf die Vertheidigung beschränken zu müssen glaubte, wurde durch einen andern (Namens Stavely) ersetzt, welcher sogleich die feindlichen Operationen begann. Nach der Vertreibung der Taiping aus dieser Provinz werden unter dem Schutz englischer Kanonen chinesische Truppen nach Schanghai befördert. Auch Admiral Grant Hope griff die Taipings so ernstlich an, daß er selbst dabei (jedoch ungefährlich) verwundet wurde. Die bisher in Tientsin stationirten britischen Truppen werden am Yangtsekiang verwendet; schon entriß man den Taipings Ningpo wieder und trifft Anstalten, ihnen auch Nanking zu nehmen, wo bisher Hungersnoth herrschte und in dessen Nähe sich schon chinesische Truppen concentrirten, um die Stadt einzuschließen, der jedoch von anderwärts her ein großes Taipingheer zu Hülfe zieht. — Die chinesische Regierung gewinnt mehr und mehr Vertrauen zu den westmächtlichen Truppen, erkennt in der offensten Weise die wesentlichen Dienste derselben „bei der Ausrottung dieses furchtbaren Schwarms von Ungeziefer" und beehrt einzelne Engländer mit Mandarinenknöpfen und Pfauenfedern.

Indeß brachte White, ein Mitglied des Unterhauses, eine Motion ein, die Regierung Englands solle sich jeder Einmischung in den chinesischen Bürgerkrieg enthalten; die Taipings hätten schon 130'000 engl. Q.-M. mit einer Bevölkerung von 93 Mill. im Besitz; und Oberst Sykes gab zu bedenken, die Taipings zählten ein Heer von 400,000 M. und seien nicht durchweg ein Räuberhaufen. Darauf entgegnete Minister Layard, es sei kein eigentlicher Bürgerkrieg, denn die Taipings seien keine nationale Partei; übrigens sei die Regierung nicht gemeint, für Peking Partei gegen die Rebellen zu nehmen; sie wolle nur durch Rath und Beistand zur Ordnung helfen, nur die fünf den Engländern vertragsgemäß geöffneten Hafenstädte schützen und dadurch einen directen Krieg gegen die Taipings verhüten: darüber hinaus werde man nicht gehen.

9. Kapitel. Die nordamerikanische Union im Laufe des letzten Jahrzehends.

1. Zunahme der Einwanderung. Widerstand der Natives. Die Knownothings. Zunehmende Corruption unter Pierce's Präsidentschaft. Die Rowdies. Abnahme des Sinnes für das allgemeine Wohl. Die kirchlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. (Die Mormonen.)

Wenden wir nun den Blick auf die andere Erdhemisphäre, wo ebenfalls große Bewegungen die Betrachtung des Weltbeschauers in Spannung über den Ausgang derselben versetzen. In der nordamerikanischen Union führten entgegengesetzte Interessen zu einem Kampf, durch welchen Europa theils mittelbar, theils unmittelbar benachtheiligt ist.

In XXIX. 1, 10 wurde die Entwicklung des nordamerikanischen Freistaatenbundes bis zur Erwerbung von Ober-Californien, der nördlichsten Provinz Mexico's am stillen Ocean, fortgeführt, wobei auch des, durch den dort entdeckten Goldreichthum rasch emporgekommenen Staates und seiner Hauptstadt Francisco erwähnt wurde. Zwar brannte diese Stadt in Folge der dort, durch die massenhafte Ankunft goldgieriger Abenteurer aus allen Ländern der Erde entstandenen Unordnungen in wenigen Jahren dreimal ab; sie erstund aber immer wieder in größerem Umfang und schönerer Bauart.

Im Innern dieses Goldlandes entbehrte jedoch das Leben und Eigenthum lange aller Sicherheit: Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung, so daß noch im Jahre 1855 nur allein in der Stadt Francisco 538 Mordthaten vorfielen, wovon 47 auf Rechnung der Lynch-Justiz oder der dem ordentlichen Gerichte vorgreifenden Execution des Volkes kamen.

Anfangs war die neuste Ansiedlung von den Indianern schwer bedrängt; erst mit der Zunahme der Bevölkerung konnte man gegen dieselben einen eigentlichen Krieg unternehmen, der, weil er meist mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit geführt wurde, sich an alle Westgränzen der Union hin verbreitete, indem in der Regel einzelne rohe Yankee's durch Übermuth und Betrügereien die Indianer reizten und diese sich durch Raub und Mord rächten.

Als Taylor, der nach dem Siege über Mexico (XXIX. 1, 10.) zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gemacht worden war, an der Cholera starb, trat Filmore an seine Stelle, welcher 1852 den Pierce zum Nachfolger bekam.

Die große Zahl der europäischen Einwanderer in den verschiedenen Staaten der Union und die durch Armuth und unordentliche Lebensweise verderbten Sitten der Meisten unter ihnen erregten bei den Natives

oder eigentlichen Angloamerikanern eine große Fremdenverachtung, und unter den altheimischen Bürgern das Verlangen, sich durch Vorrechte vor dem Einfluß der Eingewanderten geschützt zu sehen. Weil aber die nordamerikanische Regierungspolitik im Auge haben mußte, daß die weiten und unangebauten Gebiete des Westens mit Menschen gefüllt würden (indem die Entstehung jedes einzelnen Staates daselbst von einer festgesetzten Volkszahl abhängt), so hielt der Senat das bisher bestandene Gesetz aufrecht, welches jedem Einwanderer nach dem fünften Jahre seiner Ankunft das volle Bürgerecht zusprach, vermöge dessen bei allen Wahlen seine Stimme galt und daher auch von allen Parteien gesucht wurde.

Darüber unzufrieden, erregten die Natives an verschiedenen Orten gegen die Fremden — zu Philadelphia gegen die Irländer, in New-York gegen die Deutschen — gewaltthätige Angriffe, die bis zu Mord und Brand giengen. Als vollends im J. 1854 nur allein in New-York 300,000 Einwanderer landeten, organisirte sich die Bewegung der Natives durch einen Fanatiker, Namens Judson, einen schlimmbeleumundeten Menschen, zu einem Geheimbund, dessen Glieder sich Knownothings (Nichtswisser) nannten, neben welchen sich dann eine Partei unter dem Namen Knowsomethings (Etwaswisser) aufthat, beide von gleichem Haß gegen alle Fremden so erfüllt, daß in vielen Städten ihre Wuth gegen die Deutschen und Irländer in die schrecklichsten Verfolgungen ausbrach.

Die Knownothings gingen drauf aus, die Fremden aus allen Ämtern und Wahlen zu verdrängen, die Herrschaft der alteinheimischen Demokratie festzuhalten, die einheimische Industrie durch Schutzzölle zu heben und in religiöser Beziehung dem Protestantismus die alleinige Geltung zu verschaffen. Der Antrag dieser Partei, den Fremden erst nach 21 Jahren das Bürgerecht zu ertheilen, wurde jedoch im Senat zu Washington nicht angenommen. — Die Partei der Knowsomethings, durchweg Angloamerikaner, agitirten vorzüglich gegen die Sclavenhalter, aber nicht, wie wenigstens ein Theil der Abolitionisten, aus Gewissens- und Humanitätsgründen, sondern aus bloßem Raçenhaß. — Die Verfolgungen arteten in blutige Kämpfe aus, die öfters wahre Straßenschlachten waren, wobei Leben und Eigenthum zu Grunde giengen, wie z. B. in den Städten Cincinnati, New-Orleans, St. Louis, Chicago, Columbus, Louisville &c.

Geschreckt durch diese Verfolgungen wanderten viele Deutsche und Irländer aus denjenigen Staaten wieder aus, in denen sie bedroht waren. Weil nun dadurch die Güter im Preise fielen, so hatten die daraus entstehenden Geldverluste die Folge, daß der Knownothingsgeist allmählich nachließ, wenn er auch noch hie und da in Rachethaten aufblitzt.

Unter der Präsidentschaft Pierce's, — der sich durch Nachsicht gegen Beamtenwillkür und durch Besetzung der Ämter mit meist untauglichen und characterlosen Menschen seine zweite Erwählung (wie wohl sie ihm nicht glückte) sichern wollte, — nahm die Corruption bei Wahlen

und Stellenbesetzungen einen größern Umfang an, als je, so daß wegen der Menge schlechter Beamter, welche durch Bestechung ihre Stellen erhalten hatten und sie nur zum Geldgewinn benützten, in der ohnedieß nur auf Gelderwerb erpichten Mehrzahl des Volkes jeder ernstere Sinn und höhere Gedanke für das allgemeine Wohl gänzlich verschwand.

Ein damaliger Beobachter der dortigen Zustände berichtet (1855) aus eigner Anschauung: „Es kommt hier nicht darauf an, ob irgend eine Leistung, die für den Staat geschehen soll, gut und zweckmäßig geliefert wird, sondern darauf, daß die Congreßmitglieder oder die Beamten, welche die Hände dabei im Spiele haben, möglichst viel Geld machen. — Geld ist das stete Triebrad bei den Wahlen, und der glücklich Gewählte, der sein Geld daran setzte, wird nicht nur seine Auslagen zurückerhalten, sondern auch aus seiner Stelle Geld, und zwar so viel Geld als möglich zu machen suchen. Fast jeder Gewählte geht daher schon mit der Absicht, Betrüger zu werden, in sein Amt ein." — Die ärgsten Betrügereien gehen von den eigentlichen Angloamerikaner (Yankee's) aus, welche jede ernste, strenge Arbeit den Deutschen, Irländern und Negern überlassen, um von ihrem Fleiße Gewinn zu ziehen und dadurch Mittel zu neuen Geldspeculationen zu bekommen. Jeden Einwanderer umstellt bei seiner Landung ein Schwarm von Runner's oder Betrügern, die ihn ausbeuten. Um jene daher vor den abscheulichen Betrügereien dieser zu schützen, haben Wohlgesinnte unter den frühern Einwanderern Gesellschaften gebildet, die den neuen Einwanderern mit Rath an die Hand gehen. — Der Betrug beim Kauf und Verkauf (besonders von Grundstücken in entferntern Ländereien) geht ins Unglaubliche. „Bankerotte sind an der Tagesordnung und entehren — nicht." Ganze Gesellschaften leben von betrügerischen Prozessen und vom — Schwören falscher Eide.

Die Rohheit Solcher, die vor keinem Gesetze zurückschrecken und sich zu jeder Gewalt und Schandthat brauchen lassen, gipfelt sich in der Klasse der Rowdies, die von den Parteien förmlich gewonnen werden, um rechtliche Männer durch Mißhandlungen von den Wahlen abzuschrecken. Oft hat das Gesetz so wenig Kraft, daß nur ein fest zusammenhaltendes Auftreten der ordnungsliebenden Bürger das Äußerste verhüten kann. Der Geist der Rohheit und Selbsthülfe trat nicht selten sogar im Repräsentantenhause auf, worin es in neuern Zeiten schon mehrmals zwischen einzelnen Gliedern zu Thätlichkeiten kam.

Hat doch (am 2. März 1859) in der gesetzgebenden Versammlung zu Kentuky ein Mitglied auf ein anderes geschossen! — Der falsche Freiheitssinn ergreift dort auch das weibliche Geschlecht, welches, früh emancipirt, es überall dem männlichen Geschlechte gleich zu thun trachtet, und Miß Pauline Davis sprach in der Vorlesung, die sie „über die Emancipation der Frauen" hielt, den Bürgerinnen das Recht und die Fähigkeit zu, sogar die Unionspräsidentenstelle einzunehmen! — Auch in der Kinderzucht läßt der Angloamerikaner (ungleich den Engländern) der Jugend Alles hingehen, so daß diese, zu keiner Pflichterfüllung angehalten, sich früh emancipirt und im sinnlichen Genußleben und geldsüchtigen Speculationsgetriebe ihre beste Kraft verschwendet.

Da Kirche und Staat völlig getrennt sind und alle religiösen Gemeinden die vollste Freiheit genießen, so finden sich in den Unionsstaaten alle Arten von christlichen Religionsformen — Kirchen und Secten — aus alter und neuer Zeit beisammen, welche sämmtlich (mit Ausnahme der katholischen Kirchgemeinden) aus dem Protestantis-

mus hervorgegangen sind. Ohngefähr der vierte Theil der Bevölkerung besteht aus Anglo-Episcopalen (etwa 1 Mill. mit der festen kirchlichen Einrichtung des Mutterlandes), aus Presbyterianern verschiedener Denominationen (zusammen an 2 Mill.), aus Puritanern, Quäckern, Herrnhutern, Mennoniten, Lutheranern und Reformirten (die beiden letztern zusammen 1 Mill.). Ein zweites Viertheil besteht aus den Methodisten (etwa 3 Mill.), die sich gleichfalls in verschiedene Unterarten theilen, unter welchen besonders die Wesleyaner zu nennen sind. Ein drittes Viertheil machen die Baptisten aus mit ihren verschieden nuancirten Abtheilungen (zusammen an 6 Mill.). Hiezu kommen hier noch diejenigen Secten, welche, wie z. B. die Unitarier, Arminianer, Universalisten rc., von dem positiv-christlichen Grunde am meisten abgewichen sind, aber keine weite Verbreitung haben. — Die katholische Kirche hatte in den Vereinigten Staaten lange hindurch Verfolgungen zu leiden gehabt, bis sie in den neuern Zeiten einen tüchtigen und gelehrten Erzbischoff als Primas bekam, unter welchem sie einen bedeutenden Aufschwung nahm. Ihre Angehörigen belaufen sich bereits über 1 Million.

Im Allgemeinen trägt unter den protestantischen Kirchen und Secten ein Theil einen streng gesetzlichen, fast judaisirenden Character an sich; in einem Theile, und zwar dem größeren, ist der Character des Subjectiven vorherrschend. — Von der deutsch-lutherischen und der deutsch- oder holländisch-reformirten Kirche war schon XXIX. 1, 10 die Rede. Beide werden zum Theil von Europa aus unterstützt. — Unter den unzähligen Religionssecten Nordamerika's ist die neuaufgekommene Secte der **Mormonen** die der christlichen Glaubens- und Sittenordnung widersprechendste. Sie nahm 1823 durch einen jungen Schwärmer Joë Smith, ihren Anfang, welcher, mit einem schlauen Speculanten verbunden und durch einen gewandten Prediger verstärkt, im Jahre 1831 die erste Gemeinde gründete. Weil die neuen Ansiedler keine Sclaven duldeten, wurden sie vertrieben und ließen sich in Independence, an der Gränze von Missouri, nieder. Auch hier vertrieben, suchten sie sich nun mit den Waffen zu behaupten und erklärten in fanatisch-schwärmerischem Sinn, sie seien berufen, die Gottlosen auszurotten und das Reich Gottes auf Erden zu gründen. Da ihre Zahl bereits auf 50000 angewachsen war, wurden sie mit Militärmacht bekämpft und vertrieben. Sie zogen nun im Winter 1838/39 nach Illinois, bebauten dort das Land, und fiengen einen Tempelbau an. Der geistliche Hochmuth dieser „Heiligen des jüngsten Tags“ (wie sie sich nannten), ihr Auftreten bei politischen Wahlkämpfen und die Anmaßung ihres Propheten, sich als Candidat für den Unions-Präsidentenstuhl anzubieten, zogen ihnen so großen Haß zu, daß Smith, als er sich wegen verschiedener Anschuldigungen vor Gericht stellte, gefangen gesetzt, aber im Gefängniß überfallen und ermordet wurde (1844). Sein Nachfolger im Prophetenthum, Brigham Young, wurde genöthigt, den Staat zu verlassen. Er führte die große Mormonengemeinde tiefer in den Westen über den Mississipi und unter außerordentlichen Beschwerden über das Utahgebirg in das damals noch ungebaute zwischen hohen Bergen gelegene Thal des Salzsee's, wo sie im Herbst 1847 ankamen und sich ansiedelten. Ihre Zahl war so gewachsen, daß Präsident Fillmore ihrem Haupte gestattete, als Gouverneur sein Territorium zu regieren. Der neue, zum Theil nach alttestamentlichen Vorbildern eingerichtete hierarchische Staat hat keine weltlichen Beamten, sondern wird von dem Propheten durch Bischöffe und Priester, Lehrer und Diaconen, Älteste und Apostel regiert. — Seit dem Jahre 1852 kam bei ihnen durch Vorgeben einer Offenbarung die Vielweiberei auf, welche den Zulauf zu den

Mormonen, besonders aus England und Skandinavien, noch vergrößerte. Dieser Gräuel der Polygamie, verbunden mit dem Bestreben der Mormonen, sich von der Union unabhängig zu machen, erregte den allgemeinen Haß gegen den Mormonenstaat in dem Grade, daß der Unionspräsident Buchanan 1857 beschloß, denselben mit den Waffen zu bekämpfen. Doch auch Young rüstete die Seinen, gewann die benachbarten Indianerstämme und hemmte jeden Verkehr mit den Vereinigten Staaten. Als sodann wirklich ein Heer gegen die Mormonen anrückte, wanderte ein Theil derselben nach dem Süden aus, Young aber mit den Zurückgebliebenen ließ sich in Unterhandlungen ein, zahlte die Kriegskosten und blieb im Besitz des Territoriums, das von mehreren Hunderttausend Mormonen bewohnt ist. Mit den auch in England, Norwegen und Schweden befindlichen beläuft sich ihre Zahl auf eine halbe Million, und noch gegenwärtig (1862) erhalten sie Zulauf aus Europa!

2. Der Gegensatz des Nordens und Südens in der Union. Interessenverschiedenheit beider Theile in socialer, ökonomischer und politischer Hinsicht. Die Sclavenfrage. Die Abolitionisten. Die Nebraskabill. Übergewicht der Südstaaten im Congreß. Buchanan Präsident. Bevölkerungstabelle.

Am tiefsten wurden die Unionsstaaten in der neusten Zeit durch die Sclavenfrage aufgeregt. Sie wurzelt in dem Gegensatze des Nordens und Südens der Union, und dieser geht auf den Ursprung der Ansiedlungen zurück. Die erste bleibende Ansiedlung entstand in Virginien durch ein königliches Patent und ihre gesetzgebende Versammlung wurde 1619 der englischen nachgebildet. Daher hatten die Virginier immer eine Anhänglichkeit an das Königthum, indem sie auch nach der Hinrichtung Karls I treue Royalisten blieben. Ihre Zahl wurde durch die vor Cromwell aus England fliehenden Cavaliere Karls I, die auch Karln II treu blieben, vermehrt, und aus diesen royalistisch gesinnten Virginiern stammen die Bevölkerungen der meisten Südstaaten ab, in denen sich daher auch in der später eintretenden Union ein mehr conservativer Sinn und aristokratischer Ton zeigte.

Die Bevölkerungen der Staaten Neu-Englands dagegen stammen von Puritanern ab, die sich zum Theil schon zwischen 1605 und 1610, aus England stammend, nach Holland geflüchtet hatten und von da nach Amerika gewandert waren, wo sie seit 1620 von einer großen Schaar Puritaner aus Holland verstärkt wurden und späterhin von einer in Plymouth patentirten Colonie ein Gebiet erhielten. Diese Puritaner waren Anhänger Cromwells und setzten ihren heimischen Haß gegen die Cavaliere auch in Amerika fort, ja traten dort noch schroffer und unduldsamer gegen sie auf, zumal diese ihre Gegner bei der damaligen Schwäche der englischen Regierung sich selbst überlassen waren.

Der in dem demokratisch-puritanischen Norden und in dem mehr royalistisch oder aristokratisch gesinnten Süden herrschende Geist hat sich ungeachtet der (durch den Unabhängigkeitskrieg mit dem Mutterlande) eingetretenen politischen Veränderungen in seiner Verschiedenartigkeit forterhalten, ja sich durch hinzukommende Verschiedenheit der

ökonomischen Interessen zu einer noch tiefern gegenseitigen Abneigung verstärkt.

Diese Interessenverschiedenheit besteht darin, daß der Norden der Union durch die rauhere Beschaffenheit seines Bodens und Klima's weniger auf den Ackerbau, als auf die Industrie (insbesondere auf Eisen- und Baumwollenfabrication) angewiesen ist und zugleich viele und gute Häfen zum leichten Absatz seiner Producte und Fabricate hat, wobei er sich durch bedeutende Schutzzölle gegen die Concurrenz Europa's zu schützen wußte, dadurch aber das Interesse der Südstaaten benachtheiligte. Denn der Süden, der einen von Natur bessern Boden, aber zum Seehandel wenig geeignete Häfen besitzt, würde seinen Bedarf an andern Producten billiger in Europa haben kaufen können, wenn er nicht durch die zu Gunsten des Nordens eingeführten Schutzzölle gezwungen worden wäre, seinen Bedarf aus den Nordstaaten zu beziehen.

„So wurde der Süden der gezwungene Kunde des Nordens, und der Südländer genöthigt, sein Geld dem Norden zufließen zu lassen, welcher ihm dafür nur Fabricate geringerer Qualität bieten konnte, als jener sie für erheblich billigere Preise von Europa hätte beziehen können". (Hudson.)

Eine weitere Verschärfung des Gegensatzes zwischen dem Norden und Süden verursacht die Sclavenhalterei der Südstaaten, welche zur Bebauung ihrer Pflanzungen mittels Umgehung des Sclavenverbots Neger gebrauchen, weil das heiße Klima von den Arbeitern aus der schwarzen Race leichter ertragen wird, als von den Weißen. Nun hat aber der Amerikaner des Nordens (wie überhaupt der Germano-Amerikaner) einen Abscheu gegen die schwarze Race und duldet keine Farbigen in seiner Nähe, während der Südländer (insbesondere der Amerikaner romanischen Bluts) mit Sclaven umgeht und sogar die Vermischung nicht scheut. Der Amerikaner des Nordens sieht in dem Sclavenhalten mit Recht ein die Menschheit entehrendes, den Schwarzen Unrecht zufügendes und die weiße Race entsittlichendes Verhältniß, und drang stets auf gesetzliche Abschaffung der Sclaverei. Diejenigen, welche dieses Ziel mit besonderer Leidenschaftlichkeit verfolgen, erhielten den Namen Abolitionisten oder Freibodenmänner. Die Grausamkeit freilich, womit viele unter den Sclavenhaltern ihre Sclaven behandeln, ja ihnen absichtlich die Mittel der Bildung vorenthalten, um sie wie Thiere zur Arbeit benützen zu können, steigert den Haß der Abolitionisten. Und wenn auch gute Herren ihre Sclaven menschlich behandeln, so ist dadurch die Sclaverei um nichts weniger ein großes sittliches Übel. Nur ist allerdings, nachdem dieses Übel einmal so weit eingerissen und ausgebreitet ist, die Zumuthung der Freibodenmänner an die Sclavenhalter, ihre Sclaven mit Einemmal und ohne alle Entschädigung frei zu geben, eine die Existenz der sclavenhaltenden Staaten schwer bedrohendes Unrecht.

Denn sie fürchten durch die Emancipation der Sclaven nicht nur den Verlust ihres Vermögens, sondern auch — im Fall einer Sclavenempörung, wie das auf Haiti der Fall war, — den Verlust ihres Lebens.

Anderseits wurzelt die bei einem großen Theile der Freibodenmänner bis zur rohsten Verfolgung gehende Agitation gegen die Sclavenhalter nicht in reinen Humanitätsgründen, wie bei den übrigen, sondern gleichfalls großentheils in der Gewinnsucht, in so ferne sie durch die Sclavenemancipation ihren weißen Arbeitern höhere Löhne verschaffen wollen, da vorauszusehen ist, daß die plötzlich zur Freiheit gelangten Schwarzen, welche sich in diesem ungewohnten Zustande erfahrungsmäßig dem Unfleiß hingeben würden, durch die weißen Arbeiter bald würden verdrängt werden, zumal diese dann die Schwarzen gar nicht würden neben sich dulden wollen.

Die Südstaaten ihrer Seits, sowohl vom Selbsterhaltungstrieb, als auch vom Interesse bewogen, trachteten neue Territorien für die Sclaverei zu gewinnen, theils um neues Land für ihre Baumwollen-Pflanzungen, theils um durch Vermehrung der Zahl sclavenhaltender Staaten im Staatencongreß die Stimmenmehrheit zu bekommen, und so eine Änderung der ihnen ungünstigen Tarifgesetze zu erzielen.

Das Streben der Südstaaten nach größerer Ausbreitung der Sclaverei, so wie umgekehrt das Bestreben der Nordstaaten, diese Ausbreitung zu verhindern, erklärt J. St. Mill (in Fraser's Magazin) aus folgendem Umstand: „Nach der Meinung aller Urtheilsfähigen erhält sich die Sclaverei in Nordamerika lediglich durch den Baumwollenbau. Dieser aber erschöpft in einer mäßigen Anzahl von Jahren jeden Boden, für den er sich eignet, und kann nur bestehen, wenn er immer weiter nach dem Westen um sich greift."

Aus diesen socialen, ökonomischen und politischen Gründen erklärt sich die von Jahr zu Jahr gesteigerte Erhitzung der Parteien, welche mit besonders leidenschaftlicher Stärke in den neu sich bildenden Territorien und Provinzen des Westens auftrat, in welchen die eine Partei die Sclaven einzuführen, die andere sie auszurotten trachtete. Die Nebraskabill v. 24. Mai 1854 (so benannt von dem alten Nebraskagebiete, worin die Staaten Wisconsin, Jowa, Missouri, Indian-Territory, Kansas liegen) stellte jedem Territorium die Einführung oder Entfernthaltung der Sclaverei frei: allein das Interesse behielt meist die Oberhand, und Sclaven bekam man auf die gewohnte Weise, wie denn selbst nordstaatliche Handelshäuser sich nicht schämten, um des Gewinnstes willen, den Südstaaten Sclaven zuzuführen.

Als in das unbebaute Prairieland Kansas die Einwanderung vom Norden her durch Abolitionisten und vom Süden her durch Sclavenhalter begann, lag es dem benachbarten sclavenhaltenden Staate Missouri daran, die sclavenhaltende Partei in Kansas zu verstärken, um durch deren Übergewicht im Staatencongreß eine neue Stimme für die Scla-

verei zu gewinnen. Als dieß nicht half, verband sich Missouri mit Georgien und Carolina, um Kansas mit Gewalt zu einem Sclavenstaat zu machen. Geworbene Ruffian's (Raufbolde von äußerster Rohheit) überfielen im J. 1856 die Stadt Lawrence in Kansas und verwüsteten sie durch Brand und Plünderung, so daß von da an die dortigen Abolitionisten ihre anfängliche Oberhand verloren.

Dadurch ermuthigt, griffen die sclavenhaltenden Staaten an allen ihren Gränzen immer mehr um sich, bis sie in dem gleichen Jahre die Wahl Buchanan's zum Unionspräsidenten durchsetzten und so die Oberhand im Congreß bekamen. Der neue Präsident bestätigte dann sogleich die neue Verfassung von Kansas, worin die Sclaverei anerkannt war. Seitdem bekämpften sich die Parteien im Congreß mit noch größerer Hitze und setzten sowohl im Repräsentantenhause, als im Senate zu Washington nicht selten allen Anstand bei Seite.

So schlug am 22. Mai 1856 während der Senatssitzung ein Senator (aus Südcarolina) einen andern Senator (aus Massachusetts) mit einem Stock halbtodt, ohne daß er deßhalb aus dem Senat gestoßen wurde. — Im Februar 1858 kam es im Repräsentantenhause, wo in der Kansasfrage 30 Abgeordnete von Sclavenstaaten eben so vielen Abgeordneten von Freibodenstaaten einander gegenüber standen, zu einer förmlichen Schlägerei.

Unter solchen Umständen stieg die Erbitterung der Parteien im Norden und Süden der Union auf das höchste, und im Jahr 1860 kam es so weit, daß die Sclavenstaaten Missouri und Arkansas sogar alle freien Farbigen aus ihren Gebieten verbannten, damit es nur keinen andern Farbigen im Lande gebe, der nicht Sclave wäre.

Es wird zur Einsicht dienen, hier den Stand der Bevölkerung der Union überhaupt, so wie insbesondere das Verhältniß der Freien und Sclaven anzugeben, und zwar nach der Volkszählung von 1860:

Die Neu-Englandsstaaten: Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut	3,135,301
Die mittleren Staaten: New-York, New-Jersey, Pennsylvanien	7,465,943
Die nordwestlichen Staaten: Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Kansas	7,870,896
Die pacifischen Staaten: Californien, Oregon	432,479
Die Gränz-Sclavenstaaten: Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Kentuky, Tenessee, Missouri, Arkansas	7,262,306
Territorien: New-Mexico, Utah, Nebraska, Washington, Colorado, Nevada, Dakota	220,149
District Columbia	75,076
Conföderirte Staaten: Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas	4,967,741
Gesammtbevölkerung	31,429,891

(Seit 1792 ein jährlicher Zuwachs von 3½ Procent.)

Die Zahl der Freien darunter beträgt	27,477,090
Die Zahl der Sclaven darunter beträgt	3,952,801.
Von Sclaven kommen auf die vereinigten Staaten	1,641,541
„ „ „ „ conföderirten Staaten	2,311,260

Die regelmäßige Landarmee aller Staaten betrug vor dem Krieg 18,122 M.

Die Marine zählte vor dem Krieg 34 Schiffe mit 7927 Mannschaft und 507 Kanonen.

3. Streit über das Recht der Ausscheidung aus dem Staatenbund. Verstärkung der Differenzen durch die vermehrte Einwanderung. Wahl des Präsidenten Lincoln durch die republikanische Partei. Die Secession Süd-Carolina's. Conföderation der sieben Baumwollenstaaten. Erklärung Lincoln's. Ausbruch des Kriegs.

Bei solcher Lage der Dinge ließ sich ein immer größerer Conflict der Interessen voraussehen, und wirklich begann im Süden des Vereinigten Staatengebiets der Gedanke an eine Trennung von der Union mehr und mehr aufzutauchen. Das Recht der Ausscheidung hatten schon früher in besondern Deductionen nicht bloß südländische Staatsmänner als ein Grundrecht verfochten, sondern es war auch selbst in staatsrechtlichen Schriften einiger nördlichen Autoritäten als ein angeblich verfassungsmäßiges Recht vertheidigt worden. Auch drohten schon früher verschiedene Staaten mit dem Austritt.

So hatten schon im Jahr 1815 die meist puritanischen Staaten Neu-Englands (mit Ausnahme von Maine) im Convent zu Hartford mit der Ausscheidung gedroht. So schreibt der ehemalige pennsylvanische Staatsanwalt Rawle: „das Ausscheiden eines Staates aus der Union hängt von dem Willen des Volks dieses Staates ab." — Im Jahre 1832 hat Süd-Carolina aus Anlaß der Tariffrage den Entschluß ausgesprochen, aus der Union zu treten, „wenn die aufgestellten Tarifgesetze nicht geändert würden: denn sie sahen darin eine verfassungswidrige, mittelbare Besteuerung, die der Norden dem Süden aufnöthigte."

Der Behauptung der Südstaaten, daß jedem einzelnen Staate der Union vermöge seiner ihm verfassungsmäßig zustehenden Souveränetät das Recht der Secession zustehe, widersprachen die nördlichen Staaten und nennen es widersinnig, mit jener Annahme den Begriff einer dauernden Gesammtregierung, wie sie durch die Repräsentanten aller Staaten im Congresse ausgeübt wird, zu verbinden; wenn jedem Staate jenes Recht zustehe, so würde die Union gleich bei ihrer Entstehung den Keim der Selbstvernichtung in sich gelegt haben. Daß einzelne Staaten in der That jenes Recht des Austritts zu verschiedenen Zeiten in Anspruch genommen hätten, sei kein Beweis gegen den der Union von vorn herein zum Grund gelegten Gedanken einer möglichst langen Dauer. Die Souverainetät der Einzelstaaten sei keine absolute; was man zu Gunsten einer absoluten, mit welcher eine Union sich nicht vertrage, anführe, sei Sophisterei.

Als die europäische Auswanderung nach Nordamerika, besonders seit 1848 so stark wurde und sich mit ihrer mitgebrachten republikanischen Denkart vorzüglich den Anschauungen des Nordens der Union anschloß, so wurden auch die Differenzen zwischen den Nord- und Südstaaten stärker und die Ursachen zu einem Bruch reifer. Es wurde mit Hülfe der republikanischen Partei der Fremden, besonders der Deutschen, im Jahre 1860 die Wahl des Präsidenten Lincoln (spr. Linkun) möglich, welcher, ungleich seinen nächsten Vorgängern (die es durch die Wahl der Mehrheit der Südstaaten geworden waren) mehr der Union und dem

Interesse der Nordstaaten zugethan ist. (Er hatte sogar in Missouri, wo sich die beiden demokratischen Fractionen zur Vernichtung des republikanischen Elements vereinigt hatten, 18,000 Stimmen, wovon ⁵/₆ von Deutschen waren.) Die Besorgniß der Südstaaten, daß sie unter solchen Umständen keine Gewähr der Sicherheit mehr hätten, weil nicht bloß die Fortdauer der Schutzzölle oder der bisherigen Tarifbestimmungen auf's Neue erklärt wurde, sondern seit dem März 1861 die Morill-Tarifbill an Unbilligkeit gegen den Süden alle früheren Tarifgesetze überbot, frührte den Bruch herbei.

Der erste Staat, der die Secession, mit der er schon öfter gedroht hatte, aussprach, war Süd-Carolina, worauf der damals noch regierende Bundespräsident Buchanan in seiner Botschaft vom 3. Dec. 1860 an den Congreß erklärte, daß der Union kein Recht zustehe, der Secession eines Einzelstaates entgegenzutreten: denn er stand unter dem Einfluß seines Kriegsministers Floyd und des Ministers des Innern, Thomson, welche beide in vorwiegendem Interesse der Südstaaten wirkten.

Die Bevollmächtigten, welche nun von Süd-Carolina an die Bundesregierung zur Erzielung einer Verständigung über die gegenseitigen Interessen gesandt wurden, verlangten, daß man die Bundestruppen aus den Forts an ihrer Haupt- und Hafenstadt Charleston zurückziehen und diese der Bundesregierung zustehenden Forts gegen Entschädigung dem Staate Süd-Carolina lassen solle. Buchanan konnte nun zwar den Character der Bevollmächtigten als Vertreter eines abgefallenen, also nun fremden Staates, nicht anerkennen, versprach aber den Süd-Carolinern, keine Truppenverstärkung nach den Forts zu senden, wenn sie diese Festungen nicht angreifen und die kleine Besatzung darin dulden würden. Dadurch wollte er den Krieg vermeiden, in der Hoffnung, durch Mäßigung die Union noch zu erhalten.

Dagegen ließ Floyd absichtlich das Fort Sumpter (die stärkste Festung Amerika's, 3½ Meilen von Charleston) ohne alle Besatzung, damit die Südcarolinier sie occupiren könnten. Als daher diese sich anschickten, zunächst das vom Fort Sumpter beherrschte Fort Moultrie zu belagern, welches Anderson mit nur 65 M. besetzt hielt, zog dieser in einer Nacht unversehens mit seiner Mannschaft in das Fort Sumpter, um diesen wichtigen Platz für die Union zu erhalten. Diese „rettende" That erhielt allgemeinen Beifall, und Buchanan mußte die verrätherischen Minister Floyd und Thomson entlassen, welche bisher den Secessionisten von allen Vorgängen im Cabinet Kenntniß gegeben hatten. Darauf erklärten die sechs ersten von den sieben eigentlichen Baumwollenstaaten (Südcarolina, Florida, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas): daß sie in keinem Fall wieder in den Bund treten wollten, constituirten sich im Febr. 1861 unter dem

Namen „Conföderirte Staaten" und wählten zu ihrem Präsidenten den energischen Jefferson Davis, der am 18. Febr. sein Amt antrat und Richmond zum Repräsentantensitz machte.

So stunden die Sachen, als am 4. März Lincoln seine Unionspräsidentschaft antrat und erklärte, daß er weder direct, noch indirect vorhabe, an der Einrichtung der Sclaverei, wo sie bestehe, zu rütteln, denn er habe dazu kein gesetzliches Recht; eine Secession könne er aber nicht billigen, und daher die südcarolinischen Bevollmächtigten nicht als Vertreter eines unabhängigen Staates anerkennen. Doch ließ er durch Seward, seinen tüchtigen Minister des Auswärtigen, mit ihnen über eine friedliche Beilegung unterhandeln, und ihnen dabei andeuten, daß man zwar das Fort Sumpter nicht räumen, aber keine Verstärkung hineinlegen werde.

Den Umstand aber, daß bereits seit drei Monaten von Buchanan keine Verstärkung hineingelegt worden war, hatten unterdeß die Südcaroliner benützt und dieses Fort mit Batterien und Redouten umgeben, so daß jetzt eine Armee von 10,000 M. nöthig gewesen wäre, um eine Verstärkung in die Festung zu werfen. Da nun Anderson mit seiner kleinen Besatzung sich nicht halten konnte, so übergab er sie, jedoch erst nach einer 40stündigen Beschießung (13. April).

Einige Zeit zuvor hatte Lincoln erklärt: Kein Staat habe das Recht, seine Bürger von der Treue gegen die Union zu entbinden; die Secessionisten seien Rebellen; die Bundesautorität über die Staaten habe rechtlich nicht aufgehört; der Bund müsse das ihm geraubte Eigenthum zurücknehmen. Die Erhaltung der Bundeseinheit sei wichtig, aber wichtiger noch die Erhaltung ihres Zwecks und der sei: Freiheit und Gesittung. „Die Leiden und Opfer, welche die Stifter des Bundes ertrugen, galten nicht bloß der Begründung eines äußerlichen Zusammenhangs von Staatswesen oder der nationalen Unabhängigkeit, sondern der Begründung eines die menschliche Freiheit und Gesittung zur höchsten Darstellung bringenden Gesammtwesens. Jedem Landestheil soll sein volles Recht widerfahren, nicht weniger, aber auch nicht mehr."

Daher erklärte Lincoln jenen gewaltsamen Angriff auf Sumpter für einen Landesverrath und rief ein Heer von anfangs 75,000 M. unter die Waffen. So kam es zum Krieg.

Von den 34 Staaten haben die 15 Sclavenstaaten (Alabama, Arkansas, Delaware, Florida, Georgien, Kentucky, Louisiana, Maryland, Mississippi, Missouri, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Tennessee, Texas, Virginien, dazu der District von Columbia) ein Gebiet, das eben so groß ist, als das der sämmtlichen übrigen 19 Staaten. Dreizehn Sclavenstaaten schieden aus der Union: Maryland war durch das Bundesheer verhindert, zu den Abgefallenen zu treten, und Delaware blieb bei der Union. Die Abgefallenen beherrschten das Stromgebiet des Mississippi, welcher die natürliche Handelsstraße für den Nordwesten nach dem Ausland ist. — Der Norden, ohne die Südstaaten, hat ohngefähr 19,124,700 Einwohner, und führt den Krieg, um die Union im Vollbestand der Macht und die Quellen seines Reichthums zu erhalten, so wie freieres Feld für seine weißen Arbeiter zu bekommen. Der Süden zählt mit Inbegriff der Sclaven 12,305,120 Einwohner und führt den Krieg zur Sicherstellung seiner von ihm beanspruchten Unabhängigkeit von der Union, so wie für einen größeren Bodenraum und freies Feld für seine schwarzen Arbeiter. Der Krieg wird also von Seiten des Nordens nicht eigentlich wegen Ab-

schaffung der Sclaverei geführt. Wirkt dieser **Grund** allerdings bei Vielen aus der **republicanischen** Abolitionspartei mit, so dient er doch den Meisten auch dieser Partei zum Vorwand für ihre materiellen Interessen. Die **demokratische** Partei des Nordens wenigstens war gegen den Süden von jeher billiger gesinnt.

4. Anfängliches Mißgeschick der Unionisten. Die Blokade. Sympathie der Engländer mit den Baumwollenstaaten. Die Trent-Affaire. Drohender Krieg mit England. Mäßigung Lincoln's. Beginnendes und fortgesetztes Kriegsglück der Unionisten. Aufopfernder Widerstand der Secessionisten. Glückswechsel.

Anfangs hielt **der Süden** die Landarmee des Nordens an der ganzen langen Linie von Missouri bis Virginien vom Eindringen in das südliche Gebiet ab, befreite Missouri und nöthigte die Unionisten, sich in den Nordwesten von Westvirginien zurückzuziehen, wo aber General **M'Clellan** sie schlug und sich behauptete. Desgleichen besetzten Bundestruppen, um die stets bedrohte Bundeshauptstadt **Washington** zu sichern, **Maryland** und **Baltimore**.

Kurz vorher (den 11. Juli 1861) hatte auf Lincoln's Antrag der Senat 500,000 Mann und 500 Mill. Dollars zur kräftigen Führung des Kriegs votirt, und **Lincoln** hatte allen fremden Mächten angezeigt, daß er mit jeder Macht, welche Commissarien der Rebellenstaaten anerkennen würden, die diplomatische Verbindung abbrechen, und jeder Macht, die sich in den Krieg mischen würde, den Krieg erklären werde.

Als aber nun die **Bundesarmee** es versuchte, in Ostvirginien einzudringen, wurde sie am 26. Juli bei dem Flusse **Bulls-Run** und nachher bei **Balls Bluff** so schmählich in die Flucht geschlagen, daß man allgemein glaubte, die Union würde unterliegen und England schon daran dachte, den Südstaatenverein anzuerkennen.

Die Ursachen dieser Nachtheile lagen in der gänzlichen Vernachlässigung längerer militärischer Einübung, in der schlecht eingerichteten, verschwenderischen Kriegscommissariatswirthschaft und in dem Mangel an tüchtigen Offizieren, von denen drei Viertheile aus unerfahrenen Civilisten bestanden. Zu den besten Offizieren gehörten die Deutschen. Daß die Südstaaten in besserer Verfassung waren und besonders tüchtige Offiziere hatten, kam daher, daß sie lange vorher insgeheim zu einem Krieg sich vorgesehen hatten.

Erst nach längerm Zwischenraum gelang es den **Unionisten**, die Forts am Kap **Hatteras** zu nehmen und die Conföderirten **bei Lexington** (in Missouri) zu schlagen, worauf sie nach einer abermaligen langen Pause (am 29. Nov.) **Port Royal**, d. i. den Eingang zum Hafen von Beaufort gewannen, so daß **Lincoln** von dort aus nun endlich die gleich anfangs von ihm erklärte **Blokade der südstaatlichen Küsten in's Werk setzen** konnte: denn zur See ist der Norden dem Süden so überlegen, daß fast die ganze Marine der Vereinigten Staaten dem Norden angehört. Weil aber die südlichen Küsten eine Ausdehnung von 2400—3000 Seemeilen haben, so ist es natürlich, daß die Blokade nicht so völlig wirksam sein konnte, daß nicht manches Schiff dieselbe durchbrochen hätte. Dennoch haben die europäischen Mächte diese Blokade beachtet, wiewohl **der europäische Handel** und Verkehr mit den

Südstaaten, aus denen besonders England seinen Baumwollenbedarf bezieht, außerordentlich gestört ist.

Selbst Russell (Englands Minister des Auswärtigen) erklärte in der Folge (am 10. März 1862) im Parlamente, die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten angeordnete Blokade sei vollkommen rechtsgültig, und was die Küstenausdehnung betrifft, so habe England in verschiedenen Kriegen kaum geringere Küstenstrecken in Blokadezustand erklärt. Die von der Union dazu verwendete Seemacht habe schon im Juli 1861 34 Kriegsschiffe mit 10,000 M. Besatzung betragen. England würde in demselben Falle gleichfalls die Blokade verhängt haben. Dieselbe habe völkerrechtlichen Bestand, wenn auch bei einer so weiten Ausdehnung unvermeidlich manche Unregelmäßigkeit in Handhabung der Blokade vorkomme. Daß sie aber wirksam sei, davon liege der Beweis in dem Baumwollenmangel auf den englischen Märkten, so wie in dem Mangel an britischen Fabrikwaaren auf den Märkten der südlichen Conföderation.

Dagegen sandten die Conföderirten, um die Sicherheit des Seehandels für den Norden zu beeinträchtigen, Kaperschiffe aus, deren eines, der kecke Sumpter, manche Prise machte und selbst ein Kriegsschiff verbrannte. Um daher besonders den Hafen von Charleston für die Südstaaten unbrauchbar zu machen, ließ Lincoln den Eingang desselben durch die Versenkung alter, mit Steinen gefüllter Schiffe versperren, — ein Verfahren, das man besonders in England, dem dieser Krieg je länger, je mehr schadet, laut mißbilligte. Daher sympathisirte der benachtheiligte Theil des englischen Volks mit den Südstaaten und unterstützte letztere insgeheim mit Kriegsbedarf. Als daher (gegen Ende Novembers) die Conföderirten zwei Commissäre, Slidell und Mason, nach England sandten, um für das Interesse des Südens in London und Paris zu wirken, überfiel der unionistische Capitän Wilkes mit seinem Kriegsschiffe den englischen Postdampfer Trent, auf welchem jene ihre Reise machten, und führte sie gefangen mit weg. Diese Verletzung der englischen Flagge rief die Entrüstung von ganz England auf, so daß ein Krieg Englands mit der Union bevorstand. Während die englischen Kronjuristen jene Gefangennehmung für einen Völkerrechtsbruch erklärten, hießen die Unionsbehörden sie rechtlich begründet. Der Capitän wurde in der ganzen Union gefeiert, ja im Repräsentantenhause wurde von einer Nationalbelohnung gesprochen. England rüstete bereits und sandte Verstärkung nach Canada; die europäischen Großmächte mahnten den Präsidenten zur friedlichen Beilegung. Die englische Regierung beobachtete große Mäßigung: denn auch ihr wäre der Krieg ungelegen gekommen. Ganz Europa war in Spannung. Bereits aber hatte Wilkes erklärt, er habe die That aus eigenem Antrieb gethan, und nun gab auch Lincoln der Stimme der Mäßigung Gehör und befahl die Gefangenen frei zu geben. Die Folge war übrigens, daß England von da an zwischen beiden kriegführenden Parteien eine strenge Neutralität zu beobachten beschloß.

Der anfängliche Mangel der Nordstaaten an erfahrnen Kriegsführern, so wie eines Generalstabs für einheitliche Leitung; die Vertheilung der

Kräfte auf ein so ausgedehntes Terrain zu Land und Wasser; die durch verschwenderische und betrügerische Kriegscommissäre erzeugte Schwächung der Geldkräfte und die mit dem Winter eintretende außerordentliche Erschwerung der Feldbewegungen auf meist bodenlosem Terrain — hemmten lange die Fortschritte der Unionisten. Endlich mit der Wendung des Jahres und nach geordneteren Vorbereitungen, für welche Lincoln selbst die Oberleitung übernahm, entfaltete die Union eine größere Kraft. Die besonnen vorbereitete und glücklich gelungene See-Expedition des Generals Burnside nahm das Roanoke-Eiland (einen Hauptstützpunct der Conföderirten) in Besitz und drang weiter vorwärts; ein Sieg bei Somerset hatte die Eroberung und Verstärkung des Forts Henry zur Folge, — sodann wurde Bowling-Green und das wichtige Fort Donelson erobert, wobei über 15,000 Gefangene gemacht wurden, von welchen viele in die Unionsarmee eingereiht zu werden verlangten.

Am 1. März 1862 setzten die Unionstruppen unter dem General Banks über den Potomak bei Harpers' Ferry, besetzten Bolivia und Charleston und beherrschten beide Ufer des Flusses Schenandoah.

Diese raschen Erfolge sind dem neuen Kriegsminister Stanton zuzumessen, welcher der Abwartepolitik M'Clellan's ein Ende machte und die Vorwärtsbewegungen befahl.

Nach der Aufhebung der secessionistischen Blokade des untern Potomak und der Räumung von Manassas-Junction erfolgte die Einnahme von New-Madrid, des letzten Punctes in Missouri, darauf der Sieg der Obersten Curtis und Sigel (vorzüglich mit Deutschen) über die vereinigten feindlichen Streitkräfte in der dreitägigen Schlacht bei Pea-Ridge in Arkansas. Das Burnside'sche Corps eroberte New-Bern und in Florida ergaben sich Stadt und Fort St. Augustin und Jacksonville. Die Bundestruppen siegten am 25. März bei Winchester und ihr Centrum am Potomak drang siegreich bis Warrentown vor.

Diese Überlegenheit der Unionisten in der Kriegstüchtigkeit brachte in den Südstaaten, die dadurch auf die Vertheidigung des Innern ihrer Territorien beschränkt wurden, eine tiefe Mißstimmung nud Unsicherheit in ihren Bewegungen und Anordnungen hervor. Viele Befestigungen und Stellungen wurden von den Secessionisten weiter aufgegeben, alle waffenfähige Mannschaft vom 16. bis 60. Jahr wurde aufgeboten und bei Korinth (einem stark verschanzten Dorfe im Staate Mississippi) ein großes Heer zusammengezogen, um eine Hauptschlacht zu liefern. Zu dieser kam es am 6. und 7. April bei Pittsburg-Landing (einem bloßen Landungsplatze). Die Secessionisten unter Beauregard und Johnston griffen mit Übermacht und Ungestüm an und waren am ersten Tag im Vortheil, so daß die Unionisten mit genauer Noth eine schwere Niederlage vermieden. Als aber die Unionisten in der Nacht Verstärkungen bekamen, warfen sie mit der Reiterei die Secessionisten nach Korinth zurück; doch

war deren Rückzug ein geordneter. Die Verluste auf beiden Seiten waren größer, als in allen vorhergegangenen Gefechten. Beauregard wurde verwundet, Johnston getödtet. Auch die stark verwahrte Insel Nr. 10 im Mississippi gerieth in die Hände der Union. Doch ist Korinth mit starken und ausgedehnten Vorwerken versehen, die nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden können. Das Ergebniß der Schlacht war demnach nur, daß die Unionisten das Terrain behaupteten, das sie vor der Schlacht besetzt hatten. Eine nochmalige große Schlacht kann erst eine wesentliche Entscheidung bringen, in so fern der Gewinn oder Verlust des ganzen großen Mississippigebiets darauf steht, und vielleicht die Entschlüsse der europäischen Seemächte davon abhangen.

Wie weit sich der Krieg noch in die Länge ziehen und mit welchem Ergebniß er enden wird, läßt sich nicht bestimmen. Stellt sich aber die Union in ihrem ganzen vorigen Bestand wieder her, so wird sie, durch den Sieg mächtig gehoben, in ihrem dem Angloamerikaner eigenen, schon früher kund gegebenen Übermuthe einstens dem Machtbestande Europa's die größte Gefahr bereiten. Daher besonders England und Frankreich eine Trennung der Union in zwei, wo möglich in drei Staatencomplexe (den dritten aus den Westländern sich bildenden) gerne sehen würden. So sehr aber beide europäische Mächte den Südstaaten geneigt sind und L. Napoleon Alles aufbietet, England zum Antheil an einer Mediation zu bewegen, so ist doch England entschlossen, Alles zu meiden, was es mit der Union in einen Conflict bringen könnte.

Der Fall New-Orleans, der Hauptstadt von Louisiana, ist wohl das wichtigste Ereigniß in dem bisherigen Verlauf des Krieges, indem dadurch der Mississippi für die Union offen wurde und die südstaatliche Gruppe gleichsam in zwei Theile getrennt erscheint. Allein es findet sich in dieser Stadt und ihrem Lande keine Sympathie für die Union, sondern Männer, Weiber und Kinder hängen mit Hingebung an ihrer Sache. Nicht nur den Führern, sondern auch der Masse in den südlichsten Staaten ist es furchtbarster Ernst, jeden Zoll breit Landes zu vertheidigen. Alle ertragen große Entbehrungen, und wenn sich jetzt Stadt und Volk — nach Abzug ihres Heeres — vor Ohnmacht und Ermattung unter dem harten Fußtritt der eingerückten unionistischen Truppenmacht wie ein Wurm krümmt, so wird doch keine freiwillige Unterwerfung erfolgen, sondern das blutige Schauspiel nur so lange unterbrochen sein, bis wieder Kräfte gesammelt sind, um in neuer Wuth loszubrechen.

Ein ruhiger Beobachter aus dem Lager der Union läßt sich so vernehmen: es werde sich zeigen, daß es „unmöglich sei, die Union in der alten Gestalt wieder herzustellen: denn Blut sei ein schlechter Kitt; jeder unionistische Sieg treibe den Keil tiefer in die getrennten Theile und der Haß zwischen beiden wachse in riesigen Dimensionen. Schon jetzt sei es kein Kampf mehr von Menschen gegen Menschen, da der Südländer den Unionssoldaten nur als eine gefährliche Bestie betrachte und darnach behandle. Aber nicht nur der Süden sei durch diesen Krieg in seinem frühern bessern Ehrgefühl gesunken (wie denn das von New-Orleans abgezogene

Conföderalistenheer die Depositen fast sämmtlicher Banken, 27 Mill. Dollars, mitnahm) sondern auch der Norden nehme in Corruption augenscheinlich zu, und der Sittenzustand stehe tiefer als je. Allenthalben im Süden, wie im Norden, sei die ganze Luft mit öffentlichen und privaten Sünden verdorben."

Ob eine Vermittlung zwischen den Streitenden möglich ist, zu welcher Frankreich sich mit England verbinden möchte, und ob sich England zu derselben noch herbeilassen werde, ist zweifelhaft: bis jetzt lehnte es seine Mitwirkung ab, so schwer auch der Unionskrieg auf Englands Handel und Industrie zurückwirkt.

Die zweitägige Schlacht bei Richmond (d. 26. u. 27. Jun.), welche dem unter M'Clellan stehenden Theile der Unionsarmee einen Verlust von 13000 M. kostete und zwar den Sieg, aber noch keine Entscheidung brachte; ferner ein bei Richmond erneuerter viertägiger Kampf (Anfangs Juli), nach welchem M'Clellan vor der Übermacht unter großem Verlust sich unter die Kanonenboote von James River zurückziehen mußte, drängte wieder die Frage auf, ob dieser Krieg, in welchem beide Theile so schwere Opfer bringen, sich wirklich ohne Vermittlung beilegen werde, zumal die Sonderbündischen, wie es den Anschein hat, lieber untergehen, als sich ergeben wollen und der gegenseitige Haß mit jedem Tag wächst; ja Lincoln im Begriff ist, neue 300,000 M. in die Waffen zu rufen!

10. Kapitel. Ein Blick auf Centralamerika, insbesondere auf die mexicanische Frage.

Ursachen und Beginn der Revolutionen in den altspanischen Provinzen. Die mexicanische Föderativrepublik. Die monarchische und die demokratische Partei im Kampf. Anarchie. Die spanisch-englisch-französische Expedition nach Mexico. Frankreich dort allein auf dem Plan.

Das romanische Amerika, hervorgegangen aus den Eroberungen der Spanier, war allerdings, wie an seinem Orte berichtet worden, Jahrhunderte lang von der Regierung des Mutterlandes durch vier Vicekönige (in Mexico, Peru, Neugranada und Rio de la Plata) despotisch beherrscht und unter solcher Vormundschaft gehalten worden, daß nur geborne Spanier Ämter bekleiden konnten und selbst deren in Mexico geborene Kinder (Creolen) ebenso wie die Eingeborenen davon ausgeschlossen waren. Landeseingeborne und Creolen, bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung, waren dort übrigens im Laufe der Zeit auch durch die gleiche (katholische) Religion geeinigt und lebten, weil unbekannt mit den Gütern wahrer Freiheit, wenigstens in einem gewissen geordneten und bei der Gunst des Himmelsstriches genügsamen Zustande. Aber mit dem Eindringen der durch die französische Revolution entstandenen sitten- und kirchenfeindlichen Literatur begann zunächst in der höhern Gesellschaft des spanischen Amerika eine geistige Gährung, welche auch dort die ungezügelten Leidenschaften des Ehrgeizes, der Hab- und Genußsucht weckte, ohne daß sich in der romanischen, mit der farbigen Race vermischten und dadurch geistig und leiblich entarteten Bevölkerung eine Widerstands-

und Bewältigungskraft vorfand, durch welche jene Gährung hätte zu einer heilsamen Abklärung kommen können, aus der eine freie, und dabei doch geordnete Staatenbildung hervorgegangen wäre. Einmal in diesen Gährungsstrudel versetzt, konnten Mittel- und Südamerika seit nun mehr als einem halben Jahrhundert nicht zur Ruhe und Ordnung kommen.

Als sodann 1808 in Spanien die regierende Dynastie auf den Thron verzichtet hatte und der Bürgerkrieg begann, bestand eigentlich in den Colonieen keine gesetzliche Regierung mehr: es trat daher die Nothwendigkeit ein, selbst für dieselbe zu sorgen, wozu der erste Schritt war, das Band mit dem Mutterlande zu zerreißen, während die Creolen zugleich auf gleiche Rechte mit den Spaniern Anspruch machten. Als nun aber, wie vorauszusehen war, die Weißen unter sich in Bürgerkrieg geriethen, traten allmählich auch die Landeseingebornen (Creolen und Farbigen) mit ihren Ansprüchen hervor, welche theils unter dem Einflusse des Klerus, theils unter dem der Nordamerikaner und Engländer meistens auf Unabhängigkeit hinausliefen. Dadurch vermehrten sie die allgemeine Verwirrung, welche nun in allen Theilen des romanischen Amerika herrschender Zustand wurde, der bis heute noch fortwährt.

Aus den seit 50 Jahren zu Republiken umgewandelten und von einer Revolution in die andere sich stürzenden altspanischen Provinzen sei hier nur mit Kurzem die Republik Mexico hervorgehoben, die in neuester Zeit das Einschreiten europäischer Mächte veranlaßt hat.

Nachdem ein dreimaliger Aufstand der mit den Indianern verbundenen Creolen gegen die von den Weißen errichtete republikanische Junta (1810, 1815, 1817) mißglückt war, bestanden fortwährend zwei Parteien im Lande, die Partei der monarchischgesinnten Escoseſos (so genannt von einer sie leitenden, nach schottischem Ritus eingerichteten Freimaurerloge) und die Partei der republikanischgesinnten Yorkinos (so benannt nach dem Ritus der englischen Loge Royal York). Im J. 1822 riefen die Escoseſos den General Iturbide unter dem Namen Augustin I zum Kaiser von Mexico aus: derselbe wurde aber von dem General Santa Anna, den die Yorkinos an ihre Spitze gestellt hatten, 1823 gestürzt und als er einen Versuch zum Wiederemporkommen machte, erschossen.

Hierauf constituirten sich alle Mexicaner zu einer Föderativrepublik, in welcher sich aber beide Parteien fortwährend um den Präsidentenstuhl bekämpften, bis 1832 die Yorkinos oder Demokraten unter Santa Anna die Oberhand erhielten. Er war aber nicht im Stande, weder im Innern der einreißenden Anarchie zu steuern, noch nach Außen der mexicanischen Republik eine Achtung gebietende Stellung zu verschaffen. Er wurde von einem Heere der Vereinigten Staaten in der Provinz Texas 1836 bei Jacinta besiegt, darauf im Jahre 1839 durch eine französische Flottenexpedition, welche sich wegen Ermordung

und Plünderung von Franzosen Genugthuung verschaffte, stark gedemüthigt und zuletzt von dem General Paredes verdrängt.

Die Zerrüttung in Mexico nahm mehr und mehr überhand, so daß es in dem mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's ausbrechenden Kriege den Yankee's leicht wurde, Mexico zu erobern, das sie nur um den Preis der nordamerikanischen Provinzen Texas und Ober-Californien wieder herausgaben, weil sie es noch nicht an der Zeit hielten, tiefer in den Süden hinabzugreifen (S. XXIX, 1, 10.). — Hierauf trat in Mexico ein beständiger Regierungswechsel ein: ein Präsident verdrängte den andern; auch Santa Anna tauchte noch einigemal auf; die monarchische Partei unter dem Präsidenten Miramon, und die demokratische Partei unter dem Präsidenten Juarez fuhren fort sich blutig zu bekämpfen, bis man bei der vollen Anarchie anlangte, bei welcher Unrecht und Gewalt das Eigenthum und die Personen der dort lebenden europäischen Kaufleute nicht schonte, Silberconducte plünderte, fremdes Eigenthum selbst aus dem Schutz fremder Gesandtschaften holte, den Bruch eingegangener Verbindlichkeiten nicht scheute und jede Genugthuung verweigerte. Daher vereinigten sich die benachtheiligten Mächte Frankreich, England und Spanien zu einer gemeinsamen Expedition nach Mexico, um von dem gegenwärtigen Präsidenten Juarez (der unterdeß den Miramon besiegt hatte) Genugthuung und Entschädigung zu erzwingen, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen und Garantieen für den Bestand einer geregelten Regierung daselbst zu erlangen.

L. Napoleon wird beschuldigt, bei dieser, vorzüglich von ihm betriebenen Expedition zur Hauptabsicht die Schöpfung einer mexicanischen Monarchie für einen europäischen von ihm gewählten Fürsten gehabt zu haben, um durch eine denselben stützende französische Schutzmannschaft Frankreichs Einfluß auf der andern Halbkugel geltend zu machen. Auch Spanien, vermuthete man, würde früher oder später suchen, dieses einst von ihm beherrschte Gebiet wieder an sich zu bringen. England kannte die nord- und südamerikanischen Verhältnisse zu gut, um etwas Weiteres zu beabsichtigen, als sich Entschädigung und Genugthuung zu verschaffen.

Als die Verbündeten in Veracruz landeten, zog sich Juarez mit seiner Armee zurück, und stellte Genugthuung in Aussicht. Die Proclamation, welche die Verbündeten erließen, verfehlte ihres Zwecks: die Mexicaner unterließen jede Sympathie für ihre Befreier, und Minister Layard im englischen Parlament tadelte jene Proclamation mit der Erklärung, England stehe mit Mexico nicht im Krieg und habe nur den einen Zweck, die Erfüllung der von Mexico eingegangenen Verpflichtungen zu erlangen. Auch Minister Billault erklärte nun im französischen Senat, die Alliirten würden die Wünsche der Mexicaner achten und hätten keineswegs die Absicht, einen Thron in Mexico zu gründen.

Unter den gegebenen Umständen hielten die Führer der Expedition, der spanische General Prim und der französische Admiral Jurien de la Gravière es für gerathen, mit Juarez die Convention von

Soledad zu schließen, nach welcher die Franzosen und Spanier, um dem ungesunden Klima in Veracruz zu entgehen, nach Tehuacan und Orizaba sollten vorrücken, dagegen ferner ankommende Truppen gar nicht landen dürfen, sondern sofort zurückgesandt werden, worauf im April über die nähern Ausgleichungspuncte mit Einschluß der Garantieen für die Zukunft unterhandelt werden sollte.

Diese Conventionsbestätigung des Präsidenten Juarez beginnt mit der fast ironisch klingenden Stelle: „Die constitutionelle Regierung, welche die thatsächliche Jurisdiction in der mexicanischen Republik besitzt, hat die Commissäre der alliirten Mächte benachrichtigt, daß sie den Beistand, welche diese so wohlwollend dem mexicanischen Volke angeboten, nicht nöthig habe, da dieses Volk in sich selbst hinreichende Elemente von Kraft und Weisheit besitze, um sich aus jeder innern Revolution zu retten.

Gleich nach Abschluß dieser Convention ließ die englische Regierung ihre Truppen bis auf 100 Mann abziehen; auch ein Theil der spanischen Occupationsarmee gieng nach Cuba zurück, mit den übrigen blieb Prim, um die Ratification vom spanischen Cabinet zu erwarten. Obgleich nun auch eine an die drei alliirten Cabinette gerichtete Erklärung Seward's im Namen der nordamerikanischen Unionsregierung erschien, worin ein Einspruch gegen jede Verfassungsänderung in Mexico enthalten war, welche die Union als zugleich gegen sich gerichtet betrachten müsse, so genehmigte doch L. Napoleon jene Convention nicht, weil sie (besonders die Stipulation, die bereits unterwegs befindlichen Truppen zurückzuziehen) der Ehre und Würde Frankreichs entgegen sei, nahm dem Admiral Jurien seine anfängliche Vollmacht ab und übertrug sie seinem bisherigen Gesandten in Mexico, Dubois de Saligny, der durch seine frühern Berichte über eine monarchische Stimmung der Mexicaner so viel zur Ausführung der Expedition beigetragen hatte. Auch rief er die Verstärkungen nicht zurück, die er bereits unter General Lorencez dahin hatte abgehen lassen. Das Cabinet in Madrid nahm nicht lange Anstand und bestätigte die Convention seines Generals Prim, der dann nach Europa zurückkehrte. Auch England ließ sich aus seiner zurückgezogenen Stellung nicht verlocken, und so war Frankreich isolirt.

Inzwischen landete Lorencez mit den Verstärkungen und erklärte, nur in der Hauptstadt Mexico selbst unterhandeln zu wollen, wohin er sofort den Marsch antrat. Schon kam es bei Cumbras zu einem Gefecht, durch welches die Franzosen sich den Weg nach Mexico gebahnt zu haben glaubten, das von Juarez vertheidigt wird; allein eine kurz darauf (am 5. Mai) vor Puebla erlittene Schlappe machte wieder die Nachsendung einer Verstärkung nothwendig, vor deren Ankunft keine Entscheidung zu erwarten ist. Als L. Napoleon sich dazu vom Senate 15 Mill. Fr. bewilligen ließ und sich dabei Stimmen gegen die Endabsichten der Expedition äußerten, erklärte Minister Billault, Frankreich verlange nicht, daß die Wiedergeburt Mexico's aus dem französischen Lager hervorgehe, aber es wolle, daß das Land dort selbst über die Form seiner

Regierung befragt werde; dabei verwarf er energisch den Gedanken, Mexico zu räumen, und sagte: „Wir wollen die Geldentschädigung, militärische Genugthuung für die Ehre unserer Soldaten und diplomatische Genugthuung für die Würde Frankreichs."

Der Kaiser selbst schrieb an Lorencez: „Es ist gegen meine Absicht und meine Principien, Mexico eine unmögliche Regierung aufzudringen. Möge sich das mexicanische Volk eine Regierung geben, welche es wolle: wir werden von ihm nur die Sicherheit unserer Beziehungen verlangen; wir wünschen sein Wohlsein unter einer stabilen und regelmäßigen Regierung."

Während die neue Ausrüstung vor sich gieng, ließ sich der Kaiser von dem aus Mexico zurückgekehrten Admiral Jurien de la Gravière über die Lage der Dinge näher belehren, und dieser erhielt nun für sein früheres Verhalten die verdiente Genugthuung und eine neue Vollmacht für die nun zu beobachtende Politik; ja der Kaiser schien Willens, seinen Gesandten Dubois abzurufen. Doch wurde dieser bald wieder rehabilitirt, und zugleich machten die diplomatischen Kreise die Beobachtung, daß die französische Regierung eine erstaunlich große Macht entfalte; ja man glaubt, daß sie die Begründung einer bedeutenden maritimen und militärischen Station in Amerika vorbereite. Denn bereits ist ein Heer von 30,000 M. unter dem General Forey zur Nachsendung bestimmt und soll, wenn nöthig, später noch vermehrt werden.

Ob der Kaiser dabei auch die Vereinigten Staaten in berechnende Rücksicht nimmt, wird die Zukunft aufklären. Seine Zuversicht ist wieder im Wachsen und würde sich steigern, wenn es in Spanien zu einer Cabinetskrisis käme, welche den Sturz des dortigen Ministeriums, das die Politik Prim's befolgt, herbeiführte. — Ist ihm doch auch jetzt die meisterliche Combination geglückt, durch seine bons offices das russische Cabinet zur Anerkennung des — Königreichs Italien im status quo zu vermögen, die, nach Palmerston's Äußerung im Unterhause, eine „vollkommen bedingungslose" ist, — was wohl vorhergegangene Zusagen Italiens an den Vermittler nicht ausschließt, mit denen Rußland dann sich zufrieden stellte; daher die „bedingungslose" Anerkennung. Auch Preußen sah sich bewogen, aus politischen Gründen den status quo in Italien anzuerkennen, jedoch „gegen Garantieen" und „ohne das Nationalitätsprinzip anzuerkennen". Auf diese Weise hat sich L. Napoleon der Isolirtheit, in der er sich befand, entwunden und sich die Verantwortlichkeit, welche vorher in Betreff Italiens auf ihm allein lag, wesentlich erleichtert: dabei erscheint sein eignes Übergewicht in Italien gesichert und in seinem Sinn der europäische — Friede gemacht! Du aber, Deutschland, sieh dich vor, wahre alle deine Seiten und stärke deine Vertheidigungskraft durch die Einigkeit aller deiner Stämme im Sinne wahrer, gottgewollter Einheit und Freiheit!

Schlußbetrachtung.

So haben wir nun die Geschichte der Welt in allen Phasen ihrer Lebensentwicklung beleuchtet und bei jeder derselben den Geist anzudeuten gesucht, aus welchem die Erscheinungen hervorgiengen, die seine Signatur an sich tragen. Es giengen dabei dem betrachtenden Auge unter andern auch einzelne Perioden vorüber, in denen die durch menschliche Thorheit und Leidenschaft herbeigeführte Verwirrung so groß war, daß es unbegreiflich schien, wie sich Licht und Ordnung wieder einstellen, Ruhe und Frieden unter den streitenden Elementen wieder aufkommen könnten, und doch hat eine folgende, durch Gottes Gnade in ihren bessern Trieben sich sammelnde Periode jene hohen Güter wenigstens auf eine Zeit lang wieder allgemeiner zurückgeführt. Insbesondere war es seit dem Eintritt des Christenthums in die Welt der wiedergebärende Geist desselben, welcher, wenn er auch den äußersten Widerspruch erfuhr und die Verwirrung dadurch nur noch zu steigen schien, sich dennoch jedesmal als der Fels erwies, an dem die Wogen titanischer Empörungen sich brachen und zurückweichen mußten.

Indeß ist nicht zu verkennen, daß der Widerspruch, welcher — von Anfang an — dem Zeichen galt, in welchem allein das in der Welt herrschende Übel zu besiegen ist, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder mit der ganzen Kraft seines ersten Auftretens sich aufgemacht hat, um mit den raffinirtesten Mitteln des Angriffs zu seinem Ziel des allgemeinen Umsturzes zu gelangen, aus dem er dann ungehindert sein Weltreich fort- und ausbauen will. Hat der Geist der Verneinung ehedem mit mehr grobmaterieller Gewalt seine Angriffe gemacht und dabei nur die Positionen gewechselt, so ist es nun dahin gekommen, daß es fast keinen Culturstrich mehr giebt, von wo aus derselbe nicht fast gleichzeitig seinen Anlauf zum Sturm nimmt, so daß ein nach ruhiger Wirksamkeit Verlangender vergebens sich umsieht, wohin er seine Werkstätte verlegen könnte, um vor der allgemeinen Unruhe und Agitation geborgen zu sein, wenn er auch, wenn es gilt, sich dem nothwendigen Kampfe nicht entziehen will.

Wo ist auf dem europäischen Continent ein Land, darin nicht entweder der Aufstand offen sein Haupt erhebt, oder die innere Unruhe sich nur mit Mühe vor dem Ausbruch bewahren läßt? Wo ist ein Erdtheil, darin nicht die wilden Kräfte glühender Leidenschaften theils im vorausgehenden Donner des nahenden Gewitters sich ankünden, theils im aus-

gebrochenen Kriegsfeuer ihre Stärke messen, um auf dem Ruinenfelde des Gegners die Triumphpforte eitlen Ruhms oder des schnöden Interesses aufzurichten? Wo im anscheinend ruhigsten Lande mit noch stehenden Schutzwehren des Rechts und der Ordnung sind nicht heut zu Tage die Gegensätze des Lebens auf geistigem und materiellem Gebiete zum wenigsten so stark gespannt, daß es nur eines leisen Anstoßes von Außen — insbesondere vom Ausgangsherde aller umstürzenden Bewegungen her — bedarf, um Alles mit in die weit sich verbreitende Revolution und darauf folgende Anarchie hineinzureißen? Je mehr zugleich der Verkehr unter den Menschen sich erweitert, bis endlich alle Völker in den gleichen Strom der Entwicklung hineingezogen sind, desto mehr tritt an die Stelle der geoffenbarten Gotteserkenntniß und des wahren Gottesdienstes eine Vergötterung des Menschengeistes und eine Überhebung des Individuums, wie sie stets dem Fall oder Sturz vorangeht.

Wohl werden nicht, wie noch vor sieben Decennien, die Grundlagen staatlicher und kirchlicher Ordnung im rohesten Sturme massenhafter Zerstörung umgestürzt: der Zeitgeist hat gelernt, daß durch solches Wuthgetobe der Baum des christlich geordneten Culturlebens wohl sich biegen oder brechen läßt, daß er sich aber nachher wieder aufrichtet oder doch aus seinen unversehrten tiefen Wurzeln neue Schosse treibt. Darum greift er sein Vernichtungswerk auf andere Weise an: er unterwühlt und untergräbt die Wurzeln des Lebensbaums, daß er von innen heraus absterben und bei nachhelfendem Stoß von Außen umfallen soll, um der Pflanzung des von der Revolutionsaxt gezimmerten Freiheitsbaumes Raum zu machen, vermeinend, unter diesem würden dann die Nationen Schatten und Erquickung, Glück und Befriedigung finden ohn' Ende!

Wo man hinsieht, gewahrt man die Spuren der Maulwürfe, die das Unterwühlungsgeschäft betreiben, oder die Fußtapfen der Diebe, welche die aus dem ersten Umsturze geretteten Heiligthümer zu entwenden suchen, oder den Schein der Fackeln, die von politischen Fanatikern mit und ohne Diadem in das Gebälke des Staats und der Kirche geworfen werden. Nicht bloß mehr in geheimen Clubs und unter Geheimzeichen treibt der Umwälzungsgeist sein Werk und wirbt seine Adepten, sondern mit offener Predigt von den Dächern, mit unverhüllten Reden von den Tribünen, Kathedern, Kanzeln und selbst von Thronen herab verbreitet er sein Antievangelium, gewinnt Tausende mit den neu aufgeputzten Phrasen von Freiheit und Volksherrlichkeit, und verwirrt die Begriffe von göttlichem und menschlichem Recht, von Sitte und Zucht, von Wahrheit und Tugend: daher mehr als je Spaltung und Getheiltheit in den Gedanken und Meinungen bei den Massen, wie in den kleinsten Einzelkreisen, — daher Unsicherheit und Schwankung in den Gemüthern, Unklarheit und Dunkelheit in den Aussichten und Hoffnungen der meisten Menschen! — Daher die Frechheit, womit Tempelschänder, Meineidige, Vertragsbrüchige, Volksverderber,

Meuchler und Heuchler öffentlich ihr Werk treiben, ohne das Gericht zu ahnen, welches sie früher oder später ereilen wird.

Wie ausgedehnt ist bereits nach solchen Vorarbeiten der wiederaufstrebenden Revolution das Feld, auf dem sie ohne großen Widerstand vorschreitet und unter dem Feldgeschrei des „Fortschritts“ nie erhörte Propaganda macht und selbst den Besonneneren den sichern Fußboden zur Entgegenstemmung entzieht? Wo ist ein An- und Rückhalt zu finden, wenn das Heil der Völker, statt auf die ewigen Grundlagen der Wahrheit und des Rechts, auf die wechselnde Meinung der Mehrzahl gegründet, und so der Kopfzahlwille zum Herrscher erhoben wird? Wo finden Thron und Altar noch eine Stütze, wenn zu Recht erklärt wird, daß es nur von der Willkür der Menge abhänge, ihre Obrigkeit zu stürzen, ihre Fürsten zu verjagen und sich eine andere Regierung zu geben? Wo kann da noch ein Fürstenrecht, wo noch ein Volksrecht bestehen? Alle andern damit zusammenhängenden und noch so wohlbegründeten und verbrieften Rechte verlieren mit jenem Grundsatz jeden Boden, und selbst, wenn man zuletzt bei der allgemeinen Republik angelangt ist, hört der Kampf um den Präsidentenstuhl nicht auf und zertreten und versenkt wird alles Volkswohl im Schlamm der Anarchie.

Allerdings kann auch eine berechtigte Erhaltungspolitik sich versündigen, wenn sie eigensüchtig oder kurzsichtig das innerlich Unhaltbare, Unheilbare, Absterbende, Überlebte festhält und so den Drang nach einer organisch-gesunden Fortentwicklung hemmt, — wenn sie insbesondere das sich von Periode zu Periode ankündigende Bedürfniß nach wirklichen Verbesserungen auf dem Wege ruhiger Umbildung nicht zur rechten Zeit beachtet und ihm nicht zum gesetzlichen Ausdruck verhilft. Wo man in selbstsüchtiger Verblendung taub und blind das berechtigte Verlangen des Volks nach gemeinsamem Antheil an der diese organische Entwicklung fördernden Thätigkeit überhört und übersieht und ihm sogar mit unweisen Schreckmitteln und Verfolgungen widerstrebt oder mit ungesetzlicher Gewalt entgegentritt, da stärkt und steigert man die Opposition, drängt sie über die auch ihr in der Verfassung zum Heil des Ganzen eingeräumten Schranken in das schrankenlose Feld der Revolution hinaus, welche in ihrer Maßlosigkeit den regierenden Theil nöthigt, zu noch stärkern Beschränkungen zu greifen, und, wenn es zum äußersten Kampfe kommt, am Ende entweder zu unterliegen oder in den Despotismus überzuschlagen, um die der Anarchie verfallene Gesellschaft zu retten, aber freilich um einen Preis, der Niemanden des Geretteten froh werden läßt.

Ist es aber so weit gekommen, daß selbst der echte Conservatismus nichts mehr vermag, ohne seine Bestimmung aufzugeben, so ist zwar immerhin noch etwas da, was den allgemeinen Einsturz und Zerfall aufhält. Es sind das die heiligen Satzungen und Institutionen der christlichen Religion, die noch mit dem Wall und Damm ihrer sittlichen Macht

dem Ungestüm der Massen entgegensteht. Diese aus der Mitte zu räumen, ist daher die eifrigste und leidenschaftlichste Sorge der Feinde einer gottgewollten Ordnung. Nicht mehr zwar mit der plumpen Abschaffung des christlichen Gottesdienstes und mit der Erhebung einer Dirne als Vernunftgöttin auf den Altar will man der Kirche beikommen, sondern nur durch Escamotage ihrer ewigen Grundlage, der heiligen Schrift, und der daraus hergeleiteten zu Recht-bestehenden Ordnungen, mittelst welcher noch da und dort falschen Ideen und schlechten Leidenschaften ein Damm entgegengestellt und ein Theil der guten alten Sitte und Zucht erhalten wird.

Darum gilt im Grund der Hauptkampf in der Gegenwart dem unverfälschten Evangelium und Allem, was noch in irgend einer festen Form mit demselben zusammenhängt. Denn es darf keine der christlichen Kirchen wähnen, daß die Gefahr, welche zunächst der einen droht, die andere verschonen werde! Der Feind aller Gotteswahrheit und Vater der Lügen hat es vorherrschend durch die täuschendsten Sophismen auf Austilgung alles bisher in Kirche und Staat zu Recht Bestehenden abgesehen. Rechte Gottes und Rechte der Menschen, Rechte der Regierungen und Rechte der Völker, so fern sie aus jener ewigen Quelle fließen, bekämpft er so lange, bis er selbst überwunden und gebunden wird von Dem, welchem kein Starker ewig widerstehen kann.

Daß ungeachtet des begonnenen großen Abfalls, den übrigens der Mund der heiligen Offenbarung geweissagt hat, der Endsieg auf Seiten Gottes und seines Christus sein wird, wissen wir; bis aber das Reich, das die Erfüllung aller Hoffnungen und Bitten der Christgläubigen ist, zur vollen Erscheinung kommt, führt der Kampf der Gegensätze noch durch manche Katastrophen des Völker- und Menschheitsgeschicks hindurch, welche von Epoche zu Epoche immer heftiger und universeller auftreten, auch gegen das Ende hin immer rascher sich folgen werden, und deren schwerste und letzte das gewaltig einbrechende Gericht über die abgefallene Christenheit enthält, nach welchem die vielgeprüfte und siegreich bewährte Gemeinde des Herrn ihre ewig bleibende Stadt finden wird, darin er selbst die Leuchte ist.

Inzwischen aber werden von Zeit zu Zeit noch mitten eintretende Ruhepuncte kommen, in welchen die treuen Streiter (und es finden sich solcher, die vor dem Baal des Tags ihre Knie nicht beugen, doch noch mehr, als der Zweifel sieht und der Unglaube weiß) neue Kraft für die sich wiederholenden Kämpfe schöpfen können, wobei sie frei und froh an dem ihnen beschiedenen Tagewerke arbeiten und aufgehobenen Hauptes das Ziel ihrer Hoffnung immer näher kommen sehen. Sie werden daher bei aller Überzeugung von der kommenden Wendung und Endung der Dinge nicht müde, für die positiven Güter des Lebens in Staat, Kirche und Sitte mit Allem, was sie sind und haben, muthig einzustehen. Sie

streben unabläſſig — und darin eben beſteht die ſittliche Wirkung der Geſchichte —, ſich über das Befangende der wechſelnden Zeitſtrömungen und Schickſale zu erheben, ſich dort auf eine freie Warte zu ſtellen und ſich von Oben mit tapferm Muth und heiliger Kraft durchdringen zu laſſen, die ſie zum Lebenskampf für das Heilige, Rechte und Wahre bedürfen. Solch ein Ringkampf, in welchem der Gottesſtreiter nicht an ſich und ſeinen Lorbeer denkt, ſondern an das Heil und Wohl Anderer und an die Rettung des Ganzen, kann nicht ohne Erfolg, nicht ohne Sieg und Segen bleiben von Dem, für deſſen alleinige Ehre er kämpft. Darum will auch er in ſeinem Kampfeslauf nicht ſtille ſtehen, ſondern munter und friſch fortſchreiten — nicht zwar auf dem Wolkenpfade weſenloſer Phantasmagorieen und bodenloſer Idealgebilde, ſondern auf dem Wege weiſer, an das geſchichtlich Gegebene anknüpfender Reformen, die auf das wahrhaftige Glück der Menſchen abzielen: denn er weiß, daß ein bloß auf das Sinnenweltliche gerichteter Fortſchritt keine Verheißung hat, ſondern nur zur raſchern Selbſtauflöſung des von demſelben gehegten und gepflegten Weltweſens führt, welches — indem es die beiden großen, von Gott geordneten pädagogiſchen Inſtitutionen, den Staat und die Kirche, auf einen andern Grund, als der von Ihm gelegt iſt, verrücken will, unbewußt an ſich ſelbſt das göttliche Strafurtheil vollzieht, bis endlich jenes weſentliche ewige Reich kommt, von welchem die bisherige Ökonomie nur ein vergängliches Schattenbild war.

Nachricht.

Die geehrten Besitzer dieses Werkes werden hierdurch davon in Kenntniß gesetzt, daß zum **Einbande** der 6 Bände desselben von dem Verleger

Sechs Decken in englischer Leinwand **mit Impressen** und **symbolischer Goldverzierung** nach Zeichnungen von Julius Schnorr für 2 fl. 6 kr. oder 1 Thlr. 8 Ngr. baar

bezogen werden können, zu deren Bestellung dieser Lieferung ein Formular beigegeben ist.

Ferner erscheint bei demselben Verleger als

Supplement zu Dittmar's Geschichte der Welt in 6 Bänden

1) ein vollständiges Namen- und Sachregister in gleichem Format. 20 Sgr.
2) Historischer Atlas nach Angaben von H. Dittmar, revidirt, neu bearbeitet und ergänzt von D. Völter. Vierte vermehrte Auflage.
   I. Abthlg. Atlas der alten Welt. II. Abthlg. Atlas der mittleren und neueren Geschichte. Zusammen 18 Karten.
3) Sechs Titelkupfer zu Dittmar's Geschichte der Welt nach Zeichnungen von Jäger, Ihlée, König, Veith, Roux, in schönem Stahlstich.
   Atlas und Bilder zusammen in 3 Lieferungen jede zu 20 Ngr.

Von demselben Verfasser sind ferner erschienen:

Geschichte der neueren und neuesten Zeit vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. Drei Abtheilungen. geh. fl. 10. 30 kr. oder Thlr. 6. (Aus der Geschichte der Welt besonders abgedruckt.)

Die Geschichte der **griechischen Welt,** von ihrem Ursprung bis zu ihrer Berührung mit der römischen. Mit 1 Titelkupfer und 3 historisch-geographischen Karten. Geb. fl. 2. 48 kr. oder Thlr. 1. 18 Ngr. (Aus der Geschichte der Welt besonders abgedruckt.)

Die Geschichte der **römischen Welt,** von der Urzeit Roms bis zur Verwandlung der Republik in das Kaiserreich. Mit 1 Titelkupfer und 2 historisch-geographischen Karten. Geb. fl. 2. 48 kr. oder Thlr. 1. 18 Ngr. (Aus der Geschichte der Welt besonders abgedruckt.)

Die
Weltgeschichte
in einem leicht überschaulichen, in sich zusammenhängenden Umrisse für den Schul- und Selbstunterricht
von
Dr. Heinrich Dittmar.
Achte Auflage. fl. 1. 40 kr. od. Thlr. 1.
Geb. mit Kupfern Thlr. 1. 10 Ngr.

Leitfaden der
Weltgeschichte
für untere Gymnasialklassen oder lateinische Schulen, Real- und Bürgerschulen, Pädagogien und Töchteranstalten
von
Dr. Heinrich Dittmar.
Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.
54 kr. oder 16 Ngr.

Dr. H. Dittmar, Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Für den Schul- und Selbstunterricht. Vierte neu bearbeitete Auflage. fl. 1. 40 kr. oder Thlr. 1. — Geb. mit Kupf. Thlr. 1. 10 Ngr.

Als Anhang zur deutschen Geschichte und zum Umriß der Weltgeschichte:

Abriß der Bayrischen Geschichte. 24 kr. oder 8 Ngr.
Abriß der Geschichte des Preußischen Staats. 18 kr. oder 6 Ngr.
Abriß der Geschichte des Oesterreichischen Kaiserstaats. 14 kr. oder 4 Ngr.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.